
Westermanns Monatshefte
Georg Westermann Verlag



Westermanns

Illustrierte Deutsche Monatshefte.



Ein Familienbuch

für das

gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Siebenundfünfzigster Band.

Oktober 1884 bis März 1885.

Braunschweig.

Druck und Verlag von George Westermann.

1885.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Neunundzwanzigster Jahrgang. Siebenundfünfzigster Band.



Verzeichnis der Mitarbeiter

am

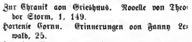
siebenundfünfzigsten Bande

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Inhalt

des siebenundfünfzigsten Bandes.



Namen- und Sachregister

zum siebenundfünfzigsten Bande.



Zur Chronik von Grieshuus.

Novelle
von
Theodor Storm.

I.

Zu meinen Jugendfreuden in der Heimat, wo uns die alte Gelehrtenschule nicht zu sehr den Geist einschnürte, gehörten die Wanderungen aus der Stadt ins Freie. Zwar ging es nicht wie anderswo durch Feld und Wald, auch selten nur durch Feld und Busch; denn nach Süden hin dehnte sich die Marsch mit ihrer weiten, von Wassergräben durchschnittenen Weidefläche, während nordwärts, zu Osten der nordfriesischen Küste, die sandige Geest aufsteigt, ohne Wälder oder Bäume, nur selten mit Schwarz- oder Weißdornbüschen auf den niedrigen Wällen, welche die einzelnen Felder voneinander scheiden. Gleichwohl fand sich für die Knabenseele Augenweide und anregendes Geheimnis hier genug: über den Sand am Wegrande huschten die Schlupfwespen, flogen die schönen grünen oder kupferfarbigen Eicindelen; an den gelb schimmernden Abstürzen der Sandgruben, die man hier und da passierte, zeichneten sich die dunklen Eingänge zu den unabreichbaren Nestern der Uferschwalbe; kletterte man hinauf und stampfte oben auf der dürren Bodendecke, so huschten einer nach dem anderen die schlanken Vögel aus ihren Höhlen und wimmelten oft scharenweise in der Luft, während über ihnen aus nimmer müder Kehle der unabläßige Gesang der Lerche tönte.

Wohin es aber an freien Nachmittagen mich am stärksten lockte, was auch noch jetzt mit seinem weltfremden Zauber durch den rauschendsten Buchenwald mir nicht ersetzt wird, das war die Heide, welche derzeit nach dieser Richtung hin noch unabsehbare Strecken mit ihrem braunen Steppenkraut bedeckte; besonders eine Stelle, welche von der Stadt aus nur nach mehrstündigem Wandern zu erreichen war, die ich aber gleichwohl am liebsten und fast immer nur allein besucht habe; und deutlich steht es vor mir, wie ich sie zuerst entdeckte.

Ich saß schon eine Zeit lang auf den Bänken unserer Prima, als ein stürmischer Oktobernachmittag mit seiner nordischen Sagenstimmung mich hinausgelockt hatte:

kein Tier ließ sich sehen, der feine Sand flog in Wolken vor mir auf; nur einmal huschte ein grauer Vogel über den Weg und verschwand in einer Ritze des seitwärts laufenden Steinwalles. Nach ein paar Stunden erreichte ich ein kleines Dorf; es lag zwischen mageren abgeheimsten Feldern; der aus rohen Feldquadern aufgemauerte Turm der tiefliegenden Kirche überragte kaum die niedrigen, nur selten durch eine Pappel oder Rüster halb verdeckten Strohdächer. Jenseit desselben begegnete mir ein alter Mann mit einer Furke auf der Schulter. „Guten Tag!" rief ich durch den Gegenwind ihm zu; „guten Tag auch!" wiederholte der Alte wie im Wiederhall. Ich sah es nicht, aber ich glaubte es zu fühlen, wie er stehen blieb und mir verwundert nachsah.

Ich schritt rüstig durch den Wind hindurch; bald auf schmalem Feldweg, bald quer über Feld und Wälle; ein paarmal flog die Mütze mir vom Kopf, aber der Boden stieg jetzt merklich aufwärts, und so war sie immer wieder bald zu haschen. Endlich stand ich vor der eingestürzten Wand einer ungewöhnlich großen, aber, wie es schien, seit lange außer Brauch gesetzten Sandgrube, welche mir jeden weiteren Ausblick wehrte. Als ich mit Hilfe einiger Ginsterbüsche emporgeklettert war, befand ich mich auf einer ebenen Fläche; doch kaum ein halbes Tausend Schritte weiter ging es, wenn auch ganz allmählich, wieder abwärts. Und da hatte ich sie, die Heide!

Die Zeit ihrer Blüte mit dem bläulich roten Seidenschimmer war vergangen; düster in ihrer ganzen feierlichen Einsamkeit lag sie vor mir: ein breites, muldenförmiges Thal, anscheinend ohne Unterbrechung von der dunklen Pflanzendecke überzogen, das sich wohl eine halbe Wegstunde weit zu meinen Füßen dehnte und sich dann durch die zusammenlaufenden, fast ganz mit niedrigem Eichenbusch bedeckten Höhen abschloß.

Ich war oben bis an den Rand der Fläche vorgetreten: ein schmaler, anscheinend wenig benutzter Fußsteig lief in das Heidekraut hinab und mochte drüben an dem jetzt kaum erkennbaren Ausgange der Thalmulde wieder zur Ebene emporsteigen. Als meine Blicke länger an dem fernen Punkt gehaftet hatten, meinte ich den Rest eines turmartigen Mauerwerkes zu gewahren; aber die Dämmerung brach jetzt rasch herein; im Westen lagerte unter schwarzvioletten Wolken ein Streifen düsteren Abendrotes, und die Nacht begann das Heidethal zu füllen. Auf den Höhen hörte ich wohl das Sausen des Windes in den Krüppeleichen, aber meine Augen sahen bald auch hier nur ein unterschiedloses graues Wogen. Nur meine Phantasie hatte sich dort den Turm erbaut: „Nicht jetzt; einst," so sagte ich mir, „hatte dort ein solcher Bau gestanden"; denn ich glaubte plötzlich zu wissen, wohin der Zufall mich geführt hatte. Nicht, daß ich jemals selber hier gewesen wäre, aber mit aufhorchenden Knabenohren hatte ich, und mehr als einmal, von diesem Orte reden hören.

Ich wandte mich zurück, denn es trieb mich, trotz der Dunkelheit noch nähere Zeichen aufzuspüren; auch hatten am Westhimmel die Wolken sich verzogen, und es leuchtete noch ein letzter Abendschimmer über den mit kurzem Gras und Thymian bewachsenen Boden. Und bald, hin und wieder gehend, erkannte ich breite Streifen auf demselben, die in hellerer Färbung nicht so ganz das karge Licht verschlangen, wo wie aus Schutt nur dürre Halme aufgeschossen waren.

Augenscheinlich hatte ich drei Seiten eines geräumigen Vierecks vor mir; zwei derselben liefen bis an den Rand der Grube; die fehlende, welche das Ganze abgeschlossen hatte und von der an der Südostecke nur noch ein Stück erkennbar war, mußte darüber hinausgelegen haben und später fortgegraben sein. Als ich mich über den Rand der Grube beugte, bemerkte ich drunten ein paar gewaltige Granitquadern, wie sie zu Fundamenten breiter Mauern dienen, welche zwischen Backsteintrümmern aus dem Sande ragten. Gegenüber, nach der Thalmulde zu,

schien eine kleinere viereckige Zeichnung zwischen schmaleren Streifen anzudeuten, daß einst das Thorhaus hier gewesen sei. „Grieshuus!“ rief ich fast laut. „Hier hat Grieshuus gestanden!“

Noch einmal war ich gegen den Rand der Fläche vorgetreten und blickte in die jetzt so große Einsamkeit hinaus. Es reizte mich, da vor meinen Füßen den nur noch für die nächsten Schritte erkennbaren Heidestieg hinabzugehen; aber — ein Wort war plötzlich in mir laut geworden: „Die schlimmen Tage!“ Wenn eben jetzt die schlimmen Tage wären! — Unwillkürlich hielt es mich zurück: ein Aberglaube schwebte über dieser Heide, der letzte Schatten eines düsteren Menschenschicksals, womit ein altes Geschlecht von der Erde verschwunden war. Es sollte eine Zeit im Jahre geben oder einst gegeben haben, wo dem, der nach Sonnenuntergang dies Thal durchschritt, etwas Furchtbares widerfuhr, das die Kraft seines Lebens abstumpfte, wenn nicht gar völlig austhat.

Auch war nicht alles Sage; man wußte noch von denen, welche als die Letzten hier gehaust hatten, wo jetzt der Sturm über die Heide fegte. Zum Teil lag es in alten Archiven, und es kam jeweilig bei dem Aufsuchen eines vergrabenen Dokumentes mit einem oder anderen Brocken an das Tageslicht; anderes hatten die Augen der damals Lebenden gesehen, oder ein Wort, ein Ton, den man zu deuten wußte, hatte hier oder dort die Luft ihnen zugetragen; und an Winterabenden, hinter dem Bierkrug wie am Spinnrad, nicht nur im Dorfe, auch drüben in der Stadt, saß man beisammen und erzählte und fügte scheinbar sich Fernliegendes aneinander, von den Urahnen herab bis fast in den heutigen Tag; denn außer auf einem gar bald fürstlich und dann königlich gewordenen Gute hatte kein anderes Adelsgeschlecht in unserer Nachbarschaft gesessen.

* *
*

An jenem Tage war ich spät erst heimgekommen, freilich zum Schlafen früh genug, denn immer wieder stiegen die alten Mauern vor mir aus dem Boden; ich stand in dem umschlossenen Hofe und sah durch den gewölbten Thorweg auf das Heidethal hinaus; auf beiden Höhenseiten zogen sich jetzt dichte Eichenwälder bis drüben an den Aufstieg, wo ihre Kronen sich vereinten; der Mond stand am Himmel und beleuchtete dort ein stumpfes Turmgemäuer; mir war, als sähe ich eine hohe Gestalt in die Heide hinabschreiten und dort verschwinden. Während von den Höhenseiten das Rauschen der mächtigen Laubmassen, die der Sturm bewegte, an mein Ohr drang, hatte ich mich umgewandt: ich sah auf die langgestreckte Front des Hauses, dessen graue Mauern von einer Doppelreihe niedriger Fenster durchbrochen waren; in der Mitte unter einem spitzen Treppengiebel lag das hohe Hausthor, von welchem eine Steintreppe mit breiten Beischlägen auf den weiten Hof hinablief. — Schon wollte ich hinauf und in das Innere des Hauses treten; aber das Brausen des Sturmes wurde stärker, und ich sah plötzlich nichts, als nur den Sand in Wirbeln über einem leeren Absturz treiben.

Die Bilder, die in dieser Nacht in mir lebendig wurden, waren nicht nur Phantasiegemälde; in einem älteren Werke über die einstigen Herrensitze unseres Landes, das vor Jahren in meine Hand gekommen war, hatte ich den Grundriß nebst einer kleinen äußeren Ansicht von Grieshuus gefunden und mich schon derzeit ganz darin vertieft. Von nun an aber ließ es mir keine Ruhe mehr; wo ich irgend in Schrift- oder Druckwerk oder im Gedächtnis eines Menschen derart Verborgenes witterte, mußte es hervorgegraben werden; vom Bürgermeister bis zu dem würdig redenden Barbier und Amtschirurgus, dessen Becken wie der Staupbesen unseres letzten Scharfrichters durch Jahrhunderte auf den derzeitigen Inhaber herabgeerbt waren, mußten mir alle still halten. Auch trugen mein Fleiß und meine Unverschämtheit mir unerwartet reiche Frucht; mein Vater aber, wenn er mich die eingeheimsten Kunden in das eigens dazu hergerichtete

Heft eintragen sah, nannte mich scherzend den „Chronisten von Grieshuus“.

Und als solcher, nachdem seit damals wiederum ein halb Jahrhundert abgelaufen ist, will ich jetzt erzählen.

Erstes Buch.

Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts und noch während eines Decenniums später saß zu Grieshuus ob der Heidemulde, „bawen de Heidkul“, wie es in gleichzeitigen Akten heißt, ein Junker, dessen Name seit lange aus den Geschlechtsregistern unseres Adels verschwunden ist; auch weiß man von ihm selber nicht viel mehr, als daß seine Wirtschaft und sein Wappen die beiden Dinge gewesen sind, von denen er, wenn überhaupt, beim guten Trunk am breitesten geredet hat; wie er dafür gerühmt worden, daß er seinen Acker nicht verunkrauten lasse, so hat er auch mit lebender und fast mit toter Hand gewehret, daß sein adeliges Blut sich nicht an dem gemeinen roten Blut verfärbe. Gereiset ist er stets im Sattel; doch wenn die Glocken zum Gottesdienst geläutet haben, ist er in einen hohen Kastenwagen mit roten Rädern eingestiegen, denn als Patron der Kirche stand ihm allein das Recht zu, auf den Kirchhof bis vor den Eingang in die Kirche hinzufahren; das durfte nicht versäumet werden. An der Ostseite der Kirchenmauer, wo seines Stammes Gruftkapelle war, sieht man noch jetzt zwei ungefüge Ringe, an denen der Fuhrknecht dann die Pferde anband.

Aber das alte Haus hat derzeit, die seinen ungerechnet, nur auf vier Augen noch gestanden. Ein Paar von Zwillingsbrüdern ist es gewesen, im Anfang fast sich gleich an Antlitz und schlanker Wohlgestalt: ein schmales Haupt mit hart an der vorspringenden Nase stehenden Augen und schwarzbraunem Haupthaar ist allen dieses Geschlechtes eigen gewesen; bei dem ältesten der Brüder aber, dem Junker Hinrich, hat an den Schläfen sich das Haar gleich einem dunklen Gefieder aufgesträubt, so daß man ihn mit seinen grauen, oft jähe Funken werfenden Augen einem Adler soll verglichen haben. Bei dem Junker Detlev dagegen ist das anfangs wellige Haar allmählich schlichter worden, bis es in Strähnen auf das Wams herabfiel, und wenn, was drum nicht seltener geschehen, Zorn oder Grimm ihn überkommen, so sind seine Augen wie stumpf geworden, und hat niemand sehen können, was dahinter vorgegangen. Es ist nicht kund geworden, daß er den Hörigen oder dem Gesinde etwas Übles angethan; aber dennoch sind sie gern ihm aus dem Weg gegangen, als ob solches gleichwohl von ihm zu fürchten sei.

Zwischen den Brüdern soll kaum je ein Zank, noch weniger aber eine Kameradschaft gewesen sein; ersteres wohl nur, weil jeder seinen eigenen Weg gegangen ist; denn während der jüngere Liebkind des Informators gewesen und auch noch nach den Lehrstunden in ihrer Kammer über den Büchern gesessen ist, hat der ältere alsbald den Knechten und Bauern draußen bei der Arbeit zugesehen, auch wohl selber Sichel und Pflug mit angefaßt; am liebsten ist er aus dem Thorweg und dann geradezu den Fußsteig durch die Heidemulde hinabgerannt und hat drüben oberhalb des Ausstiegs, wo mit den Kronen die Wälder zueinander traten, bei dem alten Revierjäger angeklopft, der dort mit einem Knecht in einem turmartigen Ausbau hauste. Unterweilen, wenn er trotz dessen Warnung an Spätherbstnachmittagen, sein Käppchen in der Hand, mit heißen Wangen durch das Hofthor stürzte, hat wohl der Alte ihn gescholten: „Was ist das? Du hast den Wolf gesehen!“ und: „Komm mir so allein nicht wieder, Junker!“ Dann hat der Bube nur gelacht: „Brumme nicht, Ow' Heikens! Komm und laß uns nun die Grube richten!“ Und dann ist der Alte doch nur zu gern mit ihm gegangen.

Der Vater mochte, sofern er darum wußte, das alles so geschehen lassen; denn obwohl ihm das Gut zu freier Erbverfügung stand, so war doch nach Haus-

und Landesbrauch der Erstgeborene allezeit als künftiger Gutsherr angesehen worden, auch mag der Knabe selber solchen Sinns gewesen sein; die Bauern aber und die Hofesleute sind, je mehr die Brüder aufgewachsen, des nur immer froher worden.

Zwar ist der Junker Hinrich, wie auch sonst die meisten seines Stammes, jach zur That gewesen; der Bibelspruch, das „Selig sind die Sanftmütigen“, den bei der Einsegnung der beiden Brüder ihm der Geistliche auf den Weg gab, hat dagegen nicht verschlagen wollen. Denn nicht lange danach ist es gewesen, an einem Novembernachmittag; die Dämmerung fiel schon herab, und noch immer suchte er nach seinem weißen Leibhund, den er seit Mittag schon vermißte. Grollend war er aus dem Thorhaus und bis zum Abstieg vorgeschritten: „Tiras! Tiras!“ schrie er; dann ließ er durch die Finger einen gellen Pfiff erschallen, und alsbald, da er sich lauschend vorgebeugt, kam es wie Klagelaute drunten aus der Heide. Da lief er in das hohe Kraut hinab, dem Schalle folgend, der wieder und immer näher ihm entgegendrang; und schon erkannte er einen von den Knechten, der trug das große Tier auf seinen Armen. „Was soll das?“ rief er. „Laß den Hund zu Boden!“

Der Hund aber streckte winselnd den Kopf nach seinem Herrn. „Es geht nicht,“ sagte der Knecht; „unten am Moorloch hat er im Fuchseisen festgesessen.“

Der Junker stieß einen Fluch aus und wuchtete in der Hand den dicken Knotenstock, womit er es vorhin dem Hunde zugedacht hatte. „Wo ist Hans Christoph?“ frug er. „Er sollt es fortnehmen; schon vor Mittag hab ich's ihm geheißen!“

„Der Junge ist was vergeßlich, Herr; ich denke, er ist wohl schon zu Hof gegangen.“

Als der Junker nach der wunden Pfote faßte, schrie das Tier erbärmlich. „Vorwärts!“ rief er dem Knechte zu; „wir wollen auch zu Hof!“

Der Junge Hans Christoph aber stand noch droben vor dem Thorhaus und ein süßes zehnjähriges Dirnlein neben ihm. „Was willst du denn so spät noch?“ frug er; „es wird ja balkendunkel, eh du wieder heim im Dorf bist; und hörst du? Es kommt Unwetter aus Nordwest!“

„Ja,“ sagte sie und nickte mit ihrem blonden Köpfchen, „ich fürcht mich auch; aber ich trag hier Schriften, die so spät erst fertig worden; mein Vater hat sie für euren alten Herrn geschrieben, und du könntst sie ihm wohl bringen; ich scheu mich so vor ihm.“

Aber Hans Christoph antwortete nicht; mit entsetzten Augen starrte er auf den kleinen Zug, der eben jetzt den Heidestieg hinaufkam; denn in erschreckender Deutlichkeit baumelte das vergessene Eisen an der Hand des vorausgehenden Knechtes; darüber erblickte er den weißen Hund, der gleich einem wunden Wild auf seinen Armen lag. Und schon waren sie oben, und der Junker stand mit grimmem, schier verzerrtem Antlitz vor dem Jungen.

„Herr! Ach, Herr!“ Im Schrecken suchte der des Junkers Arm zu fassen, aber schon hatte der Knittel auf des Jungen Kopf getroffen, daß er lautlos auf den Boden fiel.

Ein Schrei des blonden Dirnleins aber hat die Stille unterbrochen: „Pfui, pfui, der böse Junker!“ Unter stürzenden Thränen die Schriften, die sie noch in Händen hatte, von sich werfend, ist sie den Seitenstieg hinabgerannt, der um die Gebäude nach dem Dorfe führte.

Der Junker Hinrich, der wie leblos dagestanden, ist plötzlich aufgefahren: „Bärbe! Bärbe!“ denn er pflegte sonst mit ihr manch gütig Wort zu reden; dann aber, da sie ihn nicht hörte, hat er sich über den wimmernden Jungen auf den Boden hingeworfen, Haar und Wangen ihm gestreichelt und ihn letzlich mit dem Knechte nach seiner Kammer und auf sein eigen Bett getragen.

Die dicke Ausgeberin, die mit der Magd schon vor der Küchenthür gestanden, ist emsig hinterher getrabt. „Nun, Junker, da habt Ihr Sauberes angerichtet; da draußen nichts als Nacht und Unwetter, und der Chirurgus meilenweit drüben in der Stadt!“

Der Junker hat kein Wort darauf erwidert, aber er ist fort und nach dem Hof hinabgerannt. Und kaum eine Stunde später hat er auf seines Vaters großem Rappen vor dem Stadtthor angehalten. Als aber nach vielem Rufen ihm geöffnet worden, war auf den dunklen Gassen groß Gewimmel und Gejauchze; war doch am Nachmittage von gesamten Zimmerleuten aus Stadt und Amt der neue Galgen vor dem Osterthore in Präsenz des worthabenden Bürgermeisters aufgerichtet und ihnen dann frei Bier in großen Tonnen von dem Magistrat verabreicht worden. Da haben auch die anderen Gewerke nicht trocken sitzen wollen und sind auf den Abend viel lustiger Leute in der Stadt gewesen. Vor einem Häuschen, das sich auch im Dunklen durch die im Winde klappernden Becken kenntlich machte, hatte der Junker seinen Rappen angebunden: „Holla, Frau Meisterin, ist denn Ihr Mann noch auf den Beinen?"

Die alte Frau, die mit einem qualmenden Lämpchen im Hausflur vor ihm stand, gab keine Antwort; mit verstürztem Antlitz wandte sie sich um und lief in eine Kammer. „He, Nikolaus, Nikolaus!" hörte er sie rufen; „der Junker von Grieshuus steht draußen!"

Aber der Junker stand schon in der Kammer und vor der Bettstatt, wo der Amtschirurgus schnarchend und voll süßen Bieres auf den Kissen lag. Da haben er und die Frau Meisterin den trunkenen Mann mit gütlichen Worten sanft gerüttelt, bis die müde Seele wie aus eines Brunnens Tiefe an die Oberwelt gelangt ist; als aber die mageren Beine nicht aus der Bettstatt vorwärts wollten, hat der Junker zur Ermunterung mit seiner Peitsche hin und her geklatscht und, da die Frau hierüber schier erschrocken worden, dem Manne selbst in Wams und Hosen helfen müssen: „So, Meister Nikolaus; Er braucht heut keine Sporen, und soll der Ritt Ihm gut vergolten werden!" Dann hat er ihm den Mantel umgeworfen und den Hut aufs Haupt gestülpt: „Nun das Verbandzeug und das Apostalipflaster!"

Und ehe er sich's versehen, hat der Amtschirurgus hinter dem Junker hoch zu Roß gesessen, die Knie aufgezogen, die Hände um des Reiters Leib geklammert.

„Ade, Frau Meisterin!" Und unter des Junkers Sporen ist der hochbeinige Rappe durch die dunklen Gassen hingeflogen, dann durch das Thor und über die Felder in die Nacht hinaus. Als sie schon nahe an Grieshuus bei der Kirche im Dorf vorüberbrausten, hat der Küster, der eben von einer Hochzeit kam, ein „Alle guten Geister!" ausgestoßen; er hat gemeinet, daß ihm ein Hexenpaar vorbeifliege, denn der Mantel des Amtschirurgus hat wie ein Weiberrock im Wind gestanden.

Und endlich klapperten des Rappen Hufen in der Thorfahrt von Grieshuus.

„Da bring ich ihn, Greth Lise!" rief der Junker fröhlich, als er den hageren Chirurgus vorab in die Kammer schob.

„Still, still, Junker Hinrich!" Und die wackere Alte, welche des Jungen Kopf mit Wasser kühlte, nickte dem Eintretenden abwehrend mit der Hand: „Hier liegt ein Kranker, den Ihr selbst gemacht habt."

Da warf der Junker sich vor dem Jungen an die Bettstatt: „Hans Christoph, verklag mich nicht da oben! Wir wollen's noch bei Lebzeit wett zu machen suchen!" Der Bursche aber richtete sich stöhnend auf den Ellenbogen in die Höhe, so daß die Füße mit den groben Nagelschuhen, die man nicht abgenommen hatte, aus den Decken fuhren. „Junkherr," sagte er bittend, „dann lasset unseren Tiras auch von dem Balbierer doktern!"

„Den Tiras, Christoph?" Dem Junker wollte die Stimme nicht recht aus der Kehle, und eine Weile hat er ihm nur eifrig zugenickt: „Ja, ja, Hans Christoph; auch den Tiras!"

Und danach hat der Amtschirurgus, dem der Nachtwind allen Dunst vom Hirn gefeget, sein barmherzig Werk verrichtet, an dem Jungen erst, dann an dem Hunde; und an beiden ist die Kunst des Mannes nicht zu Schanden worden.

Zwar hat der Herrensohn noch manche

Nacht im Wechsel mit der unermüdlichen Greth Lise Krankenwacht gehalten; als aber eines Morgens der weiße Hund mit Sprüngen in die Kammer tobte und dann der Junker rief: „Tiras! Hallo, so gieb Hans Christoph doch die Pfote!“ da hat der Junge vor Freuden hell aufgelacht und ist nach ein paar Tagen von seinem Bett erstanden.

Nur nach dem blonden Dirnlein hat Junker Hinrich noch manch ein Mal vergebens ausgesehen, auch unterweilen sich verdrossen abgewandt, wenn statt ihrer ein verhutzelt Männlein mit Schriftwerk in der Hand den Anberg zu Grieshuus hinaufgestiegen ist.

* *
*

Von dem jüngeren Zwillingsbruder, welcher derzeit in der Klosterschule zu Bordesholm gesessen, ist solcherlei Gewaltthat niemals kund geworden. Als man später ihm davon berichtet, hat er zu beidem, was vor und nach geschehen, den Kopf geschüttelt und nur gesagt: „Er weiß nicht, was uns ziemet.“ Zu dem Bruder selber hat er nie ein Wort davon geredet.

Auf der Universität zu Leipzig, die er bald danach beschritten, hat er Juridica und Humaniora mit Fleiß traktiert, auch sich in allen Dingen wohl verhalten; insonders bei der welschen Kleiderhoffart, die dort arg im Schwange ging, ein jedes Übermaß vermieden. Gleichwohl, da er während der Vakanzzeit eines Sonntagnachmittages mit dem Bruder durch das Dorf hinabschritt, reckten alle Bauern nebst Kindern und Gesinde den Hals aus Thür und Fenstern, um den gelehrten Herrn in seiner Alamodekleidung mit dem weiß gepuderten Kopfe, Kniebändern und Manschetten nachzuschauen. Als später Junker Hinrich den Weg allein zurückschritt, im grauen Wams, die Ledermütze mit der Falkenfeder auf dem dunklen, kurz gestutzten Haupthaar, da waren es nur die jungen Dirnen, die möglichst weit die Augen aufthaten; doch waren sie in die Tiefe des dunklen Flurs zurückgetreten oder bargen sich hinter der offenen Hausthür und sahen heimlich durch den Spalt, so lang es irgend reichen mochte.

Es wäre nicht not gewesen; der Junker Hinrich hatte kein Auge für die Dirnen; so wenig, daß die jungen Knechte, die sich des doch hätten getrösten mögen, von ihm zu sagen pflegten, der Junker Hinrich sei wohl schon ein Kerl, nur in dem einen nicht.

Um ein paar Jahre später hat gleichwohl auch ihm seine Stunde schlagen müssen; eine schicksalschwere, mit der die letzte seines Hauses angebrochen ist.

* *
*

Jene arge Zeit war damals über unser Land gekommen, deren Greuel unter dem Namen des „Polackenkrieges“ noch lange im Gedächtnis blieben ist. Zwar unser Herzog führte keinen Krieg, er redete zum Frieden; aber von den Streitenden war der junge schwedische Kriegsfürst seiner Tochter Mann, der mißtrauische Dänenkönig war der Mitregent der Lande und schonte weder diese noch den Herzog, seinen Schwestersohn. Nicht dessen drückende Brandschatzung indessen war das Schlimmste; aber ihm zur Hilfe überschwemmte fremdes Volk das Land: Kaiserliche und Brandenburger, am gefürchtetsten die Polen, unter denen Türken und Tataren mitzogen; sie plünderten und vergewaltigten und erschlugen, so sie es vermochten, was sich widersetzte.

Unter den also Couragierten zählte ein alt verbissenes Männlein, das zeit seines Lebens mehr die Feder als die Waffen geführt hatte. In seinen besten Jahren ein herzoglicher Kornschreiber, hatte er noch vor Schluß seines Mannesalters eine städtische Waise zur Ehe einzufangen verstanden und seit diesem einträglichen Geschäft seinen Dienst quittiert. Er hatte drunten in der Stadt sich in dem Erbhaus seines Weibes eingerichtet, nach eigenem Behagen dem Schreibwerk obliegend, das ihm von Kirchen- oder Gasthausvorstehern oder anderen mit der Feder ungewandten Bürgern genugsam angetragen wurde. Aber die Frau verstarb im ersten Kindbett und ließ ihm statt ihrer eine

Tochter, deren spätere Schönheit man weder der Mutter noch dem überlebenden Vater nachzurechnen wußte; diesem selbst aber, so gern er sonst abends in der Schenke seine Weisheit ausgeboten hatte, war seitdem die Stadt verleidet worden, sei es ob so plötzlicher Verwaisung seines Hauses, sei es wegen Haders mit der Sippe seines Weibes, die das Neugeborene nicht in seinen Händen lassen wollte.

Nun war es schon über ein Jahrzehnt, daß abseit des Dorfes unterhalb Grieshuus sich zur Verwunderung der Bauern ein städtisch Männlein angesiedelt hatte, das Sommer und Winter in spitzem Hut und einem Vielfraßpelze in die Kirche ging. Das vom Hofherrn in Erbhäuer erworbene Grundstück hatte es zum Garten umschaffen, es dann mit Wällen einschließen und diese dann mit Weißbuchen und Hagedorn dicht bepflanzen lassen, so daß, als nählich die Hecken aufgewachsen waren, die Giebelseite des kleinen Hauses wie aus einem grünen Nest hervorsah, während ringsum kahle Felder lagen.

Wer am Winterabend durch die kleinen Scheiben hier hineingesehen hätte, würde den Alten meist mit der Feder in der Hand erblickt haben, vor einem Bogen gelblichen Papieres, worauf bei kargem Kerzenlicht ein Schreibwerk langsam weiterrückte. An Sommertagen mußte man ihn im Garten bei seinen Immenkörben suchen, die dort gegen Osten in doppelten Reihen übereinander an dem hohen Zaune aufgestellt waren. Hier konnte man auch wohl das blonde Dirnlein sehen, das mit ihm eingezogen war; mitunter saßen sie beisammen auf einem Bänkchen unterhalb der grünen Hecke; der Alte hatte dann ein aufgeschlagen Buch in Händen und las ihr vor, oder er zeigte mit dem Finger und ließ die Kleine selber lesen. Ins Dorf hinunter kam sie nicht; nur eine Zeit lang, da sie größer worden, war sie wohl mit Schriften auf den Herrenhof gegangen, die ihr Vater für den alten Junker angefertigt hatte. Dann hatte auch dies aufgehört; nun war sie seit Jahren hier nicht mehr gesehen worden; eine alte Frau in seinem Tuchmantel und verbrämter Kappe war mit ihr durch das Dorf und den Weg zur Stadt hinausgefahren, eine reiche „Möbbersch“, wie die Bauern sich erzählten; das Kind sollte was Besseres lernen, als hier im Dorf zu haben war, und in der großen Kirche eingesegnet werden. Auch später hatte die Möbbersch sie nicht missen wollen; als aber jetzt die Tausende des fremden Kriegsvolks gegen die Stadt anrückten, hatte, fast mit Gewalt, das Männlein die Tochter in sein Gartennest zurückgeholt. Allein eben hierher sprengte der Krieg sein losestes Gesindel; schon einmal hatte er vor des Herzogs Freunden, den längst arg berufenen Schweden, das Kind so tief unter dem Dach versteckt gehalten, daß es danach mit einem Spinnwebhäubchen auf dem blonden Haar hervorgezogen wurde; was er aber jetzt bei hellem Sonnenschein durch eine Lücke seines Gartenzauns gegen sein Haus heranlaufen sah, die langen Schnauzbärte und die roten Mäntel, das mußten Polacken, wenn nicht gar Tataren sein!

Die Knie des kleinen Mannes schlotterten: erst eben hatte er droben hinter dem offenen Giebelfenster eine helle Stimme singen hören. „Bärbe! Bärbe!“ rief er an das Haus hinauf; „die Polacken! Um Gottes Tod, schweig still!“

Als gleich darauf ein angstvolles junges Antlitz aus dem Fenster fuhr, stand er schon wieder an seinem vorhin verlassenen Bienenstande, eine Drahtmaske vorgebunden, große Lederstulpen an den Händen. Hurtig rückte er einen kleinen Holztritt von einem Stock zum anderen, und schon waren unter dem tönenden Gesumm der Bienen alle oberen Körbe umgekehrt und lehnten mit der offenen Seite an den Rand des Gartenzaunes.

Der Alte nickte, ein grimmiges Lachen fuhr wie ein Schluchzen aus dem zahnlosen Munde; dann stieg er zum letztenmal von seinem Tritt und steckte den Kopf mit dem wehenden Greishaar durch die Zaunlücke; als er aber die Kerle, voran ein schlanker Bursch mit gezogenem Pallasch, nach dem Hause zu laufen sah,

winkte er ihnen und schrie laut und immer lauter: „Paschol! Paschol!" — ein Wort, dessen Sinn er zwar nicht kannte, das aber in Entstehung eines anderen ihm hier verwendbar scheinen mochte. Und, wie er es gewollt hatte, die Polacken wandten sich und kamen mit Geschrei gegen die Zaunlücke hergestürmt; das Männlein aber nickte ihnen noch einmal zu, dann packte es mit beiden Händen eine Stange und schlug damit wie toll Reih auf und ab gegen die offenen Bienenkörbe: „Paschol! Paschol!" schrie es; „und noch einmal Paschol!" und die wütend gemachten Tiere stürzten sich über den Zaun auf die erschreckten Strolche, und Flüche und Lustgeschrei wurden zu Geheul und der Ansturm zu einer wilden Flucht.

Als das kluge Männlein abermals durch den Zaun lugte, ist der Haufe schon fern gewesen; die Hände vor den Augen, rannten sie blind dahin; nur der Anführer hat sich noch einmal umgewandt und unter unverständlichem Geschrei wie drohend seine Faust gehoben.

— — Am Abend desselbigen Spätsommertages ist es gewesen; der Mond, der eben glührot aus den Nebeln aufgestiegen war, warf nun sein silberklares Licht in die Gassen des kleinen Dorfes, als unter einem der niedrigen Strohdächer die hohe Gestalt des Junkers Hinrich in den hellen Schein hinaustrat; der kunstfertige Hufschmied mochte an der neuen Pannenbüchse, die jetzt über seiner Schulter hing, den einen oder anderen Fehl beseitigt haben. Mit ihm hatten zwei große Hunde sich zur Thür hinausgedrängt; der Tiras war nicht mehr darunter; zwei lohbraune Schweißhunde waren es, die ihn jetzt meistens zu begleiten pflegten, nicht nur zur Abwehr gegen streifendes Gesindel. Wie nach dem großen Krieg im Reiche draußen, so hatte auch hier das Raubzeug sich vermehrt, gar auf den Landtagen hatte man über die Ausrottung des grausamen Wolfes verhandelt und Beschluß gefaßt; in den Eichenwäldern von Grieshuus aber fand das Gezücht insonders seinen Unterschlupf, und Junker Hinrich und der alte Owe Heikens waren ihm mit Fallen wie mit Hunden auf dem Nacken.

Die Hände auf den mächtigen Köpfen der zu beiden Seiten schreitenden Tiere, war er durch das Dorf hinausgegangen; das weite Feld lag vor ihm, nur drüben wie im Nebel erhob sich das umbuschte Heimwesen einer Menschenwohnung. Langsam schritt er durch die Nachtstille aufwärts, da scholl von dort ein Schrei zu ihm herüber, ein „Hilfe! Mordio, Hilfe!" aus der Kehle eines Weibes, wohl eher eines Kindes, so daß er horchend stehen blieb und seine beiden Begleiter schnobernd die Lefzen von den weißen Zähnen zogen.

Nur einen Augenblick, dann bog er seitwärts in einen schmalen Weg; und bald schlich er, die Hunde hinter sich, das Schloß der Büchse mit den Fingern prüfend, unter überhängenden Büschen an einem Gartenzaun entlang. Durch die Laubwand von der anderen Seite kam ein Gesumme, wie spät abends aus Bienenkörben, bevor alles darin zur Ruhe geht. Bald aber schlugen andere Laute an sein Ohr: ein Krächzen wie aus der Kehle eines Gewürgten, dazwischen von ein paar heiseren Stimmen: „Ruf doch der Bien! Alte Paschol, ruf doch der Bien!" Ein wildes Lachen folgte, aber eine Antwort kam nicht darauf; nur in den Bienenkörben summte es schläfrig weiter, und von drüben erhob sich eine Unruhe wie von verzweifelter, aber schwacher Gegenwehr.

Die Zaunlücke, welche dem Junker jetzt zur Seite lag, gestattete einen Durchblick nach dem Garten; aber ein jäher wortloser Schrei der jungen Weiberstimme ließ ihn nur zum stummen Zeichen seine Hand ausstrecken, und mit dem tiefen, dumpf gezogenen Laut, der dieser Rasse eigen, schossen die Hunde, einer hart am anderen, durch die Öffnung. Geschrei und Flüche folgten gleich danach; dann ward es still.

Als Junker Hinrich selber in dem Garten stand, hatte jedes der beiden Tiere seinen Mann gestellt; ihr heißer Rachen mit den blanken Zähnen lag, hier wie dort, vor einem dick verschwollenen An-

gesicht, aus dem das Weiß des Auges nur noch kaum hervorschien. Aber kein Weib, weder ein altes noch ein junges, war zu sehen. Ein schlotterndes Männlein mit fast haarlosem Kopf stand zwischen den beiden Strolchen, das Ende eines langen Strickes an dem Halse. „Ist Er es, Kornschreiber?“ rief der Junker; „da wär Er wohl nahzu gehangen worden! Ich dachte einen Jungfernschrei zu hören.“

Der Alte bewegte den Kopf, wie um die Wirbel seines Genicks zu prüfen; dann nickte er heftig und streckte die mageren Hände vor sich hin.

„Halt fest, Türk! Fest, Hassan!“ raunte der Junker zwischen den Zähnen seinen Hunden zu; dann zog er den Strick vom Hals des alten Mannes, und damit und noch einem anderen, den die Kerle nebst ihren Säbeln auf den Grund geworfen hatten, waren ihnen bald die Hände auf den Rücken festgeschnürt. Nur einmal versuchten sie eine Gegenrede; das Knurren und der heiße Brodem aus den Hunderachen hielt sie lautlos am Boden festgebannt.

Der Junker aber hatte unter ihrem Wams einen Fetzen der grünen schwedischen Feldbinde in die Hand bekommen. „Hoho!“ rief er. „Ihr wolltet auch Polacken spielen; aber wir haben feste Keller zu Grieshuus! Paß, Türk! Paß, Hassan!“ Und der Zug setzte sich nach dem Hause zu in Marsch, neben welchem eine Pforte in das Freie führte.

Aber der Schritt des Junkers stockte; denn seitwärts sah er ein Weib am Stamme eines Baumes stehen. „He, Jungfer!“ rief er lustig; „ist Sie es, die vorhin geschrien hat? Sie hätt mir bei der sauberen Arbeit helfen sollen!“

Es blieb alles still. Erst als er näher trat, erkannte er eine jugendliche Gestalt, die mit Stricken an den Baum gebunden war. Der Kopf war auf die Brust gesunken; der Mond beleuchtete ein schönes Antlitz mit geschlossenen Augen. „Canaillen!“ schrie er; „verfluchte!“ Aber er verstummte, als das schöne Gesicht sich langsam aufhob und ein paar blaue Augen wie verwirrt zu ihm hinüberblickten.

Junker Hinrich hatte die Kappe von seinem dunklen Haupt gelüftet, ehrerbietiger fast als einst vor seiner gräflichen Muhme, da sie Grieshuus mit ihrer Gegenwart beehrt hatte; zaghaft, die Augen unablässig nach dem blassen Antlitz, trat er näher. „Wer seid Ihr?“ frug er zögernd; „wie kommt Ihr in das Heimwesen dieses Mannes?“

Schon streckte er die Hände aus, um die Stricke von dem schlanken Leib zu lösen, aber ein dumpfer wütender Anschlag der Hunde fuhr dazwischen. Da war er mit einem Sprung an ihrer Seite. Er sah es wohl: der eine der beiden Marodeure hatte entwischen wollen; doch die Tatzen des einen Hundes lagen ihm wie Eisenklammern an dem Nacken.

Noch einen Blick warf der Junker nach der Gefesselten; aber der Kornschreiber war zu ihr herangekeucht, und seine Gestalt, während er an den Stricken sich zu mühen schien, verdeckte die kindliche des Mädchens. „Sind sie fort?“ hörte der Junker ihn noch fragen. „Sind sie alle fort?“

Und die junge zitternde Stimme frug dagegen: „Wen meint Er, Vater? Die Polacken?“

„Ja, ja, Kind; die Polacken, der Junker, alle miteinander!“

Dann war er mit seinen Gefangenen schon außen vor dem Hause. Als er nach dem Hauptwege hinunterblickte, sah er einen stämmigen Burschen auf sich zuschreiten. „Hans Christoph!“ rief er. „Bist du's, Hans Christoph?“

„Ja, Herr; ich war im Dorfe noch, bei meiner Mutter; da, auf dem Rückweg, von hier herüber hört ich Eure Hunde.“

Der Junker stand einen Augenblick: „So können wir sie hier lassen; es könnt vor morgen noch einmal Besuch hier kommen.“

Er hatte auf die beiden Strolche hingewiesen; nun bückte er sich zu den Hunden und raunte jedem ein Wort ins Ohr, und die mächtigen Tiere, in widerwilligem Gehorsam, streckten sich zu beiden Seiten der Hausthür auf den Boden.

Hans Christoph hatte verwundert zugeschaut. „Herr Junker,“ sagte er, als ob er's nicht verhalten könne, „so Raubkerle haben oft verflixte Puffer; wollt Ihr um den alten Schreiber Eure schönen Hunde wagen?“

Der Junker sah ihn an, als ob er sich besinnen müsse. „Um den Kornschreiber, meinst du? O ja, Hans Christoph, auch um den Kornschreiber!“ rief er fröhlich.

Und der Zug setzte sich gegen den Hof zu in Bewegung, während die Augen der Hunde ihnen nachsahen, bis sie über den Feldern in dem ungewissen Licht des Mondes nicht mehr sichtbar waren.

— — Zu Grieshuus war mittlerweile große Unruhe eingebrochen: schwedische Einquartierung war gekommen, in den Scheuern und auf dem Hofe drängte es sich von Pferden und Soldaten. Drinnen im Herrenhause saßen die Offiziere hinter vollen Bechern, während der alte Herr voll Ungeduld nach seinem Sohne aussah.

Als dieser mit den Gefangenen anlangte, fand er zwar einen Profoß bei dem Kriegshaufen, bei den Hauptleuten aber geringe Lust, den Strolchen zur wohlverdienten Strafe zu verhelfen. Um so mehr flogen in dem nächtlichen Tumult seine Gedanken immer wieder nach dem einsamen Hause, wo jetzt seine beiden Hunde Wache hielten; aber er konnte nicht fort, es gab zu viel zu schaffen und zu hüten.

Als draußen am Rand der Thalmulde schon die Sonne auf den Heideblüten schimmerte, sah er Hans Christoph aus einem der Ställe treten, in denen jetzt die schwedischen Dragoner bei ihren Pferden schliefen. Da winkte er ihn zu sich: er solle nach des Kornschreibers Haus hinabgehen und Futter für die Hunde mit sich nehmen; aber er solle sie dort lassen, nur sich nach allem umthun und ohne Aufenthalt Bericht erstatten.

Wohl zehnmal nach des Burschen Fortgang ist der Junker aus der Thorfahrt getreten, um auf den Weg zum Dorf hinabzusehen; als aber endlich die untersetzte Gestalt desselben in den schrägen Sonnenstrahlen wieder sichtbar wurde, da sah er auch die beiden Hunde ihm zur Seite traben.

„Hoho, Hans Christoph!“ rief er, ihm entgegenschreitend, „ich hatte gesagt, du solltest die Hunde dort lassen!“

Hans Christoph zupfte sich an seinem dichten Flachshaar: „Ja, Herr, ich hätte sie auch liegen lassen, obschon sie bettelhaft mit ihren Schwänzen klopften; aber es ist niemand mehr im Hause dagewesen.“

Junker Hinrich hatte die Hunde fortgestoßen, die vor Freude winselnd an ihm aufgesprungen waren. „Sprich weiter, Christoph!“ rief er. „Ist doch ein Unheil losgebrochen?“

Aber es gab kein Unheil zu berichten: der Kornschreiber war vor Sonnenaufgang mit seiner Tochter zu Owe Heikens in den Turm gezogen. Er war Geschwisterkind mit ihm und pflegte auch allherbstlich, wenn er an den jährlichen Holzrechnungen mitgeholfen hatte, die Martinsgans dort mitzuspeisen. Hans Christoph war dem Burschen noch begegnet, der den Flüchtenden ein paar Bettstücke durch die Eichen nachgekarrt hatte. „Für so schmucke Jungfern,“ sagte er schmunzelnd, „können anitzo die Mauern nicht zu fest sein!“

Er sah es nicht, welch finsteren Blick der Junker ihm ob seiner munteren Rede zuwarf; er hatte noch immer zu erzählen; auch, wie der Bauer ihm berichtet, daß sie vor den großen Hunden sich gefürchtet und gar jählings durch den Garten abgezogen seien.

Hans Christoph konnte ungehindert reden; schweigend, den Schnauzbart mit den Fingern drehend, stieg der Junker mit ihm den Anberg zum Thore von Grieshuus hinauf.

* *
*

Schon fast seit einer Woche waren die Schweden abgezogen, und noch war der Junker nicht drüben in dem Turm gewesen, obgleich er sonst kaum einen Tag um den anderen hatte verstreichen lassen, ohne bei dem alten Owe Heikens einzusprechen; fast war's, als scheue er sich, den jetzt dort wohnenden Gästen zu be-

gegnen. Da kam die Kunde, daß eine Abteilung desselbigen Kriegsvolkes, welches jenseit des Waldes in der dortigen Flußniederung lagere, zu Zeltstangen und Faschinen die besten Stämme aus den jungen Eichenschlägen haue und schon böse Verwüstung angerichtet habe. Der alte Herr, der auf seinen Wald gar große Stücke hielt, ergrimmte heftig: der Junker sollte fort und mit den Offizieren unterhandeln, auch den Jäger Owe Heikens mit sich nehmen, um etwa nach dessen Anweisung aus anderen Schlägen Holz zum Kriegsbedarfe anzubieten.

Es war schon hoch am Vormittage, als er mit raschen Schritten in den Heidestieg hinabging; aber sie wurden langsamer, je klarer drüben das stumpfe Turmhaus vor ihm aufstieg. Mit seinem oberen Stockwerk überragte es die hohe Mauer, welche zum Schutze gegen streifendes Raubgetier den davorliegenden Hof umschloß; das rote Thor derselben leuchtete weithin in der Herbstsonne. Die Heide hatte abgeblüht; dafür begannen sich schon die Eichen, die den Bau umstanden, bunt zu färben. Lautlose Stille herrschte; die Zweige, die sich über das Dach erstreckten, lagen ohne Regung auf den schwarzbraunen Pfannen.

Der Junker stand schon oben und hatte den Griff der Pforte in der Hand, als von jenseit der Mauer der jähe Aufschrei eines Huhnes an sein Ohr schlug. „Holla!“ rief er und erschrak fast selbst vor seinem lauten Ruf; „ist wieder mal der Falk hineingestoßen!“

Er hatte das Thor geöffnet, aber es war kein Falke aufgeflogen; statt dessen sah er drüben neben der Hausthür das schöne Mädchen aus des Kornschreibers Garten auf dem großen Feldstein sitzen. Zwischen ihren Knien hielt sie ein schwarzes Huhn, das krächzend mit den Flügeln schlug und mit dem Schnabel nach der blonden Flechte hackte, die in ihren Schoß herabgestürzt war.

„Sie ist es, Jungfer!“ sagte Herr Hinrich, indem er zögernd näher trat, und sah nun erst, daß ihr in der anderen Hand ein Messer blitzte.

Das erhitzte Köpfchen, das rückwärts gegen die Hausmauer lehnte, hatte sich aufgerichtet. „Ich kann nicht!“ sprach sie wie zu sich selber. Sie hatte nicht gegrüßt, nur ihre blauen Augen blickten ratlos und fast hilfesuchend auf den vor ihr Stehenden.

„Was könnet Ihr nicht, Jungfer?“ frug Junker Hinrich, als ob er plötzlich einen Schalksstreich berge.

Da kam ein kläglich Lächeln auf des Mädchens Antlitz, sie hob das Huhn empor und sagte: „Der Ohm, da er mit dem Knecht früh in den Wald ging, hat es mir geschenkt; mein Vater verträgt anitzo nicht die rauhe Kost.“

„Ist denn dein Vater krank?“

„Er ist alt, Herr; das jüngsthin in der Nacht — Ihr wisset ja — er hat das nicht verwinden können.“ Dann stand sie plötzlich, ihr Antlitz wie in Glut getauchet, vor ihm: „Und zürnet nicht, Herr Junker; ich hätt's Euch tausendmal schon danken sollen!“

Sie hatte das Messer samt dem Tiere fahren lassen; doch Junker Hinrich hatte sich gebückt und beides aufgegriffen. „Vergesset nur nicht Eures Vaters Süpplein, Jungfer!“ sagte er.

Dann aber that das schöne Mädchen gleichzeitig mit dem Huhne einen lauten Schrei; denn ein Blutstrahl war jäh emporgeschossen, und ein paar Tropfen standen rot auf ihrer weißen Schürze. „Ihr habt es tot gemacht!“ rief sie und sah bestürzt auf den noch zuckenden Vogel, den er jetzt nebst dem Messer auf den Steinsitz niederlegte.

„Ich wollt's dir abnehmen, Bärbe,“ sprach er; „aber nun hast du wieder Furcht vor mir, wie derzeit die kleine Bärbe, die dann nimmermehr auf unseren Hof gekommen ist; und freilich, ich hatte ihr Ursach vollauf dazu gegeben.“

„Nein, o nein, Herr Junker“ — und sie sah wie eine Schuldige zu Boden — „lasset doch das! Ihr waret dermalen noch so jung! Jetzt, ich weiß es, und alle wissen es, auch drüben in der Stadt — Ihr könntet keinem Kind ein Leides thun!“

Den Junker Hinrich überkam's. „Sprecht mich nicht heilig, Jungfer Bärbe; das mit dem Christoph mag schon ruhen bleiben; aber ein anderes ist noch, das sich nicht mehr bessern läßt."

„Um Gott, Herr Junker," rief sie, „Ihr habet doch nicht gar ein Menschenleben auf der Seele!"

Er schüttelte den Kopf: „Nein, Bärbe; es ist nur ein Hund, ein weißer Hund; aber er steht oft nachts vor meinem Bett und schaut mich an, als wollt er mir die Hände lecken; und ich hab ihn doch selbst im jähen Zorn erschlagen, da er nicht mit den anderen auf den Wolf wollte, den Owe und ich nach langer Jagd gestellt hatten."

„Tiras!" rief das Mädchen. „Euren guten Tiras!"

Er nickte: „Und ich konnt's nicht mal von ihm verlangen; er war ein Hund nur auf das leichte Wild und gegen seine Natur, den Wolf zu packen."

„O Junker" — und sie streckte wie ein Kind die Hände gegen ihn — „thut doch solches nimmer wieder!"

Er ergriff sie heftig: „Nein, nein, so Gott mir helfe; man müßte mir denn ans Leben wollen!"

Die blauen Augen sahen strahlend in die seinen. „Merket," sprach sie leise, „das war ein Schwur!"

Und der Junker nickte: „Nur um mein Leben, Bärbe!"

Von droben aus dem Hause gegen die kleinen Fensterscheiben pochte eine schwache Hand, und: „Bärbe, Bärbe!" scholl es mühsam, wie von einer matten Stimme. Aber noch immer lagen die Hände beider ineinander. Und noch einmal und wie in ohnmächtiger Ungeduld pochte es droben an das Fenster.

„Mein Vater!" rief das Mädchen, und dann leiser: „Ihr hattet wohl mit meinem Ohm zu reden, Junker?"

„Und Euer Huhn" — und zögernd ließ er ihre Hände fahren — „verlanget nach dem Feuer! Mir aber ist, Ihr hättet eine Last von mir genommen; wollet nun dulden, daß ich solches nimmermehr vergesse!"

Dann war er durch das Thor hinausgeschritten; sie aber stand noch, bis bei einem dritten Pochen die Splitter der zerbrochenen Scheibe ihr zu Füßen klirrten. Da schrak sie empor und flog eilig durch die Hausthür und treppauf nach ihres Vaters Kammer.

* * *

Es mußte wohl gewesen sein, daß der Junker etwas nicht hatte vergessen können; denn seit jenem Tage, auch nachdem im Punkt des Waldverwüstens den Wünschen des alten Herrn mit Glimpf genüget worden, ist immer eine andere Ursach aufgestanden, die den Junker den Heidestieg hinab und in des Jägers Haus getrieben hat; dann aber, da schon die gelben Blätter wie Vogelschwärme von den Bäumen flogen, begann er plötzlich den offenen Heidegrund zu meiden und oberhalb der Mulde durch die Eichen sich den Weg zu machen; die Hunde, die ihn sonst begleiteten, wurden in den Stall geschlossen und winselten ihm vergebens durch die Pforten nach. Dem Kornschreiber konnten diese Gänge nicht wohl gelten, der hatte von jener Nacht im Garten eine Lähmung und saß im oberen Stockwerk in des Jägers Lehnstuhl; von dem Junker aber wurde die Schwelle des alten Turmbaues itzt fast selten überschritten, auch traf es sich zumeist nur um die Zeit des Vormittages, wo Owe Heikens mit dem Knecht im Walde war. Kein Menschenauge, nur die Amseln, die noch durch die fast entblätterten Zweige hüpften, konnten es gesehen haben, daß dann ein Mädchen ihr blondes Haupt an seine Brust lehnte und seine Arme sie so sanft und doch so fest umschlangen, als ob er gegen Feindesmacht sie schützen müsse.

Aber auch von heimlichster Liebe geht ein Schimmer aus, der sie verrät. Als eines Vormittags der Junker, das Haupt von jungem Glücke schwer, aus den hohen Bäumen hart an dem Turmhaus vorgeschritten war, sprach eine Stimme neben ihm: „Ich bin daheim geblieben, Junker, damit Ihr mich nicht allezeit verfehlen möget!"

Junker Hinrich brauchte nicht erst aufzublicken, er kannte Owe Heikens' Stimme schon seit seinen Kinderjahren; aber er war doch zusammengefahren und stand keines Wortes mächtig vor dem alten Freund und Diener, obwohl kein Arg in seinem Herzen war. Da sprach dieser von neuem: „Lasset uns wie sonst den Wolf jagen, Junker, oder eine Wildsau, wenn wieder trotz des Grauhunds sich eine hier herüberwagt, aber lasset das Kind in Frieden, das itzt unter meinem Dache schläft!"

Der Junker hob den Kopf, als ob er sprechen wolle. „Nein, redet nicht, Junker!" wehrte ihm der Alte; „ich weiß ja, was Ihr in Gedanken heget. Ihr seid nicht wie die andern drüben in des Königs Anteil, wo man ein Gesetz will ausgehen lassen, daß alle Jungfernschänder, hoch und nieder, es an Leib und Leben büßen müssen ..."

Er kam nicht weiter. Herr Hinrich hatte strack sich aufgerichtet, ein jähes Feuer schoß aus seinen Augen. „Owe Heikens!" schrie er, und seine Faust griff nach des Alten Brust. Doch einen Augenblick nur, und er ließ sie wieder sinken, denn von drüben aus dem Turmhaus scholl es, als ob drinnen leichte Füße die Treppe von dem oberen Stock hinunterhuschten, und dabei schwang ein süßer Sang sich durch die Luft:

„Sein Herz von meinem Herzen
Das bringet niemond los;
O lieber Gott im Himmel
Die Lieb ist gar zu groß!"

Mit leuchtendem Antlitz stand der Junker, doch Owe Heikens sagte: „Sorget nicht, Herr Hinrich; sie wird nicht kommen heut; das Thor ist geschlossen und der Schlüssel hier in meinem Schubsack."

Er hatte das fast zornig hingeredet, doch der Junker achtete dessen nicht: „Laß gut sein, Owe," sprach er, „aber ich denke, du sollst mich nicht mit derlei Schelmenworten paaren!"

„Wenn Ihr das denkt, Herr Hinrich," und der Alte sah schier traurig zu ihm auf, „was denket Ihr denn weiter? In welcher Kammer in Eures Vaters Hause soll Euer Ehbett mit des geringen Mannes Tochter stehen? Oder wolltet Ihr gar Euer Erbe darum verspielen? Und wenn Ihr es wolltet — ich sage nichts gegen unseres Herrn Söhne, aber es würde groß Klagen geben, so Euer hochgelahrter Herr Bruder hier zum Regiment gelangte."

Da fuhr der Junker auf: „Du faselst, Ow; wie sollt ich meines Bruders Hand nach meinem Gute greifen sehen! Wenn unseres Vaters Augen, die Gott noch lang in dieser Zeitlichkeit belassen wolle, sich einst zu besserer Schau geschlossen haben, dann werden meine über euch sein, so wie es allzeit Recht und Brauch bei uns gewesen ist."

Als er solches sagte, wurde innerhalb des Hofthores wie von vorsichtiger Hand ein Rütteln hörbar. „Bärbe!" rief der Junker. „Schließ auf, Owe! Da sollst du sehen, daß Gottes Sonne uns bescheinen mag und keine Flecken dann zu Tage kommen!"

Aber der Alte zog den Schlüssel nicht aus seinem Schubsack. „Nein, nein, Herr Hinrich, ich schließ Euch keine Thüren auf; wollet das von mir nicht heischen, so Ihr mich für unseres Herrn Diener achtet!"

Der Junker sah ihn eine Weile mit seinen scharfen Augen an, dann sagte er: „Ich kann dich drum nicht schelten, Owe; so seh denn jeder, welcher Weg ihm taugen mag!"

Von jenseit durch die Pforte drang ein leichtes Atmen an sein Ohr; seine Augen streiften rasch dahin; dann aber nickte er dem Alten zu und schritt den Heidestieg hinab.

„Sein Herz von deinem Herzen
Das bringet niemond los!
O lieber Gott im Himmel ..."

Halb wie ein Trutzlied klang das schöne Liebeslied, und er sang es hell und heller, je weiter er durchs dunkle Kraut hinausschritt; die Lüfte, die ihm entgegenwehten, nahmen es auf und führen damit rückwärts; kein Wörtlein ist davon verloren gangen.

* * *

Es heißt wohl: „Liebe findet ihre Wege“, aber dem Junker waren sie seither doch arg verleget worden. Es schuf ihm unliebsames Grübeln, weshalb der alte Herr, und eben zwar am Vormittage, seiner Hilfe so sonderlich mehr als sonst bedürfen wolle. War es nichts anderes, so waren Rechnungen aufzustellen oder für Rotuln und Recesse in einem zähen Rechtshandel mit der Nachbarsdorfschaft Instruktionen aufzusetzen oder verschwundenen Dokumenten im Bodenschutte nachzustöbern; es fehlte selten etwas, um ihn festzuhalten.

Hatte er sich dennoch einmal losgemacht, dann ging die Furcht mit ihm, er möge drüben die Gäste durch seinen Vater ausgetrieben finden. Freilich tröstete ihn bald im Näherkommen, wenn nicht das Pergamentgesicht des Kornschreibers, das hinter dem Fenster im Oberbau sichtbar wurde, so doch ein trockenes Husten, das von dort herniederzitterte. Aber schon beim Eintritt kam Owe Heikens ihm entgegen, und das Schmunzeln, das dabei unter seinem grauen Schnauzbart zuckte, brachte oft ein wildes Funkeln in des Junkers Augen; dann aber scholl wohl ein leichter Fußtritt von oben durch die Zimmerdecke, und er horchte nur auf dessen Wiederkehr und ließ den Alten über Bauern und Kriegsvolk, über Wild und Wälder reden.

Am besten traf er es gleichwohl noch, wenn das Thor verschlossen war; dann hatten von oben junge Augen nach ihm ausgespäht, und bald, während in den kahlen Bäumen die Raben vor Frost und Hunger schrien, flogen heiße Worte durch die trennenden Bohlen hin und wieder.

— — So war das neue Jahr gekommen. Die Kriegsunruhen dauerten fort; unser junger Herzog Christian Albrecht war in seiner festen Stadt am Eiderstrome eingeschlossen; nur sein Vater, Herzog Friedrich, war schon vor dem Herbst auf immer zu dem von ihm ersehnten Frieden eingegangen. Trotz alle diesem war um octavis trium regum in der herzoglichen Stadt ob dem Kiele die Ritterschaft nicht minder zahlreich als sonst vertreten, denn das Geld war knapp geworden und dort im Umschlage konnte man solches zu bekommen hoffen.

Auch Junker Hinrich hatte auf des alten Herrn Geheiß sich dahin auf die Reise machen müssen. Zwar nicht, um Geldnegocen abzuschließen; aber der jüngere Junker Dethlev, der in der Kanzlei zu Gottorf unter des Herzogs Minister Kielmannsegge bereits einen ansehnlichen Platz bekleidete, sollte dort mit einer adeligen Jungfer aus alt erbgesessenem Geschlechte sein Verlöbnis feiern, und Junker Hinrich hatte die Vermahnung mitbekommen, sich bei dem Tanze auf dem Rathaussaal in gleicher Weise umzuthun; denn derzeit pflegten bei diesen Geschäftsreisen die Herren ihre Frauen und Töchter nicht daheim zu lassen, und auch heuer trotz der widrigen Zeitläufte — so hatte der Vater ihm gesagt — würden sie die selten gebotene Lustbarkeit nicht meiden wollen.

Der alte Herr aber saß an jenem Abend, von der Gicht, der Alterskrankheit unseres Landes, geplagt, allein in seinem Gemache zu Grieshuus und warf einen Holzscheit nach dem anderen in die Flamme des Kamines, die an den weißgetünchten Wänden über längst zur Ruh gestellte Waffen und über das Bildnis eines vor zwei Jahrzehnten begrabenen Weibes ihre roten Lichter spielen ließ. Nur unten in der Gesindestube, von wo kein Laut heraufdrang, ging es bei süßem Brei und Braten lustig her; von dem vornehmen Bräutigam war freilich nicht viel die Rede, die Jüngeren entsannen sich seiner kaum, war er doch fast fremd geworden in der Heimat.

— — Bei seiner Rückkehr mochte Junker Hinrich nicht eben nach seines Vaters Wunsch berichtet haben: den Bräutigam hatte er meist nur inmitten der neuen Sippschaft oder anderer großer Grundherren angetroffen, am Festesabend auch wohl mit königlichen Offizieren, die man nicht hatte auslassen wollen oder können; dem Vater und den Dingen zu Hause hatte derselbe nur obenhin nachgefragt.

Die geschminkten Angesichter aber der trotz aller Not des Landes mit güldenen Flören, Ringen und Kettlein übervoll geputzten Tänzerinnen hatten es dem Junker Hinrich nicht abgewinnen können; die Braut gar, an deren hochgepufftem Haar der cyprische Puder die natürliche Fuchsfarbe nicht verdecken konnte, war ihm — er sprach das nur sich selber — wie eine angestrichene Jesabel vorgekommen. Freilich war er, da eben die Geiger eine neue französische Gavotte angestrichen, von ihr selbst zum Tanz gefordert worden; aber nach ein paar Gängen hatten ihre schmalen Lippen sich verzogen: „Ihr verstehet sicherlich die alten Tänze besser!“ Und damit hatte sie ihn frostig angeschaut und seine Arme wieder fahren lassen.

— — Daheim, und schon am anderen Vormittag, glückte es ihm besser. Im Turmhaus über der Heide, wo man noch nicht von seiner Rückkunft wußte, fand er die Thüren unverschlossen; nur des gelähmten Mannes Husten zitterte vom Oberbau herab, als er unten in des Jägers Zimmer trat. Nur eine kurze Weile stand er einsam, dann hing ein jugendlicher Leib in seinen Armen; ein blonder Kopf, ein schönes Antlitz drängte sich mit geschlossenen Augen gegen seine Brust.

„Du zitterst, Bärbe,“ sprach er.

„Ja, weil du wieder da bist, Hinrich.“ Und sie schloß noch fester ihre Hände um des Mannes Nacken.

Wie ehrfürchtig vor der jungfräulichen Schönheit strich seine Hand über ihre Wange, über ihr seidenweiches Haar. Dann überkam's ihn wie ein Übermut des Glückes, und er erzählte von seinem Reiseabenteuer, von den alamodisch aufgeputzten Frauenzimmern und wie übel ihm der neue Tanz bekommen sei; und da sie lachte, sprach er neckend: „Was meinst du, Liebste, wenn wir beide erst unter all den zieren Puppen tanzen?“

Aber sie schlug die Augen angstvoll zu ihm auf: „Nein, nein; was sagst du, Hinrich!“

Er sah sie lange und zärtlich an: „Nichts, Bärbe; aber ich halte dich, du darfst dich nicht so fürchten.“

Da scholl der Anschlag der großen Hunde aus dem Walde; Owe Heikens kam mit seinem Knechte wieder heim. Aber das Zimmer war leer, da er hineintrat, und nur die Hunde gingen darin spürend hin und wieder.

* *
*

Am Sonntag danach war wie immer das schwere herrschaftliche Fuhrwerk mit den roten Rädern vor der Kirche aufgefahren; die Rappen standen angebunden an den Ringen der Kapellenmauer. Drinnen hielt der Pastor eine scharfe Predigt wider die Schwarmgeister und Wiedertäufer, welche drüben in der Stadt aufs neue ihr Unwerk auszubreiten suchten; er schien sie gar leibhaftig vor sich zu haben, denn er riß das schwarze Käppchen von seinem grauen Haupte und dräuete damit in die volle Kirche hinunter. Der alte Herr von Grieshuus in seinem Patronatsstuhl oben vor dem Altar nickte eifrig seinem Pastor zu; die Bauern aber saßen mit schläfrigen Gesichtern; was kümmerten sie alle Schwarmgeister! Die Schatzung und das fremde Kriegsvolk saßen ihnen fühlbarer auf dem Nacken. Selbst für den stattlichen Junker an des Vaters Seite schien dieses Kanzelfeuer ganz verloren; seine Augen gingen immer wieder nach einem der Gestühlte unten, bis es wie Nebel ihm zerrann oder bis aus blauen Augen ein scheuer Blick zu ihm hinüberflog.

Als endlich am Schluß des Gottesdienstes der Pastor die Kollekte verlesen und die Gemeinde ihr Amen respondiert hatte, blieb noch alles in den Kirchenständen, bis die Herrschaft in die Kirche hinab und zwischen denselben dem Ausgange zuschritt. Der alte Herr aber ließ diesmal seinen Junker vor sich hergehen und streifte mit einem finsteren Blick das blonde Mädchen, das an der Seite seines alten Jägers sich von ihrem Sitz erhoben hatte.

Draußen in seinem Wagen hieß er den Fuhrknecht warten, bis der Pastor aus der Kirche käme; dann winkte er diesen heran und drückte ihm die Hand; und die

Leute, welche jetzt, der Abfahrt ihrer Herrschaft harrend, zwischen den Gräbern umherstanden, hörten ihn sagen: „Hol der Teufel alle Rottengeister, Pastor! Aber komm Er auf den Nachmittag zu mir; ein guter Trunk ist etwa auch noch in dem Keller."

* *

*

Zu Grieshuus warf am Nachmittage die Wintersonne ihre schrägen Strahlen durch das Fenster über dem Hausportal, während drinnen im Kamin die großen Scheite loderten. Aber der Hausherr war noch allein, das sonst bleiche Antlitz des alten Junkers war gerötet; mit aufgestützter Faust stand er an dem breiten Eichentisch, von dem es hieß, er sei einst mit dem Hause hier hineingebaut, und die freie Hand fuhr unruhig über das kurz geschorene Haupthaar. Auf dem Tische neben einem halbgefüllten Glase lag ein grob gedrucktes Blatt: es war die Königliche Konstitution „von dem Amte und der Potestät der Kirchen wider die Unbußfertigen", welche unlängst auch in den herzoglichen Teilen publizieret war. Der Kirchenbann, der bis zur Sühnung von dem Abendmahl und von dem Platz in der Gemeinde ausschloß, war längst zwar eingeführt, aber das neuere Gesetz gab nähere Vorschrift über den Vollzug und wie dadurch die Lücken der weltlichen Gerechtigkeit zu füllen seien.

Der Junker hatte vorhin das Blatt aus der Hand gelegt, jetzt griff er wiederum danach; er schien zu grübeln, wie er es in seinem Dienst verwenden könne.

Schon mehrmals hatte es von draußen an die Thür gepocht, ohne daß ein Ruf darauf erfolgt wäre; jetzt wurde sie gleichwohl geöffnet, und der Gutsherr fuhr aus seinem Sinnen auf: „Er ist es, Pastor! Gut, daß Er gekommen ist!"

Nachdem er dann ein zweites Glas gefüllt und der Pastor ihm daraus Bescheid gethan hatte, schritt letzterer zu einem kleinen Tische an dem Mittelfenster, schüttete aus einem Kästchen die in Buchs geschnittenen Figuren eines Schachspiels und stellte sie auf die in die Tischplatte eingelegten Felder; ein schweigend übernommenes Amt, das bei seinen Besuchen er stets zu üben pflegte.

Auch heute ließ der Hausherr ihn gewähren, und bald saßen beide sich gegenüber: der geistliche Herr im schwarzen Talar, das gleichfarbige Käppchen auf dem dünnen Haar, das an den mageren Schläfen niederhing; der andere im bequemen Hauskleide, das er oft zur Seite schlug, als ob es ihn beklemme; der Wein stand neben ihnen, und der Junker stürzte oft sein Glas hinunter. Aber sein Spiel war nicht wie sonst, wo er nach kurzer Weile dem Pastor ein „Viktoria!" zuzurufen pflegte; heut hatte er schon mehrfach auf bescheidene Erinnerung desselben seinen Zug zurückgenommen, aber immer wieder schob er Bauern und Offiziere unachtlich über die Felder und faßte sie, als ob er sie zerbrechen möchte.

„Mein Herr Patron," sagte der Pastor, „wälzt wichtigere Dinge in Gedanken; Eure Dame steht abermals im Schach!"

Da schob der Hausherr das Tischlein von sich, daß die Figuren durcheinander stürzten: „Das Spiel ein andermal; ich hab mit Ihm zu reden, Pastor!"

Er war aufgestanden, und bald wanderten beide im Zwiegespräche auf und ab. Der Geistliche hatte mehr und mehr das Haupt erhoben, seine Antworten wurden kurz und sparsam; sicher und bedächtig schritt er an der Seite des immer lauter redenden Patrones. „Und seh Er es nicht an, wes Standes und Geschlechts der Sünder sei! Bete Er, wie vorgeschrieben, von der Kanzel über ihm, und kündige ihm dann Bann und Gottes Zorn vor sitzender Gemeinde!"

„Ihr vergesset," sprach der andere, „daß selbst, so Euer Sohn der Sünder wäre, die Ladung durch den Küster und die Vermahnung in Gegenwart der Kirchenvorsteher vorangehen müßte, was Euch wohl kaum anstehen dürfte."

„Ei was! Vermahnet hab ich selber!" rief der Herr von Grieshuus; „wenn's der Patron thut, braucht es nicht der

Bauerntölpel!" Und als von der anderen Seite keine Antwort darauf erfolgte, fügte er hinzu: „Ich weiß ja, Er versteht's; mach Er's nur wie um letzte Ostern der Magister in der Stadt; es war dort auch ein Bube, der gegen den Vater seine Faust gehoben hatte."

Da sprach der Priester: „Das hat Junker Hinrich nimmermehr gethan."

Aber der Hausherr schrie: „Gegen alle seine Väter hat er die Faust gehoben; nur die unten in den Särgen liegen, können's nicht, darum muß ich ihr Recht verwahren!"

„Thuet es," sagte der Pastor, „ich kann es Euch nicht verwehren."

Der Edelmann hatte seinen Krückstock aus der Ecke gerissen und stieß damit heftig auf den Boden. „Verwehren, sagt Er? Er soll mir helfen, Pastor, wie es gegen Patron und Kirche seine gottverfluchte Schuldigkeit!"

Der Redende war so laut geworden, daß im Unterhause das Gesinde auf den Schwellen stand; die naskluge Binnermagd hatte sich schon vordem hinaufgeschlichen und lag mit dem Ohr am Schlüsselloch.

Der geistliche Herr mochte auf jene Worte seines Patrons nur das Haupt geschüttelt haben, denn dieser hob von neuem an: „Er wird's nicht gar verstanden haben, Pastor: zu seinem Ehgemahl will er das Weibsbild machen! Hier, gleich nach der Kirchen, heute am Vormittage, da, wo Er itzo steht, hat mir der Junker von Grieshuus das ins Gesicht geworfen!"

„Das sieht ihm gleich," sagte der Pastor; „Euer Sohn ist weder ein Gotteslästerer noch ein Jungfernschänder."

Ein zornig Lachen entfuhr dem alten Herrn: „Ein Jungfernschänder? — Er ist kein Edelmann; Er versteht's nicht, Pastor: ein ganz Geschlecht von makellosen Rittern will er schänden!"

Da frug der geistliche Herr fast leise, daß es des Edelmannes Ohr nur kaum erreichte: „Hat unser Herr Martinus solches auch verschuldet, da er des Ritters Tochter in seine Kammer brachte?"

Aber der Hausherr schrie: „Laß Er mir den Martinus aus dem Spiel und red Er, ob man auf Ihn rechnen kann! Bedenk Er auch, der Sünder möchte so die leichtste Buße tragen!"

Fast drohend hatte er die letzten Worte ausgestoßen; doch der Pastor antwortete: „Wider christliche Ehen hat die Kirche keine Buße; das andere aber ist meines gnädigen Herrn Patrones Sache, in welche ich nichts hineinzureden habe."

Als diese Worte von dem Ohr der horchenden Dirne aufgefangen waren, hatten drinnen die Schritte sich der Thür genähert, und sie war eilig die Treppe, die sie hinaufgeschlichen, wieder hinabgeflogen. Bald auch wurde im Unterhause von droben auf dem Vorplatz der Kratzfuß und Empfehl des Pastors hörbar; die Dirne aber sah noch aus dem Seitenflügel, wie droben der alte Herr das eine Fenster aufstieß und mit braunrotem Angesicht dem Pastor nachschaute, der mit hastig spitzen Schritten über die Stapfsteine durch den schlammigen Hof hinausschritt.

„Ja, und die Beine zitterten ihm," erzählte sie abends in der Gesindestube; „ein paarmal trat er nebenweg, daß ihm der Unflat um die schwarzen Strümpfe spritzte."

Die andern lachten; nur Hans Christoph, der mit dem lohbraunen Hassan am Ofen saß, hieß sie ihr allzu loses Maul in Obacht nehmen; aber sie hatte zu guten Rückhalt hier, denn der Fuhrknecht und die übrigen Dirnen wollten wissen, was droben in der Herrenstube abgehandelt worden. Da hob sie ihre Stumpfnase und rief: „Hör du nur zu, Hans Christoph, du kannst's für deinen Junker profitieren!" Und als die anderen drängten: „Nur frisch, und schütt den Eimer aus!" setzte sie sich bedachtsam dem langen Fuhrknecht auf den Schoß und sagte: „Geduld! Erst als der Herr sich in Bluft geredet, hab ich's verstehen können."

Doch als sie endlich vollends ausgeschüttet hatte und ihre blanken Augen in die Runde laufen ließ, harrte sie umsonst des lustigen Geplauders, das sie nach sol-

chem Anlaß einzuheimsen pflegte. Hans Christoph streichelte schweigend den breiten Hundenacken; die Dirnen mochten des schmucken Junkers denken und weshalb sein Auge nicht ebenwohl auf sie gefallen sei; nur der Fuhrknecht, nachdem er eine Weile mit dem Finger an seiner Nase auf- und abgefahren war, sagte nachdenklich: „Darum denn auch! Da der Herr mich vorhin rufen ließ, bewahre mich der Heiland, ich dacht, er wolle mich zum Pferdejungen degradieren; und war doch nur, daß ich morgen den alten Landgerichtsnotar von drüben aus der Stadt bestellen sollte."

„Den Landgerichtsnotar?" rief die Dirne. „Was soll denn der?" Aber im selben Augenblick ließ sie sich von seinen Knien gleiten, denn die dicke Ausgeberin Greth Lise war eingetreten, und es wurde gänzlich still. Der Fuhrknecht zog ein versiegeltes Schreiben aus der Tasche, betrachtete die Aufschrift, als ob er sie lesen könne, und steckte es dann bedächtig wieder ein.

* *
*

Als die Schlehen blühten, ist einmal wieder Friede geschlossen worden; auf und ab im Lande läuteten die Glocken, und das Gemenge fremder Völker verlor sich allgemach. Auch von der kleinen Dorfkirche unterhalb Grieshuus scholl das Geläute; aber eines Nachmittages, da es auf den anderen Türmen schwieg, begann es abermals. Nicht dem kurzen Frieden galt es, den mit unfriedlichem Herzen die Menschen in falsche Worte faßten; es galt dem, den kein Streiter noch gebrochen hat.

Von Grieshuus herunter kam ein Leichenzug; auf dem Deckel des Sarges hatte der kunstreiche Schmied des Dorfes das Wappen in Kupfer ausgeschlagen, denn der alte Herr von Grieshuus lag darunter. In dem offenen Wagen, der dann folgte, saßen die beiden Brüder, der Junker Hinrich und der herzogliche Rat. Aber der letztere hatte es eilig; zu Gottorf gab es itzt überviel zu schlichten und zu richten, und während sie in dem Gruftgewölbe an des Vaters Sarg das letzte „Amen" sprachen, hielt drüben vor dem Kruge schon der Reitknecht sein und seines Herren Pferd am Zügel.

Wie beim Verlöbnistanz zu Kiel, so waren auch heute zwischen den Brüdern der Worte wenige gewesen; nur als dann auf dem Kirchhofe der jüngere sich verabschiedete, sprach er wie beiläufig zu dem anderen: „Du weißt, des Vaters Testament ist jüngsthin auf dem Landgerichte hinterleget worden?"

Herr Hinrich aber stutzte: „Ein Testament? Wozu denn das? Mir ist nichts kund geworden."

Der herzogliche Rat hatte flüchtig seine Hand gestreift: „So werd ich sorgen, daß terminus publicationis alsbald hier anberaumet werde." Dann schritt er auf dem Steig dem Kruge zu und ritt mit seinem Knecht davon.

In unruhigem Brüten war der Bruder stehen geblieben, während unter dem wieder beginnenden Läuten ein zweiter schlichter Sarg herbeigetragen wurde; nur der alte Jäger Owe Heikens und ein weinendes Mädchen gingen hinterher. Aber die Leute auf dem Kirchhofe drängten sich auch zu dieser offenen Gruft; auch den der Tod in diese Lade hingestreckt hatte, lockte es sie begraben zu helfen. Und auch über ihn sprach der Pastor: „Und zur Erde sollst du wieder werden!" Als aber, da der schwere Schaufelwurf vom Sarge wiederdröhnte, mit selbigem ein heller Wehlaut von der Gruft erscholl, da drängte sich die hohe Gestalt des Junkers Hinrich durch die Menge, und als sodann auch hier das letzte „Vater unser" war gesprochen worden, nahm er vor aller Angesicht die Tochter des Begrabenen an seine Brust und hielt sie so unbeweglich, bis er den Pastor schon drunten auf dem Wege seinem Hause zuschreiten sah. „Komm!" sprach er leise zu dem schönen Mädchen, daß nur neben ihm ein altes Weib es hörte, die schier verwirrt zu ihm emporsah; und als ob jedes von ihnen wüßte, daß sie beide eines Sinnes seien, folgten sie Hand in Hand dem geistlichen

Herrn nach seinem Hause. Da sprach der Junker: „Ehrwürden, wir bitten, verlobet uns einander, daß diese hier an meinem Herzen ihre Heimat habe!“

Und die Hände des alten Priesters legten zitternd sich auf ihre Häupter.

Drüben von dem Kirchhof aber schritt Owe Heikens, mehr als einmal mit dem Kopfe schüttelnd, seinem Hause an den Eichen zu.

* *
*

Die schon anberaumte Hochzeit des Junkers Detlev, welche durch die letzte Kriegszeit wider allen Brauch verzögert war, wurde durch das Trauerjahr aufs neue hinausgerückt; anders bei dem älteren Bruder, hier hatte der Tod zu raschem Ehebündnis getrieben.

Hinter den Eichen von Grieshuus, noch oberhalb der Niederung des Flusses, war in einem Lindenkranz ein Meierhof gelegen. Einst zu einem später niedergelegten Gut gehörig und aus diesem einer Base von des Junkers Hinrich Mutter zugekommen, war er von letzterer in ihrem Testamente diesem als ihrem Patenkinde zugeschrieben. Bisher hatte ein Pächter dort gesessen, aber die Pacht war mit dem Herbste abgelaufen; seit Monaten wirtschaftete Hans Christoph dort, den noch der alte Herr zu dem Behuf dem Sohne überlassen hatte.

In dieses Haus war Junker Hinrich mit seinem jungen Weibe eingezogen. „Trete nur fest auf!“ hatte er zu ihr gesprochen, da er nach der Trauung sie vom Wagen hob; „das hier ist mein und nun — durch Gottes Gnade — unser.“

Noch heute, in des Erzählers Tagen, zeigt man in jener Gegend auf einem Vorsprung eine alte Linde, die trotz des völlig ausgehöhlten Stammes noch eine mächtige Krone in den Lüften wiegt; hier habe man derzeit die beiden schönen Menschen oftmals stehen sehen, wie sie Hand in Hand über das Flußthal hinausschauten, während der Sommerwind in ihren blonden Haaren wehte; auch abends wohl, dem Schrei der wilden Schwäne horchend, welche im Sternenschein dem Wasser zuflogen.

— — Zu Anfang im Augustmonat nach der Hochzeit war es, als Junker Hinrich zur Testamentseröffnung nach Grieshuus hinüberritt.

In dem großen, seit Jahren unbenutzten Saale, oben in einem Vorsprung nach der Dorfseite, traf er nur den Landgerichtsnotar und dessen Schreiber; vergebens suchten seine Augen nach dem Bruder. Statt dessen war in weißer Perücke ein schwarzer Herr hereingetreten: „Der herzogliche Rat sei, ihm zuleide, durch häufende Geschäfte abgehalten,“ und breitete sodann eine in aller Form Rechtens auf ihn ausgestellte Vollmacht vor den Gerichtspersonen aus.

Der Herr war einer von des Rates Unterbeamten, und die Formalien wurden für richtig angenommen. Danach wurden im Beisein der so Beteiligten die Siegel gelöset und das Testament verlesen. „Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit,“ begann der alte Herr Notarius, und der Junker stand wie gebannt, die Faust um eines Sessels Lehne, und horchte atemlos; bald aber, nachdem die lange Eingangsformel abgelesen war, schoß ihm das Blut zu Häupten; er riß von seiner Brust das Wams zurück, und der schwere Stuhl klappte auf den Boden, daß es in dem leeren Raume wiederhallte. Er hatte gehört, was zuvor nur wie ein Fieber ihm durchs Hirn geschossen war: an Geld und Gut zwar kürzte ihn des Vaters Wille kaum, aber Grieshuus, das Stammerbe, war dem jüngeren Bruder zugeschrieben.

Der Vorleser hatte innegehalten; er begann aufs neue und brachte es zu Ende. Dann wurde das vom Schreiber geführte Protokoll vollzogen, das die gesetzlich geschehene Publikation beurkunden sollte. Auch Junker Hinrich trat heran und unterschrieb, doch mit dem Zusatz: „unter Vorbehalte meines arg verletzten Rechtes.“

Als er sich dann entfernen wollte, trat der schwarze Herr noch einmal auf ihn zu und überreichte ihm ein versiegeltes

Schriftstück. „Ich hab Euch zu ersuchen, daß Ihr von diesem Briefe Eures Bruders noch hier, in diesem Raume, Kenntnis nehmen möget!“

Die feste Hand des Junkers bebte, als er das Siegel aufriß; aber schon flogen seine Augen über die Schrift des Bruders: „Den mir zuvor bekannten letzten Willen unseres Vaters“ — so lautete der Inhalt — „habe ich, auch so ich es gekonnt hätte, aus guten Gründen nicht hindern wollen, obschon selbiger nicht nur deinen, sondern gleichermaßen meinen Wünschen widersteht, denn jeder hat itzt, was dem andern dienen würde. So du also, nachdem dir solches kund geworden, in Erkenntnis deiner Pflicht gesonnen wärest, dich des geringen Mädchens zu entledigen, so daß ich unseres Hauses Ehre ungefährdet sähe, dann komme in den nächsten Wochen zu mir auf Schloß Gottorf, und wir werden unseres Erbes Tausch mit Glimpf vollziehen können. Solltest du aber, wovon ein Hall zu mir gedrungen, in teuflischer Verblendung bereits den Ehebund mit jenem Weibe eingegangen sein, so werd ich dir die Wege weisen, dich ihrer dennoch abzuthun, und soll zu solchem meine brüderliche Hilfe dir nicht entstehen.“

Der andere stand noch immer vor dem Junker, der auf das Schriftstück schaute, als ob er mit den Augen es durchbohren wollte. „Wollet mir Urlaub geben,“ sprach er; „was Antwort soll ich Eurem Bruder melden?“

Herr Hinrich schien ihn nicht zu hören. Und wieder nach einer Weile: „Meine Zeit ist kurz,“ begann er; „darf ich um Eure Antwort bitten?“

Da fuhr der Junker auf: „Hier ist sie!“ schrie er und warf den Brief in Fetzen unter seine Füße. „Ihr aber, so Ihr wußtet, was Ihr mir gebracht, so seid Ihr einen Schurkenweg gegangen!“

Und mit starken Schritten ging er aus dem Saale und war schon drunten aus dem Hausthor, als des anderen Hand nach seinem Schwerte fuhr.

— — Aber der Rappe mußte es fühlen, was auf dem Rückwege in dem Reiter tobte; und als Herr Hinrich vor seinem Hause aus dem Sattel sprang, drohte ihm Frau Bärbe mit dem Finger: „Das arme Tier! Hast du denn solche Unrast, zu deinem Weibe wieder heimzukommen?“ Er aber legte schweigend seinen Arm um ihre Hüfte und führte sie ins Haus zurück; und als er eine Weile finster dagesessen, berichtete er nur eines: daß ihm Grieshuus im Testamente abgesprochen sei. „Aber ich will mein Recht, und sollt ich wider meinen toten Vater streiten!“ Und als die Augen seines Weibes voll Sorge zu ihm aufsahen, rief er: „Du sollst hier nicht in dieser Bauernkate sitzen!“

Ihre Hand strich sanft an seine Wange: „Thu, was du mußt, Hinrich; nur nicht im Zorn und nicht um meinethalben!“ Dann zog sie ihn hinaus ins Freie, wo schon das Abendrot am Himmel stand, und sie gingen in die Niederung durch ihre Felder, wo der Erntesegen in goldenen Ähren wogte; aus einem Seitenwege kam Hans Christoph zu ihnen, zog seinen Hut und sprach: „So Ihr es meinet, Herr; ich denk, wir müßten bald ans Schneiden gehen!“

— — Und wiederum nach einigen Tagen, als sie bei all dem Segen, der nun in ihre Scheuern eingefahren wurde, ihren Eheherrn so ohne Freud und ohne Worte zwischen den Leuten umherstehen sah, die Augen nach den mächtigen Wäldern von Grieshuus gerichtet, die in der Ferne wie ein Gebirge lagen, da sprach Frau Bärbe, seine Hand ergreifend: „Sind das die Flitterwochen, Hinrich?“ und da er zärtlich zu ihr niederblickte, zog sie ihn in das Gärtchen, das hinter der Scheuer war. „Ich weiß schon, was du sinnest,“ sprach sie; „aber bedenke es wohl! Da du mich freitest, thatst du wider deinen Vater; du wolltest minder, als er für dich wollte; thu nun nach seinem Willen, indem du auch im anderen dich begnügest!“

Doch da sie sah, daß seine Augen noch wie im Grolle dicht beisammen standen, sprach sie beklommen: „Du hast zu schweren Preis für mich gezahlt.“

Da hob er sie mit beiden Armen auf und preßte sie wie ein Kind an seine Brust: „Nein, nein! Laß fahren, Bärbe! Ich zahlte für mein Leben — weh dem, der das mir anzutasten wagt!“

* *
*

Es fraß doch weiter in ihm. — Und Herbst und Winter war es geworden, und die Erbteilung war noch immer nicht geschehen. Soviel war zwischen den Brüdern festgesetzt, der Stammhof wurde bis auf weiter von dem früheren Pächter des Meierhofes verwaltet; aber jeder von beiden betrachtete sich als dessen Herrn.

Da, an einem Sonnabend, als in den Bauergärten das erste Grün der Stachelbeeren vorbrach, hieß es, die Braut des herzoglichen Rates und deren Mutter seien mit demselben auf dem Herrenhofe angelangt; es habe die Braut, bevor sie den Mann nehme, sich Land und Sand besehen wollen.

Und am Sonntagvormittag war die Kirche voll; und die Weiber und die Dirnen hatten ihre besten Käppchen auf; nur droben in dem großen Patronatsstuhl war noch niemand, wie nun seit lange schon; denn der Wohnplatz des jungen Paares gehörte zu einem anderen Kirchspiel, und Junker Hinrich und sein Weib hatten seit seines Vaters Tode die Kirche hier nicht mehr betreten. Als aber der Pastor, nachdem die Gemeinde ihren deutschen Psalm gesungen, jetzt vor dem Altar stand und eben das „Kyrie eleison“ angestimmt hatte, ging eine Unruhe durch die Kirchenstände, Männer und Weiber stießen sich an und rauneten ein flüchtig Wort mitsammen. Auch der Pastor hatte einen Wagen auf den Kirchhof fahren hören; aber der schwere Gutswagen war es nicht, und gleichwohl klang es an den Mauerringen, als würden Pferde daran festgebunden.

Da wurde die Kirchthür aufgestoßen. „Sie kommen!“ flüsterten die Dirnen und drehten ihre Hälse nach dem Steige. Aber die Erwarteten waren es nicht, obwohl es schon des Umsehens wert war; denn der Junker Hinrich mit seinem blonden Weibe schritt langsam durch die Kirche. Sie trug freilich nur ein schlicht Gewand; doch wurde ihr Haar, was derzeit nur dem Adel gestattet war, von einer goldenen Klammer gehalten, daß es in drei schimmernden Strähnen niederfloß; aber sie drückte sich an den hohen Mann, als ob sie Schutz bedürfe, und als beide die Treppe zum Emporium hinaufgestiegen waren, da sahen es die Frauen, daß sie gesegneten Leibes sei.

Von droben blickte der Junker fast wie zornig in die Kirche hinab. „Dominus vobiscum!“ sang der Pastor und wandte dann sich zum Altar.

Und wieder drehten in der Gemeinde sich die Köpfe abwärts: ein zweiter, aber schwerer Wagen fuhr draußen vor der Kirchthür auf; Peitschenklatschen, ein Fluch des Fuhrknechtes war hereingedrungen, und während der Pastor die Kollekte las, war aufs neue die Kirchthür aufgestoßen. Es wurde totenstill: der herzogliche Rat mit ein paar hohen stolzen Frauen, denen eine Kammerzofe folgte, war in den Mittelsteig getreten.

Der Junker Hinrich hatte im Kieler Rathaus doch wohl fehlgesehen, denn die jüngere der Frauen erschien gar stattlich; aber sie blickte kalt und strenge um sich. Als sie weiter vorgegangen waren und der Bräutigam nach dem Patronatsstuhl aufsah, stutzte er und hielt die Frauen an seinem Arm zurück. Die Augen der Brüder hatten sich gefaßt, und eine Weile standen sie wie stille ineinander; der blonde Frauenkopf da oben war totenbleich geworden.

„Es ist besetzt,“ sagte der da unten; „aber ich werde uns Platz zu schaffen wissen.“ Und da der Pastor ausgelesen hatte, tönten diese Worte durch die ganze Kirche.

Hätten die Augen des Junkers Hinrich töten können, der Sprecher wäre lebendig nicht davongekommen; mit einem Aufschrei griff Frau Bärbe nach ihres Mannes Hand, die eiskalt auf seinen Knien lag.

Aber der herzogliche Rat schritt mit den Frauen aus der Kirche; man hörte den Wagen fortfahren, und ohne weitere Störung ging der Gottesdienst zu Ende.

* *
*

Es war am 24. Januarius, spät am Nachmittage. Herr Hinrich war in der Stadt gewesen, wo er mit dem Magistrat zu thun gehabt hatte, denn die alte Base seines Weibes war gestorben und diese zu deren Erbin eingesetzt. Behaglich im letzten Sonnenlicht ritt er durch das Heidethal, dann durch den Wald; aber vor seiner Hausthür sprangen zwei Mägde ihm entgegen: „Ach, Herr! Ach, Junker Hinrich, Euer Weib!“

Und als er in die Kammer hinter dem Wohngemach getreten war, sah er sein Weib im Bette liegen; ein Unschlittlicht brannte auf dem Tische, aber er erkannte sie fast nicht. Die Hebamme des Dorfes war um sie und stand über einer Wiege, aus der das Winseln eines neugeborenen Kindes drang. „Was ist das hier?“ sprach er; „der Erbe von Grieshuus sollte in zwei Monden erst geboren werden.“

„Es ist kein Erbe; nur eine Tochter,“ sagte die Hebamme.

Aber eine von den Dirnen war ihm in die Kammer nachgeschlichen. „Ein Bote ist dagewesen,“ sagte sie; „vom Landgericht, heut am Vormittage.“

„Was hat denn der gewollt?“

„Weiß nicht; er frug nach Euch; da hab ich zu der Frau ihn hingewiesen.“

„Bärbe!“ sagte der Junker leise, und auf der Bettkante sitzend, strich er seinem Weibe die feuchten Haare von den Schläfen.

„Ja?“ — — Wie ein Hauch kam es, und wie aus einer fernen Welt hob sich das junge durchsichtige Antlitz aus den Kissen auf. „Bist du es, Hinrich?“ Und sie streckte heftig ihre beiden Hände um seinen Hals und schrie, als ob Entsetzen sie befalle: „Nein, nicht von dir, nicht von dir! O — lieber sterben!“ Dann ließ sie los und sank mit geschlossenen Augen in die Kissen.

Der Junker war an der Bettstatt hingestürzt: „Nein, nicht von mir; nie, nie! — Hör es, hör es doch; nie von mir, so lang wir beide leben!“

Aber sie lag wie eine Tote.

Da besann er sich: „Der Bote muß was gebracht haben,“ sprach er; „holet es mir!“

Und die dumme Dirne, die an der Thür stand und mit der Faust die Thränen aus den Augen wischte, lief in das Wohngemach und brachte ihm etliche Schriftstücke und eine aufgerissene Hülse.

„Geh Sie nach meinem Weibe!“ sagte er zu der Frau; dann las er, und nach einer Weile laut und immer lauter: „Dann anno 1655 ist genannter Vater mit der Barbara in das Gut gezogen, hat aber verabsäumet, sich seine Freiheit legaliter von dem Grundherrn verbriefen zu lassen, und sind demnach die zwei Genannten, wie durch Urtel des Landgerichts mehrfach bestätiget, desselben Eigene worden. Die Ehe des Beklagten aber mit selbiger Leibeigenen ist eine nichtige, da sie ohne des klägerischen per testamentum Eigentümers consensu ist geschlossen worden.“

„Der Teufel ist dein Leibeigener!“ schrie der Junker und warf die Klageschrift des Bruders von sich.

Aber die Hebamme legte die Hand auf seinen Arm: „Herr, Euer Weib!“

„Ja, ja; — und das hat sie gelesen! Er wußte es, wo sie zu treffen war.“ Und er neigte sich zu ihr; und da er ihre Hand ergriff, war sie fast kalt, und das Gesicht verwandelte sich seltsam.

„Was ist das?“ frug er.

„Ich weiß nicht, Herr; holt einen Arzt!“

„Bärbe, Bärbe, geh nicht von mir, bis ich wiederkomme!“

Und schon war er zur Thür hinaus. „Christoph! Hans Christoph!“ rief er.

Aber die Dirne war ihm nachgelaufen. „Was denkt Ihr, Herr! Er ist zum Schmied hinunter mit den Sensen!“

Da zog er selbst den Rappen aus dem Stall und warf sich hinauf, und mit totblassem Angesicht flog er durch die Eichen von Grieshuus hinüber nach der Stadt.

— — Einige Stunden war es weiter; der Mond war aufgegangen und stand zu Osten über der Heidemulde. Kein Tierlaut regte sich; die Vögel lagen im Kraut auf ihren Nestern; nur die hoch aufgeschossene stille Dirne aus der Besenbinderkate vom Ende des Dorfes hatte sich verspätet; eifrig schnitt sie mit ihrem kurzen Messer die Heide ab und legte sie zu Haufen. Da galoppierte ein Reiter an ihr vorbei. „Heida!“ Aber sie hatte ihn erkannt; es war der Reitknecht des herzoglichen Rates, der nach Grieshuus hinüberritt. „Was wollte der?“

Und sie band sich ihr Tuch fester um das Kinn, denn aus Westen kam ein Wind vom Meer herauf; dann ging sie weiter nach Osten hinauf, denn die Heide war da länger, und lag eben unter ein paar Birken, als ein Geräusch von Grieshuus her sie aufsehen machte. Und wieder kam der Hufschlag eines Pferdes, ein Reiter, der wie rasend durch die Heide auf sie zu ritt. Aber er war vorbeigeritten, und da eine Wolke vor den Mond fuhr, hatte sie ihn nicht erkannt. Sie schüttelte den Kopf und sah ihm nach. Und zum drittenmal, ihm entgegen — was war denn das? Sie hatte kaum jemals hier was reiten sehen — kam abermals ein Pferd, aber langsamer; fast war's, als würde es zurückgehalten.

Sie ließ die geschnittene Heide liegen und kroch auf Händen und Füßen näher heran. Aber es war zu weit; sie stieg an der Ostseite hinan, bis sie oben unter den Bäumen entlang lief; jetzt hörte sie die Pferde stoppen und laute, zornige Worte, die sie nicht verstehen konnte; dann war's, als ob die Reiter auf den Boden sprangen.

Es mußte ihr gegenüber sein, und sie trat aus den Bäumen und sah hinab; aber der Mond lag noch in Wolken; ein Gewühl war drunten, sie konnte es nicht erkennen. „Mein Leben! Mein Leben!“ schrie eine Stimme. „Sie ist tot; ich will dafür das deine!“

Die Dirne reckte den Hals: „Das war Junker Hinrichs Stimme!“ — Da flogen die Wolken von dem Mond, blauhell lag es drunten, und sie erkannte deutlich den hellen Runenstein am Wassertümpel. Zwei gesattelte leere Rosse standen unweit in dem Kraut, ein braunes und ein schwarzes, das wiehernd in die Nacht hinausrief. Daneben sah sie zwei Brüder grimmig miteinander ringen. Sie stand wie angeschmiedet; da war's, als ob ein Eisenblitz herauszuckte, und ein Entsetzen jagte sie von dannen; aber sie entrann nicht: ein gellender Schrei, der über die Heide fuhr, hatte sie eingeholt. Noch einmal stand sie, beide Hände an die Ohren gepreßt, zwischen den Bäumen; dann lief sie ohne Aufenthalt dem Dorfe zu. Voll Entsetzen, ihr kurzes Messer in der Hand, kam sie nach Hause.

„He, Matten!“ rief die Frau des Besenbinders; „was ist? Wie siehst du aus? Hat sich denn wieder was gemeldet?“ Denn das Kind war damit angethan, daß sie Unheil voraussah, das noch geschehen sollte.

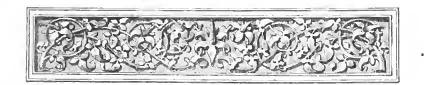
Aber Matten schwieg; die Mutter auch; denn man soll nicht davon reden, eh der Vorspuk ausgekommen ist.

Doch schon am Nachmittag danach sprach das Weib, die eben vom Dorf heraufgekommen war: „Red nur! Drunten in dem Heidloch haben sie den herzoglichen Rat erschlagen! Es schadet uns nichts; nun ist der Junker Hinrich unser Herr!“

— — Aber wo war der Junker Hinrich? — In der Nacht sollte einer bei dem Pastor angepocht haben; er sollte es gewesen sein; aber der Pastor hat davon nichts wissen wollen; dann hat man nimmermehr von ihm gehört.

Auf dem Meierhofe lag ein schönes, aber totes Weib; neben ihm ein kümmerliches Siebenmonatskind, ein Mädchen, in der Wiege. So stand es um die Erben von Grieshuus.

(Schluß folgt.)



Erinnerungen.

Von

Fanny Lewald.

Hortense Cornu.

Als ich vor vierunddreißig Jahren allein mit mir selbst, bei meiner Reise durch England und Schottland, auf dem großen Dampfer die Fahrt nach den hebridischen Inseln machte, stiegen, während wir durch sie hinzogen, in dem wallenden Gewölk des Nebels, das uns bisweilen umhüllte, die Gestalten Ossians, eine um die andere, vor meinem inneren Auge empor.

Ich sah sie wieder vor mir: „den Sohn des Meeres, den Fürsten der dunklen Schilde" — und „Morna, die schönste aller Erdenfrauen, das Mädchen mit den schönen langen Haaren" — und „den Fürsten von Erin"! — sie alle, alle in langem Zuge! und mein jugendliches Entzücken über sie und lang entschwundene Zeiten und meine eigene frühe Jugend wurden damit wieder lebendig in mir.

So ziehen jetzt oft in einsamen Stunden die Gestalten von Menschen an meinem Geiste vorüber, die mir und denen ich mehr oder weniger nahe gestanden habe und von denen auch bald kein Augenzeuge mehr Kunde zu geben im stande sein wird.

Neulich, als die Zeitungen berichteten, es werde der Briefwechsel Napoleons III. mit seiner Jugendfreundin, Frau Hortense Cornu, veröffentlicht werden, fragte mich jemand, ob ich wisse, wer diese Frau gewesen sei, und ob ich sie vielleicht gekannt hätte?

Ich konnte beide Fragen bejahen; und da mit der Herausgabe jener Briefe Napoleons III., die ich seiner Zeit mehrfach in Händen gehabt, die Teilnahme für die treffliche Frau erregt worden ist, an welche er sie im Laufe langer Jahre, von seiner Kindheit bis zu seiner Thronbesteigung und Verheiratung, gerichtet, will ich von ihr erzählen, was ich von ihr weiß, das heißt, was ich in wiederholtem längerem Beisammensein selbst mit ihr erlebt und was sie mir erzählend von sich mitgeteilt hat.

Dabei muß ich aber eine Bemerkung vorausschicken. Für das, was ich selbst erlebt, bin ich Bürge; für das, was sie mir erzählt, kann ich nur Bürge sein für die möglichst genaue Wiedergabe des von ihr Gehörten; und dabei kann ich versichern, daß, soweit ich Hortense Cornu gekannt, ich allen Grund habe, an ihre Wahrhaftigkeit zu glauben. Ich denke auch, daß alle diejenigen, welche in Verkehr mit ihr gestanden, diese meine Meinung von ihr teilen werden. Jene Eitelkeit, welche sich zur Schau zu stellen liebt, lag nicht in ihrer Art.

Hortense Cornu war eine geborene Lacroix. Ihre Mutter war eine der Kammerfrauen der Königin Hortense gewesen und dieser in das Ausland gefolgt, als die Königin nach den hundert Tagen bei der Wiedereinsetzung der Bourbons Paris verlassen hatte. Von der Königin

hatte sie den Namen Hortense erhalten. Sie hatte einen Bruder, den Architekten Eugen Lacroix, der unter der Präsidentschaft und auch nach der Thronbesteigung Napoleons III. „Architekt der Tuilerien" war. Ich glaube, so lautete der Titel.

Sie selbst war an einen sehr tüchtigen Historienmaler, Sebastian Cornu, verheiratet, dessen Fresken in verschiedenen Kirchen und Kapellen eine große Empfindung für religiöse Darstellung bezeugten und ebenso eine fein durchgebildete Technik. Napoleon hatte ihn, während er Prinz-Präsident war, zum Direktor der Gobelinsfabrik ernannt, für welche Stellung ihn sowohl seine Bedeutung als Maler wie seine allgemeine Bildung besonders geeignet machten.

Ich war mit Madame Cornu im Jahre 1848 durch Vermittelung von Bettina v. Arnim bekannt geworden, als ich mit Therese v. Bacheracht mich eine Zeit lang in Paris aufhielt. Hortense, die des Deutschen vollkommen mächtig war, hatte Goethes Briefwechsel mit einem Kinde übersetzt, und Bettina hatte mir Grüße an sie aufgetragen, um mir die Bekanntschaft von Hortense zu verschaffen.

Sie mag damals in der Mitte der Vierziger gewesen sein und war eine angenehme Erscheinung von mittlerer Größe. Sie hatte dunkles Haar und sanfte, kluge Augen. Ihre Haltung, ihr ganzes Betragen waren bei innerer Vornehmheit und bei einem Charakter von männlicher Festigkeit schlicht und bescheiden, und so war auch die Lebensführung der beiden im besten Einverständnis lebenden Gatten. Wie Cornu verdiente Geltung als Künstler hatte, fand Hortense unter den Kunstkennern und Kunsthistorikern ehrenvolle Anerkennung als Kunstkritiker. Sie hatte kurz vor jener Zeit unter dem Namen Sebastien Albin einen Essai sur l'histoire des arts en Italie veröffentlicht, der sehr gewürdigt worden war.

Damals und noch viele Jahre nachher wohnte die kinderlose Familie in einem Seitenflügel des palastartigen Hauses, in welchem die von Henriette Mendelson erzogene Tochter des Generals Sebastiani von ihrem Gatten, dem Herzog von Praslin, ermordet worden war. Es lag, wenn ich mich nicht in dem Namen irre, in der Rue de Varennes.

Cornu und die Frau waren ihrer politischen Überzeugung nach Republikaner, und ihre Einrichtung wie ihre Lebensweise waren bei liebenswürdiger Gastlichkeit so einfach, wie man sie damals in den guten bürgerlichen und Gelehrtenkreisen in Paris und bei uns zu finden gewohnt war.

Im Jahre 1848 hatte ich nur fünf Wochen in Paris zugebracht, weil nach dem Ausbruch der Revolution in Berlin mein Bruder und meine Freunde meine Rückkehr gewünscht. Ich hatte also Hortense nur einigemal gesehen, nicht näher kennen gelernt.

Unsere Freundschaft stammt aus dem Jahre 1850, wo ich, von England kommend, mit Stahr und Moritz Hartmann ein paar Monate in Paris verweilte. Damals sah ich zuerst die Briefe Louis Napoleons, die einen ganzen, starken Band ausmachten und die nach meiner Schätzung und Erinnerung zahlreicher gewesen sein müssen als die „etwa dreißig Briefe", deren in der Zeitungsnachricht Erwähnung geschehen.

Neben diesen Briefen bewahrte Frau Cornu unter Glas und Rahmen das lange, helle Gelock Louis Napoleons, das man ihm im vierten Jahre abgeschnitten und das er ihr geschenkt, als sie ihn auch einmal wieder während seiner Gefangenschaft in Hamm besuchte.

„Ich habe Befehl gegeben," hat er damals, wie sie mir erzählt, zu ihr gesagt, „das Schloß Arenenberg" — die Königin Hortense hatte in demselben gelebt — „zu verkaufen, alles dort zu verkaufen, denn mein Leben ist jetzt derart, daß ich solchen Besitz nicht halten kann und auch mit ihm nicht beladen sein will. Eine Sache ist aber dort, die ich nicht verkaufen lassen konnte: das ist mein Haar, das man einst meiner Großmutter geschickt und das dann meine Mutter nach dem

Tode der Kaiserin wieder an sich genommen hat. Ich habe es hierher kommen lassen, und da ich niemand habe, der Wert darauf legen würde, behalte du es, die seit meiner frühesten Kindheit wie eine Schwester für mich gewesen ist."

Ich übersetze diese Worte wie die ganzen Mitteilungen von Cornu und seiner Frau aus dem Französischen. Unser mündlicher Verkehr mit ihnen bewegte sich immer in ihrer Sprache, weil, wie ich vermute, Cornu das Deutsche nicht sprach und weil häufig auch andere Personen mit uns zugleich bei ihnen waren. Dagegen ist nur das erste Billet, das ich von Hortense Cornu im Jahre 1848 erhielt, französisch geschrieben; ihre Briefe an mich sind alle deutsch. Sie hatte unsere Sprache erlernt während der Jahre, in welchen die Königin Hortense sich in Augsburg aufgehalten, und auch Louis Napoleon muß deutsch verstanden haben, denn in einem seiner Briefe an Hortense Cornu hieß es: „je vous renvoie votre Teuerdank mit viel teurem Dank!"

Bei diesem Anlaß will ich bemerken, daß weder ich noch Stahr die Gewohnheit hatten, eigentliche regelmäßige Tagebücher zu führen. Wohl aber haben wir in kalenderartig eingerichteten Büchern das äußere Erleben jedes Tages zu unserem späteren Erinnern mit ein paar Worten festgehalten, weil solche untereinander gestellte Übersicht der einander folgenden Jahre etwas Angenehmes hat. Nur in den Fällen, in welchen Mitteilungen von Dritten oder eigene Beobachtungen uns besonders beschäftigt hatten, habe in der Regel ich sie für uns aufgeschrieben, wie z. B. unsere mannigfachen Unterhaltungen mit Heinrich Heine in den Jahren von 1848, 1850 und 1855 — und ebenso die Erzählungen von Sebastian und Hortense Cornu aus den gleichen Zeiten.

Im Jahre 1850 hatten wir natürlich ein lebhaftes Interesse für alles, was den Prinz-Präsidenten betraf, und so fragten wir auch einmal, welche Art von Erziehung er genossen habe.

„Es ist ihm keine sehr zusammenhängende Erziehung zu teil geworden," antwortete Madame Cornu. „Wir wuchsen, namentlich in Augsburg, ziemlich willkürlich auf. Das ganze Haus war voll Kinder: der Prinz, sein Milchbruder Tela, Morny und noch ein paar andere Kinder, deren Eltern zum Hofhalt gehörten. Die Königin war unter dem Anschein leichten Sinnes eine der mutigsten Frauen. Sie vergötterte den Prinzen Louis Napoleon und hegte die festeste Zuversicht zu der einstigen Thronbesteigung dieses Sohnes, die durch das Festhalten des französischen Landvolkes an allem Erbrecht noch genährt ward. Weil sie beständig fürchtete, seine körperliche Entwickelung durch geistige Anstrengungen zu beeinträchtigen, ließ sie ihn wenig lernen, begünstigte aber dafür seinen geradezu fatalistischen Glauben an seine kaiserliche Zukunft. Bei großer Körperkraft und großer Energie des Willens und Geistes war er durch den Einfluß der Mutter als Knabe und in den eigentlichen Jünglingsjahren träge und nur auf Genuß gestellt. Erst als er selber mit zwanzig Jahren zu merken begann, was ihm fehlte, warf er sich mit eiserner Festigkeit in die Arbeit. Er nahm Lehrer für die verschiedensten Fächer, studierte eifrig und wurde dann selbst der Lehrer seines Vetters Napoleon."

Zu diesem, so erzählte unsere Freundin, habe der Prinz in frühen Jahren eine liebevoll vertraute Freundschaft gehegt, aber ihn selber habe die Familie, namentlich nach seiner Verwickelung in die italienischen Wirren und den fehlgeschlagenen Aufständen in Straßburg und Boulogne, als einen einfältigen Thoren bezeichnet, der die Bonapartes dem ganzen Europa gegenüber kompromittiere. Selbst in den Zeiten wirklicher Not seien ihm geringe Darlehen, um welche Hortense auf seinen Wunsch bei seinen Angehörigen für ihn habe nachsuchen müssen, verweigert worden, obschon er ihnen Wertsachen, die er noch besessen, als Sicherheit dafür geboten.

Ich unterlasse die weiteren Mitteilungen über die Jugend Napoleons III. und über seine spätere Gefangenschaft in Hamm,

während welcher Hortense ihn mehrfach besucht, weil es sich hier nicht um den Kaiser, sondern um Hortense Cornu handelt.

Beide Cornus waren eng mit den italienischen Republikanern befreundet, welche nach den Revolutionen von 1848 sich in Paris aufhielten. Wir sahen 1850 bei ihnen die bedeutenderen unter den italienischen Flüchtlingen, wie den sicilianischen Revolutionsminister Stabile, den gelehrten Michele Amari, der später einer der Minister des geeinigten Königreichs Italien geworden und den ich noch 1877 und 1880 in Rom wiederzusehen die Freude gehabt, wo der geistvolle Greis, mit der bedeutend jüngeren Pflegetochter unserer Freunde Sabatier verheiratet, als Senator des Königreichs seinen Studien und seiner Familie auch noch heute lebt.

Auch der schöne Lombarde Cernuschi, einer der Führer der römischen Revolution, gehörte zu den Freunden von Hortense, und sie hatte das Glück gehabt, durch ihre Verwendung bei dem Prinz-Präsidenten Cernuschis Auslieferung zu verhindern. Ich habe das auf ihre Fürbitte erfolgte Antwortschreiben des Prinz-Präsidenten gelesen. Es lautete etwa: „In dieser Stunde wird Herr Cernuschi befreit sein, und ich habe den Befehl gegeben, auch die beiden anderen Gefangenen in Freiheit zu setzen. Aber obschon ich mich sehr wohl, und ohne zu erröten, entsinne, daß ich selbst Flüchtling, Verschwörer und Gefangener gewesen bin, konstatiere ich nichtsdestoweniger, daß die Autoritäten von damals gegen mich gehandelt haben, wie sie es zu thun schuldig waren; und in der Stellung, in der ich mich gegenwärtig befinde, kann und darf ich es nicht leiden, daß Paris der Mittelpunkt aller Verschwörungen bilde, die in Europa angezettelt werden."

* * *

Einmal, als wir auch bei Cornus waren und ein paar zum Besuch anwesende Italiener sich entfernt hatten, fragten sie mich, ob ich vielleicht zufällig in Berlin jemand von den polnischen Revolutionären gekannt oder gesehen hätte, für die man sich in gewissen französischen Kreisen sehr interessierte. Ich verneinte beides.

„Ich habe auch niemand von ihnen gesehen und gekannt," sagte Frau Cornu, „und bin doch in die Lage gekommen, für Mieroslawski intervenieren zu sollen."

„Wie hängt das zusammen?" fragte ich.

„Ach!" entgegnete sie, „das ist eine lange Geschichte, aber ich will sie Ihnen erzählen, weil ich damit zugleich Ihre neuliche Erkundigung beantworte, ob ich George Sand gekannt, und weil in dem Abenteuer auch Bettina vorkommt, der wir beide unsere Bekanntschaft verdanken. Es war zu der Zeit, in welcher Mieroslawski in Berlin gefangen war und prozessiert wurde.

„Man fürchtete damals," erzählte Madame Cornu, „ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht, Mieroslawski könne nach Rußland ausgeliefert werden, und so kam eines Morgens Madame Geoffrin St. Hilaire mit einer mir fremden Dame, einer Verwandten von Mieroslawski, zu mir. ‚Sie haben die Briefe von Bettina übersetzt, sind also mit ihr bekannt,' sagte sie, ‚und man weiß, in welcher Gunst Frau von Arnim bei dem Könige von Preußen steht. Schreiben Sie an Frau von Arnim, die sich ja selbst für das Schicksal der Polen interessiert, und bitten Sie sie um ihre Verwendung für Mieroslawski.' Ich sagte, ich wolle das sehr gern thun, aber ich sei eine ganz unbekannte Person, und ein Brief von George Sand, zu deren Bewunderern Frau von Arnim nach ihren Äußerungen gegen mich gehöre, werde gewiß für sie wie für den litterarisch gebildeten König bestimmender sein.

„Madame de St. Hilaire wendete mir ein, daß man bei George Sand nicht angenommen werde, daß Tage damit vergehen könnten, wo die Stunden so kostbar wären, daß es sich um ein Menschenschicksal, vielleicht um ein Menschenleben handle. ‚Nun gut denn!' rief ich, ‚ich weiß ein

Mittel, empfangen zu werden, obschon ich George Sand niemals gesprochen habe. Ich will hingehen und für Sie bitten.'

„George Sand hatte nämlich mehrmals an den Prinz-Präsidenten während seiner Gefangenschaft geschrieben; und einmal, als ich ihn besucht, hatte er aus seinem Garten, den er selbst pflegte — denn er besitzt ein großes Geschick in der Kultur von Blumen und von Pflanzen — also aus seinem Garten hatte er ein Bouquet zusammengestellt und mich beauftragt, es George Sand zu bringen mit den dankbarsten Grüßen für ihre Teilnahme an des Prinzen Schicksal. Ich that, wie er es mich geheißen. George Sand war aber abwesend, ich hatte ihr also schreiben müssen; sie hatte mir geantwortet — sie wußte also von mir.

„Als ich mich bei George Sand melden ließ, wurde ich nicht angenommen. ‚Sagen Sie,' befahl ich dem Diener, ‚ich käme von dem Gefangenen von Hamm!' — Darauf öffnete sich mir die Thür. Man führte mich in ein Zimmer, in welchem der junge Dudevant zeichnete und ein alter Herr mit einer blonden Perücke und blauem Halstuch umherging. Nach langem Wartenlassen trat George Sand aus dem Nebengemach, schritt langsam auf mich zu und fragte mit sehr kaltem Ton und Blick: ‚Was wollen Sie von mir, Madame?'"

Ich warf dabei die Frage auf, ob George Sand schön sei.

„Ja," sagte Madame Cornu, „mir ist sie sehr schön erschienen, obschon sie einen vollkommenen Männerkopf, namentlich aber das Auge und den Blick eines Mannes hat. Ich habe nie einen Blick gesehen, der kälter, ruhiger und haftender gewesen wäre. Sie zog mich an und stieß mich doch auch ab. Auf ihre herrische Frage, was ich wolle, entgegnete ich ihr, ich wünsche, sie allein zu sprechen. — ‚Sprechen Sie immer,' sagte sie, ‚ich habe vor diesen Herren keine Geheimnisse.' — ‚Aber ich könnte vielleicht vor diesen Herren nicht sprechen wollen und muß es dringend fordern, daß Sie mich allein hören,' gab ich ihr zurück. — Der entschiedene Ton bestimmte die Sand. ‚Geht!' befahl sie den beiden, und sie gingen.

„Als wir uns allein befanden, sagte ich: ‚Ich habe mich bei Ihnen zu entschuldigen, da ich mich eines falschen Vorwandes bedienen mußte, um bei Ihnen vorgelassen zu werden. Ich habe einmal die Ehre gehabt, Ihnen einen Blumenstrauß von dem Gefangenen von Hamm zu übermachen, heute aber komme ich auf Bitten der und der Damen und mit der eigenen Bitte, daß Sie uns beistehen, ein schweres Schicksal von einem politischen Gefangenen abzuwenden.' Ich erzählte darauf die Sachlage und bat sie um den Brief an Bettina.

„George Sand hörte sehr ruhig zu und sagte dann ebenso ruhig: ‚Nein, ich werde den Brief nicht schreiben.'

„‚Wie? Sie verweigern es, ein paar Zeilen zu schreiben, wenn diese von großem Einfluß auf das Schicksal eines Menschen sein können?'

„George Sand schwieg, und erst nach einer Pause sagte sie: ‚Zunächst liebe ich es nicht, wenn Frauen sich in die Politik mischen.'

„Das verdroß mich, denn sie hatte damals eben erst in einem ihrer Romane ihre politisch-socialistischen Ansichten verhandelt, die in der Presse scharfe Angriffe gefunden, und ich konnte mich nicht enthalten, ihr zu sagen: ‚Darin haben Sie recht, denn in der Regel verstehen sie nicht viel davon. Aber es handelt sich ja hier nicht um Politik, sondern darum, daß man für einen Menschen, der gewiß in gutem Glauben und bester Absicht für sein unterjochtes Vaterland gehandelt, um Gnade bittet und ihn vor einem grausamen Geschick bewahrt. Das scheint mir ein reines Werk der Menschlichkeit und also eben eine Aufgabe für Frauen zu sein.'

„George Sand besann sich wieder und sprach dann — immer sehr langsam und meist in dem Tone eines schmollenden Kindes —: ‚Nein! nein! was geht mich Herr Mieroslawski an! Ich kenne ihn nicht! — Nein! gewiß! ich will nicht an Frau v. Arnim schreiben!' — Dann rich-

tete sie sich plötzlich auf und sagte mit scharfer und spöttischer Freundlichkeit: ‚Da Sie sich übrigens so sehr für ihn interessieren und ihn so sehr zu lieben scheinen, will ich Sie des Glückes nicht berauben, ihn selbst zu retten.‘

„Es überlief mich heiß, aber ich nahm mich zusammen und sagte: ‚Sie haben recht! Ich interessiere mich lebhaft für ihn und liebe ihn, wie man alle diejenigen lieben muß, die für ihre Ideale und für eine solche Sache leiden — im übrigen geht es mir wie Ihnen: ich kenne ihn nicht und habe ihn niemals gesehen!‘

„‚Wie?‘ fuhr George Sand auf, ‚Sie kennen ihn nicht und verwenden sich so dringend für ihn?‘

„Ich antwortete ihr nicht, sondern verneigte mich, um zu gehen. — Das hatte ich also für meinen guten Willen. Als ich schon an der Thür war, rief George Sand: ‚Bleiben Sie, bleiben Sie! Je mehr ich daran denke, desto mehr wechsele ich meine Idee — ich werde schreiben!‘

„‚So thun Sie es gleich!‘ bat ich. Das lehnte sie ab, sagte, sie müsse es doch erst mit ihren Freunden überlegen. Ich wendete ein, daß es sich ja nicht um einen Brief an den König, sondern um den Brief einer Frau an die andere handle, daß Frau v. Arnim sich selber, da sie die Verhältnisse kenne, keine Ungelegenheit bereiten, nichts Unzulässiges thun und also auch George Sand nicht schädigen werde. Das schien ihr einzuleuchten, und sie sagte zu, daß man den Brief am anderen Morgen holen lassen könne, den der Gesandte versprochen hatte, nach Berlin zu befördern. — Indes am anderen Morgen erhielten wir durch den Boten den mündlichen Bescheid: Madame habe ihre Idee gewechselt und werde nicht schreiben. — Ich schrieb also sofort an Frau v. Arnim, die mir umgehend antwortete, daß sie den König mit der Bitte angegangen und daß eine Auslieferung Mieroslawskis nicht zu fürchten sei, wennschon er nach den Gesetzen des Landes bestraft werden müsse. Damit endete das Abenteuer.“

Es war in Hortense Cornu, die vortrefflich erzählte, in jener Zeit für mich ein gewisser Zwiespalt zu bemerken zwischen ihren republikanischen Überzeugungen und ihrer Anhänglichkeit für die Napoleoniden, in der sie groß geworden war. Namentlich an dem Gedächtnis der Königin Hortense und an dem Prinz-Prätendenten hing sie mit Ergebenheit. Sie erzählte gern von dem schon vorher erwähnten Mut der Königin und gedachte einmal mit Rührung eines Auftritts, der sich bei der Flucht der Königin in Dijon ereignet hatte.

Es war der Königin ein österreichischer Offizier beigegeben worden, der sie bis zur Grenze geleiten sollte. In Dijon angelangt, sammelten sich Volkshaufen vor dem Gasthof, in welchem man rastete, und das bourbonisch gesinnte Volk verlangte die Auslieferung der Königin. „Nous voulons la Bonaparte!“ rief es von vielen Seiten. Sie wollte sich dem Volke zeigen. Der Offizier, der für sie einzustehen hatte, widersetzte sich dem Vorhaben, aber ohne Erfolg. „Laissez moi faire!“ gebot sie, „on ne craint rien, quand on porte le nom de Bonaparte!“ Darauf nahm sie ihre Kinder an die Hand, trat auf den Balkon hinaus, und ihr und der Kinder Anblick beruhigte die aufgeregte Menge.

Wir fragten bei dem Anlaß unsere Freundin, ob Louis Napoleon diese Beherztheit seiner Mutter geerbt habe.

„Nein,“ entgegnete sie, „geerbt hat er sie nicht, aber er besitzt sie. Er war ein scheues und sehr furchtsames Kind. Indes seine Selbsterziehung und der Glaube an seinen Stern haben ihn kaltblütig und entschlossen gemacht. Er hatte große Willens- und sehr große Körperkraft; aber seine Stimmungen sind von je dem schnellsten Wechsel unterworfen gewesen. Er hat Tage, in denen er mit bewundernswerter Schnelle auffaßt, kombiniert und entscheidet; andere, in denen er wie stumpf erscheint, sich, wenn man mit ihm spricht, plötzlich wie ein Erwachender über das Gesicht fährt und dann ausruft: Laßt mich! ich verstehe heut nichts! was ist

das denn mit mir! — Was er thun wird, ist, da er sehr verschlossen ist, nie im voraus zu sagen. Sein Charakter setzt sich aus den ungleichsten Eigenschaften zusammen. Er hat Herzenstreue und ist dankbar, kann aber auch die Menschen rücksichtslos verwerfen. Bisweilen ist er sentimental wie ein deutscher Kandidat der Theologie, dann wieder grausam bis zur Unerbittlichkeit; und so wechselnd ist auch sein Aussehen."

Ganz ähnlich — ich bemerke das beiläufig — hatte Graf v. Vieil-Castel ihn uns geschildert. „Man kann kaum sagen, was für ein Auge er hat," sagte der Graf einmal. „Es wechselt die Farbe wie das Chamäleon. Manchmal ist es grau und ohne allen Glanz, dann plötzlich leuchtet es auf und erscheint von dunklem Blau. Sein Blick ist scharf, aber unfaßbar, sobald man ihn fest ansieht. Wenn er froh ist, kann Louis Napoleon schön aussehen."

Damals fühlte Madame Cornu sich, wie es schien, sehr glücklich, denn man glaubte an das Bestehen der Republik, und es war ihr Jugendgenosse, der an ihrer Spitze stand und von dem man das Beste für die Zukunft erhoffte.

* *
*

Als wir im Herbst von 1855, bald nach der Eröffnung der ersten internationalen Kunstausstellung, wieder nach Paris kamen, hatten nicht nur die politischen, sondern auch die Verhältnisse der Familie Cornu sich wesentlich geändert.

Napoleon war Kaiser geworden und hatte sich verheiratet. Der Staatsstreich, die Julischlacht zitterten noch in den Geistern nach, und unsere Freunde lebten wieder ausschließlich von ihrer freien Arbeit, denn Herr Cornu hatte nach dem Staatsstreich seine Entlassung gefordert und war nicht mehr Direktor der Gobelinsfabrik.

Paris war natürlich voll von Fremden, aber die Stimmung im Volke war verbittert und widerspenstig geworden. Es fiel uns auf, daß man nicht mehr wie sonst der höflichen Freundlichkeit begegnete, wenn man auf der Straße jemand um eine Auskunft bat.

Madame Cornu, welche damals auch noch in ihrer alten Wohnung lebte, bestätigte uns die Richtigkeit dieser Wahrnehmungen. Ihr persönlicher Verkehr mit den Napoleoniden — oder, wie man 1855 wieder sagte: mit dem Hofe — hatte nach dem Staatsstreich aufgehört, und aus dem früheren Zusammenhange mit dem Kaiser erwuchsen ihr jetzt in ihrem Stadtviertel mancherlei Belästigungen.

Nach der Rückkehr der Napoleoniden nach Paris hat man einigemal den Wagen des Präsidenten vor der Cornuschen Wohnung gesehen, auch die Frauen der Familie hatten Hortense aus altem Erinnern in ihrer bescheidenen Wohnung aufgesucht. Man hatte erfahren, daß Herr Cornu Direktor der Gobelinsfabrik geworden sei, und die mythenbildende Phantasie des Volkes hatte sich den Glauben geschaffen, daß Madame Cornu eine Verwandte der Napoleoniden sei, daß sie großen Einfluß bei dem Kaiser habe und mit großen Summen von ihm unterstützt werde.

Eines Tages, als Stahr einen Besuch bei Adrien Longperrier, dem Direktor der Skulpturensammlung, zu machen hatte und ich allein zu Madame Cornu kam, fand ich sie so verstimmt, daß ich glaubte, fragen zu dürfen, was ihr geschehen sei.

„Ach!" sagte sie, „ich habe eine sehr unangenehme Scene mit einer Frau gehabt. Wenn man selbst im Leben erfahren hat, was Sorgen und Leiden sind, so hilft man ja innerhalb seiner Möglichkeit von Herzen gern. Aber den Anforderungen, die an mich gemacht werden — auf den Glauben an meine Angehörigkeit zum Hofe — denen kann ich im entferntesten nicht entsprechen. Gerade jetzt, da ich einer Frau aus dem Handwerkerstande bot, was ich eben vermochte, fuhr sie mich an und rief: ‚Da sieht man die neugebackenen Aristokraten! Sie sind die Cousine des Kaisers, er giebt Ihnen zwanzigtausend Franken des Jahres, die von unserem

Gelde gestohlen sind, und Sie wollen uns ein so elendes Almosen geben, uns, die wir Tag und Nacht arbeiten, während solche Damen wie Sie nicht wissen, wozu sie ihre Hände haben!' — Sie glauben nicht," fuhr sie fort, „wie ich unter diesen Dingen leide. Ich würde am liebsten dies Stadtviertel verlassen und in ein anderes ziehen, in dem uns niemand kennt — aber was wollen Sie? Ich und meine fünf Katzen hängen an den bekannten Räumen; meine Katzen würden mir nicht folgen, und so," fügte sie lächelnd hinzu, „leide ich für meine Jugendfreundschaft und für meine Katzen!"

Sie war in der That, wie die Franzosen und Italiener überhaupt, eine Freundin dieser Tiere und besaß deren fünf sehr schöne Exemplare, an denen ich, diese Vorliebe teilend, großes Vergnügen hatte.

Wie 1850 der neue Prinz-Präsident der Gegenstand des Interesses für uns war, so war es jetzt die neue, damals ungewöhnlich schöne Kaiserin, die man im allgemeinen in keinem Sinne günstig beurteilte; und Hortense hielt anfangs gegen uns in ihrem Urteil gegen die Kaiserin zurück, denn nach dem Staatsstreich hatte sie Louis Napoleon nicht wieder gesehen. Als ich aber einmal die Bemerkung machte, daß das Haar desselben nicht mehr über ihrem Schreibtisch hänge, sagte sie: „Die Kaiserin besitzt es jetzt. Bald nach seiner Verheiratung hat der Kaiser meinen Bruder rufen lassen und ihm gesagt: ‚Hortense besitzt gewiß noch das Haar von mir, das meine Großmutter und Mutter aufbewahrt hatten. Da sie sich mit dem Herzen von mir losgesagt, wird auch dies Haar wohl keinen Wert mehr für sie haben, und es würde mir angenehm sein, wenn sie es der Kaiserin gäbe, die es zu haben wünscht. Wenn Hortense aber daran hängt, so soll sie es behalten.'"

„Und Sie haben es fortgegeben?"

„Augenblicklich, obschon mit schmerzlicher Empfindung. Ich hatte es von Jugend an bei der Königin gesehen, hatte es selbst durch Jahre besessen; mein Auge war daran gewöhnt, und es war mir eine Reliquie aus unvergeßlichen Zeiten. Einige Tage, nachdem ich es ausgeliefert, erhielt ich einen Brief des Kaisers, in dem er mir dafür dankte." Sie holte ihn herbei und ließ ihn mich lesen. Er lautete ungefähr: „Liebe Hortense! Sie haben so viel Eifer (empressement) gezeigt, den Wunsch der Kaiserin zu befriedigen, daß ich Ihnen dies sehr anerkenne. Wenn ich Ihnen meine Dankbarkeit, worin es immer sei, bezeugen kann, so sagen Sie es mir, und ich werde Vergnügen haben, es zu thun. Mit den alten Gesinnungen, die Sie an mir kennen, Louis Napoleon."

Hortense hatte darauf nicht geantwortet.

„Was sollte ich ihm schreiben, da ich die fürchterliche Erinnerung an das Massacre auf dem Herzen hatte?" sagte sie. „Er ist später einmal, als er meinem Bruder in den Tuilerien begegnet, an ihn herangetreten und hat zu ihm gesagt: ‚Eugen! woher kommt es, daß Hortense mir nicht geantwortet hat? Eine Antwort ist man jedem Briefe schuldig! und sie soll wohl bedenken —' Er hatte, wie mein Bruder erzählt, die letzten Worte sehr heftig gesprochen, dann aber in seinem sanften Tone gesagt: ‚Sie soll verständig sein und nachträglich schreiben!' — Ja, der Grund seines Herzens ist gut, obschon man ihn zur Selbstsucht erzogen hat und die Lage, in der er ist, ihm die höchste Selbstsucht fast natürlich und zur Pflicht macht. Aber was hätte ich dem Kaiser jetzt noch zu sagen?"

* *
*

So oft das Gespräch sich auf den Staatsstreich wendete — und der 2. Dezember von 1850 lag damals noch nahe genug —, verstummte Madame Cornu. „Es giebt Erinnerungen," sagte sie einmal, „die man wie böse Träume zu vergessen suchen und nicht wieder heraufbeschwören soll." Einmal aber, als sie und ihr Mann in unserem Hotel den Thee mit uns tranken, kam es doch zu Mitteilungen über jene Tage, die

ich eben auch nach meinen damaligen Aufzeichnungen wiedergebe:

„Es liegt in der Natur des Kaisers," sagte sie, „eine Abneigung gegen plötzliches Entschließen. Er denkt weit hinaus auf alle Möglichkeiten, denkt sie scharf in allen Einzelheiten durch und kommt dann ins Zögern und Warten. In Zeiten, in welchen er von Schulden, Wechsel- und Ehrenschulden, bedrängt war, konnte er ruhig sagen: Nun gut! Laßt es gehen! Der Tag wird für den Tag sorgen! Das Geld wird sich finden! Wer kann sagen, was morgen sein wird! Man muß es abwarten.

„So war es auch in den letzten Novembertagen von 1851. Daß man sich vor einer Entscheidung befinde, sagte sich jeder; aber Napoleon stand an, sie zu treffen, und seine Umgebung, seine Familie, die von seiner Erhebung viel zu erwarten, bei seinem Rücktritt alles Gewonnene zu verlieren hatte, drängten ihn zur That. Er selbst hielt sich überzeugt, auch ohne einen Staatsstreich zum Throne gelangen zu können; und ich glaube, er hat sich darin nicht geirrt. Der Thron wäre ihm durch die Uneinigkeit der Parteien zugefallen. Er wurde zu dem Blutbad und dem Schrecken mehr gedrängt, als daß er freiwillig gehandelt hätte.

„Mein Verkehr mit dem Prinz-Präsidenten war, je mehr er in Aktivität trat, nur noch ein brieflicher geworden, mit seinen Angehörigen aber noch ein persönlicher geblieben; und ich weiß, sie hatten den Staatsstreich schon vorher geplant. Als die Prinzeß *** mich einmal zu einer Spazierfahrt mitgenommen, sagte ich heimkehrend zu meinem Manne: ‚Sie haben etwas Gewaltsames vor! Es wird ein Unglück geschehen!' Wenn ich es hätte wissen wollen, so hätte sie es mir erzählt, aber ich dachte, es sei besser, es nicht aussprechen zu lassen und es nicht zu wissen.

„Am Morgen des 2. Dezember waren mein Mann und ich mit Cernuschi auf dem Boulevard. Man hatte von Unruhen gesprochen; wir befanden uns auf dem Wege zu einem Besuch und hatten uns nach den Boulevards gewendet, zu sehen, was dort vorging. Gegen die Rue Vivienne hin gewahrten wir eine Art von Auflauf. Wir gingen dahin und fanden, daß man Matratzen aus einem Fenster warf, um für einen Verwundeten eine Tragbahre zu machen. Cernuschi trat heran und entdeckte in dem Verwundeten einen seiner Bekannten, einen exilierten Genueser Edelmann, der eben am Tage vorher vom Lande in die Stadt gekommen und ausgegangen war, sich eine Wohnung für den Winter zu mieten. Er hatte eine Kugel in der Brust, eine im Schenkel; man wollte ihn in die nächste Apotheke bringen. Cernuschi und mein Mann wollten ihn natürlich begleiten, und da ich in der Menge nicht allein auf der Straße bleiben konnte, mußte ich eben mit. Weil aber die Kräfte des Verwundeten sich rasch erschöpften und man sein Ende befürchten mußte, beschloß man, ihn lieber gleich nach dem Hotel Dieu zu schaffen. Das war nicht leicht. Die Plätze, die dorthin führten, waren von Truppen besetzt, die sinnlos zu schießen begannen. So ging Cernuschi, der ja groß ist, mit einem weißen Tuche wehend, den Trägern des Verwundeten voran, erhielt von einem Offizier die Erlaubnis zu freiem Durchgang, wir gelangten in das Hospital und der Genuese verschied dann nach einer Stunde.

„Es war ein harter Eindruck. Aber was man aus der Ferne in der Nacht erlebte, das war weit schlimmer. Man hatte den ganzen Tag, bald hier, bald dort, in den Straßen geschossen und gemordet. Nachts, als es in der Stadt still geworden war, begannen die Füsiladen. Man hatte mehrere Hunderte von Menschen: Bürger, Arbeiter, Kinder, in die Kaserne, auf das Marsfeld getrieben. Als es tiefe Nacht war, ließ man sie heraus. Die Leute, die fast alle waffenlos waren, zeigten sich darüber erfreut, denn sie glaubten, nun werde man sie nach Hause schicken. Man kommandierte aber: En file! — Sie stutzten, gehorchten jedoch. Auf dem freien Felde

angelangt, kommandierte man: En ligne! — Aber was bedeutet das? schrie es von allen Seiten. — Was das bedeutet? Daß man euch erschießen wird! — Das Schreien des Unglaubens, der Empörung, der Verzweiflung verstummte im Pelotonfeuer. — Bei der Stille der Mitternacht und da der Wind nach unserem Hause stand, hörten wir ein paarmal einen furchtbaren Aufschrei wie von ganzen Massen — dann wieder ein ‚Ruuk‘ — und noch einmal — dann war alles still.“

Sie wurde selbst still — und erst nach geraumer Zeit, als ihr Mann sie darauf brachte, erzählte sie weiter fort:

„Am anderen Morgen sah mein Mann die Prinzeß *** in einem gewöhnlichen Straßenkabriolett vor unserem Hause aussteigen und sagte mir das. Ich lief hinaus und hieß das Mädchen, keinen Besuch anzunehmen, sondern zu sagen, ich sei ausgegangen. Die Prinzeß, die ohne alle Bedienung war, hatte das aber gehört und rief: ‚Nicht zu Hause? und ich habe doch ihre Stimme vernommen!‘ Darauf ging ich ihr natürlich entgegen und bat sie, einzutreten.

„Wir standen beide am Kamin, und mit all dem Entsetzen, das noch in mir nachzitterte, fragte ich sie: ‚Weshalb sind Sie gekommen, Prinzeß? Sind Sie gekommen, um mein Entsetzen, meine Verzweiflung zu sehen?‘ — ‚Nein! nein! ich bin gekommen, dir zu sagen, daß wir alle außer uns sind!‘ — ‚Sie außer sich? Aber Sie wußten ja schon vor acht Tagen, was geschehen sollte; Sie waren auf dem Punkte, es mir zu sagen!‘ — ‚Nein! ich versichere dir, der Prinz selbst ist in Verzweiflung darüber!‘ — ‚Ach, sprechen Sie nicht von ihm! Er hat Blut gesäet und wird Blut ernten! Er hat verraten und wird verraten werden! Wir werden es erleben!‘ — ‚Aber mein Gott, Hortense!‘ rief die Fürstin, ‚du bist es, die außer sich ist; du machst mir bange! Wie soll man denn mit dir reden, da wir alle uns hier durchaus nicht in Sicherheit fühlen!‘ — ‚Nicht in Sicherheit? Sie jetzt nicht in Sicherheit?‘ fragte ich. ‚Mich dünkt, der Prinz hätte gut dafür gesorgt!‘ — ‚Aber was konnte er thun? wie konnte er denn anders handeln? Was würde geschehen sein ohne das?‘ — ‚Ich weiß es nicht! Aber ich habe das Massacre in dieser Nacht gehört, und der Gedanke verläßt mich nicht, daß er sein Grab gegraben hat und daß er elend, daß er sterben wird durch Mord!‘

„Die Prinzeß fuhr auf: ‚Was hast du dir denn vorgestellt? Ist das deine Treue? Was verlangst du denn?‘ — ‚Ich? ich verlange nichts, als daß Sie sich nicht an meinem Entsetzen und meiner Verzweiflung weiden!‘“

Die Prinzeß brach auf. „Begleite mich zu meinem Wagen,“ forderte sie, „ich habe niemand bei mir und fühle mich nicht sicher in deinem Hause!“ — Madame Cornu that, wie sie es wünschte. Die Prinzeß befahl, sie nach ihrem Hotel zu fahren. „Nein,“ sagte jene, „fahren Sie ins Elysee! Sie können dem Prinzen alles wiederholen, was ich gesagt; denn ich weiß doch, daß Sie es thun werden!“

Das ist geschehen, und Cornus erfuhren durch Tela, der damals Schatzmeister des Prinzen war, daß die Prinzeß die Unterhaltung mit erfundenen Zusätzen wiedergegeben und daß im Elysee Befehl erteilt sei, die Cornus nicht zu empfangen.

„Das war unnötig!“ setzte Hortense dazu, „denn wir waren in anderthalb Jahren nur zweimal im Schlosse gewesen. Einmal, dem Prinzen zu seiner Präsidentschaft zu gratulieren, ein andermal zu einem öffentlichen Empfang, zu dem wir befohlen worden waren. Der Prinz hatte zu Tela geäußert: ‚Hortense hat immer einen harten Kopf gehabt und mag denken, was sie will; aber sich meiner Cousine gegenüber als Charlotte Corday hinstellen, das ist zu stark und zu viel!‘“

Es kam danach noch zu einem Briefwechsel zwischen Hortense und der Prinzeß, welcher jene durch Tela ein Armband und ein Juwel zurücksendete, die die Prinzeß ihr vordem geschenkt, und damit war die frühere Freundschaft zu Ende.

Cornus erfuhren, daß man Louis Napo-

leon angeraten, sie auch von Paris zu entfernen, sie deportieren zu lassen; sie sind aber völlig unangefochten geblieben.

Selbst als Freunde und auch wir ihr rieten, die Briefe des Prinzen ins Ausland zu schicken, das heißt sie Freunden in England anzuvertrauen, wollte Madame Cornu nichts davon hören.

„Es wird uns nichts geschehen," sagte sie, „sein Herz ist gut, ich kenne ihn. Er weiß, daß er auf mich zählen konnte, und er ist dankbar."

* *
*

Wir waren damals länger als zwei Monate in Paris. Angekommen vor dem Tag, an welchem das Tedeum für den Sieg von Sebastopol gefeiert wurde, blieben wir bis nach dem am 14. November erfolgten Schluß der großen Ausstellung. Es war die glorreichste Zeit des dritten Kaiserreichs, und so wenig Napoleon auch die Worte zur Wahrheit gemacht hat, welche er in der Rede aussprach, mit der er die Abgeordneten der internationalen Ausstellung entließ, wird diese Rede immer als eine der merkwürdigsten Kundgebungen zu betrachten sein, weil sie, von einem damals mächtigen Herrscher gesprochen, die Friedenspolitik und die idealen Ziele aufstellte, nach welchen die Kulturvölker, die Menschheit der Zukunft, zu streben haben.

Auch nach unserer Entfernung von Paris blieben wir mit Hortense im Zusammenhang. Von beiden Seiten wurden Befreundete einander zugewiesen, hier und da neue Arbeiten einander zugeschickt. Einmal versuchten wir Hortense zu überreden, daß sie Wolfsohns „Nur eine Seele" in das Französische übersetzen solle, da das Stück uns, von Dawison dargestellt, einen großen Eindruck gemacht hatte. Wir meinten, es sei gut, gegenüber all den Übersetzungen französischer Komödien ins Deutsche einmal ein deutsches Schauspiel in Paris zur Aufführung zu bringen. Es kam aber nicht dazu.

Im Jahre 1864 sahen wir uns in Paris noch einmal wieder. Aber die Erlebnisse aus dieser Zeit haben keinen Zusammenhang mehr mit den Briefen Napoleons III., und nur zur Charakteristik von Hortense Cornu und von ihrer persönlichsten Ausdrucksweise will ich aus ihren Briefen an mich noch einige Mitteilungen machen, unter denen sich doch einzelnes noch auf Napoleon III. bezieht.

Der erste, den ich hier kopiere, ist aus der Zeit zwischen unserem Beisammensein von 1850 und 1855, ein Jahr nach dem Staatsstreich, geschrieben, und er berichtet oberflächlich, was die spätere, von mir mitgeteilte mündliche Erzählung ergänzte. Die Briefe sind in einer sehr eigenartigen großen Handschrift und völlig richtig geschrieben, so daß ich keinen Buchstaben daran geändert habe.

Paris, den 20. November 1852.

Liebe Freundin! Gottlob, daß Sie mir wieder geschrieben. Ich fühlte mich so schuldig gegen Sie und Professor Stahr, daß ich nicht mehr Herz hatte, vor Ihnen zu erscheinen. Nun aber reichen Sie mir freundlich die Hand über Schuld und Zeit, ich erfasse sie mit herzlicher Freude und danke für Ihre Güte. Ich habe Fräulein *** gesehen. Sie spricht mich sehr an. Sie ist schon in einer Pension, wo es ihr gefällt, also bedarf sie meiner wenig; aber sollte die Gelegenheit eintreten, ihr irgend nützlich zu sein, werde ich mich gleich auf die Beine machen.

Ich sehe mit großer Freude, daß Sie beide herzens- und häuslicherweise glücklich sind. Dies ist eine Zuflucht in unserer traurigen zerquetschten Zeit. (Hier fährt die Katze mit dem Pfötchen über das Papier — verzeihen Sie das Verwischen.) Dadurch, daß Sie beide meiner gedacht, obgleich ich nicht gern klage, muß ich doch sagen, daß ich viel, zu viel ausgestanden habe seit Dezember 1851. Meinen Glauben, meinen heißgeliebten republikanischen Glauben, meine Freunde und Glaubensbrüder verfolgt, getötet, deportiert durch meinen Jugend- und Lebensfreund zu sehen! Den 4. Dezember waren wir auf den Boulevards, haben die Ver-

wundeten begleitet, sind über eine Viertelstunde devant les coups des fusils gestanden. In der Nacht hörte ich die Gefangenen erschießen, hörte die Orderbefehle, ihr Geschrei. Und alles durch ihn, wegen ihm. Ich war zu Erz und Eisen geworden. Den 6. erfolgte auch mir eine Scene, die die Freundschaft auf ewig gebrochen. Es war ein tragischer Austritt, den ich Ihnen, wenn ich Sie sähe, erzählen würde. Gut, daß wir nicht transportiert sind. Seither habe ich unter Trübsinn und Trübsal im Geiste und in der Wirklichkeit mit den Verfolgten und Gebrochenen gedacht. Aber der Glaube beschwichtigt alles. Es wird besser! Die Erschlaffung und das Schlafen haben eine Zeit, und diese wird vorübergehen. Leben Sie wohl, liebe Freundin! Möge das Leben so fortscheinen, wie es aus Ihrem Briefe leuchtet. Gedenken Sie manchmal unserer, die beide an Sie hängen.

Ihre Freundin Hortense Cornu.

Paris, den 4. März 1856.

„Liebe Freunde! Fürwahr, ich bin die Zeit über nicht auf Rosen gebettet worden, habe so viel gelitten, daß ich ganz verdummt bin. Es geht zwar besser, viel besser, darf aber nicht an die Luft, nicht recht lesen, nicht schreiben, nicht denken — ein paradiesisches Dasein, wie Sie sehen. Die Nerven sind so sehr gespannt worden, daß sie bei der leisesten Berührung ein Charivari anfangen. Darum habe ich euch, beste Freunde, so lange nicht geschrieben —“

Nun folgt ein Dank für die Sendung von Stahrs „Torso“, für meinen Roman „Wandlungen“. Dann heißt es weiter:

„Sie Glückliche, die arbeiten können! Mein Mann malt ein großes, langes Bild. Es wird schön. Diesen Sommer wird er ein kleines pompejanisches Hotel ganz mit antiken Vorstellungen dekorieren. Keine eigenen Kompositionen, ganz echt antik. Allerdings eine nicht leichte und in gewissem Sinne undankbare Aufgabe, Fragmente herzustellen, plastische Kompositionen in gemalte Bilder umzuwandeln. Aber eine Zeit über in dieser olympischen Gesellschaft zu leben und zu weben, ist Gewinn und auch jedenfalls große Lust. Mein Mann muß den ganzen Sommer bleiben. Ich war lange nicht aus Paris, käme gern ein wenig fort; aber werde ich es können? Man verbietet mir, die Hitze aufzusuchen, sonst ginge ich gern nach Berlin, um Sie im eigenen Nest zu sehen. Ich halte viel darauf, meine Freunde zu Hause zu besuchen; man weiß nachher, wo und wie sie in Gedanken zu suchen.

„Wir schweben hier zwischen Krieg und Friede. Es scheint, daß sich die Herren Diplomaten nicht recht verstehen wollen. Der kaiserliche Herr, der anfangs ganz friedfertig war, soll jeden Tag kriegerischer werden. Es kann auch dies ein Spiel sein. Er ist es gewohnt, anders zu spielen und zu denken. Die Finanzleute werden blaß, wenn man ihnen vom Kriege spricht; Militär und Volk und die Denkenden möchten noch einen Feldzug, um Rußland tiefer herunter sehen. Auf jedenfalls ist es gar gedemütigt und wird sich ein paar Jahre ausruhen müssen, um sich zu erholen. Dann freilich wäre es gut, wenn dieser Gottvater des Despotismus noch einige Züchtigung bekommen könnte. Hätten wir es zu stürzen vermocht! Aber vielleicht kann ein Gott nur durch einen anderen Gott gestürzt werden.

Leben Sie wohl u. s. w.

Sebastian und Hortense Cornu.“

Im Sommer von 1857 war Hortense am Rhein, wohnte dort in Bonn eine Weile in der ihr und uns befreundeten Familie eines der ersten Philologen unserer Zeit, brauchte die Bäder in Kreuznach und redete uns dringend zu, uns einmal für einen Winter in Paris einzurichten. „Einige Monate dort zu leben, thut dem Geiste wohl. Da weht ein immerwährender Wind, der ungesehen, unbewußt selbst dem Geiste Samen bringt, der später aufgeht. Dort eigentlich schlägt der Puls des politischen Lebens, und obgleich jetzt ermattet, wird er auch wieder erwachen; und das politische Leben ist ja jetzt zum

Universalleben geworden. Alles liegt in ihm: Recht und Pflicht, Volkswohlsein und Tugend; in einem Wort: die Zukunft aller!"

Am 6. November 1857, nachdem sie Stahrs Buch „Nach fünf Jahren" erhalten, schreibt sie unter vielem anderen: „Stahr beurteilt unseren armen Freund Gustav Planche" (wir hatten ihn in ihrem Hause kennen gelernt) „sehr richtig. Ich danke ihm dafür. Hätte ich nur das Buch einige Monate früher gehabt, wie hätte sich der arme Planche darüber gefreut. Seine letzten Jahre waren moralisch und physisch so schmerzhaft. Der Körper war eine Ruine geworden und die halbe Seele auch; aber die andere Hälfte ragte immer stolz und unabhängig vor. Wegen seiner Wahrheitsliebe von den Beteiligten verfolgt, arm, krank, wies er bis zum Ende die Anerbietungen der Regierung, ihm eine Stelle oder eine Pension zuzusichern, ab; nicht um seine Feder zu kaufen, denn er schrieb nichts Politisches, sondern um ihm zu Hilfe zu kommen. Der Kaiser persönlich liebte sein Talent. Aber Planche liebte weder den Kaiser noch Geld, selbst nicht, um zu trinken, was für ihn nicht der einzige Trost, aber vielmehr das einzige Mittel zuletzt war, seine Vergessenheit der Schmerzen zu erlangen. Er starb während meiner Abwesenheit. Ich konnte ihm also das letzte Lebewohl nicht sagen. Wird doch ein Baum nach dem anderen umgehauen. Wo man Schatten und Erquickung fand, wird das Ende des Lebens zur sandigen Wüste.

„Das Stück ‚Nur eine Seele' habe ich noch nicht empfangen. Geht es für die französische Bühne, werde ich mich einrichten, es zu übersetzen, wenn es dem Professor recht wäre. Aber traut er mir es zu? Wir Frauen flößen immer, wenn es über das Kochen und Nähen hinausgeht, den Männern Mißtrauen ein. — Ich bin an meiner Penelopearbeit. Ich bin wie einer, der meint, die Welt endige beim nächsten Berg, und kommt er darüber, so eröffnet sich ein anderer Horizont und immer weiter so."

Am 28. Januar 1858: „Sehen Sie, welch ein Leben ich führe. Seit vier Tagen ist der Brief liegen geblieben. Ach, Liebste! Sie haben einen Weihnachtsbaum gehabt! Wie wünschte ich so einen Weihnachtstriumph mitzumachen! Es würden stummgewordene Saiten im Herzen erklingen und eine heimlich-süße, melancholische Weise, die seit meiner italienisch-heidnischen Ekstase nicht mehr erklangen. Ich komme zu nichts Rechtes. Der Lebensbaum wird mir in Zündhölzchen zersplittert, jeder nimmt sich eins! An die Arbeit komme ich nie, und doch dürstet es mich danach! Vielleicht hätte ich auch was zu sagen —"

„Liebe Fanny! Heute schreibe ich Ihnen einen harlekinscheckigen Brief ohne Ordnung und Haltung, ich habe gar wenig Zeit und Ihnen viel zu sagen.

„Doktor Wolfsohn hat mir sein Buch geschickt, schrieb sehr lieb dazu. Das Stück in seiner jetzigen Form eignet sich nicht für unsere Bühne. Es müßte ganz neu gemacht werden. Ich würde es versuchen. Aber jetzt, wo in Rußland die Leibeigenschaft abgeschafft wird, hat die Sache viel weniger Interesse; und endlich könnte unmöglich ein wenn auch nur indirektes Lob eines Souveräns auf unserer Bühne ertönen inmitten so vieler Parteien.

„Kommen Sie nach Paris. In unserem Alter hat man keine Jugend, keine Hoffnungszeit mehr vor sich, das Versäumte einzuholen. Darum müssen wir uns in diesem Jahre sehen. Entweder Sie kommen hierher, oder soll ich wieder nach Kreuznach, richte ich mich ein, einen Ausflug irgendwo zu Ihnen zu machen. Deutschlands Ruhe, bald hätte ich gesagt Starrheit, thut wohl nach dem Wogen und Zischen unseres Lebens. Es kocht hier gar zu sehr, und in der Brandung der Ideen und Gefühle verlieren sich die Sinne. Aber wo gelangt man mit Ihnen zusammen? Thut nichts zur Sache, werden Sie sagen: nur treu zusammengehalten auf dem Wege. Und so lassen Sie uns thun. Gute Nacht, liebe Freunde, denkt unserer. Hortense."

Es waren damals die Jahre, in denen aller Augen sich auf Paris gerichtet hielten und die Neujahrsrede Napoleons III. der Schicksalsspruch für Europa war. Das Blatt hat sich gewendet, sehr zu unserem Heil.

Unsere Freunde hatten ihr altes Heim verlassen und waren nach dem Boulevard Latour Maubourg übergesiedelt. Der erste Brief, den ich von dort am 22. September 1859 erhielt, klagt über mein sehr langes Schweigen und freut sich, daß ich es gebrochen. — „Seit der Krieg ausbrach," heißt es im Verlauf des Briefes (der erste italienische Feldzug), „brach in Deutschland eine moralische Croissade gegen uns Franzosen aus. Ich blieb gegen alle meine deutschen Freunde still, nicht wissend, wie sie gegen uns gesinnt waren. Jetzt ist Zwischenakt. Wie wird die Nachwelt den ersten Auftritt beurteilen? Großes Thema, große Mittel, Bearbeitung insuffisante. Moralische und physische Erschlaffung des Bearbeiters war die entscheidende Ursache des Mißerfolgs. Oder liegt es fatalistisch in der Essenz der Despotie, immer vor dem Worte Indépendenz zu stutzen und Halt zu machen? Italien ist noch nicht gesichert und kann es ohne einen zweiten Krieg nicht werden. Soll man ihn wünschen oder fürchten? Eins steht fest: das französische Heer war nie so ausgezeichnet an Mut, Duldsamkeit und Menschlichkeit. Dies hört sich von allen alten Offizieren, die im Spiele waren. So daß man allgemein sagt: Le grand général Pioupion! — Pioupion ist der Volksname für Soldat. — Trotzdem ist man wenig zufrieden. Der Krieg, der vorher nicht erwünscht war, vereinigte, während er dauerte, alle Parteien. Sie sind auch jetzt noch vereinigt, aber im Murren gegen das unausgeführte Unternehmen. Man wollte und will Italien frei, nichts mehr, nichts weniger! Aber genug von Politik. Ich war seit zwei Jahren keine Nacht außer Paris und bin der Steingrube so satt!"

* * *

Es ist dies der letzte Brief, in welchem sie irgend welcher mit dem Kaiser und dem Kaiserreich zusammenhängender Ereignisse Erwähnung thut, und unser Verkehr erlosch allmählich, noch vor den großen Kriegen, wie das leider so oft geschieht, wenn lebendiges Begegnen ihn nicht neu erregt. In den letzten Jahren hörte ich nur durch gemeinsame Bekannte von beiden Cornus. Sebastian starb vor seiner Frau. Ihre Augen waren leidend geworden, sie zog sich nach seinem Tode auf das Land zurück.

Der Krieg von 1870 löste den Zusammenhang mit all unseren französischen Bekannten und Freunden endlich ganz. Allein der treffliche Maxime Ducamp blieb den Deutschen gleichgesinnt.

Nur durch die Zeitungen erfuhr ich den Tod von Hortense Cornu und hatte mit bewegtem Herzen und liebevollem Erinnern auch für mein Teil wieder einmal mit Goethes Worten Lebensgenossen zu beklagen:

Die um schöne Stunden
Vom Glück getäuscht, vor uns dahingeschwunden.



Francisco Montes el Paquiro.

Des Stierkämpfers letzter Waffengang.

Von

Theodor Simons.



Die Arena

Madrids Straßen pulsierten am 21. Juli des Jahres 1850 wie Adern eines fiebererregten Körpers. Das Pflaster der Puerta del Sol und der einmündenden prachtvollen Alcala Avenue war heute den brennenden, glühenden Strahlen der Julisonne vollkommen entzogen, denn eine kompakte, auf- und abwogende Menschenmenge bedeckte wie ein buntes Gewebe die Quadern des weltberühmten Platzes und der eleganten Straße. Die große Fontäne inmitten der Plaza sandte ihre Wassergarben mit verdoppelter Kraft in die glühende Luft, und letztere gab sie zurück in die riesige Wasserschale, deren Brüstung heute eine Kette von Männern und Frauen säumte, die, dicht nebeneinander auf der Marmoreinfassung sitzend, den kühlen Wasserstaub mit Wonne einatmeten, den die fallenden und plätschernden Fluten freigebig spendeten. Ein prächtiger Regenbogen überspannte ohne Unterlaß das von der Sonne so glühend getroffene stäu-

bende Wasser; die Göttin Iris hatte sich hier seit ihrem Abschied aus dem Olymp bleibend niedergelassen. Einen schöneren Sitz als auf der Fontäne der Puerta del Sol hätte die Göttliche kaum finden können.

Ganz Spanien schien sich um ihren Thron geschart zu haben, denn außer der bezaubernden Maja, der Fabrikarbeiterin aus dem Arrabal in glitzerndem Seidenmieder und gelbem Atlasröckchen nebst ihrem Galan, saßen auf den Stufen die Repräsentanten aller Gaue, aller Provinzen der Iberischen Halbinsel brüderlich und schwesterlich nebeneinander.

Madrids magnetische Kraft hatte sie angezogen und unwiderstehlich gefesselt. Hier der Castilianer, der stolzeste der stolzen Spanier, dem die Corte, die Hauptstadt, gehört neben dem Valencianer, dessen Hautfarbe die Glut der Sonne widerstrahlt, die sein begnadetes Land bescheint. Weiter der verschlossene, rachsüchtige Murcianer neben dem offenen, tapferen Catalonier, dem treuherzigen Galicier, dem gastfreien Asturier. Leon, Aragon, Navarra waren mehr oder minder vertreten; kurz, alle Mundarten des großen Landes kreuzten sich am Wasserbecken des Sonnenplatzes, welches heute eine Perlschnur von Kostümen angelegt hatte.

Soldaten in Sandalen schlenkerten ihre Beine zugleich mit barfüßigen Dominikanern auf dem Steinsitze hin und her; es gab heute keine Standesklassen, sondern nur hocherregte Mengen, denen eine glühende Mittagssonne auf die Schädel brannte und die, nach allen Seiten gepreßt und geschoben, wahre Muster von Geduld abgaben.

Zwei Uhr schlug die Uhr der Puerta del Sol. Das Menschengedränge in der Umgebung nahm riesig an Intensität zu, jede Viertelstunde brachte andere Gesichter, andere Kostüme, andere Dialekte, veränderte die lebhafte Scenerie, entwirrte oder verwirrte den Knäuel, in den ganz Spanien eingezogen. Die Menschen schienen ziellos zu irren, und doch hätte man von einem erhöhten Standpunkt aus bemerken können, daß der buntfarbige, summende und lärmende Schwarm eine Centralrichtung einzunehmen gezwungen war, auf die jedes Individuum instinktartig lossteuerte.

Wem galt all diese Bewegung, diese Unruhe, diese fieberhafte Aufregung? War's ein großer Staatsakt, der die Gemüter beschäftigte, stand das Land am Vorabend wichtiger Ereignisse; waren es angesagte Hoffeste, oder hatten sich die spanischen Bürger zur Wahlurne für die neuen Cortes zu begeben? Von alledem nichts. Viel Wichtigeres für das Volk brachten die großen, rosenroten Plakate, welche die Hauptstraßenecken der „muy noble y muy heroica villa de Madrid“ zierten, deren Inhalt geradezu zauberartig wirkte.

Jedermann drängte zum nächsten dieser Zettel hin, um zum zehntenmal das wiederzulesen, was ebenso entzückend wie unglaublich schien.

Unter schwarz gedruckten Stierzeichnungen in allen möglichen Kampfweisen war in spannenhohen Lettern der Name eines Mannes zu lesen, dessen Ruhm weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinausgeklungen, der wegen Schicksalsschlägen, die er im Privatleben erlitten, sich nach vieljährigem Feiern zum erstenmal wieder den Madridern heute zeigen sollte: Francisco Montes el Paquiro.

* * *

In einem kleinen Gartenhäuschen der Straße Amor de Dios hatte sich Francisco Montes bei seinem Wiederauftauchen in Madrid eingemietet. Hier wohnte er allerdings nicht so prächtig als vor Jahren in seinem Palacio in der Calle real, damals, als Frauenhuld, Reichtum, Glück und strotzende Gesundheit sowie insbesondere jugendliche Manneskraft ihm zu eigen waren. Heute im sechsundvierzigsten Jahre seines Lebens hatten bittere Erfahrungen, Täuschungen, Unglück und Unzufriedenheit dem Stierkämpfer ihren Stempel fest aufgedrückt. Sein Auge blitzte zwar noch in jenem wilden Feuer,

das ihn niemals verlassen hatte, aber sein Haupthaar war grau geworden und seine



sonst sprichwörtlich gewesene schlanke, elastische Figur hatte während der letzten Ruhejahre Einbuße gelitten. Montes war sich dessen wohl bewußt; doch mit der Energie und Willenskraft, die ihm angeboren, glaubte er auch heute noch fest an

seine Kunst, an sein Glück, an die Huld der lieben Madrider, die ihm über alles ging. In letzter Hinsicht konnte er wohl ruhig sein. Madrid schien, von Taranteln gestochen, sich in die Höhe zu schnellen, als die Kunde einlief, daß Montes, einer langjährigen Apathie entflohen, seinen kleinen Geburtsort Chiclana verlassen habe, um von neuem sich der Arena zu widmen. Im Jahre 1849 hatte die Plaza von Madrid, mit welcher Montes gleichsam verheiratet zu sein schien, vergebens im Verein mit Sevilla, Cadiz und Malaga es versucht, den Fahnenflüchtling zur Rückkehr zu bewegen. Umsonst! Montes blieb als Krämer und Misanthrop in seiner Vaterstadt. Aus Montes, dem weltberühmten Matador, war ein Tütendreher und Salzstößler geworden, den niemand begreifen noch verstehen konnte. Alle verzweifelten an dem Manne, man hielt ihn für verrückt, verloren, und Madrid sowie die anderen Städte fingen an, den großen Helden in das Buch der Vergessenheit einzutragen; da auf einmal regte sich der alte Löwe wieder. Sein Kram in Chiclana rentierte sich nicht, im Gegenteil verlor Montes noch seine Ersparnisse von früher und sah sich endlich genötigt, um in seinen alten Tagen nicht zu verhungern, zu seiner früheren Kunst zurückzukehren.

Ganz Spanien nahm das lebhafteste Interesse an diesem unerwarteten Entschluß des großen Matadors. Man überbot sich in Zuvorkommenheit und Anerbietungen, um den berühmten Mann für Sevilla, Cadiz oder Madrid zu fesseln. Madrid trug den Sieg davon, da Montez aus alter Anhänglichkeit die Kapitale vorzog. Sein Einzug in Madrid glich dem eines Feldherrn, der aus siegreicher Schlacht zurückkehrt. Wenig hätte gefehlt, und der Magistrat wäre dem wiedergefundenen Sohne in corpore entgegengeeilt. Sonette und Gedichte zu seinem Ruhme brachten die öffentlichen Blätter. Es regnete gleichsam Ovationen, die Stadt geriet in eine Aufregung, der nie etwas gleichgekommen war. Montez hätte an seinem Ehrentage die Götter eifersüchtig stimmen können, denn Madrids Bewohner beteten ihren Torero an und streuten vor seinen Schritten Blumen aus.

Montez, el Paquiro, wie er sich nannte, hatte einige Tage am Taumel und Rausche des Empfangs zu zehren. Madrid ließ ihn nicht zur Besinnung kommen vor Festen und Begrüßungen, die Bewohner der großen Stadt erschöpften sich in Ehrbezeugungen und Liebenswürdigkeiten. Montez jedoch wurde immer ernster und nachdenklicher, je näher das Kampfspiel heranrückte. Er hatte sich in seinem kleinen Neste Chiclana aller Huldigungen entwöhnt. Was ihm früher Bedürfnis gewesen, wurde ihm jetzt fast unerträglich. Gern wäre er öfters wieder, wenn auch nur auf Stunden, in seinem Neste in der Provinz gewesen, wenn ein Zauberer seinen Wunsch hätte erfüllen können. Zurück konnte er nicht mehr, sein Blick mußte willenlos nach vorwärts gerichtet bleiben. Seine moralische Kraft aufzurichten, hatte ein junges Weib, das er aus Andalusien mitgebracht, übernommen.

Paquita war dem berühmten Manne wie eine Hündin ihrem Herrn gefolgt, und Montes fühlte sich glücklich angeregt durch ihr heiteres sympathisches Wesen. In der Calle Amor de Dios hatten sich die beiden ein ganz gemütliches Heim eingerichtet. Hier empfing Montes seine unzähligen Freunde, hier fand er seine Ruhe wieder, die ihn so lange gemieden hatte. Erst jetzt empfand er das Gefühl eines Menschen, der, jahrelang verloren, nun zu seinem früheren Geschäft zurückgekehrt, sich selbst wiedergefunden hatte.

Der große Tag, der 21. Juli, war endlich erschienen, an dem Montes wieder seinen Degen und die Manta zur Hand nehmen und die Schranken der Arena betreten sollte. Paquita hatte am Morgen schon das glitzernde goldverbrämte Kostüm des Stierkämpfers, die Seidenstrümpfe und Schnallenschuhe zurechtgelegt, während ihr Held beim Barbier den Bart scheren und die krausen Haare ganz kurz beschneiden ließ, wie es bei den Toreros

Sitte war. Ein kleiner spannenlanger Zopf mußte für die Cofia, das Haarnetz, dienen, welches dem Manne als Zierde über die Schultern hing. Eigentümlich war es dem Torero zu Mute, als er die schmucke Kleidung anlegte, die ihn wie einen alten Bekannten zu begrüßen schien. Auch die Seidenbinde, ein damaliges Geschenk seiner hohen Gönnerin, der Condesa de San Lucar y Bareta, hatte, wie die rostfarbigen alten Blutflecken es bezeugten, dem großen Matador viel hundertmal schon gedient. Wie ein Kind im Sonntagsgewand stand Montes heute vor seinem Spiegel und konnte sich nicht satt sehen an all dem Flimmer, der ihm um Schultern und Hüften hing. Sein Blut fing zu kochen an, jugendliches Feuer durchströmte von neuem seine Adern, seine Faust zuckte und die Augen schossen Flammenblicke — der Torero war wiedergeboren!



Zur Arena jagte er alsbald in seiner prächtigen Kalesche, die ihm der Magistrat zur Verfügung gestellt hatte, um vor allem den Stierpark zu mustern, den der Trieb vergangener Nacht eingebracht hatte. Kurz vor dem berühmten Gebäude brach ein Rad seines Wagens. Montes zuckte auf und legte, nachdenklich geworden, den noch übrigen Weg zu Fuß zurück. Abergläubig wie alle Toreros wollte das gebrochene Rad nicht mehr aus seinem Sinne schwinden. Ein Unglück war für ihn im Anzug, so schrie es fortan in seine Ohren, bleich blieben die entfärbten Wangen. Zum erstenmal in seinem Leben empfand Francisco Montes el Paquiro Furcht.

Die Stiere stammten diesmal aus der so berühmten Züchterei des Don Manuel de la Torre y Rauri. Jung, feurig und frisch, flößten dieselben den Toreros Sicherheit ein, denn eine alte Regel in der Tauromachie besagt: Ganados vivos, ganados sin reflexion! (Lebhaftes Vieh, Vieh ohne Überlegung, daher leicht zu behandeln!)

Für Montes fiel das Los heute auf den dritten Stier, Namens „Fraguador“,

der Ränkevolle. Zum zweitenmal zuckte sein sonst so energisches Auge beim Anhören dieses Namens, und ohne Verzug mußte ihn ein unterdessen gewechseltes Fuhrwerk zur Kirche Della madre dolorosa bringen. Hier vor dem Bilde der Madonna kniete Montes nieder und empfahl seine Seele der Schmerzensreichen, eben als von allen Türmen der Kapitale die Mittagsstunde läutete.

* * *

Die fünfte Stunde fand die Bewohner von ganz Madrid und die zugereisten Gäste in oder in der Nähe der Arena. Beneidet wurden alle, welche in derselben Platz gefunden. Die vom Glück nicht Bevorzugten blieben draußen vor den Mauern und Thoren des Amphitheaters, um wenigstens einen Teil der Aufregung und Spannung zu genießen, die heute den Spaniern geboten wurde. Montes war die Losung des Tages, man hörte nichts als diesen Namen nennen. Tausende mehr oder minder schlechte Porträts des Helden in Schwarzmanier, auf Papier, Leinwand, Taschentücher und Fächer gedruckt, fanden reißenden Absatz, ebenso Sonette und Verse, die dem Tageslöwen huldigten. Madrid glich heute einem riesigen Narrenhause, dessen Insassen an dem Tauromachiewahnsinn litten, der in Spanien epidemisch und unheilbar grassiert.

Als nun endlich Musik und Trompetentöne die Ohren kitzelten und die letzten vier- und sechsspännigen Omnibusse sowie die letzten Kaleschen und Landauer ihre Menschenladungen ausgeworfen hatten, drang durch die Lüfte ein Freudenschrei, der weit über das Weichbild der Plaza hinaus alle Nerven und Herzen heftig erregen machte. Seine Anweisung auf einen späteren Sitz im Himmel hätte in diesem Augenblick jeder nichtbegünstigte Spanier für ein Eckchen auf einer der Stufen der Arena mit Freuden hingegeben. Doch das Paradies von Stein und Mörtel ließ keine Erweiterung zu. In ihm saß Kopf an Kopf, Mensch an Mensch; selbst die glühenden Sonnenstrahlen fanden keinen Durchgang bis zu den überwölbten Sitzen, sie mußten sich darauf beschränken, die Häupter der Zuschauer zu rösten und zu kalcinieren. Prächtig war der Einblick in diesen Menschenkrater. Bunt und ohne Ruhe umkreisten die Menschen wie eingereihte Perlen in wohl dreißigfachen Ringen mit von unten nach oben immer weiteren Durchmessern den großen Kampfplatz, der heute mit besonderen Zuthaten ein festliches Ansehen hatte. Die Gesellschaft drinnen war in ihrer besten Laune, als sich endlich im Westen des Hauses die Schranken öffneten und die programm- und stilgerechte Parade ihren Einzug hielt.

Die Alguazils auf hohen Andalusiern bäumten ihre prächtigen Rosse, schwenkten die Baretts und grüßten das Volk mit Grandezza. Hinter ihnen schritten mit Blicken der Todesverachtung lauter berühmte Kämpfer, die Juan Yust, Juan Lucas Blanco, Francisco Arjona Guillen, José Rodondo, Roque Miranda, Pepo de los Santos, in seingestickte Seidenmäntel, Muecetas, mit kurzen Kragen gehüllt, in Strümpfen, Schuhen und seidenen Kniehosen. Sie umgaben den Helden des Tages Francisco Montes el Paquiro, dessen Erscheinen allein genügt haben würde, um den Orkan von Huldigungen hervorzurufen, der jedem Uneingeweihten das Blut erstarren machen mußte. Das Haus erzitterte fast in seinen Fundamenten. Das waren keine Ovationen im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern Ausbrüche einer Leidenschaft, die an Raserei grenzte.

Montes dankte nach allen Seiten. Ihm flogen Hüte, Fächer, Blumen, selbst Schmuckgegenstände von links und rechts zu, und nur der Befehl des präsidierenden Alcalden konnte dem Sturm Einhalt thun, den Montes' Erscheinen hervorgerufen. Das große Schauspiel durfte endlich seinen Anfang nehmen.

Der Toril Nummer 1 öffnete sich und gab dem ersten Stier Einlaß. Colorado,

der prächtige Andalusier, stürzte in mächtigen Sätzen mit hocherhobenem Schweife in die Schranken und zur vermeintlichen Freiheit, ließ den Capeadores kaum Zeit, ihre Tücher zu entfalten, verfolgte bald den einen, bald den anderen, stieß mit den Hörnern in die Luft oder in die umgebenden Planken, machte kühne Kapriolen nach vor- und rückwärts und ließ schließlich seine ganze Kampfgier an dem unglücklichen Pferde eines Picadors aus, die Toreros über die Schranke, zerstückelte die im Blute sich wälzenden Pferde, zerstampfte deren Leiber zu einer unkenntlichen Masse und stellte sich den Banderilleros mit schreckbarem Mute entgegen, die ihm die verzierten Eisenstifte in den Nacken spießten.

Die Banderillen saßen endlich, und rot lief das Blut am Fell des Stieres, kleinen Bächen gleich, hinab; doch seine Kraft schien noch nicht gebrochen, als in letzter Folge



Picadores im Kampfe.

das alsbald mit hängenden Gedärmen sich überschlug und seinen Reiter abwarf, den die Chulos mit großer Mühe in Sicherheit brachten.

Das Schauspiel versprach recht animiert zu werden, denn Colorado hatte binnen einer Viertelstunde vier Pferde in Stücke gerissen und deren Reiter kampfunfähig gemacht. Das Publikum schien mit Colorado äußerst zufrieden zu sein; zahlreiche Bravos und reichliches Beifallklatschen und Geschrei flogen dem mutigen Vierfüßler auf seinem wilden Streifzuge durch die Arena nach. Wie ein gereizter Löwe sprang er in jedweden Kampf ein, jagte der erste Matador Francisco Arjona Guillen seine Manta und Espada zur Hand nahm und nach einigen kunstvollen und prächtigen Paraden ihm den Degen ins Genick stieß. Colorado fiel, ohne einen Laut auszustoßen, und unter riesigem Beifall wurde er von dem Maultiergespann nach außen geschleift.

Mit dem zweiten Stier, den der Zettel „Eseiarro", Lavastrom, wegen seines in der Sonne glühenden prächtig roten Felles nannte, hatte der Espada Juan Yust weit mehr Mühe und Arbeit. Nach den Neckereien der Toreros hatte das Tier eine geradezu unheimliche Unbändigkeit

angenommen. Es ward dem Kämpfer anfangs nicht möglich, den prächtigen Stier zu stellen. Er sprang unaufhörlich auf die rote Manta los und wich der so geschulten Faust des Gegners immer in dem Momente aus, wenn der Genickfang fallen mußte. Das war Öl ins Feuer der aufgeregten Zuschauer, die mehr geneigt waren, Partei für als gegen den Stier zu nehmen. Doch Juan Yust war nicht der Mann, dem Tiere den Platz zu räumen. Mit bewunderungswerter Geschicklichkeit trieb er dasselbe in die Enge und der Brüstung zu, und mit einer Handbewegung, die einem Blitzstrahl glich, senkte er seinen scharfen Stahl dem jungen Büffel in die Halswirbel ein. Das Tier fand keine Zeit, um dem Tode entgegenzubrüllen. Es schwankte, fiel und endete ohne Todeskampf.

Francisco Arjona Guillen sowie Juan Yust hatten mit Glück und großem Beifall während einer Stunde die Zuschauer gefesselt und angeregt, zählten doch ihre Quadrillen mit Recht zu den geschultesten des Jahrhunderts. Doch mußten sie heute nur als Vorläufer des großen wieder aufgetauchten Gestirns dienen, das sich Montes el Paquiro nannte. Nach Colorado und Esciarro brachte der Zettel in dritter Folge den Fraguador, dessen Geschick dem Degen Montes' durch das Los übertragen war. Fraguador hatte ein weiß und braun gesprenkeltes Fell. Diese Mischfarbe bedeutete nach der Erfahrung der Toreros stets Tücke und Bosheit. Der Stier trug daher seinen ominösen Namen mit einigem Recht, und Montes hatte alle Ursache, auf seiner Hut zu sein. Nach dem Eintreten des Vierfüßlers in die Arena ließ der erfahrene Torero den sonst prächtig gestellten Büffel nicht mehr aus dem Auge, beobachtete während des Vorspieles jede seiner Bewegungen, studierte dessen Blick, die Art des Fußsetzens beim Sprung, die Gangart, Stellung, die Seitenwendung des Kopfes beim Stoß, die größte Sprungweite, kurz alle nötigen Merkmale zur Beurteilung des Temperaments. Der Stier schien außergewöhnlich stark und elastisch, jedoch etwas faul zu sein — eine Untugend, die der Torero mit einigem Unbehagen beobachtete. Die Capeadores hatten leichte Arbeit, da das Tier keine große Neigung zur Verfolgung zeigte, im Gegenteil seine Kraft aufzusparen schien, um im richtigen Momente damit einzugreifen. Die Picadores selbst vermochten erst nach mehreren Angriffen die Wut des Vierfüßlers auf sich zu lenken. Fraguador verwundete einige Pferde, warf den kühnsten Angreifer Juan Trijo über den Haufen und stieß dem nächsten Gaul sein linkes Horn bis zur Wurzel in die Brust, jedoch mehr spielend als im Bewußtsein der Verteidigung. Montes entgingen diese Unarten seines späteren Gegners nicht, und um die Partie einigermaßen ins Gleichgewicht zu stellen, erbat er sich vom Alcalden die Erlaubnis, dem Tiere die banderillas de fuego, die Feuerhaken, aufsetzen zu können.

Der Stier befand sich alsbald inmitten eines Feuerregens, dessen Herd an seinen Schultern hing und dem er somit vergebens zu entrinnen trachtete. Die Feuergarben sengten ihm das Fell und die Ohren, und im Schmerz raste das arme Tier durch die Arena, begleitet von einem allgemeinen Schrei und Pfeifen, das ihm die Bänke reichlich nachsandten. Alles flüchtete vom Kampfplatz in die Gänge und über die Schranken, denn schreckbar war des Tieres Rasen und Brüllen. Weißer Schaum entflog in großen Flocken seinen Nüstern und seinem Maule, während es in Riesensätzen des Planes Centrum umkreiste und einen Ausweg suchte. In diesem gefährlichen Augenblicke sprang ein Mann mit Behendigkeit in die Schranken, nur mit dem seinen Degen bewaffnet und ohne Kopfbedeckung. Sein Erscheinen entlockte dem Publikum einen Schrei des Beifalls. „Montes, Montes!“ rief die untere Zuschauerzone, „El Paquiro!“ erwiderten die höheren Regionen. Alle Finger deuteten nach dem berühmten Helden, der heute der Abgott der Madrider war.

Francisco Montes stellte sich kühn dem

kreisenden wilden Tier entgegen und hemmte dessen Lauf mit seinem roten Tuche. Der Stier stutzte beim Anblick des kühnen Torero; hart vor seinem neuen Gegner blieb er stehen, als dieser ihn mit seinem stechenden Blick fixierte und fortan nicht mehr aus den Augen ließ.

Fraguadors ganzer Körper pulsierte in hochgehenden Atemzügen rhythmisch, aber heftig. Brust und Lendenmuskeln arbeiteten wie ein mächtiger Blasebalg; die Beine zitterten, und mit dem Schweife peitschte er links und rechts seines Körpers Flanken. Die Feuerkörper an seinem Nacken hatten zu spuken aufgehört und hingen erloschenen Fackeln gleich an dem versengten Fell, welches, mit Brandwunden, Blut und Schweiß sattsam besetzt, einen widerlichen Anblick bot.

Das Tier litt augenscheinlich gewaltig. Seine Zunge hing lang aus dem schäumenden Rachen heraus. Durst, Staub, Hitze und vielleicht auch schon Todesahnung thaten hierbei ihr möglichstes.

Doch die Zuschauer waren mitleidslos, da ihnen diese entsetzlichen Details entgehen mußten, die man nur in des Stieres Nähe beobachten konnte. Sie schrien, pfiffen, tobten, während das arme Tier und der Torero sich Brust an Brust gegenüberstanden und um Leben und Tod stritten. Das zerbrochene Wagenrad vom Vormittage schwebte immerfort in der Erinnerung des sonst so vorurteilsfreien Mannes, doch seine Würfel waren vom Fatum geworfen, die Schranken hinter ihm geschlossen, vorwärts drängte ihn das Geschick.

Der Stier scharrte mit seinem Vorderhuf den Sand auf — ein Zeichen höchster Erregung; sein Kopf neigte sich zu jener schiefen Stellung, die dem Hornstoß vorangeht. Doch Montes hielt seine Manta zur Seite, der Büffel sprang die Farbe an und unter dem gestreckten Arm des Torero durch ins Leere. Das Spiel war ebenso graziös wie verwegen, denn Montes' Leben hing hier an einem falschen Atemzuge oder an einer fingerbreiten Seitenwendung seiner Brust.

Montes verlor seine Ruhe nicht; war er sich doch dessen bewußt, daß in diesem Augenblicke die Augen von ganz Madrid und die Sympathie aller Anwesenden jeder seiner Bewegungen folgten. Sein Hauptbestreben war, das mächtige Tier zu täuschen und zu einem Fehltritt zu zwingen. Doch Fraguador hielt sich tapfer und tadellos.

Um denselben handgerechter für seine Waffe zu stellen, entschloß sich Montes in Gedankenschnelle zu einer Frontveränderung, denn der Stier besaß unter anderen Untugenden auch die, stets des Toreros linke Seite zu halten und unbewußt der Degenspitze die möglichst wenigste Chance zu bieten.

Den Stier stets im Schach haltend, gelang es Montes, in einer schnellen Wendung sich zwischen ihm und der Holzumfassungswand, die dem Torero den Rücken deckte, durchzudrängen. Das Tier jedoch, seinerseits immer mehr gereizt, nahm urplötzlich wie zu einem Anlauf einen größeren Bogen und stürzte dann in mächtigen Sätzen mit gesenktem Haupte auf den Torero los, der, an die Holzwand angelehnt, dem Wütenden nicht mehr auszuweichen vermochte. Der Mann schien verloren. Ein gellender Schrei der Zunächstsitzenden brach sich im Hause Bahn und rief das Echo auf allen Bänken wach. Jene Augenblicke, nach welchen das Horn des Stieres die Brust des Mannes durchbohren mußte, zählten kaum mehr nach Sekunden. Alle Frauen bedeckten sich die Augen mit dem Fächer, um die gewisse Katastrophe nicht mit ansehen zu müssen; die ganze männliche Zuschauerschaft kämpfte moralisch mit an der Seite ihres großen Helden.

Montes verlor seinen Angreifer nicht aus dem Auge, hielt seinen Standpunkt fest und zuckte nicht. Ein höhnisches Lächeln entfuhr im entscheidenden Moment seinen halbgeöffneten Lippen. Mit einem dämonischen „Caramba“ setzte er den rechten Fuß zwischen die Hörner des anstürmenden Stieres, eben als dieser den Torero an die Planken anzuspießen ver-

meinte, und schwang sich mit Hilfe der gewaltigen Stoßkraft des Büffels in einem kühnen Luftsprunge über dessen Rücken hinweg, kam auch jenseits glücklich zur Erde, während Fraguador seine ganze unbändige Wut an den Holzplanken ausließ, die er mit dem Horn bearbeitete und zersplitterte.

Die Zuschauer, berauscht von dem Erfolg dieses niegesehenen Wagnisses ihres Montes, fanden keine Ausdrücke für ihre Bewunderung und Verehrung. Sie stiegen auf die Sitze und Bänke, um ihren Gefühlen mehr Ausdruck geben zu können, schrien, tobten, klatschten Beifall, trommelten mit Stöcken und Schirmen, warfen ihre Hüte in die Luft, umarmten sich gegenseitig und gebärdeten sich wie die Narren.

Montes hatte keine Zeit noch Muße, seinen Anbetern zu danken. Wie es ja nicht anders sein konnte, standen sich sofort Mann und Tier wieder Brust an Brust, Aug in Aug als Kämpfer gegenüber. Einer von beiden sollte den Plan jedoch nur als Sieger behaupten.

„Muerte, muerte!“ (Tod, Tod!) schrien die Bänke, als Montes nun in immer kühneren Ausfällen dem Stier zu Leibe ging und, ohne zur Erde zu blicken, den richtigen Moment zu erfassen suchte, um den Genickfang, der ihm noch nie mißglückt war, auszuführen. Eine Blutlache, die ein früher gefallenes Pferd hinterlassen hatte, schmierig und schlüpfrig, war von unserem Helden nicht bemerkt worden. Im heftigsten Andrang glitt sein



Montes im Kampfe.

Fuß, als er dieselbe betrat, aus. Montes strauchelte und fiel auf sein rechtes Knie; doch bevor er noch Zeit gewann, seinen Körper wieder aufzurichten, war sein Schicksal entschieden. Der Stier erfaßte mit seinem Horn des wankenden Torero linke Seite, spießte den Unglücklichen und schleuderte ihn mit der riesigen Kraft seines Nackens zweimal in die Luft, bearbeitete dann den Zurückgefallenen mit Kopf und Huf, ehe noch seine Gefährten im stande waren, ihrem unglücklichen Kameraden zu Hilfe zu eilen. Die entsetzliche Scene wickelte sich in Gedankenschnelle vor aller Blicken ab. Capeadores und

Chulos eilten von allen Seiten herbei, um Montes beizustehen. Doch bevor sie im stande waren, sich dem Armen zu nähern und dem wutentbrannten Wiederkäuer eine andere Richtung zu geben, indem sie denselben beim Schweife fassend, zu einer Volte zwangen, war Montes jämmerlich zugerichtet. Blutend und ohnmächtig trug man den Unglücklichen vom Plane weg, während José Rodondo in einer prächtigen Estocada dem Stier den Lebensnerv durchschnitt.

Die Zuschauer nahmen das greuliche Schauspiel, in welchem der große Liebling erlegen war, erst mit stummem Entsetzen, dann mit lärmenden Ausdrücken des Schmerzes auf. Man kletterte über Stufen und Brüstungen hinab in den Plan; man stürmte zur Infirmerie, um sich von der Größe der Verwundung zu überzeugen.

Den ersten Verband erhielt Montes noch im Hause selbst, später überführte man den Halbtoten in seine Wohnung in der Straße Amor de Dios, allwo sofort die berühmtesten Ärzte und Chirurgen Spaniens ihre Kunst an ihm versuchten.

Paquita hatte während des Kampfes eine Kirche besucht und für ihren Freund ein Kerzchen der Madonna geweiht. Als sie von ihrem Gebet nach Hause zurückkehrte, fand sie die Straße durch gewaltige Menschenmengen gesperrt. Sie ahnte das Unglück sofort, und mit der Kraft der Verzweiflung bahnte sie sich den Weg bis zum Lager ihres Gebieters, der, seit seiner Verletzung in Bewußtlosigkeit verharrend, für sein Leben fürchten ließ. Wochenlang dauerte sein gefährlicher Zustand; doch die Natur siegte und ließ den schwergeprüften Torero wieder gesunden. Aber seine Carriere war für immer abgeschnitten und beendet. Er blieb ein Krüppel.

In Chielana, seinem Geburtsort, wohin er sich als Halbinvalide zurückgezogen, ereilte ihn der Tod am 4. April des darauffolgenden Jahres. Seine letzten Worte galten der so heiß geliebten Stadt Madrid, die sein Ableben in schwarzgeränderten Blättern verkündete. Ein Trauerflor wehte acht Tage hindurch auf den Zinnen der Arena zu Ehren des großen Helden: Montes el Paquiro.





Zwei Dichtungen

von

Otto Roquette.

Aus der Werkstatt.

Mancherlei Fragen am Tag, gleichgültige, hört man. Ein dicker
Oder ein schmächtiger Herr auch grüßt auf der Straße. „Wie geht es?“
Fragt er, und gar nicht gespannt auf die Antwort, fügt er hinzu gleich:
„Herrliches Wetter, ja, ja!“ Denn wie es dir geht, ist ihm völlig
Gleich. Doch kommt es dir bei, zu bekennen, es gehe dir nicht so
Recht nach Wunsch, so wird er belebter und schneidet die Rede
Hurtig dir ab. „Ach, Bester!“ so seufzt er, „ich war ja die Zeit her
Auch —! Sie stellen sich das nicht vor, was ich —“ Und ein langes
Klageregister empfängst du von seinem Befinden. Das deine
Will er nicht hören. Man fragt auch selten um wirklicher Antwort
Willen, man fragt nur so hin. Doch giebt's auch heiklige Fragen,
Nicht so bescheidne. Da kommt ein anderer grüßend und hofft ein
Müßig Gespräch, indem er beginnt: „Was haben Sie jetzt denn
Unter der Feder?“ Ich wünsch ihn zur Hölle! Was soll ich ihm sagen?
Wahrheit? Wäre das Dümmste! Was liegt ihm dran? An das Nächste
Knüpf er nur an, so meint er; so wie man den weidenden Schäfer
Fragt nach den Hammeln, das Weib auf dem Feld nach ihren Kartoffeln,
Nur im Vorbeigehn so. Denn Hammel, Kartoffeln und Wahrheit
Interessieren ihn kaum, und in Büchern zu lesen, ist gar nicht
Seine Gewohnheit. Er ist auch zufrieden mit Schweigen und schneller
Wendung zum Tagesgespräch, das die Zeitung liefert. Doch giebt es
Schlimmere, welche zum Schein im Vertraun zu der üblichen Frage
Gönnerisch wohl sich entschließen, gefaßt auf ein stammelnd Bekenntnis
Von dem Geschmeichelten, den sie so höchlich beehren. Da heißt es:
„Ah, willkommen im Wald! Unzweifelhaft suchen Sie Stoff hier
Für ein Gedicht, nicht wahr? Ja, ja, die Natur —!“ Und so weiter.
Hierauf werd ich denn grob. (Und zur Warnung sag ich's für künftig!)
Heilige Dummheit! Stoff! Als braucht ich nur vor die Thüre
Darum zu gehn! Doch stutzt der Gedankenentbehrende meistens.
Anteil trieb ihn ja nicht, nur höflich schien's ihm, zu fragen.
Aber nun kommt auch wohl noch ein Frager, der ist von den schlimmsten,
Weil er von Neugier was aus dem Chaos dunkler Begriffe
Tastend verrät. Er beginnt: „Wie entsteht ein Werk nur? Wie kommen

Verse zusammen? Und auch so ein Schauspiel oder Novellchen?
Also Sie setzen sich hin und dann schreiben Sie —?" Himmlische Musen!
Helft mir! Gebt mir ein Wort, mich halb nur deutlich zu machen,
Wenn man mich fragt nach dem Meinen, das keinen, solang es noch mein ist,
Angeht oder betrifft! Zumal es doch auch, wenn es nicht mehr
Mein ist, wenigen nur willkommen, die müßige Neugier
Aber so wenig erregt wie den Sperling über den Dächern!

Freilich, den Freunden, den längst teilnehmend erprobten, eröffne
Gern ich die Pforte, sobald sie nach diesem und dem sich erkunden,
Was, seit Jahren vielleicht, im Verborgenen reifend sie wissen.
Innersten Anteils braucht es, denn unscheinbar ist des Dichters
Werkstatt. Nicht für den Blick, wie der Maler es liebt, die Umgebung
Bunt sich zu schmücken, der Kunst vielfältige Mittel geschmackvoll,
Scheinbar ordnungslos, zu vereinen dem reichlich Geschaffnen,
Daß sich am Raume der Gast schon erfreut, noch bevor er die Bilder,
Große wie kleine, die Mappen besehn und der Zeichnungen Vorrat.
Gar nicht blendend und eng beisammen ist's bei dem Poeten.
Blick in das Schubfach hier! Die gesammelten Blätter und Zettel
Wiegen nur wenige Lot. Was an Heften, vergilbten Papieren
Daliegt, lange verwaist, unleserlich halb, mit den neusten
Kritzelnotizen vereint, es erharrt nur der günstigen Stunde
Treibende Kraft. So weiß, wie der bildende Künstler, der Dichter
Sich in der Werkstatt auch, und er kennt die Gestalten und Bilder
Innerlich lange voraus in den flüchtig gezogenen Spuren.
Hier dies Blättchen! Es zeigt drei Zeilen nur. Bringt es die Stimmung,
Dehnen sie weiter sich aus zum Schauspiel. Aber die Stimmung,
Wechselnd wie Wetter und Wind ist sie oft. Jetzt trifft sie ein altes,
Lange vergessenes Blatt, das sie plötzlich mit Liebe betrachtet
Und ihm die werdende Kraft in den fröhlich geretteten Keim legt.
Glückliche Stund! Es gelingt! — Es gelingt —? Treulose Gefährtin!
Ach, es gelingt nicht so, wie es sollte! Zurück in die Ecke,
Schatten! und harre getrost auf den besseren Tag! Doch es macht sich
Schon zum Ersatz ein älteres Blatt, ein verschossenes, sichtbar,
Grau, mit zerknittertem Rand, und die sonnigen Lichter der Stimmung
Gleiten darüber. Es quillt, und es hebt sich ein Kreis von Gestalten
Unaufhaltsam hervor. Sie sind da, sie verlangen in einem
Zug fortschreitendes Bilden, und bald vollendet das Werk sich.
Aber ein neustes wohl auch, niemals in der Wiege des Schubfachs
Sorglich erzogen, entspringt hellauf und gerüstet zum Tage,
Nimmt sein Recht sich und siegt, wie die Jüngsten im Haus es verstehen.
So, so etwa geschieht's. Manchmal auch anders; und manchmal,
Wie's noch gar nicht geschehn. Kurzum, gar vieles ist möglich,
Oder auch nicht! Und so — so hab ich's gestanden den guten
Seelen, die nie mich gefragt, doch im stillen gewünscht, zu erfahren,
Wie sich das alles so fügt in des Dichters verschlossener Werkstatt.

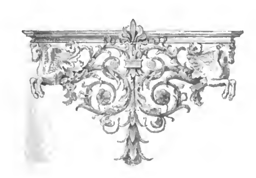
Ballfest.

Glänzendes Ballfest heut im Haus des Ministers! Auch ich bin
Wirklich geladen — gewiß, sonst wär ich nicht da! Mich betrachtet
Zwar sehr kritisch befremdet von oben herab der Geheimrat,
Aber er fügt sich darein, und er nähert sogar sich vertraulich,
Während dem sausenden Tanz wir zuschaun. Denn ich befragt ihn,
Ob ihm die Dame bekannt, die entzückende, die mit dem jungen
Lieutnant von den Husaren nur eben vorübergeschwebt war.
Schmunzelnd blickt' er mich an, wohlwollend, und sagte: „Von meinen
Töchtern die ältre! Sie sehn dort drüben die jüngre! Sie tanzt mit
Graf N. N., Legationsattaché!" Vielsagend in Kürze
Flieht mir ein Ah! von den Lippen, indem ich das Glas nach der Seite
Richte, wo eben heran mit dem gräflichen Tänzer die Schöne
Fliegt in die Reihen. Man war in der Mitte des Saales und sonst auch
Im zuschauenden Kreis recht sehr bei der Sache. Doch wenn man
Wenig Bekanntschaft hat und den Jahren des Tanzens entrückt ist,
Sieht man das Bild sich an wie ein andres. Wie nahmen die schwarzen
Fracks und das Rabengehüpf schwarzbeiniger Zappelbewegung
Sich so verwunderlich aus! Kein Tänzer, so viel' im Civilkleid
Sprangen, verriet von Farb ein Atom nur. Der Hals und die Hände
Weiß, sonst schwarz wie ein Leichengefolge, das, von der Tarantel
Plötzlich gezwickt, halb toll sich mit Rasen und Schnauben herumdreht.
Wahrlich, da lob ich den Glanz mir der Uniformen! der Farben
Fröhliche Pracht! Wie das blitzt, wie das alles so prall und adrett sitzt!
Gar nicht wundr' ich mich, daß bei den Schönen die glänzenden Tänzer
Immer in Vorzug stehn und den helleren Augen begegnen.
Eben beginnt die Musik von neuem und schmettert im keckften
Polkamazurkatakt. Da saust es heran wie in Wolken,
Rosigen, bläulichen, weiß-, tüll-, seidegebauschten, es flattern
Locken und Blumen. Doch sieh, die Bewegung staut sich gefährlich!
Rückwärts dreht es sich hier, dort vorwärts. Massen in Massen
Leichter Gewölke, darin von den Beinen der Tänzer auch gar nichts
Mehr zu entdecken; und nun in dem Knäuel verfitzt sich das Ganze
Graunvoll, scheint es! Doch nein! Es entwickelt und löst sich. Gesondert
Fliegen mit lachendem Blick durch den Saal die Beherzten und Kundgen,
Und nur verstreut sind Rosen am Boden, die Opfer des Wirrwarrs.
So geht's weiter. Die Luft wird größer und tropisch die Hitze.

Siehe, da lag mir zu Fuß, weißschimmernd, die Blume der Wellen,
Die, Seerose genannt, in dem Kelche den kühligen Duft birgt!
Hier zwar künstlich gemacht von Gaze nur, aber ich bückte
Schnell mich danach, und es war mir, als wehte vom Ufer die Luft mir
Frisch um die Stirn, und es trug mich Erinnerung wieder in ferne
Gegend und Tage. Natur, großprangende, nimmer berührte,
Mächtig den inneren Augen erschienst du! Da stand auch der Freund schon
Vor mir, welchem vereint ich die Tage genossen! Wie oftmals
Fuhren wir über die Flut, umlagert von duftigen Bergen,
Drüber mit ewigem Schnee sich die Häupter erhoben der Alpen!
Breit lag an dem Gestade die Bucht, wo zum kühlenden Bade

Gern wir uns einten der Lust, und entgegen uns scholl das Getümmel.
Dort ein Sprung, durchschneidend die Luft. Hell schimmern die Glieder
Jugendlich reiner Gestalt, blitzgleich, und es nehmen die blauen
Wogen sie auf, anschmiegend, in jubelnd erkämpfter Umarmung.
Nacken erglänzen und Arm' in dem feuchten Krystall. Der Bewegung
Freiheit eint sich dem Maß und die ringende Kraft mit der Anmut.
Immer lebendiger wird's am Ufer und wird's auf den Wellen.
Ringsum taucht in die Tiefen und schießt schlank auf aus dem Sprühschaum
Glänzender Leiber Gewirr. Und es hebt um den Kahn, den entführten,
Jauchzendes Kämpfen sich an und ein Ringen auf schwankender Fläche.
„Hier (so erging sich der Freund) ist Natur! Hier find ich der Kunst auch
Reizendes Vorbild! Hier, los, ledig der Kleiderverkröpfung,
Widernatürlich, verrückt, nur im Häßlichen mustergestaltig!
Hier, von der Hülle befreit, der entstellenden, hier ist der Mensch ein
Reines Geschöpf, und es zeigt in dem herrlichsten Schmuck sich die Jugend!
Denn in dem ganzen Bereich der lebendigen Formen ist keine
Herrlicher durch sich selbst und den Augen befreiende Labung!
Schmach dem verkränkelten Sinn, der sich birgt vor dem göttlichen Urbild
Nackter Gestalt! Der des Kleides bedarf —" Kurzum, es gebrach an
Worten dem hadernden Freund niemals auf diesem Gebiete,
Scheltenden, oft sehr stark, denn er war kein großer Kostümfreund.

„Herr! Nun ist es genug!" So dringt der entsetzengepreßte
Ruf des Geheimrats mir an das Ohr, und ich seh ihn mit Zornblick
Schnell mich verlassen. Er war noch der letzte von meiner Umgebung,
Die sich, von Grausen gepackt, abwandte von solcherlei Reden.
Jetzt erst kam zum Bewußtsein mir mein Übel, das alte,
Daß zu laut ich gedacht. O ihr des bekleideten Anstands
Höfliche Genien! sagt, ach, sagt mir, warum denn verließet
Ihr mich so ganz? Wie konnt ich mit Worten, so wenig verhüllten,
Mitten im Ballsaal mich zur Natur, der verfemten, verlieren?
Ruchbar wird das Vergehen, das nicht zu verzeihende! Niemals
Wieder, ach, niemals, werd ich zum Ball des Ministers geladen!





An den Ufern des Dniepr.

Von

C. v. Binzer.

I.

Der Dampf hat viel von den Vilapferden der bosnischen Märchen; er trägt uns über unermeßliche Länderstrecken in Windeseile dahin und versetzt uns plötzlich in ganz fremde Regionen. Freilich müssen wir Gelegenheit haben, aufzusitzen! Eine solche ward mir nun ganz unversehens geboten, und ich badete unten an den Katarakten des mächtigen Dnieprstromes die Glieder in den reißenden Fluten, bevor ich noch zur Besinnung gekommen war, was eigentlich mit mir geschehen. Ein russischer Großgrundbesitzer, der mit den Seinigen den Sommer in den bayerischen Alpen zubrachte, mußte zur Erntezeit einen solchen kleinen Abstecher machen, wie wir sie an Amerikanern und Russen zu bewundern Gelegenheit haben, um die Arbeiten auf seinen Gütern im Gouvernement Jekaterinoslaw persönlich zu überwachen und die nötigen Instruktionen an seine Verwalter auf die nächste Zukunft hin ergehen zu lassen. In vier Wochen wollte er zurück sein, nachdem er über sechshundert Meilen auf der Eisenbahn und noch ein gutes Hundert dazu auf Dampfschiffen und in Wagen zurückgelegt haben würde. Die Aussicht auf so lange Fahrten in so rascher Folge schreckte ihn, obgleich er ein Russe war, doch etwas zurück, und so forderte er mich eines schönen Morgens auf, ihn zu begleiten.

Auf diese ebenso unerwartete wie ungewöhnliche Weise bin ich dazu gekommen, das Steppenland unmittelbar über Cherson und Tauris, wenn auch flüchtig, so doch in einer verhältnismäßig eingehenden Weise in Augenschein nehmen zu können. Es ging dieser überraschenden Bekanntschaft eine enorme Fahrt voraus, über Wien, Krakau, ostwärts durch ganz Galizien bis an dessen äußerste Spitze über Bessarabien, wo wir bei Wolosositzka die Grenze jenes riesigen Reiches überschritten, das erst an den Fluten des Stillen Oceans, über zwölftausend Werst östlich seine Grenze findet. Dann kam Kiew und die Dampfschiffahrten den Dniepr abwärts über Krementschuk nach Jekaterinoslaw und endlich die Wagenfahrten an die Grenze des Gouvernements Poltawa. Ich konnte kein Wort russisch oder polnisch, war also fast ausschließlich auf das angewiesen, was mir von meinem Gefährten mitgeteilt wurde. In diesen Umständen liegt eine wesentliche Beschränkung für das an sich wertvolle Unternehmen, Mitteilungen über ein so wenig besuchtes Gebiet zu machen. Was ich aber von dem Bauernleben gesehen und gehört habe, seitdem wir die Dampfstraße verlassen hatten, ist so eigentümlicher Art, daß ich es trotz meiner schlechten Vorbereitung für erlaubt gehalten habe, meine Eindrücke zusammenzustellen und somit weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Der ganze Wert der nachfolgenden Mitteilung kann

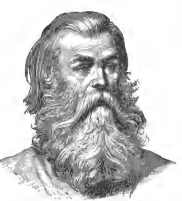
also nur darin liegen, daß wohl selten oder nie einer aus unserer Mitte in ein so abgelegenes Gebiet verschlagen wird und darum selbst flüchtige Aufzeichnungen über das Gesehene und Erlebte etwas Seltenes sind. Nur diese Anschauung giebt mir den Mut, mit dem Nachfolgenden hervorzutreten.

Lokomotiven und Dampfschiffe hatten uns auf langen beschwerlichen Fahrten bis an die kleinen Katarakten des unteren Dniepr gebracht. Immerhin waren dies aber noch die neuen Verkehrsmittel unserer gewohnten westeuropäischen Welt, und erst dann, wenn man keine Schienen, keine Bahnhöfe, keine Dampfschiffe mehr sieht und hört, kommt es einem zum Bewußtsein, wie rasch und verhältnismäßig bequem man von der Heimat weg in die weite Fremde verschleudert worden ist. Der Anblick des Wagens, der uns nun weiter befördern sollte, war geeignet, dieses Bewußtsein zu steigern. Eine altertümliche schwere Reisekutsche, welche Raum für Dienerschaft und reiche Vorräte an Nahrungsmitteln, Bettzeug und andere Bequemlichkeiten vollauf bot, vier Pferde breit gespannt, der Kutscher mit großem Bart, langem russischem Kittel und kleinem aufgekremptem Hütchen, stand auf der breiten Erdstraße vor dem Thore des Herrenhauses, das uns bewirtet hatte. Diener in rosenroten Hemden waren mit der Bepackung beschäftigt, bis alles zur Abfahrt bereit war. Dann bestiegen wir den Wagen, um auf ein Gut unterhalb der Katarakten zu fahren. Ein Bote war vorausgeschickt worden, um dort das Nötige für unseren Empfang zu veranlassen. Wir wanden uns auf den schwarzen Wegen bergan durch die Vorstädte von Jekaterinoslaw, in denen das Strohdach wieder erschien, und nun ging es endlich über Land, ab von den Verkehrsmitteln neuerer Art. Die ersten Stunden fuhren wir über das weite Plateau, das gegen den Strom in bedeutender Höhe abfällt auf einem der großen Fahrwege, die immer gleich und an derselben Stelle gehalten werden müssen. Telegraphenstangen bezeichneten die Linie weit hinaus. Vorschriftsmäßig müssen diese Hauptadern, die nur vom Betriebe jeder Art ausgesparte Bodenstriche sind, eine Breite von 140 Schritten haben. Es kommen deshalb innerhalb des Weges lange Strecken Grasbodens vor, auf denen man wie auf einem guten Teppich dahinfährt. Wo sich Pfützen und tiefe Geleise bilden, da ist immer Raum vollauf, um sie zu umfahren und wieder austrocknen zu lassen. Ein großer Meilenstein, von der Kaiserin Katharina gesetzt, in architektonischer Gliederung wie ein Denkmal anzuschauen, erhob sich aus der Fläche. Darauf kamen wir an die ersten Hünengräber. Diese ziehen sich auf einem breiten Streifen Landes von Norden nach Süden durch ganz Rußland hin und bieten jedesmal, wenn man eines derselben





Ein Bürger von Jekaterinoslaw.



Der Verwalter auf dem Gut bei den Katarakten.

aufgräbt, irgend welche Ausbeute für die Sammler. Später fuhren wir einmal an einem außerordentlich großen Hünengrabe vorüber, an dessen Abhang ein neuer Kirchhof angelegt war. Aber das Dorf, zu welchem dieser gehört hatte, war auch schon wieder verschwunden, in einer Weise, auf die wir noch zurückkommen. Wunderbares Schauspiel — der Tod auf dem Tode angesiedelt!

Stunden senkte sich unser Weg von dem Plateau gegen das Ufer des Dniepr und führte durch ein malerisch über die Granitklippen gestreutes Dorf, bis er unfahrbar wurde. Hier stiegen wir aus dem Wagen und gewahrten alsbald die Schifferknechte, die auf einem den Berg hinan gewundenen Fußsteig uns entgegeneilten. Sie grüßten ehrerbietig, nahmen unsere Sachen an sich und führten uns hinab



Gutsmägde auf der Tenne.

Bald bogen wir von der Hauptstraße ab und fuhren auf immer noch ansehnlich breiten Wegen dem Stromlaufe wieder zu. An diesen Wegen ist das Besondere, daß ihr Lauf von dem Ackerbau bedingt ist, so daß sie nicht an derselben Stelle bleiben. An einen Ort etwa zu gelangen, der lange Zeit hindurch sieben Werst entfernt war, muß man auf einmal zehn Werst zurücklegen, weil das Brachland, über welches der Weg sich hinzog, umgepflügt worden ist und die Straße nun dem neuen Brachlande folgt. Nach einigen

an das Schiff. Ihr Anzug bestand aus einem leinenen Kittel, um den Leib gegürtet, weiten leinenen Kniehosen, hohen Stiefeln und einer leichten Deckelmütze. Sämtliche Männer hatten gewaltige Bärte. Alle trugen lange Haare und hatten tiefbraun verbrannte Haut. Zu unserer Linken, stromaufwärts, rauschten die Katarakten, über die wir zu Wagen hinausgefahren waren. Drüben am hohen Ufer lag ein anderes Dorf hingestreckt, und neben diesem ein freundliches Herrenhaus am oberen Ende eines Gartens,

der sich bis an den Fluß herabzog. Daran schloß sich ein schöner kleiner Eichenhain, und darüber empor ragte eine Kirche mit grüner Kuppel, so daß das Ganze ein Bild freundlichsten Wohlbehagens und tiefsten Friedens darbot. Das Schiff war mit einem großen Teppich von altrussischen Mustern bedeckt. Die Ruderer schlugen das Ruder nach jedem Einschlag in das Wasser in scharfem Tempo um und zogen es glatt über die Fläche zurück wie die Handtücher an den Strand gebracht, und wir erquickten uns durch ein langes köstliches Bad im großen Strom. Dieser war von Fischervolk belebt, Weiber standen im Wasser, Wäsche klopfend, Kinder spielten und badeten sich, weiterhin standen große Herden im Strome, silbergraue Rinder mit langem Gehörn, ungarischer Rasse. Nach dem Bade stiegen wir durch den Eichenhain zum Hause hinan, das ein Muster einfachen gediegenen Komforts



Bauern des Steppenlandes.

Seeleute, nur daß sie mit Schaufelrudern wie die Schiffer auf unseren Gebirgsseen hantierten. So fuhren wir angesichts der Katarakten über den breiten klippenreichen Strom von einem hohen Ufer zum anderen und landeten nach Verlauf von zwanzig Minuten unter dem Garten. Am Ufer stand der Verwalter mit abgezogenem Hut. In seinem dunklen russischen Kleid, seinen hohen Stiefeln, mit seinem gewaltigen Vollbart, der ehrerbietigen Verneigung und dem gutmütigen Lächeln eine prächtige Erscheinung.

Vor allem wurden uns Stühle und war; ein großes einstöckiges Blockhaus mit Terrassen, Veranden, russischem Schnitzwerk. Die gastfreie Herrin hatte solche Vorräte hinausschleppen lassen, daß wir ein lukullisches Mahl einnahmen, bei welchem sich vorzügliche Fische aus dem Dniepr hervorthaten. Nach Tische wurden die Gärten, Gehöfte und Gebäulichkeiten besucht, über welche nichts Besonderes zu sagen ist. Um den landwirtschaftlichen Teil drehte sich dieser Besuch nicht, wie die nachfolgenden auf den großen Gütern meines Gefährten es thaten. Davon also später. Ein junger Pferdehirt mit fliegen-

den Haaren, ohne Hut kam in raschem Galopp an uns herangeritten und fragte in höchster Aufregung nach einem Pferde, das er vermißte. Da niemand es gesehen, flog er pfeilschnell wieder davon. Ein Zigeuner wird es sich wohl zu Gemüte geführt haben.

Als die Tageshitze vorüber war, schifften wir uns wieder ein und fuhren in der Abendkühle auf demselben Wege nach Jekaterinoslaw zurück. Wie anders wirkte jetzt das weite Steppenland auf das Gemüt als in der geräuschvollen Allerweltseisenbahn. Langsamen feierlichen Schrittes sah man die Nacht am Himmel und auf der Erde vorrücken, daß die Fernen sich mehr und mehr zu einem eintönigen Ganzen, wie auf dem Ocean, verbanden und der abgezirkelte Glorienschein des scheidenden Tages immer flacher wurde. Endlich war alles um uns her in Nacht gehüllt; ein einzelner Reiter, ein paar grasende Pferde, ein Fuhrwerk mit dem hohen Bogenholze zeichneten sich wie noch tiefere Silhouetten von dem dunklen Grunde ab, fast mit demselben zusammenfließend; große Schäferhunde fuhren unseren Wagen an.

Unter dem nordlichtartigen Abendschein glitzerten die Windungen des Stromes bis in weiteste Fernen aus dem purpurnen Lande hervor, übersät von leuchtenden Fanalen, die auf dem klippenbesäten Dniepr den Schiffer warnen und leiten, und zu unseren Füßen erglänzte das Lichtmeer der großen Hügelstadt. Ohne Laternen am Wagen, ohne Lichter in den Straßen krochen wir langsam wieder die Höhen hinab, durch die Vorstädte uns windend, dem traulichen Hause zu.

Lubomowska (Liebling), so hieß das Landgut an den Katarakten, war der südlichste Punkt gewesen, den ich auf dieser Reise berühren sollte. Noch eine kurze Reise den Strom abwärts, über die großen Katarakten hinaus durch die taurische Steppe (das Gebiet jener transkataraktischen Kosakenstämme, die Katharina in den Kaukasus versetzt hatte), und ich war in Odessa, am Schwarzen Meer. Für mich war aber nicht einmal ein Abstecher empfehlenswert, weil mir die Landessprache vollkommen fremd ist, und so hieß es denn verwinden und sich an dem halten, was mir von meinem Begleiter geboten wurde.

Den nächsten Morgen verließen wir in zwei Vierspännern in der Richtung gen Nordosten das schön gelegene Jekaterinoslaw. Diese für deutsche Vorstellungen höchst fremdartige Stadt mit ihrem orientalischen Grundtone, sowie den ganzen Weg durch Südrußland bis zu ihr hin habe ich in der Wiener „Presse“ seinerzeit ausführlich beschrieben, während mir bei vorliegender Mitteilung die Absicht vorschwebt, die Eindrücke, die ich auf Dörfern und Gütern des Steppenlandes gewonnen habe, nach Möglichkeit wiederzugeben.

Zunächst hatten wir den Dniepr zu passieren, und zwar noch auf der alten Brücke, die nun in Bälde von der prachtvollen neuen ersetzt werden wird. Die Breite des Stromes beträgt hier fünf viertel Werst, etwa anderthalb Kilometer. Die alte Brücke führt zunächst von der Stadt auf eine Insel, und von dieser weiter an das jenseitige Ufer, und ist eine Floßbrücke, so daß man dicht über dem Wasserspiegel auf ihr hinrollt. Man glaubt, etwas Zuverlässigeres und Solideres könne man sich nicht vorstellen als diese so befremdend aussehende Straße auf gewaltigem vor Anker gelegtem Balkenwerk. Aber sie ist dem Eisgang und den Hochwassern so sehr ausgesetzt, daß die Kosten für das regelmäßige Abnehmen und wieder Aufschlagen, sowie für die Erneuerung des Holzes sich jährlich auf ungefähr vierzigtausend Rubel belaufen haben. Wir sahen im Vorbeifahren in einem Sicherheitshafen die Flottille von riesigen Fähren, die, von Dampfbooten geschleppt, während der Zeiten, wo die Brücke abgetragen ist, die Überfahrten besorgen. Drüben fanden wir den Charkow-Odessaer Bahnhof, und eine große Schar von Reisenden (es war ein Sonntagmorgen), die der Zug abgesetzt hatte, eilten in mannigfachem Fuhrwerk der Stadt zu, die wir verließen. Die Bäuerinnen mit ihren weiten weißen Hemden

und den mit Rosen reich besetzten Diademen verliehen diesem Wagenzug einen besonderen Reiz. Auf die nähere Beschreibung der Trachten kommen wir später zurück. Der Dünenstrich, den wir zunächst zu passieren hatten, war mit einer Chaussee überbaut, die auf einem starken Damme hinlief und die etwa nach anderthalb deutschen Meilen aufhörte, sobald wir die schwarze Erde wieder erreichten. Dieses ungeheure Dünenland erstreckt sich zu beiden Seiten längs des gewaltigen Stromes hin und zeigt, welch unermeßliche Sandmassen die Fluten aus den oberen Landen mit sich schleppen. Es gewährt dem Volke dadurch seinen eigentümlichen Nutzen, daß es sehr stark mit Wasserbäumen bestanden ist, die den Dorfschaften das Material zum Flechten der Haus- und Hofmauern bieten. Abgesehen davon stellt dieses sandige Gebiet inmitten der fruchtbarsten Weizenländer eine Wüste von der Größe eines mächtigen Königreiches dar, wie denn hier überhaupt alle Dimensionen unseren Maßstab weit hinter sich lassen.

Nun fuhren wir wieder über Land, wenn auch immer noch nicht in einer eigentlichen Ebene; aber die großartigen Erdwellen Podoliens verflachten sich mehr und mehr, während wir gen Süden schon die volle gestreckte Steppe im Auge hatten. Jenes Wellenland, das einem alten Waldboden immer noch gleich sieht, verwandelt sich auf seinem Übergange zur flachen Steppe in ein Stufenland. Die Abhänge der beiden Stufen, in deren Bereich unsere Güter sich befanden, waren jeder über hundert Fuß hoch, dann zog sich wieder das flache Plateau in die Weite, bis man am Horizont das blaue Band der nächsten Stufe gewahrte. Gegen zwei Uhr nachmittags begegneten wir mancherlei Fuhren mit Männern, Frauen, Kindern und Arbeitsgeräten. Es waren dies Bauern, die nach dem Gottesdienst und der Mittagsruhe weit hinausfuhren, um auf dem Acker, den sie gerade bearbeiteten, zu übernachten und am Morgen die kühlsten Stunden ganz zur Verfügung zu haben. Wassermelonen, Gurken, Brot und Buchweizengrütze führen diese Bauern mit sich; sie schlafen teils in, teils unter den Wagen, während die Ochsen grasend umhergehen, zu zweien aneinander gebunden. Was sich schon oft von der Eisenbahn aus gezeigt hatte, trat hier näher. Wenn man nämlich stundenlang über die wahrhaft imposanten Breiten gefahren ist, die den Großgrundbesitz verraten, und dann verhältnismäßig kleine Parzellen gewahrt, die zum großen Teil mit Buchweizen bestellt sind, dann darf man sich nur umschauen — es werden sich bald die Spuren einer Dorfschaft zeigen, eine herüberragende griechische Kuppel, eine Herde schwarzer Schafe, Rindvieh und lose Pferde in kleineren Gruppen. Beträchtliche Rinderherden, große Massen spanischer Schafe, ein Wäldchen deuten wieder auf die Nähe eines Herrenhauses hin, dessen Giebel neben zahllosen hohen Getreideschobern denn auch irgendwo hervortritt. Immer zeigt sich an solchen Stellen wieder ein Wasserlauf, denn an solchen befinden sich ausschließlich die älteren Ansiedelungen.

So endete auch unsere diesmalige Fahrt von etwa dreißig Werst mit der Ankunft an einem wasserreichen Flusse am Fuße eines Plateaus. Die beiden schweren Wagen fuhren über eine kleine Brücke, etwas die Anhöhe hinan, und hielten vor einem bescheidenen Häuschen, aus Lehm gebaut, mit Schilf gedeckt, dem notdürftigen Absteigequartier des Herrn auf diesem echten Nutzgut. Der Verwalter mit seinen Beamten, die Wirtschafterin, Meierin u. s. w. begrüßten ehrerbietigst die Herrschaften, und wir machten es uns den Umständen gemäß bequem. Mein Gefährte hatte nun vollauf zu thun, um seine Geschäfte rasch abzuwickeln, und ich ging meiner Wege, bewaffnet mit einem harten Knüppel und obendrein gewarnt, nicht zu weit feldein zu gehen wegen der bösen Hunde. Unten, bei Haus und Hof, wimmelte es von solchen großen Bestien, orientalischen Schäferhunden; aber da ließen sie den Fremden ganz unbehelligt, während sie draußen im Felde jeden anfallen würden.

Die Bestandteile eines großen Gutshofes sind mehr oder minder überall dieselben. Nur haben wir uns hier die Gebäulichkeiten nicht um einen Hofraum her gruppiert zu denken, sondern auf dem im Überfluß vorhandenen Boden ziemlich weit zerstreut, den grünen Anger zwischen sich. So stehen sie für den unglücklichen Fall eines Brandes isoliert. Am hohen Ufer des schilfreichen Flusses umschlossen zwei solche Gebäude den Geflügelhof, der nach der Wasserseite hin ganz offen war. Der Fluß und die jähen Ufer waren übersät mit feisten Enten; große Gänseherden sah man ringsum auf der Wiese; zahllose Hühner trieben ihr unruhiges Wesen bis über die beiden Schilfdächer hin. Weiter drüben lag die Schweineherde, grauschwarz gefleckte oder gestreifte Tiere von bedeutender Größe; silbergraue Zugochsen in Menge, die just keine Arbeit verrichteten, grasten daneben; von der Höhe herab kam in langer, langer Linie das Rindvieh an die Tränke gezogen, blökend und springend brach das Jungvieh aus großer Stallung hervor dem gleichen Ziel entgegen. Der Abhang, von dem der Dreschraum mit seinen Getreideschobern niederblickte, füllte sich mehr und mehr mit Tausenden seiner Schafe, die knuspernd sich den Hürden und Stallungen langsam zubewegten. Jenseit der Brücke hörte man die Truthühner an den Schilfrändern ihre metalligen Töne ausstoßen, und der dortige Wiesengrund war angefüllt mit Pferden und Fohlen. So sah man gegen abend alles in imposanter Fülle beieinander, was sich doch nur nebensächlich an die eine große Hauptsache, an den Weizen, anschließt.



Bauernmädchen im Steppenlande.

Bald vor Sonnenuntergang näherte sich ein langer Zug von Ochsenwagen mit Bäuerinnen. Sie hielten auf demselben weiten Anger, reihten ihre Wagen in einem Parkauf, spannten die Ochsen aus, die grasend ihrer Wege zogen, und dann richteten sie ihre Fuhrwerke her, um in, neben und unter denselben zu nächtigen; machten mitten auf der Flur ein großes Feuer zum Abkochen und richteten sich in dieser Weise mitten im Gute häuslich ein. Dies waren Bäuerinnen naher Dörfer, die einen Vertrag mit dem Gute geschlossen hatten. Vor kurzem schon einmal dagewesen, hatten sie den Flachs geschnitten und hinauf zur Tenne gebracht. Jetzt kehrten sie wieder, um ihn zu brechen. Der Leinsamen gehört dem Grundherrn und wird zur Aussaat in die nördlichen Gouvernements verkauft, weil er vorzüglicherer Qualität ist als der dortige. Der Faden aber gehört zu sechs Siebenteln den Bauern. So kommen letztere, ohne zu bauen, zu ihrer Leinwand und erstere ohne Arbeitslohn zur Ernte. Dieses Wechselverhältnis besteht auch sonst in mannigfacher Art. Das Schilf, das hier

in dichten Massen an allen Wassern wächst und bis zu zwölf Schuh Höhe erreicht, wird von den Bauern im Winter über der Eisfläche weggemäht. Ein Drittel davon wird in geordneter Weise an dem gewünschten Platze zusammengestellt und verbleibt dem Gutsherrn, zwei Drittel führen die Bauern nach Hause. Und von jenem Drittel wird nach Abzug des Bedarfes noch in manchem Jahre bis zu fünfhundert Rubel Reinertrag durch den Verkauf gewonnen. Schilf ist ein weit vorzüglicheres Material zum Decken der Häuser als Stroh, und meistens wird dem Strohdach ein großer Helm von Schilf aufgesetzt, von dem das Wasser glatt abläuft. Aber auch Zäune werden davon errichtet und damit geflickt.

Die Bauern angrenzender Dorfschaften pachten auch von dem Gutsherrn Weiderecht auf Brachland und Stoppeln, sowie Land zum Bebauen selbst; und heute geben sie schon sechs Rubel für einen Flächeninhalt, für den man vor zwanzig Jahren zur Not zwei Rubel bekam; ja, unter gewissen Bedingungen (wahrscheinlich in der Nähe großer Zuckerraffinerien) zahlen sie fünfzehn Rubel für das gleiche Stück Landes (ein Arpent). Außerdem treten die Bauern mit Händen, Geräten und Fuhrwerk je nachdem in Tage- oder Wochenlohn, oder sie übernehmen Arbeiten in Accord. Auf diese Weise bildet sich ein Wechselverkehr zu beider Teile Nutz und Frommen, und es ist nicht zu leugnen, daß ein Verhältnis, wo der freie Bauer als Pächter auftritt, einen immer noch sehr wunderbar berührt, wo man umgeben ist von Männern und Frauen reiferer Jahre, die noch Leibeigene gewesen sind. Nur die Jugend bis zu zwanzig Jahren ist ja bisher frei geboren. Teilweise haben diese Völker ihre Freiheit mit einer Wanderung begonnen. Denn die Dörfer derjenigen Bauern, die Leibeigene von Privatpersonen waren, sind bei Veranlassung ihrer Emancipation fast sämtlich verlegt worden. Man hat ihnen nämlich tauschweise Grundstücke angewiesen, die dem Gutsherrn für seinen eigenen landwirtschaftlichen Betrieb nicht im Wege liegen, also Grenzgebiete. Dafür sind dem Herrn als Ablösung fünfprozentige Papiere ausgestellt worden, die von den Bauern binnen fünfundzwanzig Jahren amortisiert werden müssen. Infolge dieser Wanderung sieht man denn auch mitten im offenen Felde so oft verlassene Kirchhöfe wie den oben erwähnten auf dem Hünengrabe. Diejenigen Dörfer und Flecken, in welchen kaiserliche und somit eigentlich nur nominelle Leibeigene wohnten, sind geblieben, wo sie waren.


Bäuerin bei Kiew.

Die Mehrzahl der kleineren Gutsbesitzer hat die Umwandlung der Bauernbefreiung nicht ausgehalten. Natürlich hatten solche Herren vermöge ihrer Rechte über Menschen kein eigenes Inventar und mußten nach kurzer Zuckung ihren Besitz aufgeben. Nur die größeren Grundbesitzer haben die Probe ausgehalten, weil diese

im stande waren, die erforderlichen Kapitalien aufzubringen und bis zur Komplettierung des Inventars Widerstand zu leisten. Dieses Verschwinden einer großen Zahl kleinerer Grundbesitzer wird die selbständige Entwickelung des Bauernstandes in jenen weiten Ländern in vielfacher Hinsicht beeinflussen. Es wird sie einesteils wichtiger und mächtiger machen, andererseits aber im Falle günstigen Fortschrittes einer Reihe voranschreitender ermutigender Musterwirtschaften berauben, die berufen wären, den ganzen Ackerbau zu heben. Denn in dieser Hinsicht bietet der Großgrundbesitzer nicht das Gleiche. Erstens sind seine Ländereien zu ausgedehnt, um übersichtlich zu bleiben und eine volle Ausbeute zu gestatten (es giebt Güter bis zu viermal hunderttausend Morgen Weizenboden), zweitens sind die großen Herren keine Landwirte, und der Betrieb ist mehr in den Händen solcher, die nur ihren persönlichen Vorteil im Auge haben. Handgreifliche Beweise aber der Überlegenheit einer fleißigen rationellen Wirtschaft wären von unberechenbarer Wichtigkeit, denn der Bauer, reichlich mit Land versehen, auf fettem Boden wohnend, aller Nachbarschaft und Konkurrenz bar, den Absatzströmungen fern, ist träge und leichtsinnig. Ja, es kommt ein wichtiger Umstand dazu, um diese bedenkliche Disposition zu fördern. Bekanntlich ist das russische Bauernland Gemeindeland. Jeder Bauer erhält je nach den Zonen, in welche das Reich in Bezug auf die Ertragsfähigkeit des Bodens eingeteilt worden ist, von zwölf bis zu fünfundzwanzig Morgen Landes angewiesen. Der Ertrag dieses Besitzes gehört allerdings völlig ihm, er hat aber nicht das Interesse des Eigentümers daran, ja es kann ihm sogar nach zehn Jahren durch Gemeindebeschluß genommen und gegen ein anderes eingetauscht werden, und so sitzt er doch immer noch nicht im eigentlichen Sinne auf seinem Gute, das er liebt und pflegt für sich und die Erben. Übrigens besteht neben dieser kommunistischen Gemeindeordnung das Recht, zu diesem Gemeindestück persönlich Eigenes, so viel jeder kann und will, zuzukaufen, etwa vom Fiskus oder von den angrenzenden Gutsbesitzern. Und dieser Neigung wird von der Regierung aller erdenkliche Vorschub geleistet, damit sich nach und nach ein reicherer Stock unabhängiger Bauern auf eigenen Gütern bilde. Bodenkreditanstalten mit möglichst geringem Zinssatz sind zu diesem Behufe von der Regierung überall errichtet worden und zwar nur für die Bauern.

Am Morgen nach einem festen gesunden Schlaf im bescheidenen Hause wurde ich auf einem kleinen Wagen die Höhe hinaufgeführt, um das Pflügen zu sehen. Zunächst erfüllte mich die Aussicht von so beträchtlicher Höhe mit Staunen. Die unabsehbaren Weiten der taurischen Steppenlande ergeben Farbenabstufungen von höchstem landschaftlichem Reiz. Wir fuhren mitten durch die Schafherde, die nach Tausenden zählte. Es waren seine spanische Schafe, aus denen von Gruppe zu Gruppe ein großer weißer Ziegenbock hervorstach. Diese dienen merkwürdigerweise als Weideführer. Die Pflüge waren mit je acht großen ungarischen Ochsen bespannt und rissen die Erde tief auf. Längere Dürre, welcher diese Länder oft ausgesetzt sind, macht die Rinde des Bodens steinhart, und das Getreide, das seine Wurzeln weit hinabsenkt, findet bei dem tiefen Pflügen dann immer noch Feuchtigkeit und lockeren Grund. Dem Bauer, der den Boden nur leichthin aufkratzt, gehen durch die Dürre ganze Ernten verloren. Nach dieser Besichtigung wurde ich an die Tenne zurückgeführt, die am Abhange liegt. Mit dem Verwalter, einem von der Pike auf gedienten Eingeborenen, der mich begleitet hatte, konnte ich wieder kein Wort sprechen — eine höchst peinliche und miserable Situation.

Auf der Tenne oder dem Dreschplatze war ein Arbeiterleben wie bei einem Patriarchen. Von der riesigen Scheune aus erstreckte sich der Arbeitsraum bis zu den umgebenden Strohschobern, die sich wie gelbe Hügelzüge in die Ferne zogen. Die Dreschmaschine, von acht Pferden

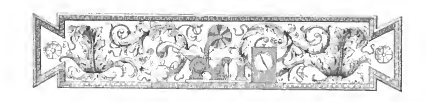
bewegt, war in Thätigkeit, und die immer wieder rasch anwachsenden Strohmassen wurden von einer Schar junger Mädchen zusammengeharkt, während starke Männer diese Haufen auf große Holzgabeln schichteten und mit diesen den Schobern zuwankten. Dort wurde ihnen die Last abgenommen und oben verteilt. Die Mädchen hatten ihre Kopftücher teils wie den bekannten Baschlik geknüpft, teils leicht angeheftet, daß sie frei umherflatterten über den blonden und braunen Flechten. Den Oberkörper deckte nur das faltenreiche weiße Hemd, auf den weiten Ärmeln in Streifen und Blumensternen reich ausgenäht, schwarz und orangefarben oder rot und blau. Auf Nacken und Brust war das Hemd weit ausgeschnitten und auf der Kniehöhe, unter dem Rock hervorragend, mit einer Spitze besetzt. Die kurzen, sehr faltenreichen Röcke, von einem roten Gürtel über den Hüften gehalten, waren von starken Farben, oft türkisch rot, andere blumig auf grünem, violettem, braunem, dunkelrotem, blauem Grunde. Der Wuchs war durchweg hoch und schlank, Hände und Füße klein, die Hautfarbe goldig braun von Luft und Sonne, die Bewegungen rasch und elastisch, die Stimmung heiter und neckisch. Wie sie in dem goldenen Getreide wühlten, war es ein ungewöhnlich schönes, üppiges Bild.

Neben ihnen arbeiteten die Bauern. Diese hatten ihren Wagenpark am frühen Morgen heraufgebracht, um den fertigen Flachs aufzuladen. Die Ochsen und Pferde weideten in der Nähe, die Kinder kauerten an den Getreidebündeln, spielend und Wassermelonen verzehrend. Schweinchen, Ziegen, Hühner trieben sich überall umher. Die Bäuerinnen trugen zum Unterschied von jenen Gutsmägden statt der bunten Röcke viereckige Stücken Zeug aus schwarzer Schafwolle, von hinten nach vorn umgeschlagen und mit einem feuerroten Gürtel gehalten. Dieses Surrogat für den Rock, das die weibliche Bekleidung auf das äußerst denkbare Primitive reduziert, wirft gar keine Falten und spaltet sich vorn links bei ausschreitender Bewegung weit hinauf, das weiße Hemd zeigend. Allen gemein ist eine mittelalterliche Tasche vom Gürtel herabhängend. Neugierig, schäkernd, zutraulich nahten sich die Mädchen dem fremden Manne, aber erschreckt fielen sie bald wieder ab, als sie gewahr wurden, daß er sie nicht verstand. Trotz dieser grausamen Beschränkung wurde ich es den ganzen Tag über nicht müde, diesem großen landwirtschaftlichen Treiben auf der Oase zuzuschauen oder den Blick in die regungslosen Fernen schweifen zu lassen.

Ein hübsches junges Mädchen wurde vom Verwalter veranlaßt, sich wie zum Kirchgang anzuziehen und mir zu sitzen.

Diese hatte nun weiße Strümpfe und schwarze ausgeschnittene Schuhe mit Schleifen, aber immer auch das mit einer Spitze besetzte Hemd unter dem roten Rock vorstoßend. Ein schwarzroter russischer Rock in dem bekannten Schnitt der seitwärts geknöpften Knabenkittel, mit silbernen Knöpfen besetzt, ließ die weiten, reich bestickten Hemdsärmel frei, und über den dicken blonden Zöpfen erhob sich ein gesticktes hohes Diadem mit zwei Reihen hell- und dunkelroter Rosen, die sich frei in den Drahtstengeln schaukelten, grünem Blätterwerk, Silberflitterchen und Beeren besetzt. Über den Nacken bis zu den Kniekehlen hinab ergoß sich aus dem Schluß dieses Kopfputzes ein Strom von Atlasbändern in allen Farben. Man kann sich denken, wie schön das verschämte Kind dastand, so plötzlich aus den Werktagsfiguren herausgeschnitten. Wenn ihr Veränderungen in der Stellung verdolmetscht wurden, stieg ihr die Röte bis in die Schläfen, aber den Preis ihrer Bemühungen für mich trug sie mit strahlendem Lächeln davon. Sie hatte einen halben Arbeitstag in brennender Hitze gespart und dreifachen Tagelohn dafür geerntet!

(Schluß folgt.)



Die Gebrüder Siemens.

Von

Gustav van Muyden.

Es mögen unsere verehrlichen Leser den Monatsheften nicht etwa eine Abweichung von ihrem Programm in die Schuhe schieben. Bisher haben wir allerdings in den biographischen Skizzen, welche gewissermaßen zum eisernen Bestande eines jeden Heftes gehören, der geistigen Größen der Gegenwart stets einzeln gedacht; die hervorragenden Zierden der deutschen Wissenschaft und des deutschen Gewerbslebens, denen wir diese Zeilen widmen, sind indessen geradezu unzertrennlich — so unzertrennlich, daß der Name Siemens zu einem Gesamtbegriff geworden ist, etwa wie der Name der Gebrüder Grimm oder der Gebrüder Humboldt. Und die so häufig vorkommende, mehr oder weniger unbewußte Verwechselung, das Verschmelzen der drei Persönlichkeiten, welche den Siemensschen Dreibrüderbund bilden, hat seine volle Berechtigung, denn wenn deren Bestrebungen sich auch, wenigstens an einer Stelle, scheinbar kreuzen, so haben sie stets das Bild eines innigen Zusammenarbeitens geboten, stets in brüderlicher Eintracht zusammengewirkt und niemals ohne vorherige Verständigung etwas Wichtiges unternommen. Der unerbittliche Tod hat allerdings im letzten Jahre eine Lücke in den schönen Bund gerissen. Der Geist des verstorbenen Karl Wilhelm Siemens lebt indessen in den großartigen Anlagen fort, die er in seiner Adoptivheimat geschaffen, und es besteht das Siemenssche Welthaus trotz des unersetzlichen Verlustes in unveränderter Größe, der deutschen Wissenschaft und dem deutschen Fleiß zur Ehre, fort.

Wir wollen dem Leser zunächst das Lebensbild Karl Wilhelm Siemens' vorführen, welcher in gewisser Hinsicht das Bindeglied zwischen dem reinen Elektriker Werner Siemens und dem mehr den Heizungsfragen zugewandten Friedrich Siemens bildet.

* * *

In der Januarsitzung des Vereins für Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen leitete Geheimrat Dr. Wedding den dem kurz vorher den Seinen entrissenen Ehrenmitgliede des Vereins gewidmeten Nachruf mit folgenden treffenden Worten ein:

„Am 19. November vorigen Jahres haben wir unser vieljähriges Ehrenmitglied Herrn Wilhelm Siemens, wie wir Deutsche ihn zu nennen gewohnt waren, Sir William Siemens, wie ihn die Engländer nannten, verloren. In dieser doppelten volkstümlichen Benennung, welche ebenso im Munde der Männer der Wissenschaft wie in dem der Techniker lebt, drückt sich die ganze hervorragende Bedeutung dieses Mannes aus, der so glücklich die deutsche Gelehrsamkeit mit der britischen Werkthätigkeit in einer Weise zu verbinden verstand, daß beide Nationen, Deutsche wie Eng-

länder, gleich stolz auf ihn gewesen sind und daß bei dem Rückblick auf seine Verdienste, welcher von den verschiedensten Männern auf beiden Ufern der Nordsee gegeben worden ist, nachdem er sein reiches Leben abgeschlossen hatte, sich in die ungeteilte Anerkennung von jeder Seite nur ein Bedauern eingemischt hat: bei den Deutschen, daß dieser hervorragende Mann Blick zeugt; ein Fehler, weil sie es auf dem Gewissen hat, wenn so viele Deutsche, namentlich jenseits des Oceans, ihrer Heimat völlig entfremdet wurden, ja deren Sprache vollständig verlernten. Nun, Karl Wilhelm Siemens bildet eine ehrenvolle Ausnahme. Ihm ist es nachzurühmen, daß er, wenn er sich auch infolge des Aufenthaltes bei den Vettern jenseits des



Karl Wilhelm Siemens.

nicht sein ganzes Leben in Deutschland geblieben und Deutschland besonders seine Kraft gewidmet habe; bei den Engländern, daß er nicht ein geborener Brite gewesen sei."

Nächst dem Slaven besitzt der Deutsche wohl die größte Anpassungsfähigkeit, das Vermögen, sich fremden Sitten und Anschauungen anzubequemen. Diese Anpassungsfähigkeit ist zugleich als ein Vorzug und ein Fehler anzusehen. Ein Vorzug, weil sie von einem über die engen nationalen Grenzen hinwegschauenden freien

Kanals äußerlich von einem Engländer in nichts unterschied, der völligen Entfremdung vom Heimatlande niemals verfallen ist, wozu freilich die enge Verbindung namentlich mit dem Berliner Bruder das Ihrige beigetragen haben mag. Auch dürften bei Karl Wilhelm Siemens wie bei so vielen Deutschen in der Fremde die Siege von 1870, Deutschlands Wiedergeburt, die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches das vielleicht allmählich etwas eingeschlummerte Nationalgefühl zu neuem Leben erweckt haben. Diejenigen,

denen das Glück zu teil ward, sich dem so plötzlich Dahingerafften während seiner letztjährigen Reise nach Wien und Berlin zu nähern, stimmen darin überein, daß in Karl Wilhelm Siemens' Brust nach wie vor ein warmes patriotisches Herz schlug und daß er an der Entwickelung des Deutschen Reiches den lebhaftesten Anteil nahm.

Daß Karl Wilhelm Siemens 1823 auf dem hannoverschen Gute Lenthe das Licht der Welt erblickte und die Handelsschule zu Lübeck sowie später das Gymnasium zu Magdeburg besuchte, wissen unsere Leser wohl aus den ihm im letzten Herbst gewidmeten zahlreichen Nachrufen. Die, wenn auch kurze, Gymnasialbildung ist für dessen spätere Lebensstellung von großem Einfluß gewesen. Sie eröffnete ihm die Pforten zu den höheren Kreisen Englands, bei denen klassische Bildung noch immer, wie auch zum Teil bei uns, zu den Hauptbedingungen einer bevorzugten gesellschaftlichen Stellung gehört.

Glücklicherweise hinderte der Umstand, daß Karl Wilhelm Siemens das Gymnasium nicht absolviert hatte, dessen Aufnahme in den Verband der Universität zu Göttingen nicht, wohin er sich, neunzehn Jahre alt, begeben hatte. Hier waren es besonders die Vorlesungen des berühmten Chemikers Wöhler, welche ihn mächtig anzogen. In der strengen Schule dieses Altmeisters der Wissenschaft legte er den Grund zu jenen gediegenen chemischen Kenntnissen, auf denen er seine epochemachenden Entdeckungen auf dem Gebiete des Hüttenwesens aufbaute. Schon in Göttingen entwickelte sich bei Karl Wilhelm Siemens eine Charaktereigentümlichkeit der Siemensschen Familie: der Wunsch, durch eigene Erfindungen die Technik zu fördern. Besonders interessierte ihn die eben aufgetauchte Galvanoplastik, und eine Erfindung auf diesem Gebiete war es, die den Jüngling, nachdem er hierauf zwei Jahre in einer Maschinenfabrik gearbeitet hatte, auf den Rat seines älteren Bruders Werner nach England führte.

Es galt, die Erfindung zu verwerten. Keine kleine Aufgabe in einem fremden, ganz unbekannten Lande! Der erste Versuch gab zu einem komischen Mißverständnis Anlaß, der an den Mißgriff eines Franzosen erinnert, welcher einen Kammerjäger mit einem Hofjägermeister verwechselte und den Ungeziefervertilger für einen hohen Hofbeamten hielt. Als Siemens bald nach der Ankunft in den Straßen Londons schlenderte, bemerkte er ein Schild mit der Bezeichnung „Undertaker". Halt! das ist mein Mann! dachte er. Nicht wenig erstaunt war Siemens, als er sich, vorgelassen, einem Leichenfuhrunternehmer gegenüber befand, der von der Galvanoplastik nie in seinem Leben gehört hatte. Es gelang ihm indessen, die Erfindung in Birmingham zu verkaufen, worauf er in die Heimat zurückkehrte. Nicht lange litt es ihn indessen hier, und er kehrte bereits 1844 nach England zurück, um hier eine Erfindung seines Bruders zur Vervielfältigung alter Handschriften womöglich zu verwerten. Der Versuch mißlang indessen.

In England ist Karl Wilhelm Siemens geblieben und wurde sechs Jahre darauf drüben naturalisiert. Er nahm eine Schottin zur Frau, welcher es zum guten Teil zuzuschreiben ist, wenn er in die höhere englische Gesellschaft Zutritt fand. Bald wurde Karl Wilhelm Siemens Mitglied aller hervorragenden wissenschaftlichen und technischen Vereine, und er genoß sogar zweimal die hohe Ehre, von der British association for the advancement of science zum Präsidenten gewählt zu werden. Kurz vor seinem Tode erhob ihn die Königin in den Adelsstand.

Karl Wilhelm Siemens hat keine dickleibigen Bücher, wohl aber eine große Anzahl Abhandlungen, Eröffnungsreden und Gelegenheitsschriften hinterlassen, deren leitender Gedanke das Princip der Erhaltung der Kraft ist. Die Auffassung, welche sich in der Mitte des Jahrhunderts endlich Bahn brach: die Wärme sei nichts weiter als ein bestimmter Ausdruck, eine eigentümliche Form der Kraft, war es, welche Siemens' Genie anregte und ihn bestimmte, sich die Bearbeitung dieses Feldes zur Lebensaufgabe zu machen. Von dem Ge-

danken ausgehend, die Steinkohle, unsere Hauptquelle der Kraft, nachdem der Wind in die Rumpelkammer verwiesen, würde in absehbarer Zeit vielleicht der Erschöpfung nahe sein, steckte sich Karl Wilhelm Siemens zum Ziel, die Sparsamkeit in der Ausnutzung dieser Kraftquelle zu fördern. Kein Wunder daher, wenn er den von seinem Bruder Friedrich erfundenen sogenannten Regenerativofen mit Freuden begrüßte. Diese epochemachende Erfindung geht dahin, die aus den Hochöfen und Puddelöfen abziehenden Gase durch Kammern zu führen, welche mit einem Gitterwerk von feuerfesten Steinen ausgesetzt sind. Die Steine nehmen die Wärme der Gase auf und geben sie wiederum an das Heizgas und die Verbrennungsluft ab, welche durch die Kammern geleitet werden, wodurch eine viel höhere Heizwirkung und folglich eine bedeutende Ersparnis erzielt wird.

Zur Ausbeutung des Regenerativofens, auf welchen wir später zurückkommen, und daran sich knüpfender weiterer Verbesserungen in der Darstellung des Eisens gründete Siemens in Birmingham eine Versuchsanstalt und später zu Llandore eine großartige Eisenhütte, welche ihm vor allen Dingen als Versuchswerkstätten galten. Auf diesen Hütten entstand allmählich der berühmte Siemens-Prozeß, wie auch später, in Verbindung mit dem Franzosen Martin, der Siemens-Martin-Prozeß der Eisendarstellung.

Bei diesem Erfolge blieb jedoch Karl Wilhelm Siemens nicht stehen. Infolge des großen Aufschwunges der Elektrotechnik in den letzten Jahren unternahm er umfassende Versuche, um Elektricität in Wärme umzusetzen und damit Metalle schmelzen zu können. Leider überraschte ihn aber der Tod inmitten der hierauf bezüglichen Experimente. Im kleinen gab der neue Schmelzprozeß vorzügliche Resultate; auf die große Eisenproduktion ist das Verfahren indessen bisher nicht verwendbar. Hoffentlich werden andere die Sache nun wieder aufnehmen und damit vielleicht zu einer Lösung des gewaltigen Problems der elektrischen Heizung gelangen.

Dieses bildet den passenden Übergang zu derjenigen Seite der Thätigkeit des großen Hüttenmannes, welche unseren Lesern am nächsten steht, da sie vermutlich sämtlich in solchen Ländern zu wohnen verurteilt sind, wo der Mensch der künstlichen Erwärmung bedarf. Nachdem Karl Wilhelm Siemens das Seinige dazu beigetragen hatte, der wahnsinnigen Kohlenverschwendung in den Hochöfen einigermaßen zu steuern, lag es nahe, daß er auch der Hausheizung sein Interesse zuwandte, bei welcher die Verschwendung einen noch viel höheren Grad erreicht, indem man hier mit anderthalb Prozent Ausnutzung der theoretisch erzeugten Wärme noch zu hoch greift.

Während man in Amerika neuerdings der Centraldampfheizung den Vorzug zu geben scheint, trat vor etwa zwei Jahren Karl Wilhelm Siemens entschieden für die Einführung der Gasheizung ein, welche alle Vorteile der jetzigen Heizungsmethoden besitzt und deren Nachteile fast ganz beseitigt. Du brauchst nur einen Hahn zu drehen und das ausströmende Gas anzuzünden; die Wärmeentwickelung zu regulieren, hast du ganz in der Hand, und Rauch gehört zu den überwundenen Standpunkten; endlich ist die Wärmeausstrahlung einer Gasflamme eine viel größere als die des schönsten Kohlenfeuers, und es entfliegt somit nicht mehr so viel des kostbaren Gutes unbenutzt aus dem Schornstein.

Der Name Siemens ist mit der Elektricität so eng verbunden, daß der Leser sich vielleicht verwundert fragt, ob der Verstorbene etwa der Familientradition untreu geworden und auf elektrischem Gebiet nur den oben erwähnten elektrischen Schmelzofen hervorgebracht habe. Dies ist keineswegs der Fall, und wir kommen jetzt zu jener Seite der Thätigkeit Karl Wilhelm Siemens', die wir bis zuletzt aufgespart hatten, weil sie den Übergang zu der Würdigung der wissenschaftlichen Thaten des Berliner Siemens bildet und weil die beiden Brüder hier vorzugsweise in Gemeinschaft gearbeitet haben.

Weltbekannt sind die Verdienste des Gesamthauses Siemens um die Vervollkommnung der Telegraphenapparate und -Leitungen. Die Fabrikation der ersteren fiel naturgemäß der Berliner Firma zu; die Lage der Reichshauptstadt eignet sich aber wegen der mangelhaften Wasserverbindung zur Herstellung von für entfernte Länder bestimmten oberirdischen Leitungen und zum Bau von unterseeischen Kabeln nicht, weil diese aus der Fabrik sofort an Bord besonders dazu hergerichteter Schiffe gebracht werden müssen. Karl Wilhelm Siemens gründete deshalb im Verein mit seinem Bruder Werner in der Nähe Londons an der Themse eine großartige Telegraphenkabelfabrik, welche zu Zeiten bis tausend Arbeiter beschäftigt hat.

Das erste größere Unternehmen der neuen Fabrik bestand in dem Bau des indisch-europäischen Landtelegraphen, welcher England über Preußen, Rußland und Persien mit dem gewaltigen Ostreiche verbindet. Der Bau war in den halbwilden Gegenden Südrußlands und Persiens mit großen Schwierigkeiten verknüpft, die indessen, dank der Energie der Firma Gebrüder Siemens, bald überwunden wurden. Zugleich verlegten sich die Inhaber dieses Geschäftes auf die Fabrikation und Legung unterseeischer Kabel. Sie bauten zu dem Zwecke einen eigenen Dampfer, den „Faraday", welcher mit allen nötigen Apparaten ausgerüstet ist; so mit einem Tiefenmesser, welcher die Meerestiefe ohne Lotung zu messen gestattet, und einem sinnreichen Instrument zur Auffindung der abgerissenen Kabelenden.

Der „Faraday" fand zuerst 1875 bei der Legung des direkten, 4800 km langen Kabels zwischen den Vereinigten Staaten und England Verwendung und versenkte 1879 das gleich lange französische Kabel. Beide Kabel hatte die Firma in überraschend kurzer Zeit gebaut. Der „Faraday" war auch das erste elektrisch beleuchtete Schiff und entging, dank der kräftigen Lichtquelle, einem Zusammenstoß mit einem Auswandererschiff.

Wir brauchen kaum hervorzuheben, daß Karl Wilhelm Siemens die sich vorbereitende Umwälzung der wirtschaftlichen Verhältnisse infolge des Aufschwunges der Elektrotechnik und speciell der von seinem Bruder ausgegangenen Erfindung der dynamo-elektrischen Maschine mit einem um so größeren Eifer erfaßte, als er hierin ein Mittel erblickte, der Verschwendung der Steinkohle einigermaßen Einhalt zu thun. Bereits 1877 that er in der Eröffnungsrede zur Sitzung des Iron and steel Institute den denkwürdigen, vielfach citierten Ausspruch über die Kraft des Niagarafalles:

„Die Wassermenge, welche stündlich die Fälle hinunterstürzt, wird auf 100000 Tonnen geschätzt, und das Gefälle desselben beträgt einschließlich der Stromschnellen etwa 300 Fuß. Die Kraft des Hauptfalles allein repräsentiert 16800000 Pferdestärken, welche, wollte man sie in einem Dampfkessel erzeugen, jährlich nicht weniger als 266000000 Tonnen Kohlen erfordern würden. Mit anderen Worten: die gesamte Kohlenförderung der Welt würde zur Hervorbringung der Wirkung des unbenutzt den Niagarafall hinunterstürzenden Wassers kaum ausreichen. Es wäre unschwer, einen bedeutenden Teil dieser verloren gehenden Kraft mittels Turbinen abzufangen, die man am Ufer unterhalb der Fälle aufstellen könnte. Diese Kraft ließe sich indessen an Ort und Stelle nicht verwerten; wir müßten sie vielmehr in die Ferne übertragen... Mit der Zeit werden wir wohl Mittel zur Lösung dieser Aufgabe finden; meinerseits denke ich, es dürfte am besten mit einer elektrischen Leitung geschehen. Nehmen Sie an, die Wasserkraft drehe eine dynamo-elektrische Maschine; es entsteht ein sehr kräftiger elektrischer Strom, welcher auf eine große Entfernung transportiert werden kann, um entweder eine elektromagnetische Maschine zu treiben, oder die Kohlenspitzen von elektrischen Lampen zum Glühen zu bringen, oder Erze und Metalle in ihre Bestandteile zu zerlegen. Eine kupferne Leitung von drei

Zoll Durchmesser könnte tausend Pferdekräfte etwa dreißig englische Meilen weit übertragen und eine Viertelmillion Kerzenkraft hervorbringen, das heißt, eine mittlere Stadt beleuchten."

In diesen Worten steckt die ganze elektrische Kraftübertragungsfrage, deren endgültige Lösung Karl Wilhelm Siemens nicht erleben sollte. Zwar war es ihm nicht vergönnt, dafür in hervorragender Weise technisch thätig zu sein; wohl aber hat er durch Vorträge und Schriften zum Verständnis des wichtigen Problems und zur Popularisierung des Gedankens der Ausnutzung der Naturkräfte mächtig beigetragen.

Gerechtes Aufsehen erregte Karl Wilhelm Siemens, bald nachdem das elektrische Licht aus dem Laboratorium in die Praxis getreten war, durch seine umfassenden Versuche zur Züchtung von Pflanzen mit Hilfe der neuen Beleuchtungsquelle. Von der Annahme ausgehend, das elektrische Licht sei der Beschaffenheit nach dem Sonnenlicht im wesentlichen gleich und müsse daher auf das Wachstum der Pflanzen in gleicher Weise, wenn auch allerdings nicht so kräftig einwirken, beschloß Karl Wilhelm Siemens, die Richtigkeit dieser Annahme durch die Praxis zu erhärten, und stellte 1880 in seinen Treibhäusern zu Tunbridge Wells bei London die erforderlichen Apparate sowie eine Lampe von 1400 Kerzenkraft auf. Dieser gegenüber lag ein glasbedecktes Melonenbeet, welches eine Anzahl rasch wachsender Pflanzen enthielt. Die Töpfe waren in vier Reihen aufgestellt. Die erste blieb stets im Dunkeln, die zweite wurde dem elektrischen Licht allein, die dritte ausschließlich dem



Werner Siemens.

Sonnenlicht, die vierte endlich beiden Lichtquellen abwechselnd ausgesetzt. Die elektrische Beleuchtung dauerte indessen nur bis elf Uhr abends.

Was geschah nun? Die erste Pflanzenreihe, die des Lichtes nicht teilhaftig war, ging ein; die elektrisch beleuchtete entwickelte sich ziemlich gut, und die vom Sonnenlicht getroffene noch besser, während die, beiden Lichtquellen ausgesetzten Pflanzen eine entschiedene Überlegenheit aufwiesen.

Noch entscheidender waren die Versuche mit Zimmergewächsen, auf welche das elektrische Licht vier Nächte durch unausgesetzt einwirkte. Diese zeigten im Vergleich zu anderen, denen bloß die Sonnenstrahlen zu teil geworden, ein schöneres Grün und eine kräftigere Entwickelung. Ebenso günstig verliefen die Experimente mit dem elektrischen Zeitigen von Obst, und Karl Wilhelm Siemens konnte bei einem dieserhalb veranstalteten Diner seinen Gästen mit Stolz elektrisch gezüchtete Erdbeeren vorsetzen, deren Reifwerden nur etwa halb so viel Zeit gefordert hatte, als sonst der Fall gewesen wäre.

Erwiesen war damit auf eine unwiderlegliche Weise, daß die elektrische Sonne die Rolle des Tagesgestirns übernehmen und siegreich durchführen kann.

Auf die Gefahr hin, sich namentlich von deutscher Seite den Vorwurf des Dilettantismus zuzuziehen, trat Karl Wilhelm Siemens kurz vor seinem Hinscheiden mit einer neuen Sonnentheorie vor die Öffentlichkeit, welche überall gerechtes Aufsehen erregte.

Bisher nahmen die Physiker ziemlich übereinstimmend an, daß in einer bestimmten, allerdings noch weitab liegenden Zeit der Untergang alles Lebens auf den von der Sonne abhängigen Planeten infolge der Abnahme der Sonnenwärme, des Erlöschens des Tagesgestirns, eintreten müsse. Die Sonne, hieß es, erzeuge ihre Wärme durch einen Verbrennungsprozeß, und der dazu dienende Brennstoff müsse sich endlich erschöpfen, weil die Sonne unaufhörlich unermeßliche Wärmemenge in den Weltenraum hineinstrahle und ihren Vorrat nicht ergänze. Karl Wilhelm Siemens zufolge bleibt im Gegenteil die Kraft der Sonne ungeschmälert erhalten, und wir brauchen uns nicht mehr die schrecklichen Folgen des allmählichen Absterbens der Quelle alles Lebens auf dem winzigen Sandkorn Erde auszumalen; wenn das Leben auf der Erde dereinst untergehen soll, so wird die Mutter Sonne daran unschuldig sein.

Wie begründet nun Siemens diese allen bisherigen Theorien widersprechende Annahme? Wir wollen es kurz darzulegen suchen. Seiner Ansicht nach schleudert die sich bekanntlich sehr rasch um ihre Achse drehende Sonne die sehr verdünnten und ungeheuer heißen Gase, welche die sogenannte Photosphäre bilden, an ihrem Äquator aus, bis sie auf eine Temperatur abgekühlt werden, in der eine gegenseitige Verbindung, das heißt eine gegenseitige Verbrennung, stattfinden kann. Alsdann zerstreuen sie sich, verbinden sich mit den gleichartigen Gasen, welche auf den Planeten durch die Sonnenwärme entstehen, und kehren schließlich an den Polen der Sonne in jene Sphäre zurück, wo die Temperatur für ihre nochmalige Zersetzung genügt. So geht dieser Kreislauf bis in die Unendlichkeit fort. Die Sonne bleibt in ihrer ganzen Kraft erhalten, weil sie nichts einbüßt, weil alles schließlich wieder zu ihr zurückkehrt, was sie in den Weltraum hineingestrahlt hat.

Zugleich hat Karl Wilhelm Siemens die Temperatur der Sonnenoberfläche zu ermitteln versucht und ist hierbei zu ganz anderen Resultaten gelangt als die Gelehrten, die sich vor ihm mit der Frage beschäftigten. Diese Temperatur übersteige seiner Meinung nach die des elektrischen Bogens nicht bedeutend und sei auf nur etwa dreitausend Grad zu schätzen. Dies begründete er unter anderem damit, daß bei höheren Temperaturen eine Verbrennung nicht stattfinden könne.

Damit schließen wir diesen kurzen Überblick über die so thaten- und erfolgreiche Laufbahn des noch in der Fülle seiner Kraft

der Wissenschaft Entrissenen. Karl Wilhelm Siemens vereinigte drei Eigenschaften, welche sich sonst namentlich bei Deutschen allzuoft gegenseitig ausschließen. Er war ein hervorragender Gelehrter, ein tüchtiger Geschäftsmann und ein ausgezeichneter Redner und Schriftsteller. In der letzteren Eigenschaft hat er zur Verbreitung der Kenntnis der Wärme und der Elektricität mächtig beigetragen und dem Namen Siemens zu einer ungeheuren Popularität verholfen.

* * *

Wir gehen nun zu dem Elektriker par excellence, zu Ernst Werner Siemens über, dem die Nachwelt es vor allem zu verdanken haben wird, wenn das Zeitalter der Elektricität das Zeitalter des Dampfes ablöst. Von dem goldenen Zeitalter wird dieses sich freilich noch sehr merklich unterscheiden. Es ist jedoch keine Frage, daß die Elektrotechnik dem Menschen Bequemlichkeiten und Erleichterungen verschaffen wird, die in dem gegenwärtigen Geschlecht das Bedauern hervorrufen dürften, nicht einige Jahrzehnte später geboren zu sein. Der durch das Telephon unendlich erleichterte und vereinfachte Verkehr, die Ersetzung der jetzigen Thran- und Gaslampe durch ein sonnengleiches Licht, die elektrische Eisenbahn und vielleicht auch die regelrechte Ausnutzung der Naturkräfte mit Hilfe des elektrischen Stromes — dies werden die Merkmale jener im Anzuge begriffenen Zeit sein, die hoffentlich der Pflicht der Dankbarkeit gegen die Schöpfer derselben nicht uneingedenk sein wird.

Ernst Werner Siemens wurde sieben Jahre vor seinem verstorbenen Bruder Karl Wilhelm und zwar gleichfalls auf dem Gute Lenthe bei Hannover im Jahre 1816 geboren. Sein Vater, der das Gut gepachtet, übernahm bald nach der Geburt des letzteren das Gut Menzendorf im Fürstentum Ratzeburg, und dieser Umstand erklärt es, warum Karl Wilhelm sowohl wie Werner und Friedrich Siemens die Schule in Lübeck besuchten. Nachdem Werner diese Lehranstalt verlassen hatte, trat er in die preußische Artillerie- und Ingenieurschule und erhielt 1838 das Patent als Artillerieoffizier. Lange verblieb er jedoch nicht beim Regiment. Auf seine außergewöhnliche Begabung aufmerksam gemacht, erwirkten im Jahre 1844 seine Vorgesetzten die Versetzung des jungen Offiziers zur Artilleriewerkstätte in Berlin, wo er sich dem aufgehenden Gestirn der elektrischen Telegraphie ganz widmen durfte. 1846 ward er in Anerkennung seiner Verdienste in die Kommission zur Einführung dieser Telegraphierungsmethode gewählt und zog hier gleich durch einen folgenschweren Vorschlag alle Aufmerksamkeit auf sich. Mit richtigem Blick hatte er die Bedeutung der soeben entdeckten Guttapercha als Isolierungsmaterial für unterirdische und unterseeische Leitungen erkannt, und er setzte es durch, daß dieser Stoff zur Isolierung der zu legenden unterirdischen Kabel Berlin—Frankfurt am Main und Berlin—Aachen zur Verwendung gelangte. Nunmehr war es Werner Siemens vergönnt, einen längst gehegten Plan auszuführen. Er nahm seinen Abschied und gründete 1847 mit Halske die weltberühmte Telegraphenbauanstalt, als deren Filialen die Londoner, Petersburger und kaukasischen Werke sowie im gewissen Sinne die Fabrik von Friedrich Siemens in Dresden zu betrachten sind.

An Beschäftigung sollte es der Fabrik nicht fehlen, zumal sie gerade zur rechten Zeit ins Leben gerufen ward. Aus der reichen Thätigkeit, die sie auf dem Felde der elektrischen Thätigkeit entwickelte, wollen wir nur drei Punkte hervorheben: Zunächst die Legung der meisten deutschen und russischen Telegraphenlinien, sowie in Verbindung mit dem Londoner Hause des bereits erwähnten indisch-europäischen Telegraphen; sodann die mustergültige und damals (1851), irren wir nicht, einzig dastehende Anlage des Berliner Feuertelegraphen, endlich die von unseren Vorstellungen über Eisenbahnen unzertrennlichen unscheinbaren Säulen, welche von

einer Glocke überragt sind und das Herannahen eines Zuges signalisieren. Den Siemensschen elektrischen Läutewerken ist die große Sicherheit, durch welche sich die deutschen Bahnen auszeichnen, zum guten Teil zu verdanken. Sie haben sich allmählich auch im Auslande Bahn gebrochen und unter anderem die primitiven Hornsignale meist verdrängt, mit welchen die Bahnwärter sich die Abfahrt eines Zuges von der nächsten Station gegenseitig mitteilten.

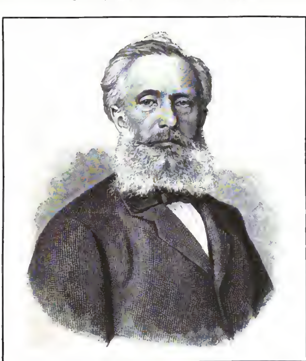
Es tritt keine Erfindung fix und fertig ins Leben. Aus Uranfängen entwickelt sie sich stufenweise vornehmlich an der Hand der Praxis, und es ist eigentlich derjenige als der wirkliche Erfinder anzusehen, welcher einen eigenen oder fremden Gedanken erst derart verkörpert, daß das praktische Leben daraus Nutzen zu ziehen vermag. Papin mag als der Urheber der Dampfmaschine gelten; der Erfinder des weltbewegenden Apparates ist und bleibt Watt. In diesem Sinne ist Werner Siemens als der Erfinder der dynamo-elektrischen Maschine anzusehen, welche dereinst eine noch größere Rolle spielen möchte als selbst der Dampfmotor. Die erste wirkliche dynamo-elektrische Maschine wurde 1866 gebaut und in den Monatsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften, Sitzung vom 17. Januar 1867, theoretisch begründet und erklärt. Die späteren, nach dem dynamo-elektrischen Princip gebauten Maschinen, deren Zahl bereits Legion, sind streng genommen nur als mehr oder weniger glückliche Nachahmungen der Siemensschen Maschine zu betrachten, welche ihrerseits im Laufe der Zeit, wie man sich denken kann, bedeutende Verbesserungen erfuhr und die Konkurrentinnen noch immer ebenso überragt wie die Siemenssche Bogenlampe die auf demselben Grundgedanken beruhenden Lichtträger.

Vor der Erfindung der unscheinbaren Dynamomaschine — so lautet die abgekürzte Bezeichnung — besaßen wir zwar, wie unseren Lesern bekannt, mehrere Mittel zur Erzeugung des elektrischen Stromes: die verschiedenen Elektrisiermaschinen hauptsächlich für Experimentalzwecke und vor allem die galvanischen Elemente, wie sie bei der Telegraphie und der Galvanoplastik noch vorherrschend im Gebrauch sind. So vorzüglich letztere Elektricitätserzeuger an sich meist sind, werden sie nie im stande sein, die Elektricität den höchsten Zielen — Beleuchtung und Kraftübertragung — entgegenzuführen, weil sie zu viel Raum einnehmen und vor allen Dingen zu teuer arbeiten. Dies vermag nur die Dynamomaschine, welche freilich selbst eines Motors — Dampf- oder Gasmaschine, Wasserrad — bedarf. Die dynamo-elektrische Maschine bildet mit einem Worte die Grundlage der Elektrotechnik in derselben Weise, wie die Dampfmaschine der Industrie der Neuzeit zum Ausgangspunkt dient, und wer sie erfand, darf einen Platz neben Watt und Stephenson in der Ruhmeshalle der Erfinder beanspruchen.

Die Dynamomaschine teilte das Schicksal der meisten Erfindungen. Sie fand anfangs, außer in Fachkreisen, wenig Beachtung, weil es an praktischer Verwendung für sie fehlte und sie ihrer Zeit etwas vorausgeeilt war. Deren Aufschwung datiert allerfrühestens aus dem Jahre 1879, wo Werner Siemens mit seiner im Jahre zuvor gebauten elektrischen Bogenlampe für geteiltes Licht hervortrat und damit die Kaisergalerie in Berlin beleuchtete. Als die Beleuchtungsanlagen mit Bogenlampen, wie auch das Edisonsche Glühlicht ihren Siegeslauf bald darauf antraten, wurde die Dynamomaschine erst gewissermaßen Gemeingut, und es traten zahlreiche Erfinder in Siemens' Fußstapfen, ohne jedoch das, wie bemerkt, inzwischen natürlich in jeder Beziehung verbesserte, allen möglichen Zwecken angepaßte Vorbild ganz erreichen zu können.

Die dynamo-elektrische Maschine ist heutzutage bereits nahezu ebenso unentbehrlich wie der Dampfmotor. Ihr verdanken wir vor allem die elektrische Beleuchtung, unter welcher Gestalt sie auch auftreten möge; sie treibt bereits an meh-

reren Orten Eisenbahnwagen und Fördereinrichtungen für Bergwerke; sie fand als Kraftvermittlerin auf den elektrischen Booten Verwendung, ersetzte bei galvanoplastischen Arbeiten die alten Elemente und fand sogar auf größeren Telegraphenstationen in gleicher Weise Verwendung, so in New-York und neuerdings versuchsweise



Friedrich Siemens.

in Berlin. Ihre Dimensionen variieren ebenso wie die der Dampfmotoren. Neben den winzigen Dynamomaschinen, welche eine Nähmaschine, eine Drehbank oder auch die Wägelchen der Siemensschen elektrischen Rohrpost treiben, finden wir Riesendynamos von zwei bis drei Meter Höhe, die Hunderte von Lampen speisen und deren Funke dem Blitz an Kraft nicht nachstehen soll.

Der Mehrzahl der Leser sind sicherlich die Siemensschen elektrischen Lampen bekannt. Namentlich die Laternen mit Aufziehvorrichtung, welche an die Gas-Hängelampen erinnern, haben auf Bahnhöfen und zur Beleuchtung größerer Hallen von der Decke aus eine große Verbreitung erlangt. Diese Aufziehvorrichtung hat den Zweck, die Reinigung der Kugel und namentlich das Auswechseln der Kohlenstäbe, zwischen welchen der elektrische Strom hinüberspringt, zu erleichtern. Die Siemenssche Bogenlampe läßt, wie die nunmehr zweijährige Probezeit in der Leipziger Straße in Berlin unter anderem beweist, wenig mehr zu wünschen übrig. Ebenso die meist von Friedrich Siemens in Dresden angefertigten Glocken aus mattem Preßglase, welche den allzu großen Glanz des elektrischen Bogenlichtes nach Wunsch mildern.

Wir haben an anderer Stelle (Wester-

manns Monatshefte Bd. LV, S. 202) die epochemachenden Versuche Werner Siemens' auf dem Gebiete der elektrischen Kraftübertragung und speciell der elektrischen Eisenbahnen so ausführlich beleuchtet, daß wir den freundlichen Leser mit einer Wiederholung verschonen wollen.

Nach dieser leider sehr trockenen und dürftigen Übersicht derjenigen Siemensschen Erfindungen, welche für den Laien von Interesse sind, weil sie ihm im täglichen Leben bereits vielfach entgegentreten, wollen wir auch auf die litterarische und rednerische Thätigkeit Werner Siemens' einen flüchtigen Blick werfen.

Werner Siemens hat ebensowenig wie seine Brüder Wilhelm und Friedrich dickleibige Bücher geschrieben. Seine Gedanken spiegeln vielmehr, abgesehen von den von ihm geschaffenen Anlagen und erfundenen Apparaten, nur kurze Abhandlungen wieder, welche zum größeren Teil in den Berichten der Berliner Akademie erschienen sind, sowie auch Vorträge, die zumeist in der Elektrotechnischen Zeitschrift abgedruckt stehen. Diese Abhandlungen und Vorträge hat die Springersche Verlagshandlung in Berlin kürzlich gesammelt und mit einem trefflichen Stahlstichporträt des Verfassers herausgegeben, welches unserem Holzschnitt als Vorlage diente.

Ein hohes Interesse bietet auch für den Laien der Vortrag über die Elektricität im Dienste des Lebens, welcher auf der Naturforscherversammlung in Baden-Baden (1879) gehalten wurde.

Nachdem er die Geschichte der Elektrotechnik kurz rekapituliert und auf die große Bedeutung der dynamo-elektrischen Maschine für die Entwickelung der elektrischen Beleuchtung und Kraftübertragung hingewiesen, berührte der Vortragende am Schlusse eine von uns bisher nicht erwähnte Anwendung starker Ströme; wir meinen die Ausnutzung derselben zu chemischen und metallurgischen Zwecken. „Bisher," meinte Werner Siemens, „beschränkt sich diese Anwendung auf die galvanische Reinigung des Kupfers und Scheidung desselben von Gold und Silber. Durch Aufwendung von Arbeit und mit Hilfe des elektrischen Stromes können aber die festesten chemischen Verbindungen zerlegt und die Körperelemente in andere Zustände und Verbindungen übergeführt werden, in denen die verbrauchte Arbeit gleichsam aufgespeichert ist... Es ist durchaus wahrscheinlich, daß die Wissenschaft der Zukunft lehren wird, auch den Wasserstoff mit Hilfe des elektrischen Stromes herzustellen. Auch der weitere Schritt von der Darstellung von Brenn- zu der von Nährstoffen ist durchaus nicht undenkbar. Es gehört sogar kein allzu kühner Flug der Phantasie dazu, um sich eine Zukunft auszumalen, in der die Menschheit die lebendige Kraft, welche die Sonnenstrahlen der Erde in ungemessenem Betrag zuführen und die sie uns zum Teil im Wind und in den Wasserfällen zur Verfügung stellt, mit Hilfe des elektrischen Stromes zur Herstellung alles nötigen Brennstoffes verwendet und die für ihre Kindheit von der Natur vorsichtig aufgestapelten Kohlenlager ohne Nachteil zu entbehren lernt."

Diese Worte eröffnen in der That ungeahnte Perspektiven und können gewissermaßen als das Programm der Zukunft, als die Quintessenz des Elektricitätszeitalters gelten.

Wir wollen, um den Leser nicht zu ermüden, aus den vielen Vorträgen des großen Elektrikers nur noch zwei hervorheben. Der eine hat eine brennende Tagesfrage zum Vorwurf, während der zweite eine Ergänzung des Aufsatzes Karl Wilhelm Siemens' über die Sonnentheorie bildet.

Als der Wiener Theaterbrand Publikum wie Schauspieldirektoren aus ihrer Apathie gerissen hatte, als man allerseits die Frage erörterte, wie der Wiederkehr einer so furchtbaren Katastrophe vorzubeugen sei, da warf auch Dr. Werner Siemens sein gewichtiges Wort in die Wagschale und wies auf den einzigen Weg zur Beseitigung der stets über den Häuptern der Theaterfreunde schwebenden Gefahr des Verbrennens oder Erstickens hin.

Viel richtiger sei es, sich, statt mit der Erfindung von Feuersignalen und Löschmitteln die Köpfe zu zerbrechen, die hauptsächliche Brandursache zu beseitigen. Es denkt niemand daran, in einer Pulvermühle zu rauchen oder Feuer anzumachen. Schauspielhäuser aber, die nahezu ebenso feuergefährlich sind, werden ohne Bedenken mit einem in hohem Grade brennbaren und explosionsfähigen Stoffe, dem Steinkohlengase, beleuchtet, und zwar obenein vielfach ohne Beobachtung der Vorsichtsmaßregeln, welche man sonst in den Orten zu ergreifen pflegt, wo Gas oder Petroleum brennt. Die der Rampe und den Seitendekorationen entlang geführten Gaslampenreihen, die Gasflammen auf dem Schnürboden bilden ebensoviel Feuer- und Explosionsherde, und die Gefahr wird erst dann als in der Hauptsache beseitigt zu erachten sein, wenn man sich entschließt, das Übel mit der Wurzel auszurotten, Gas und ähnliche Stoffe aus dem Bereiche der Theater ebenso zu verbannen wie aus Pulvermagazinen.

Hierzu biete, wie Dr. Werner Siemens ausführte, das elektrische Licht in beiden Gestalten die erwünschte Gelegenheit. Die Bogenlampe eigne sich besonders für den Zuschauerraum, die Treppen, Gänge und Foyers; das noch ungefährlichere, mehr gestaltungsfähige Glühlicht aber für die Bühne und ihre Nebenräume.

Daß Dr. Werner Siemens übrigens nicht in der Wüste gepredigt hat, beweist die stetig fortschreitende Zahl der mit elektrischer Beleuchtung versehenen Schauspielhäuser. Wo man sich dazu noch nicht entschlossen hat, liegen wohl finanzielle Bedenken vor.

Noch ein Wort zum Schluß über eine von Dr. Werner Siemens der Berliner Akademie der Wissenschaften vorgelegte Abhandlung, welche gleichsam eine Ergänzung des Vortrages des verstorbenen Bruders über die Sonnentheorie bildet. Die Materie, heißt es dort, mit welcher die weiten Räume des Sonnensystems außerhalb der eigentlichen Atmosphäre der Planeten angefüllt sind, bilde kein Hindernis gegen die Bewegung der Planeten und könne eine allmähliche Verlangsamung ihres Laufes nicht herbeiführen, weil diese Materie sich selbst um die Sonne dreht, gleichsam einen in seinen Urbestandteilen aufgelösten, der Anziehungs- und Fliehkraft unterworfenen Planeten bilde. Eine solche Verlangsamung könne nur bei den Trabanten eintreten, welche innerhalb der Atmosphäre der Planeten ihren Kreislauf vollenden und hier einen Widerstand finden.

Woraus besteht nun diese um die Sonne kreisende, den Raum des Sonnensystems ausfüllende Materie? Der Verfasser nimmt gleich seinem Bruder an, dieselbe sei ein von der Sonne ausgeworfener und wieder dahin zurückkehrender brennbarer Stoff. Doch zweifelt Dr. Werner Siemens an der unbedingten Richtigkeit der Annahme, der Sonnenkörper besitze eine Temperatur von höchstens 3000 Grad, und begründet diesen Zweifel damit, daß die Photosphäre möglicherweise die heißeren Strahlen zurückhalte.

* *
*

Friedrich Siemens, über welchen unseres Wissens biographische Notizen bisher nicht an die Öffentlichkeit gelangt sind, ist zehn Jahre jünger als sein Bruder Werner und erblickte das Licht der Welt nicht in Lenthe wie Karl Wilhelm, sondern auf dem Gute Menzendorf im Fürstentum Ratzeburg, dessen Bewirtschaftung sein Vater inzwischen übernommen hatte. Er besuchte das Gymnasium in dem nahen Lübeck, und der Aufenthalt in dieser Hafenstadt mag wohl in ihm den Entschluß zur Reise gebracht haben, sein Glück auf dem weiten Meere zu versuchen. Lange hielt er es indessen zur See nicht aus, und er war froh, als er dem schwankenden Schiffe den Rücken kehren und in die Fabrik seines Bruders Werner eintreten konnte. Einige Jahre darauf folgte er dem Rufe Karl Wilhelm Siemens' nach London, wo er bis zum Jahre 1863 verblieb. 1864

übernahm er die neubegründete Siemenssche Fabrik in Dresden — eine Anstalt, deren Aufschwung vor kurzem die Anlage eines Zweiggeschäftes in Berlin nötig machte. Durch den Tod seines Londoner Bruders erwuchs Friedrich Siemens wiederum eine Erweiterung seiner bereits so angestrengten Thätigkeit, indem er an die Spitze der in England belegenen Hüttenwerke der Firma treten mußte.

Friedrich Siemens' ganzes Leben war gewissermaßen von dem Gedanken der Vorwärmung der zur Verbrennung geführten Luft und der damit zusammenhängenden besseren Ausnutzung der in den Brennstoffen steckenden Kraft erfüllt. „Außer der Elektricität," so äußerte er sich in einem zu Berlin gehaltenen Vortrage, „trägt wohl kein neueres Hilfsmittel in ähnlicher Weise zur Entwickelung der Technik und des allgemeinen Fortschrittes bei, und ich übertreibe daher nicht, wenn ich sowohl für das Princip der Vorwärmung wie für das damit eng verbundene specielle Vorwärmungsverfahren eine der Elektricität ebenbürtige kulturelle Wichtigkeit in Anspruch nehme."

Friedrich Siemens wandte, wie wir oben bei der Lebensbeschreibung seines Bruders Karl Wilhelm Siemens bereits bemerkten, das Princip der Vorwärmung zuerst bei dem sogenannten Regenerativgasofen an.

Dem größeren Publikum wurde indessen Friedrich Siemens wohl zuerst durch die vorgeschlagene Anwendung des Vorwärmungsprincips auf die Leichenverbrennung und den zu diesem Zwecke gebauten Leichenverbrennungsofen bekannt.

Die Vorteile der Leichenverbrennung faßte er in dem erwähnten Vortrage beiläufig dahin:

Die Verbrennung geht rasch vor sich und ist eine vollkommene; sie vollzieht sich in decenter Weise in ausschließlich für den Zweck bestimmten Öfen; es wird die Asche unvermischt erhalten und das Verfahren wie der Apparat ist ein wohlfeiler. Wenn trotzdem die Leichenverbrennung bisher nur geringe Fortschritte gemacht hat, so liegt es hauptsächlich an der Macht der Gewohnheit, an den von den Behörden in den Weg gelegten Hindernissen und an dem Widerstande der Kirche.

Gewaltiges Aufsehen erregte vor einigen Jahren die Meldung, es sei einem Franzosen Namens La Bastie gelungen, dem Glase, welches bislang für den Inbegriff des Zerbrechlichen galt, die Widerstandskraft des Eisens oder gar des Stahles zu verleihen, und man träumte bereits von einem Glaszeitalter. Zwar scheuten die Leute aus guten Gründen vor Glashäusern — man sprach aber von Glasbrücken, Glasschienen, Glaswagen u. s. w., und die ehrsame Hausfrau jubelte bei dem Gedanken, daß fortan zerbrochene Gläser zu den überwundenen Dingen gehören würden. Der Traum war aber nicht von langer Dauer. Das Glas von La Bastie war zwar sehr hart, dafür zersprang es aber bei dem geringsten Stoß in tausend Splitter, die umherflogen, als habe in dem Glasgegenstande eine Dynamitpatrone gelegen, und das neue Produkt mußte somit unter die gefährlichsten Sprengstoffe eingereiht werden.

Glücklicherweise bemächtigte sich Friedrich Siemens der in Mißkredit geratenen Härtung des Glases. Das La Bastiesche Hartglas verwandelte sich unter seinen geschickten Händen in Preßhartglas und wurde damit praktisch verwendbar. Das neue Produkt besitzt alle Eigenschaften des Hartglases ohne dessen Nachteile. Es zerfällt beim Stoß nicht in Atome, sondern verträgt die härteste Behandlung und ist in der That dem Gußeisen in vieler Hinsicht gleichzustellen. Die Härtung der Masse geschieht lediglich durch Pressen. Das Glas wird bis zur Rotglut erwärmt und in dieser Gestalt unter gewaltige Pressen gebracht, welche aber nur die Flächen, nicht die Kanten härten, weil letzteres sich als unwesentlich erwies. Den Formen, in welche das Glas gepreßt wird, kann man, was sehr vorteilhaft ist, jede Gestalt geben, so daß die neue Fabrikationsmethode nicht etwa bloß auf Tafelglas beschränkt ist.

Während Dr. Werner Siemens bemüht ist, der elektrischen Beleuchtung zum Siege innerhalb der von der Natur gesteckten Grenzen zu verhelfen, macht Friedrich Siemens seit Jahren große Anstrengungen, um dem bedrohten Leuchtgas die Konkurrenz mit dem bereits mächtigen sonnengleichen Licht zu erleichtern, und es ist ihm in der That gelungen, die Leuchtkraft der Gasflamme derart zu steigern, daß sie den Kampf zwar nicht mit dem Bogenlicht — diesem Kampfe ist nur das Tagesgestirn gewachsen —, wohl aber mit dem bescheideneren Glühlicht aufzunehmen vermag. Dies geschah durch Anwendung des Universalmittels der hoch erhitzten Luft und eines eigentümlich gebauten Gasbeleuchtungsapparates, bei welchem die durch die Gasflamme vorerwärmte Luft, genau wie bei dem Regenerativofen, dieser Flamme wieder zugeführt wird, was ein kräftigeres Leuchten derselben zur Folge hat. Der Siemenssche Gasbeleuchtungsapparat ermöglicht eine vermehrte Lichterzeugung aus einer gegebenen Gasmenge und erzielt ein schöneres, weißes, stetiges Licht. Außerdem gewährt der Regenerativgasbrenner den Vorteil einer sehr wirksamen Ventilation der betreffenden Räume. Derselbe dient unter anderem, allerdings erst versuchsweise, zur Beleuchtung einer Straße der Reichshauptstadt.

Es erübrigt noch, um das Bild der so erfolgreichen, ja epochemachenden Thätigkeit des Siemensschen Brüderbundes zu vollenden, eines großartigen Unternehmens zu gedenken, über welches wir dem Erfinder des Regenerativofens einige Mitteilungen verdanken.

Wie wir oben bei Besprechung der zahlreichen Anregungen bemerkten, die wir Karl Wilhelm Siemens verdanken, hegte dieser hervorragende Gelehrte die Überzeugung, die Reform unserer Heizungsverhältnisse hänge mit der Lösung der Frage der Gasheizung und insbesondere mit der Erzeugung von Heizgas, womöglich in der Kohlengrube selbst oder in deren nächster Nähe, innig zusammen. Es war ihm leider nicht vergönnt, die Verwirklichung des großen Gedankens zu erleben. Die Anregung ist indessen nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen. Es haben vielmehr die überlebenden Brüder die Idee als ein teures Vermächtnis aufgenommen und hoffen, derselben zunächst in Berlin eine praktische Gestalt zu geben. Es fehlt in der Nähe der Reichshauptstadt nicht an Braunkohlengruben, deren Erzeugnisse sich zur Darstellung von Heizgas wohl eignen möchten. Was aber die Frage anbelangt, ob es vorteilhafter sei, diese Kohle erst nach Berlin zu verfrachten, hier zu destillieren und dann an die Abnehmer zu verteilen, oder das feste Brennmaterial an Ort und Stelle in gasförmiges zu verwandeln, so ist sie lediglich finanzieller Natur. Technische Schwierigkeiten bietet eine Leitung durch freilich gewaltige Röhren von den in Betracht kommenden Gruben nach der Hauptstadt kaum, und es haben bereits vor Jahren erfahrene Heizungstechniker ein diesbezügliches Projekt ausgearbeitet. Die Leitung wird der Böschung einer bestehenden Eisenbahn entlang verlegt und läßt sich auf diese Weise leicht beaufsichtigen. Die Verteilung von Gas an die Abnehmer mittels Nebenleitungen aber ist ein alltägliches Vorkommnis, und man könnte höchstens das Bedenken dagegen geltend machen, daß die neue Anlage die bereits übergroße Zahl der unterirdischen Röhren noch vermehrt und ein nochmaliges Aufreißen des Pflasters mit allen sattsam bekannten Unannehmlichkeiten mit sich bringt. Doch müssen diese Bedenken der Durchführung einer Reform gegenüber schwinden, deren Bedeutung die Reform des Beleuchtungswesens sicherlich noch übertrifft. Möge es den überlebenden beiden Brüdern vergönnt sein, ihr so reiches Leben durch eine That zu beschließen, die ihnen zum unvergänglichen Ruhm gereichen und Deutschland wiederum zum Ausgangspunkt eines der bedeutsamsten Kulturfortschritte machen würde!



Ein Heiligenstreit.

Novelle

von

Konrad Telmann.

Der Bischof Sebastiano von Catania war gestorben, und der Bischof Girolamo war ihm im Amte nachgefolgt. Das aber geschah zum größten Leidwesen aller Diöcesanen; denn der Bischof Sebastiano, den alt und jung, Klerus und Laientum in der Diöcese Catania aufrichtig betrauerte, war ein gar jovialer alter Herr gewesen, der wenig von einem Kirchenfürsten an sich trug, die Dinge gehen ließ, wie es Gott gefiel, und als geborener Sicilianer ein volles Verständnis für die Eigenart seiner Landsleute besaß, die über Gottesdienst und Heiligenanbetung oft so ihre besonderen Anschauungen hegten, von denen in den Konzilsbeschlüssen der heiligen Kirche ebensowenig etwas enthalten war als in den Legendarien. Er hatte zeit seines Lebens immer sehr gut gegessen und noch besser getrunken, war sehr fromm gewesen und nie jemandem zu nahe getreten; wie ein rechter Vater und Hirt seiner Bistumsinsassen war er verehrt worden, ohne daß man ihm eine sklavische Anbetung gezollt hätte, die an Abgötterei streifte; denn Herr Sebastiano stand seinen Diöcesanen viel zu menschlich nahe, als daß man etwas Übermenschliches und Göttliches hätte in ihm sehen können.

Mit dem Regierungsantritt des Bischofs Girolamo wurden die Dinge nunmehr ganz andere in der Diöcese Catania. Herr Girolamo war ein strenger Herr und kein geborener Insulaner; er fragte nicht viel nach Essen und Trinken, war noch ziemlich jung und sehr eifrig in seinem neuen Amte; er wollte auch nichts davon hören, daß man auf Sicilien einen besonderen Maßstab an die religiöse Verehrung seitens der Eingeborenen legen und mit der Absonderlichkeit der Traditionen innerhalb dieses bunt aus allen Nationalitäten des Erdballs zusammengewürfelten Volksstammes ernstlich rechnen müsse. Er wollte vielmehr Ordnung in seinem Bistum schaffen und weiter nichts als Ordnung, diese aber auch unnachsichtlich und um alle scheinbar berechtigten Eigentümlichkeiten

der Autochthonen unbekümmert. Denn seiner Meinung nach standen die Dinge in der Diöcese, so wie er sie vorfand, recht betrübend, und allerorten war eine Vernachlässigung und ein Schlendrian eingetreten, wie sie nicht größer gedacht werden konnten. Solche oft himmlisch-naiven Zustände, auf welche Bischof Girolamo bei seinen eifrigen Kirchenvisitationen und den Inquisitorien seiner Diöcesanpfarrer stieß, waren nun einmal nicht nach seinem Geschmack, und energisch machte er ihnen alsbald ein Ende, zum größten Kummer von Klerus und Laien, die seufzend an ihren toten Oberhirten zurückdachten. Diesem letzteren aber widmete Herr Girolamo selber nur ein bedauerliches Kopfschütteln, je weiter er in seiner Herkulesarbeit vordrang; ja, er erwog schließlich sogar manchmal im stillen, ob sein hochehrwürdiger Amtsvorgänger wohl wirklich der himmlischen Segnungen teilhaft werden könne, da er in dem ihm anvertrauten Bezirk so viel schmähliches Heidentum geduldet habe, wie er, Bischof Girolamo, nunmehr zu seinem tiefsten Schmerze darin vorfand.

Niemals aber war jener Zweifel des neuen Oberhirten der Diöcese Catania tiefer und schwerer als in dem Augenblicke, wo er zu seinem maßlosen Entsetzen die Entdeckung machen mußte, daß die kleine, zu seinem Sprengel gehörige Gemeinde Blandano, die weltfern und einsam am Abhange des Ätna dalag, den leibhaftigen Teufel als ihren Schutzpatron anbetete und solch greuelvolles Unwesen schon zu der Vorväter Zeiten dort getrieben worden war, ohne daß ihm einer der kirchlichen Oberen Einhalt geboten hätte und ohne daß das verblendete Volk eigentlich wußte, was es that. Solch ein Vorkommnis, das noch weit ärger in den Augen des Bischofs erschien als alle die vielen Anzeichen offenbaren Heidentums und Götzendienstes innerhalb seiner Herde, machte Herrn Girolamo das Herz schwer, und insgeheim ließ er Messen über Messen für seinen toten Amtsbruder lesen, der es schweigend geduldet hatte, daß eine ganze ihm anvertraute Gemeinde sich dem Teufel zuschwor und ihm Gelübde und Weihgeschenke darbrachte wie dem wunderthätigsten Heiligen.

Dann aber ging er kurz entschlossen ans Werk, um der Quelle des Unwesens nachzuforschen und sie alsbald für immer zu verstopfen. Von den näheren Umständen mußte es dann abhängen, welche Kirchenstrafen die verirrte Gemeinde treffen sollten und was um ihres Seelenheils willen weiter über sie zu bestimmen war.

Was der entrüstete Oberhirt erfuhr, konnte seinen Zorn freilich in etwas dämpfen. Denn Padre Eugenio, der alte langjährige Seelenhirt der Gemeinde Blandano, den der Bischof vor sich citierte und der bebend und greisenhaft mit dem Kopfe wackelnd vor ihm erschien, schwor dem Kirchenfürsten bei dem Dreieinigen zu, daß seine Pfarrkinder zwar wirklich und wahrhaftig einen Heiligen verehrten, den sie San Lucifero nannten, daß aber keinem von ihnen je der Gedanke gekommen sei, ihr Schutzpatron sei mit dem Gottseibeiuns identisch, ja, daß jeder eine solche Versicherung oder Zumutung wutentbrannt von sich weisen werde. Sie meinten vielmehr alle, der heilige Lucifer sei gerade so gut ein Heiliger wie die anderen, und sie hätten ihn zu ihrem speciellen Schutzpatron erkoren, seien stolz auf ihn und hätten noch immer durch seine Fürbitte bei der Madonna erreicht, was sie je von ihm erbeten. Wie es aber eigentlich hatte zugehen können, daß ein heiliger Lucifer zum Schutzpatron von Blandano geworden war, darüber wußte auch Padre Eugenio nur wenig. Denn als er in die Gemeinde gekommen war — vor vierzig oder fünfzig Jahren —, da war San Lucifero schon so hoch in Ehren gewesen wie heutzutage, und man hatte zu ihm gebetet, ihm Kerzen und Geschenke geweiht und ihn in feierlicher Prozession herumgetragen. Er aber, Padre Eugenio, hatte das geduldet, weil er der Meinung gewesen war, daß der Name, den die Leute ihrem Heiligen beilegten, von keiner-

lei Bedeutung sei, und weil die Anbetung des San Lucifero in der That nirgends sichtbaren Schaden angerichtet habe. Denn die Gemeinde sei fleißig und gottesfürchtig, und Verbrechen seien in der ganzen Zeit seiner Seelsorge kaum daselbst vorgekommen, vielmehr herrsche Frieden, Eintracht und Genügsamkeit, und San Lucifero habe sich allezeit als ein guter Patron der Gemeinde erwiesen. Die ältesten Leute im Ort hätten auch wohl zu Zeiten davon erzählt, wie das Bild ihres Schutzheiligen eigentlich in die Kapelle und der Ort zur Anbetung desselben gekommen sei. Danach war die Kirche von Blandano in den letzten Jahren des vorigen Säkulums, als die Franzosen unter Championnet zum erstenmal den König Ferdinand IV. von Neapel und Sicilien vertrieben, in der Kriegs- und Revolutionszeit ein Raub der Flammen geworden, und die wunderthätigen Bilder derselben waren mitverbrannt. Da nun zu gleicher Zeit, und noch ehe man ein neues Gotteshaus hatte erbauen können, ein großes Sterben im Dorfe eintrat, da hatte man nicht gewußt, welchem Heiligen zu Ehren man nun einen Bittgang antreten solle, und andächtig hatte alt und jung eine ganze Nacht hindurch auf den Knien gelegen und die Madonna angefleht, der verlassenen und verwaisten Gemeinde doch einen neuen Heiligen zu senden, der der Schutzpatron Blandanos werden könne. Und siehe da! die heilige Jungfrau hatte solch inbrünstiges Flehen erhört, denn am selbigen Tage wurde von Don Clemente, der seufzend begonnen, seinen verwüsteten Weinberg umzugraben, ein Heiligenbild mit dem Spaten aus der Erde heraufgeholt, und alle Welt war voller Jubel herzugelaufen, um das Wunder zu bestaunen und den gottbegnadeten Finder zu preisen. Welchen Heiligen das von der Jungfrau Maria den andächtigen Betern bescherte Marmorgebilde aber eigentlich darstelle, darüber wußte niemand etwas zu sagen, denn keiner hatte je ein ähnliches gesehen, und doch wollte keiner seine Unkenntnis eingestehen und seine Unerfahrenheit in allen Dingen, die außerhalb der Weinberge und Olivenwälder von Blandano lagen, bekennen. So rieten sie mit wichtigen Mienen hin und her, und da auch der Pfarrer von Blandano der Seuche zum Opfer gefallen war und in der großen Not und Verwirrung noch kein Nachfolger desselben den Weg bis in diese öde Weltabgeschiedenheit gefunden hatte, kam man in harte Bedrängnis, bis plötzlich Don Clemente selber, der mit den Fingern die Erdkruste von dem ziemlich beschädigten Bilde abzuschaben anfing, erleichtert ausrief: „Dort stehen Buchstaben; dort steht der Name des Heiligen eingegraben!“ Und so war es auch. Als man die Erde vollends fortgerieben hatte, waren deutlich unter der Brust des Bildes vier große lateinische Buchstaben zu gewahren, welche die wenigen Schreibkundigen des Dorfes mit einiger Mühe entzifferten, und sie lauteten: LVCI ... Dahinter war ein großes Stück Marmor abgebrochen. Nun sahen die Männer von Blandano sich an und rieten weiter, zu welches Heiligen Namen jene Buchstaben wohl passen möchten, die ihnen die heilige Jungfrau als Anhalt und Stützpunkt ihrer Kombinationen so deutlich vor Augen geführt, und nachdem sie sich die Köpfe eine Zeit lang vergebens zerbrochen, war es wieder Don Clemente, der auch jetzt die glückliche Entdeckung machte, jene Buchstaben könnten auf keinen anderen hindeuten als auf den heiligen Lucifero, das sei augenfällig. Vom heiligen Lucifero wußten nun zwar die Blandanesen nichts, aber irgendwo und irgendwann hatten sie den Namen selbst doch schon gehört, und mit der Kirche stand er sicherlich in irgend welchem Zusammenhange, und weil man doch nicht immer weiter raten konnte und die Not des Augenblicks groß, das Wunder der Madonna aber noch größer war, so riefen sie alle wie erlöst: „Ja, es ist der heilige Lucifer! Don Clemente hat das Bild finden dürfen, und die Mutter Maria hat ihm auch den rechten Namen eingegeben. Nun haben wir wieder einen Schutzheiligen, und nun wollen wir eine

Prozession für ihn veranstalten, und er wird uns von der bösen Seuche befreien, und wir werden ihm eine Kapelle bauen!" Darüber waren sie alle ganz fröhlich und siegesgewiß geworden und rühmten sich, einen Heiligen zu besitzen, wie ihn keine Gemeinde auf ganz Sicilien sonst noch anbete; sie traten ihren Umgang an und trugen das säuberlich gereinigte Marmorbild im Triumph durch die Gassen des Ortes. Und das große Sterben in der Gegend hörte bald danach wirklich auf, so daß der Ruhm des neuen Patrons von Blandano sich in aller Herzen festsetzte und keine Macht der Erde im stande gewesen wäre, den Blandanesen ihren neuen, mächtigen Ortsheiligen wieder zu entreißen. So ließ denn auch der neue Kurat die Dinge gehen, die er doch nicht mehr ändern konnte, und meinte, die Andacht seiner Gemeinde sei immer gleich löblich, auch wenn sie einem Heiligen gelte, der in keinem Kalender zu finden war und dessen Abbild ganz eigentümlich von den sonstigen Bildern der Kirchenheiligen abwich; der Name thue nichts zur Sache, nur auf die Gesinnung und auf das gläubige Vertrauen, das die Beter in die Hilfe des Himmels setzten, komme es an. Man baute dem heiligen Lucifer also seine Kapelle, und er ward verehrt wie kaum ein sicilianischer Schutzpatron sonst, und er that alles, um was die Blandanesen ihn baten; er war ein musterhafter Heiliger, mit dem sie sehr zufrieden waren und dessen Ansehen von Jahr zu Jahr wuchs. Und weil man da oben am Ätna ziemlich außerhalb jedes Weltverkehrs hinlebte und kein Mensch und kein Kirchenoberer sich um die Blandanesen kümmerte, blieb alles in Ruhe und Frieden, wie es gewesen war, bis —

Und hier stockte Padre Eugenio in seiner langen, etwas weinerlich vorgetragenen Geschichte und zwinkerte mit den kleinen, verschwommenen Äuglein in seinem roten, aufgedunsenen Gesicht. Bis — ja, bis Herr Girolamo Bischof von Catania geworden war — daß Gott erbarm! Aber über des Bischofs Girolamo ernstes, hageres, asketisches Mönchsgesicht fiel der Strahl eines Lächelns, als Padre Eugenio geendet hatte. Seine Lippen murmelten unhörbar zwei lateinische Worte: „Sancta simplicitas!" und er strich sich mit der langfingerigen Hand langsam ein paarmal über die Stirn hin.

Dann aber wurde er wieder ernster und sagte: „Das alles mag Euch und Eurer Gemeinde denn wohl zur Entschuldigung dienen, Padre, aber weitergehen darf der Unfug nicht — schon um des bösen Beispiels willen nicht. Ob man das fragliche Bild überhaupt wird an seiner Stelle belassen können, wird später zu entscheiden sein; vorläufig handelt es sich um den ominösen Namen desselben, und der muß unnachsichtlich sofort getilgt werden. In meiner Diöcese darf kein gläubiger Christ den Teufel anbeten, auch nicht, wenn er ihn in seiner kindischen Verblendung für einen Heiligen hält. Geht also und sorgt dafür, daß das Ärgernis baldthunlichst aus dem Wege geschafft werde! Am besten wird es sein, Ihr bringt das Bildnis eines anderen Heiligen an die Stelle des Götzenbildes und bedeutet Eure Gemeinde, daß sie fortan diesen als ihren Patron zu verehren habe und jenen anderen vergessen müsse. Ich empfehle Euch den heiligen Sulpicius für Euer Dorf, der ist liebreich und wunderthätig. Verkündet das den Gläubigen im Ort und droht ihnen mit meinem apostolischen Zorn und Bann, falls sie halsstarrig genug sein sollten, sich zu weigern. Das Übel muß schleunigst und mit der Wurzel ausgerottet werden, Padre. Laßt mich nach etlichen Wochen hören, daß Eure fromme Herde zum San Sulpicio betet und ihrer früheren Verirrung, für die der Allmächtige sie nicht strafen möge, nicht mehr gedenkt!"

Padre Eugenio schüttelte trübe die Stirn zu solchen Worten seines Oberhirten, aber die Erwiderung, die ihm auf der Zunge lag, mußte dem strengen, gebieterischen Blick des Bischofs gegenüber verstummen. So neigte er ergebungsvoll die Stirn und stotterte nur noch: „Sie sind in der That sehr zähe — sehr eigen-

sinnig — unsere Sicilianer — aber ich werde thun, was mir aufgegeben ist —" Und mit dem Segen des Bischofs entlassen, wankte er hinaus und bestieg drunten in der Strada Etnea sein Eselchen, das er in einer Herberge eingestellt, um unter einem großen, braunroten Schirm den langen, heißen, staubigen Weg nach Blandano hinaufzureiten. Seine Seele war sehr bedrückt und sein Herz schwer. Noch viel öfter, als es wegen der Sonnenglut des sommerheißen Tages nötig gewesen wäre, seufzte er auf und trocknete sich die Stirn, auf der doch immer wieder und wieder helle Tropfen perlten. Und je näher das keuchende Grautier seine gewichtige Last dem Ziele entgegentrug, desto trauriger und sorgenvoller wurde das Herz des armen Priesters. Ja, er kannte seine Sicilianer im allgemeinen und seine Blandanesen im besonderen, und er wußte, daß sie des hochehrwürdigen Bischofs Geheiß mit trotziger Entrüstung aufnehmen würden und daß keine weltliche und keine kirchliche Macht im stande sei, ihnen ihren geliebten San Lucifero zu rauben; und Padre Eugenio, der nichts in der Welt so liebte wie seine Ruhe und den Frieden in der Gemeinde, sah eine schwere, unruhige, streitvolle Zeit voraus, die nur Unheil gebären und ihn um Amt und Würden — ja, um noch Höheres: um den Gleichmut seiner Seele — bringen konnte. Und das alles, was ihn jetzt in so ratlose Verzweiflung stürzte, war über ihn gekommen wie ein Wetterschlag aus heiterer Höhe, ihn mitten aus seiner idyllischen Weltabgeschiedenheit hinauszureißen in den Sturm und den Kampf des Tages!

„Jesu Maria!" rief die alte Ernestina, als ihr Padrone vor der Pfarrwohnung vom Esel stieg und stumm, mit dem Tuche sich Kühlung zufächelnd, ins Haus wankte, „was ist Euch widerfahren, Padre Eugenio? Ihr seht aus, als brächtet Ihr uns die Pestilenz mit ins Dorf!"

„Bringe ich auch, bringe ich auch," erwiderte der Pfarrherr, mit dem greisen Kopfe wackelnd, „aber fragt mich jetzt weiter nichts, Ernestina, denn ich könnte Euch doch keine Auskunft geben, sondern holt mir eine Flasche vom ältesten und besten herauf, der im Keller schlummert; ich will versuchen, ob er mir das Herz leichter machen kann."

Und das geschah. Ernestina verlieh ihrem Kummer und ihrer Besorgnis zwar aus Naturdrang Worte, aber keiner vernahm sie, denn nur die Kellerwände und die Küchengerätschaften waren ihre stummen Zuhörer; und Padre Eugenio saß in seinem kühlen Studierzimmer, hatte seine Soutane weit geöffnet und trank von seinem goldhellen eigenen Gewächs, und trank immer mehr, je deutlicher er fühlte, daß ihm der Kopf danach klarer und die Seele leichter ward. Und als die alte Ernestina nach einer Stunde wieder ihren Kopf durch den Thürspalt hereinstreckte, da lächelte Padre Eugenio sie zwar noch recht wehmütig an, aber er lächelte doch schon wieder, was er für sein ganzes Leben erst verlernt zu haben schien. Die alte Ernestina atmete auf. Dann aber meldete sie, daß der junge Tommaso Anzaloni da sei, derselbe, der erst vor kurzem von seinen Seefahrten zurückgekehrt sei und heute schon mehrmals nach dem Herrn Pfarrer gefragt habe, weshalb sie ihn nun nicht wohl abermals abweisen könne.

„Laßt ihn nur herein!" sagte Padre Eugenio ganz freundlich.

Der junge Bursche, den Ernestina in das Zimmer hineingeleitete, trat in sichtlicher Verlegenheit näher und drehte seine pelzumrandete Mütze zwischen den Fingern, während seine braunen Augen treuherzig aus dem hübschen, offenen, bartlosen Gesicht auf den Pfarrer blickten. „Verzeihen Sie, Padre," stammelte er, „ich komme Ihnen gewiß ungelegen — ich wollte nur —"

Aber Padre Eugenio winkte ihn lächelnd zu sich heran. „Guten Tag, guten Tag, mein Sohn," rief er, „komm nur und setze dich her und trag mir dein Anliegen vor! Und erzähle mir etwas von der weiten Welt, die du nun durchfahren hast

und von der unsereiner nichts zu sehen bekommt — hörst du? Das bringt mich auf andere Gedanken. Da — trink einmal, mein Sohn, der Tropfen ist nicht schlecht, und du wirst ihn da draußen nirgends besser gefunden haben."

Der Bursche setzte sich und trank; aber alles, was er that, that er, ohne den Pfarrer anzusehen, und offenbar nur, weil er in seiner Ratlosigkeit eben nichts anderes wußte, als der vernommenen Aufforderung ohne weiteres nachzukommen. Von der gemütlichen Stimmung, in die der Pfarrer sich und ihn hineinreden wollte, war er sichtlich weit entfernt. „Ich wollte nämlich heiraten, Padre Curato," platzte er endlich heraus, als der Pfarrer behaglich sein Glas schlürfte und über den Rand dieses Glases den verlegenen Gast mit seinen gutmütigen, weinfrohen Äuglein anzwinkerte.

Padre Eugenio lächelte wohlgefällig und setzte das Glas auf den Tisch. Es gefiel ihm sehr gut, wenn man in Blandano recht fleißig heiratete, und die Hochzeit, die der wohlhabende Giuseppe Anzaloni, Tommasos Vater, ausrichten würde, sollte ihm, dem Padre, gar nicht ungelegen kommen. Bei allen festlichen Gelegenheiten waltete Padre Eugenio gar gern seines kirchlichen Amtes. „Maso, mein Sohn," sagte er daher würdevoll, „dein Entschluß freut mich und freut mich doppelt, weil du bisher ein unstätes Schifferleben geführt hast und nun, kaum in die Heimat zurückgekehrt, dich sogleich hier für immer ansässig machen willst. Es steht geschrieben, daß es nicht gut sei, wenn der Mensch allein bleibe. Laß uns daraufhin noch ein neues Glas trinken, Maso. — Ernestina, bringt uns noch eine Flasche Wein herauf — es gilt, ein erfreuliches Ereignis zu feiern!"

Aber Tommaso Anzaloni teilte die freudigen Anschauungen seines Seelsorgers offenbar nicht, denn er fiel, unruhig auf seinem Sessel hin und her rückend ein: „Ja, das ist es nur eben, Padre — ich will heiraten, aber ich kann nicht — und deshalb dacht ich, daß Sie vielleicht — Denn auf Sie hört der alte Don Cesare wohl noch am ehesten, so hartköpfig er auch ist."

Padre Eugenio lächelte geschmeichelt. „Ja, ja, mein Sohn," entgegnete er, die fetten Hände über dem Bäuchlein faltend, „einige Autorität hätten wir wohl in der Gemeinde, und wenn man so seine vier oder fünf Jahrzehnte in Blandano als Beichtvater und Seelsorger thätig war — weiß selber nicht mehr, wie lange — dann ist's erklärlich. Also der alte Don Cesare? Hm, hm! Ja, das ist ein harter Schädel, mein lieber Maso. Und Don Cesares Töchterlein, die kleine schwarzäugige Hexe, die Giannina, die möchtest du zum Weibe? Was du für einen guten Geschmack hast, mein Sohn! Ich — ich möchte sie auch — nämlich wenn ich Tommaso Anzaloni wäre, wohl verstanden! Es ist ein gar herziges Frauenzimmerchen. Nun, und der Alte macht Ausflüchte — he? Warum denn? Was giebt's denn, daß er sich sperrt? Bloß weil er mit Don Giuseppe, deinem Vater, auf gespanntem Fuße steht — wegen der nichtsnutzigen paar Ölbäume, die dem einen so wenig Nutzen bringen wie dem anderen? Ja, das sieht ihm ähnlich! Nachgeben — nein, lieber alles als das! Und so will er dich denn auch nicht zum Schwiegersohn, so passend die Verbindung sonst wäre, was er gerade so gut weiß wie du und ich und alle Welt. Ja, ja, meine Blandanesen! So sind sie! Nun, mein Sohn, du hast gut gethan, dich an mich zu wenden. Ich werde Don Cesare den Text lesen, und wir werden diese Angelegenheit in Ordnung bringen — je früher desto besser. So verlangt es ja mein seelsorgerischer Beruf. So — da kommt unsere Flasche; — nun, was hast du denn, Maso? Bleib nur sitzen, wir trinken nun erst ein Glas auf fröhliches Gelingen!"

Aber der junge Bursche schüttelte trübe die Stirn und schien die freudige Zuversicht des Padre in keiner Weise zu teilen. „Sie stellen es sich leichter vor, als es ist, Padre Eugenio," sagte er mit gerunzelten Brauen, seine Mütze zwischen den

Fingern zerknüllend, „aber ich fürchte — ich fürchte, daß das bloße Zureden wird bei Don Cesare wenig helfen; denn als ich ihm heute kurz und schlicht gesagt habe, daß ich seine Giannina zur Frau wolle und daß seine Giannina mich zum Manne wolle und keinen anderen, da ist er furchtbar aufgefahren und hat geschrien: ‚Ja, wenn wir einen anderen Schutzpatron in Blandano haben als den heiligen Lucifero — dann! Aber auch keinen Tag eher, so wahr ich selig zu werden hoffe!‘ Und damit hat er mir hohnlachend die Thür vor der Nase zugeschlagen. Nun, und wenn das ein Schwur ist, Padre — und es ist doch wohl ein Schwur! — wie sollen wir darüber hinwegkommen? Er kann ihn nicht zurücknehmen, und erfüllt werden kann er auch nicht. Und deshalb hab ich gedacht, wenn Sie als Priester ihn davon lossprechen könnten — aber es darf gewiß nicht sein —“

Die letzten Worte setzte er schüchtern und angstvoll hinzu, weil er erst jetzt den Pfarrer anzusehen gewagt hatte und nun zu seinem tödlichen Erschrecken bemerken mußte, welche Veränderung in der letzten Minute mit demselben vorgegangen war. Padre Eugenio hatte noch eben aus der von Ernestina hereingebrachten Flasche die beiden Gläser vollgeschenkt und lächelnden Gesichtes den Weinduft mit geöffneten Nüstern als ein verständnisvoller Kenner eingesogen. Sein ganzes Wesen hatte Wohlbehagen und Daseinsfreudigkeit geatmet. Und nun plötzlich stand er mit schlaff am Leibe herabhängenden Armen da, die Augen starr ins Leere gerichtet, den Mund schmerzlich verzogen und die hohe, kahle Stirn gewitterschwül umwölkt — ein Bild des Jammers und der Verzagtheit. Er dachte gar nicht mehr an den Wein, den er in die Gläser gefüllt, er sank förmlich in sich zusammen, als ob eine schwere Last auf ihn niederdrücke, und als sich endlich Worte seiner Kehle entrangen, waren es Worte der höchsten Verzweiflung, die mit seiner eben noch geäußerten Zukunftsfreudigkeit im grellsten Widerspruch standen und die jähe Hinfälligkeit menschlicher Zuversicht deutlich genug bewiesen, denn sie lauteten: „O, welch ein gräßliches Unglück!“

Maso betrachtete den Pfarrer voll tiefsten Mitleids und fühlte sich zugleich beschwert von der Schuld, dem wackeren geistlichen Herrn so übel mitgespielt zu haben. „Ja, Padre Curato,“ stammelte er, „für mich — aber ich dachte — es war ja gewiß eine schändliche Zumutung von mir, Don Cesare könne durch Sie von jenem Eide entbunden werden; — nur weil mein Lebensglück davon abhing und ich —“

Langsam und sehr würdevoll drehte sich Padre Eugenio nach dem Sprecher um, der erschrocken verstummte. „Mein Sohn,“ sagte er mit bewegter, zitternder Stimme, „du hast da wider Willen meine Gedanken auf einen Punkt zurückgelenkt — auf einen Punkt — siehst du, du wußtest es ja nicht, und ich hatte mühsam mich eben davon losgemacht und glücklich Vergessenheit gefunden, und nun — Aber dich trifft keine Schuld, mein Sohn. Nur diesen Wein werden wir nun nicht mehr austrinken, denn er würde uns jetzt doch nicht mehr munden. Einmal mußte es ja auch sein, und der Priester soll nie zögern mit dem, was seines Amtes ist. Dir aber sage ich, mein Sohn: es ist eine wunderbare Fügung Gottes, daß Don Cesare gerade diesen Schwur und gerade heute diesen Schwur thun mußte; denn von einem anderen könnte ich ihn nicht entbinden, von diesem aber wird er, so die heilige Jungfrau uns hilft, ohne unser Zuthun entbunden werden, denn es wird und soll sich erfüllen, was er enthält. Frage mich jetzt nichts weiter! Nur soviel wisse, daß der liebe Gott und der Bischof und ich — wir alle auf deiner Seite sind und genau dasselbe wollen wie du, nämlich daß du die schwarze Giannina heiraten kannst, ohne daß Don Cesare Batezza seinen Eid brechen muß! So — und nun komm, wir wollen gehen.“

Maso starrte den Sprecher an, als ob er berechtigte Zweifel an dessen Verstandes-

kräften in sich auftauchen fühle, ging aber dann doch schweigend und nur leise mit dem Kopfe schüttelnd hinter dem aufrecht und würdevoll davonschreitenden Padre Eugenio drein. Dieser schlug unverzüglich den Weg nach dem Hause des Sindaco ein. Vor der Außenthür desselben wollte sich der Bursche verabschieden, aber der Pfarrherr sagte: „Bleib nur, mein Sohn! Ich werde sogleich durch den Herrn Bürgermeister alle wahlfähigen Männer unseres Ortes zur Versammlung zusammenrufen lassen, und du kannst dann auch mit dabei sein. Es gilt, einen Gemeindebeschluß von größter Bedeutung zu fassen, der für unser Dorf gewichtige Umwälzungen zur Folge haben wird. Steh bei mir in dem schweren Kampfe, den ich werde zu führen haben, und bringe auch deinen Vater, Don Giuseppe, auf meine Seite; — es ist zu deinem Besten! Und nun warte hier auf das Weitere!"

Tommaso begriff nach diesen in ernstem Ton an ihn gerichteten Worten noch weniger als vorher, um was es sich eigentlich handle und wovon die Rede sei. Aber er verneigte sich zustimmend und ehrerbietig und ging, seinem Vater Bericht über das abzustatten, was er gehört.

Indes hatte Padre Eugenio drinnen eine Unterredung mit dem Sindaco von Blandano, der sich bei den Eröffnungen des Seelsorgers der Gemeinde verschiedentlich erschrocken bekreuzte und verlegen hinter dem Ohre kraute. „Das ist eine böse, böse Geschichte, Padre," sagte er endlich, als der Geistliche geendet hatte und sich den Schweiß von der kahlen Stirn trocknete; „aber wenn der hochwürdige Herr Bischof es befiehlt, so müssen wir ja wohl sehen, ob wir einen anderen Schutzheiligen bei uns zu Ehren bringen können. Lange genug läßt uns San Lucifero — Gott sei meiner armen Seele gnädig! — diesmal auf den ersehnten Regen warten, und vielleicht ist in dieser Zeit gerade sein Ansehen so gesunken wie niemals früher. Stellen wir nur gleich die Probe an, Padre!"

Und der Sindaco von Blandano ließ die Männer der Gemeinde zusammenrufen, denn es gelte, über eine hochwichtige Angelegenheit zu beraten, von der das Wohl und Wehe des Dorfes abhänge. Und die Männer kamen. Es waren meist alte, verwitterte, von harter Arbeit gebeugte, von Sonne und Wind gebräunte Gestalten, denn die jungen Leute, denen die Heimat zu eng war, fuhren auf dem Meer oder hatten sich nach Catania und Messina hinein verdungen. Sie kamen so, wie man sie gerade von der Arbeit abgerufen hatte, in ihren geflickten Jacken, Blusen und Hemden. Und als sie nun alle in der niedrigen Ratsstube beieinander saßen, standen und hockten, da murmelte Padre Eugenio ein Stoßgebetlein, stand seufzend auf, trocknete sich Stirn und Wangen und begann mit seiner fetten, gutmütigen Stimme zu reden. Er redete sehr ernst und eindringlich und doch keineswegs befehlshaberisch, sondern eher weich und flehentlich, gerade als wolle er die Männer von Blandano um Verzeihung bitten, daß er es wage, ihnen einen neuen Heiligen aufzudringen; ja, als wolle er alle Schuld an solcher Vermessenheit dem hochwürdigen Bischof Girolamo von Catania zuschieben und als leide er selber unter dessen Gebot am härtesten von allen.

Anfangs herrschte tiefe Stille im Saale. Es war etwas so Neues, so völlig Unerwartetes, was die Männer da zu hören bekamen, daß sie betroffen schwiegen und nichts zu thun wußten, als offenen Mundes und Auges den Pfarrer anzustarren, der da von Dingen sprach, die sie sich nie im Leben hätten träumen lassen. Dann aber, als Padre Eugenio nun mit dem eigentlichen Kern seiner Rede ins Treffen ging und deutlich machte, es sei des Bischofs Wunsch, daß man zu Blandano an Stelle des San Lucifero den San Sulpicio verehre, da blickten die Männer einander vieldeutig an, und aus der Tiefe des Saales erscholl eine Stimme: „Giammai! Giammai!"

Damit war der Bann gebrochen, der bisher über der Versammlung gelegen

hatte, und der eine Ausruf gab das Signal zu einem Dutzend weiterer Rufe, und schließlich hielt es jeder von den Männern für seine Pflicht, zu rufen, und sie schrien durcheinander: „Niemals! — Das ist unerhört! — Wir wollen den heiligen Sulpicius nicht! — Unser San Lucifero ist uns gerade recht! — Wir gehorchen dem Bischof nicht! — Bischof Sebastiano hat uns unseren Patron bestätigt!“ — und so fort, und es entstand ein ohrenzerreißender Lärm, in dem die Stimme des armen Padre Eugenio noch eine Weile wie ein mutiger Schwimmer gegen die Wellen ankämpfte, um dann rettungslos zu versinken. Das große, rotbraune Taschentuch des Pfarrherrn von Blandano wurde wiederum in fieberhafte Thätigkeit gesetzt — diesmal, um dem ermatteten Sprecher an Stelle eines Fächers Kühlung zuzuführen. Dann aber, als er den Lärm eine geraume Zeit hindurch schweigend um sich hatte branden lassen, schwoll die Stimme des Padre abermals an, und er rief in das tobende Chaos sein „Quos ego!“ mit den Worten hinaus: „Wollt ihr mich denn wirklich nicht zu Ende reden lassen, liebe Leute? Wollt ihr mich denn wirklich totschreien? Kann nicht wenigstens einer von euch nach dem anderen reden, damit ich jeden einzelnen verstehe?“ Und der Sindaco läutete danach mit seiner großen Glocke in den wüsten Tumult so eindringlich laut und gellend hinein, daß es nun wirklich still ward, weil sich die Schreier doch selber nicht mehr verstanden. Dann aber erhob sich Don Giuseppe Anzaloni von seinem Sitz und sagte: „Padre Curato! Es wird uns schwer, unseren lieben Schutzheiligen zu verlassen, welcher uns so viel Gutes in langen Jahren gethan hat. Aber wir wollen keine Teufelsanbeter sein, und wenn der hochwürdige Herr Bischof uns den heiligen Sulpicius zum Patron empfiehlt, so nehmen wir den heiligen Sulpicius —“

„Nein,“ schrie es plötzlich laut und drohend von der entgegengesetzten Ecke des Saales dazwischen, und Don Cesare Batezza sprang, kirschrot im Gesicht vor Zorn, in die Höhe, „nein und abermals nein, wir nehmen ihn nicht! Wir nehmen überhaupt keinen neuen Schutzpatron, wir bleiben bei unserem Lucifero, der uns immer ein guter Heiliger gewesen ist, und kein Pfarrer und kein Bischof soll uns daran hindern! Das wäre etwas Neues, einen Schutzpatron unserer allzeit getreuen Gemeinde aufzudrängen! Nein — nein — nein!“

Und: „Nein — nein — nein!“ schrie, heulte und johlte die ganze Menge und focht mit den Armen in der Luft umher und machte greuliche Gesichtsverrenkungen, um vollends ihren Abscheu auszudrücken, und bekreuzte sich und drohte und pfiff und lärmte. Und das alles um des Teufels willen, dachte Padre Eugenio; ja, jetzt zeigt sich seine Macht! Aber er gab es für diesmal auf, dem Gottseibeiuns kräftiglich zu Leibe zu gehen, sondern warf nur noch einen hilfeflehenden Blick über die Versammlung hin und wankte, als auch dieser unbeachtet blieb, sein großes Tuch wie eine Parlamentärfahne schwenkend, hinaus. Er sah ein, daß er sich ergeben müsse.

Und hinter ihm drein, um seine Flucht unbekümmert, wogte lärmvoll und brausend das Kampfgewühl. Zunächst schrien alle aufeinander ein, ohne daß es einem einfiel, den anderen anzuhören, ja ohne daß er wußte, ob der andere nicht etwa ganz seiner Ansicht sei, in welchem Falle es der geräuschvollen Auseinandersetzungen gar nicht erst bedurft hätte. Man schimpfte auf den Padre und auf den Bischof; man berief sich auf die verjährten Rechte der Gemeinde, den Schutzheiligen der Vorväter weiter in Ehren zu halten; kurz, man trieb den ganzen tollen, spukhaften Unfug, dessen die bei jeder Kleinigkeit schon ins Feuer geratenden und sich wechselseitig allmählich bis zur Sinnlosigkeit aufregenden Südländer nur irgend fähig sind. Und dann begannen sich innerhalb der Versammlung, wie das in solchen Fällen immer zu geschehen pflegt, zwei Parteien herauszubilden, die sich aufs

wildeste und leidenschaftlichste bekämpften, sich gegenseitig Vaterlandsverrat, Götzendienerei, Revolutionsgelüste, Servilismus, und was dergleichen mehr ist, vorwarfen, sich als die einzigen Vertreter der Gemeinderechte gerierten und sich gebärdeten, als könne nur ein Kampf bis aufs Messer zur Entscheidung zwischen ihnen führen, und dieser solle und müsse jetzt gleich auf der Stelle zur höheren Ehre Gottes und der Heiligen ausgefochten werden.

Im Ernst dachte natürlich keiner daran, aber jeder erhitzte sich und den anderen, und je toller sie schrien und herumgestikulierten, desto ungeheuerlicher erschien ihnen der Kernpunkt dieser aufgeregten Debatte. An der Spitze der einen Partei stand Don Giuseppe Anzaloni, also stellte sich Don Cesare Batezza an die Spitze der anderen. Denn die beiden lagen seit einem Jahr und darüber wegen fünf halb verfaulter Olivenbäume, die jeder als auf seinem Territorium stehend betrachtete, in erbittertem Streit miteinander und mußten daher ihre Gegnerschaft natürlich auch auf allen anderen Gebieten, die nicht im geringsten Zusammenhang damit standen, zur Geltung bringen. Und da Don Cesare Batezza den neuen Schutzpatron entschieden zurückwies, so war er Don Giuseppe Anzaloni natürlich höchlichst willkommen. Um diese beiden Häupter sammelten sich nun die Getreuen, die Neigung oder Zufall hierhin und dorthin führten, und jeder war im tiefsten Inneren davon überzeugt, daß das Recht auf seiner Seite sei, und häufte Schmähungen über Schmähungen auf den Gegner, der in Wort und Gesten seinerseits nichts schuldig blieb. Endlich ging die Versammlung resultatlos, erhitzt, wütend, jeder unheilbar verwundet und jeder noch eine Flut von Vorwürfen gegen den Widersacher vor sich hinmurmelnd, aus Gründen allgemeiner Erschöpfung auseinander.

Im allgemeinen hatte es sich aber doch ausgewiesen, daß die Partei des Don Cesare, welche dem alten Schutzheiligen treu bleiben wollte und seine diabolische Qualität leugnete, die zahlreichere sei. Die Aussichten für Padre Eugenio und für die Schilderhebung des heiligen Sulpicius standen also sehr schlecht. Die Anhänger des alten San Lucifero waren offenbar darauf vorbereitet, im Notfall selbst mit Gewalt ihren Schutzheiligen zu verteidigen und ihn samt allen seinen Segnungen der Gemeinde Blandano zu erhalten, so unwürdig dessen sich einzelne Bürger derselben auch bewiesen hatten. In den nächsten Tagen sprach man in der Osteria del Montegibello, wo Don Cesare seinen Fiascone zu trinken pflegte, und in der Osteria dei Castagni, wo Don Giuseppe den Wein für den besten erklärt hatte — in Wahrheit war die Bezugsquelle beider Wirte ganz die nämliche —, von nichts anderem als von dem Streit um den Schutzheiligen von Blandano. Die Gemüter regten sich beim Wein immer wieder neu auf, man schlug mit geballten Fäusten auf die hölzerne Tischplatte, man wetterte gegen Kirchendespotie und Papsttum, man phantasierte von Volksempörung und allgemeinem Bürgeraufstand zu gunsten des gefährdeten San Lucifero, man debattierte über die „freie Kirche im freien Staat" des Grafen Camillo Cavour, nach dem die Hauptstraße von Blandano benannt war, und man trank mehr, als man jemals getrunken hatte, zur Freude der beiden Weinwirte, die ihrerseits dem heiligen Lucifer täglich auf den Knien dankten für alles Gute, das er ihnen anthat.

Überhaupt wurde der gute alte Heilige in Blandano wohl niemals inniger verehrt und gleichsam demonstrativer gefeiert als in den Tagen, welche jener stürmischen Gemeindeversammlung folgten. Der Platz vor seiner Nische in der Kapelle wurde gar nicht mehr leer. Man hatte unendlich viel von ihm zu erbitten, man hing allerlei Weihgeschenke vor ihm auf und gelobte ihm noch mehrere, denn alle, die sich für ihn und sein Verbleiben an heiliger Stelle ausgesprochen hatten, lebten der festen Überzeugung, daß San

Lucifero ihnen aus Dankbarkeit nun auch jede Bitte erfüllen oder solche doch bei der heiligen Jungfrau befürworten werde. Zur Zeit seiner Entdeckung und zur Zeit der großen Seuche, die in Blandano gewütet hatte, war der Schutzpatron nicht inbrünstiger verehrt worden als jetzt, wo man seine Existenzberechtigung von höchster kirchlicher Stelle her anzuzweifeln begonnen hatte.

Aber es war merkwürdig: entweder kannte San Lucifero die Tugend der Dankbarkeit und die Pflicht der Wiedervergeltung nicht, oder er war ernstlich dadurch verstimmt worden, daß ein Teil der Gemeinde sich so leichthin seiner hatte entledigen wollen und sich auch jetzt ostentativ jedweder Fürbitte an ihn enthielt. San Lucifero grollte, er war allem inbrünstigen Flehen seiner Getreuen gegenüber unzugänglich. Und doch bedurfte man seiner gerade jetzt mehr als je und hatte mit vollster Sicherheit auf ihn gerechnet. Nicht das Wohl des einzelnen nur — nein, geradezu das Wohl der Gemeinde Blandano stand auf dem Spiele, und San Lucifero, der gekränkte Schutzpatron des Ortes, versagte hartnäckig zum erstenmal seine Hilfe.

Die Gemeinde Blandano wollte Regen. Sie hatte ihn schon herbeigesehnt, ehe noch der Zorn des neuen Bischofs von Catania sich gegen den heiligen Lucifer gekehrt hatte, und der Heilige hatte sie nicht erhört. Sie erbaten ihn jetzt, da seine Existenz hart bedroht war, immer dringlicher und dringlicher von ihm, und der Heilige ließ ihre Bitten unerfüllt. Es war ein sehr heißer, trockener Spätsommer. Tag für Tag brannte die Sonne aus wolkenlosem Azur ohne Erbarmen nieder, und wenn sich ja einmal der Himmel mit einer hoffnungerweckenden grauen Dunstschicht überzog, zum Regen kam es doch nie, und nur ein mehrtägiger heißer, erschlaffender Scirocco fegte samumgleich über das Land hin und wirbelte den weißen, augenblendenden Staub auf den Straßen und auf den Feldern zu mächtigen Wolken empor. Dabei aber verdarben die Feldfrüchte, die dringend der Feuchtigkeit bedurften, vertrockneten die Maiskolben und verkümmerten die Oliven an den Bäumen; ja, selbst die Weinernte erschien im höchsten Maße gefährdet. Wenn nun nicht bald der Himmel sein segenspendendes Naß träufeln ließ, mußte Blandano in die bitterste Not geraten.

Und Morgen für Morgen, Abend für Abend blickten aller Augen besorgt zum Himmel auf, ob sich denn keine Wolke im stählernen Blau des Firmamentes zeigen wolle und von Südwesten her keine schaumköpfigen Wellen im Meere das Herannahen des Regenwindes verkündeten; aber so eifrig die Blandanesen auch alle, ob sie nun Anhänger oder Gegner des alten Schutzpatrons waren, nach einem glückverheißenden Anzeichen am Himmel forschten, es war alles umsonst, es wollte nicht regnen. „San Lucifero zürnt!" raunten die Weiber sich zu und schlugen ein Kreuz. Die Männer aber sagten erst leise und dann lauter, endlich ganz laut und drohend: „Wenn er uns nicht gutwillig erhört, so müssen wir ihn zwingen."

Padre Eugenio ging in all dieser Zeit gesenkten Hauptes einher, wie ein Atlas, welcher der Welt Bürde auf den Schultern trägt. Er hatte keinen Appetit mehr, und wenn er trank, so trank er nicht mehr im munteren Kreise der Honoratioren, sondern still für sich in seinem Studierstübchen, und nicht, weil ihn dürstete, sondern weil er vergessen wollte — den Jammer der Welt und die Gefährdung seiner eigenen Existenz vergessen wollte. Und dann schüttelte er seine hohe, kahle, immer perlende Stirn und konnte nicht begreifen, weshalb der allgütige Gott ihm in seinem hohen Alter noch diese harte Prüfung geschickt habe. Denn hatte er auf der einen Seite schon das Vertrauen seiner Gemeinde verloren, die, sonst so friedfertig, sich jetzt in zwei streng gesonderte Parteien schied und befehdete und ihm, dem Pfarrer, mit offenkundigem Mißtrauen entgegenkam, so mußte er andererseits auch noch befürchten, daß der Bischof ihn seines Amtes entsetzte, wenn er sich unfähig erwies, dem greulichen

Teufelsunfug in seiner Gemeinde ein Ende zu machen. Am besten war es unter solchen Umständen wohl, er ging hin und erbat vom hochwürdigen Herrn Girolamo seine Emeritierung und lebte seine letzten Tage in Frieden und Ruhe und überließ es einem anderen, einem von den neuen jungen Hitzköpfen, in Blandano einen Schutzpatron einzuführen, der keinerlei Anstoß bei den Kirchenoberen erregte.

Aber dieser einzige Ausweg, der ihm blieb, diese Notwendigkeit, in die ihn die Halsstarrigkeit der Majorität seiner Gemeinde versetzte, waren es eben, die dem Padre am Herzen fraßen. Er hatte es als seinen innigsten Lebenswunsch von jeher betrachtet, daß er bis zu seinem letzten Krankenlager als Seelsorger von Blandano thätig sein dürfe; ja, er hatte Gott oft genug darum gebeten, daß er ihn, wenn seine Stunde gekommen sei, in der Kirche vor dem Altar, beim Messelesen, abrufen möge, damit man von ihm sagen könne, daß er seine Pflicht getreulich erfüllt habe bis zur letzten Stunde. Und nun — nun sollte er außer Dienst gesetzt werden wie ein lahmer Gaul, der nicht einmal in der Tretmühle mehr zu gebrauchen ist, und abseits treten, weil er überflüssig geworden, und einen anderen an seiner Stelle amtieren sehen und unbeachtet, vergessen, verkannt — ja, von vielen sogar verachtet, einsam zu Grunde gehen! Und das alles um dieses Heiligen willen, der gar kein Heiliger war und den die Männer von Blandano doch nicht mit einem anderen vertauschen wollten. Padre Eugenio hatte das Seinige gethan, um die Trotzköpfe umzustimmen. Bei jedem einzelnen von ihnen hatte er es, nachdem er die Allgemeinheit vergeblich auf seine Seite zu ziehen gedacht, noch einmal bald mit List, bald mit Drohung, bald mit sanfter Bitte und Überredung versucht. Von Haus zu Haus war er gegangen wie ein Bittsteller, so sauer ihn die viele ungewohnte Bewegung auch ankam, so schwer er auch bei der harten Mühsal seufzte und ächzte. Er hatte den Männern in aller Ruhe vorgestellt, wie schweres, unabsehbares Unglück über Blandano hereinbrechen müsse, wenn man das Geheiß des kirchlichen Oberen nicht befolge; er hatte ihnen Schreckhistorien von dem furchtbaren Elend solcher Gemeinden erzählt, über die im Mittelalter einer der strengen Päpste das Interdikt ausgesprochen; er hatte den armen San Lucifero bedauert und sogar ganz in der Stille den Notbehelf durchblicken lassen, die Blandanesen könnten ja im geheimen nach wie vor ihren alten Patron verehren, wenn sie nur öffentlich in der Kapelle daneben zum San Sulpicio beten wollten. Aber dieser jesuitische Ratschlag, zu dem sich der Padre nur in der höchsten Drangsal seines Herzens entschlossen, fruchtete gerade so wenig wie alle übrigen Künste der Überredung, welche der biedere Pfarrherr von Blandano bei seinen Beichtkindern anwandte; sie wollten ihren heiligen Lucifer behalten und sie waren schon viel zu weit gegangen, um nun noch umkehren zu können. Überall klopfte Padre Eugenio mit seinen Versöhnungsvorschlägen an verschlossene Thüren und an verschlossene Herzen.

Ja, mit einem seiner gutgemeinten Versuche, die Gemeinde Blandano von ihrem Schutzpatron abwendig zu machen, hatte es der Priester sogar derart versehen, daß er wider Willen den Trotz der Blandanesen vielmehr noch verstärkt und ihren Hohn herausgefordert hatte. Er hatte nämlich durch einen Amtsbruder in Catania ein hölzernes Bild des heiligen Sulpicius bestellen lassen, in der Hoffnung, daß Blandano sich über kurz oder lang ja doch zur Verehrung dieses vom Bischof empfohlenen Patrons bekehren werde, und das Bild war einstweilen in des Pfarrherrn Studierstube auf dem kleinen Hausaltar aufgestellt worden, wo es nicht ganz an seinem Platze schien, weil es mit dem Kopfe gerade an die Zimmerdecke stieß. Zudem aber war es von keinem sonderlich großen Künstler gefertigt worden und konnte sich mit dem heiligen Lucifer an Schönheit in keiner Weise messen. Und zuallerletzt hatte der kleine, bucklige Nino, der als Spaßmacher im Dorfe berühmt

war, gar noch herausgefunden, die Holzstatue des heiligen Sulpicius sei das getreue Ebenbild des verstorbenen hochwürdigen Bischofs Sebastiano, und dieser gute, innig betrauerte Träger des Krummstabes solle fortan als Schutzheiliger von Blandano verehrt werden. Nun waren die Blandanesen zwar dem hohen Würdenträger und Kirchenfürsten von Herzen zugethan gewesen, aber ihn als Heiligen anzubeten, da sie so genau wußten, daß er bei Lebzeiten ein gar gemütlicher Herr gewesen war und am liebsten bei gutem Essen und Trinken von den Dingen dieser Welt leutselig geplaudert hatte, nur nicht von kirchlichen Obliegenheiten und Pflichten — das ging ihnen denn doch nicht gut ein. Und da in der That zwischen dem heiligen Sulpicius und dem verstorbenen Cataneser Bischof nach der Auffassung des Bildschnitzers eine gewisse Ähnlichkeit bestanden haben mußte, so wiesen die Männer von Blandano die Zumutung, an Stelle ihres San Lucifero den neuen Patron in ihrer Kapelle zu verehren, nur doppelt höhnisch zurück, und Padre Eugenio hatte sein Spiel vollends verloren.

Der einzige, der für den tief bekümmerten Seelenhirten noch hin und wieder ein Wort des Trostes bereit hatte, war Tommaso Anzaloni, der Sohn Don Giuseppes. Dem war der ganze Streit um den Schutzheiligen von Blandano wie ein Gnadengeschenk des gütigen Himmels gekommen, denn erst dadurch war die Möglichkeit überhaupt gegeben, daß Blandano je einen anderen Patron verehren könne, wodurch Don Cesares Schwur sich erfüllte und die schwarze Giannina Tommasos Weib werden mußte. So hatte er sein ganz besonderes, inniges Interesse daran, daß der alte San Lucifero gestürzt werde, und war der natürlichste und treueste Bundesgenosse des Pfarrers. An Stelle der Verzagtheit aber, die bei diesem letzteren Platz gegriffen hatte, war er selber, wie es das Vorrecht der Jugend ist, von freudigen Hoffnungen erfüllt und fest überzeugt, daß der Himmel, der ihm so sichtbarlich beigestanden, da er gerade jetzt den Blandaneser Heiligenstreit entbrennen ließ, auch weiter helfen und alles zum erwünschten Ziele führen werde. „Geben Sie acht, Padre Eugenio,“ sagte er, wenn er im Pfarrhause vorsprach, und seine frühere Schüchternheit hatte er ganz überwunden, „geben Sie acht, es wird nicht eher regnen, als bis wir den heiligen Lucifero los sind. Die heilige Jungfrau steht uns bei!“ Aber Padre Eugenio glaubte an nichts mehr und schüttelte traurig den Kopf und sah vorwurfsvoll nach dem hölzernen San Sulpicio hinüber, der ihn treuherzig mit den Augen des Bischofs Sebastiano anschaute.

Inzwischen wurde die heiße, trockene Witterung für Blandano immer gefahrvoller, da selbst das Wasser in den Cisternen versiegte und man nicht mehr wußte, wie man ohne Regen während der nächsten Wochen werde existieren können. „Das ist unsere Strafe, weil wir dem Befehl des Bischofs nicht nachgekommen sind und nach wie vor einen Heiligen verehren, der gar kein Heiliger ist!“ hatte Don Giuseppe Anzaloni gesagt, und andere redeten es ihm nach, und die Weiber murrten und die Kinder schrien, und ein bedenklicher Umschwung zu gunsten des heiligen Sulpicius machte sich in der Gemeinde Blandano bemerkbar, seit es an Wasser fehlte. So lange hatte der heilige Lucifer aber auch seine getreuen Blandanesen noch nie schmachten lassen.

Don Cesare Batezza als das Haupt der Konservativen — die in diesem Falle merkwürdigerweise nicht zugleich auf Seiten der Kirche standen, sondern ihr Opposition machten in ihrem Konservatismus — merkte, daß es Zeit sei, etwas zu unternehmen, wenn San Lucifero nicht alle Autorität in der Gemeinde wie im Handumdrehen verlieren sollte. Mit dem bloßen Beten und dem Darbringen von Weihgeschenken war der beleidigte Heilige offenbar nicht mehr zufrieden, man mußte ihn kräftiger angehen. So beschlossen denn die Anhänger des alten Heiligen, einen Bittgang um Regen zu veranstalten und ihren Patron in feierlichem Aufzuge

herumzutragen. Und als Padre Eugenio erklärte, daß er dazu seine Zustimmung nicht geben könne und sich an der Prozession nicht beteiligen dürfe, seit der Bischof dem alten Lucifero seine Heiligenqualität mit Entschiedenheit abgesprochen, da brach zum erstenmal in Blandano offene Rebellion aus, und der Anfang von all dem Schlimmen und Verderblichen, das Padre Eugenio seit seiner Unterredung mit Bischof Girolamo vorausgesehen, war da. Don Cesare brachte es in einer stürmischen Gemeindeversammlung — alle Gemeindeversammlungen waren jetzt stürmisch in Blandano — dahin, daß man beschloß, die Prozession um Regen ohne den Pfarrer und ohne die kirchliche Genehmigung abzuhalten, da die Not groß und Eile geboten sei. Und so geschah es.

Die unheilvollen Wirkungen des Heiligenstreites von Blandano machten sich geltend. Ein Bittgang wurde veranstaltet, von dem ein Teil der Gemeinde sich ausschloß, weil dieselbe an die Wunder des heiligen Lucifer nicht mehr glaubte oder doch nicht mehr glauben zu dürfen meinte, und bei dem weder die Glocken läuteten noch der Priester im Meßgewand unter dem Baldachin einherschritt. Dergleichen war nie erlebt worden, so lange man zurückdenken konnte. Zwietracht und Aufruhr waren die ersten Folgen, welche des Bischofs Girolamo Geheiß in Blandano hervorgerufen. Padre Eugenio hatte es geahnt, und er betete: „Herr, vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun.“ Während die Prozession, an der die Kirche keinen Teil hatte, sich aber durch die sonnenheißen Gassen des Ortes fortbewegte, legte sich Padre Eugenio ins Bett, stellte sich krank und verstopfte sich die Ohren, um die gemurmelten Gebete nicht mit anzuhören, die von draußen zu ihm hereinschollen. Die Saat des Teufels, der so lange in Blandano geherrscht und den man nun austreiben wollte mit den Mitteln der Kirche, war üppig aufgegangen.

Die Progressionisten von Blandano, die in diesem Falle treue Bundesgenossen der streitbaren Kirche waren, welche gegen den Teufelsspuk in der Gemeinde auszog, hielten sich gleich ihrem Pfarrer in den Häusern und thaten, als ob sie der feierliche Umzug draußen nichts angehe. Um so lauter sangen und beteten aber nur die Teilnehmer des Bittganges, wie wenn sie den heiligen Lucifero, den sie unter seinem roten, goldbefranzten Thronhimmel herumtrugen, über die Zahl der Anhänger täuschen und durch Inbrunst und Andacht der Bittgänger die geringe Beteiligung wieder wettmachen wollten. Aber wenn auch die Männer, Weiber und Kinder in der Prozession am folgenden Tage heisere Stimmen hatten — so wacker schlugen sie sich für die Ehre ihres alten Heiligen — das Gefühl, dieser Bittgang ohne Glockengeläut, ohne den Padre und ohne den Sindaco sei das Rechte doch nicht und werde schwerlich die gewünschte Wirkung haben, verließ sie keinen Augenblick. Eine gedrückte Stimmung, sehr verschieden von derjenigen, die sonst nach einer Prozession bei den Blandanesen Platz gegriffen hatte, beherrschte die Gemeindeglieder. Zu Festlichkeiten und fröhlichem Umtrunk war keiner geneigt. Verdrossen ging man an die Arbeit zurück, und wer sich von der Prozession ausgeschlossen hatte, dem war nun nachträglich auch nicht mehr ganz frei zu Sinne, denn bei vielen regte sich der Gedanke, ob der alte Heilige nicht doch vielleicht die Macht haben werde, sich an ihnen zu rächen, und andere zogen in Überlegung, ob sie durch ihre Zurückhaltung nicht doch die Gemeinde um den notwendigen Wassersturz des Himmels betrogen hätten. Froh und leicht war keinem zu Mute in Blandano; sie gingen scheu und stumm aneinander vorbei, und die beiden Weinwirte fanden an diesem Tage ihre Rechnung nicht.

Don Cesares Stirn war umwölkt. „Gebt acht,“ sagte der buckelige Nino zu ihm, „diese Prozession wird uns keinen Regen bringen. Der Heilige muß jetzt noch beleidigter sein als vorher, denn er sieht, daß die Gemeinde kein Zutrauen mehr zu ihm besitzt. Wir werden verschmachten und verdorren.“

Und Don Cesare erwiderte verdrießlich: „Morgen werden wir Regen haben, Nino, der Heilige hat uns noch nie im Stiche gelassen.“ Aber er glaubte selber nicht mehr daran.

Und der nächste Tag ging so strahlend und wolkenlos und sonnenheiß auf wie alle anderen vor ihm. „San Lucifero zürnt!“ raunten die Blandanesen sich zu und betrachteten kopfschüttelnd ihre Felder, ihre Plantagen und ihre Weinberge. Welch ein Segen, welch ein Reichtum ging da verloren, und das nur, weil sich die Gemeinde über ihren Schutzheiligen nicht einig werden konnte! „Laßt uns heute einen Bittgang für den heiligen Sulpicius veranstalten!“ schlug Don Giuseppe Anzaloni vor, „vielleicht, daß er uns hilft und sich dann die anderen alle zu ihm bekehren.“ Padre Eugenio hätte nichts dagegen gehabt, ihm war jetzt schon alles recht, und er bat nur, man möge ihn selber ungeschoren lassen, denn er sei alt und schwach und wolle Ruhe, und wenn die Gemeinde Blandano beschließe, überhaupt keinen Schutzheiligen mehr zu verehren, so werde er auch dagegen kein Veto einlegen, sondern alles dem lieben Gott und der heiligen Jungfrau anheimstellen, an deren Existenz und Machtbefugnissen ja wohl selbst in Blandano keiner zu zweifeln wage.

Aber Tommaso Anzaloni, der auf seinen langen Seefahrten etwas von Wind und Wetter verstehen gelernt hatte, nahm den Himmel eine geraume Weile in Augenschein und sagte dann: „Wenn ihr den heiligen Sulpicius nicht von vornherein um allen Respekt bei der Gemeinde bringen wollt, Babbo, so schiebt die Prozession auf. In vier bis fünf Tagen könnte sie von Wirkung sein, aber heute wäre sie umsonst und würde den neuen Patron vollends unmöglich bei uns machen. Übereile dich um Gottes willen nicht; du weißt, was für mich davon abhängt und daß ich dir nichts Müßiges raten werde.“

Don Giuseppe wurde bedenklich und unterredete sich mit Padre Eugenio, und Padre Eugenio ließ den jungen Seemann vor sich fordern und fragte ihn strenge unter vier Augen, ob er denn an die wunderthätige Macht der Heiligen überhaupt nicht mehr glaube und da draußen auf der See ein voller Heide geworden sei. Aber Maso verneinte das mit treuherziger Aufrichtigkeit und entgegnete, er sei nur der Meinung, daß man von den lieben Heiligen nichts Unmögliches verlangen dürfe, und daß es morgen regne, sei eben unmöglich. Man solle dem Himmel doch Zeit lassen und die Prozession aufschieben, und alles werde gut gehen.

So ward denn auch beschlossen. Aber die Anhänger des alten San Lucifero waren inzwischen keineswegs müßig, sondern wollten um jeden Preis Regen von ihrem Heiligen, und wenn er ihren Bitten nicht weichen wollte, so sollte und mußte er gezwungen werden, sie zu erhören. Man hatte noch niemals Gewaltmaßregeln gegen den Heiligen von Blandano angewendet, so lange man denken konnte, denn Lucifero war immer noch gutwillig gewesen; aber der wackere Heilige war inzwischen etwas alt geworden, sein Gedächtnis hatte gelitten, und man mußte seiner Schwerfälligkeit zu Hilfe kommen und ihm seine Verdrießlichkeit über den Abfall eines Teiles der Gemeinde verleiden. Es war sehr ungerecht von ihm, daß er den ganzen Ort den Wankelmut einiger Bürger wollte büßen lassen.

„Wißt Ihr noch?“ hatte der buckelige Nino zu Don Cesare Batezza gesagt, „im Frühjahr haben sie drüben in Taormina ihren Schutzheiligen, den San Pancrazio, in den Brunnen versenkt, weil er ihnen keinen Regen schicken wollte. Nach drei Tagen aber goß es vom Himmel, und sie holten ihn wieder herauf und führten ihn im Triumph durch die Stadt, gerade, wie sie es ihm für diesen Fall versprochen hatten. Nun? Was meint Ihr? So eine dreitägige Gefängnisstrafe drunten im Pozzo commune würde unserem San Lucifero auch nichts schaden, und wenn man ihm zu verstehen gäbe, man würde ihn nicht eher erlösen, als bis es regne, so würde er sich auch wohl gar noch eher entschließen als der heilige

Pancrazius von Taormina, der ziemlich verstockt sein soll. Überlegt's Euch, Don Cesare! Wenn Ihr den Lucifero nicht zwingt, daß er uns Regen sendet, so ist's einmal für allemal mit ihm vorbei in Blandano. Bedenkt, was auf dem Spiele steht!"

Und die Worte des buckeligen Nino fanden Eingang in Don Cesares bekümmertem Herzen, das jetzt hart und unerbittlich geworden war, seit San Lucifero den ihm zu Ehren veranstalteten Bittgang so schnöde ignoriert hatte. Er ging von Haus zu Haus zu den Getreuen, redete mit ihnen von der schweren Not der Zeit und stellte ihnen vor, daß man Abhilfe schaffen müsse und daß die Blandanesen ihren Heiligen ebensogut zwingen könnten, wie die Taorminesen den ihrigen im Frühling gezwungen hätten. Und die Getreuen von Blandano waren ganz Don Cesares Ansicht, daß es besser sei, gegen San Lucifero mit Strenge und Gewalt vorzugehen, als seine Autorität überhaupt in Frage zu stellen und ihn dem heiligen Sulpicius, diesem Ebenbilde des alten, guten Bischofs Sebastiano von Catania, preiszugeben.

Die Kirche und die weltliche Obrigkeit, für welche ein heiliger Lucifero von Blandano seit dem Gewaltspruch des Bischofs Girolamo überhaupt nicht mehr existierte, erhoben gegen eine Zwangsmaßregel wider den alten Schutzpatron des Ortes keinerlei Widerspruch, und die Getreuen, die auf eigene Hand die Prozession für ihren Heiligen veranstaltet hatten, schritten nun auch auf eigene Hand zur Bestrafung desselben, die wieder doch nur zu einer Ehrenrettung führen sollte. Man holte das Heiligenbild aus seiner Nische in der Kapelle ab, man umdrängte es mit lautem Geschrei von allen Seiten, man betete und sang und man trug den hartherzigen Schutzpatron endlich durch die Straßen bis zum Gemeindebrunnen, aus dem schon lange, lange kein Wasser mehr geschöpft werden konnte. Und dort ward er nach einem letzten kurzen Gebet auf dem großen Eimer in die Tiefe niedergelassen, um nicht eher wieder ans Licht des Tages emporzusteigen, als bis es in Blandano regnen werde. Die Kette wurde befestigt, das Schloß zugedrückt und den Schlüssel zog Don Cesare Batezza selber ab und steckte ihn zu sich. „So," sagte er mit einem tiefen Seufzer, als alles vorüber war, „und nun besinne dich, was du uns schuldig bist, lieber, guter, alter San Lucifero!" Und schweigend zerstreute sich die Menge.

„Das ist Götzendienst," murmelte Padre Eugenio, als er den ganzen Vorgang erfuhr, „aber man kann ihnen nicht gram sein, denn es sind große Kinder, die nur ihren kindischen Instinkten folgen und nicht wissen, was sie thun. Vielleicht liegt es ihnen noch im Blute von der Zeit her, wo man an diesen Küsten die alten Hellenengötter verehrte. Weise Männer haben ja oft gesagt, daß ein Teil unserer Kirchen aus den Quadersteinen griechischer Tempel erbaut worden sei, daß alte Tempelsäulen die Gewölbe unserer Dome tragen, heidnische Opferschalen zu unseren christlichen Weihwasserbecken geworden seien und sogar hellenische Götzenbilder als Statuen unserer Heiligen in den Kapellen und auf den Hausaltären verehrt würden. Wenn das wahr ist — und weshalb sollte es nicht? — so wird unser himmlischer Vater es ja auch diesen großen Kindern nachsehen, daß sie noch immer heidnischen Spuk treiben und wie ihre Altvorderen meinen, sie könnten vom Himmel ertrotzen, was er ihnen nicht freiwillig gewährt. Nur der Bischof Girolamo möge es nie erfahren, sonst —"

So tröstete sich der Pfarrherr von Blandano in seiner unerschütterlichen Milde und Langmut. Weniger gleichmütig und ergeben nahm Tommaso Anzaloni das Ereignis auf. Er war schon seit einiger Zeit die eigentliche Seele der fortschrittlich gesinnten Minorität in Blandano, und all sein Denken und Trachten ging seit dem Beginn des ihm so hochwillkommenen, improvisierten Heiligenstreites darauf hinaus, San Lucifero zu stürzen und San

Sulpicio zu Ehren zu bringen. Schon hundert mehr oder minder abenteuerliche Pläne waren behufs der Erreichung dieses Zieles in seinem Kopfe aufgetaucht, aber allen hatten sich noch immer unüberwindliche Hindernisse in den Weg gestellt; nun schien auch seine letzte Hoffnung, zur rechten Zeit eine Prozession mit dem neuen Heiligen zu veranstalten und ihn dann als Regenspender in Blandano verehrt zu sehen, sich zu vereiteln. Denn wenn der Regen nun kam, es sei, wann es wolle, selbst unmittelbar nach dem Bittgang für den heiligen Sulpicius, so würden die Anhänger des alten Schutzheiligen doch schreien, San Lucifero habe sich in der Tiefe seines Brunnenkerkers eines Besseren besonnen und sende nun den erflehten Regen, und zum Dank würde man ihn wieder heraufhaspeln aus seinem dumpfen Verließ und im Triumph durch die Gassen tragen und ihn inniger verehren und preisen als je. Sie hatten das schlau angefangen bei den Konservativen; wie es nun auch ausging, die Ehre trug doch immer San Lucifero davon. Und das durfte nicht sein, das mußte verhindert werden um jeden Preis. Ohnehin war Maso davon überzeugt, daß in drei Tagen spätestens der Wind nach Westen umspringen und den schönsten Regen herbeiführen werde, den man sich nur wünschen konnte, mochte man nun den heiligen Lucifer im Brunnen einsperren oder nicht und für den heiligen Sulpicius einen Bittgang veranstalten oder nicht. Maso war ein gläubiger Katholik und ein frommer Verehrer der Heiligen, aber was er sah, das sah er, und was mit natürlichen Dingen zuging, das mochte er keinem überirdischen Wunder zuschreiben. Er ging den ganzen Tag, an dem man den alten Lucifero in den Kerker geworfen hatte, umher wie einer, der sein alles auf eine einzige Nummer setzen will, damit es zur Entscheidung kommt, ob das Glück ihm lächeln wolle oder nicht.

Abends trat er mit nachdenklich gefurchter Stirn bei Padre Eugenio ein, der sich jetzt stumm in das Unvermeidliche ergeben hatte und keinen Finger mehr zu gunsten des unglückseligen Heiligen auf seinem Hausaltar rührte. „Padre Eugenio,“ sagte der junge Seemann, „ich habe einen großen Plan. Gelingt er, so sind wir mit einem Schlage am Ziel; schlägt er fehl, so gebe ich alles verloren. Sagen kann ich Ihnen heute noch nichts darüber. Nur das eine möchte ich wissen, Padre — sind Sie fest überzeugt davon, daß San Lucifero wirklich kein Heiliger ist und daß man mit ihm verfahren kann, wie man will, ohne Gott und die Jungfrau zu erzürnen?“

„Mein Sohn,“ erwiderte Padre Eugenio würdevoll, „unser hochwürdigster Herr Bischof hat gesagt, es sei kein Heiliger, und wir haben deshalb nichts mehr daran zu deuteln.“

Tommaso schwieg einen Augenblick, ohne daß er doch voll überzeugt und beruhigt erschien. „Du willst jenen Heil— jenes Teufelsgebilde doch nicht zerstören, mein Sohn?“ fragte der Pfarrer nach einer Weile in leisem Flüsterton und sah sich scheu nach dem Bilde des heiligen Sulpicius um.

Maso schüttelte erschrocken die Stirn und machte eine hastig-abwehrende Bewegung. „Nein — nein — nein,“ stotterte er, „aber wenn er es duldet, daß man ihn in den Brunnen hinabstößt, so wird er auch wohl dulden, daß man — Aber lassen Sie es nur gut sein, Padre Curato, ich werde mir schon zu helfen wissen. Nur eines lassen Sie mich noch erfahren: Wo ist jenes Heiligenbild dort auf Ihrem Altar gefertigt worden, und wie lange braucht es, um ein solches herzustellen?“

Der Pfarrer nannte den Namen und die Wohnung des Bildners in Catania. „Drei Tage wird er daran zu schaffen haben,“ fügte er hinzu.

Tommaso stand auf. „Dann ist Eile vonnöten,“ sagte er.

Padre Eugenio sah ihn halb voll Hoffnung, halb trübe an. „Du willst doch keinen dummen Streich begehen, Maso?“ fragte er voll ängstlicher Gutmütigkeit.

Der Bursche schüttelte den Kopf. „Was

ich thun will, das erfahren Sie erst, wenn es gethan ist, im Beichtstuhl, Padre Curato," erwiderte er, „bis dahin lassen Sie mir freie Hand! Es muß etwas gewagt werden, oder der Heiligenstreit von Blandano bringt uns alle ins Unglück — mich zunächst. Und damit Gott befohlen, Padre; wenn Sie Ihr Nachtgebet sprechen, so bitt ich Sie: schließen Sie mich mit ein. Felicissima notte!" Er küßte dem Pfarrherrn die Hand und ging. Ohne Zögern schlug er durch die sternenhelle Nacht den Weg thalab gegen Catania zu ein. — —

Die nächsten zwei Tage brachten keinerlei Veränderung in Blandano hervor. Es war so heiß und so wolkenlos wie immer. Man hatte von den weiter unterhalb gelegenen Orten in großen Fässern Trinkwasser nach dem Dorfe heraufschaffen lassen, das von der Kommune bezahlt und jedem einzelnen zugewiesen wurde. Aber die Felder konnte man nicht tränken wie die Menschen, und ratlos mußte man sie verdorren sehen. Auch in seinem unterirdischen Verließ wollte der halsstarrige Schutzpatron von Blandano nicht anderen Sinnes werden. Für den nächsten Tag war ein Bittgang um Segen zu Ehren des heiligen Sulpicius angesetzt worden, aber die Beteiligung konnte trotz der von der Kanzel herab ergangenen Aufforderung des Pfarrers nur eine geringe werden, und die Anhänger des heiligen Lucifero rieben sich die Hände. Sie waren fest entschlossen, den Regen, wenn er niederging, doch einzig und allein dem alten Patron von Blandano zuzuschreiben und ihn so wieder zu Ehren zu bringen.

Um die Zeit, wo Don Cesare Batezza seine gewohnheitsmäßige Siesta hielt und tiefe, schläfrige Stille über Blandano und über der ganzen Welt brütete, schlich sich Tommaso Anzaloni ungesehen zu dem Hause seiner schwarzen Giannina. Das Mädchen erwartete ihn schon, und die beiden bogen in einen dunklen Rebengang ein, der sie vor den Augen etwaiger Lauscher verborgen hätte, wenn es deren um diese Zeit in Blandano gegeben.

„Hast du ihn?" fragte Maso in leisem, erregtem Ton, als sie eine Strecke weit vom Hause entfernt waren.

Das Mädchen blieb stehen und sah ihn mit ihren dunklen Augen durchdringend an. „Maso," sagte sie, „gesteh mir, was du damit thun willst. Eher geb ich ihn dir nicht."

„Kind," lachte er, „mit dem Schlüssel da will ich das Herz deines Vaters, Don Cesare, und uns die Pforte unseres Glückes aufschließen. Gieb ihn nur her!" Er wollte sie zärtlich an sich ziehen und seine Lippen auf ihren frischen, rosigen Mund pressen, aber sie entwand sich ihm mit einer anmutigen Bewegung und streckte ihm abwehrend ihre beiden kleinen Hände entgegen. „Disutilaccio!" rief sie, und ihre weißen Zähne blitzten; „Taugenichts, so fängst du mich nicht! Erst beichte, oder —"

„Giannina," fiel er mit leichtem Unmut ein, „ich habe nicht viel Zeit zu verlieren! Ich habe noch Großes — das Wichtigste vor mir! Halte mich nicht auf! Wenn mein Plan mißlingt — und das hängt von hundert Zufälligkeiten ab —, so kannst du nur gleich den buckeligen Nino heiraten, oder wen dein Vater sonst für dich bestimmt, und zum San Lucifero für mich um eine glückliche Fahrt beten, denn dann gehe ich schnurstracks wieder zur See, und ob ich jemals heimkomme, ist fraglich! Ziehst du mir einen anderen vor, so behalte den Schlüssel nur, denn dann ist gleich von vornherein alles aus und zu Ende!"

Das Mädchen wurde nachdenklich, kam wieder näher an den Burschen heran und schmiegte sich an ihn. Aber sie schmollte noch. „Und du willst mir nichts davon sagen, was du so geheimnisvoll vorhast?" fragte sie einschmeichelnd.

„Nein, nein, ich kann nicht!" erwiderte er ungeduldig; „wenn jemand davon erführe — ja, wenn man es nur ahnte — alles wäre verloren! Ist es aber glücklich ausgegangen, so bist du die erste, die ich einweihe — die einzige!"

Giannina war offenbar damit nicht zu-

frieden; Neugierde und Angst waren mächtiger in ihr als alles, womit er sie zur Ruhe zu sprechen versuchte. „Und ich habe den Schlüssel meinem Vater geradezu stehlen müssen!“ rief sie schmollend; „er hat ihn unter seinem Kissen und läßt ihn nie von sich! Heimlich hab ich ihn heute nacht, als er schlief, ihm unter dem Kopfe fortgezogen und einen anderen Schlüssel, der ähnlich aussah, an die Stelle gelegt, und den hat der Babbo heute zu sich gesteckt, ohne es zu merken, und trägt ihn bei sich! Und nun soll ich heute nacht auf dich warten, bis du mir den rechten Brunnenschlüssel wiedergiebst, und die beiden Schlüssel dann wieder vertauschen! Denke nur einmal nach, was ich alles wage, und was der Babbo thun würde, wenn er den Betrug und all die Heimlichkeit merkte! Ins Kloster würd er mich stecken — weißt du das auch? Geradeswegs ins Kloster! Und du willst mir nicht einmal sagen — nicht einmal andeuten, was du eigentlich mit dem Brunnenschlüssel vorhast, Maso?“

Ihre Augen blitzten ihn halb vorwurfsvoll, halb flehentlich an, und ihre Stirn lehnte sich an seine Schulter, während die leise geöffneten Lippen sich verführerisch zu den seinen emporhaben. Er zögerte einen Augenblick, bezwang sich aber doch und sagte fest: „Es geht nicht, Giannina. Du bist ein Weib, und Weiber können nicht schweigen. Es geht ihnen wider die Natur. Genommen hast du den Schlüssel nun einmal, und heimlich wieder austauschen mußt du ihn auch. Ob ich ihn in der Zwischenzeit nun benutze oder nicht, darauf kommt nichts an für dich. Und ich schwöre dir zu, daß ich nichts Unrechtes thun will und daß alles nur geschieht, um uns zusammenzuführen und den Widerstand deines Vaters zu brechen! Liegt dir daran, so gieb — wenn nicht, dann ist's heute das letzte Mal, daß wir einander sehen und sprechen!“

Das Mädchen brach in ein leises, krampfhaftes Schluchzen aus, aber der ernste, entschiedene Ton, in welchem der Bursche gesprochen, und der Umstand, daß er allen ihren Verführungskünsten gegenüber ungerührt blieb, verfehlten ihre Wirkung auf sie doch nicht. Sie wandte sich von ihm ab, legte die rechte Hand über die Augen, aus denen ein paar heiße Thränen über ihre schlanken Finger herabrieselten, während ihr Körper konvulsivisch zitterte, und zog mit der Linken den Schlüssel aus ihrer Kleidtasche hervor, den sie, ihm den Rücken zukehrend, hinüberreichte. Dabei sprach sie kein Wort; er aber atmete erleichtert auf, steckte den Schlüssel zu sich und sagte: „Der Madonna santissima sei Dank! — Und nun weine nicht, Mädchen; es wird alles gut werden, wenn die Jungfrau und der heilige Sulpicius mir beistehen. Wann darf ich dir heute nacht den Schlüssel zurückbringen?“

„Muß es denn überhaupt bei Nacht sein?“ fragte sie schluchzend zurück; „bring ihn mir doch heute abend, wenn der Babbo in der Osteria sitzt —“

„Unmöglich, Kind! Wann kommt Don Cesare heim?“

„Um zehn Uhr spätestens —“

„So komm ich um elf — spätestens um halb zwölf — unter dein Kammerfenster und lange ihn dir wieder hinein. Dann vertauschest du die Schlüssel, und alles ist in Ordnung.“

„Ach, Maso!“ seufzte Giannina tief auf.

„Nun?“ fragte er.

„Wenn doch schon alles vorüber wäre!“

Maso seufzte gleichfalls. „Ja, das wünschte ich auch, Kind! Das schwerste Stück Arbeit steht mir noch bevor. Und wenn sie sich im ‚Montegibello‘ verspäteten —! Wenn sie, statt zu Bette zu gehen, aus dem Fenster sähen! Es wäre furchtbar! Aber man muß gar nicht daran denken. Wir wagen eben etwas für unsere Liebe — du auch, Giannina, und die Jungfrau wird uns gnädig sein. Bete heute abend für mich um ein glückliches Gelingen — willst du?“

„Ja,“ schluchzte sie, „ich will zu San Lucifero darum beten —“

Er blieb, wie vom Donner gerührt, stehen. „Um Gottes willen nicht!“ fiel er

mit dem Ausdruck des höchsten Erschreckens ein, „nicht zu San Lucifero, das wäre — das wäre der reine Hohn. Denn auf ihn ist es ja gerade abge— Du weißt ja, daß der Bischof gesagt hat, er sei gar kein Heiliger. Nein, bete zur Muttergottes, die ist mächtiger als alle Heiligen und wird uns verzeihen und beistehen. Und damit addio, Giannina!"

„Addio, Maso mio!"

Sie reichte ihm, immer noch weinend, die Hand; er küßte sie rasch, flog den Rebengang hinunter, schwang sich über die Gartenhecke und schritt eilfertig den Weg nach Catania hinab. Bei dem ersten Kruzifix an der Straße warf er sich in den weißen Staub nieder und sprach ein Paternoster. Dann haftete er weiter thalab. — —

Die Stammgäste in der „Osteria del Montegibello" blieben diesen Abend lange zusammen. Für den anderen Morgen war die Prozession zu Ehren des heiligen Sulpicius angesagt, und da gab es mancherlei zu bereden, wie man sich verhalten solle und wie sich die Dinge in Blandano dann weiter entwickeln würden. Don Cesare plaidierte beim dritten Fiascone für den Widerstand gegen Bischof und Papst, und wenn es so weiter ging, durfte man erwarten, daß er beim vierten für die Einsetzung eines Gegenpapstes sprechen würde. Die anderen Männer verhielten sich ziemlich still dabei; es war ihnen nicht geheuer, daß der alte Lucifer trotz dreitägiger Gefängnishaft im Pozzo commune noch immer keinen Regen geschickt hatte. Vielleicht hatte Bischof Girolamo doch recht, und mit San Luciferos Macht war es aus und vorbei. Aber laut wagte keiner etwas davon zu äußern, Don Cesare hätte ihn gut zum Schweigen gebracht, und Don Cesare rief einmal über das andere: „Und wenn der Regen erst nächstes Jahr kommt, so hat ihn uns doch keiner geschickt als San Lucifero — dabei bleib ich!" Endlich war es so weit, daß man an den Heimweg dachte. Don Cesare ging heute etwas schwerfällig aus der Thür der Osteria, aber der buckelige Nino schob ihm den Arm unter und führte ihn glücklich hinaus. Als sie auf die Gasse traten, stand der Mond klar am Himmel, aber ein warmer, feuchter Wind fegte durch die Straßen. „Es ist Scirocco in der Luft," sagte Don Cesare, „wir werden auch morgen keinen Regen haben."

„Der Wind ist westlich," entgegnete Nino und hob die Nase empor, „morgen oder übermorgen haben wir ihn."

„Nein," beharrte Don Cesare, „es ist Scirocco."

„Es ist Westwind," rief Nino dagegen.

Sie stritten noch eine Weile hin und her, immer lebhafter und aufgeregter, als das Knarren eines heranrollenden Gefährtes auf der großen Straße ihre Aufmerksamkeit ablenkte. Ein kleiner Gaul zog eine mächtige Tonne auf einem zweiräderigen Karren heran; zur Seite desselben, mit der Leine in der Hand, schritt ein Mann, der den breitkrempigen Hut auffallend tief in die Stirn gezogen hatte.

„Was ist das?" fragte Don Cesare leise.

Sie traten für einen Augenblick in den Schatten der Häuser zurück, um dann, als das Gefährt dicht an ihnen vorüber mußte, sich demselben in den Weg zu stellen.

„Hehe!" rief Nino, „wer seid Ihr? Wo wollt Ihr hin?"

Der Mann mit dem Calabreser neben dem Karren erschrak sichtlich. Als aber Don Cesare unsicheren Schrittes auf ihn zutrat und lallenden Tones beifügte: „Man wird den Sindaco wecken, junger Mann, man wird Euch festnehmen und verhören!" da brach er in ein lautes, herzliches Gelächter aus und erwiderte in zuversichtlicher, halb scherzender Weise: „Seht Euch lieber vor, daß Euch weder der Sindaco noch sonst einer in dieser heiteren Gemütsverfassung zu Gesicht bekommt, Don Cesare! Was mich aber angeht, so heiß ich immer noch Tommaso Anzaloni, der Sohn Don Giuseppes, und bin ein Bürger dieses Ortes, wie Ihr und der ehrenwerte Nino dort. Seid Ihr

aber neugierig, zu erfahren, was ich da mit mir führe, und könnt Ihr's wirklich nicht raten, was doch nicht schwer wäre, so will ich's Euch sagen: es ist Wasser, nichts als Wasser. Der Herr Sindaco hat zwar Wasser an alle Einwohner von Blandano verteilen lassen, aber — offen gestanden! Ihr werdet's ihm ja nicht hinterbringen — es war recht knapp zugemessen, und da es morgen bei uns mit dem Essen hoch hergehen soll — wegen der Prozession, wißt Ihr —, so braucht man Wasser in der Küche, und das bring ich eben jetzt von Valverde herauf und hab mich etwas verspätet. Zu spät kann's ja aber wohl für einen jungen Burschen noch nicht sein, da so gesetzte Männer auch noch auf der Gasse zu finden sind. Habt Ihr nun alles erfahren, was Ihr wissen wolltet, so kann ich ja wohl weiter." Er lachte noch einmal unbefangen auf und rückte den Hut von der Stirn, als ob ihm schwül darunter geworden sei.

Die beiden Männer hatten sich schon, als sie Tommasos Stimme vernommen hatten, betroffen angesehen. Jetzt brummten sie etwas, das ungefähr so klang, als ob sie sich gegenseitig der Trunkenheit anschuldigen wollten, die sie zu einem so thörichten Argwohn und in eine so lächerliche Situation geführt habe, und dann sagte Don Cesare mürrisch: „Nichts für ungut, Maso. Man konnte ja nicht wissen, daß Ihr es seid und" — fügte er spitz hinzu — „daß Don Giuseppe so unersättlich im Wassertrinken geworden ist. Oder braucht er's für die Oliven, die er mir streitig machen will? Dann sagt ihm meinen Dank, denn über kurz oder lang wird er sie mir ja doch abtreten müssen, und es ist gut, daß er sie wässert bei dieser Dürre. Gute Nacht!"

Offenbar ernüchtert und über seinen letzten Ausfall mit sich selber zufrieden, ergriff Don Cesare Ninos Arm, und die beiden Männer wandelten die Gasse hinunter. „Der will ja wohl Euer Schwiegersohn werden!" sagte der Buckelige mit leisem Augenzwinkern. „Ein stattlicher Bursch! Und die streitigen Oliven giebt jeder von euch beiden Vätern seinem Kinde mit zur Aussteuer — dann kommt die Sache ohne Prozesse zurecht, und jeder kann glauben, daß **er** sie verschenkt hat."

„Santo Diavolone!" brummte Don Cesare, „das sollte mir fehlen! Ich hab ihn schon so heimgeschickt, daß er das Wiederkommen vergißt. Übrigens, Nino — der Bursch hatte etwas so Hochnäsiges und Triumphierendes im Ton — gerade als ob er's verbrieft hätte, daß sein San Sulpicio ihm rechtzeitigen Regen schicken wird. Wißt Ihr, daß ich erst den Argwohn hatte, er wollte das Faß zum Brunnen fahren und den alten San Lucifero drinnen ertränken? Von diesen Neuerern und Pfaffenknechten kann man sich das Äußerste versehen! Aber es ist gut, daß der Deckel über dem Brunnen liegt und daß ich den Schlüssel mit mir führe. Unser San Lucifero ist geborgen!" Und er schlug mit der Hand auf die Tasche, in welcher der große Schlüssel klirrte und klapperte.

„Dummes Zeug!" lachte Nino, „der da denkt nicht an San Lucifero und nicht an San Sulpicio, der denkt an ein Wesen von Fleisch und Blut, das Euren Namen trägt, Don Cesare! Um die beiden Heiligen seid nicht weiter bange, aber Eure Dirne nehmt vor ihm in acht, wenn's Euch darum zu thun ist! Übrigens" — und er hob wieder die Nase empor — „sagt, was Ihr wollt: Westwind haben wir doch!"

„Und ich sage Euch: es ist Scirocco! — Gute Nacht."

„Schlaft wohl, Don Cesare! — Aber es ist wahrhaftig Westwind."

Don Cesare Batezza stapfte unwillig seinem Hause zu, schritt die steinernen Stufen schwerfällig hinauf und drehte sich oben noch einmal um. „Scirocco ist's!" schrie er, und dröhnend fiel die Thür hinter ihm ins Schloß.

Aber Nino lief ihm nach, wartete, bis er drinnen in der Kammer war, hinter deren Fenster ein Licht aufblitzte, hob sich am Sims empor, klopfte an die Scheiben und rief, als Don Cesare zusammenfuhr

und hinausschaute: „Ich hab Euch nur sagen wollen, daß es Westwind ist!“ Und mit der Behendigkeit einer Katze war er wieder herabgeklettert, um, ehe Don Cesare sich von seinem Schreck und Ärger erholt oder bis zu einer Entgegnung aufgerafft hatte, im Dunkel der nächsten Gasse zu verschwinden. „Santo Diavolo!“ brummte Don Cesare ihm nach, „hat er doch das letzte Wort behalten!“ Und diese für ihn, als Sicilianer, schmerzliche und peinvolle Erfahrung ließ Don Cesare Batezza heute trotz reichlichen Weingenusses keinen Schlaf finden.

Tommaso war inzwischen mit seinem Karren bis an den großen Brunnen gelangt, wo er Halt machte und sich vorsichtig nach allen Seiten umsah. Der Mond war jetzt von grauweißen Wölkchen verschleiert, und nur die Sterne verbreiteten ein ungewisses Zwielicht. Aber Tommaso war ängstlich geworden. Er mußte erst ein paar Paternoster vor sich hinsprechen, ehe ihm sein Mut zurückkam. Und dann murmelte er aufseufzend: „In Gottes Namen denn!“ zog den großen Schlüssel hervor, öffnete das Schloß, hob den Brunnendeckel ab und haspelte ganz langsam und so geräuschlos als möglich die eiserne Kette aus der Tiefe herauf. Mit angehaltenem Atem wartete er, bis der Eimer sich über die Backsteineinfassung des Brunnens heraufhob und nun das weißglänzende Bildnis des alten San Lucifero geheimnisvoll an die Oberwelt emporstieg. Unwillkürlich bekreuzte sich Tommaso mehrmals hintereinander. Die Erscheinung hatte nun doch etwas Gespenstisches und zugleich etwas Ehrfurchtgebietendes für ihn. Erst nach einer Weile wagte er es, den verstoßenen Heiligen mit seinen Händen zu berühren, und ehe er ihn aus dem Eimer hervorholte und neben sich niedersetzte, säuberte er ihn noch sorglich von Spinngeweben und Staub, die ihm von seiner unwürdigen Gefangenschaft her anklebten. Dann aber öffnete er das Faß auf seinem Karren, entnahm demselben behutsam einen großen, dunklen, länglichen Gegenstand, den es statt des Wassers barg, und postierte diesen an Stelle des befreiten Heiligen in den Brunneneimer, den er nun langsam und leise wieder in die Tiefe niedersteigen ließ.

Als das geschehen war, blickte sich Tommaso abermals rundum, atmete tief auf, da er niemanden gewahr wurde, und deckte und verschloß den Ziehbrunnen wieder so, wie er ihn gefunden hatte. Dann, als er den Schlüssel abgezogen und zu sich gesteckt, hob er den heiligen Lucifer auf seinen Armen in die Höhe und legte ihn in das Faß, dessen Inneres leer geworden war, schloß den Deckel und setzte den Karren wieder in Bewegung gegen seine väterliche Behausung zu. Dabei war ihm nun plötzlich so leicht zu Sinne, daß er an sich halten mußte, um nicht durch lautes, lustiges Peitschengeknall und hellen Gesang die ehrsamen Bürger von Blandano aus ihrer Ruhe zu schrecken, in der sie die regenlose Zeit und die unheilvollen Folgen des Heiligenstreites glücklich verschliefen.

Kaum eine Viertelstunde später schlich Tommaso wieder zu Don Cesares Haus, umwanderte es spähend von allen Seiten und pochte endlich verstohlen an Gianninas Kammerfenster. Das Mädchen hatte schon herzklopfend auf der Lauer gelegen, sprang nun hastig auf ihre Füße, öffnete den Spalt des Fensterflügels, den sie nur angelehnt hatte, und nahm, am ganzen Leibe zitternd, den Schlüssel in Empfang, den Tommaso ihr hereinreichte. „Alles ist glücklich gegangen!“ flüsterte er.

Sie wagte nicht zu antworten, sondern sandte nur einen dankenden Blick nach oben, schloß das Fenster und tastete sich bebend nach ihrem Lager zurück. Aber so rasch und geräuschlos das alles vor sich gegangen war, Don Cesare lag wach und Don Cesare hatte feine Ohren und war in seiner heutigen ernstlichen Verstimmung zu Verdacht und Argwohn sehr geneigt. Das Kammerfenster Gianninas hatte wohl leise geklirrt; Don Cesare hastete empor und stieß den Fensterflügel seines Schlafraumes auf, der unmittelbar neben dem seiner

Tochter lag. Zum Unglück mußte gerade jetzt wieder der Mond hinter den zerflatternden Wolken klar und hell hervortreten, und in dem weißlich-magischen Schein, den er über die Gassen des schlummernden Ortes hinwarf, gewahrte Don Cesare bei dem ersten Blick den Sohn Don Giuseppes, der eben von dem Kammerfenster Gianninas zurücktrat und sich auf den Heimweg machen wollte. Das Blut siedete ungestüm in ihm auf, und die Adern an seiner Stirn schwollen an. „He, he, du Nachtwandler!" schrie er dem Burschen mit dröhnender Stimme nach und schüttelte seine beiden geballten Fäuste zum Fenster hinaus, „was schleichst du mir ums Haus wie ein Dieb und Brigant? He? Was hast du hier zu suchen? Lauf doch zu deinem Wasserfaß zurück und gesegne dir dein heiliger Sulpicius deinen Durst! Oder ich könnte nach meiner Büchse langen und dir die Wiederkehr für immer abschneiden, du Thunichtgut — du Weiberjäger — du nächtlicher Herumstreicher!"

Maso hatte sich bei dem ersten Anruf erschrocken umgewandt und wollte sich heimlich davonstehlen, aber die Schimpfworte, die ihm der erregte Don Cesare in nicht endenwollender Flut nachströmen ließ, erhitzten auch ihm das sicilianische Blut. Er kehrte sich um, stellte sich gerade dem Fenster gegenüber auf und rief, die beiden Arme in die Hüften gestemmt, zurück: „Was schreit Ihr so laut, Don Cesare? Wer den Teufel anbetet wie Ihr — Gott und die heilige Jungfrau mögen uns davor bewahren! — der sollte sich nicht so laut hören lassen und ehrsame Schläfer aufwecken. Läßt Euch der Gottseibeiuns keine Nachtruhe finden? Ist seine Liebste auf dem Besenstiel zu Euch ins Fenster geritten, um sich bei Euch zu bedanken, daß Ihr so wacker die Partei der Hölle nehmt? Ein Wunder ist's ja nicht, daß euer heiliger Lucifer uns jetzt schon auf Erden die höllische Hitze und Siedeglut bereitet, denn Ihr betet zu ihm, und er kann nichts geben, als was er eben hat!"

Don Cesare wartete das Ende dieser ehrenrührigen Anrede nicht ab, sondern erging sich, immer aufgeregter und zorniger mit den Händen gestikulierend, in einer noch grimmigeren Erwiderung, die dann Tommaso abermals unterbrach und zu übertrumpfen versuchte. So flogen Scheltworte, Vorwürfe und Anschuldigungen der allergröblichsten Art hinüber und herüber, und die beiden standen da wie zwei homerische Helden, die sich zuerst in höhnenden Anrufen gefallen, ehe sie gegeneinander die Macht ihrer Waffen erproben, nur daß der eine seine Fechterstellung mitten auf der Straße eingenommen hatte und der andere in nichts weniger als kriegsmäßiger, ja kaum in überhaupt erkennbarer Ausrüstung im Fenster lehnte. Der Heiligenstreit von Blandano, der die gesamte Bürgerschaft in zwei feindliche Lager gespalten und selbst bis auf die Straßenjugend hinab seinen unseligen, trennenden Einfluß geübt hatte, so daß seit langem im Ort kein Spiel mehr zu stande gekommen war als eine allgemeine Balgerei zu gunsten oder ungunsten des heiligen Lucifer — dieser verderbliche Streit schien nun hier durch zwei Hauptvertreter der beiden gegnerischen Richtungen im erbitterten Einzelkampf ausgefochten zu werden. Denn der ursprüngliche Anlaß zu dem nächtlichen Zwist war von den beiden Männern längst vergessen, nur was ihre Seelen am tiefsten bewegte, gelangte zum Durchbruch in Rede und Widerrede, und heißer, immer heißer wogte die Schlacht der Worte für San Lucifero und für San Sulpicio durch die schweigende Mondnacht.

Und nicht lange blieb der Kriegsruf ungehört. Nicht nur die schwarzäugige Giannina lauschte in steigender Angst und Erregung von ihrem Lager aus dem heftigen Wortwechsel, auch der Schlaf anderer Gerechter erlitt durch denselben eine Störung; denn die Gassen von Blandano waren schmal, und die dicht aneinander gereihten, gleichsam ineinander gebauten Häuser hatten dünne Mauern, die den dröhnenden Schall der beiden Rufer

im Streit nicht von den Ohren der hinter ihnen schlummernden Blandanesen abzuhalten vermochten. So kam es denn, daß ein Fenster nach dem anderen in den Nachbarhäusern aufsprang, daß aus jedem derselben eine notdürftig bekleidete Gestalt herausblickte und daß sich mit den beiden Einzelstimmen der Hauptkämpfer allmählich ein Chorus von schimpfenden, fragenden, jammernden, lärmenden, ja heulenden Stimmen vermischte, in dem die ersteren verschlungen wurden und ungehört verhallten. Anfangs wußte keiner, um was es sich eigentlich handelte, und man schalt nur über die nächtliche Ruhestörung, dann hörte man, daß die beiden im Streit liegenden Heiligen von Blandano beschimpft wurden, und ergriff energisch für einen derselben Partei, und dann schrie irgend jemand, Tommaso Anzaloni sei bei der schwarzen Giannina aus dem Kammerfenster gestiegen und Don Cesare wolle ihn niederschießen, und alles tobte über diesen unerhörten Frevel und gab dem beleidigten Vater recht oder unrecht und lärmte in jedem Falle so laut und so wild, wie es sich nur irgend ermöglichen ließ.

Es war ein allgemeiner Straßentumult, wie er sich in Zeiten größter Wassers- und Feuersnot, bei Kriegsgefahr und Aufstand nicht ohrenbetäubender und grauenvoller ausdenken ließ. Ganz Blandano beteiligte sich daran; alles schrie, eiferte und wetterte gegeneinander, gerade als ob der Blandaneser Bürgerkrieg losgebrochen sei, und keiner verstand den anderen oder wollte ihn auch nur verstehen oder war sich dessen klar bewußt, was er mit seinem Wortschwall selber und was die übrigen eigentlich wohl damit beabsichtigen möchten.

Zu allerletzt erwachte Padre Eugenio. Trotz aller Sorgen hatte der Pfarrer von Blandano noch immer einen guten, festen, gesunden Schlaf. Und als er sich nun die Augen rieb und den höllischen Lärm auf der Gasse vernahm, der noch nie ihn aus dem Schlummer geschreckt hatte, so lange er seines priesterlichen Amtes im Orte waltete, da warf er einen Blick nach der Gegend hin, wo auf dem Hausaltar in seinem Studiergemache das Bild des heiligen Sulpicius stand, und murmelte mit gefalteten Händen vor sich hin: „Ja, es war der Teufel, den wir angebetet haben. Wo ist der Frieden der Gemeinde hin, den ich vor dem Bischof noch vor wenigen Wochen rühmen durfte? Wir leben wie in Kriegszeiten, jeder ist wider den anderen, und der höllische Versucher ist schwer über uns allen. Es muß ein Ende gemacht werden. Ich habe von den ersten Predigern und Missionaren des Christentums vernommen, daß sie in heidnischen Landen die Götzenbilder der Einwohner, welche sie antrafen, mit eigenen Händen zertrümmerten, und daß die Heiden, als sie sahen, ihre Götzen könnten sich nicht helfen und rächten sich nicht an ihren Zerstörern, willig das Evangelium anhörten und bußfertig sich taufen ließen. So will denn auch ich in dieser Zeit der furchtbaren Not mit eigener Hand den Götzen zerschlagen, den das verblendete Volk von Blandano anbetet, und wenn man ihn aus dem Brunnen emporzieht, will ich ihn wieder hinabschleudern, damit er nie mehr herauskomme aus seiner düsteren Tiefe, in die er gehört. Zu solchem Werk, das Gott von mir als christlichem Priester und Seelsorger einer irregeleiteten Gemeinde fordern darf, stärke du mich, o Madonna santissima, und lege du Fürbitte für mich ein, o San Sulpicio, den ich zum Schutzpatron dieses christlich-katholischen Pfarrortes erheben will. Amen."

So betete Padre Eugenio mit Kraft und Inbrunst, und da es ihm heiliger Ernst mit dem schwierigen, von ihm für unerläßlich erkannten Vorhaben war, fühlte er sich plötzlich so stark und so gehoben, so vom echten Feuer seiner priesterlichen Überzeugung durchglüht wie nie mehr, seit Bischof Girolamo den Heiligenstreit von Blandano entfacht hatte. Und es war seltsam: sein bloßer Entschluß, mannhaft gegen die immer weiter um sich greifende Sittenverwilderung von Blandano vorzugehen und den Götzen, der das Übel veranlaßt, eigenhändig in den Staub

zu schmettern, schien schon eine geheimnisvolle Wirkung im voraus zu üben, wie um ihn in seinem Gott wohlgefälligen Vorhaben zu bestärken. Denn als Padre Eugenio nun sich seufzend anschickte, sich aus seinem weichen Bette zu erheben, um draußen kraft seines priesterlichen Amtes die nächtliche Ruhe und den gestörten Frieden wiederherzustellen, da vernahm er plötzlich, wie auf der Gasse alles still ward und der greuliche Teufelslärm, gleichsam auf ein Zauberwort hin, verstummte. In Wahrheit hatte sich nun draußen jeder zwecklos heiser und müde genug geschrien; Tommaso hatte es vorgezogen, sich mitten im allgemeinen Wirrwarr davonzuschleichen, und Don Cesare fror in seiner leichten Bekleidung am Fenster und warf es zu, ein Beispiel, dem die übrigen, ohne viel zu zaudern, folgten. Ebenso plötzlich und ebenso unmotiviert, wie er entstanden war, schwieg der Straßentumult wieder; an einem eigentlichen Streitobjekt fehlte es offenbar, zu einer Entscheidung konnte man doch unter keinen Umständen gelangen, und so war jeder im Grunde herzlich froh, in dem erhebenden Bewußtsein, das Seine zu Ehren seines Heiligen gethan zu haben, sein Bett wieder aufsuchen zu dürfen. Padre Eugenio aber, der den Zusammenhang der Dinge nicht begriff, entschlummerte friedlich aufs neue, in der festen Überzeugung, durch seinen mannhaften, eines echten Gottesstreiters würdigen Entschluß schon allein die rebellischen Geister kraft himmlischen Beistandes gebändigt zu haben. Das nahm er für ein günstiges Omen.

Und der folgende Morgen stieg herauf, ohne den ersehnten Regen zu bringen. Auch der Wind, der die Nacht hindurch geweht und sich stellenweise bis zum heulenden Sturm gesteigert hatte, ließ ab von seinem Ungestüm, kaum daß das silbergrüne Laub der Oliven noch von einem leisen Lufthauch durchfächelt wurde. Der Streit zwischen Don Cesare und dem buckeligen Nino, der so verhängnisvolle, indirekte Folgen gehabt hatte, ließ sich auch heute morgen nicht endgültig entscheiden; es war kein Scirocco und es war kein Westwind, der sacht, ganz sacht mit den verdorrten, staubüberkrusteten Blättern spielte. Seufzend und kopfschüttelnd gingen die Blandanesen daran, ihren Bittgang zu Ehren des heiligen Sulpicius zu halten.

Das Häuflein der Getreuen, die sich um Padre Eugenio scharten, war nur klein, aber ihr Glaubensmut war stark, und Padre Eugenio, auf dessen Antlitz heute ein nie geschauter weihevoller Ernst lag, wie wenn er als Märtyrer bereit sei, für seine heiligen Überzeugungen zu leiden und zu sterben, ermahnte sie in eindringlichen Worten, treu und fest zu San Sulpicio zu stehen, den der hochwürdige Herr Bischof ihnen zum Schutzpatron empfohlen habe und der ihnen sicherlich Regen senden werde, wenn sie dessen bedürften. Und so traten die Verächter des alten Lucifero denn in ihren Festtagsgewändern mit Weib und Kind paarweise an und ordneten sich im Zuge, und die Stadtmusiker aus Valverde, die man sich verschrieben hatte, bliesen einen Choral, und Padre Eugenio schritt im priesterlichen Meßgewand so würdevoll, wie man ihn nie vorher gesehen, mit ernst umwölkter Stirn dicht hinter dem von den Spöttern mißachteten Bilde des heiligen Sulpicius her, das auf rotsammetenem Polster thronte. Die Wachskerzen brannten und die Andächtigen sangen. Es war alles so feierlich, daß auch die Anhänger des alten Lucifero sich gestehen mußten, diese Prozession sei bei weitem wirkungsvoller, als die ihrige es vor etlichen Tagen gewesen war, und ehrerbietig, mit ihren Mützen in der Hand, an den Thüren standen und die Rosenkränze durch die Finger gleiten ließen.

So hielt die Prozession ihren Umzug durch ganz Blandano und endete vor der Kirche, in die man heute zum erstenmal den heiligen Sulpicio tragen wollte. So hatte es der Pfarrer ausdrücklich und ungeachtet aller Gegenvorstellungen von seiten der Gemeindeglieder befohlen. Dem Teufelsunfug in Blandano mußte energisch

ein Ende gemacht werden, und Padre Eugenio, der sonst so milde und weichherzige Priester, zeigte sich plötzlich als Herr der Situation und als unerbittlicher Streiter der ecclesia militans. Er selbst trat hocherhobenen Hauptes und festen Schrittes, mit dem vergoldeten Kruzifix in der Hand, auf die oberste Treppenstufe vor der offenen Kirchenthür, damit man das Heiligenbild an ihm vorüber in das Innere des Gotteshauses trage und er seine schützende Hand darüber breite, um jeden frechen Angreifer und Störer dieser feierlichen Handlung mit dem Symbol seines Amtes zurückzuweisen.

Mit schweigendem Ingrimm, wie gebannt durch die unerwartete und unerhörte Thatkraft ihres Seelsorgers, sahen die Anhänger des alten Lucifero, wie man das lächerliche Bildnis des fremden Eindringlings höher und höher auf der Kirchentreppe emportrug. Da, gerade als die Männer mit dem heiligen Sulpicius auf seinem roten Sammetpolster auf der höchsten Stufe und vor dem Eingang der Kirche standen, machte sich eine heftige Bewegung innerhalb der dicht zusammengedrängten Menge geltend. Alle Gesichter und alle Hände richteten sich nach oben, und erst ein vereinzelter Schrei, dann zwanzig, fünfzig, hundert Rufe, jubelnde, lärmende, tolle, triumphierende Rufe brachen sich Bahn, und wie ein jauchzender Hymnus scholl es von Männern, Weibern und Kindern zum Himmel hinauf und über die Erde hin bis zum schneebedeckten Gipfel des rauchumlagerten Ätna: „Piove! Piove! — Es regnet! Es regnet!“

Mit tieferer Inbrunst haben einst kaum die zehntausend Griechen des Xenophon das Meer begrüßt, als die Blandanesen die ersten Tropfen begrüßten, die aus dem plötzlich, ohne daß sie es in ihrer Andacht gewahrt hatten, grau umwölkten Firmament niederrieselten. Es regnete! Die heiße, seit Wochen genährte Sehnsucht jedwedes Blandanesen, mochte er nun zu Lucifero oder zu Sulpicio schwören, war erhört worden, die Felder waren gerettet, der Wein geborgen, die Cisternen konnten sich füllen. Dieser Gedanke beherrschte minutenlang jung und alt ausschließlich und riß alle zu stürmischer Freude hin. In diesem Augenblicke waren alle versöhnt; Männer, die seit dem Beginn des Heiligenstreites kein Wort mehr miteinander gewechselt hatten, sanken sich gerührt in die Arme; Frauen, die sich nur noch durch Gestikulationen mit geballten Fäusten zu begrüßen gewöhnt waren, küßten sich. Friede und Eintracht schienen wiederhergestellt. Padre Eugenio blickte mit stummer Dankesäußerung nach oben; die Männer, die den Heiligen trugen, hatten ihn auf die Steinstufe niedergesetzt, um sich glückwünschend die Hände schütteln zu können, und alle ließen sich in der Freude ihres Herzens von dem immer heftiger niederrauschenden Regen durchnässen, ohne der sonst den Südländern eigenen Scheu vor dem himmlischen Naß zu gedenken. Maso aber, der den Regen vorausgespürt und den richtigen Zeitpunkt für die Prozession hatte wählen lassen, blickte um sich wie ein Triumphator und suchte mit seinen freudig leuchtenden Augen die Gestalt der schwarzen Giannina, die sich verschämt unter der Frauenschar verborgen hielt und den Gruß seiner Blicke nicht zu erwidern wagte.

Da, mitten in dieser festlichen Stimmung Blandanos, hatte einer von den Anhängern des neuen Schutzheiligen den unglückseligen Einfall, dem laut und öffentlich die Ehre zu geben, dem er sie in seiner freudig-andächtigen Gemütsverfassung zu schulden glaubte, und plötzlich rief er mit lauter Stimme: „Der heilige Sulpicius hat uns erhört! Kaum haben wir die Regenprozession zu seinen Ehren beendet, als er es auch schon in dem Augenblick, da wir ihn in die Kirche auf seinen Platz führen wollen, regnen läßt! Heil, Heil dem Schutzpatron von Blandano!“

Und begeistert stimmte ein Teil der Menge in den Jubelruf ein. Aber auch nur ein Teil. Der andere — die Anhänger des alten Lucifero, denen die unzeitige öffentliche Danksagung plötzlich wieder ins Gedächtnis zurückrief, was für

sie auf dem Spiele stand, und daß sie nahe daran gewesen waren, sich dem neuen Eindringling zu fügen — gedachte seines Vorsatzes, dem eingekerkerten Heiligen die erlösende Himmelsgabe unter allen Umständen verdanken zu wollen, und laut scholl es aus seinen Reihen zurück: „Der heilige Lucifero, den wir in den Brunnen versenkt haben, damit er sich bekehre und uns sende, was uns not thut, hat sich endlich zum Guten besonnen und schickt uns diesen Regen, um den wir ihn anflehten. Heil, Heil unserem alten, guten, barmherzigen San Lucifero!" Und ehe noch eine Erwiderung darauf von seiten der Prozessionierenden erfolgen konnte, fügte Don Cesare, der die günstige Stimmung benutzen und das Eisen schmieden wollte, da es noch warm war, hinzu: „Kommt und laßt uns den armen, guten Heiligen unverzüglich aus seinem Gefängnis befreien! Es ist bitteres Unrecht, wenn wir ihn jetzt auch nur noch eine Stunde länger schmachten lassen!"

Und im Triumph schwang er den großen Brunnenschlüssel über seinem Haupte gleich einer Waffe und stürmte voran, und die anderen folgten ihm mit dem jauchzenden Zuruf: „Zum Brunnen! Zum Brunnen! Wir wollen San Lucifero befreien! Zum Brunnen!"

So hasteten sie davon, und die Neugierigen strömten ihnen nach, Weiber und Kinder voraus. Die Träger des Heiligenbildes aber oben vor der Kirchenthür sahen sich ratlos an und fragten endlich schüchtern: „Sollen wir ihn hineinbringen, Padre Curato?"

Der Pfarrer, der sich von seiner anfänglichen Erstarrung erholt hatte, schüttelte den Kopf: „Nein, laßt," entgegnete er, „sie würden sagen, wir hätten ihn heimlich hineingeschmuggelt, und er soll doch vor ihrer aller Augen seinen feierlichen Einzug in die Kirche halten. Laßt ihn einstweilen hier stehen und kommt mit! Sie sollen sehen, daß Gott zuweilen auch stark ist in dem Schwachen!"

Seine Stimme klang laut und gebieterisch, wie die Männer sie niemals vorher vernommen hatten, und seine Gestalt reckte sich hoch empor; er sah in diesem Augenblicke aus wie einer jener christlichen Glaubensstreiter, die in heidnischer Zeit für ihre Überzeugung und für das Evangelium Christi willig in den Tod gingen, und der Entschluß, gleich einem solchen zu handeln und zu leiden, schwellte ihm die Brust mit nie gekanntem Hochgefühl. Das Kruzifix immer noch in der Hand, schritt er hoheitsvoll die Kirchenstufen herab und winkte allen seinen Getreuen, ihm zu folgen und gleichfalls den Weg nach dem großen Ziehbrunnen einzuschlagen, wohin die Anhänger Luciferos vorausgestürmt waren. Das geschah, und in feierlichem Schweigen, als seien sie sich alle des Ernstes der Situation bewußt, wallten die Teilnehmer der Regenprozession, des himmlischen Nasses nicht achtend, das unaufhörlich über sie herniederrieselte, ihrem Pfarrherrn nach durch die Gassen. Nur Maso stahl sich aus den Reihen, eilte den Weibern nach, die in ungeordneten Haufen lärmend und gestikulierend hinter Don Cesare dreinliefen, erspähte Giannina, die willenlos vom allgemeinen Strome fortgerissen war, in der Mitte derselben, drängte sich bis zu ihr durch und berührte sie, scheinbar unvorsichtig, am Arm. „Hast du die Schlüssel vertauscht?" raunte er ihr zu, als sie sich umwandte. Sie nickte, glutrot im Gesicht, und eilte, ohne sich um ihn zu kümmern, weiter. Er aber blieb stehen, ließ den Schwarm an sich vorüber und gesellte sich wieder zu den Männern. „Dem Himmel sei Dank," murmelte er, „nun wird alles gut werden."

So kam man im tollsten Regen, gegen den sich die Weiber ihre Kleidröcke über den Kopf heraufschlugen, bis an den verschlossenen Gemeindebrunnen, und unter dem Gejohle der Jugend, welche den ganzen Aufzug für den köstlichsten Spaß hielt, der ihr zeitlebens vorgekommen, zog Don Cesare den großen Schlüssel hervor und öffnete das Vorlegeschloß des Brunnendeckels, um die Ziehkette vom Haken zu lösen. „Nun komm wieder herauf, San Lucifero," rief er dabei, „du hast

unser Flehen erhört und unsere Wünsche erfüllt! Wir wollen dir danken und dich wieder auf deinen Ehrenplatz in der Kapelle zurückführen!" Und langsam, klirrend drehte sich die Kette empor.

„Das werdet ihr nicht!" schrie da plötzlich mit Stentorstimme der Pfarrer, und seine Worte klangen wie ein grollender Donner in die schwüle Stille hinein, die sich überall hingebreitet hatte, während aller Herzen in atemloser Spannung klopften; „das werdet ihr nicht, Leute! Ich, euer Pfarrer, verbiete es euch im Namen des Bischofs von Catania. Es ist genug der Langmut gegen euch geübt worden, nun möget ihr lernen, daß die Kirche auch strafen kann! Damit des greulichen Teufelsspukes, des Unwesens und der Zwietracht in Blandano für immer ein Ende gemacht werde, werde ich jetzt mit diesen meinen eigenen Händen das verruchte Götzenbild, wenn ihr es emporzieht, in die Tiefe des Brunnens zurückschmettern, in die es gehört und aus der es nimmer wieder heraufsteigen sollte, und wehe, wehe dem, der mich daran zu hindern wagt! Die Ausstoßung aus der Gemeinde Christi, das Interdikt wäre sein Lohn! Im Namen des Bischofs!"

Und durch die ehrfürchtig ausweichende, entsetzte Menge brach er sich, das Kruzifix mit beiden Händen vor sich haltend und fest umschließend, Bahn bis an den Rand des Brunnens. So hatte man den Pfarrer von Blandano noch nicht reden hören, so lange des Ätna feuerspeiender Krater auf das Dorf an seinem Abhange herabschaute. Vergebens drängte sich Tommaso Anzaloni in höchster Angst und Erregung hinter dem streitbaren Seelenhirten her, um ihm zuzurufen: „Laßt — laßt — um Gottes willen, Padre Curato, stürzt das Bild nicht wieder herab —" Der Pfarrer hörte nicht auf ihn, begriff nicht, wie der Bursche plötzlich dazu kam, für San Lucifero Partei ergreifen zu wollen, und stand wie einer, über den der heilige Geist herabgefahren ist, neben Don Cesare am Rande des Ziehbrunnens.

Indes stieg der Eimer empor. Wieder herrschte sekundenlang tiefe, todesähnliche Stille über der Versammlung, keiner wagte auch nur zu atmen, und nun — nun — in herzklopfender Bangigkeit sah man, wie Padre Eugenio seine Arme aufhob, wie Don Cesare ihn mit wutfunkelnden Blicken gleichsam zu bannen suchte, damit das Unerhörte ungeschehen bleibe — da — ein Schrei unermeßlichen Staunens, ein Schrei namenloser Angst und bangen Erschreckens aus der Versammlung schnitt gellend durch die Luft, wie gelähmt stand Padre Eugenio mit den zum Streiche ausholenden Armen, stand Don Cesare mit um die Ziehkette geschlungenen Händen da, und wie auf einen Wink flogen plötzlich alle Hüte von den Köpfen, senkten sich alle Knie und falteten sich alle Hände — „Ein Wunder! Ein Wunder!" raunten sie sich leise zu, und die Rosenkränze liefen durch die geschäftigen Finger.

Ja, ein Wunder! In dem Brunneneimer, in dem man den alten Lucifero in die Tiefe versenkt hatte und mit dem man ihn in die regennasse Oberwelt wieder emporziehen wollte, stand das hölzerne Bildnis des heiligen Sulpicius, als ob es vor aller Welt laut rufen und verkündigen wollte: „Ich bin's, der euch den Regen sandte, ich, den ihr mit Unrecht verschmäht und verspottet habt, nicht jener Götze, den ihr abermals zu Ehren bringen wolltet und der durch ein Wunder des Himmels nun zu eurem Heile spurlos verschwunden und für immer vernichtet worden ist! Seht ihr nun, ihr Kleingläubigen, ihr zähen Teufelsanbeter, daß ich es bin, den Gott selber zu eurem Schutzpatron bestimmt hat? Erkennt ihr nun durch dies sichtbare Wunder, daß ihr in Blindheit und Verstocktheit hingewandert seid, und werdet ihr endlich jetzt den Weg einschlagen, den die Kirche im Namen eures himmlischen Vaters euch gehen heißt?"

So ungefähr lauteten die Worte, welche die zitternde und andächtig betende Gemeinde von Blandano aus dem Munde des emporgestiegenen San Sulpicio zu vernehmen glaubte, und sie fanden Ein-

gang in ihrer aller zerknirschten Herzen. Dann faßte sich zuerst Padre Eugenio. Nur einen kurzen, bedeutungsschweren Blick warf er auf Maso Anzaloni, der gesenkten Auges unter den Betern kniete, dann legte er seine linke Hand auf die Schulter des Heiligenbildes, erhob mit der Rechten das Kruzifix und sprach: „Gott hat es alles wohl gemacht und zum Besten gewendet, meine Geliebten in Christo! Er sah euren Unfrieden, eure innere Zwietracht, eure Verworfenheit und eure Ratlosigkeit an, und siehe da, er erbarmte sich eurer. Da ihr meiner Stimme und dem Geheiß eures bischöflichen Oberhirten keinerlei Glauben schenken wolltet, so beschloß er, selber durch eines seiner unbegreiflichen Wunder zu euch zu reden, damit ihr nicht länger zweifeln könntet, sondern alle inne würdet, daß jener Lucifero nur ein Götzenbild war und San Sulpicio der Schutzpatron dieses eures Heimatortes sein und bleiben soll! Und weil ihr das Bildnis desselben, das ich wollte in unserer Kirche aufstellen lassen, nicht achtetet, sondern mit eurem Spotte verfolgtet, so ließ er ein neues in seiner unerforschlichen Gnade vor euch auferstehen, damit ihr es anbetetet und euch in dieser Heiligenverehrung wieder alle ohne Ausnahme zusammenfändet in Eintracht, Frieden und Liebe. Ja, meine Geliebten, Gottes Wunder ist groß und seine Gnade weit über unser aller Verdienst. Ich hatte vor, euren Lucifero, wenn ihr ihn heraufziehen solltet, wieder herabzustürzen, damit des Teufelsunfugs in Blandano ein Ende sei; denn also hatte mich der Geist erleuchtet und gelehrt in dieser Nacht, während ihr lärmtet und den nächtlichen Frieden gewissenlos störtet; — aber Gott wollte es anders und besser. Es hätte eure Seelen betrübt, vielleicht sogar erbittert und zu Haß und Groll verhärtet, wenn ihr es hättet mit ansehen sollen, wie ich das Bildnis, zu dem ihr so lange vertrauensvoll gefleht, hinabstieß in die Finsternis auf Nimmerwiedersehen, und eure Herzen hätten sich geweigert, zu dem wahren Schutzheiligen Blandanos Hingebung und Zutrauen zu gewinnen; das wußte Gott, und da er Frieden unter euch wollte, erließ er euren Augen das peinvolle Schauspiel, also daß ihr den verstoßenen Götzen gar nicht wiederseht, sondern statt seiner euch ein neues Bildnis des euch bestimmten Schutzpatrons emporsteigt. Gott billigte mein Vorhaben nicht, weil es zu gewaltsam gewesen wäre, aber mein Ziel sah er an und fand, daß es gut sei, und ließ es mich durch eines seiner Wunder erreichen. So ist denn endlich der Tag da, wo der Groll unter euch sich sänftigen kann und wir wieder in Ruhe und Einigkeit wie vordem leben werden. Denn nun hat keine von den streitenden Parteien recht behalten, und keiner darf meinen, daß er über den anderen triumphieren könne, weil der Sieg in diesem Heiligenstreit bei ihm und den Seinen sei; — o nein, Gott allein hat recht behalten und hat in seiner Weisheit seine eigene Entscheidung getroffen und jeden Hader unmöglich gemacht. Keines von den beiden Heiligenbildern, die ihr feindlich einander gegenüberstelltet, ist von ihm in Gnaden angenommen worden, sondern er hat euch ein drittes, ein neues geschenkt, zu dem ihr alle ohne Ausnahme freien Herzens beten könnt. Und um euch dieses eures neuen Schutzpatrons himmlische Kraft und Begabung gleich von Anfang klar vor Augen zu führen, sendet er uns heute, wo wir ihn als Gnadengeschenk erhalten, schon den Segen, um den wir so lange vergeblich flehten und der uns vor Not und Untergang retten wird. Nicht dem verworfenen San Lucifero und nicht dem Heiligen, den ich in unsere Kirche einführen wollte — er steht noch vor der Thür derselben, als dürfe er nicht herein — sondern diesem Heiligen da, den Gottes Wunder uns sendet, verdanken wir den Regen, der jetzt auf uns herniederrauscht. Also lasset uns alle zu ihm beten und leget dann Hand an, daß wir ihn im Triumph in die Kapelle geleiten, wo er für alle Ewigkeit stehe und von der Gnade Gottes beredtes Zeugnis ablegen soll als der neue Schutzpatron von Blandano! Amen."

Und sie beteten alle, wie Padre Eugenio es sie geheißen hatte, und erhoben sich, noch immer in einer Art von dumpfer Betäubung, um dann in langem Zuge den neuen Wunderheiligen, den man aus dem Brunneneimer herausgehoben hatte, in die Kapelle zu geleiten, wo er an dem Platze des spurlos verschwundenen San Lucifero sollte aufgestellt werden. Keiner schloß sich aus, selbst Don Cesare folgte, nachdem er noch einen langen, sehnsüchtigen Blick in die Tiefe des Brunnens hinabgethan hatte, um zu sehen, ob nichts Weißliches von dort heraufschimmere, das an den verschollenen Schutzheiligen von Blandano erinnerte. Aber er gewahrte nichts, und kopfschüttelnd folgte er tief bekümmert den anderen. „Wenn ich den Schlüssel nicht immer bei mir gehabt hätte," raunte er dem buckeligen Nino zu, der sich an seine Seite drängte und ihn verschmitzt lächelnd ansah — „aber so!"

Und Nino deutete auf den Regen und sagte: „Es war eben doch Westwind, Don Cesare, kein Scirocco! Und das ist die Hauptsache. Unser Spiel haben wir im übrigen verloren, und der alte Feigling San Lucifero hat sich heimlich davongemacht, als er sah, daß es mit seiner Herrschaft in Blandano nichts mehr sei. Lassen wir ihn laufen! So einen finden wir immer noch wieder." Und er schwenkte seinen verwaschenen Filz und rief, analog dem uralten, menschlich-entschuldbaren „vive le roi" nach dem „le roi est mort", sein „Evviva San Sulpicio — abbasso San Lucifero!" in die regenschwere Luft hinaus. Und jauchzend stimmte die Menge ein, die Musiker intonierten eine muntere Weise, und triumphierend scholl es zum wolkenverhüllten Gipfel des Ätna empor: „Evviva San Sulpicio! — Evviva San Sulpicio!"

So ward der unheilvolle Heiligenstreit von Blandano zu aller Zufriedenheit geschlichtet und der neue Schutzpatron feierlich installiert. Keiner konnte sich rühmen, daß er gesiegt habe, keiner sah es für eine Schmach an, zu unterliegen, da ein unerhörtes Wunder des Himmels die Entscheidung auf besondere Art gegeben hatte, und so blieb keinerlei Erbitterung in der wieder einträchtigen Gemeinde zurück. Der Regen, der nun tagelang ununterbrochen hintereinander rauschte und rieselte, alle Felder tränkte und alle Cisternen füllte, übte ohnehin auf die Gemüter eine lindernde, versöhnende Wirkung aus, und im Grunde war jeder froh, daß des Streitens und Haderns ein Ende gemacht sei. Selbst Don Cesare murrte nicht, er begnügte sich mit wiederholentlichem Kopfschütteln, versagte aber dem neuen Patron seine Verehrung nicht länger. San Lucifero war verschwunden; was konnte ihm ein verschwundener Heiliger nützen, so gern er ihn weiter angebetet hätte, so ungern er sich dazu verstand, ihn für ein Abbild des Gottseibeiuns zu halten? Der flüchtige San Lucifero war für Don Cesare Batezza im Grunde recht verächtlich geworden.

Der einzige, der mit der neuen Wendung der Dinge in Blandano nicht ganz ausgesöhnt zu sein schien, war merkwürdigerweise Tommaso Anzaloni, der junge Seemann. Offenbar drückte ihn etwas, was er nicht so leicht von sich abzuschütteln vermochte, und wenn man geglaubt hatte, er werde seine Werbung um die schwarzäugige Giannina nun energisch fortsetzen, da die Blandanesen in der That zu einem neuen Schutzheiligen beteten und also der Himmel selber die Vereinigung dieses jungen Paares sichtbarlich wollte und begünstigte, so hatte man sich getäuscht. Maso hatte sich seit dem Tage der feierlichen Installierung des heiligen Sulpicius noch nicht wieder in der Nähe des Hauses sehen lassen, in dem das Mädchen seiner wartete, und es schien überhaupt, als sei er plötzlich menschenscheu und einsiedlerisch geworden, denn er kam nirgends zum Vorschein, und sein Vater, Don Giuseppe, erzählte, er sitze den ganzen Tag am Fenster und sehe starr nach dem Hofe und nach der Thür des Wagenschuppens hinüber und wolle trotz aller Ermahnungen nicht vom Platze weichen.

Und so war es auch in der That. Maso saß und starrte hinaus und seufzte manch-

mal schwer vor sich hin. Eines Abends aber, da die frühe Dunkelheit des Regentages hereingebrochen war, stand er auf, warf seinen wachstuchenen Mantel um und schlich sich, die Kappe tief in die Stirn hereingezogen, durch die Gassen bis zum Pfarrhause. Dort klopfte er bescheidentlich an das Fenster der Studierstube Padre Eugenios, und als dieser ihm öffnete und verwundert den Burschen draußen im Regen stehen sah, fragte er: „Sind Sie allein, Padre Curato?"

„Ganz allein, mein Sohn. Komm nur ins Haus — ich habe dich eigentlich schon lange erwartet."

Und Tommaso kam herein. „Ich möchte, daß Sie mir die Beichte abnehmen, Padre Curato," sagte er ernst.

Padre Eugenio, der so recht behaglich in seinem ledernen Polsterstuhl saß und beim Lämpchen sein Wochenblatt las und eine halbgeleerte Flasche alten Blandanesers vor sich auf dem Tische stehen hatte, sah den Sprecher verwundert an. „Oho," machte er, „ich meine, mein lieber Sohn, wir können das, was du mir beichten willst, besser bei einem Glase mit aller Gemütlichkeit besprechen, nicht wahr? Denn worauf es hinaus will, kann ich mir ja doch schon denken."

„Können Sie das, Padre?" fiel der Bursche, erleichterter aufatmend, ein, „können Sie das wirklich? Mir drückt es seit diesen Tagen schier das Herz ab, und ich habe keine ruhige Minute mehr, bis er aus dem Hause ist."

Der Pfarrer runzelte leicht die Brauen. „Aus dem Hause?" fragte er erstaunt; „wer soll aus eurem Hause, mein Sohn? Wovon redest du eigentlich? Du hast doch nicht einem Briganten Unterschlupf gewährt? Das wäre!"

Maso schüttelte traurig den Kopf. „Ach, wenn es nur das wäre, Padre! Aber ich dachte, Sie wüßten, weshalb ich hier bin."

Padre Eugenio zeigte eine Anwandlung von Ungeduld. „Setze dich her zu mir, mein Sohn, und sprich unumwunden und ohne alle Umschweife, damit wir zu Ende kommen!" rief er, auf den Sessel neben sich deutend; „ich habe gemeint, du kommst wegen der Heiligenaffaire beim Brunnen. Denn sieh, mein Sohn, Gottes Gnade ist ja groß und er hat sich in seiner Barmherzigkeit unserer Not erbarmt, als sie am größesten war, aber ich weiß sehr wohl, daß er sich menschlicher Werkzeuge bedienen mußte, um zu dem Ziel zu gelangen, dessen unsere Gemeinde sich jetzt erfreuen darf. Das ändert nichts an der Sache und läßt Gottes Macht um nichts geringer erscheinen, denn sein Geist war mächtig in dem, den er sich zu seinem Werkzeug erkor, und ohne diesen Geist Gottes hätte kein Sterblicher etwas ausrichten können. Diesmal hatte Gott dich berufen, mein Sohn, um die Not der Blandanesen zu mildern, und er blies dir den Gedanken ein, den du dann ausführtest und der nur mit seiner Hilfe dir so glücklich gelingen konnte. Das alles weiß ich, ohne daß du mir ein Wörtchen je davon gestanden hast, und so mußte es ja auch sein. Sei also dankbar, preise Gott dafür, daß er dich auserſah, um das zu verwirklichen, was in seinem allweisen Ratschluß lag, und ängstige dich nicht! Du hast nicht in menschlicher Vermessenheit eingegriffen in ein höheres Wollen und Beschließen, sondern nur gethan, was Gott dich thun hieß, weil es notwendig war für den Frieden deiner Mitbürger. Erleichtert dir das deine Seele, mein Sohn?"

Der Bursche hatte nachdenklich vor sich hingestarrt auf den Fliesenboden des Gemaches und seine Mütze zwischen den Fingern gedreht. Jetzt nickte er mehrmals nacheinander vor sich hin und sagte dann: „Ja, ja, Herr Pfarrer, das freut mich sehr, wenn Sie so sprechen dürfen, und es ist gewiß gut und schön so und wahr auch — aber solange er nicht aus dem Hause fort ist —"

„Wer denn, mein Sohn, wer denn?" fragte Padre Eugenio unmutig.

„Nun — eben er, Padre Curato, eben er — der alte Lucifero!"

Der Pfarrer schlug ein Kreuz. „Alle Heiligen! Ich denke, der liegt tief unten

im Ziehbrunnen und kann nimmer herauf! Wer hat ihn denn emporgezogen?“

„Ich selber, Padre. Ich hätt ihn da drunten nicht lassen können, ich hab immer denken müssen, daß er doch einmal der Heilige von Blandano war, und daß alle so lange Jahre zu ihm gebetet haben, und daß man nicht wissen kann, ob er nicht doch am Ende ein wirklicher — verzeihen Sie, Padre! Aber unsereiner ist ja nicht gelehrt, und man kann manchmal nicht, wie man sollte. So hab ich denn den armen Heiligen in dieselbe Tonne eingepackt, in der ich den San Sulpicio von Catania heraufgebracht hatte, und er that mir wirklich leid, weil er uns doch so viel Gutes angethan hat, als wir noch an ihn glaubten. Und nun liegt er immer noch in seiner dunklen Tonne, und die Tonne steht bei uns im Wagenschuppen, und ich hab jeden Augenblick die Angst, es könnt einer kommen und den Deckel abheben, und man fände dann den alten Heiligen, und der ganze Betrug würde entlarvt. Ach, Padre Curato, was sollte dann aus mir werden, und in Blandano sähe es ja dann wohl noch ärger aus als vorher, und kein Mensch würde zum San Sulpicio in der Kirche mehr beten wollen. Sehen Sie, diese ewige Angst läßt mir bei Tag und bei Nacht keine Ruhe, und ich kann meine Augen gar nicht von der Thür fortbringen, hinter der die Tonne mit dem armen Heiligen steht. Und dann muß ich immer denken, daß diese Angst und Unruhe, die mir keinen freien Augenblick gönnt, ja wohl die Strafe dafür sein wird, daß ich so eigenmächtig — ach! und ich hatte gedacht, daß nun alles gut werden würde und daß ich die Giannina — Aber wie bring ich nur den Heiligen fort und wohin soll ich ihn führen?“

Der Pfarrer war während des Berichts, den der Bursche mit jämmerlicher Miene abstattete, wie ein armer Sünder, der ein schweres Urteil zu erwarten hat, von seinem Sessel aufgestanden und begann, die Hände über dem Bäuchlein gefaltet, mit gesenkter Stirn auf und nieder durch das Zimmer zu wandern. Endlich blieb er stehen, legte den Zeigefinger der rechten Hand an den einen Nasenflügel und sagte: „Das ist eine besondere Geschichte, mein Sohn. Ich dachte, du hättest ihn bei dem Umtausch in den Brunnen hinabgeworfen. Nun hat dein gutes Herz uns da eine neue Verwickelung aufgebürdet. Hm, hm! Aber beunruhige dich nicht, mein lieber Maso, das wird auch schon zurechtkommen. Laß mich einmal nachdenken! — Hm! — Weißt du, wir werden uns diese Sache einfach vom Halse schaffen, wir werden sie einfach dem überlassen, der uns diesen ganzen Heiligenstreit von Blandano eingerührt hat, und der mag sehen, wie er damit fertig wird. Neulich hab ich dem hochwürdigen Herrn Bischof nach Catania berichtet, daß es meinen unausgesetzten Bemühungen endlich gelungen sei, den zähen Widerstand meiner Blandanesen zu brechen, und daß man bei uns jetzt seinen Befehlen gemäß nur noch den heiligen Sulpicius verehre, den sogenannten heiligen Lucifero aber verbannt habe. Damit hab ich meine Pflicht erfüllt. Und nun werden wir ihm den San Lucifero, den er verworfen hat, einfach vors Haus karren, werden ihn im bischöflichen Palais hübsch säuberlich ausladen und werden sprechen: ‚Hier ist er! Befiehl, was weiter mit ihm geschehen soll! Wir selber vergreifen uns nicht an ihm.‘ Er hat ihn ja ohnehin gern sehen wollen, um zu prüfen, ob man ihn nicht umtaufen könne. Nun, Gott sei Dank, der Weg ist recht weit und recht beschwerlich bis da zu uns herauf, und Seine Bischöfliche Gnaden sind nicht gekommen. Es hätt auch einen schönen Tanz gegeben! Umtaufen! Aus einem Lucifero so ohne weiteres einen Sulpicio machen, obgleich LVCI . . . deutlich genug unter dem Bilde zu lesen ist — das wäre! Nein, es ist alles gut geworden, und es war auch die höchste Zeit dazu, oder ich hätte mein Seelsorgeramt niederlegen müssen, aber nun mag der Herr Bischof zusehen, wie er den alten Schutzheiligen von Blandano weiter placiert, denn wir sind seiner quitt. Spanne also morgen früh deinen Wagen an, mein

Sohn, lade deine Tonne mit dem Heiligen auf und fahre vor das bischöfliche Palais nach Catania. Dort erwarte mich, denn um kein Aufsehen zu erregen, werden wir nicht zusammen gehen, und das weitere überlaß dann nur mir! Wir wollen diesen verd— diesen alten Lucifero schon auf gute Manier los werden. Bist du's so zufrieden, mein Sohn, und ist dir das Herz nun leichter geworden bei meinem Vorschlag?"

Er legte dem Burschen gutmütig die breite, fleischige Hand auf die Schulter. Maso nickte. „Ja, Herr Pfarrer, ganz leicht. Und ich dank Ihnen von Herzen," agte er aufseufzend.

„Nun, dann komm und laß dir ein Glas einschenken."

Der Bursche lehnte ab. „Nein, nein, ich dank Ihnen, Padre! Nun es einmal entschieden ist, fahr ich gleich heute nacht mit meiner Tonne nach Catania hinunter. Keine Stunde länger will ich ihn unter unserem Dach haben. Im Albergo dell' Oriente am Domplatz kehre ich ein und erwarte Sie."

Er sprang freudig erregt auf. „Nun, nun, mein Sohn," beruhigte ihn Padre Eugenio, „nur nicht so ungestüm! Es regnet, als hätte der Himmel alle seine Reserveschleusen aufgezogen. Warte bis morgen —"

„Nein, nein, Padre Curato," fiel Maso ein, „mir brennt der Boden unter den Füßen. Hab schon bei schlimmerem Wetter die Nacht auf Deck zubringen müssen. Und der alte Lucifero spürt's ja nicht in seinem Faß. Gleich jetzt mach ich fort. Und ich kann Ihnen nicht genug danken, Padre; nun, ja nun wird alles gut ausgehen!" Er küßte dem Pfarrer, wie dieser auch abwehrte, wiederholentlich die Hand, hing sich seinen Mantel wieder um und stürmte hinaus. — —

Bischof Girolamo von Catania saß in seinem Arbeitszimmer in eifriger Unterhaltung mit dem Präfekten zusammen, als man ihm meldete, der Pfarrer von Blandano sei da und bäte dringend, von Seiner bischöflichen Gnaden empfangen zu werden.

„Aha," machte der Bischof, und ein leises, ganz leises Lächeln huschte um seine Mundwinkel, während er den Präfekten ansah, „Padre Eugenio will sich seine Belobigung holen für den neuen Schutzpatron, den er seiner Gemeinde an Stelle des gefallenen Engels vindiziert hat. Ich erzählte Ihnen neulich von diesem sonderbaren Handel, Eccellenza. Wenn es Ihnen recht ist, lassen wir den Würdigen eintreten —"

Der Präfekt machte eine höflich zustimmende Bewegung.

Padre Eugenio, den der Diener in das Gemach geleitete, hatte sein Äußeres möglichst schmuck hergerichtet und trat um vieles selbstbewußter und würdevoller auf, als da er zum erstenmal seinem bischöflichen Oberhirten gegenüber gestanden war, um die Harmlosigkeit der Blandanesen in der Anbetung San Luciferos historisch und psychologisch zu begründen. „Nun, was bringt Ihr, Padre?" fragte Bischof Girolamo in einer Anwandlung von Leutseligkeit.

Der Pfarrer küßte dem Frager mit tiefer Verbeugung die Hand, an welcher der bischöfliche Ring glänzte, und erwiderte dann gemessenen Tones, wie im Bewußtsein einer großen That, die er vollbracht: „Ich bringe das Götzenbild des sogenannten San Lucifero aus Blandano, bischöfliche Gnaden."

Es war lange her, seit Bischof Girolamo einmal im Shakespeare gelesen hatte; aber als ihm der Präfekt jetzt halblaut auf französisch zurief: „Das ist ja Falstaff, der den Percy umgebracht haben will!" da durchschoß auch ihn eine litterarische Erinnerung, und er mußte über den schlagenden Vergleich abermals lächeln. Bischof Girolamo geriet allmählich in eine sehr wohlwollende Stimmung. „Wie soll ich das verstehen, Padre?" fragte er; „führet Ihr diesen mysteriösen Lucifer, den der Übereifer Eurer Gemeinde unter die Heiligen versetzt hat, in der Tasche Eurer Soutane mit Euch herum?"

„Nein, Hochwürdigster," versetzte der Pfarrer in unerschütterlichem Gleichmut,

„aber drunten liegt er in einer Tonne, in der wir ihn von Blandano hierher heruntergefahren haben. Droben konnte er nicht bleiben, weil wir sonst bei der ersten Bitte, die San Sulpicio den Blandanesen abschlägt, einen Rückfall in den alten Götzen- und Teufelsdienst würden erleben müssen. So aber glaubt die Gemeinde ihn verschwunden und ist's zufrieden, zu dem neuen Schutzpatron zu beten. Was sollten wir mit dem Bildnis nunmehr beginnen? Eure bischöflichen Gnaden haben es ja sehen wollen und mögen darüber Bestimmung treffen, was weiter damit geschehen soll. Blandano ist seiner los und ledig, und wir wußten uns nicht anders zu helfen."

Der Bischof und der Präfekt von Catania sahen einander vieldeutig eine Weile an, dann entgegnete der erstere: „Ihr habt wacker und löblich gehandelt, lieber Padre, und ich dank Euch. Ihr verdient meine vollste bischöfliche Zufriedenheit dafür, daß Ihr dem Teufelsspuk in Eurer Gemeinde so energisch ein Ende gemacht habt, wenn es bei dem zähen Charakter Eurer Bergbewohner auch länger gewährt hat, als meiner Ungeduld und meiner Besorgnis für das Seelenheil der Blandanesen lieb war. Es war auch vorsorglich und väterlich von Euch gehandelt, den irregeleiteten Kindern dort oben ihr Spielzeug — ich meine: ihren ihnen lieb gewordenen Götzen, zu verstecken und heimlich fortzuführen. Ich erteile allen Euren priesterlichen und seelsorgerischen Handlungen hierdurch meine bischöfliche Sanktion und werde einen so treuen Diener unserer heiligen Kirche in gutem Gedächtnis behalten. Nochmals: ich dank Euch, Padre!"

Er drückte dem strahlenden Pfarrer von Blandano wiederholentlich die Rechte. Dann wandte er sich zu dem Präfekten um. „Ich denke, wir lassen uns das Bildnis hier heraustragen, Eccellenza," sagte er, „und vielleicht ergiebt sich für einen so feinen Kenner der Antike wie Sie noch eine besondere Überraschung dabei. Nach dem, was ich damals von Padre Eugenio vernommen, muß ich wenigstens vermuten, daß wir es hier mit einem althellenischen oder altrömischen Bildwerk zu thun haben, und zu verwundern wäre ja nichts dabei, da unsere christlichen Kirchen hierorts so häufig auf antiken Tempeltrümmern gegründet sind und das Volk überall auf seinen Hausaltären griechische Marmorbildnisse als Heiligtümer verehrt. Berichtete mir doch heute morgen erst einer unserer Kuraten, daß er in der Hütte eines armseligen Tagelöhners ein herrliches Bildwerk des Äneas gefunden habe, der den greisen Anchises aus Trojas Flammen davonträgt, während der Besitzer wähnte, einen heiligen Chrysostomus mit dem — freilich etwas bejahrten — Christus auf den Armen anzubeten oder auch einen heiligen Martinus, der die Kranken und Bettler barmherzig von den Straßen aufliest. Den Resten altheidnischer Kultur in unserer modernen christlichen Civilisation nachzuspüren — das wäre so eine Aufgabe für Sie, Eccellenza!"

Der Präfekt war sehr aufmerksam geworden. Er ließ sich von Padre Eugenio noch einmal alles berichten, was dieser über die Auffindung des vermeintlichen Heiligen wußte, und sah dann gespannt dem Bildnis entgegen, das Tommaso Anzaloni mit der Hilfe eines bischöflichen Bediensteten dem Winke des Pfarrers gemäß heraustrug. Kaum aber stand die Büste mit dem schönen, von gelocktem Bart umrahmten Männerkopf auf der Marmortischplatte im Arbeitszimmer des Bischofs, als der Präfekt auch schon lebhaft ausrief: „Nun, da giebt's nichts lange zu grübeln! Das da ist ein Bildnis des Lucius Verus, dessen Name noch zum Überfluß drunten eingegraben steht. Ziemlich wohl erhalten und eine treffliche Acquisition für unsere Antikensammlung in San Benedetto! Dort oben muß dermaleinst die Villa eines römischen Großen gestanden haben, der vielleicht ein Freund und Verehrer des schönen Lucius Verus war und nicht ahnen konnte, daß nach siebzehn Jahrhunderten die der saraceni-

schen Verwüstung aller römischen Kolonien auf der Insel durch ein Wunder entgangene Statue seines Abgottes wieder aus der Erde heraufgeholt werden würde, um einem späten Geschlecht zum Heiligenbilde zu dienen, in den Augen und nach dem Glauben desselben Wunder zu verrichten und schließlich einen erbitterten Streit der kindlich gläubigen Gemüter zu entfachen, durch den er seiner angemaßten Würden entkleidet ward und endlich im Altertumsmuseum von Catania eine Altersversorgung fand! Welch ein Lebenslauf, Hochwürden! Man könnte ein ganzes Buch davon zusammenphantasieren, wenn man ein Dichter wäre! Lucius Verus, der feine römische Epikuräer, verehrt als San Lucifero im neunzehnten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung von einer gläubig-harmlosen Gemeinde am Fuße des Ätna, desselben Ätna, der schon auf die ersten römischen Eroberer dieser Küsten gerade so gleichmütig und gerade so verächtlich herabgeblickt hat wie heute auf die lebenden Geschlechter, die ameisengleich an ihm vorüberkriechen! Ja, wer dir das prophezeit hätte, Lucius Verus, daß dich ein Bischof von Catania einmal deiner Ehren als Schutzheiliger einer christlichen Gemeinde gewaltsam berauben müßte und die Gläubigen nicht von dir lassen wollten, sondern Regen von dir erhofften und erflehten! — Da wir doch einmal bei Shakespeare waren, Hochwürden — sollte man da nicht mit Hamlet rufen: ‚Zu welchen schnöden Bestimmungen wir kommen können, Horatio!?‘ Aber nicht wahr, Sie überlassen uns diesen depossedierten Pseudo-Heiligen für San Benedetto? In diesem ehmaligen Kloster, das jetzt teils Kaserne, teils Schule, teils Museum geworden ist, seit die heilige Agathe es vor den Lavaströmen des Ätna beschirmte, ist der rechte Platz für diesen Weltwanderer; dort mag er ausruhen und weiter dem Wandel, der Vergänglichkeit und — der Komik der Dinge nachsinnen. Was meinen Sie, Hochwürden?"

Und Bischof Girolamo gab lächelnd, nachdenklich seine Zustimmung. Auch sein Blick fiel unwillkürlich zum Fenster hinaus auf das nebelumwogte Gigantenhaupt des inselbeherrschenden Ätna, und er dachte: Nicht wahr? Man darf ihnen und ihresgleichen nicht gram sein? Sie sind wie die Kinder, und ein Stück des alten, fröhlichen Heidentums steckt allen diesen Epigonen noch in den Gliedern. Aber es ist ein unschuldiger Götzendienst, den sie treiben, und sie wissen es selber nicht. Es liegt in der Luft, und die Tempelruinen und die Marmorfragmente der antiken Welt predigen ihn ihnen mit vernehmlicher Stimme. Ob sie vor einem Bildnis des Lucius Verus knien oder vor einer Holzpuppe des heiligen Sulpicius — was kommt im Grunde darauf an? Menschenarbeit sind sie alle beide, und die Andacht und das fromme Vertrauen der Gläubigen bleiben sich gleich, hier wie dort. Der himmlische Vater aber, der auch in die Herzen dieser seiner Kinder sieht, in denen kein Arg ist, weiß, daß etwas Göttliches in ihnen allen lebt, das zum Ausdruck ringt und das, weil es nach greifbarem Abbild sucht, oft das Falsche ergreift und anbetet. Er wird ihnen nicht zürnen, und so zürne auch ich ihnen nicht, denn — sie wissen nicht, was sie thun. Du da droben, Bergesalter, siehst ja auch schon jahrtausendelang auf dies wunderliche Geschlecht der Sterblichen herab, und auch du wirst mit mir denken: Laß sie gewähren! Der himmlische Vater wird sich ihrer annehmen und dereinst die Form finden, unter der er sie am jüngsten Tage erlöst und in sein Reich der Seligen aufnimmt!

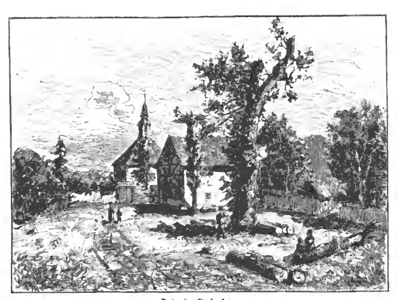
Und mit leutseligem Gruß und bischöflichem Segen entließ Herr Girolamo den Pfarrer von Blandano und Tommaso Anzaloni, den jungen Seemann, die beide fröhlichen Herzens und in gehobenster Stimmung wieder den Weg in ihr einsames Heimatsdorf zurücklegten, wo San Sulpicio nunmehr als unbeschränkter Gebieter über die Herzen der Andächtigen regierte, während sein entthronter Nebenbuhler die neueste Erwerbung des Antikenkabinetts von Catania bilden sollte. — —

Don Cesare Batezza war noch immer nicht gewillt, seine Tochter dem Sohn Don Giuseppes zur Frau zu geben, so offenkundig auch der Himmel mit allen seinen Heiligen für diesen letzteren Partei ergriffen hatte. „Was soll dann aus meinem Prozeß gegen Don Giuseppe werden?“ entgegnete er dem Padre, so oft dieser ihm vorstellte, daß er sein Wort halten müsse, wenn er anders den guten San Sulpicio nicht erzürnen wolle; „ich will zu meinem Recht kommen, und ich kann doch nicht gegen den Vater meines Eidams prozessieren. Wenn ich meinen Prozeß gewonnen habe — dann meinetwegen, wenn es denn einmal sein muß; denn ins Gerede ist sie ohnehin mit dem Burschen schon gekommen, seit er in jener Nacht — Sie wissen, Padre, als es den Heidenlärm gab — um unser Haus schlich, und es giebt Leute, die es sich nicht ausreden lassen wollen, er wäre damals aus dem Kammerfenster meiner Giannina gestiegen. Santo Diavolino! Er soll sie heiraten und wieder zu Ehren bringen — aber erst will ich meinen Prozeß gegen Don Giuseppe gewinnen!“ Und dabei blieb er, und Don Giuseppe Anzaloni blieb auch dabei, wie viel Mühe sich Padre Eugenio auch gab, einen Vergleich zwischen den beiden Männern zu stande zu bringen, und ihnen vorhielt, daß so ein Prozeß im besten Falle durch alle Instanzen zwei bis drei Jahre dauern werde, bis wielange doch die jungen Leute nicht warten könnten. Die beiden alten Querköpfe wollten von einer Teilung der streitigen Oliven ebensowenig wissen wie von einer gemeinsamen Schenkung derselben an die Kinder; es war ihnen nicht um die Olivenbäume zu thun, sie wollten ihr Recht. Erst San Sulpicio mußte sich ins Mittel legen.

Dieser gute Heilige ließ es im Gegensatz zu seinem Vorgänger sehr viel und sehr lange regnen, als ob er die Versäumnisse des alten Lucifero wieder gut zu machen strebe. Ja, eines schönen Tages führte er über Blandano und Umgegend einen wirklichen Wolkenbruch herbei, wie man seinesgleichen seit Menschengedenken nicht erlebt hatte, und wenn derselbe auch sonst nur geringen Schaden anrichtete, so hatte er doch das überhängende Stück des Bergabhanges mit den zwischen Don Giuseppe und Don Cesare streitigen Olivenbäumen unterwaschen, herabgerissen und fortgeschwemmt. Der schäumende Gießbach, der sein sonst nur von Steingeröll ausgefülltes Bett sprudelnd und tobend überflutete, hatte die entwurzelten Baumstämme, die ohnehin morsch und faulig gewesen waren, in die Tiefe mit sich hinabgeführt auf Nimmerwiedersehen. Als die Blandanesen am Tage nach diesem furchtbaren Naturereignis auszogen, um die verheerenden Wirkungen des Unwetters zu besichtigen, da gewahrten sie staunend, daß das Streitobjekt des zwischen Don Giuseppe und Don Cesare eingeleiteten Prozesses spurlos verschwunden und dieser letztere daher durch die über allem Recht und Gesetz thronende vis major zu nichte geworden sei.

Da bekreuzten sie sich vor der Macht San Sulpicios, ihres gewaltigen neuen Schutzpatrons, und Padre Eugenio, der vom „sichtbaren Finger Gottes“ zu predigen begann, hatte bei den beiden hartköpfigen Alten leichtes Spiel. Seinem vermeintlichen Recht hatte ja nun keiner mehr etwas zu vergeben, und so legten sie die Hände ihrer Kinder ineinander.

Fortan ward kein Schutzpatron auf der Insel Sicilien inbrünstiger verehrt und schwärmerischer angebetet als San Sulpicio von seinen getreuen Blandanesen. Wenn es in der kleinen, weltentlegenen Gemeinde am Fuße des Ätna noch ein paar Menschenkinder gab, die je einmal überhaupt des alten Lucifero gedachten, so waren es Tommaso und Giannina. Sie sind sogar einmal im Museo von San Benedetto zu Catania gewesen, und ein deutscher Tourist will daselbst lächelnd gewahrt haben, wie das junge Paar vor einem Marmorbildnis des Lucius Verus andächtig die Lippen bewegte und ehrfürchtig ein Kreuz schlug.



Das alte Garbenheim.

Goethes „Werther".

Von

Julian Schmidt.

Goethes „Werther" bezeichnet nicht bloß eine neue schöne Epoche unserer Dichtkunst, er faßt uns noch heute mit unwiderstehlicher Gewalt. In der Jugend läßt man sich vom Stoff hinreißen, im Alter wird man von der Kunst aufs innigste, ich könnte sagen: bis zu Thränen bewegt. Es geht zu Herzen, weil es aus dem Herzen kam: das Glück hatte dem großen Dichter, den es immer begünstigte, den Stoff in die Hände gespielt. Der Roman ist zum größten Teil erlebt.

Als Goethe im Mai 1772 nach Wetzlar kam, um sich am Kammergericht in seinen Rechtsstudien weiter zu bilden, war er zweiundzwanzig Jahre alt; er hatte in der Liebe bereits manche Erfahrungen gemacht, teils süße, teils bittere.

Im Juni 1772 traf er die Halbverlobte seines Freundes Kestner, Lotte, die neunzehnjährige Tochter des Amtmanns Buff, auf dem ländlichen Ball, den er später im „Werther" beschrieben hat. Seitdem ist er täglicher Gast in ihrem Hause.

Das Verhältnis blieb nicht unbemerkt. „Wenn ich Kestner wäre," sagte ein Freund zu Goethe, „mir gefiele es nicht. Du spannst sie ihm wohl gar ab?" — Da erwiderte Goethe, wie er im April 1773 Kestner erzählt: „Ich bin nur der Narr, das Mädchen für was Besonderes zu halten. Betrügt sie mich und wäre sie so ordinär und hätte den Kestner zum Fond ihrer Handlung, um desto sicherer mit ihren Reizen zu wuchern: der erste Augenblick, der mir das entdeckte, der erste, der sie mir

näher brächte, wäre der letzte unserer Bekanntschaft!“ — „Und das beteuerte ich und schwur.“

„Der ehrliche Albert!“ heißt es im „Werther“ unter dem 10. August (die wirklichen Daten sind beibehalten), „der durch keine launische Unart mein Glück stört, der mich mit herzlicher Freundschaft umfaßt — Wilhelm, es ist eine Freude, uns zu hören, wenn wir spazieren gehen und uns von Lotte unterhalten. Es ist in der Welt nichts Lächerlicheres erfunden worden als dies Verhältnis, und doch kommen mir darüber oft die Thränen in die Augen.“

Der feurige geniale Jüngling glaubte sich erlauben zu dürfen, was der bescheidene und förmliche Kestner sich versagte. — 13. August berichtet Lotte diesem von einem Kuß, den ihr Goethe gegeben. Er wird etwas verstimmt, er geht in seiner ausführlichen Art mit sich darüber zu Rate, ob er etwa verzichten müsse; er schreibt an Lotte. — Die nächsten Tage wird Goethe kühl behandelt. — „Abends 15. August,“ heißt es in Kestners Tagebuch, „kam Goethe und fand uns vor der Thür sitzen. Seine Blumen wurden gleichgültig liegen gelassen; er empfand es, warf sie weg, redete in Gleichnissen. Ich ging mit ihm noch nachts bis zwölf Uhr auf der Gasse spazieren. Merkwürdiges Gespräch, wo er voll Unmut war und allerlei Phantasien hatte, worüber wir im Mondschein am Ende lachten.“

„16. August — es war ein Sonntag — bekam Goethe von Lottchen gepredigt. Sie deklarierte ihm, daß er nichts als Freundschaft hoffen dürfe; er ward blaß und sehr niedergeschlagen.“ Mit diesem Datum beginnt im „Werther“ der Umschlag: die bis dahin glückliche Liebe wird als Unglück empfunden.

19. August kam Goethes Darmstädter Freund Merck nach Wetzlar; er ließ Goethe scharf das Unhaltbare des Verhältnisses fühlen und suchte es zu lösen. Aber noch wurde es Goethe schwer, sich loszureißen.

Hier kommen die Wertherbriefe mit ihrer Datierung zu Hilfe. — 22. August. „Es ist ein Unglück! all meine thätigen Kräfte zu einer unruhigen Lässigkeit verstimmt; ich kann nicht müßig sein, und wieder kann ich nichts thun... Und — ist nicht vielleicht das Sehnen nach Veränderung ein Unbehagen, das mich überall hin verfolgen wird?“ — 30. August. „Unglücklicher, betrügst du dich nicht selbst? Was soll all diese tobende Leidenschaft?“ — 3. Sept. „Ich muß fort! ich danke dir, Wilhelm (Merck), daß du meinen wankenden Entschluß bestimmt hast. Ich muß.“

Das gehört nun freilich der Dichtung an; aber ein Bericht, den Kestner gleich darauf einem Freunde (v. Hennigs) abstattete, zeigt, wie nahe es der Wirklichkeit kam.

„Seine Ruhe litt sehr dabei; es gab mancherlei wunderliche Scenen, wobei ich bei mir erstaunen mußte, wie die Liebe aus den stärksten Menschen so gar wunderliche Geschöpfe machen könne. Meist dauerte er mich, und es entstanden bei mir wunderliche Kämpfe, da ich auf der einen Seite dachte, ich möchte nicht im stande sein, Lottchen so glücklich zu machen als er, auf der anderen aber den Gedanken nicht ausstehen konnte, sie zu verlieren.“

„Abends 10. September“ — gerade drei Monate, nachdem er Lotte kennen gelernt — „kam Dr. Goethe nach dem Deutschen Hause. Wir hatten ein merkwürdiges Gespräch vom Weggehen und Wiederkommen; wir machten aus, wer zuerst von uns stürbe, sollte, wenn er könnte, dem Lebenden Nachricht von dem Zustand jenes Lebens geben. Goethe war ganz niedergeschlagen; er wußte, daß er am anderen Morgen weggehen würde.“

— „Er ist fort, Kestner, wenn Sie diesen Zettel kriegen; er ist fort! Ich war sehr gefaßt, aber euer Gespräch hat mich auseinander gerissen. Wäre ich einen Augenblick länger geblieben, ich hätte nicht gehalten. Nun bin ich allein, und morgen gehe ich. — O mein armer Kopf! — Ich mag nicht weiter!“ — Mit diesem Zettel nahm Goethe Abschied.

Zu seinem Trost nahm Kestner bei einem Besuch in Frankfurt am 21. Sep-

tember wahr, daß der Freund auch dort zärtliche Verhältnisse habe. Gleichwohl empfing er nach seiner Rückkehr leidenschaftliche Briefe.

Gewaltiges Aufsehen erregte am 29. Oktober in Wetzlar der Selbstmord des jungen Jerusalem. Dieser, Sohn des angesehenen Braunschweiger Geistlichen, war mit Lessing befreundet; er hatte auch Goethe in Leipzig flüchtig gekannt, aber nicht viel auf ihn gegeben: „damals war er ein Geck, jetzt ist er außerdem ein Frankfurter Zeitungsschreiber.“ In Wetzlar hatte er eine Anstellung, die ihn aber wenig befriedigte; er dachte darüber ungefähr wie der Werther des zweiten Teils. In einer adeligen Gesellschaft, beim Grafen Bassenheim, widerfuhr ihm die Zurücksetzung, die ebendaselbst erzählt wird. Vollends unglücklich machte ihn die Leidenschaft zur Gattin eines Freundes. Von all dem fühlte er sich krank: ihm fehlte Goethes beglückende Liebe zu allem Lebendigen und die Gabe, zu sagen, was er litt.

Kestner schickte an Goethe einen ausführlichen Bericht: die Pistolen hatte Jerusalem von ihm geborgt, Kestner hatte ihn zu Grabe geleitet; kein Geistlicher war zugegen. „Ein edles Herz und ein durchdringender Kopf,“ schreibt Goethe an Sophie Laroche, „wie leicht von außerordentlichen Empfindungen gehen sie zu solchen Entschließungen über! Mir ist's Freude, dem abgeschiedenen Unglücklichen, dessen That von der Welt so unfühlbar zerrissen wird, ein Ehrendenkmal errichtet zu haben.“

Goethe, noch warm vom Nachgefühl seiner Neigung zu Lotte, war sehr betroffen; die beiden Lebensfragmente spielten gespenstisch ineinander, und wohl in demselben Augenblick tauchte der Gedanke in ihm auf: War ein solcher Ausgang möglich bei meinem eigenen Verhältnis? und der zweite: Was mußte hinzukommen, um ihn herbeizuführen? — Noch ging ihm der springende Punkt nicht auf, er brauchte noch weitere Erfahrungen, aber die Frage beschäftigte ihn fortdauernd. Wenn er später sagt, er habe sich im „Werther“ von der lastenden Empfindung durch ein Bild befreit, so war die lastende Empfindung der bleiche Schatten, der ihn beschwor, ihm eine Gestalt zu geben, und ihn so lange peinigte, bis er es erfüllt hatte.

Bei einem letzten Besuch in Wetzlar, 6. November, hielt sich Goethe zu Lotte noch ziemlich leidenschaftlich. „Er folgt seiner nächsten Idee,“ schreibt Kestner, „und kümmert sich nicht um die Folge.“ Doch meinte Goethe zu seinem Trost: „Erschießen mag ich mich vor der Hand noch nicht!“

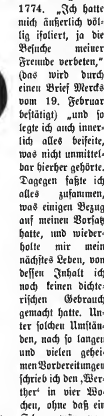
4. April 1773 machte Kestner Hochzeit. „Gott segne euch!“ schreibt Goethe, „ihr habt mich überrascht. Auf den Karfreitag wollt ich heilig Grab machen und Lottens Silhouette begraben. So hängt sie noch und soll auch hängen, bis ich sterbe.“

Um diese Zeit wurde Goethe über nacht ein berühmter Mann: sein „Götz“ erschien und elektrisierte ganz Deutschland.

„Wenn's Glück gut ist,“ schreibt er schon am 21. Juli 1773 an Kestner, „kriegt ihr bald wieder was auf eine andere Manier. . . Ich bearbeite meine Situation zum Schauspiel, zum Trutz Gottes und der Menschen. Ich weiß, was Lotte sagen wird, wenn sie's zu sehen kriegt, und ich weiß, was ich ihr antworten werde.“ Ohne Zweifel ist der „Werther“ gemeint; aber noch fehlte dem Dichter ein Schlußmotiv: die sinnliche Anschauung des Verhältnisses zu einer verheirateten Frau. Auch diese sollte ihm werden.

Am 15. Januar 1774 verheiratete Sophie Laroche ihre siebzehnjährige Tochter Maximiliane an den reichen italienischen Kaufmann Brentano in Frankfurt, einen jungen Witwer mit mehreren Kindern. „Sie ist noch immer der Engel,“ schreibt Goethe, „der mit den simpelsten Eigenschaften alle Herzen an sich zieht, und das Gefühl, das ich für sie habe, macht nun das Glück meines Lebens.“ — „Gœthe,“ schreibt Merck am 29. Januar, „est déjà

l'ami de la maison; il joue avec les enfants et accompagne le clavecin de Madame avec la basse. Mr. Brentano, quoique assez jaloux pour un Italien, l'aime et veut absolument qu'il fréquente la maison.“ — „Meine Jahre,“ berichtet Goethe in „Wahrheit und Dichtung“, „sagten den ihrigen zu, ich war der einzige in dem ganzen Kreise, von dem sie noch einen Wiederklang jener geistigen Töne vernahm, an die sie von Jugend auf gewöhnt war. Wir lebten in einem kindlichen Vertrauen zusammen fort, und ob sich gleich nichts Leidenschaftliches in unseren Umgang mischte, so war er doch peinigend genug, weil sie sich in ihre neuen Umgebungen nicht zu finden wußte.“ Bei jedem Verdruß wandte sie sich an ihn, er wurde ihr Vertrauter, und bald „lastete aller Verdruß, der aus solchen Halbverhältnissen hervorzugehen pflegt, doppelt und dreifach“ auf ihm. In den Briefen an Sophie verspricht er wiederholt, brav zu sein, obgleich er sein Herz verwöhnt habe. „Wenn Sie wüßten,“ schreibt er ihr endlich, „was in mir vorgegangen ist, ehe ich das Haus mied, Sie würden mich nicht zurückzulocken denken! Ich habe in den schrecklichen Augenblicken für alle Zukunft gelitten... Gott bewahre ihn (Brentano) vor dem einzigen Fall, in dem ich die Schwelle wieder betreten würde!“ Er sah nun mit Augen, wie ein Ehemann sich geriert, dem es bei aller Vorliebe für den Hausfreund doch lästig fällt, im Hause die zweite Rolle zu spielen, und der Albert zum zweiten Teil des „Werther“ war gefunden.



Silhouette von Charlotte Buff mit Goethes Unterschrift.

Er begann den Roman am 1. Februar 1774. „Ich hatte mich äußerlich völlig isoliert, ja die Besuche meiner Freunde verbeten,“ (das wird durch einen Brief Mercks vom 19. Februar bestätigt) „und so legte ich auch innerlich alles beiseite, was nicht unmittelbar hierher gehörte. Dagegen faßte ich alles zusammen, was einigen Bezug auf meinen Vorsatz hatte, und wiederholte mir mein nächstes Leben, von dessen Inhalt ich noch keinen dichterischen Gebrauch gemacht hatte. Unter solchen Umständen, nach so langen und vielen geheimen Vorbereitungen schrieb ich den ‚Werther‘ in vier Wochen, ohne daß ein Schema wäre vorher zu Papier gebracht worden. Da ich das Werkchen ziemlich unbewußt, einem Nachtwandler gleich, geschrieben hatte, so verwunderte ich mich selbst darüber, als ich es nun durchging.“

Ohne Zweifel hatte ihm bei der Komposition die „Neue Heloise“ vorgeschwebt: die Briefform, die Gliederung des Romans in zwei scharf kontrastierende Hauptpartien, die unbändigen Ausbrüche der Leidenschaft,

der unbedingte Glaube an die Güte der Natur und Rousseaus sonstige Liebhabereien, das alles findet sich im „Werther" wieder. Aber man wird diese Ähnlichkeit nur gewahr, um den Gegensatz desto lebhafter zu empfinden. In der „Neuen Heloise" wird bis zum Überdruß moralisiert, und fast jeder Brief, der nicht über Tugend, Ehre und dergleichen deklamiert, verrät eine gespreizte Geistreichigkeit; die Briefe sind gemacht. Im „Werther" ist alles echt: die Situationen werden schlicht und einfach gezeichnet, wie es in wirklichen Briefen geschieht; die Sprache ist natürlich, geradeaus, selbst in ihren Sprüngen wahrhaftig; der Leser wird so zutraulich gemacht, daß er an alles glaubt. Statt über Empfindungen zu reflektieren, stellt sie der Dichter sinnlich dar; er hat seinen Figuren die Glut der eigenen Empfindung eingehaucht und das Erdichtete so in das Erlebte verwebt, daß man es nicht zu sondern vermag. Man merkt kaum die Kunst, kaum die Schönheit der Dichtung, der Roman wirkt stofflich wie eine wahre Geschichte. Und in der That sind es ernst gemeinte Bekenntnisse.

Im Kultus der Liebe waren die romanischen Völker den Deutschen vorausgegangen. In den spanischen Novellen hat beim Eintritt eines Liebesunglücks der Liebende nicht nötig, nach dem Pistol zu greifen: er fällt hin und ist auf der Stelle tot, der Schmerz hat ihn getötet. Das wird ganz einfach erzählt, es wird vorausgesetzt, das Publikum werde sich wohl dafür interessieren, aber nicht besonders wundern. Ähnlich bei den Franzosen: „Manon Lescaut" war ein Menschenalter vor dem „Werther" erschienen. In Deutschland war die Jugend erst durch Klopstock und Wieland daran gewöhnt, die Liebe als das Wertvollste des Lebens anzusehen.

Aber man hatte von Klopstock und Wieland bei aller Überschwenglichkeit wenig erfahren, was in der Seele vorgeht, wenn sie liebt, und auf individuelle Erfahrung ging das Zeitalter aus im Gegensatz zum alten Dogmatismus. In dieser Beziehung war der „Werther" für die Jugend ein lang ersehntes Evangelium.

Bei Klopstock wie bei Wieland und den Anakreonten war die Liebe ein Phänomen, welches immer ungefähr das gleiche Gesicht zeigte: dort wurde unaufhörlich geschwärmt und geweint, hier unaufhörlich geküßt und gelacht. Nun kam man dahinter, daß in der Liebe vielmehr eine reiche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zu suchen sei, und hier Erfahrungen zu machen, ziemte wohl keinem mehr als dem Dichter. Nach Klopstocks ersten Oden gab es für jeden Menschen nur eine echte Liebe, zwei Seelen mußten eigens füreinander geschaffen sein. Die Erfahrungen des Mannes hatten die Träume des Jünglings nicht bewahrheitet: er hatte Fannys Kaltsinn, er hatte Metas Tod verschmerzt; Sidonie und Cäcilie waren wie Schatten vorübergeglitten; zuletzt huldigte er einer verheirateten Frau. Der Dichter der Liebe bedarf einer Fülle der Erfahrungen; dazu gehört aber Wechsel der Gegenstände. Auch die Liebe verlangt Übung, sie ist als lebendig in jedem Wesen anders und neu. Nur der wird die Liebe wahrhaftig besingen, der viel erfahren hat, und die Frauen wird nur der reizen, der selbst jeden Reiz lebhaft empfindet; nur der Verführbare wird sie verführen, ein Weislingen, ein Goethe. Als Goethe im „Werther" ein Gemüt schildert, das der Macht der Liebe unterliegt, läßt er es vorher in anderen Verhältnissen auftreten, halb schuldig, halb unschuldig, mit Lucinde, mit Friederike.

„Was ist das Herz des Menschen!" So heißt es gleich in Werthers erstem Brief.

„Waren nicht alle meine Verbindungen recht ausgesucht vom Schicksal, um ein Herz wie das meinige zu ängstigen? Die arme Leonore!" (Lucinde) „Und doch war ich unschuldig! Konnt ich dafür, daß, während die eigensinnigen Reize ihrer Schwester mir eine angenehme Unterhaltung verschafften, eine Leidenschaft in dem armen Herzen sich bildete? Und doch — bin ich ganz unschuldig? Hab ich mich

nicht an den ganz wahren Ausdrücken der Natur, die uns so oft zu lachen machten, so wenig lächerlich sie waren, selbst ergötzt? Hab ich nicht — — O, was ist der Mensch, daß er über sich klagen darf!"

Dieser Zug soll doch wesentlich für das Bild des Helden sein; in den „Schweizerbriefen" läßt ihn der Dichter noch Abenteuer anderer Art bestehen.

Solche Erfahrungen haben indes für ein wohlgestimmtes Gemüt zugleich etwas Niederschlagendes. Es heißt in „Dichtung und Wahrheit": „Die erste Liebe ist die einzige; in der zweiten und durch die zweite geht der höchste Sinn der Liebe schon verloren: der Begriff des Ewigen und Unendlichen, der sie eigentlich hebt und trägt, ist zerstört, sie erscheint vergänglich wie alles Wiederkehrende."

Zu der Schwermut der Jugend trug die Erfahrung bei, daß auch das heiße Gefühl der Liebe nicht Stich hält.

Vielleicht sind die ersten Briefe Werthers wirklichen Briefen Goethes aus Wetzlar an Merck entnommen; es werden Umstände darin erwähnt — z. B. der Besuch der Tante —, die sich wohl auf Goethe, aber gar nicht auf Werther beziehen. Im ersten Teil sind die wirklichen Daten aus Wetzlar beibehalten, nur die Jahreszahl ist in 1771 umgeändert. Das Schlußgespräch über das Wiedersehen, der Abschiedsbrief vom 9. September — alles entspricht der Wirklichkeit.

Aber sein eigenes Schicksal sollte nur die Einleitung des Romans bilden, er wollte eine tragische Begebenheit, die ihn schon ihrer Nähe wegen furchtbar erschüttert hatte, in ihren Motiven auseinanderlegen; diese Motive entnahm er aus dem, was ihm von Jerusalem bekannt war, aber er idealisierte sie durch seine eigenen Empfindungen, wodurch freilich zuweilen Elemente zusammengeschweißt wurden, die einander auszuschließen scheinen: die finstere Grübelei eines beschränkten Kopfes, der im Leben nur eine Ressource kennt, und die überquellende allseitige Lebenslust, die, wenn die eine Ressource versagt, zur anderen greift.

Freilich wäre eine Verschmelzung der beiden Figuren undenkbar gewesen ohne eine gewisse innere Verwandtschaft. Werther strebt nach einer harmonischen Ausbildung seiner gesamten Natur; das wirkliche Leben nimmt nur bestimmte Seiten seiner Seele in Anspruch, die anderen müssen indes ruhen, ja sich verstecken, und gerade in ihnen findet er sein Bestes. Je voller das Herz, desto schmerzlicher wird ihm die Schranke; er sieht in der Gesellschaft, ihren Gewohnheiten und Vorurteilen die vollendete Unnatur. Sie hebt den Stein auf gegen das Mädchen, das in einer wonnevollen Stunde sich in den unaufhaltsamen Ausbrüchen der Liebe verliert, gegen die Verlassene, die in selbstgewähltem Tod ihre Qualen endet! Wie jeder lebhafte Jüngling, der des Ausdrucks noch nicht recht mächtig ist, sehnt er sich, verstanden zu werden, und wenn ihm dies Glück nicht zu teil wird, hegt er sein Herz wie ein krankes Kind und läßt ihm seinen Willen. Er beneidet die Kinder, die in den Tag hineinleben und mit ihren Puppen spielen. „Alle Beruhigung über gewisse Punkte des Nachforschens ist doch nur eine träumende Resignation, da man sich die Wände, zwischen denen man gefangen sitzt, mit bunten Bildern bemalt." — „Und dann, so eingeschränkt der Mensch ist, hält er doch immer im Herzen das süße Gefühl der Freiheit, und daß er diesen Kerker verlassen kann, sobald er will!"

Mit dem Übermut kräftiger Jugend paarte sich seltsam ein gewisser Überdruß am Leben, das Gefühl, daß alles eitel sei. In „Wahrheit und Dichtung" sucht Goethe diesen Mißklang zu erklären. „Aus Mangel an Thaten, im friedlichsten Zustand von der Welt war uns durch übertriebene Forderungen an das Glück das Leben verleidet. Von unbefriedigten Leidenschaften gepeinigt, von außen zu bedeutenden Handlungen keineswegs angeregt, in der einzigen Aussicht, uns in einem schleppenden geistlosen bürgerlichen Leben hinhalten zu müssen, befreundete man sich in unmutigem Übermut mit dem Gedanken, das Leben, wenn es

einem nicht mehr anstehe, nach eigenem Belieben allenfalls verlassen zu können, und half sich damit über die Unbilden und Langeweile dieser Tage notdürftig genug hin."

Goethe zeiht die damaligen britischen Dichter der Mitschuld. Ossian und Youngs „Nachtgedanken" hatten die Melancholie genährt, man weidete sich an Gräbern und Kirchhöfen; man empfand das Unbefriedigende des Lebens herber als nötig. Den Schluß eines Gedichtes (von Th. Warton, 1771) über den Selbstmord führt Goethe selbst an: der Mensch erkennt im letzten Augenblick, daß sein ganzes Leben in die Irre gegangen sei.



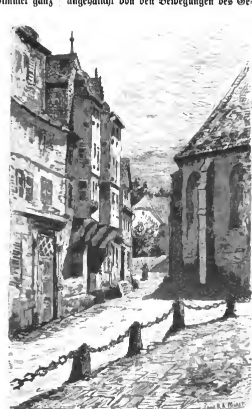
Lottes Wohnhaus in Wetzlar.

Wenn indes Goethe den inneren Widerspruch des Lebens mit Unmut empfand, so kannte er auch das Heilmittel. — Sulzer hatte behauptet, die Natur wolle durch die von allen Seiten auf uns zuströmenden Annehmlichkeiten unsere Gemüter zur Sanftmut und Empfindsamkeit bilden. — „Das thut sie nie!" erwidert Goethe in der Frankfurter Zeitung; „sie härtet vielmehr ihre ersten Kinder gegen die Schmerzen und Übel ab, die sie ihnen unablässig bereitet, so daß wir den den glücklichsten Menschen nennen können, der der Stärkste wäre, dem Übel zum Trotz den Gang seines Willens zu gehen. Was die Natur uns zeigt, ist Kraft, die Kraft verschlingt; nichts gegenwärtig, alles vorübergehend, tausend Keime zertreten, jeden Augenblick tausend geboren, groß und bedeutend, mannigfaltig ins Unendliche, schön und häßlich, gut und bös, alles mit gleichem Recht nebeneinander existierend. Die Kunst ist gerade das Widerspiel: sie entspringt aus den Bemühungen des Individuums, sich gegen die zerstörende Kraft des Ganzen zu erhalten." — Dieses Heilmittel versagte dem Kranken, den Goethe ein Jahr später im „Werther" zeichnete: ihm ist die Natur ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer; ihm fehlte die künstlerische Gabe, sich gegen die zerstörende Macht des Ganzen zu erhalten.

Goethe sowohl als Jerusalem hatten in Wetzlar ein bestimmtes Geschäft, Werther macht zuerst den Eindruck eines Müßiggängers. Aber dieser Eindruck verliert sich bei näherem Zusehen. Werther geht allerdings, wie der spätere Wilhelm Meister, auf allseitige Bildung aus, in welcher die Wetzlarer Idylle nur eine episodische Stelle einnehmen kann; aber als Künstler traut er sich einen bestimmten Beruf zu, den Beruf eines Landschaftsmalers, der es freilich noch nicht zur Meisterschaft gebracht hat. „Wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen

Halmen, die unzähligen unergründlichen Gestalten all der Würmchen, der Mücken näher an meinem Herzen fühle, und fühle das Wehen des Allliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt; wenn's dann um mein Auge dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruht wie die Gestalt einer Geliebten, dann denke ich oft: Ach, könntest du das dem Papier einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes! — Aber ich unterliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen." — „Was frommt die glühende Natur an deinem Busen dir? was hilft dir das Gebildete der Kunst rings um dich her? wenn liebevolle Schöpfungskraft nicht deine Seele füllt und in den Fingerspitzen dir nicht wieder bildend wird!" — — „Noch nie war meine Empfindung in der Natur bis aufs Steinchen, bis aufs Gräschen herunter voller und inniger, und doch — ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll — meine vorstellende Kraft ist so schwach, alles schwimmt, schwankt vor meiner Seele, daß ich keinen Umriß packen kann. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin niemalen ein größerer Maler gewesen als in diesem Augenblick."

Über seinen Beruf zur Malerei hat sich Goethe gründlich getäuscht, vom Anfang bis zum Ende seines Lebens, und doch empfand Werther nicht unrichtig. Kein Dichter hat mit so feinem malerischem Auge die Natur gesehen und wiedergegeben als er. „Es war," heißt es in „Dichtung und Wahrheit", „ein inniges Anklingen, ein Mitstimmen in die Natur, so daß ein jeder Wechsel, es sei der Ortschaften und Gegenden oder der Tags- und Jahreszeiten, mich aufs innigste berührte." — Die Natur wird gleichsam angehaucht von den Bewegungen des Gemüts und nimmt die Farbe desselben an; die Ereignisse finden ihren Wiederklang im Jahreswechsel, im Wetter; Natur und Gemüt sind gleichsam zwei Seiten, die einander ergänzen wie der malerische und poetische Blick.



Jerusalems Wohnhaus in Wetzlar.

Auch der Dichter der „Neuen Heloise" war ein großer Landschaftsmaler; er kannte und zeichnete die Alpennatur in ihrer starren Größe. Goethe kannte damals

nur die Rheingegend, die er als Wanderer durchstreift; in ihm lebte das Große der Natur erst in Ahnung und Sehnsucht. Aber er wußte dieser Sehnsucht den rührenden, entzückenden Ausdruck zu geben.

„Wenn ich sonst vom Fels über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überschaute und alles um mich her keimen und quellen sah ... wenn dann die Millionen Mückenschwärme im letzten roten Strahl der Sonne mutig tanzten ... wenn das Geniste, das den dürren Sandhügel hinunterwächst, mir all das innere glühend heilige Leben der Natur eröffnete: wie umfaßt ich das all mit warmem Herzen, verlor mich in der unendlichen Fülle und die herrlichsten Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich all lebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir und Wetterbäche stürzten herunter; die Flüsse strömten unter mir, und Wald und Gebirg erklang. Und ich sah sie wirken und schaffen ineinander in den Tiefen der Erde, all die Kräfte unergründlich. Und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln die Geschlechter all, alles bevölkert mit tausendfachen Gestalten... Vom unzugänglichen Gebirg über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Oceans weht der Geist des Ewigschaffenden und freut sich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lebt. Wie oft hab ich mich mit Fittichen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken und nur einen Augenblick in der ungeschränkten Kraft meines Busens einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt." — Der Dichter ahnt das Glück in der Ferne, aber es blüht ihm entgegen, wo er zu Hause ist. Die echt deutsche Natur, der deutsche Himmel ist es, was den Werther verklärt.

„Ich erinnere mich lebhaft, wenn ich manchmal stand und dem Wasser nachsah, mit wie wunderbaren Ahnungen ich das verfolgte, wie abenteuerlich ich mir die Gegenden vorstellte, wo es nun hinflösse, und wie ich da so bald Grenzen meiner Vorstellungskraft fand! Und doch mußte das weiter gehen, immer weiter, bis ich mich ganz in dem Anschauen einer unsichtbaren Ferne verlor... Es ist mit der Ferne wie mit der Zukunft. Ein großes dämmerndes Ganzes ruht vor unserer Seele, unsere Empfindung verschwimmt darin wie unser Auge, und wir sehnen uns, unser ganzes Wesen hinzugeben, uns mit all der Wonne eines einzigen herrlichen Gefühls ausfüllen zu lassen... Und ach! wenn wir hineilen, wenn das Dort nun Hier wird, ist alles vor wie nach, und wir stehen in unserer Armut, und unsere Seele lechzt nach entschlüpftem Labsal! — Und so sehnt sich der unruhigste Vagabund zuletzt wieder nach seinem Vaterland und findet in seiner Hütte ... all die Wonne, die er in der weiten öden Welt vergebens suchte."

So hatte sich Goethe früher in Darmstadt als Wanderer in die Nähe von Como geträumt, wo im Abendsonnenschein die Ruinen eines Tempels ihm entgegenleuchteten. Die Frau, die in diesen Ruinen ihr Nest erbaut, hatte ihn gefragt, ob er Waren aus der Stadt ins Land trage? Dem Kunstkenner war diese Frage homerisch vorgekommen, er hatte gelächelt, aber die Naivetät beneidet. Nun, in der heimischen Welt, begegnen ihm wiederholt solche homerisch einfache Gestalten, deren Beschränkung ihn rührt, mit denen er sich zu verständigen sucht, zu denen er flieht aus der verkünstelten Civilisation. Rousseau hatte parfümierte Kleider und parfümierte Empfindungen nötig; Werther sucht das Einfachste und Natürlichste auf: halb schmutzige Kinder, alte Frauen, die einen Tag in den anderen leben. Der alte Roman suchte das Poetische in der entlegensten Ferne, Werther kehrt ins deutsche Leben ein; im Nächsten, das ihn umgiebt, in der heimischen Enge, die den weiteren Horizont ausschließt, ruft ihm die Natur, die Poesie, die Liebe, das Glück. In den gemeinen Scenen des

häuslichen schlichtbürgerlichen Lebens fühlt der Wanderer sich wohl, nicht in der Dämmerung einer physiognomielosen Feenwelt. Homerische Welt — und dabei blauer Frack und gelbe Beinkleider! oder die hohen Frisuren, die wir aus Chodowiecki kennen; seine Reise nach Danzig fällt unmittelbar vor den Werther. Der Landprediger von Wakefield hat ebenso auf den Werther gewirkt wie die Neue Heloise. Der Landschaftsmaler achtet auf das Bescheidene, das Heimische. Der Brunnen mit den plaudernden Mädchen, die Linde vor dem Pfarrhaus, die schlicht behäbige Wirtschaft — welch Gefühl hat Werther für das alles! Es imponiert dem Wanderer wie etwas Neues.

Mit demselben Gefühl ist Lotte gezeichnet. Rousseau, Klopstock und Wieland stellten den geliebten Gegenstand auf ein künstliches Piedestal, sie liehen ihm Hoheit und Anbetungswürdigkeit; Lotte hat nichts von Julie, nichts von Fanny oder Sophie, sie ist ein schlichtes Bürgerkind; aber wenn auch nur leicht skizziert, kommt die Anmut der Gestalt vollkommen heraus. Wie geflissentlich führt uns der Dichter die Geliebte in recht prosaischen Beschäftigungen vor: wie sie Butterbrote schneidet, wie sie im Pfänderspiel Ohrfeigen austeilt — sehr zum Verdruß des ehrsamen Kestner! Das Gefühl der Liebe spricht sich rein subjektiv aus, aber mit einer Gewalt, die nur aus reicher Erfahrung entsprang.

In der ersten Ausgabe des „Werther“ spielt das Motiv des gekränkten Ehrgeizes eine wichtigere Rolle als in der späteren Bearbeitung. Der Vorfall in der Gesellschaft des Grafen Bassenheim, der Jerusalem begegnet war, hat Einfluß auf Werthers Selbstmord. „Den Verdruß, den er gehabt, konnte er nicht vergessen; er erwähnte desselben selten, doch wenn es geschah, so konnte man fühlen, daß er seine Ehre dadurch unwiederbringlich gekränkt hielt und daß ihm dieser Vorfall eine Abneigung gegen die Geschäfte und politische Wirksamkeit gegeben hatte. Daher überließ er sich ganz der wunderbaren Empfindungsart, die wir aus seinen Briefen kennen, und einer endlosen Leidenschaft, worüber endlich alles, was thätige Kraft an ihm war, verlöschen mußte. Das ewige Einerlei eines traurigen Umgangs mit dem geliebten Geschöpf, dessen Ruhe er störte, das stürmische Abarbeiten seiner Kräfte, ohne Zweck und Aussicht, drängte ihn endlich zu der schrecklichen That.“

Dies Motiv des gekränkten Ehrgeizes hat der Dichter nicht aus seiner Seele geschöpft. Der Abneigung und Scheu vor dem Adel, einem stark hervortretenden Motiv bei vielen der tonangebenden Dichter, begegnen wir bei Goethe nie: von der frühesten Jugend wird er in den vornehmsten Zirkeln als ebenbürtig aufgenommen. „Gegen die oberen Stände war ich durch den Götz sehr gut gestellt: manche Familie, die sich aus jener Zeit noch tüchtig herschrieb, hatte die Aussicht, ihren Eltervater noch gleichsam ans Tageslicht herangezogen zu sehen. — In meiner Vaterstadt wirkte der höhere Adel für sich, unbeneidet und fast unbemerkt; ein zweiter sich annähernder Stand mußte schon strebsamer sein; auf alten vermögenden Familienfundamenten beruhend, suchte er sich durch Rechtsgelehrsamkeit bemerklich zu machen. Wir anderen hatten, was wir wollten: freien und gebilligten Gebrauch unserer von der Natur verliehenen Talente.“

Der Werther der Dichtung fühlt seinen Mangel an Initiative, nachdem ihm die äußere Bestimmung fehlt, nachdem man ihm durch Kunstkrämerei auch sein Zeichnen verleidet, als Schicksal; er läßt sich in sein Verhängnis treiben. Wie dies auf ihn einstürmt, hat Goethe mit einer genialen Energie dargestellt, gegen welche Rousseaus Gedicht matt, schal und langweilig aussieht. Das Werk des Jünglings zeugt von einer Meisterhand.

„Ich lache über mein Herz und lasse ihm seinen Willen!“ schreibt Werther, der am 9. Juli zu Lotte zurückkehrt. Dies ist nicht, wie in der Neuen Heloise, eine müßige Wiederaufnahme alter Motive: mit gewaltiger dichterischer Kraft wird eine neue Stimmung angeschlagen. Die

Leidenschaft zu Lotte wird wild, bitter, gehässig: die ganze Welt nimmt eine finstere Farbe an. Die Sonne Homers, die ihm bisher seine Heimat erleuchtet, lischt aus, trüber ossianischer Nebel mischt sich in die Winterstimmung. „Ich fühle zu wahr, daß an mir allein alle Schuld liegt — nicht Schuld! — Genug, daß in mir die Quelle alles Elends verborgen ist, wie es ehemals die Quelle aller Seligkeiten war. Bin ich nicht noch ebenderselbe, der ehemals in aller Fülle der Empfindung herumschwebte, der ein Herz hatte, alle Welt liebevoll zu umfassen? Und das Herz ist jetzo tot, aus ihm fließen keine Entzückungen mehr, meine Augen sind trocken." — „Ich fühle, daß die Religion manchem Verschmachtenden Erquickung ist: nur muß sie denn das einem jeden sein? muß sie es mir sein? Sagt nicht selbst der Sohn Gottes, daß die um ihn sein werden, welche der Vater ihm gegeben hat? — Wenn ich ihm nun nicht gegeben bin?!" — „Mußte denn das so sein, daß was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elends wurde? Das volle warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit so viel Wonne überströmte, wird mir jetzt zu einem quälenden Geist, der mich auf allen Wegen verfolgt. Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes. Kannst du sagen: das ist! da alles mit Wetterschnelle vorüberrollt? — Da ist kein Augenblick, der nicht dich verzehrte und die Deinigen um dich her! Nicht die große seltene Not der Welt rührt mich, diese Fluten, diese Erdbeben: mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die im All der Natur verborgen liegt, die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte! Und so taumele ich beängstet, Himmel und Erde und all die webenden Kräfte um mich her; ich sehe nichts als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer." — Das Motiv ist nicht neu, aber mit einer solchen Beredsamkeit ist der Weltschmerz nicht einmal im Hamlet ausgesprochen.

Der Leser wird in diese Stimmung so vertieft, daß er den Selbstmord als natürliches Ende vorausempfindet. Werthers Krankheit ist unheilbar und zieht alles in Mitleidenschaft: Albert ist nicht mehr der gutherzige Kestner, sondern der eifersüchtige Brentano; Lottens Stolz bäumt sich gegen ihn auf und versetzt sie in Lagen, die unerträglich werden. Der weitere Verlauf ist meisterhaft dargestellt: der stärkste Ausbruch der Leidenschaft, der Rückschlag, Werthers Irrfahrt und Dezembersturm, endlich der Tod: mit einer ähnlichen Gewalt war noch von keinem deutschen Roman ein tragisches Bild gezeigt. Wie fein ist es gedacht, daß Werther schon vor seinem verzweifelten Entschluß eine liebe Tote begraben hat: „eingescharrt der kalten Erde, so eng, so finster! Erschüttert, geängstet war mein Innerstes! — Sterben! Grab! Ich verstehe die Worte nicht."

Von dem reifen und vollen Lebensgehalt der späteren Werke Goethes ist im „Werther" noch keine Rede; es ist eine Jugendarbeit, und doch vielleicht das Genialste, was er geschaffen: ganz von innen heraus, ganz auf einen Wurf! Er sprach, als ihm die Wertherstimmung völlig fremd geworden war, in späteren Jahren wiederholt seine Verwunderung aus.

Es war Goethes Absicht, den Roman schon zu Ostern erscheinen zu lassen; aber er zögerte lange, hauptsächlich wohl, weil er zweifelhaft war, wie die Freunde in Wetzlar das Buch aufnehmen würden.

„Wie oft ich bei euch bin, das heißt in Zeiten der Vergangenheit," schreibt Goethe im März 1774 an Kestner, „werdet ihr vielleicht ehestens ein Dokument zu Gesicht kriegen." — Bald darauf an Lotte: „Du bist die ganze Zeit vielleicht mehr als jemals mit mir gewesen. Ich lasse es dir ehestens drucken. Es wird gut, meine Beste! — Deine Silhouette ist noch in meiner Stube angesteckt... Daß ich ein Thor bin, daran zweifelst du nicht, und ich schäme mich, mehr zu sagen — denn

wenn du nicht fühlst, daß ich dich liebe, warum lieb ich dich?"

26. April, an Lavater: „Ich will verschaffen, daß ein Manuskript dir zugeschickt werde; denn bis zum Druck währt's eine Weile. Du wirst großen Teil nehmen an den Leiden des lieben Jungen, den ich darstelle. Wir gingen nebeneinander, an sechs Jahre, ohne uns zu nähern. Und nun hab ich seiner Geschichte meine Empfindungen geliehen, und so macht's ein wunderbares Ganzes."

ihr Menschen, die ich so liebe (daß ich auch der träumenden Darstellung des Unglücks unseres Freundes die Fülle meiner Liebe borgen und anpassen mußte). — Die Parenthese bleibt versiegelt bis auf weiteres."

1. Juni, an Schönborn nach Algier: „Allerhand Neues habe ich gemacht. Die Leiden des jungen Werthers, darin ich einen jungen Menschen darstelle, der, mit einer tiefen und reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwär-



Lottes Wohnzimmer in Wetzlar.

Anfang Mai, an Kestner, dem ein Knabe geboren ist: „Küßt mir die ewige Lotte! Sagt ihr, ich kann sie mir nicht als Wöchnerin vorstellen. Ich sehe sie immer noch, wie ich sie verlassen habe (daher ich auch weder dich als Ehemann kenne noch irgend ein ander Verhältnis als das alte — und sodann bei einer gewissen Gelegenheit fremde Leidenschaften aufgeflickt und ausgeführt habe, darauf ich euch warne, euch nicht zu stoßen). — Ich bitte dich, laß das eingeschlossene Radotage bis auf weiteres liegen, die Zeit wird's erklären."

11. Mai, Taufstag des Knaben: „Adieu,

mende Träume verliert, sich durch Spekulation untergräbt, bis er zuletzt, durch dazutretende unglückliche Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe, zerrüttet, sich eine Kugel vor den Kopf schießt."

16. Juni: „Adieu, liebe Lotte! Ich schick euch ehestens einen Freund, der viel Ähnliches mit mir hat, und hoffe, ihr sollt ihn gut aufnehmen; er heißt Werther und ist und war — das mag er euch selbst erklären." — Eine Freundin hat ihm von Lotte erzählt, und daß sie noch immer an ihn denke. „Schon gestern nacht wollt ich dir schreiben, aber es war nicht möglich; ich ging in meiner Stube auf

und ab und redete mit deinem Schatten, und selbst jetzt fällt mir's schwer, das dahinzukritzeln! — Soll ich denn niemals wieder, niemals wieder deine Hand halten?"

27. August las Goethe in Frankfurt den „Werther" vor; die Arbeit hatte die alte Neigung zu Lotte wieder rege gemacht, eine ehemalige Magd derselben hatte ihm von ihrer Jugend erzählt. „Wenn Beine der Heiligen und leblose Lappen, die der Heiligen Leib berührten, Anbetung und Sorge verdienen: warum nicht das Menschengeschöpf, das dich berührte, dich als Kind auf dem Arm trug, dich an der Hand führte! das Geschöpf, das du vielleicht um manches gebeten hast! Du Lotte gebeten!!! Engel vom Himmel! ... Die Nacht träumt ich von dir, ich wäre wieder zu dir gekommen, und du hättest mir einen herzlichen Kuß gegeben! ... Ich werde dir ehestens ein Gebetbuch, Schatzkästlein oder wie du's nennen magst, schicken, um dich zu stärken in guten Erinnerungen der Freundschaft und Liebe." — Endlich, 23. September, wird der „Werther" abgeschickt. „Lotte! wie lieb mir das Büchlein ist, magst du im Lesen fühlen. Und auch dies Exemplar ist mir so lieb, als wär's das einzige in der Welt. Du sollst's haben, Lotte! Ich hab es hundertmal geküßt, hab's weggeschlossen, daß es niemand berühre. — Ich wünschte, jeder läs' es allein für sich. — Nun werdet ihr die dunklen Stellen meiner Briefe verstehen. — Behaltet den Lebendigen lieb und ehret den Toten!"

„Euer Werther," schreibt ihm Kestner, „würde mir großes Vergnügen machen können, da er mich an manche interessante Begebenheit erinnert. Wie er aber da ist, hat er mich in gewissem Betracht schlecht erbaut. Ihr habt zwar in jede Person etwas Fremdes gewebt oder mehrere in eine geschmolzen. Das ließ ich schon gelten. Aber wenn Ihr beim Verweben und Zusammenschmelzen Euer Herz ein wenig mit raten lassen, so würden die wirklichen Personen, von denen Ihr Züge entlehnt, dabei nicht so prostituiert sein... Die wirkliche Lotte, deren Freund Ihr doch sein wollt, ist in Eurem Gemälde, das zu viel von ihr enthält, um nicht stark auf sie zu deuten, ist, sag ich — — doch nein! ich will es nicht sagen, es schmerzt mich schon zu sehr, da ich's denke. Und Lottens Mann! Ihr nanntet ihn Euren Freund — und das elende Geschöpf von einem Albert!" — — Erschrocken erwidert Goethe: „Es ist gethan, verzeiht mir, wenn Ihr könnt! — Ich schweige. Nur die frohe Ahnung muß ich Euch fürhalten, daß es das ewige Schicksal mir zugelassen hat, um uns fester aneinander zu knüpfen."

Seine Erwartung erfüllte sich, die Freunde grollten nicht lange. — „O könnt ich," schreibt Goethe am 21. November an Kestner, „dir an den Hals springen, mich zu Lottens Füßen werfen! ... O ihr Ungläubigen! würde ich ausrufen, o ihr Kleingläubigen! — Könntet ihr den tausendsten Teil fühlen, was Werther tausend Herzen ist, ihr würdet die Unkosten nicht berechnen, die ihr dazu hergebt! ... Ich wollt um meines eigenen Lebens Gefahr willen Werther nicht zurückrufen... Werther muß, muß sein! — Ihr fühlt ihn nicht, ihr fühlt nur mich und euch und was ihr angeklebt heißt und trotz euch eingewoben ist. — Wenn ich noch lebe, so bist du's, dem ich's danke... Gieb Lotten eine Hand ganz warm von mir und sag ihr: ihren Namen von tausend heiligen Lippen mit Ehrfurcht ausgesprochen zu wissen, sei doch ein Äquivalent gegen Besorgnisse, die einen kaum im gemeinen Leben, da man jeder Base ausgesetzt ist, lange verdrießen würden. — Wenn ihr brav seid und nicht an mir nagt, so schick ich euch Briefe, Laute, Seufzer nach Werther, und wenn ihr Glauben habt, so glaubt, daß alles wohl sein wird!"

„Er macht sich," schreibt Kestner am 30. November an Hennigs, „aus der ganzen Welt nichts, darum kann er sich in die Stelle derer, die so nicht sein können noch dürfen, nicht setzen. — Sie glauben nicht, was es für ein Mensch ist! Aber wenn sein Feuer ein wenig ausgetobt

hat, werden wir noch Freude an ihm erleben."

„Ich lag seither," schreibt Goethe am 21. Oktober an Sophie, „stumm in mich gekehrt und ahndete in meiner Seele auf und nieder, ob eine Kraft in mir liege, all das zu tragen, was das eherne Schicksal mir zugedacht hat; ob ich einen Fels fände, darauf eine Burg zu bauen, wohin ich im letzten Notfall mich mit meiner Habe flüchtete."

„Goethes Herz ist so edel als eines! Wenn er einmal in der Welt glücklich wird, so wird er Tausende glücklich machen, und wird er's nie, so wird er immer ein Meteor bleiben, an dem sich unsere Zeitgenossen müde gaffen und unsere Kinder wärmen werden. Lieben Sie ihn ferner! Ich sage Ihnen aber voraus: es gehört eine gewisse Stärke der Seele dazu, sein Freund zu bleiben." Das hatte Schlosser schon im November 1773 geschrieben, als er Goethes Schwester Kornelie heiratete und nach dem badischen Amt Emmendingen heimführte, wo er eine Anstellung gefunden hatte. — Die Ehe fiel unglücklich aus: Kornelie war kränklich, unzufrieden mit aller Welt; sie fühlte sich einsam, sie vermißte den Verkehr ihres geliebten Bruders. — Goethe hat sie im Profil gezeichnet: die Ähnlichkeit der beiden Geschwister frappiert, aber das Gesicht des Mädchens ist hart, steif, wenig erfreulich, auch ihre Briefe bieten wenig anziehende Züge.

„Fühlen Sie nun," schreibt Schlosser am 4. November 1774, als er ihm den „Werther" schickt, „alles Leiden, das unseren Freund bald ganz zerbrechen wird? Die große, nach vollkommenem Seelengenuß schmachtende Seele, die auf Erden nichts findet, sich zu sättigen, mit Hoffnungen nicht gesättigt wird, in der Verzweiflung nach einem Schattenbild greift und sich verzehrt, wie er das nicht erreicht!" — „Wenn ich mir ein fühlendes Klavier denke, auf dem immer falsch gespielt wird, so denke ich mir ein höchst unglückliches Geschöpf. Und das sind wir doch meist mit unserem Herzen! Oft, wenn der große Spieler es rührt, sind wir nicht gestimmt, und meist, wenn's gestimmt ist, ist der Spieler nicht da. — Ich möchte wissen, wie ein Mensch, dessen Herz nach etwas anderem ringt, als was in der Welt ist, leben kann und sich keine Kugel durch den Kopf schießt! Wenn ich glaubte, daß damit alles gethan wäre, wie lange wär's schon geschehen!"

„Werther" bleibt das Gewaltigste, was Goethe geschrieben. Noch heute empfinden wir seine Gewalt; wie mußte er damals wirken!

„Ich war siebzehn Jahre alt," erzählt Rehberg zwei Menschenalter später, „als ‚Werther' erschien. Vier Wochen lang habe ich mich in Thränen gebadet, die ich aber nicht über die Liebe und über das Schicksal des armen Werther vergoß, sondern in der Zerknirschung des Herzens, im demütigenden Bewußtsein, daß ich nicht so dächte, nicht so sein könnte wie dieser da! ... Werther war für alle, die in der äußeren Unmöglichkeit und inneren Unfähigkeit, Unternehmungen auch nur zu träumen, sich in Gefühlen schadlos halten. Die Gemüter waren durch Rousseau wohl vorbereitet. Nun ward im Werther die tiefste und innerste Quelle ihrer Gefühle und ihnen selbst unerklärlicher Gedanken aufgedeckt; es ward erlaubt, Gedanken laut werden zu lassen, Gesinnungen zu äußern, die man sich selbst kaum hatte gestehen dürfen."

Gleim vergleicht in einem Brief an Heinse den „Werther" mit „Laidion": „In einem Atem habe ich ihn gelesen! Die tiefste Weisheit, kurz und herrlich! Kommt alles aus dem Herzen und dem Geist! ... Aber — um eines Mädels willen sich tot schießen? Bist jung, lieber Sohn, thu's nicht!"

Heinse geriet über dies „göttliche Werk, ganz voll Kraft, ganz voll Größe", außer sich. „Das Herz ist einem so voll davon und der ganze Kopf ein Gefühl der Thräne. Die reinsten Quellen des stärksten Gefühls von Liebe und Leben im All fließen in lebendigen Bächen in unentweihter Herrlichkeit darin."

Claudius im „Wandsbecker Boten",

22. Oktober: „Weiß nicht, ob's 'ne Geschicht oder 'n Gedicht ist; aber ganz natürlich geht's her, und weiß einem die Thränen recht aus 'm Kopf herauszuholen. Ja, die Lieb ist 'n eigen Ding! ich kenne die Liebe durch Leib und Leben geht. Sie soll nur mit viel Ernst und Streben errungen werden und deshalb nicht sehr bekannt und beliebt sein; aber wer sie hat, dem soll sie auch dafür reichlich lohnen, bei Sonnenschein und Frost und Regen, und wenn Freund Hein mit der Hippe kommt."



Der Dom in Wetzlar.

Der „Hamburger Korrespondent", 26. Oktober, versichert, „das Buch müsse allen heilig sein, die gleich Werther warmes Blut in den jungen Herzen und in den Schwingen ihres Geistes Kraft fühlen, einen Flug über die gemeinen Sphären hinaus zu wagen." — Am wildesten gebärdeten sich toll gewordene Spießbürger, überfroh, endlich eine Pforte aus ihrer engen Behausung entdeckt zu haben.

sie, wie sie durch Leib und Leben geht, und in jeder Ader zuckt und stört, und mit Kopf und Vernunft kurzweilt... Aber wenn du ausgeweint hast, sanfter guter Jüngling! so hebe den Kopf fröhlich auf und stemme die Hand in die Seite! Denn es giebt Tugend, die wie

Mit dem „Werther", dem Evangelium der Liebe, beginnt für die deutsche Litteratur die schöne Jugendzeit.

Die Jugend gilt als das glücklichste Lebensalter; ihre Erinnerungen haften am längsten und bleiben dem Herzen am nächsten: nicht bloß die erste Liebe und die erste Philosophie, sondern jeder Narren-

streich. Es ist die Zeit des Werdens, in welcher Empfindung und Gedanke noch durch keine Bedingtheit geirrt war; auch der Tüchtigste muß, wenn er aus ihr heraustritt und im Endlichen zu wirken beginnt, mit Schmerz irgend etwas aufgeben.

Deutschland hatte nun eine schöne Jugend gefunden. Überall schießt freudig der Drang nach starkem Leben auf. Es sind fast ausschließlich junge Leute, die den Gesang anstimmen: unreif, oft verworren, nicht recht im stande, erträumte Empfindungen von wirklichen zu unterscheiden. Aber es ist ein tüchtiger Trieb des Herzens, der aus den Banden des Spießbürgertums ungebärdig sich losringt. Die Glieder sind der freien Bewegung noch so entwöhnt, daß jeder neue und große Gedanke gleich wie ein Schmerz empfunden, jeder Schritt ins Weite als ein unendlicher Sprung mit Entzücken gerühmt wird. Die Zahl derer, welche an jedem neuen Lied lebendig teilnahmen, gewissermaßen dazu mitwirkten, war verhältnismäßig groß, darum sind die Briefe jener Zeit von so großer Bedeutung. Jeder Schriftsteller gab seine Individualität preis und dachte sich sein Publikum als eine Reihe von Individualitäten: daher die frische und warme, wenn auch nicht selten übertriebene und inkorrekte Rede. Im ganzen genossen die damaligen Jünglinge viel, auch ihr Leid wußten sie zum Genuß zu erheben. Auch unser Herz, soweit wir durch unsere Bildung davon getrennt sind, hängt am innigsten an dieser warmen Jugendzeit.



Der Goethebrunnen bei Wetzlar.

Unsere Abbildungen zeigen einige der aus Goethes Aufenthalt in Wetzlar und den Schilderungen im „Werther" bekannten Örtlichkeiten. Die Redaktion.





Auckland von Süden, vom Berge „Eden“ aus gesehen.

Ein Ausflug nach Neuseeland.

Von

Franz Reuleaux.

Von Sydney nach Auckland.

Es war am 26. Juni 1881, als ich mit Dr. S. zusammen im Hafen von Sydney den nach Neuseeland bestimmten Postdampfer bestieg. Der schöne sonnige und doch kühle Tag, ein australischer Wintertag, war von uns benutzt worden, um Sydneys prächtigen botanischen Garten, in welchem das Rosenblühen nie aufhört, und die baulustige Stadt zu durchstreifen, die naturgeschichtlichen Sammlungen im Museum und die technologischen im ehemaligen Ausstellungspalast zu besichtigen. Abendlicher wurde es, als nun der Dampfer langsam, die Jacksonbai durchschneidend, nach Osten rauschte. Zur Rechten, auf der Südseite des so buchtenreichen Golfes, zogen Sydneys Häusergruppen vorüber, links das weniger bebaute, waldige Norduser. Eine halbe Stunde mindestens hatten wir noch bis zur offenen See, da der Dampfer im Hafenbereich nur mit halber Kraft fuhr. Coulissenartig schoben sich bei unserer Fahrt die Vorsprünge oder Landzungen zwischen den einzelnen Buchten vor und zurück. Jetzt verschwand die „runde“ Bucht mit ihren belebten Werften und zahlreichen Schiffen hinter dem „Gouverneurshügel“, auf welchem das Gouvernements-Gebäude, Lord Loftus' Wohnsitz, hinter Bäumen hervorschaut; seine gotischen Burgtürme schienen auf den Zehen zu stehen, um eben über die Laubkuppen noch einen Blick vom Binnenhafen erhaschen zu können. Nun die tiefe, im weiten Halbkreis geschwungene Bucht Farm Cove, rings von dem kürzlich fertig gewordenen, sauberen Sandsteinbankett eingefaßt, von den wechselvollen, reichen Baumgruppen des botanischen Gartens halb umarmt. Hinter letzterem stieg nun der Ausstellungspalast — Gartenpalast hatte ihn Lord Loftus getauft — mit seinen Ecktürmen und der elegant gerippten Mittelkuppel formenklar empor, wunderbar gehoben durch die Vorhügel und Baumwipfel des Parkes. Wir ahnten nicht, als wir Architekt Barnetts schnell, aber in guter Stunde entworfenes Werk mit bewundernden Blicken überflogen, daß

es nach Jahresfrist von gefräßigen Flammen verzehrt und von der Hügelkette weggefegt sein würde.

Jetzt schloß sich wieder die Bucht mit dem felsigen Riff, das den Namen des ersten Gouverneurs von Sydney oder vielmehr der Gattin desselben verewigt. „Lady Maquaries Sitz“ heißt der klippige Vorsprung nach einer in den Felsen gehauenen Steinbank, von welcher aus die Dame gern die herrliche Aussicht über den Hafen genossen. Der Sydneyer wird niemals müde, in Muße- und Feierstunden nach Maquaries Chair hinauszuwandeln, um die prächtige Aussicht zu betrachten. Er ist auch nicht wenig stolz auf dieselbe. „Wie finden Sie unseren Hafen? How do you like Sydney?“ sind stehende Fragefiguren, welche der Fremde monatelang zu beantworten geübt wird.

Nun wieder eine tief eingeschnittene Bucht mit buntem Leben am Ufer, hinter welchem die hellen Häuser und Straßen wie ein Amphitheater weit hinansteigen. Wullumullu ist der Beiname der Bai, so recht australisch, offenbar den Eingeborenen abgelauscht. Nur halb ist dies richtig, wie ich Dr. S. erklären konnte. Droben auf dem Hügel hatten die englischen Ansiedler in den zwanziger Jahren eine Windmühle aufgerichtet. Das sonderbare Ding mit den langen Armen wollten die damals noch in der Nähe wohnenden „Schwarzen“ doch benennen lernen und hatten das ihnen vorgesprochene „windmill“ („huindmüll“) in der Form „wullu mullu“ ihren dicken Lippen zurechtgemacht. Zuerst im Scherz angenommen, ist dann das Wort geblieben, die Mühle freilich längst verschwunden; die Stadt hat ihre Stelle lange schon überbaut.

Nahe vorüber kommen wir nun an Garten-Eiland mit seinen Hügeln und seinem frischen Grün, freundliche Häuserchen am Ufer; dahinter ragt Darling Point, die lieblichste und freundlichste der Landspitzen, zwischen den Buchten weit hervor in den Golf, malerisch begrünt und bebaut, ihren Namen landschaftlich völlig rechtfertigend.

Nicht lange, und es schiebt sich vor die Aussicht eine rauhe, steinige kleine Insel, welche nach den Teufeln der paradiesischen Bucht, den Haien, benannt ist. Häßlich und in die Bewunderung kalt einschneidend, erinnert sie den Vorüberfahrenden an die greulichen Bestien, welche der blaue Spiegel vor uns so glatt und schimmernd deckt.

Die Doppelbucht, die Rosenbucht und andere folgen, verstreute Häuser, Landsitze, aus dem Grün hervorschauen lassend; da sieht man auch das Landgut Sir Daniel Coopers, des Vertreters von Neusüdwales in London; auch so mancher andere der dort aus dem Grün blickenden Giebel gehört ihm, diesem zweiten „Marquis von Carabas“ für den Neuling, welcher beim Spaziergang da drüben nach dem Besitzer der ihm so sehr gefallenden Bauten fragt.

Links von uns hebt sich nun ganz nahebei das Fort von Sydney aus den Büschen hervor, welche den steilen Hügel krönen. Wer genauer hinsieht und die Örtlichkeit etwas kennt, unterscheidet auch deutlich die Kanonen, die da droben nur eben über das Bankett heraussehen, wie auf dem Bauch liegende Lauerer, die fünfundzwanzigtonnige vor allem, welche demnächst durch ein Vierzig- oder Fünfzigtonnenstück ersetzt werden soll, damit das natürliche Hafenthor, dem wir uns jetzt nähern, auf alle Fälle gut bewacht sei. Aber nicht genug. Unten am Felsenfuß des Forts sieht man einen kleinen Einbau zwischen den Büschen. Es ist eine höhlenartige, tiefe, feste Grotte, die man dort ausgesprengt und ausgebaut hat; darin liegen die Fischtorpedos bereit, die dem Angreifer entgegenzuschnauben bestimmt sind. Zwei strategische Linien kreuzt auch soeben unser Schiff, auf deren erster so und so viele Seeminen liegen, das heißt eingesenkt werden im Kriegsfall, die vom Fort aus elektrisch entzündet werden, wenn etwa ein eindringendes feindliches Panzerschiff die noch weiter nach vorn gelegene Linie von Kontakt-Seeminen ungesprengt passiert haben sollte. Auf die Frage, von welcher Nation man denn eigentlich einen Angriff jemals besorge, erhält man dunkle

und mit Achselzucken begleitete Antworten, aus denen heraus etwa „Russia“ zu verstehen ist.

Weiche lange Schwellungen der Wasserfläche schwenken jetzt unsere Rotomahana, welche nunmehr mit ganzer Kraft zu arbeiten beginnt, langsam hin und her. Es sind die Wellen aus der offenen See, welche zwischen den beiden majestätischen Felsenhäuptern hereinwogen, die als Thorpfeiler am Eingang von Port Jackson stehen. Der nördliche Pfeiler, das sogenannte Nordhaupt, ist noch unbebaut; das Südhaupt dagegen trägt den freundlichen hellen Leuchtturm, „Maquaries Leuchthaus“ genannt, dessen Drehlicht allabendlich bis Sydney hinüber seine Kreise zieht. Zu Füßen des Leuchthauses hat sich eine kleine Ansiedelung angesetzt, da der aussichtreiche Platz ein beliebtes Ausflugziel für Feiertagsspaziergänger der Stadt bildet. Erwartungsvoll sucht so mancher dort mit dem Fernrohr des Restaurateurs den Ocean ab. Nahe dem Leuchtturm steht auch ein Flaggenstock, die herannahenden Schiffe hinüber zu signalisieren nach dem Flaggenstabhügel in Sydney. Alle Sydneyer kennen die verschiedenen Flaggenzeichen, welche der Späher vom Leuchthaus je nach Landsmannschaft und Art des herannahenden Seeschiffes hinaufflattern läßt auf den schlanken, seilverspannten Mast.



Maorifrau.

Das Südhaupt fällt nicht so plötzlich und steil ins Meer ab wie der nördliche Felskopf; klippige, rauhe Trümmer hat der vorgeschichtliche Einsturz der Felsenbank, welche die wilde See einst vom Lande schied, hinterlassen, unkundigen Schiffern Verderben drohend. Gestern noch hatten wir es näher angesehen in der nahegelegenen Coogee-Bai, wie die Zer-

störung vor sich geht. Ganz flach, horizontal, liegen die geschichteten Felsbänke; unten spült das Meer sie an mit Wogenprall und frißt allmählich die weicheren Schichten weg, tief hinein, bis endlich der obere Felsaltan niederstürzt, eine weite Lücke reißend. Mehrere hundert Meter noch zieht sich vom Südhaupt die unregelmäßige Klippenreihe nach der Einfahrt der Bai hin. An sie brandete jetzt das im herabsinkenden Abend anströmende Meer, so daß seine grauen Wogen sich zerschlugen und hoch aufspritzten über den verstürzten, aber doch noch unbesiegten Steinwall, den es vergeblich zu unterwühlen sucht, eine jähe Tiefe vor ihm höhlend.

Groß und erhaben ist das Meer, aber auch ebenso furchtbar. Steht doch auch alles, was für uns wahrhaft groß ist, auf dem Hintergrunde des Furchtbaren. Einer der Mitreisenden erzählte, als wir hinaussteuerten, die mir schon bekannte Begebenheit, wie vor etwa zwanzig Jahren in nicht einmal sehr stürmischer Nacht dort der Melbourner Postdampfer untergegangen. Der Kapitän hatte ganz gut den Leuchtturm gesehen, aber, sich offenbar in den Gestalten der Klippen irrend, zu früh den Befehl gegeben, westlich einzubiegen. Plötzlich sah man sich dicht vor den Felsen, und noch ehe auch nur ein Versuch zum Wenden gemacht werden konnte, zerschellte ein entsetzlicher Stoß Kiel und Boden. Ein furchtbarer Aufschrei von den achtzig Verlorenen, und das Schiff schlug und schwankte in den Abgrund. Ein einziger Mann hatte sich ins Takelwerk hinaufarbeiten wollen, wurde aber hoch im Bogen weg- und ans Land geschleudert, wo man ihn am nächsten Morgen mit gebrochenen Gliedern, fast



Maorifrau.

zum Wahnsinn verstört, zwischen den Felsen liegend fand.

Wir fuhren in die rasch herabsinkende Nacht hinaus, froh, daß bald die Theestunde angeläutet wurde. Angenehm schien die Fahrt trotz des schönen Wetters, das wir am Lande gehabt, nicht werden zu wollen. In der Nacht rollte das Schiff mehr und mehr, und als der Morgen graute, hatten wir den blasenden Süd in voller Frische, dazu die sogenannte australische Strömung, welche in dem Meer zwischen dem Kontinent und Neuseeland Golfstrom spielt. Im Winter, und darin waren wir ja eben, geht sie nach Norden, im Sommer nach Süden. Für uns hatte sie sich zum Wind gesellt, der, schadenfroh über die Seekranken an Bord, das Seinige mitthat, um die Rotomahana auf der ganzen viertägigen Fahrt auf Backbord überhängend zu machen. Meistens stand das Schiff so schief, daß man auf Deck nicht frei gehen konnte. Ungefähr ebenso schief hing einem der Magen fast den ganzen Tag. Gefühl und Folgen für die Mehrzahl der Kajütenreisenden mag sich der Leser ausmalen; die Damen bekamen wir einfach gar nicht zu sehen. Man that übrigens, was man konnte, um sich frisch zu halten; leider wurde der Aufenthalt auf Deck halbe Tage lang durch Regen fast unmöglich gemacht. Nur wenig half uns — allerdings war es eine Anregung —, daß wir dort nördlich, unter dem Wind, die interessante Norfolkinsel liegend denken durften, auf welcher die wunderbarste Flora einst die Entdecker und später noch mehr die hingesandten Forscher belohnte; unsere botanischen Gärten haben so manchen Sprößling und Keimling von dort bekommen und heraufgepflegt zum botanischen Hochgenuß von Kennern wie Laien. Endlich am Frühmorgen des fünften Tages kam bei hellem Sonnenschein Land in Sicht, und der Kapitän versprach, obgleich das Schiff immer schief rollte und stieß, in einer Stunde glatte See.

Rasch entwickelte sich auch die Küste und das nicht ohne malerischen Reiz in die See hinaustretende hohe Kap. Es heißt Kap Maria Van Diemen. So hat sein europäischer Entdecker, Abel Tasman, es getauft, wohl nach der Gemahlin seines hohen Chefs, des Generalgouverneurs von Holländisch-Indien, der ihn zum Entdecken neuer Länder ausgesandt; oder, so fragte ich mich beim Anschauen der hellgelblichen, steil aufsteigenden Kapbank mit dem weißen Leuchtturm darauf — ist Maria die Tochter und Abel Tasman der junge Seeheld, den sie zu Thaten begeistert hatte? Damals (1642) ging Holland hinaus in die unbekannte Südseewelt, Länder zu suchen und zu nehmen, während Deutschland „kämpfen mußte in dem Kampf der großen Zeit", um seine reformatorische Mission blutend zu erfüllen. Hollands Bestrebungen blieben indessen dort mehr theoretischer Natur, indem es die nötige Nachschubkraft nicht ausübte; was es dort entdeckte, auch benamt hat, Tasmans Insel einbegriffen, ist in den Besitz seines damaligen Rivalen übergegangen. Sein Verfahren lief aus, wie heute unsere Forschungen in Afrika auslaufen zu wollen scheinen, wo wir auch für andere recht genau und geschickt die Länder suchen; nicht wahr, Herr Doktor?

Wir hatten jetzt auf Backbord die Dreikönigsinseln — oder heißt es die drei Königsinseln? denn es sind der felsigen, schwach begrünten Kuppen drei, auf denen einige Maorifamilien wohnen sollen — passiert und kamen genau nördlich vor das Kap, als die vom Kapitän als Termin gesetzte Stunde ablief, mit ihr aber auch der schiefe Druck und das unruhige Stoßen der Wellen. Diese lieferten uns nur noch ein schönes lebendiges Schauspiel. Das wogte, das brandete! Da jagten sie hin, große gewaltige Wellen, die kleineren verfolgend, die mit weißen Kämmen die Trümmer überliefen, welche sie einst vom Kap heruntergebrochen, und die jetzt vor demselben eine klippige Schutzwehr bilden gegen den Ansturm aus West und Nord — jetzt hat die große Welle die kleinen eingeholt, aber sie trifft auf einen Felskamm und spritzt und zerspritzt gischtend hoch hinauf, während das kleine Wellenvolk,

seitlich sich duckend, davonrennt, links und rechts, und es sehr gut findet, klein zu sein.

Im friedlichen sonnenglitzernden Wasser wurde die Strecke westöstlich zurückgelegt — alle Reisenden wieder munter an Deck — bis wir etwas jenseits des eigentlichen Nordkaps von Neuseeland angelangt waren. Dort wurde mit einemmal der Kurs des Schiffes fast genau um einen rechten Winkel geändert, indem wir nunmehr nahezu südlich zu laufen hatten; aufzunehmen hatten. Zu beiden Seiten blieb das Ufer nahe, fast immer prächtig bewaldet, in Buchten und Felsvorsprüngen formenreich gegliedert, als wolle es wetteifern mit Port Jackson. Und doch lastete wie ein Druck darauf die Einsamkeit, denn weit und breit war kein Haus, kein Gehöft, kein Weg zu erblicken. Bewohnung ist es doch immer, nach der man, gleichsam Stütze suchend, ausschaut vom Schiff; man überrascht das Gemüt darin, daß



Behausung des Maorikönigs Potato.

das Wetter indes behauptete seine Schönheit und Ruhe. Die richtigen Küstenfahrer wurden wir. Ganz nahe zur Rechten nämlich behielten wir fortwährend die reich bewaldete Küste, meist felsig ins Meer abfallend, Inselchen davor, in tiefen Einschnitten dann und wann hübsche Blicke gewährend.

Gegen nachmittag erreichten wir die „Inselbucht" oder Eilandsbucht (Bay of Islands) und wendeten um ein malerisch vorspringendes Kap wieder westlich hinein in die viele Meilen tiefe Hafenbucht; denn es ging nach der Niederlassung Russell hin, wo wir anzulegen und Post seine Bewunderung landschaftlicher Schönheit schwer oder nicht zu trennen ist von seiner Naturanlage zur Geselligkeit. Endlich werden indessen die wenigen Häuser von Russell sichtbar, auch größeres Menschenwerk; denn dort in der Spitze der Bucht wird ein mächtiger Damm gebaut und ein ausspringender Hügelrücken durchstochen für Straße oder gar Eisenbahn. Es war abendlich geworden. In Russell drüben blinkten schon einzelne Lichter auf, und nun kam auch, noch ehe wir Anker geworfen, das Hafenboot heran, die helle Laterne am Bug. Der Offizier rief etwas herauf; nicht verstanden! Nochmals rief

er, was jetzt einer dem anderen weitergab: „The Tararua is lost“, die Tararua ist gescheitert, unser Schwesterschiff, am gestrigen Abend, einige siebzig Personen sollen umgekommen sein, nur zehn oder zwölf gerettet, Kapitän auch ertrunken! Fröstelnd überlief es uns; blasse Gesichter ringsum, nur halblaut das Gespräch. Einige Tage später wurden die Einzelheiten bekannt.



Im Urwald, unfern Auckland.

Die Tararua war von Wellington, der Haupt- und Parlamentsstadt Neuseelands, an dem Südende der nördlichen Insel gelegen, nach Melbourne abgegangen und hatte ihren üblichen Weg durch die Foveauxstraße nehmen sollen, welche zwischen der Südinsel und der noch südlicheren kleinen Stewartinsel hingeht, wie die Magelhaens-Straße zwischen Südamerika und Feuerland. Man näherte sich der Straße bei sinkender Nacht, nahm aber in unerklärt gebliebenem Irrtum den Kurs eine viertel oder halbe Stunde zu früh westlich. Auf einmal sah man sich, nachdem Verschiedene schon gemeint, Brandungsgeräusch gehört zu haben, in „weißem Wasser“, und ehe man des Schiffes zum Umkehren Herr geworden, stieß es auch schon auf den felsigen Grund. Von Loskommen war keine Rede; rasch drang das Wasser durch den Leck herauf, und die Wogen schlugen mit Gewalt gegen das unglückliche Schiff. Nur einem Boot gelang es, der Küste nahe zu kommen; aber nicht vollständig heran, dann zerschellte es schon. Die Insassen kamen aber zum größeren Teil davon, indem sie durch das Wasser zu waten vermochten und so ans Ufer gelangten. Sie konnten noch die schwachen Hilferufe der Zurückgebliebenen eine Zeit lang vernehmen, dann ward es still. Beim Morgengrauen warf die Brandung nur noch Trümmer der verschwundenen Tararua an den Strand.

Wir schliefen auf unserem still in der Bucht vor Anker liegenden Schiff. Der nächste Morgen war schön und frisch. Vom nahen Ufer ruderten Maoris heran in zwei Booten von ihrer eigenen Anfertigung, bestehend aus einem großen gehöhlten Baumstamm mit aufgesetzten wasserdicht angeschlossenen Bordbrettern. Sie boten Früchte und Gemüse zum Kauf und waren civilisiert, das heißt sie trugen schmutzige, zerrissene, umgeknudelte europäische Kleidungsstücke an sich, ein seltsamer Anblick, der uns noch öfter zu teil wurde. Ihre Gesichtsfarbe ist braun, das Haar stark, meistens straff, doch auch manchmal wellig und gelockt. Mit ihren auf Wangen und Kinn tättowierten Gesichtern sahen sie schwatzend, lachend und ihre Ware anbietend herauf. Man wurde sie indessen bald müde, und nachdem sie an den Schiffskoch ihr Gemüse und Obst zum guten Teil losgeworden, ruderten sie wieder davon und verschwanden bald hinter den bis ins Wasser vortretenden Büschen. Inzwischen wurden Waren aus- und eingeladen; ans Land aber konnten wir nicht, da angeblich das Schiff „sogleich“ abgehen werde, welches Sogleich aber erst spät nach mittag in Vollzug trat.



Im Urwald, unfern Auckland.

Die wenigen Häuser von Russell schienen auch Anziehendes kaum zu bieten, und doch lag in ihnen ein Stück von der jungen Geschichte der Kolonie Neuseeland. Denn Russell war zuerst von Kapitän Hobson, dem ersten Gouverneur von Neuseeland, als Hauptstadt und Gouvernementssitz gewählt worden. Auch war in Russell, oder vielmehr dieser Niederlassung gegenüber am anderen Ufer der Inselbucht, im Jahre 1840 von den Maorihäuptlingen der Vertrag mit den Engländern unterzeichnet worden, nach welchem sie die britische Oberhoheit anerkannten.

Es geschah an einem kleinen Wasserfall, dem „Waitangi", dies ist zu deutsch „weinendes Wasser". Das Wasser mochte wohl weinen für die Maoris, welche den Verlust ihrer Freiheit, ihrer Selbständigkeit, ja eigentlich ihrer ferneren Existenz vertragsmäßig gutheißen. Denn das Herabschmelzen ihrer Zahl geht seitdem mit Schnelligkeit vor sich. 1840 waren ihrer noch 115000, aber 1878 nur noch 43000. Zur Zeit dieser letzteren Zählung betrug die „jährliche Abnahme", diese traurige Ziffer, welche die Geister der Wasser in Waitangi wohl ahnten, etwa 750. Was soll man diesen Daten gegenüber zu Macaulays Phantasmagorie sagen, welche nach einem Jahrhundert den Neuseeländer auf der Londonbrücke die Stätte betrachten läßt, wo einst ein untergegangenes Volk, die Engländer, geherrscht! Macaulay war eine zu redliche Natur, um im Hohn so zu sprechen; die Stunde indessen, wo ihm seine Phantasie den triumphierenden Maorisohn vorgaukelte, gehörte gewiß nicht zu seinen klarsten. Der Vertrag von Waitangi ist ein merkwürdiges Schriftstück; ethnographische Sammlungen sollten nicht verabsäumen, sich die photographische Kopie, welche zu haben ist, zu beschaffen. Einige der Häuptlinge konnten schreiben, ihren Namen wenigstens, die Mehrzahl nicht, aber sie trugen doch ihre Namen genau ein, indem sie nämlich den ihnen eigentümlichen Tattu, ihre Tättowierungsfigur, einzeichneten. Jeder Häuptling oder auch sonst hervorragende Maori oder Maorisohn bekam früher seinen eigenen Tattu zugeteilt und in die Haut eingearbeitet, der seinen Namen erkennen läßt oder doch wenigstens seinen Stamm. Die Zeichen haben also keineswegs bloß den Sinn, zu zieren, was sie bis zu einem gewissen Grade ja wirklich thun, sondern auch denjenigen, zu bezeichnen. Heute verliert sich das Tättowieren langsam. Mit Unrecht geben die braunen Landsöhne es auf; ist es doch ein Teil ihres ohnehin dem Untergang geweihten Selbst. Unsere Abbildungen zeigen zwei Maorifrauen: die eine (S. 132) in grobem Flachsgewand, von einem schon lange unterworfenen Stamme, weshalb ohne Tättowierung; an der Halsschnur ein beliebtes Amulett, Tiki genannt, aus Grünstein; am linken Ohr ebenfalls ein Amulett aus Grünstein, in Form eines flachen Stäbchens, tragend — die andere (S. 133) den Mantel von Neuseelandflachs umgeschlagen; die herabhängenden verzierenden Schnüre sind schwarz, die Päuschchen rot. Das Bild S. 135 zeigt die Behausung (Whare) des Maorikönigs Potato; der König und Familienmitglieder desselben auf der hohen bankartigen Hausschwelle; rechts und links im Schnitzwerk der beiden Dachbalken ein spiraliger Tattu.

Russell blieb nur kurze Zeit Gouvernementssitz; die umwohnenden Eingeborenen wurden doch den Kolonisten zu unbequem, so daß man — ich glaube schon nach Jahresfrist — die Centralverwaltung nach Auckland verlegte, wo sie bis 1865 blieb, um dann durch Parlamentsbeschluß nach Wellington verlegt zu werden. Auch geographisch konnte die Wahl von Russell als künftige Hauptstadt wohl nicht als angemessen angesehen werden, da die Eilandsbucht fast ganz am Nordzipfel der nördlichen Insel liegt, während Auckland mit seinem bequemen Hafen deren Mitte doch bedeutend näher gerückt ist. Und alles dies ging vor sich vor erst vierzig Jahren. Man tastete also vor dieser kurzen Zeit noch völlig unsicher umher, wo man die amtliche Niederlassung machen sollte. Kapitän Hobson wählte dann den anderen, geeigneter scheinenden Fleck aus, wo zur Gründung der Stadt Auckland geschritten wurde. Ein Jahr vorher hatte man eine Expedition ausgesandt, welche die vorläufige Bestimmung für einen Stadtplatz in der Cookstraße treffen sollte; auch dort begann man alsbald zu bauen, und zwar Stadt und Hafen Wellington, damals Port Nicholson genannt; nach Jahresfrist hatte die Stadt 1200 Einwohner. Jetzt zählt Auckland über 82000, Wellington über 52000 Einwohner und die ganze Kolonie gegen 420000, die braunen Maoris — nicht mitgerechnet. Wozu auch!

So gestattete uns denn Russell und das australische Handbuch, das wir zur Reisebegleitung genommen, einen Einblick in die so kurze als lehrreiche Geschichte einer Kolonie, welche heute ein emporkommender kräftiger Staat mit noch großartigen Aussichten ist.

Unsere Ausfahrt aus der stillen Inselbucht zog sich, wie gesagt, bis nach mittag hinaus, und als wir uns wieder dem Ausgang der Bai näherten, standen die prächtigen Felspartien und Felseninseln in einer farbigen abendlichen Beleuchtung mit tiefen warmen Schatten, an Capris steile malerische Küste erinnernd.

Der folgende Morgen brachte uns bei guter Zeit Auckland in Sicht. Der Lotse wurde aufgenommen und nun mit nicht ganz voller Kraft die quer vor dem Aucklander Hafen liegende Insel umfahren, welche als natürlicher Wellenbrecher vor der Reede sich parallel dem Ufer hinstreckt. Sie bietet einen reizenden Ausblick auf die südlich ihr gegenüberliegende Stadt und ist schon fast besät von freundlichen Landhäusern inmitten von Gärten und parkartigen Anlagen. Unsere Abbildung am Kopfe dieses Aufsatzes läßt die Insel und die Bucht, in welcher wir heraufuhren, deutlich erkennen. Im Hintergrunde ist der erloschene Vulkan Rangitoto sichtbar; die maorischen Einwanderer müssen ihn noch in voller Thätigkeit, den Himmel blutrot färbend, angetroffen haben; denn Rangi ist Himmel, toto Blut. Unser Bild stellt den östlichen Teil der Stadt dar; der sich unmittelbar anschließende westliche ist reichlich ebenso groß.

Waitemata, so heißt der Meeresstreif vor Auckland, den unser Dampfer jetzt durchfurchte nach der nicht mehr fernen Landungsbrücke hin; er glitzerte in der vom hellen Himmel herabstrahlenden Sonne. Wai ist Wasser, temata bedeutet, wie ein Kenner mir erklärte, glitzernd, glänzend. Schon der Name spricht also für die Hafenfähigkeit des gewählten Platzes. Im Hafen fanden wir eine Menge Schiffe, am Ufer aber auch gewaltige Bauthätigkeit zur Erweiterung der Anlegeplätze nach Osten hin, wie einer der Mitreisenden, der in Auckland wohnhaft war, mir von unserem günstigen fahrenden Standort aus erklärte. Bald lag unser Dampfer bequem an der Landebrücke, und wir nahmen dankend vom Kapitän der Rotomahana Abschied. Nach einer Viertelstunde hatten wir im Viktoriahotel auf aussichtsreicher Höhe Quartier gemacht.

(Fortsetzung folgt.)



Litterarische Mitteilung.

Von

Friedrich Spielhagen.

Neuere Novellen und Romane.



Neuere! nicht neueste, über die zu berichten von Tag zu Tag schwieriger wird, weil, wenn jeder Tag noch des Schicksals Schluß seine eigene Plage, so, scheint es, er auch seinen eigenen Roman haben soll oder doch bald haben wird. Und wie der gewissenhafte Berichterstatter daran verzweifeln muß, in des Wortes strikter Bedeutung au courant der erzählenden Litteratur zu sein und seine Leser au courant zu erhalten, vielmehr seiner Pflichterfüllung zu leben glaubt, wenn er nur ungefähr mit der unaufhaltsam vorwärts dringenden Tête des „Neuesten" Schritt hält, so mag ihm auch eine andere Freiheit, die er sich nimmt, wohl vergönnt sein — die Freiheit, in der wogenden Fülle der Erscheinungen unter so viel neuen fremden Gesichtern zuerst nach den alten bekannten auszuschauen und sie freudig zu begrüßen. Um so freudiger, möchte ich sagen, wenn sie noch ganz die alten bekannten sind; ich meine, wenn sie, in deren Physiognomien er einen neuen Zug zu finden weder hofft noch erwartet, jo nicht einmal wünscht, so doch auch keinen aufzeigen, der uns, indem er sich verzerrt und vergröbert hat, schmerzlich an die Flucht der Zeit mahnt und daß die Sonne, die einst so schön schien, sich zu ihrem Untergang neigt.

So begrüße ich denn mit voller ungetrübter Freude **Paul Heyses** altbekanntes geistvolles Gesicht in seinem **Buch der Freundschaft.*** Nicht, als ob ich die „Schwarze Jakobe" für eine jener Erzählungen hielte, die man zuerst nennen wird, wenn man von Heyse spricht! Aber wer so mit vollen Händen giebt wie er, dem kann und muß es passieren, daß ihm einmal eine geringere Münze durch die Finger läuft zwischen all den vollwichtigen Goldstücken. Oder welcher skrupulöseste kritische Manichäer würde „Siechentrost" nicht für ein solches nehmen? Und nun erst „Gute Kameraden" — nach meiner unmaßgeblichen Schätzung die eigentliche pièce de résistance des Bandes. Wahrlich, das ist echtestes Heysesches Gold, frisch aus der Münze! Wie das in vornehm-tiefem Glanze glüht! wie das so deutlich-scharf geprägt ist, trotzdem der kritisch-tastende Finger auch nicht die leiseste Unebenheit spürt! und wie schwer das in der wägenden Hand ruht! Ja, ihr werten jüngeren Kameraden, die ihr mehr oder minder laut und unwillig über das schlechte Avancement klagt und über die „alten Herren", die doch endlich nach fünfundzwanzig- oder dreißigjähriger Dienstzeit ein Einsehen haben und den Dienst quittieren sollten — es kann euch wirklich nicht erspart werden! Bevor ihr nicht Besseres als diese alten Herren leistet oder doch mindestens ebenso Gutes, Treffliches zu stande bringt, müßt ihr euch schon in Geduld fassen oder doch über euch ergehen lassen, daß man — bei aller Anerkennung eures strebenden Mutes und eurer offenbaren Verdienste um die Republik der Kunst und Wissenschaft — den „alten Herren", um es milde auszudrücken, den Vortritt gönnt. Dafür dürft ihr denn ja gern, wenn ihr unter euch seid, die Rangordnung umkehren und euch untereinander die fulminantesten Orden und tönendsten Excellenztitel verleihen; oder auch — was sich sehr gut macht — die litterarischen Heer- und Stimmführer anderer befreundeter (oder auch feindlicher) Nationalitäten und Nationen auf Kosten der einheimischen beloben und beräuchern. Nur wollt das eine nicht vergessen! Wie ungebührlich zäh sie sich auch erweisen, diese geschwätzigen alten Herren — einmal wird doch kommen der Tag, wo sie stumme

* Buch der Freundschaft. Von Paul Heyse. Neue Folge. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz, 1884.

Leute sind, und ihr das Wort habt, das ganz unbeschränkt sein würde, nur daß ihr mittlerweile dann auch nicht mehr so jung seid wie heute und bereits wieder hinter euch andere, noch jüngere stehen, die dasselbe Lied singen werden, welches ihr heute singt. Ob das Lied auch dann ebenso anmutig klingen wird wie heute? ob ihr nicht vielmehr etwas von „abwarten" und von „Rosen, die man nur mit der Zeit pflücken kann" und Ähnliches murmeln werdet — meint ihr nicht, daß das wohl aufzuwerfende Fragen sind selbst heute schon in den frisch, frei, fröhlichen Tagen eurer sporenklirrenden Jugend?

Verzeiht! ich bin etwas von meinem Thema abgekommen. Ich wollte von dem Wiedersehen mir längst bekannter Gesichter berichten, und da taucht eben das Karl Frenzels vor mir auf, der mit seinem Roman „Nach der ersten Liebe"* auf dem poetischen Pfade, welchen er mit „Silvia" nicht zum erstenmal, aber doch zum erstenmal mit voller Entschlossenheit betreten, einen tüchtigen Schritt vorwärts gethan hat. Ich meine den Pfad des modernen Romans, das heißt des Romans, der seine Aufgabe darin sucht und findet, dem jetzt lebenden Geschlecht, genauer der Gesellschaft von heute, noch genauer der Gesellschaft, in welcher der Dichter lebt und sich bewegt und zu Hause ist, den Spiegel vorzuhalten. Einen verklärenden Spiegel natürlich, wenngleich die Verklärung in nichts weniger als in Schönfärberei besteht, sondern darin, daß, was sich in ihm spiegelt, klarer, reiner, durchsichtiger, übersichtlicher, faßlicher erscheint, als es in der Wirklichkeit der Fall. Niemand trifft der Vorwurf der Schönfärberei weniger als Karl Frenzel; im Gegenteil: man könnte ihm eher den machen, daß er seine Gestalten in einem zwar sehr klaren und reinen, aber etwas nüchternen Lichte zeigt. Ich mache ihm diesen Vorwurf nicht. Ich meine, man kann ein sehr vorzüglicher Landschafter sein, ohne gerade Hildebrandtsche Gluten über seine Gemälde zu gießen; und wenn Makart seine nackten Menschenleiber in ein Kolorit taucht, das nicht von dieser Welt zu sein scheint, so wünschte ich für mein Teil jenen Leibern reinere Linien und menschlichere Proportionen. Auch wird der verständige Künstler seine Farbengebung dem jedesmaligen Gegenstande anzupassen wissen; und wenn nun der Dichter Menschen schildert, die ihre „erste Liebe" entweder schon lange hinter sich haben, wie in unserem Roman die „Gräfin" und „Hubert Lunau", oder solche, die aus sehr begreiflichen Gründen machtvoll gegen eine erste Liebe, die sie zu verderben droht, kämpfen und dieselbe überwinden, wie „Susanne" — so kann ihnen die Welt nicht von Eichendorffschem Mondschein überstrahlt sein und voll von Geibelschen Rosen stehen. Ach, keine noch so günstige Beleuchtung kann die einen über die Falten wegtäuschen, welche die Jahre in das einst glatte Gesicht gezogen, und über den Schnee, mit dem sie das einst braune Haupt überstreut haben! Und wenn die anderen, während sie sich an dem Duft der Rose berauschen wollen, schmerzlich an den Dornen sich ritzen und uns den Schmerz nicht verhehlen, den sie dabei empfinden, so lag auch das in der Konsequenz der Aufgabe, wie sie sich der Dichter hier einmal gestellt hatte. Freilich giebt es sonnigere Aufgaben, als die Welt zu schildern, wie sie dem „halb getrockneten Auge" erscheint, oder dem, das längst zu weinen verlernt hat; aber um so höher müssen wir den Dichter schätzen, der, ohne dem Ernst seiner Aufgabe das Mindeste zu vergeben, uns schließlich doch mit der Beruhigung entläßt, daß der Wert unserer sogenannten höchsten Empfindungen allerdings nicht ganz so groß sein dürfte, wie die feurige Jugend glaubt und uns andere, ältere, klügere glauben machen möchte, die Welt aber darum mit nichten für den Untergang reif ist, im Gegenteil das Leben, trotz alledem und alledem, vollauf wert, gelebt zu werden. Und das müssen wir von einem Leben urteilen, in welchem eine schöne Gerechtigkeit waltet, wie in dem Stück desselben, das der Dichter hier vor uns aufrollt. Es ist gerecht, wenn der Gräfin ein Glück, welches sie in ihrer wilden Jugend verscherzt hat, nicht zu teil wird in einem Alter, das nur ein Schönheitsmittel hat: den Ausdruck stiller, rückhaltloser Entsagung; es ist gerecht, daß sie den Mann, den sie einst um des schlechteren willen verschmähte, an ihre Tochter abtreten muß, an der sie bis dahin so unmütterlich grausam gehandelt; es ist gerecht, daß der Glücksjäger „Detlev" mit leeren Händen und der superkluge „Kandidat" mit langer Nase abzieht. Und wenn schließlich Mutter und Tochter sich versöhnt in die Arme sinken, so haben wir nichts dagegen, in Erwägung, daß wir schwachen Menschen übel daran wären unter einer moralischen Ordnung, die nur die Gerechtigkeit kennte und von der Gnade nichts wüßte.

Womit ich nicht gesagt haben will, daß „Nach der ersten Liebe" ein Buch ist, von dessen Lektüre sehr junge und also auch wohl sehr schwärmerische Damen und Herren ein besonders großes Vergnügen gehabt haben werden. Warum lasen sie es aber auch? Es stand ja schon im Titel, daß es für sie nicht geschrieben war!

Überhaupt wäre es so übel nicht, wenn uns die Dichter gleich in dem Titel oder in einer bündigen Note unter demselben sagen wollten,


* Nach der ersten Liebe. Roman von Karl Frenzel. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1884.

welchen Teil des Publikums — da sie sich das ganze verständigerweise ja doch nicht erhoffen dürfen — sie denn so recht eigentlich haben möchten.

Auch ein lieber alter Bekannter, Alphonse Daudet hat das letztere gethan und seinen jüngsten Roman **Sapho*** für seine Söhne geschrieben, wenn sie das zwanzigste Lebensjahr zurückgelegt haben werden; nur daß wir selbstverständlich für seine „Söhne“ seine „jungen Landsleute“ setzen müssen, als deren Repräsentanten er die leiblichen Sprossen in diesem bedenklichen Falle mit Fug und Recht ansieht. Und ich wollte, er hätte die Note gleich so formuliert und damit ausgesprochen, daß „Sapho“ wohl für junge Franzosen ein sehr nützliches, instruktives, vielleicht nötiges Buch ist, von jungen Deutschen aber füglich ungelesen bleiben kann. Denn, pflegte Berthold Auerbach zu sagen, wenn er ausdrücken wollte, daß dieser Roman, jene Novelle an dem allerschlimmsten Übel litten: was geht uns die ganze Geschichte an? In der That: was geht uns Deutsche dies warnende Bild der Pariser Sitten, vielmehr Unsitten, an? Hier ist eine Krankheit geschildert, an der, wie wir dem Autor wohl glauben müssen, die französische, genauer die Pariser Gesellschaft auf das fürchterlichste leidet, ja die, wenn ihr nicht Einhalt geschieht, den socialen Körper zu Grunde zu richten die entsetzliche Kraft hat; aber „was geht uns die Geschichte an?“ Gleichviel, ob wir in Deutschland den sittlichen Principien aus innerem Drang und gefesteter Überzeugung mit größerer Energie nachleben, oder ob uns das kältere Blut die Befolgung derselben erleichtert, oder endlich, ob der höhere Stand der Moral bei uns einfach eine Folge der beschränkteren ökonomischen Verhältnisse ist, die uns zwingen, in dem Kampfe ums Dasein unsere Kräfte hübsch beisammen zu halten — die von Daudet geschilderte Krankheit ist bei uns keinesfalls endemisch, wenn sie auch selbstverständlich in sporadischen Fällen auftreten wird. Und dann dürfte sie wohl ausnahmslos nur solche Individuen ergreifen, die mit qualifizierter physisch-psychischer Gebrechlichkeit auf die Welt gekommen oder durch ganz exceptionell ungünstige Erziehungsverhältnisse in der normalen sittlichen Entwickelung zurückgehalten waren — Schwächlinge, die den Strapazen des Marsches nicht gewachsen sind und die man, während die Kolonne rüstig weiter marschiert, ohne vieles Lamentieren nach hinten in die Ambulanzen schafft.

Aber ist nicht der Held der „Sapho“ ein eben solcher Schwächling? Ich glaube, ja; und daß der Dichter, indem er das corpus experimenti aus einer so gemeinen Gattung nahm, die Beweiskraft des Falles unnötiger- oder vielmehr ungehörigerweise abgeschwächt hat. Mir deucht, wollte er für seine jungen Landsleute die verheerende Kraft der Krankheit in das rechte erschreckende Licht stellen, mußte er ihnen ein ausgezeichnetes Individuum von derselben befallen zeigen, also daß der Schluß: wenn das am grünen Holze geschieht u. s. w., für sie unabweislich war. Oder wenn kein ausgezeichnetes, so doch wenigstens ein normal veranlagtes; und selbst nicht einmal dafür können wir seinen Helden nehmen. Ein junger Mensch wie dieser hier, der Vorgesetzte, Kollegen und doch nicht einen einzigen wirklichen Freund hat, nicht einmal in der Bohème, in welcher er sich müßiggängerisch umhertreibt; der noch in einem der ersten Stadien des unsauberen Handels, auf den er sich so leichtsinnig eingelassen, den Mißduft der vor ihm geöffneten Korrespondenzkloake mit wollüstigem Grausen einsaugt, anstatt vor demselben zurückzuschaudern wie vor der leibhaftigen Pest — ein solcher junger Mensch, behaupte ich, braucht nicht erst karrumpiert zu werden — er ist es bereits; er würde auch ohne „Klette“ zu Grunde gegangen sein, so sicher, wie der Frosch in den Sumpf springt, weil er ein Frosch und der Sumpf sein Lebenselement ist.

Und noch in einem anderen Punkte hat es, deucht mir, der Dichter diesmal versehen. Sollten seine jungen Leser sich mit Ekel vor der Abscheulichkeit besagten Sumpfes erfüllen, so mußte er ihnen, meine ich, auch die grünen blühenden Ufer zeigen, auf denen es sich mit Anstand, ja mit Wonne leben läßt. Das hat er nicht gethan, wenigstens nicht mit dem gehörigen Nachdruck, der nötigen Deutlichkeit. Die Zustände in des Helden elterlichem Hause sind zu unerfreulich, die Verhältnisse in der Familie des Arztes zu schemenhaft, als daß wir uns hier oder dort mit der Phantasie und gemütlicher Teilnahme ansiedeln und ausrufen könnten: In dieser gesunden Luft, auf diesem kräftigen Boden ist gut sein; hier laßt uns, die wir dem Sumpffieber der Wollust entfliehen wollen, unsere sichere Hütte bauen! Bei Daudet ist aber — mit Ausnahme jener allzu dürftigen trockenen Stellen — Sumpfboden, wohin wir auch unsere Schritte wenden. Überall versinken wir in Schlamm, überall atmen wir verdorbene Luft; die Welt ist erfüllt mit „großen“ Künstlern, die an „Kletten“ hängen geblieben sind oder bei dem Versuch, sich loszumachen, zu Grunde gehen; von Atelierbummlern, von plattköpfigen Burschen auf der niedrigsten Stufe des Beamtentums, die sich ihre Lebensgefährtin aus einem schlechten Hause holen und mit derselben ganz vergnüglich vegetieren, und ähnlichem moralischem Gesindel. Männer, die noch Ideale

* Alphonse Daudet: Sapho. Paris, Charpentier u. Co., 1884.

haben und, sei es in der Kunst oder Wissenschaft, in dem Leben der Gemeinde oder des Staates, zu verwirklichen streben, scheint es in Paris, scheint es in Frankreich nicht mehr zu geben. Ist aber der Stand der privaten und öffentlichen Moral ein- für allemal auf dem Sumpfniveau — welches mindeste Interesse hat für uns der einzelne Frosch unter den Millionen? Wiederum: ist, wie wir doch bis auf weiteres zur Ehre unserer gallischen Nachbarn annehmen müssen, der Sumpf auch bei ihnen die zwischen bürgerlich-moralisch gesunden Boden eingesprengte leidige Ausnahme — was kümmert uns die armselige Kreatur, die nach kurzem behaglichem Geplätscher in dem ekeln Gewässer im Schlamm versinkt? Mit einem Worte: in dem brennenden Eifer, das Ziel, welches er sich vorgesetzt, sicher zu erreichen, hat Daudet den Bogen viel zu straff gespannt und weit, weit über dasselbe hinausgeschossen. Das gereicht dem Moralisten nicht zur Unehre; aber der Dichter wird es sich gefallen lassen müssen, daß wir sein neuestes Werk nicht zu jenen rechnen, mit denen er seinen Weltruhm begründete.

Es scheint, ich habe mich bei einem Buche, das „uns nichts angeht“, etwas lange aufgehalten. Ich bitte, mich nicht mißzuverstehen. Natürlich geht ein neues Buch des größten aller lebenden französischen Romanciers die deutschen Dichter und Litteratoren etwas an und nicht nur etwas, sondern sehr viel: selbst aus dem weniger gelungenen, ja aus dem verfehlten Werke eines solchen Meisters können die ersteren noch immer lernen, und die letzteren werden es auf alle Fälle registrieren müssen. Ich wollte mithin nur sagen: gerade dies Werk, in welchem es sich einzig um die Analyse gewisser krankhafter gesellschaftlicher Zustände handelt, die in Deutschland höchstens sporadisch beobachtet werden, und das uns auch für den Mangel des sittlichen Interesses durch einen etwaigen hohen Kunstwert nicht vollauf entschädigt — gerade dies Werk braucht in Deutschland nicht jeder zu lesen, dem die Lektüre französischer Romane nicht zum wenigsten eine sprachliche Übung ist; und ganz gewiß braucht es nicht übersetzt zu werden für die, welche sich nur eben unterhalten wollen und gesund genug sind, um in dem Durchwaten faulender Sümpfe — noch dazu auf fremdländischem Boden — eine Förderung jenes löblichen Zweckes nicht zu erblicken.

Und da ich die moralische Verpflichtung fühle, der nach Beute spähenden Geierschar unserer Übersetzer (die Übersetzerinnen nicht zu vergessen!) für das eine Opfer, das ich ihnen zu entreißen suche, ein anderes zu bieten — wie wär's, wenn sie ihre erprobte Kunst an einem Roman bewährten, welcher den doppelten Vorzug bietet: unterhaltend zu sein und uns mit ausländischen, ja transatlantischen Zuständen bekannt zu machen, ohne unseren moralischen Unwillen bis zum physischen Ekel zu steigern?

So empfehle ich ihnen denn auf gut Glück den neuesten Roman von Hjalmar H. Boyesen, der — wenigstens für unsere Leser — ebenfalls zu den alten bekannten und — ich denke — lieben Gesichtern gehört: **A Daughter of the Philistines** (Eine Tochter der Philister).*

Nicht, als ob der Gang der Geschichte, die uns hier erzählt wird, an den Sümpfen des modernen (respektive des modernen amerikanischen) Lebens so vorüberführte, daß wir von dem Vorhandensein derselben überhaupt nichts merkten! Keineswegs! der Dichter leitet uns bis an den äußersten Rand des gefährlichen Terrains; er zeigt uns seine erschreckliche Ausdehnung, seine greuliche Tiefe; er erspart uns nicht den bejammernswerten Anblick dieses und jenes Unglücklichen, den der Morast verschlingt; aber — und er bewährt dadurch seine wahre Künstlerschaft: er, der verhältnismäßig unbekannte Dichter, selbst einem so berühmten Meister wie Daudet gegenüber — nachdem er auf diese Weise die eine Seite seines Themas ausreichend behandelt, entrollt er uns die andere: die Lichtseite; weist er uns mit stetiger Hand und freudigen Blickes auf den festen Boden der Sitte, der Ehrbarkeit, des rechtschaffenen Fleißes, der für alle da ist, außer — für die Sumpfkreaturen.

Und das Thema im besonderen?

Ich wüßte es nicht besser zu definieren als mit einer kleinen Rede, welche der Gatte der „Philistertochter“ dieser gelegentlich zum besten giebt.

Die Gelegenheit ist aber die, daß sie — die „Philistertochter“ — nicht begreifen kann, wieso es unmoralisch sein soll, ein Geschenk von einem ihrer früheren Verehrer in Form eines Börsengewinnes anzunehmen, zu welchem er das Spekulationskapital für sie ausgelegt hat. Philistertochter, wie die junge Dame ist, ein ganz gutes Gewissen hat sie bei der Sache nicht. In einer allerliebst geschilderten Scene sucht sie den eben nach Hause gekommenen Gatten (einen ehrbaren Ingenieur) durch kleine wohlangebrachte Schmeichelkünste in die best-

* In der dritten Serie der bei Roberts Brothers, Boston, (1883) erscheinenden „No Name Novels“ — einer Kollektion ohne den Namen der betr. Autoren edierter Romane. — Ich glaube, keine Indiskretion zu begehen, wenn ich den Schleier des redaktionellen Geheimnisses für diesen Fall lüfte. Ich habe die Feder unseres trefflichen Mitarbeiters nach den ersten zehn Seiten seines Buches erkannt und kann mir nicht denken, daß die amerikanischen Kollegen mit hoffnungsloser kritischer Blindheit geschlagen sein sollten.

mögliche gute Laune zu versetzen, bevor sie ihm die Sache mitteilt. Es heißt dann weiter:

— Sie hatte erwartet, er werde antworten: Schön, liebes Kind, daran ist doch nichts Absonderliches; anstatt dessen öffneten sich plötzlich seine Arme, die er um ihren Leib geschlungen, und eine Wolke sammelte sich auf seiner Stirn. Es war das erste Mal, daß er ihre Zärtlichkeit zurückgewiesen; die Demütigung traf sie ins Innerste. In dem durchbohrenden Gefühl der Beleidigung, die er ihr angethan, sprang sie auf und stand jetzt vor ihm, ihr Antlitz übergossen mit der Röte der Scham und des Trotzes, während die Wolke auf seiner Stirn sich noch mehr verdunkelte. So saß er noch ein paar Sekunden, dann hob er den Kopf und sagte mit fester, wenn auch etwas gepreßter Stimme:

— Du willst also Mr. Cunningham erlauben, dir ein Geschenk von zwölftausendfünfhundert Dollars zu machen? Welche Meinung, denkst du, wird er von einer Dame haben, die ihm solche Freiheiten verstattet?

— Er sieht die Dinge nicht in deiner beschränkten, verdrießlichen Weise! rief Alma, erregt auf und ab gehend. Er sagte mir, es mache ihm Spaß, seinen Freunden gefällig zu sein, und daß ihm das gar keine Mühe verursache.

— Und dann mit einem jener plötzlichen Gefühlsübergänge, die ihr eigentümlich waren:

— Harry, warum hast du nur einen solchen Abscheu vor dem Spekulieren? Lebt und gedeiht dadurch nicht der größte Teil der Leute in unserem Lande?

— Wenn du Geduld genug hast, mir zuzuhören, erwiderte er ernst, so will ich es dir sagen. Glücklicherweise irrst du, wenn du annimmst, daß der größte oder auch nur der größere Teil des amerikanischen Volkes von der Spekulation lebt. Wäre das der Fall, so würden die Tage der Republik gezählt sein. Ein Staat kann nur gedeihen auf der Basis ruhiger, ordentlicher Arbeit. Die rein negative Thätigkeit des künstlichen Auftreibens von Scheinwerten ist in keiner Weise produktiv, ist nur ein beständiger, auf den ehrlichen Handel geübter entmutigender Druck. Oder wie sollte dem ehrbaren Bürger nicht seine normale Arbeit kläglich und nichtsbedeutend erscheinen, wenn er sieht, wie jene Leute auf einem so viel kürzeren und bequemeren Wege zu Reichtum und Ansehen gelangen? Warum ich von dieser Sorte Spekulation nichts wissen will? Weil sie die wahren Werte entwertet; weil sie durch ihre schändlichen Kombinationen den Preis der notwendigen Bedürfnisse des Lebens ins Maßlose steigert; weil sie den Ruin von Tausenden von Kaufleuten herbeiführt, die keine Spieler sein wollen; und — was das schlimmste ist — weil auf diesem Wege die Wut des Spieles sich in alle Lebenswege einschleicht, die öffentliche Moral täglich schlaffer macht, unsere Politik aufs Geratewohl stellt, das heißt: korrumpiert, die Civilisation zum Rückschritt zwingt und die Logik der Schöpfung beleidigt. Wenn wir dazu gelangen werden, die Gesetze der Wirklichkeit besser zu verstehen, wird das leidige Aufsgeratewohl eine verschwindend kleine Rolle in unserem Leben spielen; jeder Mann, der des Namens wert ist, wird den legitimen Erfolg jeder seiner Handlungen vorher ins Auge fassen und voraussehen, und dies Voraussehen wird ein mächtiges Hindernis thörichten und schlechten Handelns sein. Begreifst du nun, weshalb ich von Vorteilen nichts wissen will, die an uns gelangen, ohne daß wir einen Finger dafür gerührt hätten? —

Natürlich begreift die „Tochter der Philister" (der Leser wird jetzt wissen, was der Name zu bedeuten hat) das nicht sofort, sondern erst nach manchem harten Seelenkampf und schweren Schicksalsschlägen; und dieser Bekehrungsprozeß, der von dem Dichter mit großer Kunst geschildert ist, gewinnt in unseren Augen, außer dem allgemein psychologischen, noch ein besonderes kulturhistorisches Interesse. Es ist eben ein eigener Typ, diese amerikanische Dame, oder doch wenigstens einer, der bei uns und auch sonst bei keinem anderen Kulturvolke so scharf ausgeprägt ist. Auch bei uns giebt es im Schoß des Reichtums verhätschelte „Philistertöchter", aber sie pflegen nicht so fest in ihren Schuhen zu stehen wie diese ihre transatlantische Schwester; pflegen nicht, mit Verzichtleistung auf den elterlichen Mammon, eine demokratische Heirat und wiederum dem demokratischen Gatten eine höchst aristokratische Opposition zu machen, bis sie sich zuletzt in das Schickliche fügen, nicht, weil sie müssen, sondern, weil sie wollen: weil sie Verstand genug haben, sich in das Rechte hineinzudenken, und Energie genug, das theoretisch als recht Erkannte praktisch zu bewähren.

Auch sonst fehlt es unserem Roman nicht an Charakteren, Situationen, gesellschaftlichen Kombinationen und Konflikten, die uns keineswegs unverständlich sind, aber doch fremdartig anmuten, während wir wiederum seitenlang, ja durch ganze Kapitel ein deutsches oder englisches oder französisches Werk desselben Genre zu lesen glauben.

Ich möchte damit weder die Originalität des Autors noch gar die des amerikanischen Romans verdächtigen; glaube vielmehr, daß dieser internationale Zug einfach eine Folge ist der bis zu einem hohen Grade gediehenen intellektuellen, moralischen und ökonomischen Solidarität, welche alle vorgeschrittenen Nationen der Erde zu einem Weltkulturverein zusammenschließt, wie sie sich bereits zu einem Weltpostverein zusammengethan haben. Nun wird dieses beständig

wachsende Nivellement der Sitten, Anschauungen, Strebungen zwar wohl nie die alte goldene Regel umstoßen, daß der Romandichter am besten in seinem Lande bleibt und seine Phantasie mit der nimmermüden Beobachtung der heimatlichen Menschen und Kulturzustände redlich nährt; auf der anderen Seite aber läßt uns das Verständnis des Phänomens wohl begreifen, woher ein und der andere den Mut nimmt, auch einmal eine Ausnahme von der Regel zu machen und zu versuchen, wie weit ihn sein Hippogryph über die Heimatgrenze hinaustragen wird in das Gebiet der anders redenden Menschen.

Daß der Ritt nicht allzu weit gehen wird, weiß freilich niemand besser als der kühne Mann selbst. Denn er hat sich kaum in Bewegung gesetzt, als er bereits auf Hindernisse stößt, über die ihn nur ein kühner Sprung des Flügelrosses hinwegträgt; dann kommen andere, größere, die nicht zu überspringen, nur nach durch mühsames Klettern zu überwinden sind; und zuletzt (und wie bald!) solche, wo kein Klettern und kein Springen mehr helfen will, der müde Pegasus Schweif und Ohren hängen läßt und der entmutigte Reiter sich eingestehen muß: Bis hierher und nicht weiter!

Jemand freilich, der mit der Kühnheit die Klugheit in schönem Bunde eint, wird es so weit nicht treiben, mit unüberwindlichen Mächten den thörichten Kampf nicht anheben und hübsch am Rande der fremden Welt bleiben, wenn er auch, wie **Paul Lindau** in **Mayo**,* den Helden bis an die äußerste Grenze des neuen Kontinents bringen läßt.

Ich meine aber damit, er wird, wie Paul Lindau, zu seinem Helden einen Landsmann wählen, dessen er auf alle Fälle und überall sicher ist, das heißt, dessen Gedanken, Empfindungen, Entschlüsse und Handlungen er jeden Augenblick, in wie seltsame Situationen der Mann auch gerät, kontrollieren kann, einfach dadurch, daß er sich fragt: Wie würdest du selbst in der betreffenden Situation denken, empfinden, dich entschließen, handeln? Er wird sich ferner auf eine sehr detaillierte Charakteristik derjenigen Personen, die er uns als Autochthonen der fremden Welt, mit welcher er uns bekannt machen will, präsentiert, nicht einlassen; sie uns vielmehr, so zu sagen, nur von einer Seite zeigen und am liebsten solcher, welche leicht in die Augen fällt, deshalb auch bereits von anderen Reisenden beobachtet ist und so im allgemeinen als kennzeichnend für die Autochthonen gilt. Dieselbe Vorsicht wird er endlich bei der Feststellung des kulturellen und landschaftlichen Hintergrundes seines Gemäldes anwenden: einige kräftige Lokalfarben, deren er sicher ist, und im übrigen duftige, gut fernende Töne, die darum keineswegs verschwommen und verwaschen zu sein brauchen.

Diese Regeln sind leichter zu formulieren als zu befolgen. Paul Lindau hat sie sich nicht nur völlig klar gemacht, er hat sie auch mit großem Geschick und entschiedener Kraft zur Anwendung gebracht. Die schöne Folge davon ist, daß die Erzählung bei aller Fremdartigkeit des Stoffes durchweg den Eindruck des Natürlichen, Selbstverständlichen, ich möchte sagen: Selbsterlebten macht — eine Wirkung, auf die auch der bescheidene, jede Effekthascherei geflissentlich vermeidende Ton des Vortrags mit bestem Erfolge hinarbeitet.

Und „Mayo" selbst, das schöne leicht- und heißblütige Indianerkind — wie stimmt es in seiner exotischen Unberechenbarkeit zu den obigen Vorsichtsregeln?

Ganz vortrefflich, weil diese Gestalt — eben gänzlich aus der Regel fällt, eine freie Schöpfung der Phantasie des Dichters ist, nur von dieser beglaubigt zu sein braucht und, weil sie nirgends gegen die Gesetze der Phantasie verstößt, auch bei dem Leser bereitwilligen Glauben findet.

Einen Beweis, wie weit man es mit dem obligaten Geschick und Mut nach der Seite des rein Phantastischen treiben kann, hat ein anderer Dichter gegeben, der nicht wie die bisher genannten zu den alten bekannten Gesichtern gehört, mir wenigstens erst aus seiner Novelle Lou* bekannt wurde. Ich habe dann noch ein früheres Werk von diesem Autor gelesen: eine Sammlung von kleineren Novellen,** denen ich indessen keinen rechten Geschmack abzugewinnen vermochte, trotzdem sich unter denselben eine von einer großen Wiener Zeitung preisgekrönte befindet: hin und wieder ein dem wirklichen Leben fein abgelauschter Zug, ein im guten Sinne sentimentaler Ausblick in poetische Regionen oder ein keckes Lachen echten Humors — im ganzen aber doch nicht über das landläufige Niveau der Erzählungskunst hinausragend, ja manchmal, wie in dem bis zum Läppischen trivialen „Aus der Chronik unseres Glücks", unter dasselbe sinkend.

Da ist denn freilich „Lou" ein ganz anderes; es ist sogar ein merkwürdiges Buch, nicht zum wenigsten deshalb, weil es, wie ich bereits andeutete, zu jenen oben charakterisierten seltenen, kecken und gefährlichen novellistischen Husarenstreichen gehört. Die Geschichte spielt durchweg in Frankreich, zumeist in Paris — in Paris, das jeder Leser entweder durch Autopsie oder doch ganz gewiß aus unzähligen Romanen der

* Mayo. Erzählung von Paul Lindau. Breslau, Verlag von S. Schottlaender, 1884.

* Lou. Von A. Baron von Roberts. Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden, 1884.
** „Es" und anderes. Dritte Auflage. Dresden und Leipzig. Verlag von Heinrich Minden.

dort heimischen — und nur dort heimischen — Autoren kennt. Wie kann der Unselige es wagen, mit den Zola, den Daudet, den Feuillet, den Goncourt in die Schranken zu reiten? Oder wird er nicht wenigstens zum Helden seiner Geschichte einen braven blonden Germanen gewählt haben, um denselben im Seine-Babel sich umtreiben und vermutlich verderben zu lassen?

Aber auch so würde er der schärfsten Kontrolle nicht entgangen sein: es haben sich schon zu viel blonde Germanen in Paris umgetrieben und sind verdorben oder meinetwegen mit reicher Erinnerungs- und anderer Beute zu den heimischen Laren gekehrt.

Wie sich da helfen? Genau so, wie sich Lindau mit seinem unkontrollierbaren Indianermädchen geholfen hat, nur daß das Phantasiegeschöpf diesmal ein Negerknabe, in dessen Seele wir schon darum keine tiefen Blicke thun können, weil er freilich eine hat und, wie der Leser sich überzeugen wird, sogar sehr tiefe, aber nur leider keine civilisierte europäische, sondern eine von Europas Höflichkeit nicht im mindesten übertünchte, die so dunkel ist wie der Erdteil, aus dem der arme Junge stammt. Ja, der arme Junge! dessen dummer Kopf in all den Jahren nicht drei französische Worte im Zusammenhang zu sprechen gelernt hat, und in dessen dummem Herzen nur Raum ist für die Liebe zu seinem Herrn, der ihn in Kairo gekauft, und für die große dänische Dogge Zeppo, die ihm sein Herr hinterließ, als er sich eines bösen Morgens eine Kugel durch sein Roué-Gehirn jagte. Und da steht nun der arme Junge auf dem Pariser Pflaster; und was man auf dem alles erleben kann, wenn man so dumm und so schwarz ist und — faute de mieux — nichts liebt als seinen Zeppo — das hat uns der Autor auf den 288 Seiten seines Buches in einer Weise erzählt, die seiner Phantasie und seiner Kunst zu hoher Ehre gereicht.

Und gewiß auch seiner Beobachtungsgabe. Denn wieviel rein Phantastisches das Buch enthält, es steckt offenbar gar manches darin, das beobachtet und zwar sehr scharf mit höchst empfänglichen Augen beobachtet sein muß. Aber in der decenten Benutzung dieses Beobachteten, das er doch immer nur als Staffage, so zu sagen, verwendet, niemals aufdringlich in den Vordergrund schiebt, wo es unseren Blick auf sich ziehen und zu mißlichen Vergleichen mit echt französischen Leistungen herausfordern würde — bewährt der Autor aufs schönste seinen Takt und liefert uns nebenbei den erfreulichsten Beweis der Richtigkeit unserer Sätze für diesen Nebenzweig unserer Romanlitteratur.

Einen Zweig, zu dessen eifriger Kultur — unter Beobachtung der nötigen Vorsicht — wir die Befähigten aller Kulturnationen dringend auffordern möchten. Und wäre es auch nur, um der dichterischen Kraft, welche sich an den heimischen Stoffen müde gearbeitet hat, neue erfrischende Aufgaben zuzuführen. Es ist gewiß unersprießlich und thöricht, dem poetischen Mutterlande große ganze, ein für allemal unter fremdem Scepter stehende Stoffgebiete als Kolonien annektieren zu wollen, in denen die Phantasie bestenfalls nur eine Scheinherrschaft herzustellen vermag, die über kurz oder lang mit einem gründlichen Fiasko endet; ober es soll ihr nicht verwehrt sein, an dem Küstensaume jener Territorien, wo sie kann und es sich verlohnt, Fuß zu fassen und einen immerhin bescheidenen und doch ersprießlichen poetischen Tauschhandel zu treiben.

Litterarische Notizen.

Das umfangreiche Geschichtswerk, welches von Professor Wilhelm Oncken im Verlage der G. Groteschen Buchhandlung in Berlin unter Mitwirkung der bedeutendsten Historiker herausgegeben wird, ist kürzlich bis zur zweiundachtzigsten Lieferung versandt worden und fährt fort, die Aufmerksamkeit und Bewunderung sowohl durch die Großartigkeit der Anlage wie durch die Gründlichkeit der Studien und die Klarheit der Darstellung zu erwecken. Nach dem Grundsatz, daß ein Geschichtswerk nur dann seinen Zweck, ein Gemeingut der Nation zu werden, ganz und voll erfülle, wenn es mit strenger Quellenkritik, mit bis ins kleinste gehender Beherrschung des Stoffes eine klare und lichtvolle Darstellung verbindet, wurde eine Reihe der bewährtesten Historiker als Mitarbeiter gewonnen, so daß jede Zeitperiode gerade von demjenigen Gelehrten bearbeitet werden konnte, der die Erforschung der von ihm zu schildernden Epoche zur Aufgabe seines wissenschaftlichen Lebens gemacht hat. Hieraus ergab sich neben höchster Wissenschaftlichkeit und klarer, allgemein verständlicher Bearbeitung ein liebevolles Eingehen auf das Specielle, auf Litteratur und Kunst, auf Charakteristik jeder einzelnen Periode, dargestellt in lebendiger und edler Sprache, durch welche das Werk auch für den Nichtgelehrten, den gebildeten Laien genußreich wird und eine große Anziehungskraft ausübt. Auch in Bezug auf die Illustrationen, welche nach den berühmtesten Ori-

ginalen beigegeben sind, kann man dem Herausgeber und der Verlagshandlung nur das höchste Lob zollen. Die zweiundachtzigste Lieferung z. B. enthält den Beginn der **Geschichte des Zeitalters der Revolution, des Kaiserreiches und der Befreiungskriege** von Wilhelm Oncken. Es finden sich in dieser Lieferung auch die Porträts von Goethe und Schiller noch zeitgenössischen Originalen. Als Vollbild ist Ludwig XVI. nach Kupferstich von Tamburini beigegeben, und außerdem finden sich noch einige interessante Abbildungen im Texte. — Neuerdings wird nun von der G. Groteschen Verlagshandlung eine Subskription auf die vierte Hauptabteilung dieser „Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen“, die **Geschichte der neuesten Zeit**, in etwa achtzig zweiwöchentlichen reich illustrierten Lieferungen à 1 Mk. eröffnet, deren Beachtung wir nicht verfehlen, dem Publikum warm ans Herz zu legen.

* * *

Aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig liegt uns ein neuer Band der „Internationalen Bibliothek“ vor: **Elementare Meteorologie** von Scott, übersetzt von Freeden, mit 63 Abbildungen und 11 Tafeln. Die neuere Meteorologie ist hervorgegangen aus der Ausbreitung der bisher nur vereinzelten wissenschaftlichen Beobachtung der atmosphärischen Vorgänge auf die verschiedensten Punkte der Erde und aus der vergleichenden Zusammenstellung der so gefundenen umfassenderen Resultate. Hierdurch hat die Meteorologie positive exakte Bahnen betreten und sich ebenbürtig den übrigen Wissenschaften eingereiht. Das Scottische Werk trägt diesen universellen Charakter: dem Verfasser stand als Chef des Meteorologischen Instituts in London ein bedeutendes, auf englischen und transatlantischen Stationen gesammeltes Beobachtungsmaterial zur Verfügung; außerdem sind noch die Forschungen englischer Gelehrten, sowie die unseres berühmten Dove, dessen Schüler Scott war, wohl verwertet. Wir erwähnen hier nur das bekannte Dovesche Drehungsgesetz der Winde, das hauptsächlich zur Erklärung der Witterungsänderungen dient. Scott hat die elementare Darstellung gewählt: im ersten Teil erläutert er die verschiedenen Eigenschaften der Atmosphäre, und was das Buch auch für den Fachmann wertvoll macht, es giebt eine detaillierte und durch Zeichnungen erläuterte Beschreibung der zur Messung der Temperatur, des Luftdrucks, des atmosphärischen Wasserdampfes, der Regenmenge und Windstärke bisher erfundenen Instrumente; der zweite Teil behandelt die geographische Verteilung der atmosphärischen Erscheinungen. Besonders interessant ist das Kapitel über die als „Orkane“ oder „Taifune“ bekannten Wirbelstürme, die nach Piddingtons „Gesetz der Stürme“ außer einer um einen Mittelpunkt drehenden Bewegung zugleich eine fortschreitende, also spiralförmige Bewegung haben. Hierdurch entstehen die sogenannten gefährlichen Quadranten des Sturmgebietes, deren Kenntnis und Vermeidung den Seefahrer oft nur vor dem Untergang retten kann. Zur weiteren Ausbreitung der Kenntnisse über die atmosphärischen Erscheinungen, von denen unsere Gesundheit, ja unser Dasein abhängt, die von eminenter praktischer Bedeutung für die verschiedensten Gebiete menschlicher Thätigkeit, für Landwirtschaft und Schiffahrt sind, wünschen wir dem Scottischen Buche einen großen Leserkreis.

* * *

Die letzten Lieferungen des ausgezeichneten Werkes über die **Kunstschätze Italiens** in geographisch-historischer Übersicht geschildert von Karl v. Lützow, mit Radierungen von verschiedenen hervorragenden Künstlern und zahlreichen Textillustrationen (Stuttgart, J. Engelhorn) bringen hauptsächlich Schilderungen von Bauwerken in Mantua, Bologna und Ravenna. Dann folgt Toskana, und sofort eröffnet sich der Ausblick auf das herrliche Florenz. Die Radierung „Der Palazzo Pitti“ von Karl Bender giebt eine möglichst anschauliche Abbildung dieses mächtigen Gebäudes. Auch in diesen letzten Heften sind die Radierungen in zwangloser Reihenfolge beigegeben, da erst die Schlußlieferung die Angabe enthalten wird, wo dieselben dem Werke einzuschalten sind. Von den neuesten Beilagen der letzten Hefte erwähnen wir ganz besonders einige Radierungen von W. Woernle, darstellend das jetzt im Palazzo Borghese zu Rom befindliche Bild „Die himmlische und irdische Liebe“ von Tizian, und dessen „Venus“, die sich in den Uffizien zu Florenz befindet, wobei mit größter Delikatesse der Reiz der wunderbaren Originale wiedergegeben ist. Übrigens gebührt auch den Holzschnitten, die in den Text eingefügt sind, das höchste Lob. Es spricht sich in der Gesamtheit dieses Unternehmens ein durchaus vornehmer Charakter aus.

* * *

Das illustrierte Prachtwerk **Palästina** von Georg Ebers und H. Guthe (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) liegt nun vollständig in zwei stattlichen Bänden vor, und das Urteil über dies in jeder Hinsicht reich ausgestattete Werk kann nur günstig ausfallen, da es in der That durch die Gediegenheit des Textes, der bekanntlich die Bearbeitung eines englischen Originalwerkes ist, sich von anderen ähnlichen Unternehmungen vorteilhaft auszeichnet. Jenes englische Prachtwerk beruht auf den sorgfältig-

sten neuen Forschungen und konnte in Deutschland nicht leicht von berufeneren Gelehrten eingeführt werden, als Ebers und Guthe sind, deren eigene Beobachtungen längst Ruf und Bedeutung erlangt haben. Das Werk umfaßt nicht nur Palästina, sondern auch das Land Gosen und die Sinaihalbinsel — zwei Länderstriche, die in der Bibel eine große Rolle spielen. Der erste Band beginnt mit Jerusalem und führt den Leser durch die wichtigsten und geheiligtsten Stätten bis nach Palmyra und Baalbek; der zweite Band beginnt mit der Schilderung des Libanon, geht dann zum Roten Meere über und bringt zuletzt die Beschreibung des Landes Gosen. Alle diese Abteilungen sind reich mit trefflichen Holzschnitten und außerdem mit künstlerisch wertvollen Stahlstichen bedacht. So führt das nach jeder Richtung glänzend ausgeführte Werk den Leser und Beschauer in erschöpfend sachkundiger Weise zu jenen ehrwürdigen Stätten, wo einst der biblischen Sage nach die Wiege der Menschheit gestanden und später das Erlösungswerk vollbracht wurde, wohin im Mittelalter eine wunderbare Schwärmerei und gewaltige Sehnsucht Tausende von Kreuzfahrern zog, wo in jedem Falle die Menschheit zu ihrer Kulturentwickelung kräftige Nahrung fand und die Wurzeln der edelsten Blüten unserer Weltanschauung zu finden sind.

* *

Aus dem westlichen Himalaya. Erlebnisse und Forschungen von Eugen v. Ujfalvy. Mit 181 Abbildungen und 5 Karten. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) — Anlaß zu dieser Reise, deren wissenschaftliche Ergebnisse uns hier vorliegen, gab dem Verfasser der Wunsch, die Urheimat seines Magyarenvolkes aufzufinden, die bekanntlich in den Hochebenen Centralasiens von vielen Gelehrten gesucht wird. Wenn dies nun auch dem verdienten Forscher wie seinem Vorgänger Vambéry nicht gelungen ist, so gab ihm doch die Reise Gelegenheit, die interessantesten anthropologischen und ethnographischen Beobachtungen in den wenig durchforschten Gebieten des Oxus, Indus und Hydaspes zu sammeln und Leben und Sitten der wunderbaren Völkerschaften Centralasiens kennen zu lernen. Die Darstellung ist zwanglos, frisch und mit gutem Reisehumor gewürzt; der Verfasser hat überall ein offenes Auge für die gewaltigen Naturschönheiten des asiatischen Hochlandes wie für die kleinsten Landessitten der durchforschten Gebiete gehabt und wird jeden Leser, den gediegene Reiseschilderungen anziehen, gewinnen. Die beigegebenen Illustrationen sind mustergültig, und die Karten orientieren über die Reiseroute auf das beste.

* *

Die auf dem Gebiete der Reiseliteratur ungemein thätige Verlagshandlung von Ferdinand Hirt u. Sohn in Leipzig hat wieder zwei interessante englische Reisewerke in freien Übertragungen herausgegeben, wovon uns das eine nach dem östlichen Asien und das andere zu den Kannibalen von Neu-Britannien führt. Das erste führt den etwas gesuchten Titel **Der goldene Chersones** von Isabella L. Bird und ist von A. Helms übersetzt. In lebhafter Schilderung wird hier das große Reich der Mitte und das Land der Malaien durchforscht, denn der „goldene Chersones“ ist ja eben die malaiische Halbinsel, die Aurea Chersonesus des Ptolemäus, the golden Chersonese Miltons. Eine Anzahl interessanter Illustrationen erhöht den Wert des Buches. — Gleichfalls mit zahlreichen Illustrationen versehen ist das zweite Buch, welches außer dem Haupttitel **Unter den Kannibalen** noch „Drei Wanderjahre durch ein wildes Land“ genannt wird, von Wilfred Powell verfaßt und von Dr. F. M. Schröder übersetzt ist. Auch hier wird über Land und Leute vieles Merkwürdige und wissenschaftlich Wertvolle berichtet, und zum Schlusse ist ein interessantes Wörterverzeichnis zur Vergleichung der drei Hauptidiome von Neu-Britannien beigefügt. Beide Werke sind sehr gut ausgestattet.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Zur Chronik von Grieshuus.

Novelle
von
Theodor Storm.

II.

Zweites Buch.

Das siebzehnte Jahrhundert war hinabgerollt, es saßen andere Leute auf Grieshuus.

Viele Jahre hindurch war niemand dort gewesen als ein gerichtlicher Verwalter; denn man wußte nicht, wem das Gut gehörte: ob dem Abwesenden, der jeden Tag sich wieder einstellen könne, ob dessen Tochter, einem schwachen Mädchen mit blaugeaderten Schläfen und dünnem blondem Haupthaar, das zu Schleswig in der Hut einer entfernten Verwandten auferzogen wurde. Als sie mündig geworden, hatte sie von dieser sich getrennt und sich in der Nähe des Klosters eingemietet; heiraten wollte sie nicht, obgleich dazu schon mehr als eine Anfrage an sie ergangen war; denn unter Vorbehalt der väterlichen Rechte war das Gut ihr übereignet worden. Gleichwohl hat sie gemeint, ihr Vater würde wiederkommen, und die Freier etwa so beschieden, indem sie hastig nach einer begonnenen Arbeit griff: „Zu danken für die erwünschte Gewogenheit! Aber mein Papa wird nicht so gar von seinem Hof und seiner Tochter lassen; sobald er heimkehret, wird er für mich zu reden wissen." Das aber haben alle für einen Abschlag aufgenommen und von dem schon vergessenen Vater auch nur ungern reden hören.

Zu Grieshuus und überall im Lande hat es wüste ausgesehen; unser Herzog Christian Albrecht, nachdem er mit dem von seinem Vater ererbten Diplom des Kaisers Ferdinand die Universität zu Kiel gestiftet hatte, war vierzehn Jahre lang von seiner Residenz vertrieben gewesen; dessen getreue Beamte hatte der Dänenkönig verjagen oder gefangen setzen und die Kraft des Landes durch seine nie ruhenden Kriegesrüstungen erschöpfen lassen. So mochte es auch zu Grieshuus nicht heimelig sein, und Jungfer Henriette, wie sie nach ihres Vaters Namen war getaufet worden, ist nimmer dort gewesen; das Archiv aber

hat sie nach einem Zimmer in ihrem Hause zu Schleswig bringen lassen, und um Ostern und Martini mußte der Verwalter dort ihr Rechnung legen. Dann hat sie tagelang vor den großen Büchern dagesessen und über Kopfweh vor ihrer Magd geklagt; „denn," hat sie gesagt, „es muß doch stimmen, wenn er wieder selbst regieren will."

Aber der Junker Hinrich ist doch nicht gekommen. Zu Grieshuus blühte die Heide und verging; Sonnenschein und Schneewinde wechselten über den mächtigen Eichenwäldern; geschlagen wurde nicht darin, insonders seit die Vormundschaft zu Ende ging; das Schlimmste war, daß das Unzeug sich in ihnen mehrte, Weihen und Falken, die in den Wipfeln horsteten, vor allem der Wolf, „de griese Hund", wie ihn die Bauern nannten, der unter den Höhlen der mächtigen Eichenwurzeln im Dickicht seine Jungen warf. Noch jetzt zeigt man die Stelle, wo eines Tagelöhners Kind, das Dohnen in dem Wald gelegt hatte, von ihm zerrissen worden; denn einen Jäger hat es zu Grieshuus nicht mehr gegeben, und bei dem Turmhaus hing die rote Pforte klappernd in dem Winde; der Verwalter wollte keinen neben sich. Oben im Herrenhause, in dem Gemache über dem Portal des Hausthores und gegenüber in dem weiten Saal, lag fingerdicker Staub und totes Geziefer auf Simsen und Geräte. Und Junker Hinrich war noch immer nicht gekommen.

Als aber mehr als ein Menschenleben so vorüber war, langten schwedische Völker vom Wellingischen Regiment aus dem Bremischen an; dabei ein Oberst, der wegen einer aufgebrochenen Wunde in Schleswig sich verweilen mußte. Er hatte sich in der Nachbarschaft des Klosters eingemietet, und die Dame von Grieshuus hatte ihm durch den Friseur ein sonderbar heilendes Wasser offerieren lassen, was er dankbar acceptieret hatte. Als er sodann nach seiner Genesung seine Aufwartung machte und alsbald ihr seinen Eheantrag ausrichten ließ, hat sie nicht mehr den Mut gehabt, ins Ungewisse zu verweisen, sondern nur gesagt: „Ich hoffe wohl, mein Vater, der unter Karl X. jung gewesen ist, wird nicht dawider sein."

So ist sie des Obersten Weib geworden, der seinen Abschied aus dem Dienst genommen hat. Aber nach Grieshuus hat sie auch jetzo nicht hinüber wollen; „denn," sagte sie ihrem Ehemann, „die Wölfe kommen dort gar in die Küche, und über die Heide geht ein Spukwerk; — o nein!"

„Ei, Narretei! Wer hat dir das erzählt?"

„Der Verwalter, der wird's doch wissen!"

Der Oberst lachte: „Das wohl; er hat die Herrin nicht ins Haus gewollt!"

Sie wurde dunkelrot und strich das dünne Haar sich von den Schläfen: „Nein, nein; du glaubst mir immer nicht!"

„Nun, ich werde selbst dahin gehen und mich informieren, Henni."

Dann ist er ohne sie dahingegangen; er hat im Hause etwas räumen und mit den Bauern einmal auf die Wölfe treiben lassen; aber die Wälder sind zu dicht und die rechten Hunde nicht am Platz gewesen; sie haben keinen Wolf gesehen. So ist er nach Schleswig wieder heimgekehrt.

Und am Jahrestag der Hochzeit ist ein Kind geboren worden, ein Knabe, in welchem von des Weibes Eltern alle Schönheit aufgestanden ist. Es ist auch zur glücklichen Entbindung gratulieret worden; aber die Mutter hatte doch all ihre Kraft dem Kinde hingegeben. Noch ein paar Jahre hat sie, meist in Kammerluft, dahingelebt; dann eines Septembermorgens, da schon die gelben Blätter vor ihrem Fenster wehten, hat sie das Kind sich bringen lassen, und ihre magere Hand in seinen goldenen Haaren, hat sie gesprochen: „Er ist doch nicht gekommen, Rolf; und ich sterbe nun. Ich war nur eine schlichte Frau; aber du, mein schöner Sohn" — und der Knabe stand an ihrem Kissen und sah mit demantenen Augen zu ihr auf — „du wirst ihn sehen; grüß ihn von mir! Rolf, vergiß nicht." —

Lallend hatte sie die letzten Worte gesprochen; ihr Arm fiel zurück, nur ihre Augen streiften noch des Kindes Haupt. Und als sie eine Weile so gelegen, hat der Knabe mit seiner Hand ihr in das magere Angesicht gegriffen; aber sie rührte sich nicht mehr. Da schrie er, und die Wärterin trug ihn hinaus.

Als der Oberst vom Begräbnis auf dem Klosterkirchhof, wo man seine Frau nach ihrem Wunsch bestattet hatte, heimgekommen war, nahm er seinen Buben auf den Arm: „Die Mutter hat hier schlafen wollen," sagte er; „wir beide gehen nach Grieshuus; ich will nun selber deinen Hof verwalten; da sollst du reiten lernen."

Und der Junge sah seinen Vater fest aus seinen dicht beisammenstehenden blauen Augen an; dann that er einen lauten Lustschrei.

— — So ist der Oberst, da im nächsten April an den Waldrändern von Grieshuus die Schlüsselblumen blühten, da die Äcker gedüngt und die Wintersaaten gewalzt wurden, mit seinem Buben in das Herrenhaus dort eingezogen. Eine ältliche Verwandte der Verstorbenen, das Klosterfräulein Heide von der Wisch, ist mit dahingegangen, um, wie sie sagte, bis die Flüttezeit vorüber, être la mère à ce pauvre enfant. Sie ist aber dort hängen geblieben und nach dem Kloster nicht zurückgekommen, obwohl der Knabe nie nach ihrer Hand gegriffen hat.

Oben im Hause sind die ungeschlachten Möbel nach dem Boden hinauf oder in die Gesinderäume hinabgeschafft worden; im Wohngemache standen itzt geschweifte Schränke und Chiffonnièren, und auch ein Kanapee mit farbig gemustertem Bezuge, worüber neben dem vorgefundenen Bild der Urgroßmutter auch das der Mutter des Besitzers hing. Es pflegt so zu geschehen: das schönste, das Bild der Großmutter, fehlte zwischen beiden; sie war gekommen und gegangen, und keiner wußte noch von ihr.

Im wesentlichen wurde es auf dem abgelegenen Hofe nicht gar anders, als es im vorigen Jahrhundert gewesen war; denn Deutschland erhob sich eben erst aus wüsten Träumen. Die neue Koppelwirtschaft wurde freilich eingeführt; aber der Oberst war ein Melancholikus und litt an den Übelständen einer alten Wunde; überdies war er weder ein Landwirt noch ein Jäger, und beides war hier groß von nöten. Für letzteres gab sich zwar ein hungriger Verwandter der alten Herrschaft, der nach Jahr und Tag sich zum Besuche eingefunden hatte und gleichfalls nicht wieder fortgegangen war; aber es hatte nichts Sonderliches zu bedeuten. Nur einmal, an einem Winterabend, war hinter dem Turmhaus ein Rehbock von ihm geschossen worden; allein zur Küche war er nicht gekommen, denn mit selbigem, daß das Tier zusammengebrochen, hatte ein dürrbeiniger Wolf sich darauf gestürzt und es an der Kehle mühsam fortgeschleift; der Vetter aber war mit erhobenen Händen durch die Heidemulde nach dem Hofe zugerannt. „Hol der Teufel eure Wölfe hier! Das ist nicht in der Ordnung!" hatte er im Hausflur dem Oberst zugerufen; der aber hatte nur gelächelt: „Freilich nicht, Vetter; jedoch ich meinte, das sei Ihre Sache."

„Ei, das versteht sich, Oberst! Aber die Hunde! Ich soll nur erst die rechten Hunde haben!"

„Aber ich denk, Ihr habet ja den ganzen Stall schon voll davon?"

„Nun, nun; gehet nur hinauf und kramet die Karten vor; ich will mir nur den nassen Rock vom Leibe ziehen, dann wollen wir die vier Könige jagen!"

Und bald saßen sie sich gegenüber bei ihrem Pikett, und der Oberst war damit zufrieden.

— — Als der Junker Rolf im siebenten Jahre war, lehrte der Vetter ihn lesen und nach Adam Riese rechnen; das konnte er, sogar auch mensa und amo deklinieren und konjugieren. Der Knabe lernte leicht und rief mitunter: „Ich kann's doch besser noch als du!" Dann freute sich der Vetter und lief zu dem Vater: „He, Oberst, höret, was Euer philosophus

da redet!" und den Jungen, wenn er hinten nachgelaufen war, bei den Ohren in die Höhe hebend, rief er: „Ich hab's dich doch gelehret, Tausendsakramenter!"

Des Knaben Freundin aber war eine alte Magd, die schon die Mutter als kleines Kind getragen hatte, die von hier zur Stadt und wieder von dort hierher zurückgebracht war. „Ich will Matten fragen!" rief der Bube, wenn er selbst nicht wußte, was er wollte. Sie hatte ihr Augenlicht fast ganz verloren und saß meist unten in der großen Gesindestube oder am Herde in der Küche, beschaffend, was einem blinden Menschen möglich war; und wenn er sie gefunden hatte und, auf sie losstürmend, sie an der Schürze riß, dann sagte sie wohl: „Kind, Kind, gieb Ruh; was willst du denn? Bei Gott ist Rat und That!" und sah mit ihren toten in seine lebendigen blauen Augen. Und frug sie weiter: „Sprich, was willst du, Rolf?" dann sprach er wohl ganz kleinlaut: „Weiß nicht, Matten — erzähl mir was!" Und sie legte das Messer, oder was sonst ihre Finger hielten, fort und frug: „Was denn erzählen, Kind?" Er war auf ihren Schoß gekrochen und rief: „Von Owe Heikens, wie du zu viel Holz gebrochen hattest! Nein" — und er flüsterte ihr ins Ohr — „erzähl mir von der schönen Frau da auf dem Meierhof; wie hieß sie doch?" — „Kind, Kind, das war ja deine Großmutter!" — Der Knabe sah ihr lange ins Gesicht: „Großmutter?" sagte er langsam. „War sie denn schon alt?" — „Alt?" und Matten wiegte ihren grauen Kopf — „so jung wie Maililien! Wenn der Tod kommt, bleiben auch die Großmütter jung. Sei still und halt's für dich, so will ich dir erzählen."

In einem aber war der Vater selbst des Buben Lehrmeister; er kaufte ihm erst einen und, als er größer wurde, einen zweiten von den kleinen türkischen Kleppern und ließ draußen an der Ostseite eine Reitbahn richten; und die Peitsche des Obersten klatschte, und der Junge lag bald auf dem Rappen, bald auf dem braunen Klepper.

Plötzlich aber wurde es anders zu Grieshuus. Der Oberst, da an dessen Geburtstage der Junker mit einem unter des Vetters Anweisung gefertigten Glückwünschungsbriefe vor den „herzallerliebsten" Papa getreten war, hatte danach nichts Eiligeres zu thun, als durch seinen pastor loci einen Informator zu besorgen. Dadurch ist der Magister Kaspar Bokenfeld auf den Hof gekommen und mit ihm ein Mann, dem ich von nun an die Erzählung in eigenem Namen überlassen kann.

Während der ersten Herbstvakanz in meiner Studentenzeit war ich daheim und wurde bei einem Besuch der Stelle von Grieshuus durch ein heftig Wetter in das Haus des Küsters in dem nahen Dorfe eingetrieben. Es war ein schon bejahrter Mann, den ich bisher nicht kannte; wir saßen uns bald am Fenster gegenüber, und ich sah auf die Ostseite der alten Felsenkirche, an welcher noch die schweren Eisenringe hingen, so daß ich ohne Umstand das Gespräch auf jene alten Dinge bringen konnte. Er hatte mir ruhig zugehört; als ich jedoch bekannte, daß mir die dortigen Ereignisse des achtzehnten Jahrhunderts minder klar geworden seien als die des vorigen, stand er auf und ging nebenan in eine Kammer, aus der ich das Auf- und Zuschließen eines Schrankes oder einer Lade zu vernehmen glaubte. Als er zurückkam, legte er ein vergilbtes Schriftstück in den mir hinlänglich bekannten Zügen des letzten Jahrhunderts vor mir hin.

„Klar ist das auch nicht," sagte er; „aber es ist erzählt, was sich begeben hat. Der Autor war einer meiner Vorfahren und Pastor an hiesiger Kirche, nachdem er sich das als Informator auf dem Hof verdient hatte."

Ich faßte mit Andacht das Papier; die alte Zeit begann ja selbst zu sprechen. Dann hab ich's mit des Küsters Erlaubnis noch am selben Nachmittage abgeschrieben und bin erst nach Haus gekommen,

als die derzeit einzige Gassenleuchte an der Hafenstraße schon von dem Nachtwächter ausgethan war.

Und hier ist es:

Die Niederschrift des Magisters Kaspar Bokenfeld.

Anno 1703, in welchem nachmals unser Herzog Fridericus IV., des hartgeprüften Christian Albrechts Sohn, bei Klissow in Polen für seinen Schwager, den schwedischen Carolum XII., sein junges Leben gab, im Januar am Sonntage Epiphanias war es, da ich Grieshuus zum erstenmal betrat. Es bimmelte schon unten von dem Kirchturm zum Gottesdienst, und die helle Wintersonne strich an den Fenstern entlang, als der Herr Oberst auf seinem zierlich ausgerüsteten Zimmer mir seinen Sohn als Zögling zuführte.

„Das ist der Magister Bokenfeld," sprach er zu dem elfjährigen Knaben; „der soll nun versuchen, was aus dir zu machen ist."

Der Bube sah mich aus ein paar scharfen blauen Augen an, als ob er im hintersten Hirnwinkel mich aussuchen wolle, und sagte dann, mirabile dictu: „Kann Er auch reiten, Magister?"

Da lachte der Herr Oberst und schlug ihn auf die Schulter: „Ei, Teufelsjunge, reiten soll er dir nicht weisen, aber ‚Sie' sollst du den Herrn Magister titulieren; er wird dir schon zeigen, wo die Geigen hängen."

Siehe, da wurde mir der Odem leicht; denn mit denen vom Adel hatte ich nimmer noch verkehret; der kleine Junker aber hat mich in Tagen nimmer angesehen, bis das Herz ihm einmal jählings überquoll; da sprach er: „Sie sind gut, Herr Magister!" und gab mir seine feste kleine Hand; ich aber nahm das edle Kind in meinen Arm: „Wir wollen Freunde werden, Rolf," sagte ich; da umfaßte er mich heftig, und sein geringelt Goldhaar hing noch lange über meine Hand herab. Auch war das nicht umsonst gesprochen; — mein Rolf, mein schöner, kluger Knabe, weshalb der Vater droben dich doch so früh begehret hat!

— — Es war recht einsam zu Grieshuus. Der Oberst kränkelte und verließ das Haus nur selten; an jeglichem Abend spielte er sein Pikett oder eine Partie Dame mit einem Familienvetter, der hier im Hause lebte, ein sonderlicher Mann, der alles zu verstehen meinte und gleichwohl ohne alle Erudition war. Der Oberst war ein Witmann; aber eine adelige Klosterjungfer Adelheid hielt strenge Hauswirtschaft; sie rief mir selber einmal am Sonntagnachmittage zu: „Gieb Er mir Seinen linken Strumpf, da soll die Sonne Ihm bald nicht mehr auf seine Wade brennen!" Und als ich hinsah, siehe, da war ein Loch im Strumpf, und ich schlich gar beschämt davon, um solchen Fehler auszubessern.

Mir war das Zimmer über der Einfahrt in dem Thorhaus eingeräumt; ich hatte meine Bücher mit mir, und war es wohl zum erstenmal, daß Homerus und Virgilius, Arnoldus und Thomasius die Wände hier verzierten. In der Thorfahrt unten hatte der Meiereikeller ein Fenster, und es hieß, oftmals, so man nächtens vorüberschreite, solle von dort aus ein Rahmschöpfen und Umgießen deutlich hörbar werden, was in Wirklichkeit nicht sei. Aber das sind nugæ; es ist allzeit ruhig gewesen, wenn ich gegenüber meine enge Treppe aufgestiegen bin. Drinnen in meiner Kammer war es gar einsam, wenn die Nachtruhe über den Hof gekommen war und ich noch über meinen Büchern saß. Wenn dann der Mond am Himmel stand, sah ich in ein tiefes Heidefeld, das zwischen zwei hohen Waldseiten auslief; und mitunter drang ein seltsam Heulen aus der Ferne, von dorten, wo ich bei Tage ein altes Turmhaus hatte stehen sehen; da ich es zum erstenmal hörte, schritt ich zur Thür und schob den Riegel vor, dann löschte ich das Licht und legte mich schlafen. Das Heulen, das noch länger durch die Nacht scholl, ist aber von hungrigen Wölfen kommen, deren derzeit im Übermaße hier gewesen; und ich hab

noch lange gelegen und gehorchet; mir war, als könnten sie durch die offene Thorfahrt kommen und mit den Tatzen meine Thür anfallen.

Als ich am Morgen dem Junker Rolf davon erzählte, sprach er: „Da in der Heide müssen Sie itzt nimmer gehen, Herr Magister; ich bin zu Pferde dort gewesen und doch fast vom Leben abgekommen!"

Und auf meine Bitte hat er es also mir erzählet: Eine grimmige Kälte ist es dazumal gewesen, am Nachmittage vor dem letzten Heiligabend, zwei Wochen nur vor meiner Herkunft; und wie bleicher Messingglanz hat die Dezembersonne über die Heide hingeglinstert. Droben in dem großen Saale hat die Tante Heide herumgehamstert, ganz mutterseelenallein, und hat niemand hinein dürfen, weder vom Gesinde noch auch der Junker Rolf, wohl selber kaum der Oberst; denn für alle ist da drinnen die Weihnachtsbescherung aufgebaut worden. Der Vetter nur ist eigenwillig aus- und eingehuschet, denn er hat's gar besser noch verstanden als die Tante. Junker Rolf aber ist vor Ungeduld treppauf, treppab gesprungen, auch auf den Hof und in die Ställe eingelaufen und zuletzt dann in des Oberst Zimmer, wo dieser mit dem Verwalter vor der Gutsrechnung gesessen hat. „Was soll ich anfangen, Papa? Um fünf Uhr erst will Tante Heide schellen!" — „So geh zu deiner Freundin, der alten Matten!" — „Mag ich heut nicht, Papa." — „So reit noch eine Stunde," hat der Oberst ihm gesagt und kaum von seinen Büchern aufgesehen; „und nimm den Braunen an die Leine!"

Drauf ist der Junker in den Stall gegangen, wo seine beiden Klepper an der Krippe standen, und hat dem Knecht gerufen, daß er ihm den Rappen sattle und ihm den Braunen an die Hand gebe.

„Hopp, Stella! Fera, hallo!" Und so ist er in den bleichen Winterschein auf die Heide hinausgeritten, die Mulde hinunter und weiter, immerzu über den hartgefrorenen Boden. „Hussah!" Und er hat seine kleine Kappe mit der braunen Geierfeder vor Lust geschwenket, und die kleinen feurigen Rosse haben getanzt, als wüßten auch sie, daß heut noch Weihnachtheiligabend sei.

Plötzlich ist die Sonne weggewesen. Noch kurze Weile hat das schwarze Heidekraut geleuchtet, dann hat die große dunkle Schattendecke sich gebreitet, und bald danach ist vom Himmel mehr zu sehen gewesen als drunten von der Erde. „O, lieb Christkindel," hat der kleine Reiter laut gerufen, „nun wird wohl bald für dich gebimmelt werden!"

Mit diesem wandte er seine beiden Rosse, die wie Hunde seiner jungen Hand gehorchten. „Hopp, Fera! Stella, hopp!" Und heimwärts ging es noch viel fröhlicher als hinaus. Mitunter ließ er seine flinken Augen seitwärts über die dunklen Heidebreiten schweifen, aber sehen konnte er nichts; nichts war zu hören als der Trab der Pferde auf dem harten Boden und das eigene Atemholen; denn das meiste Getier schlief unten in seinen Winterhöhlen; nur über ihm flimmerten und zitterten die Sterne in der grimmen Winterkälte.

Da, als er schon der rechtshin auslaufenden Waldspitze gegenüber war, die sich noch schwach am Abendhimmel merkbar machte, hörte er von dorten etwas durch die Heide trotten. Um besser zu hören, zog er den Zügel an; aber die Pferde warfen mit den Köpfen, schnoben und drängten mit allen Kräften vorwärts. Der Junker hat zuerst gedacht, es sei ihr Hatzrüde, der seit gestern fort gewesen, und „Fuko, Fuko!" hat er laut hinausgerufen. Dann ist er vor seinem eigenen Ruf erschrocken, denn es ist ihm jäh aufs Herz gefallen, daß vor dem Fuko, der ihr Stallkamerad gewesen, seine Klepper nicht solch ein Zittern und Schäumen überkommen würde. Und immer näher ist es auf ihn zugetrottet; der Pferde ist er so unmächtig geworden, daß sie mit ihrem jungen Reiter, als ob sie flögen, gegen den Herrenhof hingeraset sind, der nur noch aus einem schwebenden Lustschein über der Höhe kenntlich war.

Immer toller ist die Jagd gegangen; und da ist es dicht an ihm heran gewesen. „Ein Wolf, ein Wolf! Hilfe, Hilfe!" hat das Kind geschrieen und dabei seine Peitsche geschwungen, unachtend, daß es dessen nicht bedurfte. Dann gab es einen Ruck: der Rappe hatte mit den Vorderhufen ausgehauen, daß Junker Rolf die blanken Eisen durch das Dunkel blitzen sah; er hatte die Füße aufgezogen und lag mit der Brust auf dem Halse seines Pferdes.

Das aber stieß einen Zeterschrei aus, und sausend ging es nach dem Hofe und schon dem Aufstieg und dem Thore zu. „Kilian! Marten! Jens!" Er wußte selber nicht, wen er gerufen hatte; aber ein Geheul ist von dem Hofe losgebrochen, und Fuko und die anderen Hunde sind herausgestürzet und um das Pferd herum; die glimmenden Augen an dessen Seite sind in die Nacht zurückgewichen und Rosse, Reiter und Hunde durch die offene Thorfahrt in den Hof hineingebrochen.

„Aber der Wolf, de grise Hund," sagte der kleine Junker und nickte mir mit seinen blauen Augen zu, „hat doch mein Pferd gebissen; es ist noch lang nicht besser; der Vetter kann es nicht kurieren."

* * *

Es war kurz danach, am Vormittage des zweiten Sonntags nach Epiphanias, draußen über den Reitplatz fegte der Nordost; derohalben ließ der Herr Oberst den kleinen Rappen nach dem Schloßhof führen, denn die Wunde an der Kehle, so der Wolf dem Tiere zugefüget, wollte noch immer sich nicht schließen, obschon von dem Vetter und dem alten Schäfer mit Wundwasser und Kräutersalben wakker dazu gethan war.

Der Junker Rolf stand neben mir auf der Freitreppe vor dem Herrenhause; wir sahen zu, wie der Herr Oberst dem Rappen mit linder Hand über die wunde Stelle strich und dem mutigen Tiere beschwichtigende Worte zusprach.

„Wird bald baten, Gnaden Herr Oberst!" sagte der Schäfer; und der Vetter, der auch daneben stand, steckte seine Hände in seine weiten Hosensäcke und sprach wie allezeit, wenn er seiner Weisheit auf dem Boden sahe: „Freilich, freilich, Oberst; will nur alles seine Weile haben."

Der Oberst aber schüttelte den Kopf und warf einen gar despektierlichen Blick auf den sorglosen alten Herrn: „Gegen Wölfe und Wunden helfen nicht bloße Worte, davon Ihr großen Vorrat habet!"

Indem hörte ich Schritte von der Einfahrt her und sah über den Rappen weg einen hohen, aber schon stark ergrauenden Mann in den Hof treten; er trug ein lederfarben Wams und hatte einen Hirschfänger am Gurte hängen, war auch sonst in seiner Kleidung wie damals solche, die in Jagd- oder Forstwesen in hoher Herren Dienste standen; aber in seinem Antlitz waren tiefe Furchen. Ihm zu jeder Seite ging ein gar gewaltiger brauner Schweißhund mit breitem Ohrgehänge, welche mit ihm auf uns zuschritten. Seltsam schien mir, daß er nicht um sich blickte, sondern geradeswegs nach der Stelle schritt, wo der Oberst sich neben dem wunden Rosse hielt.

Als dieser sich aufrichtete und ihm sagte, er sei der Herr hier und was Botschaft etwa er zu bringen habe, lüftete der Fremde ein wenig seine Kappe, aber fast nicht als ein Untergebener oder ein Begehrender, und hub dann in ruhigem Tone an, wie er als erprobter hirsch- und wolfgerechter Jäger den Wölfen nicht nur mit Spießen, Gruben oder Giftlegen, sondern auch auf minder bekannte Art beizukommen gute Wissenschaft erlanget und zu dem Ende, da er von dem Notstand hier vernommen, dem Herrn Oberst seine Dienste offeriere.

„Oho!" rief der Vetter und warf sich in die Brust; „wir halten hier nichts auf solche Jägerstücklein und Teufelsspielereien; sind auch genug der fahrenden Weidgesellen, die viel versprechen und dann wenig halten!"

Der Oberst hieß ihn schweigen, deutete

aber auf die Hunde, die schier unbeweglich standen, die klugen Augen zu denen des greisen Mannes gerichtet, und sprach zu diesem: „Wenn Er mir dienen will, was hat Er seine Köter nicht am Thor gelassen? Hier binnen ist nur Platz für meine und meiner Freunde Hunde."

Unter den buschigen Augbrauen des aufrechten Alten schoß es wie Funken; doch er entgegnete ruhig: „Wer ihren Herrn dingen will, der muß sie sich gefallen lassen; der Handel wird nur um so besser sein."

Der Oberst schwieg einen Augenblick und frug dann: „Was für Atteste hat Er?"

Der Alte griff in sein Wams und übergab ihm eine Schrift; der Junker Rolf aber sah inzwischen nur nach den Hunden: „O, sehen Sie, Herr Magister, die beiden schönen Kerle!"

Er wollte zu ihnen, da rief ich laut und griff nach seiner Hand: „Laß, laß, Junker! Das sind von den grausamen Bluthunden, und sie kennen dich ja nimmer!"

Bei diesen Worten sah der Fremde, uns andere nicht beachtend, auf den Knaben, ja fast, als ob er mit den Augen ihn verschlingen wollte, daß er nicht hörte, wie der Oberst zu ihm redete: „Das wäre etwas; der König hat in seinem Preußen wohl weidgerechte Männer brauchen müssen. Hat Er mehr desgleichen?"

Aber es bedurfte eines weiteren Wortes, bevor der Fremde nochmals in sein Wams griff und ein zweites Schriftstück dem Oberst überreichte; zum Junker aber sprach er: „Es ist nicht Gefahr, so ich zugegen bin," und raunete ein Wort zu beiden Tieren.

Da sprang der Knabe von der Treppe und lief zu den Hunden, die jetzt ihre großen Köpfe zu ihm wandten; der Fremde aber ließ langsam seine Hand auf des Junkers Scheitel sinken, und seine Lippen rühreten sich, als ob er heimlich betete.

Der Oberst hatte diesen Vorgang nicht gewahret, denn seine Augen hatten sich auf das Papier geheftet. „Oho!" rief er nun; „aus Schweden, vom König Carolus ein eigenes Sigill!" Und er hob den Hut vom Kopfe, wie immer, wenn er den Namen seines einstigen Kriegsherrn aussprach. „Wie kommt's denn, daß Er im Lande streifet, so Er solche Gönner aufzuweisen hat?"

„Lasset das!" sprach der Alte. „Es ist so meine Art."

Der Oberst blickte ihn eine Weile an: „Ihr sehet mir zwar nicht einem gleich, der dienen möchte; aber folget mir in mein Gemach, so wollen wir der Sache näher kommen."

Die Hunde streckten sich auf Befehl des Alten neben der Treppe; dann gingen beide in das Haus.

— — Am folgenden Tage hieß es, der Fremde sei als Wildmeister von dem Oberst angenommen; er habe sich die Wohnung im Turmhaus ob der Heide ausbedungen, und nur drei Tage im Jahr, vom dreiundzwanzigsten auf den fünfundzwanzigsten Januar, müsse ihm auf dem Hofe selbst Quartier gegönnet werden.

Das gab gar viel Gerede in Grieshuus; denn es war ja einmal Friede hier zu Lande, obschon der ränkesüchtige Görtz regierte und die Frau Herzogin-Witwe mit unserem kleinen Herzog sich in Schweden, in ihres Bruders Reiche, aufhielt, und geschah hier sonst nichts anderes, als daß das Korn gedroschen und in den Ställen das Vieh gefüttert wurde.

An einem Abend, da ich im Herrenhause mit dem Junker unsere Studia beendet hatte, stieg ich in die Gesindestube hinab, um meine Leuchte anzuzünden. Da saßen alle beieinander, und ich hörte den Kutscher sagen: „Was weiß denn der von unseren schlimmen Tagen, die auch nun vor der Thüre sind?"

Der alte Schäfer, der mit seinem rauhen Hund ihm gegenübersaß, nahm die kurze Pfeife aus dem Mund: „Ich hab so meine Gedanken, Jochum," sprach er; „er wird zum erstenmal nicht hier sein. Eh denn der Herr hier eingezogen, da

schon das Meisenzwitschern in den Büschen war, hat der junge Schmidt da unten in der Schummerstunde einen auf der wüsten Stelle am Dorf getroffen, wo einst ein Immengarten ist gewesen; der hat nach Grieshuus gewiesen und ihn gefraget: ‚Wer wohnt denn dorten?‘ Und als er dann berichtet, ist er ihm eingefallen: ‚Ein Schwed? Wie ist denn das?‘ — ‚Ja, Herr; er hat sich eingefreiet, aber das Weib ist diesen Herbst verstorben.‘ Da er bei diesen Worten aufgeblicket, hat der Mann, der schon ergraut und von großem herrenhaften Aussehen ist gewesen, die Hände gefaltet und ist totenbleich geworden; der Schmidt aber hat gesagt, und, so er mir erzählet, er hätt's nicht lassen können: ‚Ja, Herr; aber einen stolzen Buben soll sie nachgelassen haben; und zum Frühjahr werden sie hier wohnen, gleich den alten Herren von Grieshuus, wo der ein' erschlagen und der andere —‘“

Als der Schäfer so weit gesprochen hatte, kam eine Stimme von der Ofenseite: „Gabriel, Gabriel! Spar deine unnützen Worte.“ Es war die alte Matten; sie war blind, aber die Leute fürchteten sie, denn sie sah mit Geistesaugen, was erst die Zukunft bringen sollte, und so sie solcherweise anhub, meineten alle, daß sie prophezeien werde.

Und so ist es still geworden; aber die Alte sprach nicht weiter, und ich entzündete meine Leuchte, schritt über den Hof und dann im Thorhaus das Trepplein hinauf nach meinem Zimmer oben, und war der Kopf mir schwer, was für Verhängnis Gott hier möge zugelassen haben. Doch als ich bald danach ans Fenster trat, um in die Nacht hinaus zu forschen, ob nicht ein Sternlein von dem Himmel strahle, da sah ich hier im Erdenthal ein Lichtlein flimmern, wohl eine Viertelstunde fern, das in dem Turm da drüben brennen mochte. Das war der neue — nein, der sehr alte Wildmeister! — Was er betreiben mochte, wußte ich nicht; aber mir war, ich sei nun hier nicht mehr allein; und da ich mein Licht gelöschet, sah ich das andere noch lang von meinen Bette aus. Und Gott sei mit uns allen!

* * *

Aber am nächsten Sonnabend, es mochte nach neun Uhr sein, saß ich wiederum auf meiner Kammer. Mein Vetter im Dorfe drunten, der Pastor Heike Madsen, hatte mir bei gestrigem Besuche ein Buch der holländischen Irrlehrerin, der Antoinette Bourignon, gegeben, so vor Jahren drunten in der Stadt im eigenen Hause eine Buchdruckerei gehalten hatte, um ihre thörichten Meinungen als Bücher ausgehen zu lassen; es führte den Titel „Das Grab der falschen Theologie“ und ist anno 1674 auf dem Markt zu Flensburg durch den Scharfrichter verbrennet worden; hatte mein Vetter aber curiositatis halber noch dies Exemplar geborgen. Mir war von dem frechen Wuste solcher Lehren der Kopf schier wüst geworden, und von draußen schlug der Sturm an die Fenster, als wolle er die Scheiben von dem Blei reißen.

Da legte ich den Unflat beiseite, denn mich fassete Begehr nach einem stillen Gruß von meinem Nachbar jenseit der Heide. Aber obwohl er bis hiezu noch um mitternacht mit seinem Lichtlein in das Dunkel hinausgeleuchtet hatte, es war itzt alles schwarz da draußen. Der Sturm fuhr heran und wieder fort, und es war dann eine Zeit lang Totenstille; nur in der Ferne hörete ich ihn tosen, als ob er dort zu schaffen habe, bis er zurückkam und mit frischen Kräften wieder gegen Mauer und Fenster tobte. Und diesmal lag ich lang, bevor ich schlafen konnte.

— — Als ich am Morgen über den Hof ging, sprach ich zu einem Knechte: „Das war schlecht Wetter in der Nacht!“ — „Ja, Herr, wie immer in den schlimmen Tagen,“ entgegnete er und schritt vorüber. Ich schüttelte den Kopf; aber ich besann mich, wir schrieben den vierundzwanzigsten; so war der Wildmeister heute nacht im Herrenhaus gewesen. Auch vernahm ich drinnen, daß heute der Tag

sei, wo alle Jahr die alte Matten ihren Kirchgang halte; der Knecht aber, der bei ihrer Blindheit sie stets geleitete, habe sich den Fuß vertreten. Also ging ich zu ihr, traf sie auch wohlgeputzet in der Gesindestube, mit neuem Fürtuch und schwarzem Käppchen, und bot ihr meine Dienste an.

„Er will mit dem alten Weibe nach der Kirche?“ frug sie; und als ich es bejahete: „So muß Er Geduld haben, Magister, denn so weite Wege gehe ich nur einmal in dem Jahr.“

„Ich habe schon Geduld,“ sprach ich; „meine alte Mutter ist schwächer noch denn Sie.“

Da sah sie mich mit ihren toten Augen an und lächelte, daß ihr altes Antlitz mir gar hold erschien; dann aber seufzte sie und sprach schier traurig und wie nur zu sich selber: „Du wirst auch alle überleben, Kind.“

Und auf diese sonderliche Rede gab sie mir die Hand, und wir gingen den Kirchweg hinab. Der Herr Oberst hatte mir in seinem Wagen Raum geboten, aber ich hatte solches abgelehnet, und so sahen wir sie an uns vorbeifahren; die Taute Adelheid und der Oberst nickten, der Junker warf uns ein Küßlein aus dem Wagen zu. Es war gut Wetter worden, und die Sonne schien; und auch wir kamen in die Kirche, wenn auch langsam.

Nach dem Gottesdienste wartete ich, bis alle hinaus waren. Matten saß noch mit gefalteten Händen im Gestühlte und betete still vor sich hin. „Wollen wir gehen?“ sprach ich leise; da hob sie sich, und auch wir gingen aus der Kirche. Als wir draußen zu Osten an der Kapellenwand vorbeiwanderten, strich sie mit der Hand an der Mauer entlang: „Schlaft wohl, ihr Christenseelen alle!“ murmelte sie, und dann, so daß ich es nur kaum vernahm: „Und gnade Gott auch dir, Junker Hinrich!“

Da wir dann weiter gingen, frug ich: „War Junker Hinrich einer von den alten Herren?“ denn die Geschichte des Geschlechtes war mir derzeit nicht bekannt.

„Das war er, Magister,“ sprach die alte Frau mit schwerem Tone.

„Und lieget der auch hier begraben?“

Sie antwortete mir nicht und sah nicht auf. Da wir aber wiederum eine Strecke weiter waren, sprach sie: „Er war der Beste; aber — bei Gott ist Rat und That.“ Dann faltete sie die Hände und ging schweigend neben mir.

Am Anberg bei Grieshuus waren wir von dem Vetter eingeholt worden, der erst im Dorfkrug mit den Bauern hatte schwatzen müssen.

„Halt, halt!“ rief er mir zu; „so nehmt doch einen müden Christen mit, Ehrwürden!“ denn er nannte mich scherzend wohl schon damals mit dem epitheton ornans meines heutigen Berufes.

Und da wir dann nach Haus gekommen und die Alte in ihre Kammer gegangen war, frug ich auch ihn: „Saget, wer war denn Junker Hinrich, von dem die alte Matten redet?“

„Ei, Ehrwürden,“ entgegnete der Vetter lustig, „das solltet Ihr wohl wissen: das war ein Hund, der seinen Zwillingsbruder um das Erbe totschlug und dann von seinem neugeborenen Kind davonlief. Aber redet nicht davon, denn er war der Großpapa von unserem jungen Prinzen!“

„Von Rolf? — Aber die Alte spricht anders von dem Manne.“

„Ja, die! Die ist nur halb bei Trost. Aber wisset, der Geist des Toten wartet auf der Heide, um ihn zu greifen, falls er in diesen Tagen vorüberkäme.“ Der Vetter lachte: „Wird lange warten müssen, Ehrwürden! Drum aber vergreift sich's unterweilen auch! Der Fidelfritz vom Dorf schleppt seit drei Jahren noch die Beine wie ein Seehund; beim Stein am Tümpel hat man ihn gefunden: es ist eine bitterkalte Nacht gewesen, ein Wunder, daß kein Tier sich da herangewaget!“

„Ist das der Saufaus,“ frug ich, „der neulich für ein neues Violon gebettelt hat?“

Der Vetter nickte: „Ich weiß, wo Ihr hinauswollet, Ehrwürden; aber der Wildmeister ist kein Säufer, und einen Hasen-

fuß werdet Ihr ihn auch nicht schelten wollen; der wird erst morgen wieder vom Hofe gehen, und die Dirne, so ihm das Essen zuträgt, sagt, es liege eine Bibel auf dem Tisch; sonst sei nichts da als der ergraute Mann, der sehe nicht und höre nicht, und die Speise hole sie fast unberühret wiederum zur Küche."

Ich dachte an den furchtbaren Waldstein und an andere tapfere Männer, welche auch derlei Phantasmata hatten; aber ich sagte nichts darauf.

* *
*

Inzwischen gedieh der Unterricht des Junkers mir nach Wunsche; insonders liebte er die Erzählung von den Weltbegebenheiten, so daß er mich oft gar Sonntags damit plagete. So hatten wir eines Tages nach der Kirchzeit mitsammen in des Martini Greveri „Weltgemälden" von dem schönen Hohenstaufenjünglinge gelesen, dem König Enzio mit dem goldenen Ringelhaar, wie nach der Campagne bei Fossalta die Bologneser ihn in den Kerker stießen, so daß er nimmer wieder mit seinem wehenden Goldhaar durch den Frühlingsmorgen reiten konnte; und wie ein Weib, ein schönes, zu ihm hinabstieg und ihm den Frühling in die Nacht hinunterbrachte.

Nach dem Lesen waren wir in das gen Süden belegene Speisezimmer hinausgegangen, woselbst wir auch meinen Vetter, den Pastor, trafen, der erst zu Maitag sich ein Weib zur Pfarre holen wollte. Nach der Tafel liebte es der Herr Oberst, noch ein Stündlein mit uns zu konversieren — denn er war ein Mann von guter Erudition —, und also geschahe das auch heute; der Junker Rolf stand neben seines Vaters Sessel, und ich merkete wohl, er hörte nicht, was hier geredet wurde.

Der Oberst hatte ihn schon lange betrachtet; nun streckte er die Hand aus und schüttelte den Knaben: „Was sinnst du, Rolf?"

Da sprach dieser, als habe er bei sich schon lange davon geredet: „Und wissen Sie, Papa? Schön ist sie gewesen und jung und hat ihn nimmer doch verlassen! Und als der König Enzio endlich dann begraben worden, ist dicht am Sarge eine ältliche Matrone hergewankt, und eine schneeweiße Strähne ist in ihrem langen dunklen Haar gewesen!"

Und nun ließ es ihm nicht Ruhe mehr; seine Augen glänzten, und er erzählte alles, was er wußte von dem König Enzio mit dem goldenen Ringelhaar; er schien es nicht zu fühlen, wie die schon kraftvolle Februariussonne in seinem eigenen Goldgelocke glühte.

Während seines Redens war der Wildmeister, der etwas zu melden haben mochte, in das Gemach getreten und, seiner Zeit gewärtig, an der Thür gestanden. Aber schon vorher hatte sich, was wohl um solche Zeit geduldet wurde, ein Schwesterenkelkind der alten Matten, ein braunes zehnjähriges Dirnlein, in ihrem Sonntagsstaat hereingeschlichen. Wie mit Aug und Ohren horchend, war sie zu Anfang still gestanden, dann aber, ein Fingerlein an den Lippen, immer näher zu dem jungen Herrn hingeschlichen. Als aber dieser seine Rede kaum geschlossen hatte, wies sie mit ausgestreckter Hand auf einen Spiegel gegenüber, woraus des Knaben Bildnis mit seinem Goldgeringel wiederschien. „Guck!" raunte sie ihm zu, „da ist er!" und zupfte ihn an seinem Ärmel.

Aber der Knabe wollte sich nicht stören lassen. „Wer denn? Was willst du, Abel?"

Da streckte die Dirne sich zu ihm auf: „König Enzio!" rief sie laut und rannte mit purpurrotem Angesicht zur Thür hinaus.

Der Oberst lachte; der alte Wildmeister aber war rasch ein paar Schritte vorgetreten, und die Hand nach dem Haupt des Knaben streckend, rief er hastig: „Gott nehme ihn in seinen Schutz!"

Der Oberst wandte sich in seinem Stuhle. „Das thue er in seiner Gnade!" sprach er; „aber was hat Er, Wildmeister?"

Da sprach der andere schier verwirrt:

„Verzeihet; das Ringelhaar des Hohenstaufen soll in Kerkersnacht gebleichet sein.“

„Er ist kein Kaisersſohn,“ sagte der Oberst, „solches wird meinem Buben nicht geschehen,“ und blickte liebevoll auf seinen Sohn. Aber viel heißer noch lagen des Alten Augen auf des Knaben Antlitz. Dann richtete er sich auf: „Wenn es beliebte, Herr Oberst? Der Wolf ist unten auf dem Hofe, den meine Hunde heut nacht niederlegten!“

Da faßte unser Herr des Knaben Hand und ging mit dem Alten nach dem Hof hinab; ich und der Pastor folgeten. Auf der Treppe hielt dieser, der seine klugen Augen fleißig zwischen den Personen hatte hin und wieder gehen lassen, mich am Arme zurück und raunte: „Was meinst du, Magister? Ich möcht wohl wissen, wie selbiger, den sie hier den Wildmeister heißen, in seinen jungen Tagen ausgesehen hat!“

Aber vom Hofe aus rief der Herr Oberst durch die offene Hausthür: „Wo bleibt die Geistlichkeit? Erlegter Feind ist ja auch ihr gar liebe Augenweide!“

Da schritten wir eilig hinab und sahen das erlegte Tier auf einem Schlitten liegen; denn es war Schnee gefallen in der Nacht.

* *
*

Das Raubzeug minderte sich merklich, und immer seltener kam ein Schäfer mit Geschrei zum Hof hinaufgelaufen; und doch hatte der Wildmeister nur einen Mann zur ständigen Hilfe sich erbeten, der hieß Hans Christoph. Er war mit ihm von fast demselben Alter und wohnete ehelos im Dorfe unten; zur Nacht aber war der alte Wildmeister allzeit allein in seinem Turmhaus, so nicht ein Sonderbares sollte unternommen werden.

Denn unterweilen, zumal im Winter, hörete ich auch um solche Zeit von mehr als einer Büchse das Krachen aus dem Walde, und war dann morgens meist ein Wolf zu Hof gebracht.

So waren ein paar Jahre hingegangen; der Junker war frisch hinaufgewachsen und fast vierzehnjährig schon, dabei war er klug und hatte mich fast ausgelernet. Zu dem Wildmeister, der auch bei dem Obersten viel Ansehen hatte, hegte er ein groß Vertrauen; der nahm ihn mit zur kleinen Jagd, wozu der Knabe seinen eigenen Hund besaß, und unterwies ihn, wie mit diesem und mit Schießgewehren richtig zu hantieren sei; obwohl von jäher Gemütsart, nahm er strengen Tadel von ihm hin. Als sie einst im Herbst mit ihren Flinten über Feld gingen, frug der Wildmeister einen Knecht, der dorten Dünger über das Land streuete, wohin die Hühner, die sie jageten, geflogen seien. Da hörte er, indes er mit dem Knechte sprach, den Junker seines Hundes Namen „Nero! Nero!“ laut und zornig und noch immer lauter rufen; denn es war ein Igel, den der Hund nicht lassen wollte.

Als aber der Alte seinen Kopf wandte, riß eben der Knabe des Knechtes Furke aus der Erde, um sie dem Hunde nach dem Leib zu stoßen. Doch gleich wie von Eisenklammern fühlte er seine Hand von einer anderen gepacket. „Erschlag nicht deinen Hund!“ rief über ihm der Wildmeister. „Du könntest das später einem Menschen thun!“

„Und er sah mich so furchtbar an,“ sagte der Junker, da er es mir erzählte, „ich meint, er wolle mich gar selbst erschlagen! Dann aber legte er sanft den Arm um mich und sprach: ‚Das ist dein Blut, mein Kind; wir müssen wissen, wogegen wir zu kämpfen haben!‘ Und so mit einem Worte rief er den Hund, der mit gesenktem Kopfe von dem Igel abließ.“

Der Wildmeister war wohl selbst ein jähzorniger Mann gewesen; aber er hatte gelernt, sich zu besiegen; davon erhielt ich Beweis in eigener Gegenwart. Unser Pastor war in der Stadt zum Diakonate präsentieret, und ich hatte Lust zu seiner Nachfolge hier im Dorfe. So ging ich zum Herrn Obersten, um mein Anliegen vorzubringen; aber ich traf ihn nicht in der besten Laune. Er hatte ein Schreiben in der Hand, mit dem er in seinem Zimmer auf- und abging; die Tante Adelheid

hatte sich bei meinem Eintritt mit einem Kopfaufwerfen durch die Seitenthür davon begeben.

„Hat Er bei mir zu klagen, Magister?" sprach der Oberst, als ich meine Sache vorgetragen hatte, und da ich das verneinte: „So bleib Er! Er ist noch jung! Machen wir es gleich unserer Herzogin-Witwe mit dem sechsjährigen Herzog; gehen wir nach Stockholm! Es wird auch dort für Ihn zu sorgen sein; Er kann doch nicht von meinem Buben lassen."

Und da ich über solche Reden erstaunet und auch das letztere die Wahrheit war, so hatte ich nicht allsogleich die Antwort.

Da klopfte es, und auf ein heftiges Herein! des Oberst war der Wildmeister in das Zimmer getreten. Aber jener beachtete ihn nicht. „Es ist hier nimmermehr zu hausen," sprach er weiter; „die vormundschaftliche Regierung ist der Görtz; der steckt die Hälfte in die eigene Tasche und hat doch nie genug; und dabei kein Landtag und kein Landgericht! Aber hier ist einer" — und er schüttelte das Schreiben in seiner Faust — „der hat mir Handgeld für Grieshuus geboten! Freilich, die Tante ist in hellem Brand darüber."

„Herr Oberst," sagte der Wildmeister, „Sie werden Grieshuus doch nicht verkaufen wollen?"

Und da ich ihn ansah, war es wie eine Angst in seinem Antlitz.

Der Oberst war stehen geblieben. „Und weshalb nicht?" frug er scharf.

Und der Wildmeister entgegnete ruhig: „Weil es das Erbe Ihres Sohnes ist."

„Ja freilich; doch ich bin der Vormund meines Sohnes."

„Aber," sagte der Alte, „Sie sind ein Fremder hier; doch Ihres Sohnes Ahnen, Jahrhunderte hinauf, schlafen dort unten in der Kapellengruft."

„Da hat Er recht, Wildmeister," entgegnete der andere verdrossen; „und der Großvater ist zum Glücke nicht dazwischen!"

„Herr Oberst!" rief der Alte mit seiner vollen Stimme und stand hoch aufgerichtet vor ihm; er war totenblaß geworden, und ein paar herrische Augen fielen so drohend auf den Obersten, als ob er ihn von Haus und Hof verjagen wolle. Und eine Weile sahen sich die beiden an.

„Wer ist Er eigentlich," sprach der Hausherr, „daß Er also zu mir redet?"

Da schien der Alte seiner Sinne wieder Herr zu werden. „Ich bin um, andere Dinge hergekommen," sprach er nach einer Weile, „und bitte, daß Sie mich hören wollen!" Und auf des Herrn finsteres Nicken: „Hans Christoph ist gestern unten in der Stadt gewesen; der Magistrat hat dort beschlossen, den Hafen mit einem neuen Bollwerk einzufassen; ich dächte, das Eichenholz könnte wohl von hier dazu geliefert werden." Und er begann dann seine Pläne darüber zu explizieren. Der Oberst, der erst zornig auf- und abgegangen war, stand endlich still und frug und hörete wieder; ich aber beurlaubte mich und dachte wiederum der Worte meines Vetters.

Als aber die Lieferung des nötigen Eichenholzes mit dem Magistrate abgeschlossen war, so ließ der Wildmeister Schneisen durch die Wälder hauen, da, wo sie am dichtesten waren und das Raubwild seinen Unterschlupf bewahrte; denn solcherweis entstanden kleine Vierkanten und war selbigem leichter beizukommen. Sodann im Herbste stellte er eine Treibjagd an; denn schon im Sommer hatte er die besten Hunde vom Hofe alle auf den Wolf dressiert, und die Dorfbursche, die im Wald gehauen hatten, waren derzeit bei einzelnen Jagden schon unterwiesen worden. Noch seh ich es vor meinen alten Augen! Der Herr Oberst, welcher dazumal seiner Gesundheit insonders froh war, ritt selber mit hinaus; und neben ihm der Junker Rolf auf einem feurigen arabischen Pferde. Das war bläulich mit weißem wehendem Schweif und Mähnen, und hatte der Vater es ihm kurz zuvor verehret. Es war sehr klug. „Gieb acht!" sagte der Junker manchmal im Scherze; „nun wird's bald sprechen!" und nannte es „Falada" nach dem Märlein.

Wie war er schön mit dem Freudenblitz der Jugend in den Augen, da er auf seinem stolzen Tier neben dem Vater aus dem Hofe in den goldenen Herbstmorgen hinaus und in die blühende Heide hinabtrabte.

Ich aber, der ich nicht reite und nicht jage, war daheim geblieben. Nach einer Weile aber ging ich vor dem Thorhaus im Sonnenscheine auf und nieder, und allmählich scholl es mit Hallo, mit Pfeifen und Trommeln aus dem Wald; Hundegebell, Schüsse und Geheul klang durcheinander, und dann spät zu Mittage kam hinter unseren beiden Reitern ein Wagen mit dem erlegten Wilde die Heide hinaufgefahren, redend und schreiend die Treiber mit den Hunden hinterdrein.

* * *

Mein Vetter war nicht Diakonus geworden, und vom Verkaufe des Hofes hörete ich nichts mehr. Aber eines kam itzt, welches ich hier bemerken muß: die braune Abel, die sich auch gestrecket hatte, begann wie eine Katz um unseren Junker herzustreichen. Kreuzte er ihr den Weg, so stand sie still, bis er vorüber war; so zwar, als ob sie keine Achtung von ihm nähme, denn sie wandte kaum den Kopf zu ihm; doch hab ich wohl gewahret, daß ihre dunklen Augensterne bis in die äußersten Winkel ihres Auges drängten und ihm also heimlich folgeten; auch hatte sie itzt oft eine Blume oder einen Fetzen roten Bandes sich an ihr braunes Haar geheftet und trachtete überall ihm zu begegnen.

Eines Abends im August, da alles Gesinde schon in den Betten lag, promenierte ich einsam, meiner fernen Mutter denkend, im Gärtlein hinter der Westseite des Hauses, das der Oberst schon zu Anfang seiner Ehe angeleget und gegen das grobe Raubzeug mit einer hohen Mauer hatte umschließen lassen. Die Singvögel waren schon zur Ruh gegangen, aber der Würzeduft von Nelken und Jasminen erfüllete ihn ganz; die Sterne schimmerten so ruhig, es war eine warme Sommernacht.

Da ich eben auf dem breiten Steige an dem Hause hinaufging, hörte ich unsern eine Eule schreien, die ich für den frechen Waldkauz wohl erkannte; dann war es wieder, als ob in einen Baum geworfen würde, und es polterte etwas durch das Gezweig zur Erde. Ich stand still; es kam noch einmal; und: „kſch, kſch!" rief eine kleine zornige Stimme; „flieg doch zu deinen Teufeln!"

„Wer ist das?" frug ich mich selber; und wiederum, schon ganz in meiner Nähe, fiel etwas durch die Zweige eines großen Dornbaumes. Aus einem offenen Fenster zur Seite einer Gangthür, so aus dem Hause hier in den Garten führete, rief eine müde Stimme wie aus schweren Kissen: „Laß nur den Vogel, Kind; die Nacht bleibt doch lebendig!"

Und im Sternenschein sah ich eine halb aufgeschossene Dirne, schier im bloßen Hemde, in dem offenen Fenster stehen. „Abel," rief ich, „führest du Krieg hier mit den Eulen?"

„Ja, Herr Magister!" rief das Kind fast weinend, „sie will nicht weg; mein Möddersch kann nicht schlofen!"

Da ich unter den Baum trat, flog die Eule ohne Laut davon; aber aus den Zweigen fiel es noch einmal auf den Grund, und da ich mich bückte, lagen Schuh und Kloppen und Bürsten rings umher. „Du bist ein schlechter Schütze," sagte ich, „und morgen wirst du hier zu sammeln haben; aber die Eule ist fort, leg dich nun schlafen."

„Aber morgen," entgegnete sie hadernd, „ist sie wieder da!" Dann rief sie rückwärts in das Zimmer: „Wartet nur, Möddersch, ich komme jetzt schon gleich!" Ein Nachthauch blähte das Leinen um ihre Kniee und rauschte weiter durch den Garten.

„Sei ruhig, Abel," sagte ich, zu ihr hinantretend, „vor morgen nacht soll die Eule hier geschossen sein."

Da huckte sie sich eilig nieder, und das Hemde auf ihre Füße ziehend, bog sie ihr Köpfchen hinaus, daß die dunkle Haarflechte über ihre Schulter fiel. „Dank;

gute Nacht!" sagte sie leise und streckte mir den hageren Arm entgegen, so daß ich ihre Hand ergreifen mußte.

„Gute Nacht, Abel!"

Dann klappte das Fenster zu, und ich vernahm noch, wie sie drinnen mit leichten Füßen auf den Boden sprang.

— — Erst nach Jahren wurde es mir klar, weshalb ich in der Nacht darauf fast widerwillig nur geschlafen hatte. Aber da ich folgenden Tages meinen Junker bitten wollte, daß er den Ruhestörer schieße, überfiel es mich wie eine Scham; denn er achtete das Mädchen schier gering und schien von ihrem Treiben nichts zu merken. So sprach ich nur: „Die alte Matten kann davor nicht schlafen, Rolf!"

Da war er gleich bereit; und abends, wo der Himmel wie gestern mit allen Sternen leuchtete, schlichen wir miteinander auf dem Gartensteige, der Knabe die gespannte Flinte in der Hand. Mir war, ich weiß es nicht weshalb, beklommen, so daß ich aufschrak, als plötzlich der mißfällige Schrei des Kauzes aus dem Dornbaum scholl; Rolf aber trat behutsam näher, ein Schuß krachte und ich hörte, wie der getroffene Vogel durch die Zweige fiel. Doch im selben Augenblicke wurde die Gangthür aus dem Hause aufgerissen, und ich sah wohl, daß es Abel war; denn so gleich einem Vogel konnte hier keine andere fliegen, auch schimmerte ihr graues Kleidchen in der Abendhelle; ich sah es, sie hatte die Hände des Junkers ergriffen und küßte sie wohl zu hundert Malen.

Er schien sie erst nicht zu erkennen, dann aber rief er: „Bist du toll? Ich will nicht deine Küsse; der Schuß war nicht für dich!" Und da das heftige Kind nicht allsogleich von ihm abließ, stieß er sie voll Zorn zurück, daß sie stolperte und mit einem Wehschrei ihr Antlitz auf den Boden schlug.

Rolf war im Augenblicke bei ihr, um sie aufzuheben. „Nein, nein!" schrie sie und stieß mit beiden Händen gegen ihn; dann, wie eine Katze, war sie aufgesprungen und laut weinend durch die Gangthür in das Haus verschwunden. Rolf wandte sich und schien seiner Beute nachzusuchen. „Das war nicht gut," sagte ich, „daß du des Kindes Dank so von dir stießest! Sie wird sich arg zerschunden haben."

Da war er zu mir getreten. „Lassen Sie es gut sein, Herr Magister," sagte er; „das heilt schon wieder. Es ist kein Unglück, daß ich nicht bin wie meiner Mutter Vater; die alte Matten wird nun schlafen können."

Er hatte das also ernst gesprochen, daß ich ihm nichts entgegnete; denn es war mir kund geworden, daß seine Großmutter eines geringen Mannes Kind gewesen und sein väterlich Geschlecht darob zu Grund gegangen sei.

Aber mit der Abel war's, als ob sie sich seitdem vor aller Welt verstecke; nur einmal an der Küche huschte sie an mir vorüber, und ich gewahrete, daß von der Stirne abwärts ein blutrünstiger Streifen ihr zart Gesicht verunzierte.

Da redete ich mit unserem Herrn und mit der alten Matten, und das Kind wurde bei guten Leuten in der Stadt untergebracht; es wurde auch für einige Unterweisung dabei gesorget, darob ich eine sonderbare Befriedigung in mir verspürte.

* *
*

In diesem Sommer waren manche Wölfe eingebracht; die Schüsse aus dem Walde hörte ich öfters, wenn ich in der Nacht erwachte; es war, als ob der Alte mit Gewalt itzt sein Revier ausräumen wollte. Nun hingen die Wälder voll Eicheln, und Gott hieß den Wind sie auf die Erde schütteln; da wurden nach manchem Jahr zum erstenmal wieder die Schweine am Rand der Forsten auf die Mast getrieben, und geschahe davon kein Unheil. Aber über den Wildmeister tauchte hie und da Gerede auf, was nicht laut zu werden wagte; denn der Herr Oberst hatte kein Ohr für das, was mit der Zunge Wunden machet. Der Herr Vetter stieß mich an und raunte mir zu: „Geduld, Ehrwürden; wir kriegen ihn noch! Wenn

nur Hans Christoph und die Matten reden wollten!“ Und Tante Adelheid, so sie oben vom Fenster aus den gescholtenen Mann über den Hof schreiten sah, kniff die Lippen ein und schüttelte das Haupt.

So stand es zu Ende des Septembers. Da meldete eines Nachmittags der Wildmeister unserem Herrn, er denke einen und, worüber er sich informieret, den letzten ausgewachsenen Wolf in seinem eigenen Hofe auf sonderliche Art zu fangen; wenn der Junker es mit erleben wolle, so werde er ihm hernach schon eine Bettstatt richten, denn die Nacht würde wohl darüber einfallen.

Und da der Herr Oberst ihn näher ausgefraget, sahe er mich und den Junker an, die wir dabei zugegen waren. „Das mag auf ihm selber bleiben!“ sagte er, indem der Sohn fast mit versetztem Atem zu ihm aufsah. „Und der Herr Magister? Der käme ja dann auf einmal bequemlich auf die Wolfsjagd.“ Da dankten wir ihm; und als die Dämmerung sich zu senken begann, gingen wir mit dem Wildmeister über die Heide. Als wir dort waren, wo rechts gegen den Wald hinauf der helle Stein am Tümpel durch das Dunkel schien, raunte der Greis des Junkers Namen, und als dieser dichte zu ihm ging, nahm er seine Hand, als ob ihm hier ein Übles widerfahren könne.

Am Turmhaus wurde die Pforte in der hohen Mauer, welche den Hof umgab, von dem alten Hans Christoph aufgethan.

„Ist alles vorgerichtet?“ frug der Wildmeister.

„Freilich, Herr!“ Und mir war, als hörete ich eine Trauer aus den zwei armen Worten.

Ein steinern Trepplein war gegenüber vor der Hausthür; zur Seite unter einem Fenster ein desgleichen Sitz. Ich merkete mir alles, denn ich war noch nimmer hier gewesen. — Der Wildmeister ging mit uns in das Haus und in den oberen Stock hinauf, wo er uns in ein geräumiges Gemach brachte, das ein gewölbet Fenster, wohl mit dem Ausblick auf den Hof und über die Heide und seitwärts auf die Wälder, hatte; aber es war noch dunkel und nichts zu erkennen, denn eben erst kam im Osten die rötliche Scheibe des Mondes über den Rand der Erde.

„Wir müssen warten,“ sagte der Alte; „wir dürfen heut kein Licht entzünden!“ Und er drückte uns auf zwei Stühle nieder, während er selber wieder nach unten hinabschritt.

Noch bevor er wieder bei uns war, kam vom Hofe herauf das klägliche Geschrei eines Zickleins, das je mehr, um desto stärker wurde. Als er dann hereinkam, sprach er: „Tretet nun ans Fenster!“ Und da das geschehen, sahen wir unten ein weißes Zicklein, das von einem aus dem Hause an einem Stricke vor der Thür gehalten wurde und zeitweilig seinen Lockruf in die Ferne schrie; denn der Mond war eben seitwärts von Grieshuus emporgestiegen und warf jetzt einen Schimmer draußen über den Mauerrand. Da sahe ich zwei Seile, die von dem Thor in unser Zimmer gingen, und der Wildmeister wies uns, wie er dasselbe damit aufthun und verschließen könne; aber er hielt es noch verschlossen.

Der Junker lugte mit heißen Wangen hinaus. „Wo sind die Hunde?“ frug er.

„Eingeschlossen; wir brauchen sie heute nicht.“

Der Junker nickte.

„Es ist eine Wölfin,“ sagte der Alte; „ein wild und grausam Tier, denn sie hat spät gewölfet; wenn sie abends ausgeht, ist kein Haustier mehr draußen, und das Kleingewild verkriecht sich in die Erde.“

Ein seltsames Geräusch drang ins Gemach, das einem Schnarchen glich. „Hört!“ sagte der Junker hastig.

Aber der Alte wies nach der Zimmerdecke und sprach kopfschüttelnd: „Das sind nur meine Eulen, Kind! Ein Jäger muß geduldig sein.“

Der Mond hatte das Zimmer mit sanftem Licht erfüllet, und ich sahe, daß es mit alten Gerätstücken versehen war, so ich sonst auf dem Boden oder in den Seitenräumen zu Grieshuus gesehen hatte;

ein ungeheurer Eichentisch in des Zimmers Mitte nahm wohl ein Viertel alles Raumes ein, da herum eine Anzahl ungefüger Stühle, am Fenster stand ein Tischlein mit ausgelegten Feldern. Der Wildmeister führte uns wieder zu den Stühlen und setzte sich selber neben Rolf. Dann begann er von seinen Jagden zu erzählen, in Preußen, Schweden, auch im Jura; er hatte ein brav Stücklein von der Welt gesehen. Aber oftmals hielt er inne und blickte auf den Knaben, der sich an ihn lehnete. „Du bist müde, Rolf," sagte er. — „Nein, o nein; ich bin nicht müde; erzählet nur!"

Aber der Greis legte von seinem Stuhle aus den Arm um des Knaben Schulter, daß dessen Haupt an seiner Brust zu ruhen kam, und sprach dann langsam weiter. Und bald vernahm ich, wie des Junkers Atemzüge anders wurden. Er schlief; denn es mochte gegen mitternacht sein, was ihm ungewohnte Stunde war. Da neigte der Alte sein Haupt an das des Knaben und zog ihn mit beiden Armen an sich. „O lieber Gott im Himmel, die Lieb ist gar zu groß!" So hörete ich ihn murmeln, und dann kam ein Stöhnen tief aus seiner Brust. Aber der Knabe schlief, und der Mond rückte weiter und warf sein Licht auf beider Antlitz. Gnädiger Gott, Allwisser, ich war doch schier erschrocken; die beiden mußten eines Stammes sein! So ähnlich erschienen mir in diesem Augenblick das alte und das junge Antlitz.

Der Greis saß schweigend und wandte seine Augen ins Gemach, als suchten sie etwas, das einst hier gewesen sei; da drang von unten ein Knurren der großen Hunde durch die Dielen, und mir war, als ob Hans Christoph sie zu stillen suche; dann schrie das Zicklein vor dem Hausthor, und ich meinte zu hören, daß von draußen etwas an der Hofmauer hinaufspringe, aber dorten wieder hinunter auf den Boden falle.

Der Wildmeister richtete sich auf, und ich sahe, wie er den Kopf des Junkers sanft zurückbeugte. „Wach auf, Kind!" sagte er; „der Wolf ist da!" Dann stund er auf, und der Knabe öffnete die Augen und schüttelte sein Haar zurück. Der Alte stieß mit einer Büchse, die er von der Wand genommen, kaum hörbar auf den Boden. „Nun komm, Rolf!" Und er faßte seine Hand und zog ihn an das Fenster. Draußen fiel das Raubtier, als wolle es sie zerbrechen, mit den Tatzen gegen das Hofthor; da griff der Wildmeister an die Leine, und ich, der gleichfalls an dem breiten Fenster stand, sahe nun den einen Thorflügel zurücksinken; aber dahinter war nur der leere Grund, auf welchen das Mondlicht schien. Der Wolf war fort und schien nicht rückkehren zu wollen. Wir standen lange, und ich dachte: Warum ließ der Alte nicht zu Anfang gleich das Thor geöffnet; denn nun scheuet sich das Tier? Oder wollte er nur um so länger sich des Knaben freuen?

Aber endlich, als ich wieder hinsah, stand auf dem leeren Flecke eine Kreatur, einem dürren, hochbeinigen Hund vergleichbar, und schritt, fürsichtig um sich lugend, in den Hof; stand still, warf den Kopf empor und schritt dann wieder weiter. Schon wollte es zum Sprunge ansetzen, jedoch im selben Augenblicke klappte hinter ihm das Thor; ein lotrechter Riegel fiel mit Gewalt herunter, und das Zicklein war in das Haus hineingezogen.

Der Alte nickte, indem er einen Fensterflügel aufstieß. „Siehst du ihn?" frug er und wies nach einer Ecke des Hofes; aber wir sahen ihn nicht, denn es lag dort tiefer Schatten; nur zwei glimmende Punkte drangen von dorther durch das Dunkel.

Der Wildmeister legte die Büchse in des Knaben Hände. „Das ziemet dir," sprach er; „es ist der letzte Wolf in deinen Wäldern." Der Junker legte das Schießwerkzeug an seine Wange; aber da das schlagende Herz des Knaben dessen Arme zittern machte, hielt ihn der Alte mit der Hand zurück: „Halt, Rolf; ein so gestellet Tier darf nicht gefehlet werden!"

Da wandte ich mich um; ich wollte weiteres nicht sehen.

„Nun schieß!“

Der Alte hatte es gesprochen; und es gab einen Krach, und durch die Dielen kam ein tobendes Geheul herauf. Noch hörte ich, wie der Wildmeister mit dem Knaben nach dem Hofe hinabging; dann, wie sie draußen mit Hans Christoph das erschossene Tier aus seinem Winkel zogen.

— — „Ihr möget kein Blut sehen, Herr Magister!“ sprach der Alte zu mir, da sie beide wieder in das Zimmer traten.

„Ihr saget es,“ entgegnete ich; „ich dachte an die Jungen des erschossenen Muttertieres.“

„Das ist nun so,“ sprach er und stand in sich versinkend vor mir; „'s ist doch kein schwanger Weib, aus dessen Schoß sich noch ein unreif Kind losreißen muß. Aber die jungen Wölfe sollen nicht verkümmern; ich und Hans Christoph,“ sprach er wieder lauter, „holen sie noch heute nacht; solange wir die Brut nicht haben, ist der Wald nicht rein.“

Dann entzündete er ein Licht mit seinem Zunderkästlein, öffnete eine Kammerthür und ließ uns eintreten. Hier stand eine schlichte Bettstatt, davor ein großer Sessel, ein Mantel lag darüber.

„Ihr werdet hier schon schlafen können,“ sprach er freundlich; „und habet somit gute Nacht.“ Er reichte mir die Hand, küßte den Knaben, und wir hörten, wie er durch das andere Zimmer fortging.

Ich setzte mich in den Sessel und deckte mir den Mantel über, Rolf warf sich angekleidet auf das Bett. Er sprach kein Wort; er hatte den Kopf gestützt und starrte auf die Thür, durch welche der Alte sich entfernt hatte. „Wer war das?“ rief er plötzlich, doch als ob er zu sich selber spräche. Da frug ich ihn: „Wen meinst du, Rolf? den Wildmeister?“

Er schien mich nicht zu hören, und der Glanz seiner Augen war gleichsam so nach innen gekehret, als sähen sie rückwärts in die weiteste Vergangenheit; vielleicht, denn es geschiehet ja also, stand er an dem Bette seiner Mutter, die er im vierten Jahre als eine allzeit kranke Frau verloren hatte. Und abermals rief er, jedoch frohlockend: „Jetzt weiß ich es! — Ich soll ihn grüßen!“ und seine Augen warfen wieder ihre blauen Demantstrahlen.

Als aber die Flurthür des anderen Zimmers aufging und der Schritt des Alten darin hörbar wurde, der etwa was Vergessenes zu holen kam, sprang er jählings aus der Bettstatt und ging hinein.

Aber die Thür blieb hinter ihm um eine Spalte offen; da sahe ich den Knaben in des Alten Armen hängen, ich sah das alte Gesicht sich auf das junge neigen und viele Thränen aus den alten Augen darauf fallen. Was sie zueinander sprachen, habe ich nicht verstanden, denn es war leise gleich wie junges Vogelzwitschern. Aber ich stand auf und zog die Kammerthür zu, damit sie ganz allein wären. Ich dachte: Schweige! denn, wie Matten sagt, bei Gott ist Rat und That.

— — Am Abend des anderen Tages sah ich kein Licht da drüben in dem Turmhaus, und ist auch wohl nimmer wieder eines dort gewesen; denn der Wildmeister hatte sich vom Hofe beurlaubet, nachdem er noch die jungen Wölfe abgeliefert hatte. Hans Christoph sah ich mitunter bei dem Kirchgange, er blickte mich dann traurig an und zog schweigend seine Mütze. Der Vetter raunte mir zu: „Das war des Sünders Glück, Ehrwürden, daß er sich zeitig fortgehoben.“ Der Junker aber redete nie von ihm und jener letzten Nacht. Nur der Herr Oberst sprach mitunter: „Das war doch anders, als noch der Wildmeister dort im Turm hauste!“ denn der neue Förster, der im Dorfe wohnete, wollte ihm nicht behagen.

* * *

Anno 1713 war ich schon mehr denn vier Jahre hier als Successor des Pastor Heikens, der nach Wetzlar in der Wetterau berufen worden.

Der Mißwirtschaft in unserem Lande überdrüssig — denn der Geheimrat Görtz

riß immer mehr die Zügel an sich und war mit dem Könige nur einig, wo es galt, die Stände und das Land zu drücken —, hatte der Herr Oberst schon anno 1707 den Junker nach Stockholm gesandt, woselbst er als Page und Leibdiener unserer Herzogin eingestellet wurde; nach deren im darauf folgenden Jahre bereits erfolgtem traurigen Absterben trat er als Fahnenjunker in die schwedische Miliz und hatte nunmehr geschrieben, daß er als Lieutenant bei den Dragonern war installieret worden.

Auf Grieshuus saß nun der Oberst mit dem Vetter und der Tante Adelheid in großer Stille; auch machte die Wunde ihm gar oft zu schaffen. Jeden Montag Abend brachte ich dorten zu; dann sprachen wir von unserem stolzen Knaben. War ein Brief gekommen, so mußte ich ihn vorlesen; Tante Adelheid hielt dann ihre Spindel müßig auf dem Schoße, und der Vetter rief dazwischen: „Nun, Ehrwürden, was saget Ihr zu unserem discipulus?“ Dann nickte der Oberst lächelnd von seinem Kanapee, worauf er mit seinem kranken Beine lag. Um zehn Uhr ging ich wieder hinab nach meinem noch weit stilleren Hause in dem Dorfe, denn ich war noch unbeweibet. Die Abel war noch immer bei denselben Leuten in der Stadt, die ihrer nicht entraten mochten; sie hatten einen Kramladen, und das Mädchen war zu einer braven und anstelligen Jungfer aufgewachsen; in den Laden kam wohl mancher ihrethalben, der anders nicht gekommen wäre. Ich aber dachte schon lange, sie mir zum Weibe zu gewinnen.

Von Wölfen wurde seit des Wildmeisters Abgang ferner nichts gespüret, und es konnte auch ein Kind itzt ruhig durch die Wälder gehen; aber über der Thorfahrt und im Turmhaus wohnte niemand mehr, und von hüben und von drüben leuchtete kein Licht mehr nach der Heide. Auch von dem Nachtspuk dorten hörte ich nichts wieder.

So war es im Januarius des gedachten Jahres. Der gewaltige Kriegsfürst Carolus XII. war seit der schweren Niederlage bei Pultawa fern in der Türkei geblieben; da erhuben sich alle seine Feinde, zuerst die Russen und Sachsen und der Dänenkönig Friedrich IV., der sich in dessen deutschen Herzogtümern Bremen und Verden in seiner Thorheit von den Unterthanen hatte huldigen lassen; aber der schwedische Feldmarschall Steenbock schlug ihn bei Gadebusch und ging bei Lübeck über die Grenze in unser armes Land. So hatten wir wieder einmal alle Molesten des Krieges und waren doch im Frieden mit Dänen wie mit Schweden. Der Steenbock zog plündernd und brandschatzend bis in unsere Gegend, und mußten die drunten in der Stadt zum Willkommen alsogleich fünfhundert Tonnen Vierthalerbieres und fünfhundert Tonnen Brotkorn zu dessen Armee liefern.

Grieshuus war wohl bisher noch nicht berühret worden, aber wir waren hier in anderen Sorgen, denn unser Junker Rolf zog mit in der Armee des schwedischen Feldmarschalls. Einmal, von Pommern aus, war an den Vater ein Brief von ihm gelanget: „Mon cher papa, ich denk, wir kommen auch noch nach Grieshuus; da lasse ich mich bei Ihnen ins Quartier legen, um alles Mißgefüge zu verhüten. Und meine Falada möcht ich wieder reiten, denn unsere Pferde taugen nicht. Lasset das adelige Tier bis dahin fleißig rühren!“ Aber der Herr Oberst hatte ihm darauf erwidert: „Suche dich los zu machen, Rolf; denn der König strecket auch über Grieshuus anitzo seinen Seepter, und er würd es dir übel danken, so du wider ihn gestritten hättest.“ Es kam keine Antwort; er hat den Brief wohl nimmer erhalten. Aber ein mündlicher Gruß kam unerwartet durch einen Knecht, der unten in der Stadt gewesen war. Aus einer schwedischen Eskadron Dragoner, so dorten auf dem Markte ihm vorbeigeritten, hatte er sich rufen hören: „Marten, Marten! Wie geht's zu Hause?“ und auf seine fast erschreckte Antwort: „O, alles gut, Herr!“ nur noch: „So grüß! Ich komme bald!“ Dann war die Eskadron

schon weit; aber der Knecht wußte nun, es war der Junker Rolf gewesen; er hatte ihn nur nicht gleich erkannt mit dem gekürzten Haupthaar und dem leichten Barte.

Solches erzählete mir der Vater, in Freuden halb und halb in Kümmernis; denn itzo war ich fast jeden Nachmittag ein Stündchen auf Grieshuus. — Am vierundzwanzigsten Januarius aber — es wird das Datum nimmer aus meinem Herzen schwinden — stand ich noch spät abends in dem Schlafgemach der Tante Adelheid und schauete in den hellen Hof hinab und nach dem weiten Himmel, von wo der Mond und alle Sterne auf die Erde schienen. Die Tante vermeinete zu sterben, obwohl der Doktor sie noch ein Dutzend Jahre wollte leben lassen, und ich war, nachdem ich schon nach Haus gegangen, aufs neue geholet worden, um ihr das heilige Abendmahl zu reichen. Die Wachskerzen waren eben ausgethan; sie lag in ihrem Himmelbette und seufzete nach dem Junker, um ihm noch ein ererbet Uhrlein mit Kette in die Hand zu geben. Die alte Matten saß an ihrem Lager; aber das übrige Haus war schon zur Ruhe.

Da ich also in die stille Winternacht hinausschauete und mir beifiel, daß heut und übel Wetter doch nicht allezeit beisammen seien, hörte ich unten von der Thorfahrt her ein Rütteln an dem Eisengitter, das der Herr Oberst erst in dieser Zeit hatte davorsetzen lassen.

„Auf! auf!“ rief eine Weiberstimme, und noch einmal und lauter: „Machet auf; ich bin es!“

Wer war das? Aber ich wußte es schon und ging mit raschen Schritten nach der Thür.

Die Tante rief kläglich aus ihrem Bette: „Will Er mich schon verlassen, Pastor?“ Aber ich vernahm es kaum; ich eilte über den Hof und holete den Schlüssel aus des Verwalters Schlafkammer, der seit Nachmittage mit dem Vetter jenseit des Waldes auf dem Meierhofe war.

Der Wind fegte durch die Thorfahrt, es war eisig kalt; draußen aber vor dem Gitter stand ein schlankes Mädchen mit wehenden Röcken, ein Tüchlein um den Kopf gebunden.

„Jungfer Abel!“ rief ich und schloß das Gitter auf; „wo kommt Sie doch daher so mitten in der bitterkalten Nacht?“

Aber sie war also außer Atem, sie antwortete nicht, sondern setzte sich nur auf die Treppe, so nach meiner früheren Kammer führte, und ihre kleinen Hände waren schier verklommen.

„Einen Augenblick nur!“ sprach sie dann; „aber eilet! Wecket den Herrn Oberst! Ich folge Euch gleich — nur eilet! Eilet!“

Da that ich, wie sie wollte, und ging eilig in das Haus.

Und als der Herr Oberst kaum aus seiner Schlafkammer in das Wohngemach gelanget war, da öffnete sich auch die Thür vom Flur aus, und das Mädchen war hereingetreten; die dunklen Augen lagen fast schwarz in ihren Höhlen.

Der Oberst saß am Tisch inmitten des Zimmers; eine Flasche roten Weines stand noch vom Abend halb gefüllet neben ihm; er saß bleich und matt in seinem Schlafpelz auf dem Sessel, sein altes Übel plagte ihn itzo sehr. „Abel,“ sprach er „warum kommst du mitten in der Nacht? Hast du Unfrieden gehabt mit deinen Leuten?“

Aber sie schüttelte den Kopf. „Der Wildmeister war in der Stadt!“ sagte sie hastig; „aber er wollte erst ein Pferd sich suchen. Da bin ich ihm vorausgelaufen, denn die Schweden haben die Pferde all genommen! Lasset die Knechte wecken, Herr Oberst!“ rief sie, indem sie ihm zu Füßen stürzte, „nehmet den besten. Er muß reiten, über die Heide und durch die Wälder nach dem Fluß hinunter; aber keine Viertelstunde ist zu verlieren!“

„Was soll das?“ sagte der Oberst. „Reiten? Und itzo in der Nacht? Du hast die schlimmen Tage wohl vergessen? Die Kerle fürchten den Teufel oder was sonst heute umgehen soll; ja, wenn der Wildmeister wirklich wieder da wäre!“

Abel hob ihr bleiches Haupt: „Der

kommt zu spät, Herr Oberst! — So gebet mir ein Pferd! Gott wird mir helfen."

„Das ist nicht Weibersache. Aber weshalb denn soll geritten werden? Das müssen wir zuerst doch wissen!"

Das Mädchen sah verwirret zu ihm auf: „Ja, ja, Herr Oberst! Aber der Junker Rolf stehet mit einem Posten schwedischer Dragoner drunten an dem Flusse; er soll die Brücke halten, denn die Russen wollen dort hinüber. Sie meinen in der Stadt, das würd noch Tage ausstehen; aber ich weiß, die Russen kommen noch in dieser Nacht! Lasset den Junker warnen, Herr! Sie könnten alle sonst verhauen werden!"

„Herr Pastor," sprach der Oberst, nachdem er einen Augenblick totenbleich, wie suchend, um sich hergesehen, „wollte Er die Knechte wecken?"

Und so ging ich hinaus und schüttelte die Kerle aus ihren schweren Betten. Als ich ihrer drei beisammen hatte, trat ich mit ihnen wieder in das Zimmer und hörete den Oberst zu dem Mädchen sagen, die an seinem Sessel stand: „Hätte ich den Verwalter nur nicht fortgesendet! Ich selber?" Und er wiegte seinen Kopf. Als er aber die Knechte sahe, welche sich schläfrig an den Thüren aufstellten, rief er: „Nun, Leute, wer von euch will eurem jungen Herrn zuliebe heute nacht noch einen Ritt thun?" Und er berichtete, was zu wissen ihnen not war. Aber sie antworteten ihm nicht, schielten sich an und stießen sich mit den Ellenbogen.

„Es soll nicht euer Schade sein!" sprach der Oberst wieder und bot ihnen eine Summe Geldes.

Da sagte der größte von den Kerlen: „Herr, wir haben ja die schlimmen Tag'; man lebet doch nur einmal."

„Wisset ihr," rief der Oberst, „daß ihr des Junkers Leute seid? Ich kann euch schicken, ohne euch zu fragen!"

Und da sie abermals schwiegen, schlug das Mädchen wie im Zorn und Verachtung die Hände ineinander: „Die würden nicht zum Heile reiten; aber gebet mir das Pferd, wenn sich die Mannsleut fürchten!"

„So nicht, Jungfer Abel!" rief ich; „ich bin kein Reiter; aber so man mich verlanget, bin ich gleich Ihr dazu bereit!"

Da, während sich allmählich ein Haufen Gesindes in das Zimmer drängte, wurde unten die schwere Hausthür aufgestoßen; es kam die Stiegen zu uns herauf, hastend und doch mühsam und mit schweren Tritten, und alle Köpfe wandten sich. „Der Wildmeister!" raunte es unter den Leuten; „das ist der Wildmeister!" Sie wichen alle zurück, als die große Gestalt des Greises in das Zimmer trat. Aber er schritt nicht mehr aufrecht wie vor Jahren; er schien in diesem Augenblick wie am Ende seines Lebens. Trotz der eisigen Nachtkälte draußen rann der Schweiß in Tropfen ihm in den weißen Bart hinunter; er wollte sprechen, aber der Atem versagte ihm, und er neigte sich nur stumm vor seinem früheren Herrn.

Der reichte ihm beide Hände und sprach: „Ihr seid krank, Wildmeister; aber ich danke Euch, daß Ihr heut gekommen seid!"

Da erhielt der Greis die Sprache wieder: „Nur alt, Herr Oberst; geben Sie mir einen Trunk von jenem Wein!" Der Oberst schenkte den großen Glaspokal zum Rande voll, und der Alte trank durstig bis zum letzten Tropfen. Und allmählich richtete er sich auf: „Wer ist zur Brücke?" rief er.

„Niemand," sprach der Oberst.

Vom Kirchturm unten aus dem Dorfe schlug es Mitternacht, und alle wandten das Haupt, um dem Schalle nachzuhorchen.

„Es ist Zeit!" rief der Wildmeister und stand aufrecht, wie wir vor Jahren ihn gekannt hatten. „Gebet mir des Junkers Pferd Falada, so soll die Erde uns nicht lange halten!"

„Gehe, Marten," sprach der Oberst, „und sattele die Falada!"

Und der Knecht trollete sich schweigend, und die anderen Knechte und die Dirnen gingen mit hinaus. Der Oberst reichte

dem Wildmeister die Hände: „Ihr seid der Alte noch! Wir harren Eurer, bis Ihr wiederkehret; und Gott geleite Euch!"

Doch als dieser sich zur Thüre wandte, stand Abel vor ihm, mit ihren großen schwarzen Augen zu ihm aufblickend: „Ich darf nicht," sagte sie; „aber, Herr, Ihr werdet nichts versäumen!"

Da neigte der noch immer aufrechte Mann sich zu ihr, nahm den kleinen Kopf des Mädchens zwischen seine Hände und küßte sie liebevoll auf ihre Stirn: „Nein, Kind, so Gott will," sagte er leise; „ich liebe ihn ja noch mehr als du!"

„Noch mehr?" murmelte das Mädchen und schüttelte finster mit dem Haupte. Das sah ich noch; dann war ich mit dem Wildmeister draußen vor dem Hausthor. Da stand schon die Falada, von dem Knecht gehalten; das edle Tier streckte den Hals und wieherte grüßend in die helle Nacht hinaus; der greise Mann aber reichte mir die Hand: „Lebet wohl, Herr Pastor!" sprach er; „betet für mich, Ihr kennt ja das Wort der Schrift: Unstät und flüchtig sollst du sein auf Erden! — Noch dies, dann, hoffe ich, wird Ruhe sein." Und da er mich itzt ansahe, war mir, als schaue ein lebenslanger Gram aus diesem edlen Antlitz.

Er bestieg das Roß, wandte es und ritt über den Hof zum Thor hinaus; ich aber ging ihm bis an den Rand der Mulde nach und sah noch eine Zeit lang die hellen Mähnen seines Rosses in der dunklen Heide fliegen.

— — Als ich die Treppe im Herrenhause wieder hinaufstieg, hörte ich die Thür des Krankenzimmers gehen, und mit ihrem Krückstock kam die blinde Matten daraus hervor.

„Wo will Sie hin, Matten?" frug ich.

„Zum Herrn," entgegnete sie kurz; „aber faß Er mich, Magister!"

So ging ich mit ihr hinein. Der Oberst saß wieder in seinem Sessel; Abel stand neben ihm, als sei sie gelähmt.

„Verzeihet, Herr!" sagte die Alte; „wir hören die Dirnen reden, und das Frölen Adelheid fraget danach: Was ist mit dem Junker?" Dann hielt sie inne. „Ist hier noch jemand mehr zugegen?"

„Deine Abel," sprach der Oberst; „sonst niemand."

„Abel? Nein, die ist unten in der Stadt; das sei Gott geklaget, denn da ist rauhe Wirtschaft itzo."

Aber das Mädchen ging zu ihr und berichtete, was sie hergetrieben hatte. Die Alte stand gebückt und lauschte. „Wer soll denn reiten?" frug sie.

„Der Wildmeister, Möbdersch, denn der ist wieder da und gleich nach mir hierher gekommen."

Die Alte hatte sich aufgerichtet: „Der Wildmeister? Den ihr hier den Wildmeister geheißen habt? Wo ist der? Der darf nicht reiten!"

„Was redest du da wieder, Matten?" sprach der Oberst. „Ein Besserer wär nicht zu finden. Er ist schon fort; er muß bald mitten in den Eichen sein."

Da fiel die Alte auf die Knie, und ihren Krückstock in die Höhe streckend, rief sie: „So stehen sie beide bald vor Gottes Angesicht!"

Das Kerzenlicht, welches allein in dem weiten Gemache brannte, und die Mondesdämmerung, welche durch die hohen Fenster schimmerte, erzeugeten ein seltsam wüstes Zwielicht; es war so kalt und öde hier, mir war mit einemmal, als sei alle Hoffnung längst verloren.

Der Oberst hatte sich erhoben und wandelte hinkend auf und ab. „Die Stunde ist schwer, Matten," sagte er; „mache sie nicht schwerer durch deine Thorheit."

Die Alte entgegnete nichts, sie schien zu beten; doch Abel hob sanft und schweigend ihr altes Möbdersch auf. Ich hörte, wie sie langsam den Korridor entlang und nach dem Krankenzimmer gingen.

— — Der Herr Oberst und ich waren itzt allein. Vom Dorf herauf kam mit dem Wind ein Schlag der Turmglocke. „Eins!" sagte der Oberst.

„Ja, eins!" wiederholte ich; „vor vier Uhr kann der Wildmeister nicht zurück sein. Wollen der Herr Oberst sich nicht zur Ruhe legen bis dahin?"

Aber er schüttelte den Kopf: „Wenn Er, Magister, mit mir wachen wollte?“ Und da ich dessen ihn versicherte, zog er den Glockenstrang: „Vielleicht, er könnte selber kommen!“

Ich schwieg; aber eine Magd kam, und bald entzündete sie ein mächtig Feuer in dem großen Ofen, und der Oberst hieß sie seinen Sessel und einen Stuhl für mich davor tragen.

Hier haben wir beieinander in der Nacht gesessen. Ein leichter Wind flirrete vor den Fenstern, und unterweilen ruckten wohl einmal die Wetterfahnen auf dem Dache. Sonst war alles still; nur wenn die Stunde wieder voll wurde, kam der Glockenschlag vom Dorf herauf. Geredet haben wir nicht viel mitsammen; des Obersten Gedanken mochten bei dem Sohne sein, auch wohl den greisen Reiter durch den Forst begleiten, denn einmal streckte er jählings beide Arme aus und rief als wie aus Träumen: „Gott schütz sie beide!“ schwieg dann aber wieder oder sprach dazwischen: „Wie weit mag's in der Zeit sein, Pastor?“ — Ich selber aber — denn so voll selbstsüchtigen Gebarens ist unser Herz — ich dachte allendlich doch immer wieder an die Abel, und in meinen Gedanken summete dann allzeit ein Gebet: „Ja, schütze ihn, mein Herr und Gott; aber das Herz des Mädchens, das mein Glück ist und das ihm nicht tauget, das wende du zu mir und gieb uns deinen Segen. Amen!“

Das Feuer im Ofen war längst verloschen; itzt prasselte auch das Licht auf und sank dann zusammen. Es wurde fast dunkel in dem Zimmer, obschon da draußen noch der Mond schien; und da ich wußte, wo das Feuerzeug zu finden, so stand ich auf und entzündete das neue Licht, das bei dem Leuchter lag. So war es wieder wie vorher.

Es mag schon nach fünf Uhr gewesen sein, da hob der Oberst seinen Kopf und horchete nach den Fenstern zu; dann plötzlich richtete er sich völlig auf: „Sie kommen!“ rief er. „Hört Er es, Magister?“

Wir traten an das Fenster, sahen aber nichts, denn das Thorhaus ließ durch das Gitter von hier aus nur einen kurzen Blick nach draußen. Ich horchete. „Aber ein Wagen ist dabei, Herr Oberst!“ sprach ich.

„Nein, nein; Er täuschet sich.“

Ich horchete wieder, und ich vernahm es deutlich. „Gewiß ein Wagen!“ rief ich. „Aber ein Pferd, vielleicht ein Reiter, ist voraus!“

Und immer näher kam es. „Ein Wagen! Ja, ich höre ihn,“ sprach der Oberst. „Was hat der Wagen zu bedeuten?“

Bald trabete ein Reiter durch die offene Thorfahrt. Auf dem Hofe sprang er ab; aber er brachte selbst sein Pferd zu Stalle. Gleich danach höreten wir wieder draußen seinen Schritt; dann trat er in das Haus und stieg die Treppe zu uns herauf.

„Nur der Verwalter,“ sagte der Oberst; „er kommt vom Meierhof. Aber wo ist der Vetter?“

Da war der Mann schon zu uns in das Zimmer getreten, stand am Thürpfosten und sah den Oberst an, als habe er Unheil zu verkünden, das den Mund nicht zu verlassen wage.

Sein Herr war auf ihn zugegangen: „Er ist's, Verwalter? Hat Er mich doch schier erschrecket!“

Aber der Mann schien vergebens an einem Wort zu würgen.

Der Oberst wurde unruhig. „So red Er doch!“ rief er; „was hat Er mir zu melden?“

Da sprach der andere: „Wir bringen einen Toten.“ Und nach einer Pause: „Wir trafen den Wagen vor dem Walde; der Herr Vetter blieb dabei; ich bin vorausgeritten.“

„Den Wildmeister!“ rief der Oberst. „Wo habet ihr ihn gefunden?“

Aber der Verwalter starrte ihn an. „Was meinen Sie mit dem Wildmeister, Herr?“

Der Oberst wurde kreideweiß im Antlitz und griff hinter sich nach einem Tische; dann streckte er den Arm und ließ die Hand schwer auf des Verwalters Schulter fallen. „Sag Er nichts weiter; nur —

wie habe ich meinen Sohn verloren?" Aber seine Hand zitterte so gewaltig, daß der starke Mann darunter bebte.

„Herr, wenn Sie es wissen wollen!" sprach er; „überfallen sind sie worden, aber halb im Schlafe doch noch in den Sattel kommen; und ein Kampfgewühl jenseit der Brücken hat sich dann ergeben. Der Junker Rolf auf einem hohen Fuchs war überall voran; aber auch viele Lanzen — denn von solchem Reitervolk sind die Russischen gewesen — haben nach ihm gezielet. Da ist vom Wald herunter ein herrenloses dunkles Pferd herabgekommen, mit weißem Schwanz und Mähnen, die haben im Mondenschein geflogen; das ist, als sei es rasend, durch die Niederung und über die Brücke auf die streitenden Milizen losgestürmt; die dunklen Augen haben gefunkelt, es hat den kleinen Kopf nach rechts und links herumgeworfen. ‚Das war kein Pferd, wie wir sie haben,' sagte der schwedische Soldat, der mir das erzählete. Und zwischen dem Junker und einem Offizier, der seine Lanze auf ihn eingeleget, ist es jach hindurchgestoben; aber des Junkers Augen, die er so nötig brauchte, hat es mitgenommen; ‚Falada!' hat er laut gerufen, dann —"

„Dann?" stammelte der Oberst.

„Ja, Herr, das ist sein letztes Wort gewesen, denn die Lanzenspitze des Russen hatte ihm das Herz durchstoßen."

Ich faßte schweigend unseres Herren Hand, da rollte ein Wagen langsam in den Hof, und wir stiegen hinab und hoben unseren Rolf, den schönen toten Offizier, herunter; wir trugen ihn hinauf in seine alte Kammer und legten ihn auf die Bettstatt; aber nicht mehr, damit er wie einstmals im Morgenrot von seinem Lager springe.

— — Ich hatte den Toten in seines Vaters Hut gelassen, denn mir lag zu sehr am Herzen, was nun zunächst uns zu besorgen oblag.

Da ich aus dem Hof getreten war, sahe ich ein zehnjährig Bürschlein vom Dorf herauskommen; das erwartete ich, gab ihm eine kleine Münze und sprach: „Gehe ein Stücklein mit mir, falls ich einen Boten brauchte."

Das war es zufrieden; und so gingen wir mitsammen an der rechten Seite oben durch den Waldesrand, und ich, wie wir fürder schritten, schauete von dorten allzeit über die Heide hin. „Wen suchet Ihr, Herr Pastor?" frug das Kind.

„Mir ist bang, ich suche einen Toten," entgegnete ich ihm.

Da wurde das Kind gar stille, und wir gingen weiter; aber es drängte sich an mich, wenn Krähen oder Elstern in den nackten Bäumen rauschten. Als wir oberhalb des Steines vor dem Tümpel kamen, streckte es seine Hand dahin. „Sehet, Pastor," sprach es. „Da liegt einer!"

Und als wir durch das Kraut hinabgestiegen waren, da hatte ich gefunden, was ich suchte. Als habe er zu sanfter Ruhe sich gestrecket, lag hier der Wildmeister, mit seinem weißen Kopfe an den Stein gestützet. Der Vorbote der aufgehenden Wintersonne war schon da: ein roter Morgenschimmer auf dem stillen Angesicht.

Scheu und fürsichtig war der Knabe näher kommen. „Der schläft nur!" sagte er.

Ich aber sprach: „Gehe hin zum Hofe und erzähle, was du hier gesehen; und bitte, daß sie einen Wagen senden, denn hier ist Gottes Frieden und der Schlaf der Ewigkeit."

Und so knieete ich zu dem Toten und betete, daß Gott Erbarmen haben möge auch mit der Seele dieses Mannes. Der Knabe aber lief dem Hofe zu.

* *
*

In der Woche vor dem vierten Sonntage Epiphanias standen die zwei Leichen oben in dem großen Saale aufgebahret, und es war der Tag, an welchem die Beisetzung geschehen sollte, denn auch der Wildmeister sollte in die Gruft derer von Grieshuus; so, hieß es, hatte der Oberst es verordnet, weil er sein Leben um den letzten Sohn des Hauses zugesetzet.

Als ich am Vormittage in den Hof kam, fand ich selbigen von Bauern ganz erfüllet, alt und jung, mit ihren Weibern, Kindern und Gesinde; der Oberst, sagte mir einer, habe sie herbestellt. Ich drängte in meinem langen Priesterrocke mich hindurch und trat in das Haus, wo auf dem Flur ein Rauchwerkdüften mir entgegendrang. „Wo ist der Herr Oberst?“ frug ich eine Magd.

„In seinem Zimmer,“ sprach sie; „aber die alte Matten ist bei ihm; er wünschet ungestört zu bleiben.“

So stieg ich die Stufen der breiten Treppe hinauf und öffnete die Thür des großen Saales. Da waren nur die beiden Toten. Hohe Wachskerzen auf silbernen Kandelabern brannten an ihren Särgen, so mit einem Zwischenraume nebeneinander standen, und die Flammen knisterten leise, als müsse doch irgend etwas sich hier regen; hinter ihnen hingen lange Leilaken vor den hohen Fenstern. Und da ich stand und mein Auge nicht von den Leichen wenden konnte, deren Angesichter zu mir gewendet waren, vernahm ich ein Rauschen wie von Weiberkleidern an des Junkers Sarge, und eine dunkle Gestalt, die lautlos dort gelegen, richtete sich empor. Es war Abel, und ich ging zu ihr, reichte ihr die Hand und sagte: „Hat Sie ihn denn so sehr geliebet, Jungfer?“

Sie neigte nur das Haupt und sprach: „Es hat ihm nichts genützet.“

Aber mein Herz erzürnte sich wegen ihrer Trauer für den armen Knaben. „Gottes Barmherzigkeit,“ sprach ich hart, „wird alles ihm ersetzen.“

Da sahen ihre dunklen Augen fast gottlos in die meinen, als wollten sie mich lehren, daß nur ein Weib, kein Gott, was er verloren, ihm ersetzen könne. Mir aber erschien in diesem Augenblick das Schweigen der Toten so ungeheuer, daß auch mein Mund verstummte. Ich blickte auf das starre Angesicht des Knaben, und eine Falte zwischen den fest geschlossenen Augen, so der Tod nicht ausgeglättet, deuchte mir zu sagen, daß er noch itzo seinem Schöpfer zürne, der ihn also früh berufen habe.

Da hatte sich die Thür geöffnet, und unser Herr in voller schwedischer Obristenuniform, den Hut mit Federn auf dem Haupt, war eingetreten; aber seine Wangen waren schlaff und seine Augen müde; ihm folgeten die alte Matten und der Vetter mit der Tante Adelheid, welche der Tod des Knaben von ihrem Bette aufgetrieben hatte.

Nachdem der Oberst zwischen die Särge hineingegangen war, kam es auch draußen die Treppenstufen herauf, und die Leute, so auf dem Hofe gestanden hatten, fülleten nun den ganzen Saal, ja standen überdem noch draußen vor den offenen Thüren auf dem Gange.

Der Oberst hob seinen Hut vom Haupte. „Ich habe euch herbestellet,“ begann er mühsam; „ich mußte es, denn mein Mund ist der letzte, der hier noch reden kann.

„So höret es! Nicht ich und nicht mein Sohn, den mir der Herr genommen — der Greis hier in dem zweiten Sarge“ — und er legte seine Hand sanft auf die des Toten — „ist euer Herr gewesen bis an sein Ende. Aber ihr sahet ihn nicht, und da er kam als ein Dienender, habet ihr ihn nicht erkannt; unstät und flüchtig blieb er nach dem Fluch der Schrift ein langes Leben durch, denn seinen Zwillingsbruder hatte er im jähen Zorn erschlagen. Aber nicht wie Kain den Abel: der Bruder hatte ihm sein Glück, sein junges Weib, getötet; und da zwang er ihn zum Kampf und erschlug ihn.“ Und der Oberst legte die Faust auf seine Brust, daß die Spangen an dem Degenriemen klirrten: „Beim ewigen Gott! ich hätt ihn auch erschlagen!“

Nach einer Pause sprach er dann noch einmal: „Das habe ich euch sagen müssen, um der Ehre des Toten und um der Wahrheit willen. — Und nun, ihr Alten, die ihr mit ihm jung gewesen, sehet ihn noch einmal an, ob ihr den Junker Hinrich von Grieshuus erkennen möchtet! Und fürchtet euch nicht, denn in seinem Angesicht ist Frieden.“

Da lösete sich eine Reihe alter Leute aus dem Haufen und traten langsam, gar einige auf Krücken oder von einem Kinde geführet, zu dem Sarge und blickten gierig und doch mit Scheu in des Toten Angesicht, das auf all ihr Schauen keine Miene regete. Bald aber erhob sich eine oder die andere Hand und strich liebkosend über das Leichenhemde oder gar an die Wange des Leichnams selber, und ich hörete: „Ach ja, der Junker! Unser Junker Hinrich!" Eine Stimme aber rief laut: „Mein Herr! mein guter Herr! Nun hast du deine Bärbe wieder!" Das war der alte Hans Christoph aus dem Dorfe.

Der Oberst hatte sich zu seinem Sohn gewendet; er faßte das schöne tote Haupt in seine Hände und küssete es zu vielen Malen. „Rolf," sprach er leise; „mein Kind! mein Kind! Vor den Wölfen hat er dich bewahren können; der Wille Gottes ist für ihn zu stark gewesen!"

Die alte Matten stand auf ihren Stock gelehnet und horchete und hielt die Hand ans Ohr und nickte dann, als ob nun alles gut sei. Es war eine rechte Totenstille geworden, die alten Leute lagen schweigend am Sarge ihres alten Herrn.

„Und nun gehet hinaus," sprach der Oberst wieder, „und lasset mich ein Weilchen noch bei unseren Toten; dann wollen wir die letzten ihres Stammes in der Gruft zur Ruhe setzen."

Abel mit ihrem dunklen und doch bleichen Antlitz stand zu Häupten an des Junkers Sarge; als auch sie hinauswollte, faßte der Oberst ihre Hand: „Nein, bleibe, Kind; und auch Er, Magister; denn die Stütze meines Lebens ist gefallen."

* * *

Die Toten waren beigesetzet, und als hernach die kupfernen Kisten kamen, in welche ihre Särge eingesenket wurden, da ließ der Herr Oberst die Kapellengruft vermauern, wie sie noch itzo ist. Ihn selbst aber hatte die Sippe seines Weibes vor Gericht gezogen, denn es war unerweisbar, wer zuerst gestorben, ob der Junker Hinrich, ob sein Enkel Rolf; war es der letztere, so hatte dessen Vater kein Erbrecht, weder an Grieshuus noch an den Meierhof. Da es aber bei unterschiedlichen Gerichten gelegen, haben sie endlich sich zu gütlichem Ausgleich hergelassen, und der Oberst hat den Hof gelassen und ist nach Stockholm hingezogen. Die Tante ist mit ihm dahingegangen; der Vetter aber hatte inzwischen wieder Mut gewonnen; er ging zu einem anderen Vetter, bei welchem er sich auch hier im Land zu nähren dachte. „Ehrwürden," sagte er mir bei seinem Abschied, „wir wären alle hier geblieben, wäre ich in jener Nacht auf Grieshuus statt auf dem Meierhof gewesen!" — Sie sind wohl itzo alle nicht mehr hienieden, denn außer zween Schreiben des Herrn Obersten, bald nach ihrem Abgang, habe ich von keinem etwas mehr vernommen.

Nach dem Begräbnisse aber war das Gerede von den schlimmen Tagen wieder aufgekommen: der Nachtspuk des Erschlagenen habe dem Junker Hinrich nun doch das Genick gebrochen und also ihn und sein Geschlecht vernichtet. Ich aber sage heut wie vormals: Das sind nugæ und passet nicht zu des Allweisen Güte; das Pferd wird vor dem hellen Stein gescheuet haben, und so ein altes Leben findet bald ein Ende. Doch will ich eines nicht verschweigen.

Am Tage nach der Beisetzung ist ein Bauer auf den Hof gekommen, der hat die Falada am Stricke hinter sich gezogen und gefraget, ob das Tier nicht hier zu Haus gehöre. Eine Meile unterhalb der Brücke habe es am Fluß gestanden, mit gesenktem Kopfe in das Wasser schauend, gleich als wenn es sich besinne und sich nicht einig werden könne, ob es hinüberschwimmen solle oder nicht; aber da er näher gegangen, sei es noch immer so gestanden und habe auch weder um- noch aufgeschauet; der Nachtmar oder sonst was müsse es geritten haben.

Die Knechte kamen und auch der Herr und besahen das Pferd, das sich nicht

rührete, und sagten, ja, das sei freilich die Falada, aber es sei vordem ein feuriges und gar kluges Tier gewesen.

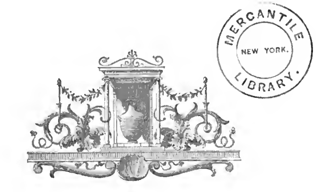
Und da es erschrecklich mager war, meineten sie, es müsse nur erst wieder Kräfte sammeln, und führeten es in den Stall, wo es lange Zeit mit Fürsicht gut gefüttert wurde. Aber es blieb dasselbe noch nach Wochen, auch nach Monden, denn die schöne feuerige Falada war hintersinnig worden und zu keinem Ding auf Erden noch was nütze. Da hat der Oberst sich erbarmet und ihr selbst die Kugel durch den Kopf geschossen.

Die alte Matten hatte ich in mein Haus genommen, und da ich sie eines mondhellen Abends holete, ist sie, wie sie mir sagte, gern mit mir gegangen. Als wir auf dem Steige über dem Kirchhofe wanderten, nickte sie nur nach der Kapellenmauer und murmelte wie für sich selber: „Gute Nacht, ihr Christenseelen alle! Gute Nacht auch, Junker Hinrich und du kleiner Rolf! Bei Gott ist Rat und That!"

Und ein paar Jahre hat sie dann noch in Frieden unter meinem Dache gelebt.

In dieser Zeit aber ist aus dem großen Unglück der vornehmen Leute mein allergrößtes Glück erwachsen; denn Abel ist mein ehelich Weib geworden und eure Mutter, du, mein Kaspar, und du, meine Maria! Manchen holden Tag hat sie mir gemacht, und die Frommen haben sie geliebt; aber den „König Enzio" hat sie nimmer doch vergessen können. Da haben wir unsere Liebe für den Toten zusammengethan und die weißen und die roten Rosen an der Mauer seiner Gruft gepflanzt und allezeit gepfleget. Und fast ein Menschenleben hat der Allgütige mir mein Glück gelassen; itzt ruhet auch sie unter Rosen, die meine Hand allein gepflanzet. Es ist geworden, wie einst Matten sagte: ich habe alle überlebt. Und nicht nur die Menschen; denn Grieshuus ist abgebrochen worden, nur noch Mauertrümmer ragen aus der Erde; die Wälder werden Jahr für Jahr geschlagen, daß bis in unser Dorf hinunter der Sturz der Rieseneichen schallet. So ist es, wie der Dichter singt:

Auf Erden stehet nichts, es muß vorüberfliegen;
Es kommt der Tod daher, du kannst ihn nicht besiegen.
Ein Weilchen weiß vielleicht noch wer, was du gewesen.
Dann wird das weggekehrt, und weiter fegt der Besen.





Voltaire in der Mark.

Von

Karl Koberstein.

Friede waltete in dem preußischen Fürstenschlosse. An die Stelle des zürnenden Königs und Kriegsherrn war der versöhnte Vater getreten, und zu Rheinsberg, der gewitterschwülen Luft der Hauptstadt entrückt, blühte Kronprinz Friedrich wieder auf im Frohgefühl lang versagter Unabhängigkeit. Hier führte er jenes eigenartige, zwischen strenge Selbsterziehung und schwärmerischen Musendienst geteilte Doppelleben, dessen inniges Genügen auch die sonnigsten Tage von Sanssouci nicht zurückzuzaubern vermochten. Hatte die puritanische, nur von den schalen Späßen des Tabakskollegiums unterbrochene Öde des Elternhauses die erste Flugkraft seiner Seele daniedergehalten, so sollte ihm nun anmutig bewegte Geselligkeit vollen Ersatz, der geistige Austausch mit wahlverwandten Genossen Trieb zu neuem Aufschwung geben.

In dieser kleinen, die feinste Genußsucht atmenden Welt, der Geburt und Rang wenig oder nichts, ein lebendiger Sinn für das Schöne aber alles galt, stand die Pflege der Litteratur obenan.

Und welche Litteratur wäre damals mehr dazu berufen gewesen als die französische?

Über dem Ackergrunde deutscher Dichtung lagerte die erstickende Aschenschicht des dreißigjährigen Kriegsbrandes. Deuteten auch vereinzelte Zeichen darauf hin, daß es sich in vaterländischer Erde wieder lenzverheißend rege, so war doch dies erste schüchterne Sprossen a s Schutt und Trümmerwust noch allzu dürftig, um die

Gewähr einer vollhaltigen Ernte zu bieten, die fördernde Teilnahme der vornehmen, durchaus französisch gebildeten Kreise zu gewinnen.

Aller Blicke blieben gen Westen gerichtet.

Noch schimmerte Frankreich im Nachglanz des klassischen Zeitalters, und schon wieder, wie wenn das Leuchten nimmer enden sollte, drängte sich am litterarischen Himmel Stern an Stern, darunter einer, dessen farbensprühende Pracht die erhabenen Gebilde eines Corneille und Racine schier verdunkelte.

Auch Friedrich war dem Zauber dieser blendenden Erscheinung verfallen. Voltaires universelle Begabung und geistige Beweglichkeit erfüllten ihn mit staunendem Entzücken. Schien es doch keine Frage menschlicher Bildung zu geben, die dem Allesumfassenden fremd geblieben, der er nicht mit der Sicherheit des Genius näher getreten wäre; keine Form poetischer oder wissenschaftlicher Behandlung, die er nicht zur rechten Zeit wie am rechten Orte angewendet und mit Meisterschaft gehandhabt hätte.

Dichter, Philosoph und Humorist fühlten sich in Friedrich gleichmäßig angemutet. Wie er den Tönen des Dramatikers und Epikers hingerissen lauschte, so begleitete seine begeisterte Parteinahme den Vorkämpfer der Aufklärung bei dem Ansturm gegen die Bollwerke mittelalterlicher Verfinsterung, bei dem Wagnis, die Wissenschaft aus der dumpfigen Enge der Studierstube auf den lauten Markt, ins wirkliche Leben hinüberzuretten. Und er wäre nicht der gewesen, der er war, hätte Voltaires nie versagender Witz in seinem launigen, zu prickelnden Neckereien geneigten Herzen keinen Wiederhall gefunden. Diese scherzende Beredsamkeit dünkte Friedrich um so bewundernswerter, als sie sich nicht damit begnügte, den Gegner bis ins Mark zu treffen, sondern gleichzeitig darauf ausging, die Lehren und Forschungen der Neuzeit dem Fassungsvermögen der Menge anzubequemen und auch dem Ungelehrten den Einblick in die höchsten, seinem gewohnten Gesichtskreise entlegensten Gebiete zu erschließen.

Wie oft schweiften des Prinzen Gedanken aus dem lauschigen Turmzimmer am Grienericksee hinaus nach Schloß Cirey in der Champagne, wo, abseits der großen Heerstraße, hingebende Liebe dem viel umhergetriebenen Dichter ein Asyl vor Neid und Nachstellung bereitet hatte. Wie gern wäre er selbst diesen Gedanken nachgeeilt, das überquellende Gefühl zu Füßen seines Idols auszuschütten und mit der „göttlichen Emilie“ um dessen Alleinbesitz zu ringen.

Doch an eine Verwirklichung solcher Wünsche durfte er fürs erste nicht denken, wenn er das mühsam errungene Vertrauen des streng gläubigen, allem welschen Wesen abholden Vaters nicht zum zweitenmal, vielleicht für immer verscherzen wollte. Mußte sich also der junge Feuergeist mit dem stillen Schwelgen in Voltaires Werken bescheiden, so sollte der Weise von Cirey wenigstens um die Empfindungen wissen, die im fernen Brandenburg die Brust eines künftigen Königs schwellten, und eine schriftliche Begrüßung die spätere persönliche Begegnung vorbereiten.

Am 8. August 1736 richtete Friedrich die ersten Zeilen an Voltaire und eröffnete damit einen brieflichen Verkehr, der sich, trotz mehrfacher Unterbrechungen und der wechselnden Stimmungen zwischen den beiden Korrespondenten, durch zweiundvierzig Jahre erstreckte.

Mit lebhafter Genugthuung nahm Voltaire die von so erlauchter Hand gebotene Freundschaft entgegen. Sein feiner Spürsinn erkannte sogleich, welche glänzende Zukunft des Prinzen warte, welcher Vorteil ihm selbst, der sich in Frankreich niemals recht geheuer fühlte, aus dieser Verbindung noch erwachsen könnte. Er antwortete enthusiastisch, und von Stund an flatterten zwischen Rheinsberg und Cirey die ausschweifendsten Huldigungen hinüber und herüber.

Während jedoch Friedrich, eines ehrlichen und tiefen Gefühles voll, bei aller

Überschwenglichkeit noch immer ein gewisses Maß bewahrte, verstiegen sich Voltaires Schmeicheleien bis zur plattesten Geschmacklosigkeit. Rasch rückt in seinen Briefen der „Prinz-Philosoph“ zum „großen Prinzen“ auf, zum „gewaltigen Genie“, das „der französischen Sprache die Ehre erweise, sich ihrer zu bedienen, und die französische Poesie würdige, sie durch seine Oden zu verherrlichen“. Bald darauf ist ihm Friedrich schon zum „Alexander“ herangewachsen, bei welchem er selbstverständlich die Rolle des Aristoteles zu übernehmen gedenkt; dann verwandelt sich Alexander ebenso seltsam als plötzlich in „Sokrates“, Preußen in „Griechenland“, Berlin in „Athen“, bis schließlich der auf der Höhe seines Ruhmes Stehende den kaum Fünfundzwanzigjährigen kurz und bündig seinen „Gott Friedrich“ nennt.

Dessen ungeachtet blitzt aus dem wirbelnden Weihrauchsqualm der Geist der beiden großen Menschen siegreich hervor. Keine wichtige Frage im Bereiche der Wissenschaft, Staatskunst oder Philosophie bleibt unerörtert, so daß Voltaire mit Recht einmal sagen kann: „Es scheint mir, daß unser kleines commercium epistolicum alle Gebiete umfaßt. Ich habe die Ehre gehabt, mit Ihnen zu sprechen von Moral, von Metaphysik, von Geschichte, von Physik; ich würde sehr undankbar sein, wenn ich die Verse vergäße.“ Der Franzose und der Deutsche fühlten sich eins in dem Streben nach Wahrheit, im Abscheu vor Aberglauben, Geisteszwang und Verfolgungssucht, im Haß gegen Kirchentum und Despotismus.

Indes genügte schon nach kurzer Zeit dem Prinzen das geschriebene Wort nicht mehr, selbst dann nicht, als er seinen Briefen sinnige Geschenke beigesellte. Das alles schien zu matt, zu klanglos für das, was er im tiefsten Inneren empfand, was er am liebsten laut vor der Welt bekundet hätte.

Etwas Anderes, Außergewöhnliches mußte ersonnen werden. So beschloß er denn endlich, einen eigenen Gesandten nach der Champagne zu schicken, einen beredten Dolmetsch, der den „Gottheiten von Cirey“ mit seinem Bildnis die ehrfurchtsvollen Grüße des Rheinsberger Freundeskreises überbringen und als köstliche Gegengabe Voltaires neueste Schriften erbitten sollte. Cäsarion-Keyserlingk war der Auserkorene, und seiner sprudelnden Liebenswürdigkeit gelang es, neben anderen litterarischen Schätzen auch „das goldene Vließ“ für den Gebieter zu erobern: sorgsam gehütete Manuskripte, die zur Zeit aus mancherlei Gründen das Licht der Öffentlichkeit zu scheuen hatten.

Drei Jahre noch währte diese gegenseitige Anbetung aus der Ferne; doch kaum, daß er den Vater zur ewigen Ruhe gebettet, machte sich der neue König auf, das ungestüme Verlangen, Voltaire von Angesicht zu Angesicht zu sehen, in Ausführung zu bringen. Die Huldigungs- und Inspektionsreise durch die klevеschen Lande gedachte er zu einem Abstecher nach Brüssel zu benutzen, wo sich der Gegenstand seiner Sehnsucht gerade jetzt in Geschäften der Marquise du Châtelet befand.

Voltaire wollte vor Stolz vergehen. Der Besuch eines Königs! Was würden seine Pariser Feinde und Neider dazu sagen?! Allein das Schicksal war ihm diesmal nicht gewogen. Friedrich erkrankte in Wesel an einem Wechselfieber und mußte den einigermaßen ernüchterten Dichter an sein Siechbett nach Schloß Moyland entbieten.

Je ungünstiger die Umstände waren, unter denen die erste Begegnung zu stande kam, um so eifersüchtiger beutete Friedrich jede freie Minute aus, den bezaubernden Reiz Voltaireschen Geplauders zu genießen und die Vorlesung des noch ungedruckten „Mahomet“ auf sich wirken zu lassen. Nach vier Tagen innigsten Beisammenseins schieden die beiden Freunde mit gleicher Befriedigung voneinander. Zeugnis dafür geben ihre an Dritte gerichteten Briefe. So schrieb Friedrich an Jordan: „Du ehrenwerter Inspektor der Armen, Schwachen, Verwaisten und Blöd-

sinnigen! — — Ich habe Voltaire gesehen, auf den ich so begierig war, aber ich sah ihn in einem Fieberanfall, der meinen Geist ebenso abgespannt hatte wie meinen Körper, und doch sollte man einem solchen Manne gegenüber womöglich seine Kräfte noch mehr als gewöhnlich beisammen haben. Er ist beredt wie Cicero, sanft wie Plinius, weise wie Agrippa und vereinigt in seiner Person alle Tugenden und Gaben der drei größten Männer des Altertums. Sein Geist arbeitet unaufhörlich, jeder Tropfen Tinte wird zu einem geistreichen Zuge unter seiner Feder." — Nicht minder volltönend schilderte Voltaire die empfangenen Eindrücke: „Ich sah einen der liebenswürdigsten Menschen von der Welt, einen, der, wäre er nicht König, die Zierde der Gesellschaft und allenthalben gesucht sein würde; ein Philosoph ohne Härte, voll Sanftmut, Gefälligkeit und Güte, der, wenn er mit seinen Freunden verkehrt, nicht daran denkt, daß er König ist, ja, es so völlig vergißt, daß er auch mich es fast vergessen ließ und daß es einer Gedächtnisanstrengung bedurfte, mich zu erinnern, daß ich zu Füßen meines Bettes einen Monarchen sitzen sah, der über eine Armee von hunderttausend Mann verfügt."

Die Zeit nahte, da Friedrich Wilhelms prophetisches Wort: „Hier steht einer, der mich rächen wird!" in Erfüllung gehen sollte. Noch immer leidend, war der junge König heimgekehrt, den schönen Herbst in See- und Waldluft zu genießen. Niemals hatte Rheinsberg eine solche Fülle erlesener Gäste beherbergt, niemals eine so ununterbrochene Reihe glänzender Lustbarkeiten gesehen. Da schlug in das heitere, weltentrückte Treiben die inhaltsschwere Kunde, Kaiser Karl VI., der letzte seines Geschlechts, sei plötzlich verschieden! Mit eiserner Willenskraft schüttelte Friedrich die lästige Krankheit von den Gliedern. Sein Entschluß, nur zwei Vertrauten noch bekannt, stand unverrückbar fest: jetzt oder nie war der Augenblick gekommen, mit dem Hause Österreich abzurechnen, volle Sühne für hundertjährige Unbill, und wäre es mit dem Degen in der Faust, zu fordern. Was er dazu bedurfte, besaß er ja, dank des Vaters sorgender Voraussicht, im reichsten Maße — ein schlagfertiges Heer, einen wohlgefüllten Schatz. Ohne Säumen ergingen die Befehle zur sofortigen Marschbereitschaft der gesamten Armee.

In Europa fragte man allenthalben, wem diese gewaltigen Rüstungen wohl gelten möchten? Die Gesandten der fremden Mächte zerbrachen sich darüber die Köpfe, nicht am wenigsten Voltaire, der, um sich die diplomatischen Sporen zu verdienen, vom Kardinal Fleury den Auftrag erhalten hatte, den königlichen Gönner auszuhorchen und im Sinne des französischen Hofes zu bearbeiten. Friedrich aber, dem Grundsatz getreu, seine litterarischen Genossen ausnahmslos von allen Regierungsangelegenheiten fern zu halten, war nicht gesonnen, dem Dichter zuliebe den Schleier des Geheimnisses zu lüften, und wußte allen verfänglichen Fragen desselben mit guter Laune auszuweichen.

Voltaire blieb so klug wie zuvor. Der Verdruß des angehenden Staatsmannes wurde reichlich aufgewogen durch die Aufnahme, welche der Künstler fand. Friedrich selbst überschüttete ihn mit Zärtlichkeiten; sein schöngeistiger Anhang war vollzählig erschienen, dem Genius Frankreichs zu huldigen; die Prinzessinnen, Wilhelmine von Baireuth an der Spitze, wetteiferten in Beweisen anmutvoller Verhimmelung — kurz, Voltaire würde im Genusse befriedigter Eitelkeit den diplomatischen Mißerfolg gern verschmerzt haben, hätte er an seinem „gekrönten Apollo" nicht eine zweite unliebsame Entdeckung gemacht. Mit Versailler Anschauungen war er nach Rheinsberg gekommen und mußte schon im Laufe weniger Tage erkennen, daß er sich verrechnet habe, daß Friedrichs Freigebigkeit mit seinen übrigen Vorzügen nicht auf gleicher Höhe stünde. In dieser Sandwüste Brandenburg lagen keine Millionen für Maitressen oder Günstlinge bereit; bestritt doch der noch so junge und doch schon so haushälte-

rische König seinen ganzen Hofstaat mit einer Summe, welche Madame de Châteauroux kaum als zureichend zur Beschaffung ihres Putzes erklärt haben würde.

Friedrichs Scharfblick war im Drange der Geschäfte und Zerstreuungen die Enttäuschung des großen Freundes nicht entgangen. Hatte er jedoch Voltaires politisches Dilettieren lächelnd abgewiesen, so erregte dessen Schwäche für klingende Münze seinen unverhohlenen Ekel. Fast glaubt man den weiland Potsdamer Soldatenkönig, nicht den neuen „Alexander“ oder „Sokrates“ zu hören, wenn es in einem Briefe an Jordan lautet: „Dein Geizhals soll die Hefe seiner unersättlichen Habgier trinken und noch dreizehnhundert Thaler bekommen. Von den sechs Tagen, die er sich hier gezeigt hat, kostet mich jeder fünfhundertfünfzig Thaler; das nenn ich einen Lustigmacher teuer bezahlen; wohl niemals hat der Hofnarr bei irgend einem großen Herrn eine solche Besoldung bezogen.“

Es war das erste ferne Grollen an dem noch wolkenlosen Himmel, das den langsam, aber unabwendbar heraufziehenden Gewittersturm verkündete. — Der Ausbruch des schlesischen Krieges unterbrach Friedrichs Verkehr mit Voltaire nicht. Anfangs freilich schien der Briefwechsel inmitten des Waffengetöses versiegen zu wollen, doch waren beide Männer der regelmäßigen Herzensergießungen schon allzu gewohnt, als daß sich das Bedürfnis danach nicht von neuem hätte regen sollen.

Die Schlacht von Mollwitz bot Friedrich die erwünschte Gelegenheit, den abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen. Voltaire empfing einige Zeilen seiner Hand in Lille, wohin er zur ersten Aufführung des „Mahomet“ gekommen war, und las, den eigenen Glanz durch den Glanz des königlichen Schreibers zu erhöhen, die Siegesbotschaft dem versammelten Publikum während eines Zwischenaktes vor. Als dann Friedrich Ende August 1742, die Anstrengungen des überstandenen Feldzuges zu verwinden, die Aachener Heilquellen gebrauchte, folgte Voltaire seiner Einladung zu einem dritten Besuche. Wiederum kam er, mit geheimen Aufträgen Fleurys ausgerüstet. Die kritische Lage, in welche Frankreich durch den unerwarteten Abschluß des Breslauer Friedens geraten war, ließ es der alten Eminenz wünschenswert erscheinen, einen Vertreter der Versailler Interessen in Friedrichs unmittelbarer Nähe zu haben. Dem Wiedersehen fehlte es nicht an Herzlichkeit, wenigstens versicherte Voltaire, der Held zweier Schlachten habe an der Kaminecke seines Zimmers mit ihm geplaudert wie Scipio mit Terenz. Nur schade, daß der märkische Scipio während eines achttägigen Gedankenaustausches auf alles andere außer auf seine karthagischen Pläne zu reden kam.

Verstimmt kehrte Voltaire nach Brüssel, in die Arme der Marquise du Châtelet, zurück; was er seinem Auftraggeber melden konnte, war kaum der Erwähnung, geschweige denn eines Lohnes wert.

Nichtsdestoweniger blieb seine Begierde, als Meister auch auf dem Felde der Politik zu glänzen, die nämliche und wurde nur noch brennender, seit ihm, trotz der Begünstigung König Ludwigs und der Gräfin Châteauroux, der durch Fleurys Tod erledigte Stuhl in der Akademie entgangen war. Immer mehr verliebte er sich in den Gedanken, dem undankbaren Vaterlande den Rücken zu wenden und als französischer Gesandter nach Berlin zu gehen. Auch schienen seinen ehrgeizigen Wünschen im neuen Jahre günstigere Zeichen als je vordem zu winken. Nach dem Hinscheiden des neunzigjährigen Kardinals waren seine Jugendfreunde, Amelot und die d'Argensons, in das Ministerium getreten — nüchterne Männer, die an einer ersprießlichen Fortsetzung des Krieges gegen England und Österreich verzweifelten, falls Preußen in seiner neutralen Haltung verharren sollte. Sonder Mühe wußte Voltaire den alten Schulkameraden einzureden, wie gerade er bei seinen innigen Beziehungen zu Friedrich dazu berufen sei, den Abtrünni-

gen dem früheren Bundesgenossen wieder zuzuführen und für eine Erneuerung des jählings abgebrochenen Krieges zu stimmen.

Im Spätsommer 1743 eilte er nach Berlin, wo ihn ein Empfang erwartete, der seine kühnsten Hoffnungen übertraf, den argwöhnischen Gesandten Englands sogar mit ernstlichen Besorgnissen erfüllte. „Herr Voltaire" — hieß es in einem Bericht desselben — „ist hier wieder angekommen und stets in der Gesellschaft des Königs, welcher entschlossen scheint, ihm Stoff zu einem Gedicht über die Vergnügungen Berlins zu geben. Man spricht hier von nichts als von Voltaire; er liest den Königinnen und Prinzessinnen seine Trauerspiele vor, bis sie weinen, und überbietet den König in Satiren und übermütigen Einfällen. Niemand gilt hier für gebildet, der nicht dieses Dichters Werke im Kopfe oder in der Tasche hat, oder in Reimen spricht."



Friedrich der Große in seinem Arbeitszimmer.

Im Rausche der dargebotenen Ehren verlor Voltaire sein Ziel nicht aus den Augen. Mit allen ihm zu Gebote stehenden Künsten suchte er den König zu umgarnen, sandte geheime Berichte an Amelot und hielt ein eigenes Tagebuch für denselben, in welchem er Friedrichs vertrauliche Äußerungen verzeichnete. Noch in seinen Denkwürdigkeiten rühmt er sich mit selbstgefälliger Ausführlichkeit, wie geschickt er es verstanden habe, mitten in die Erörterungen über Livius und Virgil die Fragen über Frankreich und Österreich einzuflechten.

Friedrich hatte ihn bald durchschaut, doch lag in diesen Zudringlichkeiten zu viel des Komischen, als daß er die Sache hätte ernsthaft nehmen und dem Reize widerstehen sollen, seinen Witz an dem unberufenen Vermittler zu üben. So bedeckte er den Rand eines „Memorials", worin ihm Voltaire die französische Allianz ans Herz zu legen suchte, mit allerhand Versen und Schnurren, welche, das Thema vom Schuster und seinem Leisten in den ergötzlichsten Tönen variierend, auf die niederschlagende Mahnung hinausliefen, Frankreich möchte sich in Zukunft klüger betragen, damit einen vernünftigen Menschen nach seiner Bundesgenossenschaft gelüsten könne. Gegenwärtig gliche es

einem starken Körper ohne Thatkraft und Geist.

Überhaupt schrumpfte Voltaires Idealbild, wie Friedrichs Phantasie es sich geformt, immer mehr auf sterbliches Maß zusammen. Die Reihe der Enttäuschungen hatte bereits vor einem Jahre begonnen, als der König in dem Gottbegnadeten einen habgierigen Filz entdeckte; jetzt mußte er zu seiner peinlichen Überraschung erfahren, daß nicht einmal sein Haus vor den geckenhaften Streichen des Gastfreundes sicher sei.

Bei aller Vielgeschäftigkeit hatte nämlich Voltaire Zeit und Lust gefunden, Friedrichs schönen Schwestern, den Prinzessinnen Ulrike und Amalie, den Hof zu machen. Die Wahl, welcher von beiden der Preis gebühre, fiel ihm anfangs schwer, denn er sang so hübsch wie galant:

Käm Paris wieder auf die Erde,
Daß zwischen euch er Richter sei:
Den Apfel schnitt er flugs entzwei
Und brächte keine Kriegsgefährde.

Später jedoch würdigte er die ältere seiner ganz besonderen Auszeichnung. Er übersandte ihr ein zierliches Madrigal, das nichts mehr und nichts weniger als eine regelrechte Liebeserklärung enthielt und also lautete:

Es mischt ein Schein der Wahrheit sich
Oft mit der gröbsten Lüge.
In vor'ger Nacht, da deucht es mich,
Als ob ich eine Königskrone trüge.
„Prinzessin," rief ich glutentbrannt, „ich liebe dich!"
Doch beim Erwachen ist nicht alles mir genommen,
Nur um mein Königreich bin ich gekommen.

Das war selbst für Friedrichs Langmut zu viel! Eine solche Dreistigkeit verlangte Züchtigung. Auf des Bruders Geheiß und unter dessen poetischer Beihilfe mußte Prinzessin Ulrike in Versen antworten, die den kecken Minnesänger auf verbindliche, aber nicht mißzuverstehende Weise über den Unterschied der beiderseitigen Stellung belehrten und ihm schließlich rieten, auf dem Helikon zu bleiben, den er sich durch eigene Kraft erobert habe, die Fürstentochter aber in der Höhe zu belassen, zu der nur das Verdienst ihrer Ahnen sie erhoben.

Minder verblümt fiel des Königs Entgegnung aus:

Es stimmt der Traum, wie man gemeinhin siehet,
Mit unserer Gemütsart überein.
Dem Helden träumt, er überschritt den Rhein,
Dem Kaufmann, daß er reichen Vorteil ziehet,
Dem Hund, daß er den Mond anbellt;
Doch daß Voltaire sogar in Preußen,
Traumselig, sich für einen König hält,
Um sich als Gecken zu erweisen:
Fürwahr, das muß ein Mißbrauch selbst der Träume heißen!

Damit war Friedrichs Unmut nicht besänftigt. Noch im nächsten Frühjahr, als sich Prinzessin Ulrike mit dem König von Schweden verlobt hatte, schrieb er spottend an Voltaire: „Meine Schwester Ulrike sieht teilweise Ihren Traum in Erfüllung gehen: ein König verlangt sie zur Gemahlin." — —

Die Donnerschläge des zweiten schlesischen Krieges waren verhallt. Friedlicher Sonnenschein lachte wieder über den deutschen Fluren und spiegelte sich in den Bogenfenstern von Sanssouci, die aus laubumgrünter Höhe in wald- und wasserreiche Fernen herniederblinkten. Auf die fünf ersten, mit kurzer Unterbrechung von Schlachtenlärm erfüllten Regierungsjahre war dem großen König ein Decennium unblutigen Schaffens und Wirkens beschieden, eine Zeit gedankenschwerer Arbeit und durchgeistigten Lebensgenusses. Über den Lorbeeren des Helden hatte Friedrich die Reize eines der Poesie und den Wissenschaften gewidmeten Daseins nicht vergessen. In selbstherrlicher Abgeschiedenheit gedachte er die Rheinsberger Idylle zu erneuern und den sanften Jüngern Platos den Platz an seiner Seite wieder anzuweisen, den sie zur Stunde der Gefahr den sporenklirrenden Söhnen des Mars hatten räumen müssen.

Er selbst trug sich inmitten der reformatorischen Thätigkeit, welche dem preußischen Staate das bleibende Gepräge geben sollte, mit weitschichtigen litterarischen Entwürfen. Wenn er jedoch als Regent die Sorge für das Wohl und Wehe seines Volkes ausschließlich auf die eigenen Schultern häufte und die damit verbundene Verantwortlichkeit allein zu tragen sich

erkühnte, so empfand er als Schriftsteller desto lebhafter, wie er bei Handhabung einer Sprache, die er mit der Muttermilch nicht eingesogen, fremden Beistand kaum entbehren könne. In seiner nächsten Umgebung schien keiner dem heiklen Amt eines poetischen Gewissensrates gewachsen; unwillkürlich also kehrten seine Gedanken zu dem unübertroffenen Meister gebundener und ungebundener Rede, zu Voltaire, zurück. Nicht um den Menschen, dessen Charakterschwächen ihn frühzeitig beleidigt hatten, nur um den Sprachkünstler war es ihm zu thun, als er dem Grollenden schrieb: „Ihre Kritik unterrichtet mich in zwei Zeilen mehr, als zwanzig Seiten Lobes es vermöchten. — Opfern Sie mir die zwei Monate, welche Sie mir versprochen haben. — Ich will mit Ihnen studieren; ich habe die Zeit dazu in diesem Jahre; Gott weiß, ob ich sie in einem anderen haben werde. — Ich erkenne Sie als Meister in allem an, was die Sprache, den Geschmack und das Departement des Parnasses anbelangt. Ich bin vollkommen unwissend in Ihrer Sprache; — ich fühle, wie außerordentlich notwendig Sie mir sind und von welchem Nutzen Sie mir sein können: die Kenntnis der französischen Sprache will ich nur Ihnen schulden."

Noch deutlicher sprach er seine Absichten in einem gleichzeitigen Briefe an den Italiener Algarotti aus: „Voltaire verdient wegen seiner Streiche gebrandmarkt zu werden, doch werde ich mir nichts merken lassen, denn ich habe seiner zum Studium der französischen Sprache nötig; auch von einem Nichtsnutz sind oft gute Dinge zu lernen. Ich brauche sein Französisch, was kümmert mich seine Moral?!"

Doch zu schmerzhaft zitterte in Voltaires Herzen die Erinnerung an die letzten Begebnisse nach, als daß er sich schon jetzt hätte entschließen können, den immer dringender werdenden Einladungen Gehör zu schenken. Auch durfte er aus ritterlicher Rücksicht seine gelehrte Freundin, die Marquise du Châtelet, ebensowenig verlassen, als an den Hof eines Königs führen, der zu wiederholten Malen angedeutet hatte, wie er mit „Venus-Newton" nichts zu schaffen haben wolle. Erst als die „göttliche Emilie" infolge ihres Verhältnisses zu einem jungen Offizier am Kindbettfieber gestorben war und eine wenig angenehme Nichte, die Witwe des Kriegskommissärs Denis, die erledigte Stelle einer Pflegerin übernommen hatte, machte sich der verwaiste Dichter mit dem Vorschlag einer Übersiedelung nach Preußen vertrauter.

Friedrich ließ es an Zureden nicht fehlen; er wurde nur um so eifriger, je länger sich eine bestimmte Zusage verzögerte; ja, es gemahnt an die Flitterwochen des Freundschaftsbundes, wenn der König in liebenswürdiger Übertreibung verheißt, er wolle, sobald Voltaire erst in Potsdam wäre, den Titeln, die er seiner Geburt und seinem Degen verdanke, eine neue, von seiner jüngsten und stolzesten Eroberung hergeleitete Würde hinzufügen; er wolle sich fortan „Friedrich, von Gottes Gnaden König von Preußen, Kurfürst von Brandenburg, souveräner Herr von Schlesien und Besitzer von Voltaire" nennen. Bevor er aber ein bindendes Versprechen gab, suchte dieser zu ergründen, welche greifbareren Zugeständnisse von Friedrichs Ungeduld zu erpressen wären. Wie zum Unterpfand für spätere und größere Gunstbezeugungen verlangte er den Orden pour le mérite. Eine halbe Elle schwarzen Bandes, so hieß es in dem Gesuch, würde die gehässigen Gerüchte, als stünde er in Sanssouci übel angeschrieben, ein für allemal verstummen machen. Friedrich versicherte ihn seiner unwandelbaren Gnade, sandte jedoch den Orden nicht und mußte sich dafür noch monatelang ohne ästhetisches Orakel behelfen.

Was aber seinen Überredungskünsten nicht gelungen war, das sollte er Voltaires eitler Empfindlichkeit verdanken. Immer bestrebt, die ihn umgebende Geisteskolonie zu verstärken, hatte er einen jungen französischen Poeten, Baculard d'Arnaud, der auf Voltaires Empfehlung

bis dahin sein litterarischer Korrespondent gewesen war, in einigen gereimten Zeilen eingeladen, als „aufgehende Sonne“ an seinem Hofe zu erscheinen, da Voltaire schon im „Untergang“ begriffen sei. Voltaire lag gerade im Bett, als ihm dienstfertige Freunde diese Verse in die Hände spielten. Wie von einer Schlange gestochen, fuhr er empor und rief, entrüstet im Hemde umherhüpfend: „Was, Untergang!? — Ich werde ihnen zeigen, daß ich noch nicht untergegangen bin!“

Augenblicklich war sein Entschluß gefaßt, und wohlgefügte Verse meldeten in Sanssouci: „Wohlan, Sire, die alte Danae kommt zu ihrem Jupiter! Nur nach Jupiter, nicht nach seinem Goldregen steht ihr Verlangen; obschon diese wohlthätigen Tropfen in dem eisernen Zeitalter, dem wir angehören, sehr nötig sind.“ — Friedrich verstand den Wink, öffnete seine Taschen über Erwarten weit und schickte der uneigennützigen Danae viertausend preußische Thaler — „das Chausseegeld zu bezahlen“. Es war ihm also mit dem Französischlernen verzweifelt ernst.

Vor seiner Abreise ging Voltaire erst nach Compiegne, um sich als Titularkammerjunker und französischer Historiograph von dem versammelten Hofe zu beurlauben, vielleicht auch in der Hoffnung, abermals mit einer diplomatischen Mission betraut zu werden. Als aber König Ludwig ziemlich ungnädig erklärte, er könne gehen, wohin er wolle, und auch Frau v. Pompadour, kühl bis ans Herz hinan, nur ein Kompliment an die Majestät von Preußen auszurichten befahl — ein Kompliment übrigens, das Friedrich mit den Worten: „Ich kenne die Person nicht,“ so derb als königlich zurückgewiesen hat —, bestellte Voltaire Postpferde und schüttelte den Staub des schnöden Frankreichs von den Füßen.

Am 10. Juli 1750 traf er in Potsdam ein.

„Astolf wurde nicht schöner im Palast der Alcina empfangen,“ erzählt er in seinen Denkwürdigkeiten; und in der That war die Aufnahme ganz dazu angethan, auch einen minder eitlen Menschen schwindelig zu machen. Friedrich der Große hatte ihm öffentlich die welke Hand geküßt und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, der Welt zu zeigen, wie gern und unbedingt er sich dem Herrscher im Bereich des Schönen unterordne. Prinzen, Prinzessinnen, Minister, der gesamte Hof überboten einander in Zuvorkommenheiten gegen den Mann, um dessen Beifall sie den König werben sahen; selbst das Publikum sprach mehr von dem hageren Franzosen mit der ungeheuren Perücke als von dem berühmten, zu Ehren des Baireuther Fürstenpaares veranstalteten Karussell, das den allezeit Schlagfertigen zu einer seiner glücklichsten Improvisationen begeistert hatte. Alles schien Voltaire aufzufordern, einen großen Trumpf auszuspielen, und er spielte ihn aus.

Noch in Compiegne hatte er gethan, als handle es sich bei seiner Reise nach Potsdam nur um einen mehr oder minder langen Besuch, keineswegs um ein endgültiges Scheiden vom Vaterlande; jetzt aber, wo sich Friedrich so hingebend zeigte, ließ er Madame Denis wissen, daß er entschlossen sei, den Bitten des Königs nachzugeben und seinen bleibenden Aufenthalt in Preußen zu nehmen. Bestürzt warnten die zurückgelassenen Freunde vor einem solchen Schritt, namentlich die Nichte, die als eingefleischte Pariserin bei dem Gedanken schauderte, des Oheims Entschluß könne auch sie von den üppigen Gestaden der Seine in die Nebelheiden des Barbarenlandes verschlagen. Mit schlau berechneter Absichtlichkeit unterbreitete Voltaire diese Warnungen seinem königlichen Wirt, der denn auch nicht säumte, die aufgeworfenen Bedenken mit edlem Wort und gemünzten Beweisen zu widerlegen. Friedrich schrieb: „Ich habe den Brief Ihrer Nichte gelesen. Wäre ich Madame Denis, so dächte ich ebenso; jetzt aber, da ich bin, was ich bin, denke ich anders. Nein, mein lieber Voltaire, wenn ich vorhersehen könnte, daß Ihre Übersiedelung im mindesten zu Ihrem

Nachteil ausfallen möchte, so wäre ich der erste, der sie Ihnen widerriete. Ja, ich zöge Ihr Glück dem großen Vergnügen, Sie zu sehen, vor. Was giebt es Natürlicheres, Einfacheres und der Ordnung Gemäßeres, als daß Philosophen, die wie füreinander geschaffen erscheinen, die durch einerlei Studium, in Geschmack und Denkart einig sind, sich dieses Vergnügen bereiten? Ich verehre Sie als meinen Meister in Beredsamkeit und Wissen; ich liebe Sie als meinen tugendhaften Freund. Welche Knechtschaft, welches Unglück, welche Sinnesänderung, welche Unbeständigkeit des Glücks hätten Sie da zu befürchten, wo man Sie ebensosehr wie in Ihrem Vaterlande ehrt, und bei einem Freunde, der ein dankbares Herz besitzt? Ich habe nicht die thörichte Anmaßung, zu glauben, daß Berlin so schön sei wie Paris. Wenn Reichtum, Größe und Pracht eine Stadt angenehm machen, so stehen wir Paris nach. Wenn guter Geschmack sich irgendwo allgemeiner verbreitet findet, so weiß ich wohl, daß es in Paris der Fall ist. Aber Sie, Sie tragen ja Ihren Geschmack überall hin. Wir haben Organe, welche hinreichen, um Ihnen Beifall zu zollen, und in betreff des richtigen Gefühls weichen wir keinem Lande in der Welt. Ich achtete die Liebe, die Sie an Madame du Châtelet fesselte, aber nach ihr war ich Ihr ältester Freund. Wie! Weil Sie sich in mein Haus zurückziehen, sollte es heißen, daß dieses Haus Ihnen ein Gefängnis sein werde? Wie! Weil ich Ihr Freund bin, sollte ich Ihr Tyrann sein? Ich muß gestehen, diese Logik begreife ich nicht, und bin fest überzeugt, Sie werden, so lange ich lebe, glücklich sein, als der Vater der Wissenschaften und des Geschmacks betrachtet zu werden, und bei mir allen Trost finden, den ein Mann von Ihren Verdiensten von demjenigen erwarten kann, der ihn zu schätzen weiß."



Porträt Voltaires.

Diesem Schreiben war der Verdienstorden beigefügt nebst einem Patent, das dem Kammerherrn Voltaire einen Jahresgehalt von zwanzigtausend Livres, Wohnung in den königlichen Schlössern, freie Tafel, Dienerschaft und Equipage bewilligte.

Hier war kein Schwanken möglich. „Friedrich ist der beste oder — ich bin der dümmste aller Menschen!" rief Voltaire aus und blieb.

Die Wendung seines Geschicks erfüllte

ihn mit höchster Befriedigung. In den Briefen jener ersten Zeit findet er nicht Worte genug, seine Freude über den neuen Aufenthalt, seine Bewunderung für den König auszudrücken. Alles, wonach sein begehrlicher Sinn verlangte, stand ihm in fürstlicher Fülle zur Verfügung, selbst der wiedererwachten Theaterleidenschaft konnte er nach Gelüsten frönen. Eine schmucke Bühne in den Vorzimmern der Prinzessin Amalie bot ihm den Tummelplatz, in der dreifachen Eigenschaft als Dichter, Dirigent und Schauspieler zu glänzen und in gemeinsamem Wirken mit hohen, ja höchsten Personen den Wonnetrank exzentrischen Lobes zu schlürfen, gleichviel, ob dasselbe seiner Darstellung des Cicero im „Geretteten Rom" oder seinen Brillanten und kostbaren Kleidern gelten mochte. Das herrisch durchgreifende Wesen des Regisseurs, das nicht selten die Grenzen guter Sitte übersprang, wurde seiner glühenden Begeisterung zu gute gehalten und nachsichtig ertragen, wie denn auch sein verzweifelter Ausruf über die Unanstelligkeit der zum Statistendienst kommandierten Gardegrenadiere: „Zum Henker, ich forderte Menschen, und man sendet mir Deutsche!" nichts als ein gutmütiges Lachen erregte.

Nur wenige Schritte trennten seine mit weibischem Luxus ausgestattete Wohnung von Friedrichs Gemächern, wohin ihn die Revision der königlichen Arbeiten täglich auf wenig mehr als eine Stunde rief. Wohl wissend, daß nichts halb geschehen dürfe, was einem Schüler vom Schlage des Gebieters genügen sollte, waltete er seines Amtes mit unverdrossenem Eifer, im Anerkennen so warm, im Tadel so maßvoll, als es sein künstlerisches Gewissen nur gestattete. Die übrigen Tagesstunden benutzte er zur Ausführung solcher Entwürfe, die in Frankreich wegen Zeitmangels oder aus Gründen der Vorsicht liegen geblieben waren, und nahm, Zerstreuung und längere Unterbrechung zu vermeiden, das Mittagessen meist auf seinem Zimmer ein. Nur bei dem gemeinsamen Nachtmahl durfte er nicht fehlen. Friedrich würde jede Minute, die der Dienst des Staates ihm übrig ließ, als verloren betrachtet haben, wenn er sie ohne Voltaires Gesellschaft hätte verleben müssen.

Aus dem kleinen Kreise, der sich allabendlich um des Königs Tisch versammelte, dem nur die Vertrautesten, wie Algarotti, d'Argens, Rothenburg, Chasot, Maupertuis, Pöllnitz und La Mettrie, angehörten, war aller Zwang des Hofceremoniells verbannt. Hier sollten dem heiteren Spiele des Humors keine konventionellen Schranken im Wege stehen, die lähmende Rücksicht auf Stand und Alter für wenige Stunden aufgehoben sein und der Geist allein mit souveräner Willkür herrschen. Friedrich selbst ging mit dem besten Beispiel voran; auch den Trägsten riß er zu schnellerer Bewegung, zu vollerem Entfalten der innewohnenden Kräfte fort, denn jeder faßte sich straffer zusammen, der neckenden Überlegenheit des witzigen Monarchen zu begegnen. Voltaire sprühte dabei von Laune und Übermut, alle anderen in Freiheit der Rede und des Benehmens weit hinter sich lassend. Trieb er es mit der Familiarität einmal gar zu weit und sah er die Stirn des Königs sich verfinstern, so rief er wohl mit drolliger Emphase: „Stille, meine Herren, Seine Majestät der König von Preußen ist soeben eingetreten!" Friedrich konnte sich dann des Lachens nicht erwehren, und die gefährdete Unterhaltung rauschte fröhlich weiter.

In buntem Wechsel erstreckten sich die Tischgespräche auf alles, was denkende Menschen beschäftigen kann, und berührten naturgemäß auch die überirdischen Dinge, den Glauben an Gott und die Unsterblichkeit der Seele. Mit der französischen Bildung war aber ein gut Teil französischer Frivolität in Sanssouci heimisch geworden — was Wunder also, wenn die Überlieferungen und Lehren aller Kirchen eine wenig ehrfurchtsvolle Behandlung erfuhren und Voltaire später noch behauptete, daß an keinem Ort der Welt so frei von allen Arten menschlichen

Aberglaubens gesprochen worden sei wie bei den Soupers des Königs; daß man Gott zwar respektiert, aber alle diejenigen, die in seinem Namen die Menschheit betrogen, mit Spott und Verachtung überschüttet habe.

Aus dem Jahre 1750 stammt ein hübscher Vers, worin der Dichter seiner Bewunderung für Friedrichs damalige Vielseitigkeit poetischen Ausdruck verleiht:

Des Morgens seines Staates Lenker,
Nachmittags auf dem Musenrosse,
Den ganzen Tag ein tiefer Denker,
Glänzt abends er als Tischgenosse.
Fürwahr, das ist ein göttlich Leben;
Möcht's nie dafür ein Ende geben!

Des eigenen Wohlbehagens aber gedenkt er mit den entzückten Worten: „Ich habe von meinem Kabinett nur drei Schritte, um bei einem Manne zu sein, der voller Geist, Grazie und Phantasie ist. Ich habe das Vergnügen, ihm bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten nützlich zu sein, und ich gewinne dabei neue Kräfte zu meinen eigenen. Indem ich ihn verbessere, lerne ich mich selbst verbessern. Der König hat mir mehr gehalten, als er mir versprochen. Ich genieße vollkommene Freiheit, bin Herr meiner Zeit und in keiner Hinsicht beschränkt. Die Abendtafel der sieben Weisen ist nichts gegen unsere kleine Gesellschaft. — Alle meine Stunden sind köstlich hier, und ich habe an meinen Rosen keine Dornen gefunden — kurz, unser Philosophenparadies ist über alle Beschreibung erhaben."

Leider sollte dieses Paradies nicht ewig währen und Voltaire an seinen Rosen doch noch Dornen finden. Seit der Held des Jahrhunderts ihm die Hand geküßt, war seine Eitelkeit ins Maßlose gestiegen. Bei der allgemeinen Vergötterung fing er an, sich wirklich wie ein Wesen höherer Art zu fühlen, und wollte als solches keine Götzen neben sich dulden. Voll ruheloser Eifersucht, die schlecht genug zu der angemaßten Rolle paßte, sah er in jedem, den nur ein Strahl der königlichen Gnade streifte, einen lästigen Rivalen und suchte sich desselben nach Brauch verhätschelter Kinder durch Schmollen oder Geklätsch zu erwehren. Da er den Marquis d'Argens trotz aller Ränke aus Friedrichs Herzen nicht verdrängen konnte, so verbitterte er ihm wenigstens das Leben in Sanssouci durch eine hämische Satire, worin er diesen Bescheidensten und Würdigsten der Tafelrunde unter der Maske des ewigen Juden verspottete. Mit ganzer Wucht aber warf er sich auf Baculard d'Arnaud, der ihm seit Friedrichs schmeichelhafter Einladung ohnehin ein Dorn im Auge gewesen war und es jetzt in knabenhafter Aufgeblasenheit an der schuldigen Achtung vor dem unvergleichlich größeren Dichter mangeln ließ. d'Arnaud, so raunte Voltaire dem König in die Ohren, habe ihn in Paris verleumdet, den Potsdamer Hof durch seine Korrespondenzen mit allerhand Skribenten bloßgestellt; überdies bediene er sich verwerflicher Mittel, in den Besitz fremder Manuskripte zu gelangen; alles in allem: mit dem unzuverlässigen Gesellen sei fernerhin nicht mehr zu leben, Friedrich möge also zwischen ihnen beiden wählen. Noch stand er zu fest, um an dem Ausfall des Entscheids zu zweifeln. In der That mußte d'Arnaud weichen, und Voltaire konnte seiner Nichte triumphierend melden, die aufgehende Sonne sei bereits untergegangen!

Statt sich an diesem Siege genügen zu lassen, wurde er nur um so anspruchsvoller. In nie gesättigter Sucht nach politischem Einfluß drängte er sich den fremden Gesandten auf, namentlich machte er sich mit der Miene eines Eingeweihten um den Vertreter Rußlands viel zu schaffen, der zur allgemeinen Überraschung plötzlich und ohne Angabe eines Grundes, aber sichtlich verstimmt die Residenz verließ. Daneben regte sich die alte Geldgier wieder und verleitete den unverbesserlichen Spieler zu einem Unternehmen, das mehr als alles andere geeignet war, ihn in Friedrichs Augen herabzusetzen.

Ein Artikel des Dresdener Friedens verpflichtete den König von Polen, sämtliche sächsische Steuerscheine, die sich in Händen preußischer Unterthanen befänden, zum vollen Nennwert einzulösen. Was

war natürlicher, als daß jetzt preußische Geldmänner, aller Verbote Friedrichs ungeachtet, durch Ankauf der im Preise tief gesunkenen Papiere einen wucherischen Gewinst zu erzielen suchten? Auch Voltaire, ein Spekulant, der jeder Börse des neunzehnten Jahrhunderts zur Zierde gereicht haben würde, konnte der Versuchung nicht widerstehen, die bequeme Gelegenheit zu gunsten seines an sich schon ansehnlichen, durch Beteiligung an Staatsanleihen und Armeelieferungen auf das Dreifache gestiegenen Vermögens auszubeuten. In seinem Auftrage sollte der Jude Abraham Hirsch, durch Wechsel auf ein Pariser Haus gedeckt, in Dresden eine möglichst große Anzahl Steuerscheine kaufen, um sie sich dann von Berlin aus voll bezahlen zu lassen — ein Handel, der einen Nutzen von mindestens sechstausend Thalern abzuwerfen verhieß. Das Geschäft zerschlug sich zwar nach mancherlei Zwischenfällen, doch entnahm Voltaire, den erzürnten Agenten zu begütigen, als Ausgleich der geleisteten Barvorschüsse die Diamanten, mit denen er noch kürzlich als Cicero geglänzt. Vorsichtig, wie immer in Geldangelegenheiten, hatte er die Steine von dem Hofjuwelier Reclam abschätzen lassen, schickte sie aber nach drei Tagen gegen Rückforderung des Kaufgeldes mit dem Bedeuten zurück, daß er offenbar betrogen worden sei. Der Jude verweigerte die Annahme: ein Fachmann habe ja den Wert der Diamanten festgestellt; und wer bürge ihm dafür, daß sie inzwischen nicht vertauscht worden wären? Das führte zu einer lebhaften, in Handgreiflichkeiten ausartenden Scene und endigte mit einem Prozeß, aus welchem der Sänger der „Henriade“, wenn auch freigesprochen, doch mit dem Makel der Urkundenfälschung behaftet hervorging.

Ganz Berlin war dem Skandal mit leidenschaftlicher Teilnahme gefolgt; Voltaires Gegner und Neider jubelten, eine französische Komödie „Tantale en procès“ bemächtigte sich des pikanten Stoffes und wurde, wiewohl fälschlich, dem König selber zugeschrieben. Der zweiundzwanzigjährige Lessing, der Voltaires Verteidigungsschriften aus dem Französischen ins Deutsche übertragen hatte, mithin den Sachverhalt ziemlich genau kennen mußte, schloß ein witziges Epigramm:

> Und kurz und gut den Grund zu fassen,
> Warum die List
> Dem Juden nicht gelungen ist,
> So fällt die Antwort ohngefähr:
> Herr V— war ein größrer Schelm als er.

Nach Beendigung des Karnevals 1751, während Voltaire, seinen Rechtsstreit durchzufechten, noch in Berlin verweilte, war Friedrich nach Potsdam zurückgekehrt. Wenn er auch von hier aus seiner Schwester Wilhelmine scherzend schrieb: „Voltaire beluchst die Juden — er hat einen Prozeß, aus dem er sich wohl durch irgend einen Purzelbaum herausschwindeln wird“, so fühlte er sich doch im Grunde des Herzens durch das öffentliche Ärgernis um so unangenehmer berührt, als Voltaire sich nicht entblödet hatte, den Richtern gegenüber seine einflußreiche Stellung geltend zu machen. Auf des letzteren Wunsch, seinen Aufenthalt wieder in der Nähe des königlichen Freundes nehmen zu dürfen, erwiderte er herbe: „Ich habe Sie mit Freuden bei mir aufgenommen; ich habe Ihren Geist, Ihre Talente, Ihre Kenntnisse geschätzt; ich war berechtigt, zu glauben, daß ein Mann in Jahren, müde, sich mit Schriftstellern herumzubalgen und sich dem Ungewitter auszusetzen, hierher käme, um gleichsam in einen sicheren Hafen einzulaufen. Allein gleich anfangs verlangten Sie d'Arnauds Entlassung. d'Arnaud hat Ihnen unrecht gethan — ein großmütiger Mann hätte ihm verziehen; ein rachsüchtiger verfolgt den, den er haßt. Kurz, obgleich d'Arnaud mir nichts gethan, so ist er doch aus Rücksicht für Sie von hier weggegangen. Sie sind bei dem russischen Gesandten gewesen und haben mit ihm von Dingen geredet, die Sie nichts angehen, und man hat sogar geglaubt, ich hätte es Ihnen aufgetragen. Sie haben einen garstigen Handel mit dem Juden gehabt und damit ein gewaltiges Aufsehen in der

Stadt erregt. Die Sache mit den Steuerscheinen ist in Sachsen so allbekannt, daß man sich bitter bei mir beschwert hat. Ich für meinen Teil habe bis zu Ihrer sehen; überlassen Sie sich aber Ihren ungestümen Leidenschaften und suchen Sie mit jedermann Händel, so machen Sie mir keine Freude durch Ihr Herkommen,



Abendtafel im Schlosse Sanssouci.

Ankunft in meinem Hause Frieden erhalten, und ich muß Ihnen sagen, daß Sie mit Ihren Intriguen und Kabalen an den unrechten Mann gekommen sind. — Können Sie sich entschließen, als Philosoph zu leben, so werde ich Sie gern und Sie können dann ebensogut in Berlin bleiben."

Nicht viel ermutigender klang des Königs Entgegnung, als Voltaire vier Tage später die Bitte wiederholte und durch Klagen über seine zerrüttete Ge-

sundheit eindringlicher zu machen suchte: „Wenn Sie hierher kommen wollen, so steht es Ihnen frei. Ich höre nichts von Prozessen, nicht einmal von dem Ihrigen. Da Sie ihn gewonnen haben, so gratuliere ich Ihnen und freue mich, daß diese schmutzige Sache abgethan ist. Ich hoffe, daß Sie nie wieder Streit, weder mit dem Alten noch mit dem Neuen Testament, haben werden. Solche Händel schänden nur, und mit dem schönsten Talent französischer Kunst bedecken Sie nicht die Flecken, welche solch Betragen auf Ihren Namen wirft — es schickt sich nicht, daß der Name Voltaires mit dem eines Juwelenjuden zusammen genannt werde. Ich schreibe diese Zeilen mit dem derben Menschenverstand eines Deutschen, der sagt, was er denkt, ohne sich doppelsinniger und mildernder Phrasen zu bedienen, welche die Wahrheit entstellen. An Ihnen liegt es, Nutzen daraus zu ziehen."

Die Mahnung blieb natürlich wirkungslos: Frieden zu halten, war Voltaire einmal nicht gegeben. Stellte er auch einstweilen die Umtriebe gegen die vermeintlichen Nebenbuhler ein, so band er dafür mit Geistern geringerer Ordnung, mit den Palastbeamten, an. Täglich behelligte er den König mit den kleinlichsten Beschwerden: gestern hatte es seiner Tafel an der erforderlichen Zahl von Gedecken gefehlt, heute mangelte es an genügender Beleuchtung; bald war der gelieferte Kaffee schlecht, bald der Zucker nicht in ausreichender Menge vorhanden. Das durch seinen Hochmut ohnehin erboste Hofgesinde vergalt diese Nörgeleien mit übler Nachrede, ihn sogar beschuldigend, die Kerzenüberreste des königlichen Haushalts, welche zu den Nebengefällen der Dienerschaft gehörten, von den Leuchtern zu stehlen, um sie unter der Hand an einen Lichterzieher loszuschlagen.

In der allgemeinen Gärung fühlte Voltaire endlich den Boden unter sich wanken. Mehr als einmal zog er den Gedanken einer Rückkehr nach Frankreich in ernstliche Erwägung. Schon länger war es ihm aufgefallen, daß Friedrich bei unveränderter Zuvorkommenheit des Benehmens seltener als sonst seinen künstlerischen Rat verlangte; und jetzt mußte er durch La Mettrie ein Wort erfahren, das ihn vollends aus dem Gleichgewicht zu bringen drohte. Er werde seiner höchstens noch ein Jahr bedürfen; man presse die Orange aus und werfe sie dann beiseite, sollte der König gelegentlich eines Gesprächs über den Liebling und dessen Bevorzugung geäußert haben. „Glauben Sie es! Darf ich es glauben? Ist das möglich?" klagt der völlig Fassungslose seiner Nichte. — „Weswegen hätte er mir so viel Freundschaft bewiesen? Es schwindelt mir! Ich glaube nichts von alledem! — Und dennoch — dennoch —"

Trat ihm vielleicht d'Arnauds Schicksal, warnend wie ein Vorspiel seines eigenen Sturzes, vor die Seele?

Hatte La Mettrie Voltaires schwelendes Mißtrauen zur hellen Flamme angeblasen, so übernahm es Maupertuis, Friedrichs allmählichem Erkalten durch Verbreiten einer Erzählung nachzuhelfen, wonach der Hohepriester des guten Geschmacks beim Empfange gewisser Manuskripte verächtlich ausgerufen habe: „Wird denn der König nicht aufhören, mich seine schmutzige Wäsche waschen zu lassen?!"

Voltaire blieb nicht lange im Zweifel, wer ihm so übel mitgespielt, und sein wild auflodernder Zorn gegen den Präsidenten der Akademie, den er zwar selbst einst empfohlen hatte, dessen amtliche wie gesellschaftliche Autorität ihn jedoch belästigte, führte die unvermeidlich gewordene Katastrophe über Erwarten rasch herbei.

Maupertuis, ein Gemisch von begründetem Selbstgefühl und gewaltsamer Rechthaberei, hatte ein neues Naturgesetz aufgestellt, auf das er sich nicht wenig zu gute that. Professor König im Haag, Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften, unterfing sich, den Wert dieser Entdeckung in maßvollster Weise anzuzweifeln mit dem Hinweis auf Leibnitz, der das sogenannte „Gesetz der Spar-

samkeit“ bereits gekannt, aber für unzureichend befunden habe. Seine Autorschaft zu wahren, setzte Maupertuis mit der Staatsgewalt auch die Akademie in Bewegung, wobei die letztere so entschieden die Partei ihres Vorsitzenden ergriff, daß der jüngere Gelehrte sich zum Austritt aus ihrem Verbande genötigt sah. Da rührte sich Voltaire. Ohne ein wissenschaftliches Interesse an dem Streite zu haben oder für König besonders warm zu empfinden, nur nach Vergeltung an Maupertuis lechzend, erklärte er in der anonym erschienenen „Antwort eines Akademikers von Berlin an einen Akademiker von Paris“, daß das ebenso unberufene als windschiefe Urteil der Akademie einzig und allein einem schmählichen Mißbrauch der Präsidentengewalt zuzuschreiben sei.

Gereizt durch diese Verdächtigungen, betrat nun auch Friedrich in der Verkappung eines Akademikers die Schranken und veröffentlichte einen Protest, worin der Vorredner als „Lügner“ und „Libellenschmied“, seine Handlungsweise als „feige“, ja geradezu „niederträchtig“ gebrandmarkt wurde.

„Ich habe kein Scepter,“ rief der wutschnaubende Voltaire, „aber ich habe eine Feder!“ Und bald spie diese furchtbare Waffe Ströme vernichtenden Spottes aus. Maupertuis’ an Verschrobenheiten und unausgetragenen Ideen überreiche Schriften boten eine Fundgrube von seltener Ergiebigkeit. Wenn dort vorgeschlagen wurde, eine lateinische Stadt zu erbauen, um den Sprachunterricht zu erleichtern, ein Loch bis zum Mittelpunkt der Erde zu bohren, um deren innere Beschaffenheit kennen zu lernen, das Gehirn einiger Patagonier zu öffnen, um das Wesen der Seele zu erforschen, alle Kranken mit Harz zu überziehen, um das Verdunsten der Lebenskraft zu hindern — welch ein Stoff in Voltaires erbarmungsloser Hand!

Innerhalb weniger Tage war die „Geschichte des päpstlichen Leibarztes Akakia“ vollendet, eine Satire, die an Witz und zermalmendem Hohn auch heute kaum ihresgleichen hat. Friedrich besaß zuviel Geist, um einen so köstlichen Spaß nicht zu würdigen; er lachte von ganzem Herzen darüber. Was aber sollte aus seinem Schoßkinde, der Akademie, was aus ihrem Ansehen in Europa werden, wenn das berühmte Haupt der jungen Schöpfung allgemeiner Mißachtung verfiel? Deswegen bat er den Dichter, das reizende Pasquill zu unterdrücken und es bei der Vorlesung im Freundeskreise bewenden zu lassen. Der versprach es zwar, dachte aber nicht daran, einen Akt der Entsagung zu üben, der eines Säulenheiligen würdig gewesen wäre, und ließ heimlich in Dresden eine Ausgabe mit dem Druckort „Leiden“ erscheinen.

Friedrich war empört, als plötzlich der deutsche wie französische Büchermarkt von unauslöschlichem Gelächter über den „Plattdrücker der Erdkugel“ widerhallte, und gab, da Voltaire sich stellte, als ob er um die Veröffentlichung nicht wisse, seiner Entrüstung ungeschminkten Ausdruck: „Ihre Unverschämtheit setzt mich in Erstaunen. Nach allem, was Sie gethan haben und was klar wie die Sonne ist, sind Sie noch eigensinnig, statt sich für schuldig zu bekennen! Bilden Sie sich nicht ein, mich glauben zu machen, daß weiß schwarz sei; wenn man nicht immer sieht, will man nicht immer sehen. Aber treiben Sie es aufs Äußerste, so lasse ich alles drucken, und man wird sehen, daß, wenn Ihre Werke Statuen verdienen, Ihr Betragen Ketten verdient. — Der Verleger ist gefragt worden und hat alles eingestanden.“

Voltaire mußte bekennen und nach einigen schwachen Versuchen, der Sache eine scherzhafte Wendung zu geben, die entwürdigende Erklärung unterzeichnen, daß er weder gegen Frankreich, noch gegen eine andere Regierung, noch gegen andere Schriftsteller schreiben werde, so lange er die Ehre habe, Kammerherr Sr. Majestät des Königs von Preußen zu sein und im Verkehr mit anständigen Leuten zu leben. Damit aber war es nicht abgethan. In Berlin, wohin er sich zu seinem Freunde und Verleger Francheville zurückgezogen

hatte, mußte er am Weihnachtstage 1752 von einem Fenster der Taubenstraße aus mit eigenen Augen sehen, wie auf dem Gendarmenmarkt der „Akakia“ von Henkershand dem Feuertode überantwortet wurde.

Ein solches Übermaß der Schmach rüttelte ihn zu mannesswürdigem Entschluß empor. Ohne langes Besinnen packte er Kammerherrnschlüssel, Verdienstkreuz und Pensionspatent zusammen und übersandte sie dem König mit der empfundenen Aufschrift:

Die ich empfangen, zart beglückt,
Ich sende sie zurück mit Schmerzen,
So wie der Liebende mit gramzerrissnem Herzen
Zurück das Bildnis der Geliebten schickt.

Friedrich überkam ein menschliches Rühren. Mehr noch als die schmelzenden Verse trug zu dieser Wandlung wohl der Gedanke bei, daß es dem Fürsten der Aufklärung besser angestanden hätte, dem Vorgange des allerchristlichsten Königs nicht zu folgen, der im Jahre 1734 Voltaires „Philosophischen Briefen“ ein gleiches Autodafé bereitet hatte.

Fredersdorf, der vertraute Kammerdiener, eilte als Vermittler nach Berlin und fand um so leichteres Spiel, als des Dichters heroischer Rausch einer tiefen Niedergeschlagenheit gewichen war. Düstere Träume von Kerker und Ketten, abenteuerliche Pläne zu heimlicher Flucht hatten Voltaire bei Tag und Nacht gefoltert; er war so gründlich mürbe geworden, daß ihn der königliche Friedensbote mühelos zu einem de- und wehmütigen Briefe bereden konnte. Klingt es doch wie eine Kapitulation auf Gnade und Ungnade, wenn er jammernd fragt: „Was wollen Sie, das aus mir werden soll, und das ich thun soll? Sie sind gut, Sie sind milde, ich bin der unglücklichste Mensch in Ihren Staaten; entscheiden Sie über mein Geschick!“

Unmittelbar darauf gelangten Orden, Schlüssel und Pensionspatent an ihn zurück. Das Einvernehmen war wieder hergestellt, aber es war und blieb nur ein künstlich zusammengeleimtes, mit dem die Herzen nichts zu schaffen hatten. Unter dem Vorwande, krank zu sein, weigerte sich Voltaire, Berlin mit Potsdam oder seine Privatwohnung mit den Dienstzimmern im Schlosse zu vertauschen.

Auch war er wirklich krank. Die Erinnerung an die erlittene Schmach fraß an seiner Seele gleich einer schwärenden Wunde, für welche des Königs erneute Gnade keine Heilkraft mehr besaß. Nur Furcht, meinte er, nicht die Erkenntnis begangenen Unrechts habe Friedrichs Sinn gewendet. „Jetzt,“ knirscht er drohend, „will der König sich das Ansehen geben, als ob er einen Akt der Gerechtigkeit vollzogen und diesen mit einem Akt der Gnade gekrönt habe. Das glaubt aber keiner seiner Unterthanen. Er selbst muß sich sagen und sagt es sich zweifellos im geheimen, daß ich den Willen und das Recht habe, seine Verurteilung der Nachwelt zu hinterlassen!“

Erfüllt von solchen Rachegelüsten, bat er von seinem Schmollwinkel aus um Urlaub, die Bäder von Plombières zu besuchen. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit bestrebte er sich, die Form zu wahren; denn stand auch sein Entschluß, Friedrich für immer zu verlassen, unumstößlich fest, so wollte er doch der Pariser Gesellschaft wegen alles vermeiden, was einer Entlassung in Unehren ähnlich gesehen hätte. Der König antwortete ziemlich schroff, daß auch in der Grafschaft Glatz wirksame Heilquellen zu finden wären, gab jedoch der wiederholten Bitte nach mit dem Wunsche, Voltaire vor seiner Abreise noch einmal zu sehen.

Noch selbigen Tages machte sich dieser auf den Weg, nahm in scheinbar alter Heiterkeit an der abendlichen Tafelrunde teil und verließ erst nach sechstägigem Verweilen Sanssouci, um niemals wieder in das „Philosophenparadies“ zurückzukehren.

Sobald ihm nur die preußische Grenze im Rücken lag, hatte es mit dem Gebrauch der Bäder von Plombières keine Eile. Gemächlich, mit dem Aufwande eines vornehmen Herrn, reiste er an der Seite sei-

nes Sekretärs nach Leipzig, ahnungslos, daß der eben überstandenen Tragikomödie noch ein possenhaftes Nachspiel folgen werde. Von Leipzig aus, wo er sich jedem Zwange enthoben fühlte, gedachte er, mit seinem bestgehaßten Schuldner abzurechnen, die Auseinandersetzung mit dem größeren auf gelegenere Zeit versparend. Was kümmerte ihn sein verpfändetes Wort? Mit dem Scheiden aus Preußen glaubte er sich aller Verpflichtungen ledig. War ihm doch längst der „Salomo des Nordens" zum „Dionys von Syrakus" herabgesunken, zum brutalen Tyrannen, dem ein freier Mann keine Treue schulde.

Als Maupertuis vernahm, daß er neue Angriffe zu gewärtigen habe, riß ihm die Geduld, und Voltaire hielt es für geraten, sich unter den unmittelbaren Schutz der sächsischen Polizei zu stellen, weil er nach Briefen des erbitterten Präsidenten persönliche Gewaltthätigkeiten befürchten müsse.

Diese wiederaufgenommenen Plänkeleien machten Friedrich stutzen. Schwer fiel es ihm aufs Herz, daß von den zwölf Exemplaren seiner „Poesien", die, als Manuskript gedruckt, zur besonderen Ehrengabe für die vertrautesten Freunde dienten, sich eines noch in Voltaires Besitz befände. Welchen Unfug konnte der Leichtfertige mit Gedichten treiben, deren scharfe Ausfälle mehr als ein gekröntes Haupt, namentlich aber Frau v. Pompadour und den königlichen Ohm von England, trafen?

Um jeden Preis galt es, die gefährliche Waffe Voltaires Händen zu entwinden. Fredersdorf sollte Sorge dafür tragen und, um alle Beziehungen zu dem Tückebold auf einmal zu lösen, auch die



Friedrich und Voltaire in Sanssouci.

Auslieferung der königlichen Handschriften, des Verdienstordens und des Kammerherrnschlüssels erzwingen.

Voltaire hatte Leipzig bereits verlassen und bewegte sich langsam über Gotha und Kassel auf Frankfurt am Main, wo er nach seiner Ankunft am 31. Mai 1753 Quartier im Gasthaus „Zum goldenen Löwen" nahm. Zu seiner nicht geringen Bestürzung trat dem Reise-

fertigen in der Frühe des 1. Juni der preußische Resident, Kriegsrat v. Freytag, entgegen, im Namen des Königs die Herausgabe all der Gegenstände heischend, die Fredersdorf schriftlich bezeichnet hatte. Voll stummen Grimmes fügte sich Voltaire dem Unabänderlichen, lieferte Orden und Schlüssel ab und wohnte mit schlecht verhehlter Ungeduld der von neun Uhr morgens bis fünf Uhr nachmittags währenden Durchsuchung seiner Papiere bei. Da aber unglücklicherweise das Wichtigste, jener Band „Poesien“, mit anderem Gepäck in Leipzig zu späterer Nachsendung zurückgeblieben war, so wurde ihm bis zum Eintreffen desselben Hausarrest erteilt, mit der Befugnis, im Garten des Gasthofes sich frei zu ergehen.

Die unfreiwillige Muße benutzte Voltaire zu Beschwerdeschriften an alle Welt, sogar an den Kaiser, dem er, falls man ihn heimlich nach Wien kommen ließe, wichtige Enthüllungen bezüglich des Königs von Preußen in Aussicht stellte — ein neuer Beweis dafür, wie Friedrich alle Ursache hatte, der Verläßlichkeit des lockeren Freundes zu mißtrauen.

Bei der Mangelhaftigkeit der damaligen Postverbindungen traf die aus Leipzig verschriebene Kiste erst am 18. Juni ein, konnte jedoch an der Lage des Gefangenen insofern nichts ändern, als Fredersdorfs Anweisungen von „Skripturen“ schlechthin, ohne jede nähere Bezeichnung sprachen, die beschlagnahmten Gedichte aber bereits gedruckt waren. Der pflichteifrige Freytag glaubte deshalb erst weitere Verhaltungsbefehle abwarten zu müssen. Durch das unnachgiebige Auftreten des Residenten aufs äußerste gebracht, entschloß sich Voltaire zur Flucht, wurde aber noch rechtzeitig eingeholt und unter großem Volksgedränge in das Wirtshaus „Zum Bockshorn“ geleitet, nachdem der „Goldene Löwe“ die Wiederaufnahme des unruhigen Gastes verweigert hatte. Ins „Bockshorn“ wies man auch Madame Denis, welche auf die Kunde von des Oheims Unstern aus Straßburg herbeigeflogen war und nun ein herz- und ohrenzerreißendes Geschrei erhob. Daß die Arrestanten eine Wache von Stadtsoldaten erhielten, durfte nach dem verunglückten Fluchtversuche nicht befremden.

Nach weiteren vierzehn Tagen liefen endlich die erwarteten Verhaltungsbefehle von Potsdam ein. Der König war nach längerer Abwesenheit von der Truppenschau in Schlesien und Preußen zurückgekehrt, hatte erst jetzt die Einzelheiten der Frankfurter Vorgänge erfahren und befahl, über den unverständigen Diensteifer seines Beamten und die dadurch hervorgerufenen Zwischenfälle ärgerlich, die sofortige Befreiung der Verhafteten, die denn auch, ohne die Rückgabe ihrer mit Beschlag belegten Reiseeffekten abzuwarten, die verhängnisvolle Reichsstadt Hals über Kopf verließen.

Voltaire hat sein Lebelang viel gelogen, frecher aber und lästerlicher nie der Wahrheit ins Gesicht geschlagen als bei Darlegung des Frankfurter Handels.

Wenn er von erlittenen Roheiten und Beschimpfungen fabelt, von Erpressung seines Eigentums, von nächtlichen Angriffen auf die Ehre seiner Nichte, so lügt er nicht weniger, als wenn er den preußischen Residenten stümperhafter französischer Sprachkenntnisse beschuldigt und ihn so der Lächerlichkeit preiszugeben sucht. So ist es denn auch erklärlich, daß seine und seiner Nachbeter Berichte den Tadlern des großen Königs eine willkommene Quelle für allerhand Beschuldigungen blieben, bis endlich Varnhagen die stummen Akten des Berliner Archivs reden machte und auch die Voreingenommenheit überzeugte, wie Friedrich den Ereignissen völlig fremd war, wie er sie weder befohlen noch gewollt, noch irgend hat voraussehen können.

Trotz der späteren Aussöhnung und erneuerten Zärtlichkeit hat Voltaire dem König die Frankfurter Verdrießlichkeiten niemals ganz verziehen; und doch wußte er nur allzugut, wie begründet Friedrichs Argwohn hinsichtlich eines Mißbrauchs der „Poesien“ gewesen war. Als Frau v. Pompadour, der er schon von Leipzig

aus Zuträgerdienste geleistet, ein Schutz- und Trutzbündnis mit Preußens Todfeindin schloß, prahlte er da nicht in vorschneller Siegesfreude: „Ich habe meine Streitsache mit Friedrich zwei- bis dreimalhunderttausend Soldaten übergeben!?"

Doch mit des Feindes zeitlichem Verderben war ihm nicht genug gethan; auch die Nachwelt sollte, wie er einst gedroht, ihn rächen helfen. So schrieb er „Das Privatleben des Königs von Preußen", ein Machwerk, das den Stempel seines Ursprungs an der Stirn trägt, durch und durch in Gift getränkt, nichtswürdig von der ersten bis zur letzten Zeile.

Diesem Ausbruch geifernden Hasses gegenüber bewährte sich Friedrich so groß als königlich. Die Bitte seines Sekretärs, die schamlosen Verdächtigungen widerlegen zu dürfen, wies er würdevoll zurück, denn an ihm sei es, seine Pflicht zu thun und dann die Schlechtigkeit sagen zu lassen, was ihr beliebe.

Groß und wahrhaft königlich bewährte er sich auch später, als er auf Voltaires reumütigen Einwurf: „Sie vergaßen, daß ich ein Mensch war!" — versöhnt erwiderte: „Hätten Sie mir das, was Sie zu Ende Ihres Briefes schreiben, vor zehn Jahren gesagt, so wären Sie noch bei mir."

Groß und wahrhaft königlich bewährte er sich endlich, als er den Pariser Encyklopädisten zweihundert Louisdor als Beitrag für des Dichters Standbild mit den Worten sandte: „Voltaires schönstes Denkmal ist das, was er sich selbst errichtet, sind seine Werke, die länger dauern werden als St. Peters Dom, als der Louvre und alle Gebäude, welche die menschliche Eitelkeit der Ewigkeit weiht. Wenn man nicht mehr französisch spricht, wird Voltaire in diejenigen Sprachen übersetzt werden, welche die französische überleben." — —

Wenn wir, die Nachfahren eines Goethe und Schiller, diese nie erkaltende Bewunderung betrachten; wenn wir sehen, wie noch der greise Einsiedler von Sanssouci den Toten als den erhabensten Dichter aller Zeiten feiert, so können wir uns eines Lächelns kaum erwehren; Voltaire dagegen dürfen wir den Ruhm nicht streitig machen, daß er der erste war, der — gleichviel, ob als Prophet oder als Schmeichler — den werdenden Friedrich mit dem Namen „Friedrich der Große" begrüßte.





An den Ufern des Dniepr.

Von

C. v. Binzer.

II.

Am Nachmittag fuhr einer von unseren Wagen davon, um in einem Bauernhof zu übernachten und uns die ausgeruhten Pferde für unsere Weiterfahrt zu lassen. Denn wir hatten bis zu dem nächsten Gute über vierzig Werst zurückzulegen und bedurften daher des Pferdewechsels unterwegs. Bei diesen Reiseeinteilungen war es bezeichnend, daß immer in Erwägung gezogen werden mußte, ob der eine oder der andere Kutscher die Wegstrecke schon kannte. Die Direktive einer gebauten Straße, etwa gar mit Wegweisern versehen, kommt ja hier dem Reisenden nicht zu Hilfe, und an manchem Kreuzwege kann er absolut nicht wissen, welche Linie er zu nehmen hat. Da könnte er dann halbe Tage stehen, bevor überhaupt ein menschliches Wesen ihm unter die Augen käme.

Gegen abend erfüllte mannigfacher Gesang mehr und mehr die Luft. Hirtenknaben und Mädchen, welche die Pferde, Gänse, Kalkuten den Nachtquartieren mählich zutrieben, sangen einzeln und vielstimmig. Als Feierabend auf der Tenne war, liefen die Arbeiter und Arbeiterinnen den Abhang herunter, lachend und scherzend wie Kinder. Die einen schritten der Lagerstelle zu, wo Feuer gemacht war, abgekocht und genächtigt werden sollte; die anderen, eine Gruppe von etwa dreißig Mädchen, scharten sich zusammen, nahmen einen raschen festen Schritt an und wanderten dem fernen Dorfe zu, einen lauten Chorgesang anstimmend. Die Stimmen waren außerordentlich stark und der Lage nach fast nur Mezzosopran oder Alt. Die Gesänge mit Ausnahme einiger sehr merkwürdiger Scherzlieder (denn man konnte in der umgebenden absoluten Stille den starken Gesang fast eine halbe Stunde weit über Land verfolgen) waren bekanntermaßen getragen und immer nach dem letzten langgezogenen Ton mit einem lauten Jauchzer endend. Daß ich aber den Charakter dieser Weisen melancholisch gefunden hätte, kann ich nicht sagen. Ich habe in den folgenden Tagen noch sehr viel Gesang gehört und nicht jenen Eindruck davon bekommen. Wohl glich er immer der Kirchenmusik und war oft dem Miserere ähnlich, dann aber hatte er wieder die Art jubelnder verkündender Engelschöre. Immer gaben sehr gewagte, verwickelte Klangfiguren und Gänge und die absolute Reinheit der Sekunden den Beweis großer musikalischer Begabung. Wenn die Sänger ruhig lagerten, nahm ihr Gesang häufig den Charakter von Recitativen an.

Dem Mädchenchor folgte eine Viertelstunde später ein gleichartiger Männerchor, und aus weiter Ferne tönten diese beiden Chöre noch bis tief in die Nacht hinein vom Dorfe zu uns herüber. Sie waren also zusammengeblieben und hat-

ten ihre Feierstunden mit Singen verbracht, bis der Schlaf seine Rechte forderte. In unserem Bereiche verursachte während dieses schönen Sommerabends, an dem wir die reine aromatische Luft des offenen Landes in vollen Zügen einatmeten, das Heimtreiben der übermütigen Pferdeherde in die Stallungen noch einen bedeutenden Lärm. Das war ein Donnern der Hufe auf dem Balkenwerk, ein Zurufen und Schelten, daß man glaubte, es geschähe ein Unglück. Aus Furcht vor den der Ansprache, die ein älterer Bauer hielt, verbeugten sich alle wie auf ein gegebenes Zeichen. Und nun fuhren wir unter herzlichster Verabschiedung weiter, das ganze betriebsame Anwesen in seiner übergroßen Abgeschiedenheit vielleicht auf Jahr und Tag sich selbst überlassend. Welche Stellung nimmt da ein Verwalter ein, der einzige Mensch, der sich wenigstens einigermaßen von der übrigen Gruppe gegen uns hin abhebt! Wie ist er dann erst verlassen und verschollen, wenn ihn, wie



Griechische Kirche im Marktflecken.

Pferdedieben kann man die Tiere selbst im schönsten Sommer nicht im Freien übernachten lassen.

Früh am Morgen war wieder alles um den Wagen versammelt wie bei unserer Ankunft. Eine Deputation von einem benachbarten großen Dorfe erschien noch vor unserer Abfahrt, um den Gutsherrn zu begrüßen. Die Bauern, stattliche große Männer, bildeten einen Halbkreis, in welchen mein Gefährte in Generalsuniform eintrat. Er trug auf seinen Gütern immer die Uniform, um bei diesen entlegenen Völkern den Nimbus zu wahren. Bei einzelnen entsprechenden Worten auf manchen Gütern, höhere Interessen bewegen!

Von der Erdstufe, deren Fuß wir nun verließen, bis zu jener, an welche sich das andere Gut lehnt, durchzogen wir nun zum erstenmal das brettflache Steppenland, wenn es auch immer noch einigermaßen bevölkert und bestellt war. Erst auf der Rückreise in Cherson durchfuhren wir die unbewohnte Steppe. Übrigens versagt sie in dieser Zeit den erwarteten Eindruck, insofern es in diesem Jahre wenigstens genug geregnet hat, um das Wachstum zu fördern, und nicht genug Sonnenglut gewesen ist, um es wieder zu verbrennen.

Das Brachland sowohl wie die Stoppelfelder boten somit den Anblick der schönsten grünen Wiesen; ja zu einer Zeit, wo der Weizen eben erst eingefahren worden, zeigt sich auf letzteren schon wieder ein so üppiger Graswuchs, daß eine gute Heuernte davon gewonnen werden könnte. Von Zeit zu Zeit sieht man ein großes Melonenfeld, von Sonnenblumen eingefaßt, mit einer Wächterhütte in der Nähe. Auch sah man überall Gruppen jener im Freien übernachtenden Bauern bei ihren ausgeschirrten Fuhrwerken. So erreichten wir das große Dorf, in welchem unsere Pferde zur Weiterfahrt seit dem Abend vorher geruht hatten. Hier war Gelegenheit geboten, einen Bauernhof genauer zu besichtigen.

Der Zaun ist nach der weiten Dorfstraße hin durchbrochen von einer Gatterthür zum Einfahren und einer Nebenthür für die Fußgänger. Dieser Zaun schließt sich rechts und links an Stall- und Schuppengebäude, die ebenso wie der Zaun selbst aus starkem Weidengeäst geflochten und mit Lehm angeworfen sind. Im Inneren des Hofes steht das Wohnhaus, manchmal quer vor, manchmal im rechten Winkel zum Eingangszaune. Ein fernerer Zaun trennt das Gartenstück vom Hofe und umschließt dasselbe. Mais, Sonnenblumen und Gurken in üppigem Wuchs ragen darüber hervor oder letztere wuchern mit ihren schönen orangegelben Blüten über ihn hin. Ein kegelförmiges Hüttchen, bis an den Boden gedeckt mit Stroh und Schilf, steht regelmäßig noch im Hofe, meistens als Schweinestall benutzt. Oft kommt zu dem allen noch ein eigener Ziehbrunnen. Das Haus ist meistens viel größer und das Strohdach stärker als in den polnischen Ländern, die wir auf der Herreise passiert hatten. Das Dach steht an der vorderen Langseite, wo die Hausthür sich befindet, so weit über, daß es einen trockenen Gang längs des Hauses gewährt, und rings um das Haus zieht sich wie ein vorstehender Sockel eine Bank aus Flechtwerk und Lehm. Die Wände sind weiß mit gelber Einfassung oder manchmal am halben Hause weiß, am halben gelb. In dem Wohnzimmer erschreckt einen förmlich der gewaltige Ofen, der fast ein Drittel alles Raumes einnimmt und wohl einen Wink giebt, daß es hier nicht jeder Zeit so südländisch aussieht. Die Wände entlang an bemalten Stangen hängen lange weiße Handtücher, reich ausgenäht mit Doppeladlern, Sonnenblumen und alten russischen Mustern. Auch der Tisch ist mit einem gestickten Tuch gedeckt. Hinter ihm befindet sich, wie in unseren Gebirgsdörfern, der Hausaltar mit Heiligenbildern, Blumen und Lichtern. Der Boden ist harte Tenne. Wandbänke, die Ofenbank, einige Stühle, eine große Uhr möblieren den Raum. Die inneren Gelasse sowohl als der Hof sind von musterhafter Ordnung und Reinheit. Da ich nirgends Holzschuhe bemerkt habe, so mag es wohl in Regenzeiten etwas anders damit bestellt sein. Übrigens ist in diesen Ländern den größten Teil des Jahres entweder Frost oder trockenes Wetter, und die Reinlichkeit soll, wie mir versichert wurde, der Grundzug sein, zum großen Unterschiede von den Polen. Der griechische Ritus schreibt ja auch wöchentliche Bäder vor, und jede größere Dorfschaft hat ihr Dampfbad aufzuweisen. Die leinenen Kittel der Männer, die übrigens auch vorn an der Brust bunt ausgenäht sind, sowie die Hemden sämtlicher Frauen waren überall von auffallender Reinheit und nirgends Flicken oder Schmutzflecken zu sehen. Vor jedem Hofe steht an der Straße das wunderliche Brennmaterial aufgeschichtet, nämlich Kuchen wie unsere Torfstücken, aus Schafsmist bereitet, die vortrefflich brennen, aber einen scharfen Geruch verbreiten.

So der Bauernhof. Jeder derselben steht merklich weit von dem nächsten entfernt, und außerdem sind Straßen wie Plätze von übermäßiger Breite. Dies alles ist bei der Anlage und Ausbreitung vorbedacht, um die Feuersgefahr zu vermindern. Die älteren Dörfer sind dicht umgeben und durchwachsen von Weiden-

bäumen und Gebüschen, sowie von Kirschen- und Pflaumenbäumen. Die ungeheuren Pflanzungen von Sonnenblumen lassen das ganze Dorf zu dieser Jahreszeit wie in Gold getaucht erscheinen.

Mitten am Tage erreichten wir unser Ziel. Wir hatten uns wieder den Abhängen eines Plateaus genähert, an dessen Fuß sich der reichlich fließende Orellfluß hinwindet, von saftigen Auen und Eichenwaldungen umlagert. Der Orell ergießt sich in den Dniepr und bildet auf dieser Seite, der Südseite, die Grenze zwischen den Gouvernements Jekaterinoslaw und Poltawa. Große Schilfmassen bezeichnen weithin den Lauf des Flusses, sumpfige Niederungen, von Störchen belebt und von Kibitzen umflattert, erstrecken sich hier und dort von seinen Ufern aus tiefer in das Ackerland hinein. Andere Länderstrecken in seiner Nähe sind wie am Toten Meere durch Salz unfruchtbar gemacht, man glaubt auf solchen Strichen in sandigem Boden zu fahren. Im übrigen herrscht wieder weit und breit die tiefe schwarze Erde. — Auf diesem Gute steht nun ein normales Herrenhaus, mit allen Dependenzen, schönen Hofräumen, Gärten und Parks, alles mit geringen lokalen Schattierungen nach den Vorstellungen und Ansprüchen unseres Lebens gehalten. Das Herrschaftshaus aber ist mit seiner soliden und prachtvollen Einteilung und Einrichtung doch nur ein Blockhaus und hat seine ganze Ausdehnung in die Breite und Tiefe, also kein Stockwerk. Das Balkenwerk der Wände ist nicht durch Bewurf versteckt, sondern sichtbar gelassen, in warmem braunem Ton gemalt; sehr reiche Holzschnitzereien an Fenstern, Thüren und Gesimsen sind in stumpfem Rot gehalten und das weitgestreckte flache Dach aus Blechplatten mattgrün. Dieses elegante Gebilde steht mit dem Sockel auf einer sehr großen Rampe voller Blumen und gewährt einen freundlichen einladenden Anblick. Der Orell hat, gewiß neben vielen anderen preiswürdigen Eigenschaften, die sehr willkommene, daß er Krebse führt von der Größe kleiner Hummer, so daß das Fleisch des Krebsschwanzes die Größe eines starken Mittelfingers hat. Unmittelbar hinter dem Parke tritt der Fluß in einen dichten alten Eichwald. Auf einem schönen Ruderboot, das den Namen Sabava (Lust) trug, drangen wir tief in diese Einsamkeit hinein. Ganze Scharen mächtiger Falken kreisten wie bei uns die Krähen und blickten von den abgestorbenen Ästen ehrwürdiger Bäume verwundert auf die fremde Invasion nieder. Auf freiem Felde vertreten in diesen Steppenlanden ebenfalls Falken einer kleineren Gattung unsere Krähen, dazu ist der Anblick großer Adler durchaus keine Seltenheit. Oft sieht man zwei zusammen mitten im Felde sitzen. Die Enten verlieren sich in großen Zügen von den Gehöften weg in das Innere des Waldes, wo sich Wildenten in Hülle und Fülle zu ihnen gesellen, so daß bei unserem Erscheinen an den Biegungen des Flusses Schwärme dieser scheuen Tiere aus den Scharen der zahmen aufstiegen. Derartige Schauspiele machen einen urwüchsigen, mächtigen Eindruck, so daß uns auf dem freien Lande ähnlich zu Mute wird wie anderswo auf dem Meere.

Viehhändler aus Central-Rußland.

Auf diesem Gute fand ich einen Verwalter, der deutsch verstand und leidlich sprach. Er hatte unsere landwirtschaftlichen Akademien besucht und gedachte mit großer Wärme dieser Jahre. Einen unverlöschlichen Eindruck hatten dem Landwirt unsere gemütlichen Försterwohnungen im Walde hinterlassen. Außerdem fand ich noch einen alten Müller, der aus Ostpreußen hierher verschlagen worden war.

Von derartigen Existenzen ist ja das ganze russische Reich voll, und wenn einem solche Männer ihr Schicksal erzählen, so paßt die Größe der Entbehrungen in manchen Zeiten ihres abenteuerlichen Lebens ganz zu allen hiesigen Dimensionen. Auch sitzen sie, wenn sie einmal Ruhe gefunden, ganz erschrecklich vereinsamt unter Feinden, denen sie selbst die feindseligsten Gefühle entgegenbringen. So waren denn auch die Beschreibungen dieses kleinen hageren skeptischen Sittenrichters über das Volk, mit dem er seit dreißig Jahren lebte, schreckenerregend. Die jungen Mädchen zogen sogar auf Raubzüge aus. Wer weiß, ob's wahr ist!

Der Verwalter brachte mich auf einen großen Markt in einem Marktflecken am Orell. Erst hatten wir ein großes altes Dorf von gewesenen Kronleibeigenen zu passieren, dann brachte uns eine Fähre über den Fluß, und wir landeten im Gouvernement Poltawa. Der Flecken diesseits und das alte Dorf jenseits des Orell waren nach und nach so zusammengewachsen, daß wir auf einer Strecke von vier Werst fast ununterbrochen zwischen Gehöften dahinfuhren. Der Flecken hat seine kleinen Wirtschaften, seinen Kral, seinen Bazar, ein großes Dampfbad und drei schöne griechische Kirchen. Das Grundmotiv dieses Kirchenstiles scheint nach den unzähligen Exemplaren, die ich gesehen habe, ein Kreuz zu sein, aus welchem eine Kuppel aufsteigt, während am Ende des langen Balkens des Kreuzes sich ein Turm erhebt. Dieses Motiv wird nun auf das mannigfachste variiert. Oft fällt, besonders in den Dörfern, der Querbalken des Kreuzes weg, und auf dem Langschiff stehen statt Kuppel und Turm zwei Kuppeln oder umgekehrt zwei Türme. Oft tritt an der Stelle des Kreuzes ein Quadrat als Basis des Kuppelbaues auf, wo dann dieser acht Flächen hat; oft ist der Unterbau schon ein Oktogon, und mit der Auflösung solcher Flächen ineinander, mit der Einschiebung der Dachflächen zwischen vortretende Giebelfelder wird in allen erdenklichen Kombinationen gespielt. Immer aber ist über dem Haupteingang ein Vorbau mit einem Giebel vorn errichtet, mit durchbrochenen Seitenwänden. Fenster und Thüren sind in Rundbogen oder maurischer Form, außerordentlich reich mit Schnitzereien verziert, sowie auch an den Giebeln schöne Schnitzereien niederhängen. Immer ist der Charakter des Holzbaues festgehalten, wenn auch die Wandfarben weiß oder von zarten hellen Farben sind. Das Dach ist grün, wo nicht golden. Die größeren Kirchen sehen leuchtend und schlank aus, die kleineren freundlich und zierlich. Alle versagen sie den monumentalen Eindruck, weil sie den Charakter von Holzbauten nicht verleugnen, und doch erblickt man deutlich in diesen schönen Gebilden die Keime, aus denen in höherer Entwickelung die herrlichen Kirchen Moskaus, Petersburgs, Kiews und anderer Städte erwachsen sind.

Auf den Marktplätzen sieht das russische Volk nicht so bunt und mannigfach aus wie in der warmen Jahreszeit in der eigenen Ortschaft und dessen Umgebung. Sie entfernen sich zu weit von ihrem Obdach, um sich nicht mit den Hüllen zu versehen, die gegen Überfälle von Wind und Regen Schutz gewähren und die zum Übernachten im Freien unentbehrlich sind. Daher erscheint alles, Männer wie Frauen, in gleichen grauen oder braunen Überröcken aus Schafwolle, und die Frauen sogar auch in Schaftstiefeln, so daß sie sich nur durch das Kopftuch von den Männern unterscheiden. Bei manchen Frauen sind aber diese faltenreichen Stiefel von feinem Leder und gelb oder rot in der Farbe, so daß der Anblick wieder etwas heiterer und bunter ist. Das ganze Treiben auf einem solchen Markte bietet seine großen Eigentümlichkeiten, vermöge der Örtlichkeit und der Volkssitten in wesentlicher Abweichung von deutschen und italienischen Märkten. In Deutschland, wo die Orte nahe zusammenliegen und das Klima dem Wandern zu Fuß günstig ist, bildet sich kein Lager, wo die Tiere in Massen zusammenstehen. Dies

ist dagegen in Italien, Rußland, ja in allen südlichen Ländern das Charakteristische. In Italien sind es meist Maultiere und Esel, auf denen die Landleute herangeritten, in Rußland kleine Pferde an kleinen Wagen, auf denen sie herangefahren sind. Von solchem Fuhrwerk wimmelte es denn schon weithin bei unserer Anfahrt und ganz besonders bei der Fähre über den Orell, wo es sich aufstaute. Schafe, Pferde, Rinder, die schon gekauft waren oder noch zu Markte getrieben wurden, wanden sich langsam und mühsam durch das Gewimmel. Sobald wir uns aber langsam vordringend der Hauptstraße des Marktfleckens näherten, übersahen wir die wirklich staunenerregende Wagenburg, der die bekannten hohen Bogenhölzer über den Hals des Mittelpferdes einen ganz besonderen Charakter verlieh. Alle diese Wagen sollten wieder zugleich als Nachtquartiere dienen, und es waren, wie sich bei dem späteren Durchwandern der ganzen Ortschaft herausstellte, mehrere Tausende derselben am Platze. Unter den Waren fiel der Frauenschmuck sehr in die Augen: Halsbänder, Gürtel, Taschen, Ohrgehänge, Kopfputze, Tücher, ausgenähte Hemden und Schürzen ꝛc. Mit diesen ausgenähten oder bestickten Tüchern ist es eigentlich ähnlich gegangen wie mit den Gebirgsjoppen. Früher sah man diese nur in den Alpen, jetzt sind sie über ganz Deutschland verbreitet. Ebenso diese Tücher, die, ursprünglich slavisch, einen Deutschen am Dniepr jetzt förmlich an die eigene Heimat erinnern. Es ist aber nicht zu leugnen, daß diese ursprüngliche, altnationale Auflage derartiger Handarbeit viel malerischer und interessanter wirkt als unsere anspruchsvollen Läppchen mit einem Holbein- oder Dürermuster oder einer höchsteigenen Geistesgabe. Diese haben das Gepräge der Mode, jene das der Sitte. An manchen Stellen sah man große Massen bemalter Truhen aufgespeichert, das unumgängliche Aussteuermöbel, dann wieder Fenster von verschiedener Größe, ganz fertig zum Einsetzen in die neue Lehmwand — ein Artikel, der bei dem massenhaften Neubau, der Seltenheit des Holzes, der großen Entfernung von Glasern bedeutende Nachfrage hat. Die Kattundruckereien in Centralrußland haben die alten großen Muster der früheren gewebten Stoffe festgehalten, so daß den Kleidern, Jacken und Tüchern der Frauen die Eigentümlichkeit geblieben ist, während in Italien die ganz gewöhnlichen getupften und geblümten Kattune unserer Fabriken leider die alten Muster völlig verdrängt haben. So sah man auch auf diesem Markt merkwürdige großartige alte Muster in starker Farbe auf dunklem oder rotem Grunde zum Verkauf ausgelegt.


Knecht auf dem Markte.

Zwischen den verschiedenartigen festen Verkaufsplätzen und Buden trieben sich in langsamem Schritt überall einzelne Leutchen umher, die eine Kleinigkeit mitgebracht hatten, in der Hoffnung, einiges dafür zu erlösen: etwas Flachs, ein paar Gurken, eine große Melone, etwas Schafwolle, einige gemachte Rosen, ein Häufchen Glasperlen ꝛc. Wie weit mochte manches solcher armen Wesen hergelaufen sein! Oder waren es vielleicht gerade Mädchen aus diesem Ort, welche etwa die Gelegenheit wahrnahmen, um ein paar Kopeken zu ergattern? Eine große Rolle spielten natürlich die Juden, die auch hier wieder

untereinander ein deutsches Kauderwelsch sprachen. Hochgewachsene schöne Männer von vornehmer Haltung aus Centralrußland hatte der Viehhandel hergezogen. An mehreren weit auseinander liegenden Stellen des Ortes sah man eine Menschenmenge im Kreise zusammengedrängt und hörte tief melancholische Klagegesänge aus der Mitte aufsteigen. Wenn man so weit vordrang, daß man in den Mittelraum hinabsehen konnte, so erblickte man eine große Schar elender Bettler und Krüppel, eng zusammengekauert am Boden, mit leidenschaftlichem Ausdruck diese herzzerreißenden Töne ausstoßend. Auf dem größten Platze bildeten tüchtige solide Bauern Spalier, und in der offenen Gasse produzierten Zigeuner ihre gestohlenen Pferde. Laut schreiend, heftig gestikulierend schossen die wilden, dunklen glühenden Kerle mit ihren fliegenden rabenschwarzen Locken und hochroten Hemden zwischen der aschgrauen bedächtigen Masse hin und her wie Feuerwerkfrösche. Diese abgefeimten Gaunerphysiognomien! Dieser freie Diebsgeist gegenüber dem gebundenen ringsum!

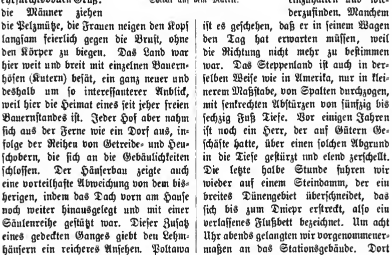
Aus diesem wunderlichen Gedränge ragten die schönen hellen Kirchen sonnig empor in den tiefblauen Äther. Man sollte nicht glauben, daß diese edeln freudigen Gotteshäuser dem Mysticismus und der starren Dogmatik dienen! Sie laden einen durch ihre blühende Erscheinung so recht zur Erholung und Erhebung aus dem dumpfen Alltagstreiben. Alle außen an der Kirche Vorübergehenden wandten sich gegen den Eingang und schlugen das Kreuz, manche warfen sich schon draußen auf den Boden. In der Kirche wurden Kerzchen zum Opfer für die Heiligen verkauft, wobei ein großer Zudrang bemerkbar war — das Bild ganz ungeschwächten blinden Glaubenseifers. Männer und Frauen warfen sich nieder, berührten mit dem Antlitz den Boden und gerieten in Ekstase.

Das Kreuzschlagen begleitet einen in Rußland auf allen Wegen. Die Reisenden schlagen das Kreuz, wenn sie den Zug besteigen, wenn er abfährt oder ankommt; die Bauern, wenn sie den Wagen besteigen oder absteigen. Ein Bauer, der ein Tier kaufen will, geht lange um dasselbe herum, sich besinnend, ob er darum handeln soll oder nicht. Sobald er sich entschlossen hat, schlägt er das Kreuz und tritt nun herzhaft zum Verkäufer heran. Sind die beiden handelseinig geworden, so schlagen sie wieder jeder das Kreuz und machen dann in Gegenwart von Zeugen den feierlichen Handschlag, wobei die Hände nicht zusammengedrückt werden, sondern langsam und feierlich dreimal aufeinander gelegt. Darauf wird der Kauftrunk, Magaritsch, genommen, der häufig, wenn der abgeschlossene Handel von Bedeutung war, bis zum Rausche fortgesetzt wird.

Südrußland ist begreiflicherweise nicht der eigentliche Herd des Trinkens, und der heiße Sommer noch weniger die Zeit, in welcher dieses Laster ausgeübt wird. Der Verwalter sagte mir, die Männer dieser Gegenden hätten nicht sowohl die Gewohnheit fortgesetzten Trinkens, so daß sie sich hier und dort ein Gläschen zu Gemüte führten, sondern vielmehr eine unwiderstehliche Lust, sich bei Gelegenheit vollkommen zu berauschen. Übrigens habe ich bei meiner raschen, aber weiten Wanderung durch Rußland keinen Betrunkenen gesehen, weder in den Städten noch auf dem Lande. Wo das Bier nicht fließt wie bei uns zu Lande, übernimmt das Wasser gleich eine ganz andere Rolle, weil es zum Durstlöschen ausschließlich benutzt wird. Auf allen Stationen eilten die Leute zur Wassertonne mit angekettetem Becher. Auf den Tennen standen große Wassertonnen mit Saugröhren versehen, durch die man aus dem Spuntloch trank. Nächst dem Wasser wurde überall Thee in großen Massen getrunken, und in den ganz großen Dörfern ist ein einziges kleines Schnapshäuschen in der Hand eines Juden, zu welchem manche eine Stunde Wegs hätten. Von unseren Reihen von Wirtshäusern mit Gaststuben, in denen am hellen lichten Tage alles voll sitzt, ist nirgends eine Spur zu finden.

Einen gar seltsamen Eindruck machte es auf mich, als der Verwalter mir einmal nach einem langen Gespräch über unser Vaterland, in welchem er sich voll Bewunderung und Teilnahme über so mancherlei geäußert hatte, mit den Worten schloß: „Nur das furchtbare Trinken hat mich angewidert. Was wird da vergeudet an Zeit, Geld und Gesundheit! Und die jungen Leute saufen ja alles in sich hinein, einerlei ob es schlecht oder gut ist. Das ist ja ein Unsinn!" Dies aus dem Munde eines Russen, die wir wegen ihrer Unmäßigkeit verachten!

Wir bestiegen den Wagen, passierten wieder die Fähre und den Marktflecken und fuhren in das Innere des Gouvernements Poltawa, ausgezeichnet durch eine viel dichtere Bevölkerung. Auf den Wegen war denn auch ein außerordentliches Leben, und wir kamen gar nicht aus dem Grüßen heraus. Alles Volk, das einem über Land begegnet, bietet ehrfurchtsvollen Gruß: die Männer ziehen die Pelzmütze, die Frauen neigen den Kopf langsam feierlich gegen die Brust, ohne den Körper zu biegen. Das Land war hier weit und breit mit einzelnen Bauernhöfen (Kutern) besät, ein ganz neuer und deshalb um so interessanterer Anblick, weil hier die Heimat eines seit jeher freien Bauernstandes ist. Jeder Hof aber nahm sich aus der Ferne wie ein Dorf aus, infolge der Reihen von Getreide- und Heuschobern, die sich an die Gebäulichkeiten schlossen. Der Häuserbau zeigte auch eine vorteilhafte Abweichung von dem bisherigen, indem das Dach vorn am Hause noch weiter hinausgelegt und mit einer Säulenreihe gestützt war. Dieser Zusatz eines gedeckten Ganges giebt den Lehmhäusern ein reicheres Ansehen. Poltawa ist in Rußland berühmt wegen seiner schönen Mädchen, die wir denn auch sofort, leider nur im Fluge, aus jeder Gruppe von Bauern hervorleuchten sahen. Feine, edle Züge und große beschattete Augen unterschieden sie sehr von den rundlichen freundlichen Mädchen, die wir bisher gesehen hatten. Wir gewahrten an unserem Wege auch eine jener Schanzen, die wir Schwedenschanzen nennen und die gerade hier sehr leicht den Namen verdienen mag — man darf ja nur an die Namen Poltawa und Karl XII. denken. Auf unserem Wege hatte der unglückliche Held seinen Rückzug gemacht. — Der Eisenbahnzug, mit welchem wir unsere lange Rückfahrt antreten sollten, bewegte sich zunächst von Charkow nach Odessa und sollte erst um drei Uhr morgens unsere Station passieren. Es war aber angezeigt, vor Einbruch der Nacht die Station zu erreichen, weil es im Dunklen häufig so gut wie unmöglich ist, den Weg einzuhalten und wiederzufinden. Manchem ist es geschehen, daß er in seinem Wagen den Tag hat erwarten müssen, weil die Richtung nicht mehr zu bestimmen war. Das Steppenland ist auch in derselben Weise wie in Amerika, nur in kleinerem Maßstabe, von Spalten durchzogen, mit senkrechten Abstürzen von fünfzig bis sechzig Fuß Tiefe. Vor einigen Jahren ist noch ein Herr, der auf Gütern Geschäfte hatte, über einen solchen Abgrund in die Tiefe gestürzt und elend zerschellt. Die letzte halbe Stunde fuhren wir wieder auf einem Steindamm, der ein breites Dünengebiet überschneidet, das sich bis zum Dniepr erstreckt, also ein verlassenes Flußbett bezeichnet. Um acht Uhr abends gelangten wir vorgenommenermaßen an das Stationsgebäude. Dort


Soldat auf dem Markte.

ergaben sich schlechte Aussichten für unsere Nachtruhe. Die gewohnte Passagierstube war nämlich von den Bureaubeamten besetzt, weil ihre Lokale umgebaut wurden. Ein kleineres besseres Wartezimmer hatten diese Herren abgeschlossen, um dort zu schlafen; es war somit gar kein Raum zum Warten und Ruhen verfügbar, während auf dem Perron und in der Vorhalle, wo jetzt das Büffett improvisiert war, verschiedene Gruppen von Reisenden sichtbar waren. Bei dieser Sachlage suchte mein Gefährte den Gendarmen auf, der einst in seiner Division gedient hatte, in der Hoffnung, bei ihm eine Unterkunft zu finden. Aber auch dessen Wohnung wurde zugleich mit ausgebessert, und er kampierte so lange in einem Eisenbahnwaggon. Indessen besannen sich doch die Beamten und schlossen uns jenes kleine Wartezimmer auf. In großer Befriedigung machten wir es uns bequem; es wurde eine Lampe gebracht, Thee serviert, Essen bestellt. Auf einmal öffnet sich die Thür und die ganze übrige Gesellschaft dringt bei uns ein, darunter fünf Damen. Diese hatten durchaus keinen Sinn dafür, daß gerade wir ein besseres Unterkommen verdienen sollten, und wir mußten vollkommen recht geben. Sie waren auf einem Gute zum Besuch gewesen, hatten einen Zug versäumt, der um sieben Uhr abends durchgefahren war und sie direkt nach Nikolajef gebracht hätte. Nun mußten sie bis zum Morgen hier warten, dann konnten sie nur eine Strecke weiterfahren, um wieder bis zur nächsten Mitternacht auf einer Station zu liegen. Wir räumten den Geplagten willig das Feld, der Gendarm zündete eine Laterne an und führte uns an den Kral, wo der Wagen untergestellt war. Auf dem weiten Platze vor dem Bahngebäude stand wieder eine große Wagenburg von Bauern, die Fuhren herangebracht hatten und im Freien schliefen. In der Nähe des Krals hatte der Gendarm die größte Mühe, große böse Hunde von uns fern zu halten, bis wir endlich in der Kutsche saßen, froh, ein Unterkommen zu haben. Die letzte Nacht dieses meines im wahrsten Sinne des Wortes extemporierten russischen Binnenlebens war eine so charakteristische, als gälte es, den Ton, welcher der bestimmende ist, dem Fremdling vor dem Scheiden noch einmal in ganzer Klarheit und Fülle vor die Sinne zu führen! Die Nacht war lau, die Luft milde wie bei Cisterna im Herzen Siciliens. Bis in die späten Abendstunden erklangen von nah und fern mächtige Sängerchöre aus den Dorfschaften, begleitet von einem solchen Jauchzen, daß einem Holzknecht der deutschen Alpen das Herz im Leibe gelacht hätte. Auf solche laute Juchzer wurde aus weiter Ferne Bescheid gethan, der dann von der nahen Gruppe mit freudigem Lachen aufgenommen wurde. Um uns her hörten wir das leise Plaudern der Kutscher und Bauern, die noch beisammenkauerten, begleitet von dem Knuspern zahlreicher Pferde an den Krippen. Von unserem Wagen bis zum Stationsgebäude zog sich eine Reihe von Hunderten kleiner Wagen, auf denen die von ferne hergewanderten Bauern schliefen. Die weißen Wände des großen Mittelgebäudes wurden einmal ums andere von Blitzen grell erleuchtet, und der Donner rollte ununterbrochen. Man sieht in diesen Ländern des kontinentalen Klimas die Wetter wie große Heeresmassen oft halbe Tage lang kommen und ziehen und fährt selbst im schönsten Wetter dahin, oft durch Gebiete, wo von einem jüngst entladenen Gewitter alles in Tropfen blitzt. Nichts hält diese elektrischen Batterien auf in den großen waldlosen Flachlanden. Auf den langen Fahrten im Bahnzuge traten wir oft von den nassen Stufen desselben auf brennend heiße trockene Rampen, oder wir brachten Staub und Hitze mit uns in die abgekühlten gewaschenen Bahnhöfe. Dasselbe schöne großartige Wolkenspiel an krystallklaren Horizonten wie in den Steppenlanden Ungarns ersetzt dem schaulustigen Auge die Reize der Gebirgsformationen. — Der Zorn über das Anschlagen der großen Hunde hielt uns noch lange wach, bis wir doch endlich für kurze Zeit dem Schlafe in die Arme sanken. Denn bald genug

erschien der grausame Freund wieder mit seiner Laterne und mahnte uns, daß die Stunde der Abfahrt sich nahe.

Wandern nach weiten Zielen und nächtigen ohne Einkehr läßt diese großen Völkermassen Kleinrußlands und Neurußlands in unseren Augen noch immer einen Übergang darstellen zwischen den Nomaden der Urallande und den seßhaften Völkern Mitteleuropas. Das Nomadenartige haftete ihnen von den Gebieten, die sie bewohnen, an; dem Städteleben dagegen ist noch ein ganz sichtbares Gepräge des Orientalischen von der langen türkischen Herrschaft geblieben, und das verbindende, für die Entwickelung bestimmende Element ist das slavische. Während die orientalische Sitte, die sich am deutlichsten in den Bazars ausspricht, aber auch in der russischen Kleidung wiedergefunden wird, vereint mit dem griechischen Kultus von Süden her bis in die entschieden nordischen Länder vorgedrungen ist, hat wieder das nordische Wesen, mächtig geworden durch die Kolonisierungen und Regierungsmaximen Peters des Großen und Katharinas, seine Keile in den Süden getrieben. So ist der Deutsche, welcher ja noch so selten als intelligenter Beobachter in das Innere dieser allzu abgelegenen Landschaften dringt, einesteils außerordentlich befremdet, anderenteils wieder ganz beträchtlich mehr angeheimelt als in den Binnenlanden Italiens, Süd-Frankreichs und Spaniens. Denn die bekannte Thatsache, daß der ganze Osten unseres weiten Vaterlandes bis in das Herz desselben hinein von slavischen Elementen, über die das Germanische erst Herr geworden, stark durchwachsen ist, rückt uns alle jene Erscheinungen an den Physiognomien und dem Habitus, die auf das weitverbreitete Polenvolk hinweisen, so nahe, daß wir uns oft angeheimelt fühlen. Hirtenkinder, Gutsdirnen, junge Männer, Kaufleute, Greise und Soldaten gleichen, abgesehen von der fremden Kleidung, denen in Schlesien, Pommern, der Lausitz und der Mark wie Zugehörige. Dem Wesen nach wird für Klein- und Neurußland der Ackerbau immer wichtiger sein als das Städteleben, und es mögen noch so gewaltige Stürme das große Reich des Ostens durchziehen: am Reichtum und an der Lebensdarstellung dieser unermeßlichen Landstriche wird es sich immer wieder wie an einem gewaltigen gesunden Kern erholen.


Bettler auf dem Markte.







Konstanz.

Der Bodensee und seine Umgebung.

Von

Theodor Stromer.

Riesenhaft ausgedehnt, mit zwei mächtigen Seitenarmen, liegt zwischen Deutschland, Österreich und der Schweiz der Bodensee, dessen neutrales Wasserbecken bekanntlich vom Rhein und von etwa fünfzig kleineren Flüssen und Bächen gebildet wird. In seinem Hauptteil der Obersee genannt, an welchen sich bei Meersburg der Überlinger- und eine Stunde westlich hinter Konstanz der Unter- oder Zellersee anschließt, hat derselbe einen Umfang von sechsundzwanzig deutschen Meilen, während die größte Tiefe — zwischen Friedrichshafen und Arbon — 313 m beträgt. Als Kuriosum möge hier eine Berechnung angeführt sein, nach der die Fläche des Bodensees, welche ohne den Untersee $8^1/_2$ Quadratmeilen oder 5682 Millionen Quadratfuß umfaßt, im zugefrorenen Zustande für sämtliche Bewohner des Erdballs, 1430 Millionen, hinreichend Platz bieten würde, indem für jeden ca. vier Quadratfuß Raum bliebe. Würde die Eisdecke einbrechen und die ganze Menschheit verschwinden, so müßte sich der Wasserspiegel nach dieser Berechnung kaum um einen halben Fuß heben.

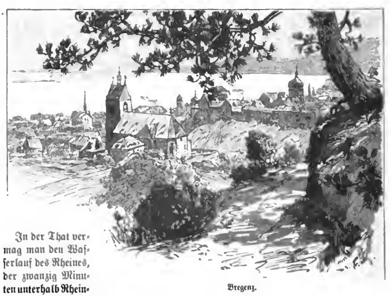
Der Bodensee mit seinem hellgrünen Wasser und seiner zum Teil höchst malerischen Umgebung macht wohl auf jeden Reisenden, der diese Gegend zum erstenmal besucht, einen angenehm überraschenden Eindruck. Zunächst imponiert er durch seine gewaltige Wassermasse, um die sich reizende Uferlandschaften hinziehen. Besitzen letztere auch nicht den großartigen Naturcharakter derjenigen anderer Schweizer Seen, so erfreuen sie in ihrer Eigenartigkeit doch nicht minder das Auge des Beschauers. Am östlichen und südlichen Rande treten die pittoresken Voralpen bis ans Ufer heran, und hinter denselben erhebt sich das Hochgebirge mit seinen

zerklüfteten Felsmassen und schneebedeckten Gipfeln, während am westlichen und nördlichen Gelände niedere Hügelreihen terrassenförmig die fruchtbaren Gestade umsäumen.

Bald eine schimmernde, spiegelglatte Fläche, unter welcher die Wasser zu träumen scheinen, bald im munteren Wellenspiel leicht gekräuselt und dann plötzlich wild bewegt wie ein tosendes Meer, dessen kurze, schaumgekrönte Wogen mit mächtigem Rauschen an den Ufern emporsprühen, ist der Bodensee wegen seiner schnellen Veränderungen von den Schiffern mit Recht gefürchtet. Insbesondere ist es der „Föhn“, jener berüchtigte Südwind, welcher nicht selten ohne merkbare Anzeichen aus den Bergen hervorbricht und mit verheerender Gewalt über den See dahinbraust. Wehe dem Nachen, der von einem solchen Sturm überrascht wird! Die brodelnde Flut wirft ihn hin und her, bis er zerschellt, und zieht seine Insassen als „Opfer des Sees“ in die Tiefe, aus welcher die Leichen nur ausnahmsweise wieder zum Vorschein kommen. Der stärkste Föhn seit Menschengedenken wütete am 18. Juni 1841. Die Brandung war am schwäbischen Ufer so heftig, daß sie die Seemauern und Steindämme an verschiedenen Orten, z. B. bei dem königlichen Schloß in Friedrichshafen, zertrümmerte. Oft zieht der Föhn durchs Rheinthal herab in den Obersee, während die Luft in anderen Gegenden ganz ruhig bleibt. Gleichwohl gerät bald darauf auch hier der See in so starke Wallung, als wenn ein Sturm seine Wasser aufwühlte. Diese eigentümliche Erscheinung, welche das Volk, in der Meinung, sie entstehe durch eine vom Grunde aufwärts wirkende Kraft, das „Grundgewell“ nennt, erklärt sich dadurch, daß sich die heftige Bewegung des Obersees in verhältnismäßig kurzer Zeit auch den entfernteren, vom Föhn nicht berührten Partien mitteilt.

Die Geschichte des Bodensees, um welche sich besonders der gleichnamige Verein verdient gemacht hat, reicht bis zur Herrschaft der Römer, die sich schon frühzeitig an seinen Ufern festsetzten. In prähistorischer Zeit lebten die Uferbewohner auf Pfahlbauten, von denen zahlreiche Überreste namentlich bei Konstanz sowie auch in anderen Gegenden gefunden worden sind. Seinen ältesten Namen, Lacus Brigantinus, verdankt er den Römern, welche ihn nach der alten Stadt Brigantium (auch Brigantia geschrieben), dem heutigen Bregenz, benannten. Bereits Strabo erwähnt seiner, ohne jedoch einen Namen zu nennen. Dagegen führt Pomponius Mela, der vierzig Jahre nach Christi Geburt den Abriß einer Weltgeschichte schrieb, zwei Seen auf, den Lacus Venetus und den Lacus Acronius, welche wahrscheinlich den Ober- und den Untersee bezeichnen. Erst bei Plinius dem Jüngeren, 100 nach Christi, finden wir ihn als Lacus Brigantinus, zu Rhätien gehörig, benannt. Ferner spricht Julius Solinus im dritten Jahrhundert von den fruchtbaren Gefilden Rhätiens, deren Zierde der brigantinische See bilde. Den letzten und ausführlichsten Bericht über den Bodensee giebt uns Ammianus Marcellinus, dem wir die besten Mitteilungen über die Seegegend und das ganze Alemannengebiet zu verdanken haben. „Zwischen den Krümmungen hoher Berge“ — schreibt derselbe im 15. Buch seiner Geschichten — „fließt der Rhein mit gewaltigem Stoß und dehnt sich durch das Gebiet der Lepontier. Gleich dem Nil bahnt er sich über abschüssige Felsen den Weg und bildet hohe Wasserfälle. Durch seine eigene Wassermenge wird er schon an seinem Ursprung so kräftig, daß er mehr einem reißenden als einem sanft fließenden Strome ähnlich ist. Bald erhält er noch durch den geschmolzenen Bergschnee einen Zuwachs, bespült die tiefen Schluchten seiner Ufer und tritt in einen runden und ungeheuren See, welchen der rhätische Anwohner Brigantia nennt. Dieser See dehnt sich 460 Stadien in die Länge und fast ebensoviel in die Breite. Er ist unzugänglich durch das Grauen trauernder Wälder, außer wo jene alte nüchterne Römertugend einen breiten Weg angelegt

hat; denn die Natur der Örter und die Unfreundlichkeit des Himmels widerstreitet den Barbaren. Durch diesen Sumpf also reißt der Strom mit schäumenden Wirbeln, wandelt durch die träge Ruhe des Sees, durchschneidet ihn mit einer scharf begrenzten Fläche, und wie ein durch ewige Zwietracht getrenntes Element löst er sich wieder vom See mit nicht vermehrtem, nicht vermindertem Strome, sondern mit dem Namen, den er mit sich gebracht, und mit voller Kraft, auch ferner keine Ansteckung erleidend, taucht er sich in des Oceans Tiefen. Und was nach viel mehr zu verwundern ist: das ruhende Gewässer wird durch den reißenden Durchfluß nicht bewegt, noch der eilende Fluß durch den unter ihm schwimmenden Schlamm aufgehalten. Beider Wasser vereinigt und vermischt sich nicht; ja, wenn nicht der Anblick lehrte, daß es wirklich so geschehe, könnte man glauben, sie möchten durch keine Gewalt auseinander gehalten werden."



Bregenz.

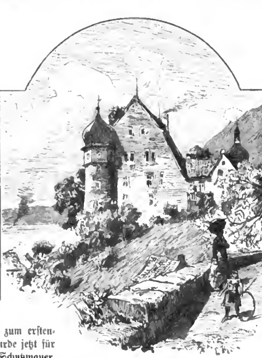
In der That vermag man den Wasserlauf des Rheines, der zwanzig Minuten unterhalb Rheineck in einer Breite von 65 m in den Bodensee mündet, eine Strecke weit deutlich von letzterem zu unterscheiden. Daß man den Durchfluß durch den ganzen See verfolgen könne, ist ebenso unrichtig wie des alten Autars Angabe über die Ausdehnung desselben. Möglich, daß der Bodensee zu Ammians Zeiten größer war; wahrscheinlicher aber ist, daß er sich bei der damals überall waldigen Umgebung und den dichten Nebeln, die auf dem See lagen, in den Entfernungen geirrt hat.

Im neunten Jahrhundert wurde der Bodensee Lacus potamicus genannt, angeblich nach dem alten Schlosse Bodman am Überlinger See, das zur Zeit der Karolinger ein königliches Besitztum war. Nach neueren Forschungen aber hat dieses Schloß erst vom See den Namen erhalten, der von dem alten Wort podam, das Boden, Grund, Vertiefung bedeutet, abgeleitet ist. Übrigens soll bereits im siebenten Jahrhundert an der Stelle des jetzigen Bodman eine Stadt Bodungo gestanden haben. In späterer Zeit wurde der See abwechselnd Podam-, Bodam-, Bodmer- und endlich Bodensee genannt. Gleichwohl werden auch heute noch einige andere Bezeichnungen gebraucht wie „Bre-

genzer See“ für den Teil zwischen Lindau und Bregenz, „Schwäbisches Meer“, in Erinnerung an die große Zeit der Hohenstaufen, und die französische Benennung „Lac de Constance“ nach der historisch berühmten Stadt Konstanz.

Wie schon erwähnt, beginnt die Geschichte des Bodensees mit den Kriegen der Römer gegen die Volksstämme der Rhätier und Vindelicier, welche die südöstlichen und nördlichen Seeufer inne hatten. Zwei Feldherren, die Stiefsöhne des Kaisers Augustus, Drusus und Tiberius, zogen mit ihren Heeren von verschiedenen Seiten heran. Drusus kam von Italien her über das Gebirge, Tiberius hingegen rheinaufwärts an den See, den die Römer zum erstenmal erblickten. Dieser wurde jetzt für die Rhätier eine natürliche Schutzmauer, die den Tiberius zwar hinderte, sich mit seinem Bruder Drusus zu vereinigen, aber nicht abhielt, gegen die Feinde zu operieren. Er rüstete eine Flotte aus, besiegte in einem Seetreffen die Vindelicier und besetzte eine Insel, die wahrscheinlich das heutige Lindau war. Hier und in dem benachbarten Bregenz haben die Römer zahlreiche Spuren ihrer Anwesenheit hinterlassen. Bregenz insonderheit mußte ihnen als ein strategisch wichtiger Punkt erscheinen, den sie denn auch durch die Erbauung eines Kastells befestigten und Brigantium nannten.

Am Fuße des Pfänders, resp. des Gebhardsberges, und am östlichen Ende des Bodensees, der hier eine sichelförmige Bucht bildet, höchst malerisch gelegen, besteht Bregenz, der Hauptort der österreichischen Landschaft Vorarlberg, aus der alten oberen und der unteren neuen Stadt. Erstere hat die Gestalt eines unregelmäßigen Vierecks und als alte Sehenswürdigkeit über dem westlichen Stadtthor ein aus Sandstein gemeißeltes, ziemlich verwittertes Basrelief, welches eine zu Pferde sitzende, von zaum- und sattellosen Pferden begleitete Frau darstellt. Nach Bergmann, „Landeskunde von Vorarlberg“, ist es das Bild der Göttin Epona, der Schützerin der Pferde und Ställe, das einst wahrscheinlich die Front eines römischen Stallgebäudes zierte. Früher hielt man es für das Denkmal der Ehreguta, welche im Januar 1408 das von den Appenzellern hart bedrängte Bregenz durch rechtzeitige Warnung rettete. Von den hier beim Abtragen der alten Fronfeste 1858 gemachten Funden ist ein Stein mit der Inschrift:


Alt-Bregenz.

„VSO. TIB. F. ESARI", die, in Druso Tiberii Filio Cæsari zu ergänzen, offenbar dem Drusus († 23 n. Chr.) gewidmet war, wohl der älteste römische Inschriftstein dieser Gegend. Ebendaselbst wurde eine vortrefflich erhaltene Merkurstatuette aus Bronze gefunden, welche wie der vorerwähnte Stein und zahlreiche andere Altertümer sich jetzt im Landesmuseum befindet. Das alte Brigantium muß übrigens, nach gewissen Anzeichen zu schließen, ziemlich umfangreich gewesen sein. Später wirkten hier die irischen Missionare Columban und Galus, die 610 von Arbon herausgekommen waren. Im Jahre 1079 wurde die obere Stadt vom St. Galler Abt Ulrich III., der auf Seite des ihm blutsverwandten Kaisers Heinrich IV. stand und die gegenkaiserliche Partei am Bodensee bekriegte, verbrannt. In diesem Stadtteil war der Sitz der Grafen von Bregenz, denen ihre Erben, die Grafen von Montfort, gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts nachfolgten. Jetzt besteht die obere Stadt nur noch aus einigen vierzig Gebäuden.

Die meisten römischen Altertümer sind am sogenannten Ölrain zu Tage gefördert worden. Hier wurde bereits im Jahre 1519 eine Votivara des Mercurius Arcecius (Lokalname) ausgegraben. Auch Münzen von Gold, Silber und Bronze waren von Zeit zu Zeit zum Vorschein gekommen. Als im Jahre 1843 die Gülichsche Villa gebaut wurde, stieß man bei Anlage des Gartens auf eine Reihe alter Gräber, die zwei Arten der Bestattung, Verbrennung und Beerdigung, erkennen ließen. So fand man an der nordöstlichen Seite in einer Tiefe von fünf bis sieben Fuß mehrere Reihen Skelette mit beigegebenen Schmucksachen, wie Ringe, Armbänder, Metallspiegel, Fibeln, Halsgeschmeide &c., während in dem gegenüberliegenden Teile des Totenfeldes nur Aschenurnen in Gruppen vorkamen. Außerdem wurden dort noch viele Amphoren, Balsamfläschchen aus Glas, Thonlämpchen, eine elegante kleine Vase aus Bronze und verschiedene andere antike Nippsachen gefunden. Auch auf dem benachbarten Bechterschen Gute stieß man auf Grabstätten, deren Antiquitäten dem Museum überwiesen wurden. Ferner sind beim Bau der protestantischen Kirche römische Mauerreste und in den angrenzenden Gärten mehrere römische Bäder mit Hypokaustum, sowie auch hübsche Mosaikboden mit verglasten würfelförmigen Einlagen von mannigfaltigster Färbung bloßgelegt worden. Was sonst noch von der römischen Ansiedelung vorhanden, ruht in der Erde Schoß, bis ein Zufall oder systematisch geleitete Ausgrabungen es ans Tageslicht bringen.

An das alte obere Bregenz schließt sich das untere neuere an. Einst von Fischern und Schiffern gegründet, ist es jetzt ein schmuckes Städtchen mit Garnison, welchem durch die nun vollendete Arlbergbahn ein bedeutender Fremdenverkehr in Aussicht steht. Doch schon von jeher wird Bregenz von den meisten der an den Bodensee kommenden Vergnügungsreisenden besucht. Besitzt es doch in seiner unmittelbaren Nähe zwei herrliche Aussichtspunkte, die jeden Naturfreund mächtig anziehen müssen: den Pfänder oder Rigi des Bodensees und den anmutigen, poesieumwobenen Gebhardsberg.

Ursprünglich eine römische Warte (specula), dann eine Feste der Grafen von Bregenz, hat der Gebhardsberg, der sich dicht hinter Bregenz 595 m über dem Meere erhebt, seinen Namen von dem heil. Gebhard erhalten, einem Sohne des vorgenannten Grafengeschlechtes, der als Bischof von Konstanz und Stifter des Klosters Petershausen am 27. Aug. 996 starb. Dieser Tag wird zu Ehren des Heiligen alljährlich als großer Festtag gefeiert. Der Weg bergauf führt durch prächtigen Laubwald und ist an den schönsten Punkten mit Ruhebänken versehen. Auf der Kuppe des Berges stand einst die alte Grafenburg, deren Ruinen auf einen beträchtlichen Umfang schließen lassen. Als der schwedische Feldmarschall Wrangel hauptsächlich durch Verrat Bregenz am 4. Januar 1647 eingenommen

hatte, ward auch das für unüberwindlich gehaltene Bergschloß besetzt und nach der Plünderung in die Luft gesprengt. Aus den Trümmern der Burg wurden dann später die Gebhardskapelle und das daneben stehende Meßmerhaus, das zugleich Wirtschaft ist, erbaut. Von den Altanen des letzteren bietet sich eine entzückende Aussicht: rechts auf Bregenz und die weite Wasserfläche des Bodensees, an dessen Ufern sich zahlreiche Ortschaften aneinander reihen, links auf das Rheinthal, durch welches sich der schöne Fluß in Schlangenwindungen wie ein breites silbernes Band dahinzieht. Den Hintergrund zu diesem Naturpanorama, das in der Ferne von den majestätischen Alpen begrenzt wird, bildet der Bregenzer Wald mit seinem dunklen Grün, über welchem beständig ein bläulicher Duft zu schweben scheint. Angesichts dieses herrlichen Bildes begreift man den Ausspruch des Wiener Dichters Castelli († 1862), der hier begeistert rief:

Du glücklich Volk, das hier in diesen Auen
Die ganze Welt in einem Punkt kann schauen!

Von Bregenz führte die alte Römerstraße einerseits über Kempten nach Augsburg, andererseits durch das Rheinthal nach Italien. Gleichsam den Schlüssel zur Stadt bildete auf der Nordseite die Bregenzer Klause, ein früher befestigt gewesener Gebirgspaß, der mit dem Schloß auf dem Gebhardsberg fast gleichzeitig von den Schweden zerstört wurde. Jetzt ist davon nur noch ein krenelierter Turm übrig, an welchem die neue Chaussee vorüber nach Lindau führt, wohin man von Bregenz sowohl mittels Eisenbahn wie Dampfschiff in kaum einer halben Stunde gelangen kann.

Wie Bregenz, so hat auch Lindau eine bis zur Zeit der Römerherrschaft zurückreichende Geschichte. Daß Tiberius diese Insel besetzt und befestigt haben soll, ist bereits erwähnt worden. Aus der ältesten Vergangenheit stammt noch die sogenannte Heidenmauer, welche das Bruchstück eines starken Wachtturmes und römischen Ursprungs ist. Ob diese Feste schon unter Tiberius oder später erbaut wurde, muß freilich dahingestellt bleiben. Ein anderer Zeuge aus jener Zeit war die alte Römerschanze, die heute nur noch dem Namen nach existiert. Urkundlich wird Lindau zum erstenmal im Jahre 774 genannt und zwar Lintawia und Lintaua geschrieben. Da nun „lint“ Linde (allerdings auch Sumpf und Fräse), die Endung aber Insel, Aue, bedeutet, so fällt die Erklärung des Namens nicht schwer, zumal auch die Stadt nach den prächtigen Linden in ihrem Weichbild eine Linde im Wappen führt. Um das Jahr 948 wurde Lindau von einem großen Brandunglück betroffen. Infolge desselben sollen die Einwohner den Ort verlassen haben und nach dem nahen Äschach gewandert sein, von wo aus sie zur Zeit Kaiser Konrads II. wieder gen Lindau zogen. Seit jener Zeit stand Lindau unmittelbar unter dem Reich und wurde als eine der Wahlstädte desselben von Landvögten verwaltet. Im Jahre 1496 trat hier ein Reichstag zusammen, der bis zum 10. Febr. 1497 währte. Etwa dreißig Jahre später finden wir in Lindau die Reformation eingeführt, zu welcher sich die Stadt auf dem Reichstage zu Augsburg mit Straßburg, Konstanz und Memmingen durch eine eigene Konfession bekannte. Damals war Lindau eine der reichsten Handelsstädte Süddeutschlands. Ihre Märkte hatten Weltruf, und ihre Handelsbeziehungen erstreckten sich über ganz Deutschland, Österreich, die Schweiz, Frankreich und Italien. Während des Dreißigjährigen Krieges hatte die Stadt durch die Belagerung viel zu leiden; doch konnte der schwedische General Wrangel die stark befestigte Insel nicht einnehmen. Nach dem Luneviller Frieden hörte Lindau auf, freie Reichsstadt zu sein, und kam dann abwechselnd in den Besitz der Fürsten von Brezenheim und an Österreich, bis es im Jahre 1806 an Bayern fiel, unter welchem es seine Eigenschaft als Festung verlor.

Mit dem Festlande durch den 550 m langen Eisenbahndamm und eine hölzerne (früher steinerne) Brücke verbunden, präsentiert sich die hübsche Inselstadt höchst

malerisch. Besonders schön ist die Hafeneinfahrt, die auf der einen Seite von einem stattlichen Leuchtturm und auf der anderen von einem kolossalen bayerischen Löwen aus Kellheimer Marmor flankiert wird. Ein zweiter alter Leuchtturm steht am Quai. Hier mag auch gleich das Maximilians-Monument am Hafen erwähnt sein. Auf einem Postament von dunklem Syenit erhebt sich die eherne Statue des Königs Maximilian II. von Bayern, unter dessen Regierung die Eisenbahn von Lindau nach Kempten gebaut und der Hafen erweitert und verschönert wurde. An den Ecken des Unterbaues sitzen vier allegorische Figuren. In der Nähe dieses Denkmals befinden sich die Bahnhofsgebäude und hinter letzteren die Karlsbastion, welche eine prächtige Aussicht auf den See und das ganze Gebirgspanorama vom Pfänder bis zum Sentis bietet. Auch auf einer Wanderung um die Stadt wird sich der Besucher durch manchen schönen Punkt gefesselt fühlen, so namentlich in den lieblichen Anlagen, sowie ferner im Schützengarten, einem beliebten Restaurationslokal, das unweit der hölzernen Brücke und der alten Heidenmauer gegenüber liegt.

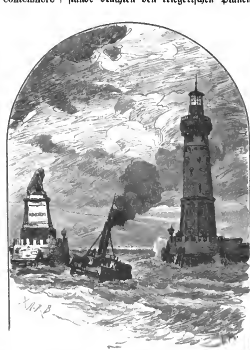
Die Gebhardskapelle bei Bregenz.

Da Lindau im Lauf der Jahrhunderte wiederholt von großen Bränden heimgesucht worden ist, so haben sich verhältnismäßig nur wenige alte Gebäude erhalten. Eines der interessantesten ist ohne Zweifel das alte Rathaus, dessen früheren Zustand Pfarrer Reinwald in Lindau nach einer alten Schilderung, wie folgt, beschreibt:* „Unten befand sich eine große Halle, die durch das ganze Gebäude lief. Nur ein kleiner kellerartiger Raum war daneben, und hier erhielten die Bürger, die ihren Schoß richtig abtrugen, ein Glas Wein gespendet, gewiß ein schönes Zeugnis für das Verhältnis der Regierenden zur regierten Gemeinde. Über der

* „Vom Reichstage in Lindau 1496 bis 1497." Separatabdruck aus den „Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung". Herr Pfarrer Reinwald ist zugleich erster Sekretär genannten Vereins und Stadtbibliothekar.

Thür zu diesem Keller war die Überschrift: ‚Lasset ab vom Bösen und lernet Gutes thun.‘ Den Keller stützte die Vorhalle mit bildlichen Darstellungen der zehn Gebote und mit Angabe der Bibelstellen, auf welche jene sich beziehen. Die hölzerne Vorhalle erstieg man auf vierzig Stufen, um dann im ersten Stock die beiden Ratsstuben zu finden, von denen die eine wohl geeignet ist, eine größere Versammlung aufzunehmen. — Die Giebelwand gegen den Rathausplatz war mit zehn gemalten städtischen Wappenschildern geziert, in deren Mitte der Reichsadler sich befand. Neben der Stiege zur Vorhalle las man auf blauem Grunde mit goldenen Buchstaben die Worte: ‚Discite justitiam moniti et non contemnere divos.‘ Daneben waren auf beiden Seiten der Stiege gigantische Figuren angebracht; über der Thür erhob sich die Gestalt eines Merkur. Endlich waren die Räume um die Fenster bedeckt mit Gemälden, z. B. Figuren, die miteinander rangen und die wohl die Erinnerung an wirkliche Begebenheiten wachhalten sollten. Die andere Seite gegen den Reichsplatz enthielt über den Fenstern eine Sonnenuhr mit der Bezeichnung ‚horæ italicæ‘, das Reichswappen und das Lindauer Stadtwappen.“

Im Jahre 1422 erbaut und jetzt nur noch zu größeren Versammlungen benutzt, ist das alte Rathaus, das wie ein ehrwürdiger Greis auf seine Umgebung blickt, einer der wenigen Überreste aus Lindaus Glanzzeit. In seinen Räumen, von denen besonders die beiden Säle mit ihren schönen Decken und altertümlichen Öfen bemerkenswert sind, hat, wie Pfarrer Reinwald annimmt, wahrscheinlich der Reichstag von 1496 bis 1497 seine Sitzungen gehalten. Derselbe war vom Kaiser Maximilian zusammenberufen, um seinen abenteuerlichen Römerzug mit Geld und Truppen zu unterstützen. Am 7. September wurde der Tag feierlich eröffnet. Der Kurfürst Berthold von Mainz, welcher die Verhandlungen leitete, saß in der Mitte; zu seiner Rechten saßen die Fürsten, unter ihnen der Erzherzog Philipp von Österreich, zur Linken die Botschafter derer, die nicht erschienen waren, während die Abgeordneten der Städte gegenüber standen. Unter den später Erschienenen soll sich auch der junge Götz von Berlichingen befunden haben. Die Reichsstände brachten den kriegerischen Plänen des Kaisers jedoch nur wenig Sympathien entgegen, sondern beschäftigten sich vielmehr mit den inneren Angelegenheiten



Die Hafeneinfahrt in Lindau.

des Reiches. Das Hauptergebnis der Verhandlungen war bekanntlich das Zustandekommen der bereits auf dem Reichstage in Worms beschlossenen Reichskammergerichtsordnung.

Von anderen alten Gebäuden Lindaus sind noch die katholische Stifts- oder Marienkirche und die protestantische Stephanskirche sowie die ehemalige Barfüßerkirche zu nennen. Die ersteren beiden haben freilich im Laufe der Zeit so viele bauliche Veränderungen erfahren, daß sie auf die Bezeichnung Altertümer kaum Malefizturm, ein der älteren Fortifikationslinie der Stadt angehörendes Bauwerk. Auch das sogenannte „Sünfzenhaus", jetzt als Vereinslokal der Gesellschaft „Harmonie" benutzt, kann auf eine ziemlich lange Vergangenheit zurückblicken, denn sein Bau datiert aus dem Jahre 1385. Endlich sei hier noch der „Cavazzen" gedacht, eines am Markte stehenden und reich mit Fresken geschmückten Patricierhauses, das nach seinem Erbauer Cavazzo benannt wird und aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts stammt.



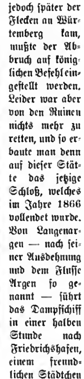
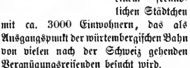
Lindau.

noch Anspruch machen können. Dagegen hat sich die Barfüßerkirche, deren Bau 1241 begonnen wurde, wenigstens äußerlich ziemlich intakt erhalten, wenn auch das Innere fast allen Schmuckes beraubt und profanen Zwecken dienstbar gemacht worden ist. In den unteren Räumen dieses Gebäudes befindet sich jetzt die sehr wertvolle Stadtbibliothek, die einige Inkunabeln, mehrere arabische Handschriften, vorlutherische deutsche Bibeln und besonders viele theologische und philologische Werke enthält. Eine vierte und zwar die älteste Kirche Lindaus, die ehemalige Peterskirche, dient jetzt als Getreideschuppen. In der Nähe derselben steht, noch ziemlich gut erhalten, der Diebs- oder

Lindau war von jeher eine Hauptstation des Fremdenverkehrs, der sich in neuerer und neuester Zeit durch Eisenbahn und Dampfschiffahrt bedeutend entwickelt hat. Im Sommer namentlich besuchen Tausende von Vergnügungsreisenden den Ort, um von hier aus ihre Touren in die Schweiz zu machen oder nach Beendigung derselben die Rückfahrt anzutreten. Zahlreiche elegant eingerichtete Dampfschiffe unterhalten eine fortwährende Verbindung zwischen allen Punkten von einiger Bedeutung. Eine solche Dampfschiffahrt ist, besonders bei schönem klarem Wetter, außerordentlich genußreich, denn sie läßt vor den Augen des Reisenden die beiden Seeufer gleich schönen Panoramen vor-

überziehen. So sehen wir auf der Route von Lindau nach Friedrichshafen rechts ein liebliches Gelände mit freundlich herüberwinkenden Villen und Dorfschaften, links hingegen, auf schweizerischem Gebiet (Kanton St. Gallen), einen malerischen Bergzug, an dessen Fuße der hübsche Ort Rorschach liegt, während sich auf der Höhe der klimatische Kurort Heiden, dem Blicke zeigt. Weiterhin, auf derselben Seite, bemerkt man hinter Rorschach zunächst Arbon, wo sich einst ein römisches Kastell (Arbor felix) erhob, dann Romanshorn, das, wie Arbon wahrscheinlich eine römische Ansiedelung und schon in einer Urkunde vom Jahre 837 Romani cornu genannt, nebst dem vorgenannten Orte zum Kanton Thurgau gehört. Auf der ganzen südlichen Seite zieht sich längs des Sees eine Eisenbahn hin, die östlich bis Bregenz und westlich bis Konstanz führt, zwei Knotenpunkten, in welchen verschiedene Bahnlinien zusammentreffen.

Wenden wir uns nun wieder dem nördlichen Seeufer zu, auf welchem Bayern, Würtemberg und Baden aneinander grenzen, so gelangen wir in etwa halbstündiger Fahrt mittels Dampfschiff von Lindau nach Wasserburg, einem hübsch gelegenen Dorfe, dessen Pfarrhaus nebst alter Kirche von den Wellen des Sees umrauscht wird. Die nächste größere Station ist Langenargen mit dem schönen Schloß Montfort, das jetzt der Prinzessin Luise von Preußen gehört. Einst stand an der Stelle dieses Schlosses eine alte Burg, die noch im Dreißigjährigen Kriege als bedeutende Feste galt, dann aber allmählich verfiel und endlich auf Abbruch verkauft wurde. Als jedoch später der Flecken an Würtemberg kam, mußte der Abbruch auf königlichen Befehl eingestellt werden. Leider war aber von den Ruinen nichts mehr zu retten, und so erbaute man denn auf dieser Stätte das jetzige Schloß, welches im Jahre 1866 vollendet wurde. Von Langenargen — nach seiner Ausdehnung und dem Flusse Argen so genannt — führt das Dampfschiff in einer halben Stunde nach Friedrichshafen, einem freundlichen Städtchen mit ca. 3000 Einwohnern, das als Ausgangspunkt der würtembergischen Bahn von vielen nach der Schweiz gehenden Vergnügungsreisenden besucht wird.

Das Rathaus in Lindau.

Friedrichshafen ist ein zum Teil neuer Ort, der mitsamt seinem Namen erst zu Anfang dieses Jahrhunderts aus der Vereinigung des ehemaligen Reichsstädtchens Buchhorn mit dem Kloster Hofen entstand. Nachdem letzteres 1805 und Buchhorn 1810 in den Besitz der Krone Würtemberg gelangt war, wurden beide durch

schöne Straßenanlagen miteinander verbunden und Stadt und Schloß Friedrichshafen genannt. Seit dieser Zeit hat sich der Ort fortwährend entwickelt, wozu einerseits zunächst die Verbesserung und Erweiterung des Hafens, sowie die Umwandlung des Klosters in eine königliche Sommerresidenz, andererseits aber die seit 1824 existierende Dampfschiffahrt und die 1850 vollendete Eisenbahn wesentlich beigetragen haben. Friedrichshafen erfreut sich einer ebenso schönen wie für den Verkehr günstigen Lage, denn hier überschaut man den Bodensee in seiner größten Breite und prächtigen Alpenumrahmung und hat eine regelmäßige und schnelle Dampfschiffsverbindung mit Rorschach und Romanshorn, wo sich Eisenbahnanschluß nach allen Teilen der Schweiz bietet.

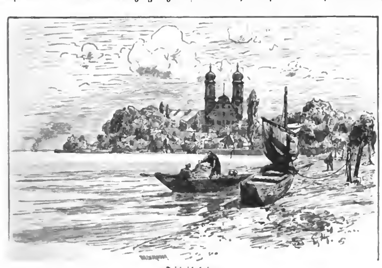
Während Friedrichshafen in seiner jetzigen Beschaffenheit als Stadt noch jung erscheint, haben seine Hauptbestandteile, Buchhorn und Hofen, ein sehr hohes Alter aufzuweisen. Ersteres wird in alten Urkunden schon im Jahre 837, das Kloster Hofen hingegen erst 1245 genannt. Ursprünglich ein Sitz der Grafen des Linzgaues, war Buchhorn mit der Zeit zu einem befestigten Städtchen emporgewachsen, welches bereits 1275 von Rudolf von Habsburg als Reichsstadt anerkannt wurde. Im Jahre 1363 brannte die Stadt infolge eines Blitzschlages fast ganz ab. Während des Dreißigjährigen Krieges war sie bald im Besitz der Kaiserlichen, bald in der Gewalt der Schweden, welche das Kloster Hofen schon 1634 niedergebrannt hatten. Im Jahre 1643 wurde Buchhorn von den Weimaranern und 1645 von Widerholt, dem Kommandanten von Hohentwiel, geplündert. Als endlich der Friede kam, war es verarmt und verödet. Das Kloster Hofen wurde nochmals wieder aufgebaut und 1701 vollendet. So unbedeutend Buchhorn auch als Reichsstadt war, so besaß es doch eine eigene Münze, die aber wegen Verausgabung schlechten Geldes 1704 aufgehoben wurde. Mit dem Jahre 1802 hörte Buchhorn auf, eine Reichsstadt zu sein, und acht Jahre später wurde es unter würtembergischer Herrschaft mit dem nun in ein Schloß umgewandelten Kloster Hofen wieder vereinigt, um nach Aufgabe seines bisherigen Namens als Friedrichshafen neu zu erstehen.

An Sehenswürdigkeiten besitzt Friedrichshafen außer seinem stattlichen Hafen und dem königlichen Schloß mit herrlichem Garten noch die interessanten Sammlungen des Bodenseevereins, welche Altertümer aus prähistorischer, römischer und späterer Zeit, sowie Naturalien aus dem Bodenseegebiet, ferner Karten, Abbildungen, Urkunden und zahlreiche Schriften rc. enthalten. Sie sowohl wie das königliche Schloß nebst Garten sind der Besichtigung zu gewissen Zeiten zugänglich. Im übrigen sei noch bemerkt, daß Friedrichshafen in neuester Zeit auch als Luftkur- und Badeort vielfach besucht wird.

Setzt man von hier die Fahrt auf dem See in westlicher Richtung fort, so gelangt man in einer Stunde nach dem Städtchen Meersburg, welches höchst malerisch an und auf einer Felshöhe liegt. Wie schon der Name bekundet, entstand die Stadt aus einer alten Burg am See, um welche sich nach und nach andere Gebäude gruppierten. Der austrasische König Dagobert — so lautet die Chronikensage — baute den Turm der alten Burg als einen Leuchtturm in den Hafen des Sees und legte so den Grund zu der unteren Stadt. Daß letztere lange vor der oberen bestanden habe und als Stapel- oder Abfahrtsort von Schiffern und Fischern bewohnt worden ist, läßt sich wohl kaum bezweifeln. In späterer Zeit ist Burg und Ort Meersburg im Besitz der alten Grafen von Linzgau zu Buchhorn. Von diesen kam die Stadt an die Welfen, als deren Verwalter die Grafen von Rohrdorf und Mößkirch hier saßen; von den Welfen an die Staufen und von diesen wahrscheinlich schon in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts an die Bischöfe von Konstanz. Unter letzteren

blühte Meersburg rasch empor und erlangte verschiedene Privilegien, die ihm durch Urkunden verbürgt wurden. Im folgenden Jahrhundert hatte die Stadt eine vierzehnwöchige Belagerung auszuhalten.

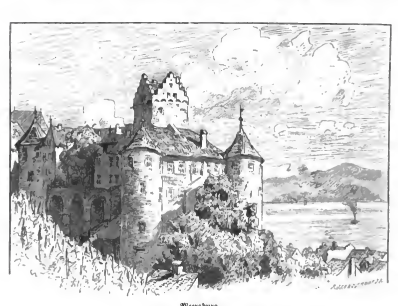
Den Anlaß dazu gab die Doppelwahl nach dem am 27. März 1334 erfolgten Tode Bischof Rudolfs. Ein Teil der Domherren wählte nämlich Albrecht von Hohenberg, der andere hingegen den Stiftsdekan Nikolaus von Kenzingen zum purg, Ulm, Biberach, Memmingen, Ravenspurg, Lindow, Buchhorn, Eßlingen, Wimpfen, Heilbronn, Rottenburg, Hornen, Überlingen, Ruttlingen, der Margraff von Brandenburg, Margraff von Myssen, der Bischof von Wirtzburg, und der von Nissen, der grauff von Öningen &c. &c. — mit vil mer Heren und Stetten, die nit geschrieben sind." — „Item anno dom. 1334 lag kaiser Ludewig vor Merspurg 14 Wochen mit des Riches stetten und ward doch die statt nie vast bekumbrett,



Friedrichshafen.

Bischof. Dieser kam indes seiner Gegenpartei zuvor, indem er die bischöflichen Festen und auch Meersburg besetzte und vom Papste seine Bestätigung erwirkte. Der andere Bewerber, oder vielmehr dessen Vater, Graf Rudolf von Hohenberg, wollte nun mit Waffengewalt sein Recht gewinnen und fand in Kaiser Ludwig einen Bundesgenossen, mit dem er die Stadt belagerte. Über diese Belagerung heißt es unter anderem in einer alten Chronik: „Deß begab er (der Kaiser) sich und zoch derhalben 8 tag nach Pfingsten in dem 34. Jar für das Schloß und Wyler Merspurg mit nachgenannten Herren: der Bischof und die Statt Augs- und warff man mit antwarchen darin. Es warent vil ritter und knecht in der statt und spyst man die alle tag von Costentz (Konstanz), das in das niem kond erweren." In der Burg lag der Bischof Nikolaus selbst, während sein Hauptmann Graf Frydrich von Toggenburg die Verteidigung leitete und sein „Admiral" Jaso Jagd auf die feindlichen Schiffe machte, indem er Meersburg zugleich von Konstanz aus verproviantierte. — Auch im Dreißigjährigen Kriege hatte die Stadt durch Plünderung und Brandschatzungen viel zu leiden. Noch wird im Archiv ein Zettel aufbewahrt, der an allen vier Ecken angebrannt ist und lautet: „Gleichwie das

Zettel an allen vier Ecken angezündet, also sol eur stat an alle vier Ecken angesteckt werden, wenn ihr euch nicht einstellet, wornach ihr euch zu richten habet. Vale. Sämmtliche Regimentsquartiermeister des rechten Flügels. Ravensburg den 8. Jenner 1647. Israel Isakson, Obristleutnant vom Hornischen Regiment." — Nach dem Luneviller Frieden kam Meersburg an Baden, dessen Regierung vor einigen Jahren einen sicheren Hafen gehörte das Schloß dem Freiherrn von Laßberg, der hier bis 1855 seinen deutschen Studien lebte und eine wertvolle Sammlung alter Handschriften und seltener Druckwerke besaß, unter denen hier nur das berühmte Lindauer Evangelienbuch und das Nibelungenlied erwähnt sein mögen. Auf diesem Schlosse weilte auch öfter Laßbergs geistreiche Schwägerin, die Dichterin Annette v. Droste-Hülshoff, welche auf dem Friedhofe zu



Meersburg.

bauen ließ. Die Bevölkerung lebt teils von Fischfang und Schiffahrt, teils vom Weinbau, dessen Erzeugnis in der Bodenseegegend einen gewissen Ruf besitzt.

Das alte Schloß erhebt sich auf einem Felsen, welcher 1334 durch einen künstlichen Durchbruch isoliert wurde. Die ältesten Bestandteile sind der Turm und eine bis zur Zugbrücke sich hinziehende Mauer, beide aus sogenannten Findlingen (erratischen Blöcken) erbaut. Die anderen Gebäude und die vier runden Ecktürme wurden vom Bischof Hugo von Landenberg 1508 aufgeführt. In neuerer Zeit Meersburg begraben liegt. Jetzt befindet sich das Schloß im Besitz der Witwe des kürzlich verstorbenen Altertumsforschers Mayer v. Mayersfeld, der den alten Bau in früherer Ursprünglichkeit wieder herstellen ließ. — Der alten Burg gegenüber steht das vom Bischof Kasimir Anton von Sickingen um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts erbaute sogenannte neue Schloß, welches, früher ein Bischofssitz, jetzt eine Taubstummenanstalt enthält.

Bei Meersburg beginnt der nach der Stadt Überlingen benannte Seearm, der

sich als Verlängerung des Obersees vier Stunden in nordwestlicher Richtung ausdehnt und die liebliche Insel Mainau umschließt. Letztere, Meersburg schräg gegenüber belegen, ist bekanntlich ein Lieblingsort des deutschen Kaisers, der hier die großherzoglich badische Familie in ihrer Sommerresidenz alljährlich zu besuchen pflegt. Die ganze Insel, die ungefähr eine halbe Stunde im Umfang hat und mit dem Festlande durch eine Brücke verbunden ist, gleicht einem herrlichen Garten, in welchem Parkanlagen, üppige Wiesen, Weinberge, und Obstbaumpflanzungen miteinander abwechseln. Betritt man das Eiland vom Landungsplatze der Dampfschiffe, so führt ein Weg unter mächtigen Bäumen aufwärts zum Schloß, das, im Barockstil erbaut, eine Fülle von Kunstschätzen enthält und nach allen Seiten hin die entzückendsten Aussichten bietet. Springbrunnen und Statuen schmücken die reizende Umgebung, in welcher ein Denkstein folgende Verse von Scheffel trägt:

Ob Mai, ob Juli und August,
Mainau bedeutet Glück und Lust.
O, sei dir stets beschieden,
So lang dein Giebel steht,
Der Hauch von Gottes Frieden,
Der heute dich umweht!

In den ältesten Zeiten gehörte die Mainau der Abtei Reichenau, welche sie den Rittern von Langenstein zu Lehen gab. Von diesen ging die Insel im Jahre 1293 in den Besitz des deutschen Ordens über, der sie bis 1806 behielt. Mit dem Preßburger Frieden kam sie an Baden, darauf durch Kauf zuerst an den Fürsten Esterhazy, dann an den Grafen Douglas. Seit 1853 ist sie Privateigentum des Großherzogs von Baden. — Im Dreißigjährigen Kriege wurde die Mainau von siebzehn schwedischen Schiffen belagert. Die kleine Garnison unter dem Komtur Werner Hundbiß von Waltrambs ver-



Schloß Mainau.

teidigte sich tapfer, mußte aber zuletzt der Übermacht weichen. Sie übergab am 13. Februar 1647 die Insel mit Accord an die Schweden. Dieselben sollen hier einen herrlichen Schatz, bestehend in kostbaren, mit Edelsteinen gestickten Meßgewändern, großen Pokalen, Gold- und Silbergeschirr, auch fünf halbe Kartaunen, alles zusammen im Wert von fünf Millionen Gulden, gefunden haben.



Aus Überlingen.

Von Meersburg führte eine Römerstraße über Gebhardsweiler, Oberuhldingen und Seefelden nach Überlingen, welches, nach einigen baulichen Überresten zu urteilen, wahrscheinlich eine römische Ansiedlung war. Jetzt eine hübsche Stadt von viertausend Einwohnern, liegt der Ort auf einem sanft abfallenden Hange, welchen Obstgärten, Rebgelände und Wiesen umgeben. In dieser grünen Umrahmung erscheint Überlingen mit seinen Türmen, alten Mauern und Gräben wie ein Stück versteinerter Geschichte. Die Stadt hat in der That eine lange und zum Teil interessante Vergangenheit. Schon zu Anfang des siebenten Jahrhunderts tritt sie geschichtlich unter dem Namen Iburninga auf. Ein Frankenherzog Gunzo, von dem die Gunzenpfennige ihre Benennung haben sollen, hatte hier seinen Wohnsitz. Wie die Sage erzählt, wurde dessen einzige Tochter Friedburga, die plötzlich schwer erkrankt war, von dem heiligen Gallus in wunderbarer Weise geheilt, worauf die christliche Lehre hier eine immer größere Verbreitung fand. In der Mitte des zwölften Jahrhunderts war Überlingen bereits eine bedeutende Stadt, die 1155 Kaiser Friedrich Barbarossa in ihren Mauern sah. Später trat sie dem Städtebund bei und wurde in den Jahren 1241 bis 1266 von Schultheißen regiert. Nachdem sie dann (1397) eine freie Reichsstadt geworden war, hielt sie sich im Bauernkriege so tapfer, daß Kaiser Karl V. ihr „wegen bezeigter Standhaftigkeit im alten katholischen Glauben einen neuen herrlichen Wappenbrief“ verlieh, in welchem er in den goldenen Schild des Stadtwappens einen aufrecht stehenden Löwen setzte, der ein bloßes Schwert hält. Mit dem Dreißigjährigen Kriege begann für Überlingen eine Zeit schwerer Leiden. Im Jahre 1632 erschienen die Schweden zum erstenmal vor der Stadt,

wurden aber von den Bürgern kräftig zurückgewiesen. Letztere befestigten jetzt den Platz aufs beste, warfen neue Wälle und Schanzen auf und vollendeten nach fast hunderttägiger Arbeit den imposanten Stadtgraben am Waller. Gleichzeitig wurde der St. Johannturm um fünfzig Fuß erhöht. So gerüstet erwarteten sie den Feind, der unter Führung des schwedischen Feldmarschalls Horn am 26. April 1634 eine zweite Belagerung begann. Vierundzwanzig Tage hindurch beschossen die Schweden die Stadt, die sich jedoch so tapfer verteidigte, daß die angreifenden Truppen ruhmlos wieder abziehen mußten. Etwa zehn Jahre darauf wurde Überlingen von dem Kommandanten Widerholt auf Hohentwiel durch Überrumpelung eingenommen. Dann hausten bald die Verbündeten, bald die Feinde derart in der Stadt, daß der einstige Wohlstand der Bevölkerung vollständig vernichtet wurde. Als endlich der Friede geschlossen ward, zählte Überlingen nur noch 364 Bürger, von denen kaum der zehnte Teil aus eigenen Mitteln leben konnte. Seitdem hat die Stadt, die zu Anfang dieses Jahrhunderts badisch wurde, ihre frühere Bedeutung nie wieder erlangt. Von letzterer zeugen jetzt noch einige alte Gebäude, unter denen die gotische Münsterpfarrkirche das interessanteste ist. Dieselbe wurde 1350 im Bau begonnen und besteht aus fünf Gewölben, die von achtundzwanzig Säulen und einundachtzig Pfeilern getragen werden. Von den beiden Türmen hat der größere eine Höhe von 230 Fuß, während der andere, der eine Glocke von 177 Centnern Gewicht enthält, unvollendet geblieben ist. Vor der Kirche befindet sich ein aus Überlinger Sandstein in byzantinischem Stil ausgeführter Ölberg. Zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt gehört ferner das Rathaus, dessen Saal reich mit Schnitzwerk und Figuren geschmückt ist. Über dem Eingange erblickt man die Wappen des heiligen römischen Reichs und der Stadt Überlingen. Sodann sind hier noch der neben dem Rathause stehende Pfennigturm, die Stadtkanzlei, das Gredhaus (Kornhalle) am See und die ehemalige Johanniter- oder Malteser-Kommende



Die Heidenlöcher bei Überlingen.

(St. Johann) im Osten der Stadt, sowie der Gallerturm zu nennen. Letzterer wurde in neuerer Zeit zu einer Warte einge-

richtet, welche eine prächtige Aussicht bietet.

Wer Überlingen besucht, wird gewiß nicht unterlassen, einen Ausflug nach den sogenannten Heidenlöchern zu machen, die als das älteste Denkmal der Kultur am Bodensee für Altertumsforscher von größtem Interesse sind. Der Weg dorthin führt durch eine düstere Felsengasse in etwa zwanzig Minuten nach dem Dörfchen Goldberg, in dessen unmittelbarer Umgebung sich diese rätselhaften Höhlen befinden. Längs dem Gestade des Sees in die Felsen gehauen, bildeten dieselben früher zwei Abteilungen, von denen jede aus einer endlosen Reihe von Gemächern bestand, die durch Gänge und Treppen miteinander verbunden waren. Von diesen Höhlen ist die eine Abteilung gänzlich zerstört, während von der anderen noch sieben Räume in zwei Reihen vorhanden sind. Die obere Reihe enthält fünf Höhlen, zu welchen eine in den Felsen gehauene Stiege führt. Die erste Höhle hat einen Eingang mit Rundbogen und einem Karnies. Die Decke ist ein Kreuzgewölbe. Ganz in der Nähe dieser Höhle sind zwei Nischen in den Felsen gehauen. Von der zweiten Nische führt ein Weg mit Stangengeländer zur nächsten Höhle, einer Vorhöhle, welche mit zwei Fensteröffnungen gegen den See und mit einer noch geschwärzten Öffnung für den Rauchabzug versehen ist. In dieser Höhle befindet sich eine Nische und eine Steinbank. Diese Vorhöhle ist durch eine Spalte von der dritten Höhle getrennt, in welche man unmittelbar aus der Vorhöhle gelangt. Die dritte Höhle hat ebenfalls ein Kreuzgewölbe und ist mit Steinbänken und zwei Nischen nebst zwei kleinen eingehauenen, in schräger Richtung nach Osten gehenden Öffnungen versehen. Über einen kleinen Vorplatz, an welchem ein Stangengeländer angebracht ist, gelangt man in die vierte Höhle, welche mit einer Decke in Kreuzform, einer Steinbank und zwei Ausgängen versehen ist. Der Ausgang in der nördlichen Wand führt in einen schmalen Raum mit einer Stiege von sieben Stufen abwärts zur ehemaligen Kapelle der fünften Höhle. An dieser Ausgangsöffnung sieht man noch Überreste von eingeschlagenen Zapfen von Holz, wo Thür und Schloß angebracht war, sowie an den Wänden viele kleine Löcher, die zu irgend einem Zwecke gedient haben. Der Stiegenraum ist ebenfalls von der Höhle durch eine Felsspalte getrennt. Ein zweiter Raum gegen Osten, wo man unmittelbar in die sogenannte Kapelle hinuntersieht, ist an beiden Wänden sowie an den Kreuzstöcken mit einem Falz versehen. Die Vertiefung der Thürangeln ist noch deutlich zu erkennen. Von der Stiege, die zur Kapelle führt, gelangt man zuerst in einen sehr kleinen Raum, der nördlich einen niedrigen Ausgang ins Freie hat, während man in der Richtung gegen den See durch ein niedliches Pförtchen in die Kapelle tritt. Diese fünfte Höhle liegt von den übrigen Räumen in südöstlicher Richtung. Sie hat zwei Strebepfeiler in der Mitte, geziert mit einem Karnies, auf welchem das zierliche Spitzbogengewölbe ruht. Durch diese Pfeiler ist der Raum, der wahrscheinlich eine kleine Basilika bildete und seit alter Zeit vom Volk die Kapelle oder das Kirchle genannt wird, in zwei Abteilungen geteilt, wovon der Teil gegen Osten etwas breiter ist als jener gegen Westen. Der östliche Teil ist etwa sieben Fuß breit, fünf Fuß und einige Zoll lang und sechs Fuß und einige Linien hoch. Der westliche Raum ist vier Fuß und einige Zoll breit, fünf Fuß und einige Zoll tief und sechs Fuß und einige Zoll hoch. In diesem Teile ist das Pförtchen angebracht. Das Spitzbogengewölbe hat eine Höhe von vier Fuß und einigen Zoll. Gegen Westen ist eine Nische mit einer Sitzbank und neben dem Pförtchen links ebenfalls eine kleine Nische angebracht. In der südwestlichen Wand ist eine kleine Öffnung, und im längeren Teile der Kapelle sind drei Kreuzstöcke im Spitzbogenstil. In der nördlichen Wand ist am Boden eine niedere Wölbung. Gegen Osten ist die Wand der Kapelle gänzlich ausgebrochen; nur am Fuße zu

beiden Seiten zeigen sich noch Spuren, daß dieser Raum hier abgeschlossen war. In dieser Kapelle haben höchstens dreißig Personen Platz. Unter der Kapelle, einige Fuß über der Straße, sind noch zwei kleinere Höhlen, wovon eine mit einem Ausgang und einer Steinbank versehen ist. In beiden befinden sich drei Nischen. In der Nähe dieser Höhlen war einst eine uralte, der heiligen Katharina gewidmete, in den Felsen gehauene Kapelle mit einer Einsiedelei, welche der neuen Straßenanlage zum Opfer gefallen ist.*

Ähnliche Höhlen wie bei Goldberg finden sich auch bei Bambergen, eine Stunde nordöstlich von Überlingen, sowie bei Zizenhausen, einem Dorfe in der Nähe von Stockach, und ferner bei Bermatingen unterhalb Heiligenberg.

Über den Ursprung und Zweck dieser Höhlen, sogar über die Ableitung des Namens „Heidenlöcher“ sind die Ansichten verschieden. Einige halten sie für ein Römerwerk, andere für Zufluchtsstätten der ersten Christen in der Bodenseegegend. Noch andere sind der Meinung, daß zur Zeit der allgemeineren Verbreitung des Christentums die Anhänger des heidnischen Gottesdienstes sich daselbst verborgen haben. Am einfachsten erscheint die Erklärung des Namens, wenn man dazu die altgebräuchliche Volksbezeichnung für Römerwerke, so Heidenstraße für Römerstraße, Heidenmauer (in Lindau) für Römermauer 2c. heranzieht. Das Wort „Heidenlöcher“ würde mithin auf die Römer zurückzuführen sein, welche, als sie von den Alemannen vertrieben wurden, diese Höhlen zuletzt bewohnten. Wann und von wem sie in den Felsen gehauen wurden, ist eine schwer zu beantwortende Frage. Betreffs ihres Zweckes nimmt Haager wohl mit Recht an, daß sie den jeweiligen Bewohnern dieser Gegend und zwar den Kelten, Sueven, Römern und Alemannen als Wohnung gedient haben, nach und nach vermehrt, erweitert und verbessert und endlich sogar mit einigem Kunstgeschmack hergerichtet worden sind.

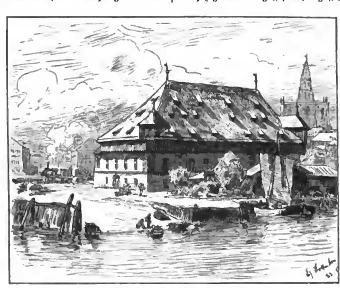
Nächst Überlingen und seiner Umgebung erwecken noch einige andere Punkte an diesem Seearm das Interesse des Reisenden. Da ist zuerst oberhalb Sipplingen die alte Burgruine Hohenfels, welche aus den Resten eines viereckigen Turmes und den Trümmern einer doppelten Ringmauer besteht. Diese Burg war einst der Sitz eines begüterten Geschlechts, welchem der Minnesänger Burkhard von Hohenfels entstammte. Eine Stunde westlich von hier liegt Ludwigshafen, das früher Sernatingen hieß und im Bauernkriege eine bedeutende Rolle spielte. Dann folgt auf der anderen Seite des hier eine Bucht bildenden Seearmes der Marktflecken Bodman mit dem neuen Schloß und der Burgruine gleichen Namens, die jedoch nicht das alte, schon in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts als Sitz eines fränkischen Statthalters genannte Bodman ist. Letzteres soll vielmehr dieser Ruine gegenüber auf dem Frauenberge gestanden haben.

Verlassen wir nun den Überlinger See, um uns dem äußersten westlichen Ende des eigentlichen Bodensees zuzuwenden, so sehen wir da, wo der Rhein dem letzteren entströmt, das alte Konstanz liegen. Die bedeutendste Stadt am Bodensee, ist Konstanz in seiner schönen und begünstigten Lage von jeher ein besonderer Anziehungspunkt für Fremde gewesen. Aber nicht ihre bevorzugte Lage allein macht diese badische Stadt interessant, sondern vielmehr ihre ereignisreiche Geschichte, welche durch eine Anzahl alter und merkwürdiger Gebäude illustriert wird.

Wie Bregrenz, Lindau und andere Orte an den Ufern des Bodensees, so weist auch Konstanz in den Anfängen seiner Geschichte auf die Römer hin, die hier eine befestigte Niederlassung gründeten und dieselbe, wahrscheinlich der Tochter des Constantius zu Ehren, Constantia nannten. An diese Niederlassung erinnern übrigens zahlreiche römische Funde, die man bei

* Oberstaatsanwalt Haager in Konstanz über die „Heidenhöhlen (Heidenlöcher) am Bodensee“ im 7. Heft der „Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung“.

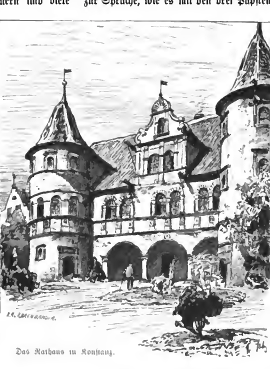
verschiedenen Gelegenheiten gemacht hat. Doch über die Zeit der Römerherrschaft weit hinaus führen uns in eine noch dunkle Vergangenheit die bei Konstanz entdeckten Pfahlbauten, durch welche die Existenz einer uralten Ansiedelung nachgewiesen ist. Schon lange vor dieser Entdeckung hatte man an mehreren Punkten des Überlinger und des Zeller Sees Pfahlbauten gefunden, die, wie jetzt angenommen wird, mit denjenigen in der Konstanzer Bucht in Verbindung gestanden haben. Letztere waren Eichenpfahlreihen und Querriegel, bei denen Scherben von Töpfen, Krügen und Schüsseln, sowie Spinnwirtel und Lehmverkleidungen von Reisigwänden lagen. Das Holzwerk war so schwammig und weich, daß es bruchstückweise nur durch Tränken mit Leimwasser konserviert werden konnte. Gegenwärtig befinden sich die Gegenstände im Rosgarten-Museum.



Das Konzilshaus in Konstanz.

Über die räumliche Entwickelung von Konstanz, das im dreizehnten Jahrhundert Kostenze, dann Costentz und vom Anfang des sechzehnten Jahrhunderts Costantz, später aber Constanz und Konstanz geschrieben wurde, giebt uns ein von Ludwig Leiner entworfener und in den Schriften des Bodenseevereins (Heft 11, 1882) publizierter Plan eine interessante Übersicht. Danach umfaßte die Altstadt die Insel und die Niederburg, deren Mauern vom Stadtboten-Türmlein am Ende der Konradigasse um die Kirche St. Johann bis zur Insel hinab liefen. Sie umschloß die jetzige Konradigasse, Rheingasse, Kloster- und Inselgasse. Zur Zeit des Kaisers Constantius (viertes Jahrhundert) wurde das alte Schottenkloster, an dessen Stelle später das Münster kam, in die Stadtmauer eingeschlossen. Es bestanden damals drei Thore: das (alte innere) Schottenthor, das Burg- oder Predigerthor und das Münsterthor bei der Pfalz am Pfalzgarten. Im Jahre 690 ging die Ausdehnung der Stadt von der Hofhalde bis zum (alten äußeren) Schottenthor. In ihr stand die alte bischöfliche Pfalz, wo die Konstanzer Bischöfe von Theobald bis Salomon III. residierten, das jetzige Landgerichtsgebäude. Die dritte Haupterwei-

terung vollzog sich 906 unter Bischof Salomon III. vom Münsterhof südlich bis zum Salmansweilerhof, dem Obermarkt und dem (inneren) Paradieser Thor. Von 1286 bis 1388 fand eine abermalige Vergrößerung statt, an welche sich 1405 der Bau einer Ringmauer anschloß. Nachdem endlich im ersten Drittel unseres Jahrhunderts die Festungsmauern und viele Türme und Thore abgetragen, Gräben und Sümpfe ausgefüllt waren und die seit 1863 gebauten Eisenbahnlinien mehr Verkehr brachten, vergrößerte sich die Stadt wieder merklich gegen Westen, Süden und nordöstlich jenseits der Rheinbrücke. Jetzt präsentiert sich Konstanz mit seinen cirka fünfzehntausend Einwohnern als eine verkehrreiche Stadt, in welcher sich Vergangenheit und Gegenwart den Rang streitig zu machen scheinen.



Das Rathaus in Konstanz.

Mit der Geschichte der Stadt eng verbunden, sind mehrere der alten Gebäude noch beredte Zeugen aus ihrer Glanzzeit. Insbesondere gilt dies von dem ehrwürdigen Münster und dem Konzil- oder Kaufhause. Ersteres, 1052 gegründet, im Laufe der Zeit aber mehrfach umgestaltet, ist eine kreuzförmige Säulenbasilika ursprünglich romanischen Stils, deren Hauptportal zwanzig von Simon Bainder 1470 kunstreich geschnitzte Reliefdarstellungen aus dem Leben Christi schmücken. In dieser Kirche wurden von 1414 bis 1418 die Sitzungen des berühmten Konzils abgehalten. Für die Versammlungen waren, wie J. Marmor in seiner „Geschichtlichen Topographie der Stadt Konstanz“ berichtet, drei Reihen Bänke übereinander angebracht, auf denen die Kirchenprälaten, die Doktoren ꝛc. nach ihren kirchlichen Würden saßen. Außerhalb der Säulen standen die Altäre in den zwei Nebenchören. Die erste Sitzung wurde am 16. November mit einer feierlichen Messe eröffnet. In der folgenden Sitzung am 2. März 1415 kam die Frage zur Sprache, wie es mit den drei Päpsten gehalten werden sollte. Das Ergebnis der Beratungen war, daß alle drei das Pontifikat niederlegen mußten. Gregor und Benedikt thaten es gutwillig, Johannes nur mit Widerstreben. Als letzterer die Abtretungsurkunde feierlich beschworen hatte, dankte ihm der Kaiser im Namen des Konzils, kniete vor ihm nieder und küßte ihm die Füße. Doch dem schlauen Johannes war es keineswegs Ernst mit seiner Entsagung. Nach langer Beratung mit seinen Kardinälen hielt er es fürs beste, sich von dem verhaßten Konzilium

zu entfernen und so die ganze Versammlung zu sprengen, um mit Hilfe seiner Anhänger auch ferner die Rolle eines Papstes spielen zu können. Er wurde indes auf seiner Flucht ergriffen und dann auf der Burg Gottlieben gefangen gehalten. Während des Konzils starben mehrere angesehene fremde Personen in Konstanz, von denen einige im Münster begraben wurden. In letzterem wurde auch der Bürgermeister von Konstanz, Heinrich von Ulm, 1418 zum Ritter geschlagen: „Und noch dem segen der meß, do sas der bopst uff ainem sessel. Do nam unser Herr der küng Hainrichen von Ulm, der do Burgermaister was, und fürt In für fronaltar mit siner Hand fürn bopst, und hieß in niderknüven, und vor den ollen schlug er In ze Ritter mit ainem bloßen schwert, als den syt (Sitte) und gewonlich ist Ritter zu schlachen." Später diente das Münster noch mehreremal zu Bischofssynoden, zu welchem Zwecke es auch schon früher, z. B. 1329, verwendet worden war. Unter den Sehenswürdigkeiten des Münsters sind besonders die reiche Schatzkammer und eine Nachbildung des heiligen Grabes in Jerusalem hervorzuheben. Im Hauptschiff, das von sechzehn Monolithsäulen getragen wird, bemerkt man nicht weit vom Eingange auf einer großen Steinplatte eine weiße Stelle, die stets trocken bleibt, während der übrige Stein Feuchtigkeit anzieht. Hier soll Huß gestanden haben, als ihn das Konzil am 6. Juli 1415 zum Feuertode verurteilte.

Gleich dem Münster hat auch das Kaufhaus während des Konzils eine hervorragende Rolle gespielt. Dasselbe ist ein am See stehendes, 1388 erbautes, weitläufiges Gebäude, dessen großer, jetzt mit Fresken von Friedrich Pecht und Fritz Schwörer geschmückter Saal zur Zeit der Kirchenversammlung als Kardinals-Konklave diente. Am 8. November 1417 bezogen dreiundzwanzig Kardinäle und dreißig Prälaten die für sie in diesem Gebäude hergestellten dreiundfünfzig Kammern, an deren Thüren die Namen ihrer Bewohner standen. Vom folgenden Tage bis zum 11. November fanden täglich feierliche Prozessionen nach dem Kaufhause statt, wo ein aus einem Fenster hängender, langer weißer und unbeschriebener Zettel bildlich anzeigte, daß noch keine Wahl getroffen worden sei. „Am St. Martinstage aber," berichtet Richental, „do schry man und ruft man uß hin uß dem Conclavi: Wir habent ainen babst, Dominus Ottonen de Ebumpna (Columna). Do luff man glich für das koffhuß, wol ob 80000 menschen, frowen und man." — Darauf fand ein pomphafter Zug des neuen Papstes durch die Straßen der Stadt zum Münster statt, wobei dem Servo Servorum, oder dem Knecht der Knechte, wie sich die Päpste sehr demütig im Widerspruch mit den Thatsachen nannten, der Kaiser zuerst die Füße küßte und dann, rechts zu Fuß neben dem auf einem weißen Pferde reitenden Papst hergehend, den Zaum desselben faßte, während dies auf der linken Seite Herzog Ludwig von Heidelberg that, und die päpstlichen Büttel mit ihren silbernen Stäben das andrängende Volk abwehrten. Nach der Zeit des Konzils diente der obere Teil des Kaufhauses, der früher getäfelt und wahrscheinlich schön verziert gewesen, öfter zu allerlei Festlichkeiten. So wurde z. B. im Jahre 1449 der Gemahlin des Herzogs Friedrich von Österreich zu Ehren nach vorangegangenem Turnier im Kaufhause ein Tanz bei Nacht veranstaltet, wobei zwei Ritter, deren Schilde mit weißen brennenden Wachskerzen besteckt und beleuchtet waren, Proben ihrer Gewandtheit ablegten. In neuerer Zeit ist der Saal, wie schon erwähnt, mit Fresken geschmückt worden, welche denkwürdige Momente aus der Geschichte der Stadt schildern. Der untere Raum wird als Kornspeicher benutzt.

Etwa ein Jahrhundert jünger als das Kaufhaus ist das Rathaus, dessen Bau 1484 begonnen wurde. Die Bildhauerarbeit über der Thür schenkte Meister Ulrich Gryffenberg, der einem alten Konstanzer Geschlecht angehörte. Die Steine

wurden etliche Jahre vorher gehauen, weshalb die Jahreszahl 1479 nicht mit dem Baujahr übereinstimmt. Im Jahre 1585 wurde das ganze Haus renoviert, „allenthalben gemalet und mit schönen Sprüchen versehen", wie uns die Chronik mitteilt. Eine zweite Erneuerung fand im Jahre 1735 statt. Vor der Erbauung dieses reich mit Freskomalereien geschmückten Hauses scheint Konstanz jedoch schon ein anderes älteres Rathaus besessen zu haben, denn Richental erzählt in seiner Chronik, daß Kaiser Sigismund bei seinem Eintreffen zum Konzil dasselbe besucht habe: „An dem hailigen tag zu Winachten (1414), do man zalt von Gottes geburt vierzehenhundert und in dem fünftzehend Jar (ist unrichtig), so vorgeschriben ist, zwo stund nach mitternacht, do kam von Ueberlingen gen Costenz der allerdurchluchtigste Fürst und Herr, Herr Sigmund, Römischer kung, und Frow Barbara, Römische kungin, sin elich wib, geborne gräfin von Zil (Cilly), und mit Jr die durchluchtigste Fürstin Frow Elsbeth, kungin von wossen, und mit Jr die geborn Fürstin, Frow Anna von Wirtemberg, ain geborin gräfin von Nüremberg. Und kam mit dem kung der allerdurchluchtigst churfürst, Hertzog Ludewig von Sachsen, und kerten von den schiffen in die ratstuben, und wärmten sich wol ain stund. Do schankten die von Costantz Jnen zwai vergült tücher und vil malmay (Malvasier), den sy und all Jr Diener trunken, e sy zu der meß giengen." Bei diesem Empfang haben die Konstanzer Ratsherren wohl schwerlich geahnt, daß der Kaiser ihnen nachmals für die vielen Schulden seiner Dienerschaft seine reichgestickten Decken, Kissen und Polster würde verpfänden müssen.

Außer den vorgenannten Gebäuden besitzt Konstanz an Sehenswürdigkeiten noch die gotische Stephanskirche aus dem fünfzehnten Jahrhundert, die 1593 im Renaissancestil erbaute und neuerdings an der Fassade mit Fresken geschmückte Stadtkanzlei, welche das reiche städtische Archiv enthält, ferner das Wessenberghaus mit der Stadtbibliothek und einer Sammlung von Gemälden und Kupferstichen, das schon erwähnte Rosgartenmuseum und das jetzt in ein Hotel umgewandelte ehemalige Dominikanerkloster, in welchem Huß gefangen saß. Die Stätte, auf welcher sich der Scheiterhaufen dieses Märtyrers und des Hieronymus von Prag erhoben haben soll, wird im Brühl, außerhalb der Stadt, durch einen erratischen Block mit Inschriften bezeichnet.

In der Geschichte der Stadt war die Konzilszeit wohl die glänzendste Epoche. Die später, 1499 und 1507, vom Kaiser Maximilian hier abgehaltenen beiden Reichstage zählen ebenfalls zu den lokalhistorisch wichtigsten Ereignissen. Die Reformation fand in Konstanz bereits früh Eingang. Im Jahre 1528 hatten die Konstanzer schon Messe und Bilder abgeschafft und sich von der römischen Kirche losgesagt. Zwei Jahre darauf gab die Stadt mit Straßburg, Memmingen und Lindau gemeinschaftlich auf dem Reichstage zu Augsburg ihr besonderes Glaubensbekenntnis ab. Später trat sie dem Schmalkaldischen Bunde bei. Als Kaiser Karl V. das Interim einführte und auch der Stadt Konstanz gebot, es anzunehmen, war sie die einzige Stadt, die sich hartnäckig weigerte. Infolge dessen wurde Konstanz geächtet und am 6. August 1548 von spanischen Truppen unter dem Kommando des Obersten Alfonso de Vives überfallen. Während des Dreißigjährigen Krieges hatte die Stadt mancherlei harte Prüfungen zu bestehen. Im Jahre 1806 kam sie durch den Presburger Frieden an Baden. Unter den neueren Bauten verdient besonders die schöne Rheinbrücke Erwähnung. Von hier bietet sich eine reizende Aussicht auf den See und die Alpen.

Viele Besucher des Bodensees pflegen auch auf dem zweiten Arm desselben, dem Unter- oder Zellersee eine Fahrt und dann einen Abstecher nach der alten Feste Hohentwiel zu machen. Im Zellersee ist besonders die schöne Insel Reichenau interessant. Einst stand hier ein berühm-

tes Benediktinerkloster, das 1540 dem Bistum Konstanz einverleibt wurde. In der zum Teil noch erhaltenen Kirche soll der 887 des Reiches entsetzte Urenkel Karls des Großen, Karl der Dicke, begraben liegen. An Reichenau vorüber führt eine Dampferlinie über den nach Südwesten hin sich als Rhein verengenden See nach Schaffhausen.

Um Hohentwiel zu besuchen, fährt man zur oberen Festung. Hier bietet sich dem Besucher eine prächtige Aussicht auf die ruinengekrönten Berge des Höhgaues und die fernen Alpen. Einst eine Burg, deren Existenz bis in den Anfang des neunten Jahrhunderts zurückreicht und auf welcher Herzog Burkhard von Schwaben mit seiner geistreichen Gemahlin Hadewig residierte, ist der Hohentwiel nachmals eine Festung geworden, welche zur Zeit



Der Hohentwiel.

von Konstanz mittels Eisenbahn nach Singen, das am Fuße des die Ruinen der alten Burg tragenden Berges liegt. Letzterer erhebt sich als ein kegelförmiger Phonolithfels, dessen Befestigungen lange Zeit uneinnehmbar waren. Jetzt bilden dieselben einen gewaltigen Trümmerhaufen, der in mehreren Abstufungen einen ziemlich großen Raum bedeckt. Drei Brücken, ehemals Zugbrücken, führen von der unteren Abteilung über jähe Felsen des Dreißigjährigen Krieges von dem wegen seiner Tapferkeit ebenso berühmten wie wegen seiner räuberischen Streifzüge gefürchteten Kommandanten Konrad Widerholt verteidigt wurde. Im Mai 1800 ward diese Feste von den Franzosen durch Kriegslist erobert und leider geschleift. In neuerer Zeit ist dann der Hohentwiel namentlich durch Scheffels „Ekkehard“ in den weitesten Kreisen bekannt geworden.



Durch wessen Schuld?

Novelle

von

G. J. Volsteg.

I.

as soll ich thun, Miß Grace?" Und die Fragerin, ein vielleicht siebzehnjähriges Mädchen, streckte ihre schmiegsame Gestalt über das weiche Polster des Diwans und legte den Kopf auf die Knie derjenigen, welche neben ihr saß. Erwartungsvoll blickten die großen grauen Augen unter dem wirren Stirnhaar hervor auf die mit dem Namen „Miß Grace" Angeredete. „Finden Sie diese Stellung wirklich bequem, Irene?" fragte Miß Grace. Das klang sehr freundlich, durchaus nicht wie Tadel oder Zurechtweisung, aber das junge Mädchen richtete sich sofort empor, strich ordnend über ihr Kleid und zog etwas verlegen eine ihrer langen, dunkelbraunen Flechten nach vorn, deren lockige Enden sie spielend löste.

„Was Sie thun sollen, Irene?" sagte Miß Grace mit ihrer tiefen, etwas eintönigen Stimme. „Lassen Sie uns alle ‚Für' und ‚Wider' erwägen. Lieben Sie Herrn von Strehlensen?" — Irene dachte einen Moment nach. „Ich glaube nicht," entgegnete sie aufrichtig. — Miß Grace lächelte. Dieses leichte Lächeln gab ihr etwas ungemein Anziehendes, das wohlthuend gegen den gewöhnlich gleichmütigen Ausdruck ihrer Züge abstach. Überhaupt war es eine nicht gewöhnliche Persönlichkeit, diese Miß Grace, eine jener Persönlichkeiten, deren Alter sich nie mit Genauigkeit bestimmen läßt. Der Kopf mit der niedrigen, breiten Stirn, der kurzen, aber fein geformten Nase, den kleinen, hellblauen Augen und dem krausen, rötlich blonden Haar erschien fast zu klein neben dem kräftigen, hohen Bau des Körpers, dessen würdevolle, gemessene Bewegungen sich stets gleich blieben. Ihrem Äußeren entsprechend, war auch ihre ganze Art zu sein. Miß Grace war nie aufgeregt oder zornig, sie schalt und befahl nie — aber wenn sie einmal forderte, so geschah es in einer Weise, daß an Widerspruch kein Gedanke war, und da, wo sie zu überzeugen wünschte, drang ihre Ansicht gewöhnlich durch.

„Also Sie lieben ihn nicht, Irene?"

nahm Miß Grace nach einer kleinen Weile den Faden des Gespräches wieder auf. „Und würden Sie nur einen Mann wählen, den Sie lieben?“ — Irene antwortete nicht sogleich, und ihr niedliches Gesichtchen mit den niedergeschlagenen, tief schattenden Wimpern nahm einen nachdenklichen Ausdruck an. „Ja, Miß Grace, ich möchte meinen Gatten lieben können,“ entgegnete sie dann halblaut, und ihre sanft gerundeten Wangen färbten sich mit leichter Röte. Miß Grace lächelte wieder; der Ausdruck „mein Gatte“ erschien ihr auf den Lippen dieses dem Backfischalter kaum entwachsenen Mädchens belustigend. „Liebes Kind, das sind noch Ansichten aus Ihrer Petersburger Pension, in der Sie unglücklicherweise zwei ganze Jahre gewesen. Die Zöglinge haben dort leider die Untugend, Dinge zu besprechen, an welche sie noch nicht denken dürften, und in kindischer Unvernunft von Liebe und Liebesglück zu schwärmen. Seien Sie aufrichtig, Irene, Sie haben dieses Thema oft mit anderen Mädchen behandelt, wie?“ — Irene lachte fröhlich und küßte Miß Grace auf die Schulter. „Alles war uns untersagt, beständig waren wir unter Aufsicht; ist es da zu verwundern, wenn wir uns wenigstens im Schlafsaal frei fühlen wollten? Dort trieben wir, allerdings möglichst geräuschlos, Unsinn und redeten auch von Liebe. Bei letzterem verhielt ich mich übrigens meistenteils passiv und hörte, im Bette liegend, die Gespräche der anderen an. Ich war ja noch viel zu jung, um wirkliches Interesse an der Sache zu haben.“ — „O diese Pensionskinder!“ warf Miß Grace hin. „Aber lassen wir die Traditionsansichten unreifer Kinderköpfe beiseite und fassen wir die Sache mit klarem Urteil ins Auge. Sie sind jetzt kein Kind mehr, Irene, und ich darf frei und rückhaltlos zu Ihnen sprechen. Irene, glauben Sie wirklich an die so viel verherrlichte Liebe?“ — Das junge Mädchen zuckte leicht zusammen und schmiegte sich in die Polster des Diwans; sie ließ den Kopf tief nach vorn sinken und spielte verlegen mit den Knöpfen ihres Kleides. „Nun, Irene, ich frage Sie nochmals: glauben Sie daran?“ wiederholte die Engländerin eindringlicher. Sie zog Irene an sich und richtete ihr Köpfchen empor; in den grauen Augen schimmerten große Thränen. „O, Miß Grace, es wäre zu traurig, nicht an Liebe glauben zu sollen.“ — „Und Sie weinen, Irene?“ sagte Miß Grace leise, sich zu dem jungen Mädchen neigend. „Wem gelten diese Thränen?“ — Irene errötete tief. Miß Grace wiegte leicht den Kopf. „Also immer noch diese thörichte Kinderliebe, Irene, die ich längst überwunden und vergessen glaubte.“ — Irene barg das Gesicht an Miß Graces Schulter und umfaßte mit beiden Händen deren Arm. „Ach, Miß Grace, ich kann nicht anders.“ — „Irene, Sie sind viel thörichter, als ich geglaubt,“ nahm die Engländerin wieder das Wort. „Werden Sie doch nur über die Sachlage klar. Was wäre das Ende dieser Liebe gewesen? Hätten Sie ihn geheiratet?“ — „Und warum denn nicht?“ rief das junge Mädchen heftig, sich emporrichtend. „Ein Pastor nimmt doch hier in den baltischen Provinzen keine untergeordnete Stellung ein!“ — „Gewiß nicht,“ gab Miß Grace ruhig zu. „An und für sich ist das ein achtunggebietender Titel, und Pastor Wellner ist sicher ein ehrenwerter Mann, aber keine Partie für Sie, Irene, die Sie mit den ersten Familien des Landes verwandt sind.“ — „O, meine Verwandschaft!“ stieß Irene grollend hervor. „Die kümmert sich wenig darum, ob ich glücklich oder unglücklich bin!“ — „Unglücklich! Wieder ein Wort, das Sie einem Ihrer zu früh gelesenen Romane entlehnt haben. Ich verstehe Sie heute überhaupt nicht, Irene. Hat Pastor Wellner denn je die Absicht laut werden lassen, Sie zu heiraten? Hat er um Ihre Hand geworben?“ — Irene schüttelte verwirrt das Köpfchen, und ihre Lippen zuckten, als sie versetzte: „Nein, Miß Grace!“ — „Oder hat er Ihnen je ein Geständnis seiner Liebe abgelegt? Dann möchte ich gern wissen: wann und wo, denn er sah Sie doch nur in der Kon-

firmandenstunde. Wenn er daraus sich die Gelegenheit schuf, so war es ein Frevel gegen sein heiliges Amt. Wie durfte er, der Ihnen den Schatz wahrer, gediegener Religiosität für Ihr ganzes ferneres Leben mitgeben sollte, Ihre Seele mit dem Gedanken an irdische Liebe füllen?" Miß Graces Stimme hatte einen zürnenden, grollenden Klang angenommen, den Irene noch nie an ihr gehört. Schweigend, die kleinen Hände im Schoß gefaltet, saß Irene da; dann hob sie die Wimpern, und in ihren Augen strahlte es auf, während sie ausrief: „O, ich sehe ihn noch vor mir, wie er am Altare stand! Durch die Kirchenfenster fielen die Sonnenstrahlen und woben einen goldigen Glorienschein um seine Locken. Er war so schön; nicht wahr, Miß Grace?" — „Schön?" murmelte die Engländerin. „O Irene, wenn Sie ihm nur diesen Vorzug zuerkennen können!" — „Und wie er sprach!" fuhr Irene mit echt mädchenhafter Begeisterung fort. „Wie Feuer fiel seine Rede in aller Herzen!" — „O ja, er versteht zu predigen," meinte Miß Grace, und ihre feinen Nasenflügel bewegten sich, während sie den Mund spöttisch verzog. „Er ist, scheint es, Meister in der Kunst, junge Herzen und Seelen sich zu eigen zu machen. — Aber lassen Sie uns nicht zu weit abschweifen, Irene! Sie sprachen von glücklich oder unglücklich sein. Glück ist ein Begriff, den noch niemand festgestellt hat und der sich unglaublich dehnen läßt. Wenn Sie glücklich, das heißt zufrieden sein wollen, so werden Sie es gewiß sein, Irene, besonders da die Gestaltung Ihrer Umgebung ja ganz von Ihnen abhängt. Ich muß Ihnen sagen, Irene, daß unter den Ehen, die ich schließen gesehen — und es waren deren nicht wenige —, die sogenannten Neigungsheiraten stets den traurigsten Verlauf nahmen. Der Rausch der Leidenschaft verflog, mit ihm der rosige Schimmer, der sonst verklärend über Erscheinung und Eigenschaften des geliebten Gegenstandes lag — kalt und ernüchtert sahen sie aneinander den Menschen in all seiner Fehlerhaftigkeit — die enttäuschten, verletzten Gemüter fanden keine Entschädigung in gegenseitiger festgegründeter Achtung — und ein zerstörtes Leben war die Folge dieses vermeintlichen Glückes. Finden Sie das beneidenswert, Irene?" — Das junge Mädchen bewegte verneinend den Kopf. — „Jene Verbindungen aber," sprach Miß Grace weiter, „die nicht mit übertriebenen Anforderungen an Glück geschlossen wurden, in welchen, auf Achtung gestützt, das freundliche Bestreben sich kund gab, sich gegenseitig angenehm zu sein, die sind mir immer als die wohlthuendsten erschienen. Es herrscht dort ein allmähliches Sichineinanderfinden, Zueinandersügen, das mit einer erfreulichen Harmonie der Charaktere schließt, und kein Traum wird dabei zerstört, keine Erwartung gewaltsam enttäuscht." — Irene hörte schweigend zu, und ein wehmütiger Ausdruck legte sich um ihre frischen Lippen. „Aber Herr von Strehlensen ist dreißig Jahre älter als ich," wandte sie dann schüchtern ein. — „Er ist ein Mann in der Blüte der Jahre, ein Kavalier, ein angenehmer, liebenswürdiger Charakter. Seine Neigung zu Ihnen hat etwas Väterliches, etwas Ruhiges, Inniges, das Ihnen die feste Garantie der Dauer bietet im Gegensatze zu der tändelnden, unbeständigen Liebe ganz junger Männer. Sie werden das alles mehr zu schätzen wissen, Irene, wenn Sie erst tiefer in das Leben blicken." Miß Grace erhob sich. „Ich habe Ihnen alles gesagt, was mir nötig schien," bemerkte sie ruhig. „Sie wissen, Irene, daß ich Ihnen nie meine Ansichten aufdränge. Prüfen Sie alles und handeln Sie danach." — Und Miß Grace rauschte in majestätischer Haltung über den Teppich des kleinen Raumes nach ihrem anstoßenden Zimmer.

Auch Irene stand auf und trat an das Fenster. Ihr Stiefbruder Oskar von Vorster bekleidete ein hohes Staatsamt und bewohnte, seinem Range Rechnung tragend, ein elegantes Quartier in einem der ersten Stadtteile N's. Zerstreut blickte das junge Mädchen in das bunte Treiben der Straße zu ihren Füßen, während ihre Ge-

danken weiten Flug nahmen. Sie überdachte das soeben Gehörte. Hatte Miß Grace wohl recht? „Hat er Ihnen je ein Geständnis seiner Liebe abgelegt?“ Seine Lippen nicht, aber seine Augen, die sie unter den anderen jungen Mädchen suchten und mit glücklichem Ausstrahlen grüßten. Ihr tiefes Erglühen, ihr leises, kaum wahrnehmbares Lächeln verriet ihm nur zu gut, was in ihr vorging. Sie konnte nicht böse oder gleichgültig aussehen dabei; sie konnte es nicht, und sie — wollte auch nicht. Und warum hatte bei der Konfirmation seine Stimme bei den anderen so laut und fest geklungen und nur so leise und bebend, als er, die Hand auf ihrem Haupte, wie nur für ihr Ohr die Worte sprach: „Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größeste unter ihnen.“ — Miß Grace verwarf die Liebe als eine Täuschung, einen Wahn und stellte ruhige Freundlichkeit, deren Folge Zufriedenheit und Eintracht war, über dieselbe. Miß Grace war klug und erfahren; sie wußte immer, was sie riet; aber es that Irene weh, daß Miß Graces Worte so überzeugend geklungen, sie hätte vorgezogen, Miß Grace hätte dieses Mal, dieses eine Mal nur unrecht gehabt. Und sollte sie denn wirklich die Gedanken verbannen, welche bisher die Lichtpunkte ihres jungen, im ganzen still und einförmig dahinfließenden Lebens bildeten — ihr Bruder liebte keine geräuschvollen Vergnügungen — und die der Mittelpunkt der schöpferischen Mädchenphantasie waren. Sie verglich im Geiste Wellners jugendlichen Kopf mit den kräftig-schönen Zügen, dem dichten blonden Lockenhaar und den flammenden blauen Augen mit der eleganten Erscheinung Herrn von Strehlensens, und heftig schüttelte Irene das Köpfchen bei dem Gedanken an die heutige Werbung des letzteren.

Es fing an, dunkel zu werden, und drunten auf der Straße flammten in den Laternen und den hohen Schaufenstern der Magazine schon die Gaslichter auf. Bald nach dem Diener, der die brennende Lampe in das Zimmer trug, trat auch Oskar von Vorster ein. Irene lief ihm wie ein Kind entgegen und begrüßte ihn. Seine hagere Gestalt überragte sie um ein Bedeutendes, und er mußte den Kopf stark nach vorn beugen, um sie nach seiner Gewohnheit auf den Scheitel küssen zu können. Überhaupt waren die beiden in ihrem Äußeren sehr verschieden. Sein kurz verschnittenes Haar und die tiefliegenden Augen trugen nicht dazu bei, das blasse Gesicht mit den müden, abgespannten Zügen zu verschönern. Irenes brünettes Gesichtchen mit der bleichen, aber sammetweichen Hautfarbe war mehr pikant als eigentlich hübsch. Wenn sie die Lider senkte, so setzte man, in Übereinstimmung mit dem dunkelbraunen Haar und den stark entwickelten schwarzen Brauen, tiefdunkle Augen voraus, und es überraschte seltsam, daß aus den sehr dichten Wimpern hervor ein Paar glänzender grauer Augen blickten, die nur in Momenten der Lebhaftigkeit eine dunkle Färbung gewannen.

Irene nahm Vorsters Arm und ging neben ihm her; er zog ihre kleine Hand an seine Lippen und küßte sie. „Oskar,“ begann das junge Mädchen ganz plötzlich, „warum hast du dich nicht verheiratet?“ — „Liebes Kind, ich habe dazu wirklich noch keine Zeit gehabt,“ versetzte er, ein Gähnen unterdrückend. „Meine Kanzlei mit ihren vielen Anordnungen und Schreibereien nimmt mich so in Anspruch, daß ich kaum für etwas anderes Sinn habe.“

Unter dieser gleichmütigen Äußerung verbarg sich eine peinliche Erinnerung, von der Irene freilich nichts ahnte. Vor Jahren hatte er sich um die Hand einer Dame bemüht, die ihn auch zu begünstigen schien, aber um eines reicheren Bewerbers willen aufgab. Seit jener Zeit war Vorster den Frauen möglichst fern geblieben; Miß Grace war die einzige Fremde, der er Vertrauen und Achtung schenkte.

Irene fühlte sich durch des Bruders Antwort durchaus nicht zufriedengestellt. Eine Frage, der Wiederhall der ihr Köpfchen beschäftigenden Gedanken, trat ihr

auf die Lippen; aber von plötzlicher, unerklärlicher Scheu ergriffen, unterdrückte sie dieselbe. Ein Weilchen schritt sie schweigend und nachdenklich neben ihm her. „Oskar," begann sie dann leise, „waren unsere Eltern glücklich?" — „Warum fragst du danach, Kind?" versetzte er überrascht. — Sie legte den Kopf zurück und blickte ihm voll in das Gesicht. „O, ich möchte es gern wissen! Waren sie glücklich und liebten sie einander?" — Er blickte ernst vor sich nieder. Seine Mutter starb, als er eben zwölf Jahre zählte. Er entsann sich, daß er sie viel weinen gesehen; war sie unglücklich gewesen? Und Irenes Mutter, seines Vaters zweite Frau, war ein übermütiges Geschöpfchen, das den großen vierzehnjährigen Stiefsohn beständig neckte, da er zu still und schüchtern war, um an ihren tollen Streichen teilzunehmen. Ein Sturz mit dem Pferde machte dem jungen, frischen Leben ein jähes Ende. Nach ihrem Tode war der Vater düster und einsilbig geworden. Liebte er sie? War er glücklich mit ihr gewesen? — Noch immer ruhten Irenes Blicke fragend auf ihm. „Ja, Kleine," antwortete er etwas zögernd, „sie waren gewiß glücklich." — Wieder schwieg das junge Mädchen eine ganze Weile und schaute mit scheinbar großem Interesse auf die Lackspitzen ihrer Stiefelchen. „Oskar," berichtete sie dann gleichmütig. „Ich nehme Herrn von Strehlensens Werbung an." — Er küßte sie auf den Scheitel und lachte. „Ei, Mäuschen, hast du es so eilig mit der Hausfrauenwürde? Überlege es dir doch wenigstens bis morgen, ehe du mir deinen Entschluß mitteilst."

„Prüfen Sie," hatte Miß Grace gesagt. — „Überlege," riet ihr der Bruder, und mit diesem Ausspruch stellten sie sie ihrem Schicksal gegenüber, welches sich das unerfahrene Kind wählen sollte nach eigenem Gutdünken. Aus dem Vorrat ihrer Erfahrungen und Ansichten hatte Miß Grace ihr alles gegeben, was sie in dieser Situation unterstützen konnte, aber ihre Beleggründe schnitten scharf in die Seele und bauten eine riesige Mauer auf zwischen dem kühl prüfenden Verstande und dem warmen jungen Herzen.

Irene lag schon längst im Bette, aber ihre Gedanken und Betrachtungen ließen sie nicht einschlafen. „Miß Grace!" rief sie halblaut. Die Gerufene öffnete ihre Thür und kam an das Lager, über welches sie sich neigte. „Miß Grace, darf ich dann gar nicht mehr an ihn denken?" Wie angstvoll die leise Frage von den Mädchenlippen bebte. „Doch, Irene, doch! Kehren Sie häufig zu dem Gedanken an ihn zurück, und nach einem Vierteljahre werden Sie gewiß selbst darüber lächeln, daß Sie gemeint, er könne Ihnen je mehr sein als jeder andere." — Das junge Mädchen seufzte. „Miß Grace, ich will Herrn von Strehlensens Frau werden." — „Gott segne Ihren Entschluß, der Sie gewiß nie gereuen wird, Irene." — Irene zog die Engländerin zu sich nieder und küßte sie mehrmals. „Gute Nacht, Miß Grace!" — „Gute Nacht, Irene." — Aber als Miß Grace gegangen war, da drückte das junge Mädchen das Gesicht in das Kissen und weinte still. Sie wollte noch einmal ihrem Jugendtraum, diesem „goldenen Traum voll rosiger Blüten", nachweinen, um dann ihn von sich zu bannen für immer. Sie wollte es sich nicht mehr zurückzaubern, das Bild des Mannes, der ihr junges Herz die ersten Freuden und Schmerzen der Liebe gelehrt, daß es, allmählich verblassend, ihrer Seele fremd und gleichgültig ward. Nein, wie sie es stets in sich getragen in männlicher Schönheit, in kraftvoller Jugendfrische, so wollte sie es von sich drängen und nicht mehr daran rühren. Und als sie sich müde geweint und ihre feuchten Wimpern sich schlossen, da war es ihr, als lege eine Hand sich sanft auf ihren Scheitel, und eine bebende Stimme flüsterte: „Aber die Liebe ist die größeste unter ihnen."

Indessen saß Miß Grace noch wachend in ihrem Zimmer und blickte, die Hände über der Brust verschränkt, starr vor sich nieder. Ihre Brauen waren gefaltet und ihre Augenlider gerötet; auch sie hatte geweint. In Gedanken durchlief sie den

Zeitraum, den sie unter diesem Dache verlebt. Es waren fünf volle Jahre. Von Irenes zwölftem bis sechzehntem Jahre hatte sie deren Erziehung geleitet, und seit einem Jahre war sie in der Eigenschaft einer dame de compagnie bei ihr. Miß Grace war Engländerin, mit ihrem Vater, einem Geschäftsmann, aber schon früh nach Petersburg gekommen und dort erzogen. An diesem Orte hatte Vorster sie kennen gelernt und ihr die Erziehung der kleinen Schwester, welche das Petersburger Klima nicht ertrug, anvertraut. Sie hatte es nicht leicht gehabt mit der verwöhnten Irene, der infolge häufigen Kränkelns rechte Ausdauer und Energie fehlten und die schlaff und leicht ermüdet vor jeder Anstrengung zurückschreckte. Miß Grace aber ließ sich durch ihre Aufgabe nicht entmutigen. In ihrer ruhigen Art und mit unermüdlicher Geduld drang sie langsam, sehr langsam, aber sicher auf dem zu erobernden Gebiete vorwärts, und nach dem ersten halben Jahre besann Irene sich kaum mehr darauf, daß es je eine Zeit gegeben, wo sie gegen Miß Graces Anordnungen Opposition geleistet. Irene hing mit hingebendem Vertrauen an ihrer Engländerin und that nichts ohne deren Billigung. Auch Vorster, der seit dem Tode der Eltern für Irenes Erziehung sorgte und dabei seine Einmischung sonst stets nötig geglaubt, hatte sich Miß Grace gegenüber dieses Rechtes bald begeben und ließ ihr in allem freie Hand. Auch er verschmähte hin und wieder Miß Graces Rat nicht. — Alles war gekommen, wie sie es gewünscht; nirgend hätte sie eine angenehmere, einflußreichere Stellung gefunden als in diesem Hause. Jetzt freilich hatte das bald ein Ende! — Mit bebenden Fingern zog Miß Grace ein vor ihr liegendes Buch, eine Art Tagebuch, näher und überflog das soeben Geschriebene. „Ich liebe dieses Kind, wie ich nie jemand geliebt nach — ihm. Aber eben weil ich sie liebe, so soll sie nicht durch schmerzvolle Erfahrungen erst zu der Einsicht gelangen, wie trübe und öde es in der Seele ist nach jenem Rausch, der so bald verfliegt. Mag sie am Dasein des Glückes und der Liebe zweifeln, mag sie keine jener überströmenden Freuden kennen lernen, die bei ihrem Entschwinden die brennende Sehnsucht nach einer seligen Vergangenheit zurücklassen...

Sie ist ein liebliches, reines Kind, meine Irene, zu weich und zart für den Kampf des Lebens. An der Hand eines hochherzigen Gatten wird sie sich zu einer liebenswürdigen Frau entwickeln."

Miß Grace schob das Buch hastig von sich und drückte das Gesicht in das Taschentuch. Auch für sie hatte es eine Zeit gegeben, wo ihr Herz höher geschlagen, ihre Seele einer hellen Zukunft entgegengejubelt hatte — und dem jungen Wesen, an welchem sie mit ganzer Neigung hing, dem wies sie einen freude- und sonnenlosen Weg und rüttelte erbarmungslos an dem süßen Empfinden der reinen Seele. Sie wollte jene ja vor den harten Schlägen des Schicksals hüten und wahren, aber in ihrer kurzsichtigen Fürsorge ahnte sie nicht, welchen Frevel an Irenes Glück sie beging!

* * *

Nach einem Brautstande von acht Wochen sollte Irene von Vorster Herrn von Strehlensens Gattin werden. Der Neid, der sich von mancher Seite darüber kundgab, daß Strehlensen, mit Übergehung unterschiedlicher, reifer, liebenswürdiger Salonschönheiten, das kaum dem Backfischalter entwachsene Mädchen gewählt; der Beifall, welchen die schon früher verheirateten Bekannten und die ganze Verwandtschaft dieser Verbindung zollten, bewirkte, daß auch Irene allmählich etwas Wünschenswertes darin fand. Die Aufmerksamkeiten, mit denen ihr Verlobter sie überschüttete, erfreuten das junge, durch Huldigungen noch nicht verwöhnte Mädchen und schmeichelten ihrer weiblichen Eitelkeit. Zutraulich wie ein Kind schloß sie sich an Strehlensen an und begrüßte mit augenscheinlicher Freude sein jedesmaliges Kommen; nur seine Liebkosungen

nahm sie mit einer gewissen Scheu entgegen und wich denselben soviel wie möglich mit schelmischem Übermute aus. Es verstimmte Strehlensen mitunter, daß Irene jedes Alleinsein mit ihm vermied und ihn stets durch die Anwesenheit anderer zwang, ihr nur als zuvorkommender, formengewandter Weltmann zu begegnen, während er es vorgezogen hätte, in ungestörtem Zwiegespräch mit seiner jugendlichen Braut deren Herz, Gemüt und Lebensanschauungen näher kennen zu lernen. Miß Grace bemühte sich dann, seinen Mißmut zu zerstreuen durch die Bemerkung, daß, wenn Irene erst seine Gattin sei, ihr weicher Charakter sich gewiß völlig dem seinen anpassen und ihr Gemüt in seinem Umgange an Ernst und Tiefe gewinnen würde. Er schien diese Versicherung, die sich in verschiedenen Variationen häufig wiederholte, nicht ungern zu hören, um so mehr, da Miß Grace sie mit so großer Überzeugung äußerte. Augenblicklich war Strehlensen abwesend; eine geschäftliche Angelegenheit hatte ihn auf sein Gut gerufen.

Irene kehrte mit Miß Grace von einer Ausfahrt zurück. Sie lachte ausgelassen über einen Karton, von welchem sich unterwegs der Deckel gelöst, so daß die künstlichen Blumen über ihre Knie in das Innere des Wagens fielen, und empfahl dem herbeieilenden Diener Sorgfalt beim Hinaustragen der zahlreichen Einkäufe an. Leichtfüßig lief sie die Treppe hinan, so eilig, daß sie einen Fehltritt that und wieder einige Stufen hinunterglitt, zum größten Schrecken der Engländerin, die ihr bedächtig und ruhig wie immer folgte. „O Miß Grace!“ rief Irene, in ihrem Zimmer vor dem hohen Spiegel stehend und den langen weißen Schleier lösend. „Wie finden Sie dieses Zusammentreffen mit der lieben Cousine Kornelie? Gestern im Putzgeschäft, heute bei der Schneiderin! Und der Blick, mit dem sie mich bei der Anprobe des Kleides maß, und die süßsaure Stimme bei den Worten: ‚Irene, du wirst ja pompös aussehen als Braut.‘ — Ich bitte Sie, Miß Grace, das ist eine Bezeichnung für mich! Ich glaube, Kornelchen wäre nicht ungern an meiner Stelle — wie?“ — Miß Grace, die Hut und Mantel schon abgelegt hatte, zog langsam ihre Handschuhe aus und schwieg. „Sie antworten nicht,“ lachte Irene mutwillig. „Ich weiß, was Sie denken, Miß Grace! Seit fünf Jahren leite ich dieses Mädchen dazu an, sich jeden unfreundlichen Urteils über andere zu enthalten, und jetzt, wo sie bald eine Hausfrau vorstellt, vergißt sie alle meine Lehren. Nicht wahr, Miß Grace, so denken Sie? — Und warum beneidet man mich?“ warf Irene, plötzlich ernst werdend, hin. „Ist mein Los denn ein so glückseliges? Sind die Leute heutzutage wirklich weniger aufgeklärt als seiner Zeit Solon? Mein Leben beginnt doch erst — seine spätere Gestaltung hängt ja ganz von der Zukunft ab.“ — Miß Grace lächelte etwas wehmütig. „Sie sind in seltsamer Stimmung heute, Irene,“ meinte sie. „Vorhin waren Sie von kaum zu bändigendem Übermut, jetzt greifen Sie bis auf Solon zurück und philosophieren nachdenklich über Ihre Zukunft.“

Der Diener meldete, daß das Frühstück serviert sei, und die beiden Damen gingen nach dem Speisezimmer. Irene, wieder in heiterster Laune, plauderte fröhlich beim Essen, und Miß Graces Blicke ruhten sinnend auf dem anziehenden Gesichtchen mit den lebhaft glänzenden Augen und den sanft geschwellten, dunkelroten Lippen. Sie beantwortete ziemlich einsilbig Irenes Fragen und bemerkte plötzlich: „Wer soll Sie trauen, Irene? Pastor Wellner, nicht wahr?“ — Das junge Mädchen setzte etwas geräuschvoll ihre Tasse nieder und entgegnete, leicht errötend: „O Miß Grace, warum gerade er?“ — „Und warum nicht er so gut wie jeder andere?“ wiederholte die Gefragte ruhig. „Wenn Sie Ihren Verlobten achten und lieben —“ — „Ich achte ihn,“ unterbrach Irene sie hastig, „ich finde ihn liebenswürdig, ich gestehe ihm jeden Vorzug zu — aber ob ich ihn gerade liebe —“ — „Sie werden es lernen,

Irene," versicherte die Engländerin. „Entsinnen Sie sich vielleicht noch jener Zeit — es war in den ersten Monaten meines Zusammenseins mit Ihnen —, wo ich einmal etwas von Ihnen forderte und Sie mir den Gehorsam verweigerten. ‚Wenn Sie mich liebten, Irene, so würden Sie es thun,' suchte ich Ihren Eigensinn zu brechen, und Sie versetzten trotzig: ‚Aber ich liebe Sie nicht, Miß Grace.' — Damals antwortete ich: ‚Sie werden es lernen, Irene.' — Und Sie haben es gelernt, nicht wahr? — Warum sollten Sie es nicht auch in diesem Falle lernen, nachdem Sie sich von Herrn von Strehlensens Eigenschaften überzeugt haben, nachdem —"

„Also bis zum letzten Augenblicke Zoll für Zoll Miß Grace," tönte es lachend von der Thür her, die Worte der Engländerin unterbrechend, und eine alte Dame mit großen, hellgrauen Locken zu beiden Seiten des anziehenden Gesichtes trat näher zu den beiden, die sich herzlich begrüßten. Es war eine Predigerwitwe, eine Bekannte von Miß Grace. „Wollen Sie mir gütigst eine Tasse Thee geben, meine liebe Miß Grace," sagte sie, sich am Frühstückstische niederlassend, und während die Angeredete diesem Wunsche Folge leistete, sprach sie munter weiter: „Ich kam, wie es schien, gerade mitten in eine Rede hinein, die Fräulein Irene gehalten wurde. Sollte dieselbe noch nicht zu Ende sein, so führen Sie sie nur ruhig durch — ich werde in keiner Weise stören." — „Ich habe nur noch eine Antwort von Irene zu erhalten," versetzte Miß Grace lächelnd. „Es hat damit aber Zeit — lassen wir das also jetzt beiseite, liebe Frau Pastorin. Wie geht es Ihrer Nichte Agnes?" — „Sie ist ganz glücklich über ihren kleinen Knaben, auf den der Vater auch sehr stolz ist," berichtete die Gefragte. — „Und die Ehe ist eine befriedigende?" fragte die Engländerin weiter, Zuckerdose und Kuchen näher rückend. — „Außerordentlich, liebe Miß Grace! Ich muß gestehen, ich war anfänglich etwas besorgt über ihr Geschick, als das achtzehnjährige Mädchen den Fünfziger heiratete. Aber meine Agnes ist eben ein vernünftiges Geschöpfchen; sie hat sich mit bestem Willen und unverwüstlichem Humor in ihre Lebensaufgabe hineingearbeitet und ist denn auch eine zufriedene Frau geworden, die der Mann verehrt und auf Händen trägt." — Miß Grace warf Irene einen Blick des Einverständnisses zu, den das junge Mädchen mit etwas mattem Lächeln erwiderte. — „Meine Tochter Ernstine, die übrigens von der blühenden, lebhaften Agnes sehr verschieden ist, wird sich wahrscheinlich auch bald verloben," erzählte die alte Dame weiter. „Pastor Wellner läßt deutlich die Absicht durchblicken, sie zu wählen. Seine Mutter wird Ernstine mit offenen Armen als Tochter aufnehmen, da sie das sanfte, häusliche Mädchen von jeher ganz besonders in ihr Herz geschlossen." — Irene hatte bisher lauschend dagesessen, jetzt stieß sie geräuschvoll ihren Stuhl zurück und verließ hastig das Zimmer. Miß Grace sprach, ohne nach ihr umzuschauen, ruhig mit der alten Dame weiter.

Als nach einer Stunde der Besuch sich entfernt hatte, suchte Miß Grace das junge Mädchen auf. Irene lag in ihrem Boudoir auf dem Diwan, und die geröteten, geschwollenen Lider verrieten reichlich vergossene Thränen.

Die Engländerin setzte sich zu Irene, welche sie mit beiden Armen umschlang und in Schluchzen ausbrach. „O Miß Grace," weinte sie, „das hätte ich nicht von ihm erwartet!" — „Was hätten Sie nicht von ihm erwartet, Irene?" fragte Miß Grace ruhig. „Daß er sich verlobt? Was erwarteten Sie denn? Daß er aus Gram über Ihre Verlobung verzweifelt? Allerdings wäre es romantischer, wenn er ein Menschenhasser würde oder aus Kummer stürbe; aber Sie sehen, er findet einfachere Mittel, sich zu trösten, wenn er überhaupt des Trostes bedürftig war." — „Er hätte wenigstens warten sollen," schluchzte das junge Mädchen, vor Erregung bebend. — „Warten? Worauf denn, Irene?" — „Ich will Strehlensen

nicht," weinte Irene. „Ich werde ihm abschreiben — sogleich." Und sie schnellte mit einer heftigen Bewegung vom Kissen empor. Miß Grace legte beide Arme um die schlanke Mädchengestalt und hielt sie zurück. „Irene," sagte sie ernst und eindringlich, „Sie haben es nur schlecht gelernt, Ihren Leidenschaften gebieten. Sie sprachen vor kurzem mit mir von ‚glücklich sein'. Meinen Sie, das Glück träte von außen an uns heran, es läge in dem, was unser Auge erfreut, unseren Sinnen schmeichelt? Nein, Irene, aus uns selbst müssen wir es herausarbeiten, wir müssen unsere Leidenschaften ebnen, unser Sein klären, uns selbst in unserer vollen Gewalt haben, dann finden wir in uns jene Ruhe, jene liebenswürdige Nachsicht, die es uns leicht macht, Menschen und Verhältnisse zu tragen und zu nehmen, wie sie sind. Das einzige Glück, Irene, ist seelisches Gleichgewicht, das durch nichts in Schwanken gebracht wird." — „Dann werde ich nie glücklich sein," schluchzte das junge Mädchen, das Gesicht auf Miß Graces Knie drückend. „Ich werde mir nie einbilden können, glücklich zu sein, wenn ich es nicht wirklich bin, — ich werde nie Strehlensen lieben — nie Wellner vergessen können." — „Dann schreiben Sie Herrn von Strehlensen ab, Irene. Dort liegt Papier und Feder. Schreiben Sie ihm, Sie brächen mit ihm um eines Mannes willen — der sich mit einer anderen verlobt." Miß Grace löste Irenes Arme von ihrer Taille und stand auf. „Wenn Sie mit sich selbst einig geworden über das, was Sie thun wollen, Irene, dann teilen Sie es mir mit. Sie finden mich in meinem Zimmer." — Und Miß Grace zog sich zurück. Sie hatte streng und scharf gesprochen; das junge Mädchen hatte deutlich tiefen Unwillen in ihrer Stimme gehört. Der Gedanke, in Miß Graces guter Meinung zu sinken, war Irene unerträglich, und die Mißbilligung der Engländerin schmerzte sie im Momente mehr als alles andere.

Es war auch noch keine halbe Stunde verflossen, so stand Irene wieder völlig gefaßt und ruhig, wenn auch in etwas gedrückter und beschämter Stimmung vor Miß Grace und bat dieselbe, Sorge dafür tragen zu wollen, daß Pastor Wellner ihre Trauung vollzöge. Der Beifall der Engländerin versöhnte sie einigermaßen mit diesem etwas schweren Entschluß.

* * *

Der Hochzeitstag kam. Die hilfreichen Geister, welche Irene ankleideten, hatten soeben die letzte Hand an ihre Toilette gelegt. Die Friseuse versicherte mit schmeichlerischen Worten, daß sie schon lange nicht mehr eine so schöne, jugendliche Braut coiffiert, raffte Haarnadeln und Kämme zusammen und entfernte sich grüßend. Das Kammerzöschen trug die in Hast rings verstreuten Kleider fort und ging nach dem Schlafzimmer, um Irenes Reiseanzug bereit zu legen; das neuvermählte Paar sollte heute eine Hochzeitsreise antreten. Mit brennenden Wangen und strahlenden Augen stand Irene vor dem hohen Spiegel. Der schwere, schimmernde Atlas umspannte eng die schmiegsame Mädchengestalt und ließ sie höher und in den Formen gereifter erscheinen als sonst, während unter der duftigen Wolke des lang niederfallenden Schleiers das brünette Gesichtchen kinderhaft jung in die Welt schaute. Diese Beobachtung beschäftigte auch Miß Grace, die, in starre, dunkelbraune Seide gekleidet, seitwärts im Fauteuil lehnte. Miß Grace war sehr ernst gestimmt; fast wie Bangen überschlich es sie, daß hauptsächlich sie es gewesen, die diese junge, kaum zum Selbstbewußtsein erwachende Seele in das Joch ernster Pflichten drängte. Wer stand ihr dafür, daß Irenes Los sich so erfüllte, wie Miß Grace es für unausbleiblich hielt? Die Engländerin suchte sich diese Überzeugung aus der Ansicht zu schaffen, daß Irenes noch kinderhaft weiches Gemüt, dem Bedürfnis des Gelenktwerdens nachgebend, sich vertrauensvoll an Herrn von Strehlensen schmiegen und sich leicht in seine gereiften Lebensanschauungen finden würde.

Irene hob den Arm und nestelte ordnend an ihrem Haar. „Nun, Liebchen, nimm Abschied von Fräulein Irene," redete sie plötzlich mutwillig ihr Spiegelbild an. „Du siehst sie später nur als gnädige Frau wieder." Die Engländerin blickte fast bedauernd zu der Sprecherin hinüber; diese Irene war doch noch von erschreckender Oberflächlichkeit; es that ihr wirklich not, daß sie dem Ernst des Lebens näher ins Auge sah.

Irene wandte sich vom Spiegel ab und machte langsam die Runde durch den kleinen, luxuriös ausgestatteten Raum. Ihre Hand glitt wie liebkosend über die Lehnen der zierlichen Polsterstühle, über die Platten der Tische und die schweren Draperien der Thüren und Fenster. „Lebt wohl," flüsterte sie, „ihr werdet eure glückliche sorglose Irene wohl nie wiedersehen."

Das leise Lächeln, mit welchem Miß Grace anfänglich des jungen Mädchens Verfahren beobachtet hatte, erstarb auf ihren Lippen; diese Äußerung klang so wehmütig, daß die Engländerin sich tief davon ergriffen fühlte und mühsam ihre Bewegung niederhielt.

Das junge Mädchen nahm ihre Handschuhe vom Tische und streifte sie langsam über die Finger; sie war sehr ernst geworden, und ihre Lippen lagen fest aufeinander. Ein leises Klopfen an die Thür machte sie auffahren; Vorster trat ein, gefolgt von Strehlensen. Er ergriff die Hand seiner Schwester und führte sie Herrn von Strehlensen zu. „Mein Leben war stets Mühe und Arbeit," wandte er sich mit zuckenden Gesichtsmuskeln an jenen. „Mein Dasein kannte nur einen Lichtstrahl: es war dieses Mädchen. In der Liebe und Sorge für Irene habe ich den Ersatz gesucht für das Glück, welches mir ein ungünstiges Geschick versagte. In Irene gebe ich Ihnen das Höchste, das ich auf der Welt besitze. Hier, nehmen Sie meine Schwester aus meiner Hand entgegen und tragen Sie Sorge, daß Irene diese Stunde stets segnen möge."

Das Rot der Erregung wich aus Irenes Wangen, und nach einem großen, angstvoll fragenden Blick auf den Bruder senkten sich ihre Lider. Die schmerzliche Bewegtheit, die in seinem Tone bebte, griff ihr mit jähem Weh in die Seele und stellte wie mit einem Schlage alles hinter ihr Liegende vor ihr geistiges Auge. Ja, bisher hatten nur Liebe und Sorgfalt sie umgeben und gehütet, ihr ganzes Mädchenleben war so still, so friedlich dahingezogen, kein einziger wirklich großer Schmerz hatte noch störend hineingegriffen — selbst die Thränen der Liebe, welche sie in diesen traulichen Räumen geweint, sie gehörten mit zu den Erinnerungen, die sie freundlich umspannen.

Und nun mußte sie fort von hier, fort in eine ganz neue, fremde Welt. Eiskalt lag Irenes Hand in der Strehlensens, — sie hörte nichts von den warmen, innigen Worten, die er zu ihr, zu ihrem Bruder und zu Miß Grace sprach; ihre Blicke hingen am Boden, so hartnäckig, als suchten sie dort etwas, und das liebliche Gesicht nahm einen ängstlichen, verschüchterten Ausdruck an.

Strehlensen zog ihre Hand in seinen Arm, und an seiner Seite schritt sie durch die festlich geschmückten, hell erleuchteten Räumlichkeiten nach dem Saale, wo Trauzeugen und Gäste des Paares harrten. Hinter ihr her schleifte als lange Schleppe der milchweiße, glitzernde Atlas über das Parkett; bei jeder ihrer Bewegungen rauschte er, daß es ihr fremd und seltsam in die Ohren klang; ihre Hand hielt ein prachtvolles Bouquet, das ihr Verlobter ihr überreicht; ihre Blicke fielen auf die Rosen und die breite Spitzenborte des Blumenhalters, und sie fragte sich selbst, woher sie es habe. Wie von ängstlichem Traume befangen, schritt sie dahin, und mechanisch bewegten ihre Füße sich vorwärts. Und jetzt traten sie in den Saal, wo ein beifälliges Geflüster die liebliche Erscheinung der jungen Braut grüßte; aber sie schrak empor und schlug jäh die Blicke auf, die scheu an dem neben ihr Herschreitenden hinglitten. Wohin führte sie dieser Mann mit dem scharfen

Profil und dem ergrauenden Haar? Er ging mit ihr durch den Saal, aus dessen vergoldeten Lüstern breite Lichtströme auf sie niederflossen, die ihr weh thaten, so daß sie einen Moment die Augen schloß. Und jetzt wurde es still — das Rauschen der schweren Schleppe verstummte — sie stand mit ihrem Führer auf dem Teppich vor dem zum Altar hergerichteten Tische mit dem Kruzifix und den Lichtern. Diese plötzliche Stille beengte Irene, ein Bangen faßte sie; sie machte eine Bewegung, als wolle sie die Hand aus Strehlensens Arm ziehen; dadurch kam sie wieder zum Bewußtsein der Situation und blieb regungslos stehen. Der Geistliche begann zu sprechen. Sie wußte, wer da vor ihr stand in dem schwarzen Talare, sie kannte diese hünenhafte Gestalt, diese kräftigen, weißen Hände wohl, und sie kannte auch diese volltönende Stimme, die einst in leise bebenden Lauten zu ihr gesprochen: „Aber die Liebe ist die größeste unter ihnen." Und heute bebte sie auch, sie hatte nicht ihre ruhige Sicherheit, ihren klaren, festen Klang — es war hin und wieder, als ränge sie sich mühsam los aus der breiten Männerbrust, und dann wieder, als zwänge sie sich, von grollender Färbung zu gewöhnlichem Klange zurückzukehren. Irene verstand die Rede nicht — in abgerissenen Sätzen schwirrte dieselbe an ihrem Ohre vorüber; — Nachsicht — Treue — Liebe — sie konnte den Sinn nicht finden. — Wie andächtig sie lauscht, wie ernst und gesammelt sie seine Worte in sich aufnimmt, dachte Miß Grace, mit Mühe ihre Thränen niederkämpfend.

Irenes angstvoll schlagendes Herz aber folgte nur dem Aufwallen seines Gefühles, dem Wogen und Sinken seiner bewegten Seele, die sie, nur sie allein in dem Tonfall seiner Stimme hörte.

Durch einen leisen Druck des Armes rief Strehlensen sie in die Gegenwart zurück; sie sollte ihr Ja geben. Sie schlug die Wimpern auf. Hoch und majestätisch stand Wellner vor ihr, und ernst und traurig begegneten die blauen Augen den ihrigen. Zu Tode erschrocken, schlug sie die Lider nieder, und ihre Lippen stammelten ein leises „Ja". Liebe — warum predigte er ihr denn Liebe — Liebe zu einem anderen — es gab ja keine Liebe ohne Schmerz und Enttäuschung, hatte Miß Grace gesagt.

Die Ringe wurden gewechselt. Er war nur so klein, der goldene Reif, er umschloß nur den schlanken Finger — warum schien es ihr, als wüchse und wüchse er und lege sich wie ein metallenes Band um ihr Herz, dessen laute, heftige Schläge er zu ersticken drohte? Konnte denn wirklich eine Zeit kommen, wo dieses Gefühl höchsten moralischen Unbehagens sich in Zufriedenheit und Seelenruhe wandelte? Miß Grace hatte sie ja dessen versichert; Miß Grace kannte Menschen und Leben und hatte noch nie einen unvernünftigen Rat erteilt.

Und jetzt segnete Wellner das Paar. Sie kniete vor ihm mit tiefgesenktem Antlitz, und über ihrem Haupt ertönten seine Segensworte wie ein Bannspruch gegen jedes Weh, das sie treffen könnte, wie eine innige Bitte an eine höhere Macht, jeden Tag, jede Stunde ihres neuen Lebens mit Licht und Glück zu überströmen. Ihr Gatte zog sie mit sich vom Boden empor, und mit einem tiefen Aufatmen schaute Irene um sich. Glückwünschend umgab man das Paar. Als das erste „gnädige Frau" an Irenes Ohr schlug, schrak sie zusammen und zog so hastig die Hand aus Strehlensens Arm, daß der Trauring ihr entglitt und über das Parkett dahinrollte. „O weh, welch böses Omen," flüsterte die Cousine Kornelie ganz in ihrer Nähe, als man den Ring aufhob; aber die Neuvermählte hörte nichts davon — sie streckte die Hände nach Miß Grace aus, warf sich an deren Brust und barg das Gesicht an ihrer Schulter. Die Engländerin führte sie aus dem Kreise nach einem Seitenzimmer, dessen Thür sie hinter sich ins Schloß drückte. Irene glitt auf den Boden nieder und barg das Gesicht in Miß Graces Schoß; wie eine Silberwoge breitete der schimmernde Stoff der Robe

sich über den dunklen Teppich. Heftiges Beben schüttelte die schlanken Glieder, aber kein Schluchzen ward hörbar.

„O Miß Grace, mir ist so bange," murmelte die junge Frau. Die Engländerin hatte beide Hände auf Irenes Schulter gelegt; sie beugte sich tief über die Sprecherin, und große Thränen fielen auf die Myrtenreiser und den Schleier. — Die Portieren, welche den Raum von Vorsters Kabinett trennten, teilten sich und Strehlensen erschien. „Irene," begann er bittend. — Sie schnellte empor und hob abwehrend die Hand gegen ihn. „Nur einige Minuten schenke mir noch, in denen ich mir und meinen Erinnerungen angehören darf; nur einige Minuten, Robert, ich gehöre doch dir — für das ganze Leben." Sie stieß das hastig hervor — dann ließ sie wieder das Antlitz auf die Knie der Engländerin zurückfallen und blieb wort- und regungslos liegen.

Strehlensen wollte sich soeben, etwas bestürzt, zurückziehen, als auch Vorster eintrat. Bei seiner halblauten, tieftraurigen Stimme erhob sich Irene eilig und versuchte zu lächeln; willig ließ sie sich dann von ihrem Gatten zur Gesellschaft zurückführen. Miß Grace, welche bald nach ihr den Saal betrat, fand sie in augenscheinlich heiterster Stimmung im Kreise ihrer jungen Bekannten.

Sie war eben ein seltsames Geschöpfchen, diese Irene; sie schien den leicht beweglichen Sinn ihrer Mutter geerbt zu haben, der ohne Schwierigkeit über peinliche Situationen des Lebens hinglitt und schnell unbequeme Empfindungen abstreifte. „Sie wird sich bald in ihr Los finden und zufrieden sein," überredete Miß Grace sich selbst. — „Sie ist außergewöhnlich fröhlich — sie scheint wirklich ganz glücklich zu sein," äußerte die Cousine Kornelie in einem intimen Zwiegespräch mit ihrer Freundin. — „Strehlensen ist kaum wiederzuerkennen," meinte die andere. „Er scheint entzückt zu sein über Irene. Sie ist heute auch zu niedlich." — „La beauté du diable," versetzte Fräulein Kornelie etwas geringschätzend und schob das Bracelet zurecht, das ihren vollen, weißen Arm umspannte. „Die Schönheit vergeht schnell — ob Irenes Glück stichhaltig ist, das muß die Zukunft beweisen."

* * *

Einige Werst von dem Herrn von Strehlensen gehörenden Rittergute Neuenhof lag ganz von Grün umgeben das gleichnamige Pastorat, welches seit einiger Zeit Pastor Wellner inne hatte. Weithin zogen sich die Landstraße entlang üppige Wiesen und gelbliche Kornfelder, und drinnen im großen Garten zeugten die wohlgepflegten Blumen- und Gemüsebeete von sorgsamen Augen und fleißigen Händen, die alles im besten Stande hielten.

Die grünen Jalousien vor den Fenstern waren gesenkt, nichts regte sich in den Zimmern, deren Reihe man, durch die weit offenstehende Hausthür in den Flur tretend, mit ihrer schlichten aber anmutenden Einrichtung in dämmeriger Kühle vor sich liegen sah; die dicken Mauern des alten Gebäudes ließen sich nicht so bald von den sengenden Strahlen der Julisonne durchwärmen.

Auf der kleinen, von wildem Wein umsponnenen Veranda, an deren Holzsäulen ein Apfelbaum seine von noch grünen Früchten schweren Äste schmiegte, hörte man zwei Frauen plaudern. Die jüngere saß nähend auf den Stufen, während die andere, eine alte Dame, am Tische Stachelbeeren rein machte.

Die Näherin, ein frisches Landmädchen mit blühenden Wangen, schnitt soeben in einen Streifen Zeug und riß denselben mit großem Geräusch auseinander. Vorsichtig lugte sie nach der halb angelehnten Glasthür hinter ihr und wandte sich dann mit flüsternder Stimme an die alte Dame, die eifrig an ihren Stachelbeeren zupfte: „Ich sage Ihnen, gnädige Frau, ich habe es dort kaum ausgehalten. Wenn man mir auch das Doppelte gäbe, ich ginge doch nicht wieder aufs Schloß." — „Ist es denn wirklich so arg?" fragte die andere mit gedämpfter Stimme. Sie

sprachen beide so leise, weil sie wohl wußten, daß Wellners junge Gattin ähnliche Dinge ungern hörte, und sowohl die Schwiegermutter als die redselige Schneiderin empfanden eine seltsame Scheu vor dem vorwurfsvollen Blick, mit dem die ernsten Augen der stillen, bleichen Frau sich in solchen Fällen auf sie richteten.

„Ach, gnädige Frau, was soll man da sagen," plauderte die kleine Näherin flüsternd weiter. „Wenn man nur verdrossene Gesichter sieht und allerlei böse Reden hört, da kann es einem doch nicht wohl ums Herz werden." — „Aber, Katte,* was hat der Herr von Strehlensen denn an seiner Frau auszusetzen; sie ist ja blutjung, wie man sagt, hübsch und reich — auch sind sie höchstens vierzehn bis fünfzehn Monate verheiratet." — „Ach Herr Je, gnädige Frau, ihm ist nichts an ihr recht. Meine Cousine Blum war dort Wirtschafterin, und wie der Herr die junge gnädige Frau heimbrachte, da hat er die Blum fortgeschickt und die Schlüssel der gnädigen Frau gegeben, damit sie wirtschaften möchte." — „Und sie verstand gewiß nichts davon, Katte?" — „Verstand auch nichts," bestätigte Katte geheimnisvoll. „Das war was! Der Herr ritt am Morgen fort, und dann hat die gnädige Frau dem Koch alle Schlüssel gegeben, er solle nehmen, was er brauche aus Keller und Vorratskammer, und selbst hat sie nie den Fuß da hineingesetzt; sie hat nur gelesen, Briefe geschrieben und Klavier gespielt, bis das Essen auf dem Tisch stand und der Herr nach Hause kam." — „Das war recht bequem," bemerkte die alte Frau Wellner. — „Und um die Wäsche hat sie sich gar nicht bekümmert," berichtete die Schneiderin weiter, seelenvergnügt, bei ihrer Zuhörerin so viel Interesse zu finden. „Alles wurde nur so in die Schränke und Kommoden gestopft und der Schlüssel umgedreht, und damit war es zu Ende."

„Und wie lange ging denn das so?" fragte die alte Dame, ihre Arbeit ruhen lassend und in starrem Erstaunen die Hände faltend. — Katte fädelte ihre Nadel ein. „Vielleicht ein halbes Jahr lang, bis die alte Generalin kam," sagte sie dann und schlang das Ende des Fadens zu einem Knoten. „Die verstand keinen Spaß! Sie hat gründlich überall nachgesehen und soll außer sich geraten sein, als sie die Wirtschaft so fand. Und dann haben sie sich alle miteinander tüchtig gezankt, aber ganz tüchtig; Herr von Strehlensen soll nur immer geschrien haben: ‚Bei solcher Verwaltung muß man ja zu Grunde gehen — ich bin kein Krösus — ich bin noch lange kein Krösus!' — und dann hat die junge gnädige Frau ihm — brietsch — alle Schlüssel vor die Füße geworfen und dazu gerufen, seine Schwester, die Generalin, könne Haus halten, sie würde sich von nun ab um nichts mehr kümmern — und da war es denn ganz aus!" — Die Zuhörerin wiegte kummervoll das Haupt und forschte teilnehmend: „Und bis dahin waren sie glücklich miteinander?" — „Eh wo, gnädige Frau, was wird denn nur da fürn Glück gewesen sein! Meine Freundin Madlene, die Tochter vom Müller Kern, ist dort doch Kammermädchen, seit die gnädige Frau ins Haus kam. Sie sagt, erst war die junge Frau ganz ausgelassen und kindisch und hat lauter dummes Zeug gemacht. Das hat der Herr nicht leiden mögen, und sie haben sich gezankt, erst selten und dann immer öfter, und wenn sie so recht böse war und weinte und mit dem Fuße auf den Boden trat, dann hat er sie immer noch mehr gereizt und sie gefragt, ob er ihr nicht eine Gouvernante solle kommen lassen, eine Miß Grace oder eine andere." — „Aber das war ja gar nicht hübsch von ihm," wandte die alte Dame bedauernd ein. — „Nu nein, es war auch nicht hübsch," gab die andere zu. „Das haben alle gesagt. Sie ist auch eine ganz andere geworden. Die Madlene sagt, wenn sie nicht gerade zankt, so ist sie muckstill und sieht so merkwürdig aus den Augen, aber so merkwürdig, daß man es gar nicht

* Eine in Kur- und Livland in der Provinz übliche Abkürzungsform für Katharine.

beschreiben kann." — „Ja, wie denn, Katte, traurig?" — „Weiß Gott, gnädige Frau, traurig und auch wieder boshaft. Die Menschen sagen auch, sie sei böse und von hartem Gemüt."

„Nicht doch, Katte, sie ist unglücklich," redete die alte Dame dagegen. „Der Kummer macht oft Herz und Seele eng und unzugänglich für anderer Leiden. Sie hat wenig Freude; auch ihr einziges Kindchen hat sie so schnell wieder verloren." — Die Schneiderin ließ die Arbeit in den Schoß sinken und wandte das Gesicht voll zu der Sprecherin. „Ach, und Sie denken, gnädige Frau, sie grämt sich viel darum? Als ich dort nähte, sagte ich einmal zu ihr: ‚Wenn der liebe Gott der gnädigen Frau doch das kleine Fräulein gelassen hätte,' und sie machte ein ganz langes Gesicht und antwortete: ‚Davon verstehen Sie nichts, Katte — für meine Kleine war es das beste, daß sie so schnell die Erde verließ.' — Ich war auch wie auf den Mund geschlagen." — Eine kleine Pause entstand. Die Schneiderin nähte emsig, und die alte Frau Wellner nahm eine neue Hand voll Stachelbeeren aus dem Korbe. „Und was macht sie denn den Tag über ohne Kind, ohne Wirtschaft auf dem einsamen Neuenhof?" fragte dann die alte Dame.

„Wenn Sie es wissen wollen, gnädige Frau," versetzte Katte geheimnisvoll und biß mit ihren weißen Zähnen den Faden ab. „Sie malt und zeichnet — auch liest sie viel. Die Madlene sagt, sie ist ganz gelehrt — aber sie ist trotzig und launisch und schmollt viel mit dem Herrn." — „Und er hat sie lieb?" erkundigte sich die andere teilnehmend. — „Ach Gott bewahre, gnädige Frau, er hat sie gar nicht lieb; und seit das Kind tot ist, soll er sich erst gar nichts aus ihr machen." — Die kleine Schneiderin schwieg und beschäftigte sich angelegentlich mit ihrer Arbeit, denn durch die Zimmer her hörte man leichte Schritte nahen, und gleich darauf trat die junge Pastorin mit einer weißen Küchenschürze umgürtet aus der Glasthür. Aus dem bleichen Gesicht schauten ernst ein Paar große, dunkelblaue Augen, über deren seelenvoller Tiefe man die Unregelmäßigkeit der Züge vergaß. „Mama," begann sie, eine kleine Schale vor ihre Schwiegermutter setzend, „bitte, koste den Saft; ich glaube, er ist gut. — Und willst du dann so freundlich sein, mich für ein Viertelstündchen in der Küche zu vertreten? Otto hat mir einen kleinen Spaziergang vorgeschlagen; er ist so müde vom angestrengten Arbeiten, und ich möchte seinem Wunsche willfahren." — Die alte Dame erhob sich und strich ihre Wirtschaftsschürze glatt. „Geh nur, Ernstinchen — du kannst gern länger fortbleiben — ich will schon nach allem sehen." — Die junge Frau neigte dankend das Haupt und ging in das Haus zurück.

Bald darauf schritt sie an ihres Gatten Arm über den großen Rasenplatz vor dem Hause der Landstraße zu. Alte, breitästige Linden bildeten eine Allee, deren Schatten sie schützend deckte, dann gingen sie langsam über den schmalen Pfad zwischen den Feldern, deren hohe Ähren rauschend ihre Kleider streiften, erstiegen eine leichte sonnige Anhöhe und traten durch die in der Angel kreischende Pforte in den Friedhof. Wellner ging um das Kirchlein herum nach einer alten, hölzernen Bank, die im Schatten tief niederhängender Eschen ein lauschiges Plätzchen bildete; dort ließen sie sich nieder. Wellner nahm den Hut ab und strich die dichten, lockigen Haare von der breiten Stirn zurück. Schweigend, die Hände im Schoß verschränkt, saß seine junge Gattin neben ihm, und ihre tiefernsten Augen blickten sinnend in die Weite. Um sie her herrschte kühler Schatten, vor ihnen aber webte das schimmernde Sonnenlicht seinen warmen Glanz um die grünen Hügel, die sich mit ihren kleinen weißen Kreuzen so friedlich aneinander reihten. Schmetterlinge und schillernde Libellen gaukelten im Gefühl völliger Sicherheit über die einfachen Blumen, die vielfarbig ihre Köpfchen aus dem Rasen hoben; neben ihnen wiegte eine Feldwinde, welche die Seitenlehnen

der Bank umsponnen hielt, ihre blaßrosa Blüten im lauen Sommerwinde.

Und nicht weit, seitwärts von ihnen, hinter dem gußeisernen Gitter des Strehlensenschen Erbbegräbnisses, kauerte, verborgen durch die dichten Akazienbüsche, neben einem kleinen Hügel eine junge Frau, welche, von der trostlosen Öde ihrer Seele erschreckt, von dem Unfrieden und der Unbehaglichkeit ihres Daseins angewidert, hierher geflohen war. Sie wußte selbst nicht, warum sie hierher kam, was ihr in Groll schlagendes Herz, ihre von Bitterkeit und Unruhe erfüllte Seele zu finden hoffte an dieser Stätte, wo eine versöhnende Macht alle Unebenheiten des Schicksals verlöscht und glättet. Mit gebeugtem Nacken, gleichsam in sich selbst zusammengesunken, weilte sie neben dem frisch grünenden Grabe, dessen Marmortafel das einzige Wort trug: Alma.

Wellner und seine Gattin saßen längere Zeit stumm nebeneinander, dann brach er das Schweigen: „Ernstine, heute ist es ein Jahr, daß ich dich bat, mir anzugehören — sechs Monate, daß du vor dem Altare mit mir verbunden wurdest. Ich irre mich vielleicht, aber es scheint mir, Ernstine, als seiest du nicht zufrieden, als drücke dich etwas — ich habe dich nie mit so ernstem Blick, so umwölkter Stirn gesehen als in den letzten Tagen. Ernstine, laß uns aufrichtig gegeneinander sein: du fühlst dich unglücklich.“ — Die junge Frau schlug die Augen auf; groß und offen begegnete ihr Blick dem ihres Gatten. „Sieh, Otto,“ versetzte sie ruhig, „ich habe es immer gewußt, daß ich nicht eine Frauengestalt bin, die entzücken und hinreißen muß — ich habe es wohl in unseren sogenannten Honigmonaten empfunden, wie groß der Unterschied zwischen wirklicher Liebe und einfacher Vernunftwahl ist, denn niemand kann maßvoller und leidenschaftsloser in dieser Zeit gewesen sein als gerade wir beide, Otto. Doch ich hoffte trotzdem, daß ich durch treue Pflichterfüllung, durch williges Unterordnen deinem Herzen näher rücken, dir wenigstens unentbehrlich und dadurch allmählich lieb werden würde — bisher habe ich das aber noch nicht erreicht, und das macht mich — sehr mutlos.“ — Er sah es schmerzlich um ihre Lippen zucken und nahm sanft ihre Hand in die seinige. „Ernstine,“ sagte er bittend. „Du bist ja immer von unerschöpflicher Geduld — übe sie auch gegen mich. Ich weiß, ich bin in letzter Zeit weniger umgänglich, mitunter hastig und schroff gewesen. Sieh, Ernstine, ich lege meine ganze Seele mit ihrem Empfinden, ihrem Irren und Fehlen in deine Hände, es soll kein Geheimnis zwischen uns stehen. Damals, Ernstine, als ich deine Hand begehrte, sagte ich dir, ich müsse erst eine Neigung besiegen, die mich seit lange in ihrem Bann hielte — nun, Ernstine, wir sind seit sechs Wochen in der Nähe des Weibes, welches ich einst liebte — die wachgerüttelte Erinnerung ist mir peinlich und verstimmt mich moralisch.“ — „Aber warum kamst du hierher, Otto — du hättest einen anderen Ort wählen sollen?“ — „Nicht doch, Ernstine, ich wollte nicht feige vor einer ehemaligen Schwäche zurückweichen — ich habe das Schwerste längst überwunden, ich gebe dir mein Wort darauf, Ernstine, ich liebe Irene von Strehlensen nicht mehr.“ Die junge Frau sah wieder zu ihm empor, ein wehmütiges Lächeln auf den Lippen. „Aber die Erinnerung an sie wird dich noch lange verhindern, eine wahre, tiefe Neigung für eine andere zu fassen. Wodurch erschien sie dir denn liebenswert, Otto?“ — „O, ich weiß es nicht, Ernstine!“ rief er lebhaft. „Kann man denn überhaupt erklären und analysieren, was man in dem geliebten Gegenstande liebt?“ — „Du weißt wohl, Otto, es ist sonst nicht meine Art, andere zu verurteilen — mag doch jeder auf sich selbst achten,“ sprach die junge Pastorin mit leicht vibrierender Stimme weiter. „Aber von ihr habe ich noch nichts Liebes gehört! Niemand mag sie; sie soll trotzig und unverträglich sein, ihrem Gatten in unziemender Weise begegnen und keine einzige ihrer Pflichten erfüllen.“ — „Sie allein hat es zu verantworten,“ versetzte

er ablenkend. „Und nun, Ernstine, willst du mir den ungesunden Gemütszustand der letzten Zeit verzeihen und glauben, daß du mir trotz allem wert und lieb bist?" — Er legte den Arm um sie, und sie drückte das Gesicht an seine Brust. Und in ihrer Seele that sie sich das Gelübde, von nun ab kein Opfer zu hoch zu finden, um sich die Liebe ihres Gatten zu erringen; sie fürchtete auch keine Nebenbuhlerin mehr. — Und während in ihre Brust das Bewußtsein eines einstigen stillen Glückes zog, ahnte sie nicht, daß wenige Schritte von ihr mit verhülltem Antlitz die lag, der ihres Gatten erste Liebe gegolten, von der er sich gewaltsam losgerungen. Irene hatte sich über den kleinen Hügel hingeworfen und drückte das Gesicht in beide Hände. Sie verriet sich durch kein Stöhnen, kein Schluchzen; einzeln rannen die Thränen zwischen den feinen Fingern hervor und tropften schwer auf das Grab. „Niemand mag sie," hatte die junge Frau wie vorwurfsvoll zu Wellner gesprochen — das kümmerte sie wenig, mochte die Welt sie doch hassen — aber „ich liebe Irene von Strehlensen nicht mehr," diese Worte faßten ihre Seele in ihren tiefsten Tiefen und füllten dieselbe mit einem ihr neuen, unerträglichen Wehe, vor dem sie hätte aufschreien mögen. „Sie ist trotzig und unverträglich und erfüllt keine ihrer Pflichten," so hatten wohl auch andere zu ihm geredet, und Wellner glaubte es; der Zauber, der sie sonst mit seinem ganzen Sein verknüpft, entwich — seine Neigung hörte auf, ein keusch gehütetes Geheimnis zu sein, und er konnte kühl von seiner einstigen Liebe als von einem „ungesunden Gemütszustande" sprechen zu der Frau, aus deren Munde er gleichmütig das strenge Urteil über Irene hinnahm. O, sie haßte diese bleiche Ernstine, die vor einigen Wochen schweigsam, aber doch nicht ohne ein gewisses Selbstbewußtsein an der Seite ihres stattlichen, männlich schönen Gatten das Schloß betreten, um dort den üblichen Besuch abzustatten! Irene hatte sich damals in ihr Zimmer eingeschlossen. — Aber warum zürnte sie der jungen Pastorin? Wiederholte sie nicht einfach, was die Welt über Irene sprach? Und war es denn im Grunde nicht gleich, wie Wellner von ihr dachte? welchen Anteil hatte sie an ihm, warum also weinte sie? Der Trotz fing wieder an, die weichen Regungen des Schmerzes aus ihrer Seele zu drängen. Sie hob das Gesicht aus den Händen und blieb auf den Knien liegen; unter den finster sich faltenden Brauen flammte in den thränenfunkelnden Augen ein böser Blitz auf. Ihr Gatte liebte sie nicht — auf ihre bitteren Klagen schrieb Miß Grace ruhige, vernünftige Briefe, in denen sie zu unzähligen Malen riet, sich mit gutem Willen in ihre Lage zu finden; sie ertrug es kaum mehr, diese Briefe zu lesen — es überkam sie oft wie Groll gegen Miß Grace, daß sie ihr nicht völlige Freiheit bei der entscheidenden Wahl für das Leben gelassen. Vorster war zu leidend, als daß sie ihn hätte durch unangenehme Nachrichten aufregen dürfen — sie mußte allein, ganz allein die Last tragen, die sie in kindischem Unverstand sich auferlegt. Niemand mochte sie — nun, sie wollte auch niemand mehr lieben, sie haßte, sie verachtete alle, sie wollte von jetzt ab noch mehr ihrem eigenen Willen nur gehorchen, noch weniger Rücksicht auf ihre Umgebung nehmen — in thörichtem Trotze gab sie sich selbst das Wort darauf. „Zu weich für den Kampf des Lebens" hatte Miß Grace sie einst genannt — Irene war zu jung, seelisch zu unfertig mit diesem Manne verbunden worden, der, egoistisch und starr, es nicht verstand, ihr mit Liebe und Geduld zu begegnen, wie sie es sonst gewöhnt gewesen — der ihr das zeitweilige Aufwallen ihres kindlichen Übermutes mit scharfem Spotte verwies — der ihre noch unreifen Lebensanschauungen lächerlich, ihre Unkenntnis in Wirtschaftsangelegenheiten unbegreiflich und unverzeihlich fand. Katte, die Schneiderin, hatte nicht übertrieben: es war wirklich zu Ende zwischen den Gatten, von Tag zu Tag wurde das gegenseitige Verhältnis unerträglicher.

Gegenüber Miß Graces maßvollem, sanft-ruhigem Wesen war Irenes natürliche Lebhaftigkeit selten durchgebrochen; Irene stand, ohne es zu wissen, völlig in der Gewalt der Engländerin. Jedoch durch dieses stete Leiten war sie unselbständig geworden, und in den Momenten, wo sie nach eigener Überzeugung handeln, den Stützpunkt gegen des Lebens Stürme in sich finden sollte, verlor sie den Boden unter den Füßen, und die bisher unterdrückten Nachtseiten ihres Charakters traten schroff zu Tage. Wenn sie ihren Gemahl verändert fand, so sagte er sich oft, daß diese leidenschaftliche Frau mit der düsteren Stirn und den scharfen Antworten auch keinen Schatten von Ähnlichkeit mit der zutraulichen, kindlich frohen Irene von ehedem bewahrt hätte. Die fünfzehn Monate ihrer Ehe stellten sich wieder vor Irenes geistiges Auge, und verschärft durch zürnende Erinnerung, traten einige Scenen doppelt grell hervor. Warum hatte Strehlensen sie nur an sich gebunden — warum?

Wellners Stimme schreckte sie aus ihren Betrachtungen auf. „Sieh, Ernstine," sagte er mit ruhiger Freundlichkeit, „wir haben besonnen unseren Bund geschlossen, wollen wir jetzt danach streben, uns gegenseitig wie ein paar gute Kameraden das Leben angenehm zu machen; aber der ärgste Feind friedlichen Beisammenseins sind eben Mißverständnisse, die man schweigend zwischen sich erwachsen läßt, ohne sie bei Zeiten durch vernünftiges Aussprechen zu beseitigen. Wir wollen immer ganz offen gegeneinander sein; nicht wahr, Ernstine?" — „Ja, Otto, immer," erwiderte sie fest, und beide verließen ihren Platz. Wenn er sich nach dieser Seite wandte und an dem Erbbegräbnis vorüberkam, so mußte er Irene sehen, denn seine hohe Gestalt überragte das Gußeisengitter — dann wußte er, daß sie hier gelauscht und unbefugt das Geständnis seiner einstigen Liebe zu ihr gehört. Und wie ein Kind, das sich ungesehen glaubt, wenn es selbst nichts sieht, zog die junge Frau das leichte weißwollene Tuch von ihrer Schulter über den Kopf und drückte die Stirn gegen den Rasen des kleinen Hügels. So lag sie still und regungslos, das Gesicht glühend in brennender Scham bei dem Gedanken, er könne vorübergehen; das Herz so laut pochend, daß sie seine Schläge spürte und es ihr schien, als tönten sie ihr aus dem Grabe entgegen, unter dessen Rasendecke ihr Kind schlummerte, von dem sie allein wußte, was sie an ihm verloren: hatte sie doch die Versöhnung mit ihrem freudenarmen Lose von diesem kleinen Wesen erhofft.

Die Schritte entfernten sich nach der anderen Seite um das Kirchlein hin, und Irene fuhr empor und warf das Tuch von sich. Sie erhob sich und zog einen Brief von Miß Grace hervor, den sie heute empfangen, aber noch nicht gelesen hatte. Wellners Worte hatten sie lebhaft an die Äußerungen erinnert, welche die Engländerin damals gethan, um Irene zu bestimmen, Strehlensens Werbung anzunehmen — an jenes Kapitel von den Vernunftehen, die gegenseitiges Entgegenkommen zu freundlicher Harmonie führt. Sie riß das Couvert auf und überflog die Zeilen; es waren mit geringen Variationen stets dieselben verständigen, eindringlichen Mahnungen, sich ihrem Lose anzupassen, nur das Ende lautete anders: „Wenn Sie schon so weit gegangen sind, Irene," schrieb Miß Grace, „daß ein augenblickliches freundliches Einlenken als ein zu krasser Übergang Ihnen unmöglich scheint — nun, so wählen Sie ein Hilfsmittel: verreisen Sie für einige Wochen. Diese Trennung wird Ihnen Zeit lassen, sich selbst wiederzufinden und Ihren Groll niederzukämpfen — Sie werden empfinden lernen, daß Neuenhof trotz allem doch Ihr eigentliches Daheim ist. Das alles wird Sie, liebe Irene, weicher gegen Ihren Gatten und Ihr Los stimmen, und Sie werden bei der Rückkehr schneller den Ton finden, den Sie ihm gegenüber anzuschlagen haben. Unbedingt, meine Irene, versuchen Sie es — der Erfolg ist sicher der gewünschte!"

Irene ließ die Hand mit dem Briefe

sinken und blieb nachdenklich sitzen. Der gewünschte Erfolg! Ja, was wünschte sie denn? Daß Strehlensen sie lieben, verwöhnen, auf Händen tragen sollte? Das wäre ihr peinlicher gewesen als seine augenblickliche Gleichgültigkeit — nein, sie wollte nicht von ihm heiß geliebt werden, aber warum sollte sich nicht ein stilles, friedliches Nebeneinander herstellen lassen? Wellner hatte ja auch ohne Neigung geheiratet, und selbst die aufmerksamste Verleumdung hatte nichts von Zwistigkeiten und Scenen berichten können, die im Schlosse fast zu den Alltäglichkeiten gehörten. Hatte die Welt nicht recht, die Gutsherrin zu verdammen, die „trotzig und unverträglich war, ihrem Gatten in unziemender Weise begegnete und keine einzige ihrer Pflichten erfüllte". Es wurde Irene weh ums Herz, und ihr Trotz schmolz zu unsäglicher Traurigkeit; das Gesicht in den Händen bergend, brach sie in Thränen aus. Hatte sie denn je ernstlich danach gestrebt, ihren Pflichten zu genügen — jemals eine ihrer Liebhabereien geopfert ihrem Gatten zu Gefallen; war sie jemals bittend zu ihm getreten mit dem Geständnis: „Ich verstehe nicht, was du von mir forderst — gieb mir Mittel und Wege an, die nötigen Kenntnisse zu erwerben, ich will danach handeln." Nie hatte er Ähnliches gehört — sie hatte trotzig erklärt, sie verstünde nichts von Wirtschaft und Hauswesen, es langweile sie, sie wolle nichts davon wissen — sie hatte die Schlüssel wie ein unartiges Kind fortgeworfen und mit wahrer Erleichterung die Führung des Haushaltes in die Hände ihrer Schwägerin übergehen sehen. Und seit man ihr Kind fortgetragen zur ewigen Ruhe, saß sie Tag für Tag allein und gleichsam überflüssig in ihrem Boudoir, welches ihr Mann und ihre Schwägerin, abgestoßen durch ihr mürrisches Schweigen, schon seit lange nicht mehr betraten, und beschäftigte sich mit dem Lesen ihrer englischen und französischen Lieblingsschriftsteller und malte mühsam und dilettantisch Blumen und kleine Landschaften. Sie hatte keine Freude an ihrem Schaffen, sie übte es nur, um die endlos langen Tage auszufüllen, und in diesen bleischwer dahinziehenden Stunden bewegte sie in ihrer grollenden Seele schlimmere Gedanken als bei den heftigsten Scenen mit ihrem Manne.

Nein, nein, so wollte sie nicht mehr fortleben mit dem peinigenden Gefühl, keinem der Ansprüche genügt zu haben, die das Leben an sie stellte. Zum erstenmal blickte Irene so tief in sich selbst, empfand sie mit lebhaftem Schmerz, wie viel sie bisher versäumt und vernachlässigt. Hätte Strehlensen diesen Moment erkannt und wäre ihr mit warmer Herzlichkeit entgegengetreten, so hätte ihre von Reue und Scham ergriffene Seele sich dankbar an die seine geschlossen.

Irene trocknete ihre Thränen und ging langsam nach Hause. Der Weg zum Gutsgebäude war weiter als der zum Pastorat führende, daher währte es ziemlich lange, bis die junge Frau das Schloß erreichte. Während sie den großen, mit Bäumen umpflanzten Hofraum durchschritt, musterte sie nachdenklich das alte Herrenhaus. Es sah so grämlich aus mit seinen grauen Mauern und der breiten Treppe mit den ausgetretenen Steinstufen. Es war ihr, als müsse jeder Beschauer erraten, wie düster im Inneren der große Saal sei, von dessen Oberlage die schweren Krystallüster bis fast auf ihren Scheitel niederhingen, wie gleich Fremdlingen die modernen zierlichen Möbel ihrer Zimmer auf dem einfachen, dunklen Parkett standen und welch gähnende Langeweile ihr allerliebst ausgestattetes Boudoir barg. Irene seufzte. Wer hatte diesen Hauch des Ungemütlichen, des Unleidlichen über diese Räumlichkeiten gebreitet, wenn nicht sie, die als Herrin in ihnen walten sollte! — Irene erstieg etwas zögernd die Treppe und betrat das Vestibül, wo selbst während der heißesten Sommertage stets eine feuchte Kühle herrschte. Dieser spärlich erleuchtete Raum mit den hallenden Steinfliesen des Bodens hatte sie von jeher unangenehm berührt; er erinnerte sie an ein

Gefängnis. Und hier in der Vorhalle begegnete sie ihrem Gatten, der in einem abgetragenen grauen Reitkostüm und hohen, schweren Stiefeln daherkam. Strehlensen hatte in den fünfzehn Monaten seiner Ehe sehr gealtert, seine Haltung war müde und lässig, ohne jede Spur seiner früheren Eleganz. Irene trat ihm entgegen und berührte leicht seinen Arm. „Robert, ich habe eine Bitte an dich," begann sie schüchtern. — Er blieb stehen, und seine Züge gewannen einen mißbilligenden Ausdruck, während seine Blicke über ihr verwirrtes Haar und ihre zerknitterten Gewänder glitten. Sie bemerkte es und strich verlegen mit der Hand über den Scheitel. — „Ich dachte mir's wohl, daß du etwas von mir wolltest," versetzte er herbe und verdrießlich, „sonst hättest du dich wohl nicht herbeigelassen, mit mir zu sprechen. Mir scheint, seit drei Tagen habe ich dieses Vergnügen nicht gehabt. Also womit kann ich dienen?" — Sie stand in peinlicher Verlegenheit vor ihm. Zu jeder anderen Zeit hätte sie ihm den Rücken gedreht und weitere drei Tage nicht mit ihm gesprochen, aber heute war sie in so seltsamer Stimmung; sie fühlte sich schuldig und wollte ihr Unrecht wieder gut machen. „Robert, hast du einen Moment für mich übrig?" fragte sie leise; sie hatte die langen Wimpern gesenkt, damit er nicht die Thränen sähe, die wider Willen ihre Augen füllten. — „Komm," sagte er kurz und öffnete die Saalthür. „Laß hören, was es so Wichtiges giebt."

Beide traten in den Saal und blieben neben der Thür, die Strehlensen sorgfältig schloß, stehen.

Irene rang gewaltsam mit sich selbst. Sie hatte es sich nicht so schwer gedacht, einen freundlichen Ton zu finden da, wo sie seit lange nur wegwerfend und trotzig gesprochen — aber sie wollte ihren Vorsätzen treu bleiben. „Robert," kam es endlich mühsam über ihre Lippen, nachdem er sie eine ganze Weile mit unruhigem Erstaunen gemustert. „Ich habe mich in letzter Zeit leidend gefühlt —" — „Die Wirtschaft hat dich doch hoffentlich nicht angegriffen," spottete er, mit seiner Reitgerte spielend. „In der Hinsicht machst du es dir ja leicht genug." — Welche Überwindung es sie kostete, das ruhig hinzunehmen; sie fühlte die lebhafteste Versuchung, mit dem Fuße auf den Boden zu treten und ihm eine heftige Erwiderung entgegenzuwerfen. Er legte es sichtlich darauf an, sie zu reizen und außer sich zu bringen — aber sie wollte tapfer standhalten. „Robert — ich bin — in letzter Zeit — wenig — liebenswürdig gewesen." Sie leistete das Höchste ihm gegenüber, sie klagte sich selbst an, und doch fühlte er kein Mitleid mit seinem jungen Weibe, dessen gesenkte Stirn brennende Röte färbte — er bemerkte sarkastisch: „Das ist eigentlich nichts besonders Neues, beste Irene, diese erfreuliche Entdeckung haben wir alle längst gemacht. Das wolltest du mir doch auch gewiß nicht sagen." — Nein, so wollte sie auch nicht weiter sprechen, er würde sie mit seinen lästigen Spöttereien doch nur aus der Fassung bringen. Etwas trotzig hob sie den Kopf und sagte hastig: „Du hast mir einmal versprochen, Robert, ich könne für eine Saison verreisen; willst du mich nicht für einige Zeit nach Petersburg gehen lassen — nur für kurze Zeit, Robert." — Er blickte sie scharf an. „Eine neue Caprice, Irene," antwortete er achselzuckend. „Es ist doch seltsam! Was willst du denn jetzt im Juli in Petersburg machen, wo das gesamte gute Publikum auf dem Lande wohnt? Im Oktober magst du reisen. Ich werde indessen an meine jüngste Schwester Stephanie schreiben, damit sie dich in ihre Obhut nimmt." — „Also es bleibt dabei: im Oktober. Ich danke dir, Robert," sagte Irene, ihm die Rechte hinstreckend. — „Wozu das," entgegnete er kühl abwehrend. „Ich habe es versprochen — ich muß mein Wort halten." Er verließ das Zimmer, und draußen im Korridor hörte die junge Frau ihn freundlich sprechen; die wohlbekannte Stimme seiner Schwester antwortete.

Irene lief hastig durch den Saal nach ihrem Boudoir, wo sie sich einschloß und, in Thränen ausbrechend, auf den Diwan warf. Es war so schwer, gut zu sein gegenüber der Behandlung, die ihr zu teil ward. — Und die Reise, konnte sie wirklich all dieses ändern?

Indessen schritt Strehlensen in Begleitung seiner Schwester, der Generalin von Sternthal, über den Vorplatz. „Soeben habe ich Irene versprochen, sie im Oktober nach Petersburg reisen zu lassen," berichtete er. — Die alte Dame seufzte. „Das wird wieder eine unnötige Ausgabe, Robert!" — „Bah, Brigitte, sei doch nicht zu ökonomisch! Ich verbinde mit dieser Reise einen bestimmten Zweck. Irene soll bei Stephanie wohnen, welche die Salondame mit den Eigenschaften einer tüchtigen Hausfrau und liebenswürdigen Gattin vereinigt. Ich bin überzeugt, ein längeres Zusammensein mit unserer Schwester kann nur günstig auf Irene wirken." — Die Generalin schwieg, aber ihr langes, gelbliches Gesicht nahm einen nachdenklichen Ausdruck an. Sie hegte sehr andere Ansichten über ihre jüngste Schwester, die sie aber nicht äußerte. — „Nun, Brigitte," bemerkte Strehlensen scherzend. „Mein Projekt scheint nicht ganz deinen Beifall zu finden." — „Du wirst thun, Robert, was dir richtig scheint," gab die Schwester etwas gezwungen zu, „und ich wünsche nur, daß du den erhofften Erfolg erzielst."

* *
*

Die Lokomotive brauste, eine ganze Reihe von Waggons nach sich schleppend, vor den Perron des Bahnhofes. Schrilles Pfeifen, Glockenschläge, Stimmengewirr und hastige Schritte mischten sich zu einem geräuschvollen Ganzen. Der Conducteur schlug die Coupéthür zurück. „Petersburg!" rief seine kräftige Stimme in das Innere des Waggons. Irene stieg aus und blickte suchend um sich, da sie fürchtete, in dem um sie her entstehenden Gewühl schwer die ihr zum Empfang entgegengeschickten Personen zu entdecken. Ein an sie herantretender Mann erwies sich als der Diener Dubrowins; die junge Frau händigte ihm ihren Gepäckschein ein und beeilte sich, den bereits harrenden Wagen zu besteigen. Madlene, ihr Kammermädchen, das sie auf der Reise begleitete, folgte ihr schläfrig und fröstelnd. Es verlangte Irene nach der im Waggon verbrachten Nacht nach Ruhe und Erholung; das Bewußtsein, mit diesem Gefühl der Ermattung zum erstenmal ein fremdes Haus zu betreten, erzeugte in ihr ein seltsames Unbehagen. Sie lehnte den Kopf gegen die weichen Polster der Kutsche und schloß die Augen. Das gleichmäßig klatschende Geräusch, mit dem die großen, schneeuntermischten Regentropfen gegen Fenster und Seiten des Gefährtes schlugen, klang ihr wie ein Schlummerlied in die Ohren. Sie wäre eingeschlafen, hätten die in ihr kreisenden Gedanken, die den Eindrücken der letzten Tage entsprangen, nicht den Schlaf fern von ihr gehalten. Bei der Durchreise hatte Irene ihren Bruder Oskar in R. wiedergesehen. Sie wußte, daß er oft leidend sei, aber sie hatte nicht erwartet, ihn so gebrochen und müde durch die großen, stillen Zimmer seiner Wohnung schleichen zu sehen. Sie redete ihm zu, seinen Abschied einzureichen und später auf einige Zeit zu ihr nach Neuenhof zu ziehen. „Du mußt auf jeden Fall kommen, Oskar, so bald ich nur von meiner Reise zurück bin." — Er hatte sie nachdenklich angeblickt mit seinen guten Augen, die noch tiefer in den Höhlen lagen als sonst. Er konnte nicht verstehen, warum sie diese Reise nach Petersburg unternehme, aber er hatte von jeher wenig nach den Gründen geforscht, die ihrer Handlungsweise zur Basis dienten, er war auch dieses Mal überzeugt, es müsse wohl schon so sein.

Auch der Cousine Kornelie war Irene in R. begegnet. An dem seltsamen Lächeln und den spöttisch funkelnden Augen der Dame spürte die junge Frau wohl, daß schon ausführlichere Berichte über ihr häusliches Leben in Neuenhof an die Ohren der Verwandten gedrungen, als

es Irene lieb sein konnte. „Du bist blaß, Irenchen, viel blasser als sonst — auch hast du abgenommen. Eine glückliche junge Frau sollte in der herrlichen, frischen Landluft, in Gesellschaft eines zärtlich besorgten Gatten recht aufblühen. Und warum gehst du denn nach Petersburg, und so allein, ohne Robert?“ — Diese und ähnliche Bemerkungen berührten Irene wie Nadelstiche, und es schien ihr eine Ewigkeit, bis die teilnehmende Cousine ihr die Hand zum Abschiede reichte. — In dem Zustande halben Schlummers, in welchem Irene sich befand, wähnte sie noch Korneliens Stimme zu hören, fühlte sie sich wieder von dem ängstlichen Unbehagen beengt, das sie in deren Gesellschaft überkam — da hielt der Wagen, und Irene fuhr empor. Eilfertige Hände rissen den Kutschenschlag auf und halfen ihr aussteigen. Man geleitete sie eine breite, mit Teppichstreifen belegte Treppe hinauf — kaum hatte sie das Entree betreten, so rauschten Gewänder, ein Paar Arme umfingen sie und weiche Lippen schlossen ihr den Mund durch eine ganze Reihe von Küssen, während zugleich moschusduftender Puder von den Wangen der sie Begrüßenden niederstäubte und sie zwang, die Wimpern zu schließen. Endlich gab man Irene aus der Umarmung frei, und sie konnte die in Augenschein nehmen, welche sie so stürmisch empfangen. Die junge Frau sah ihre Schwägerin Stephanie Dubrowin zum erstenmal. Es war eine Dame Ende der Zwanziger, eine mehr als mittelgroße Gestalt von eleganten Formen und anmutigen Bewegungen. Die lachenden blauen Augen und das in diesem Moment frei niederwallende lange Blondhaar fielen Irene angenehm auf. „Wie lieb von dir, chérie, daß du gerade jetzt kommst!“ rief Frau Stephanie herzlich und küßte ihre Schwägerin nochmals. „Mein Mann fährt in dieser Woche fort, und ich verstehe es einmal nicht, allein zu sein — ich mache dann nur Dummheiten.“ Sie lachte mit einem melodischen halblauten Lachen, das anmutig die zart gefärbten Lippen teilte und die weißen Zähne hervorschimmern ließ. „Aber wir wollen sogleich Thee trinken, um dich etwas zu restaurieren; nicht wahr, Duschka (Liebchen, Herzchen)?“ — „O, nicht jetzt,“ wehrte Irene müde. „Ich ziehe es vor, erst zu ruhen.“ — „A la bonne heure,“ versetzte Frau Stephanie beipflichtend. „Also um zwölf Uhr sehen wir uns beim Frühstück wieder. Schlaf wohl, chérie! — Nastja, führe die gnädige Frau auf ihr Zimmer!“

— — — — — — — — — — — — —

Um zwölf Uhr mittags betrat Irene, erfrischt durch einige Stunden Schlaf, den Speisesaal, einen mittelgroßen, achteckigen Raum, der von oben her durch kunstvoll gemalte Scheiben eine angenehme Helligkeit erhielt. Seine ganze Ausstattung zeigte denselben reichen, etwas bizarren Geschmack, welchen Irene bereits in den anderen Zimmern beobachtet hatte.

Dubrowin, der früher als Oberst in der kaiserlichen Garde gedient, hatte, seit er seinen Abschied genommen, sich an industriellen Unternehmungen beteiligt, die sein ohnehin beträchtliches Vermögen sehr vergrößerten. Er war in der Lage, sich das Leben denkbarst angenehm zu gestalten, und machte von dieser Möglichkeit den ausgiebigsten Gebrauch.

Frau Stephanie, in eleganter Morgentoilette und kokett-nachlässig coiffiert, bereitete gerade den Thee, als Irene eintrat. Neben ihr am Tische saß ein dicker, finster blickender Knabe von vielleicht vier Jahren, der sich unmutig gegen die Serviette sträubte, welche seine französische Bonne ihm umbinden wollte.

Die Hausfrau eilte Irene entgegen und führte sie zum gedeckten Tische. „Hier, liebe Irene, mein Mann Karl Nikanorowitsch,“ sagte sie vorstellend. Dubrowin, ein stattlicher, bedeutend zur Korpulenz neigender Mann, begrüßte die Schwägerin mit einigen liebenswürdigen Worten und küßte ihr die Hand. Irene wurde verlegen; sie hatte sich noch so wenig in der Welt bewegt und kannte die Formen des Gesellschaftslebens mehr vom Hörensagen als durch eigenes Ausüben. Sie

errötete, als Frau Stephanie lachend ausrief: „Mein Gott, chérie, willst du denn diese übermenschlichen Anstrengungen, die mein Herr und Gebieter macht, um liebenswürdig zu sein, so kühl hinnehmen und ihm nicht einmal den schwesterlichen Kuß auf die Stirn drücken? — Und findest du es nicht unerträglich, daß er Karl heißt? Ein Rechtgläubiger und Karl — eigentlich ist das eine Widersinnigkeit — aber seine Mutter war eine Deutsche und hieß Karoline, darum nenne ich ihn aus Pietät Karl, obgleich er Iwan getauft ist." — „Du führst dich gut bei Irene ein, Kind," meinte Dubrowin, seinen kolossalen Körper bequem im Stuhle dehnend, mit einem schnarchenähnlichen Aufatmen, das ihm eigen war. „Brigitte sollte diesen Unsinn hören." — „Willst du schweigen, böser Mann," schmollte die Hausfrau, ihm halb den Rücken kehrend. „Was habe ich dir gethan, daß du von Brigitte sprichst? Und darüber vergesse ich ganz, dir unseren Stammhalter vorzustellen, Irene. Komm, Ssawinka, willst du der lieben Tante nicht guten Tag sagen?" — Sie hatte das freundlich-einschmeichelnd in französischer Sprache gesagt, aber das Kind drückte das Kinn gegen die Brust und versetzte, die Ellbogen emporhebend, auf russisch: „Will nicht." — Die französische Bonne, die neben ihm stand, suchte ihn leise zu überreden, und er schien schon halbwegs geneigt, die Hand zu geben, als die Mutter wieder dazwischen kam: „Du hast keine Lust, Liebchen? Nun, so bleibt es für ein anderes Mal." — „Das ist wieder ganz falsch, Stepha," mischte ihr Gemahl sich hinein. „Du läßt dem Kinde viel zu viel den Willen." — „Au nom du ciel, Karl, das ist doch der Vorzug des Menschen vor der unvernünftigen Kreatur, daß er seinen Willen hat." — Iwan Nikanorowitsch, genannt Karl, lachte behaglich zu dieser Beweisführung seiner besseren Hälfte; er war, wie Irene sich in der Folge überzeugte, immer unverwüstlicher Laune und überließ es anderen, sich zu ärgern. Man setzte sich, und es entspann sich am Frühstückstisch eine lebhafte Konversation. Ssawinka benutzte diesen Augenblick, wo er sich unbeobachtet glaubte, um den Kuchenteller an sich zu ziehen und das Gebäck mit seinen beiden dicken Händchen zu bedecken. Dubrowin, der es zuerst bemerkte, streckte den Arm aus, um dem kleinen Raubritter seine Beute wieder abzunehmen; aber Frau Stephanie schob die Hand ihres Gatten zurück und lachte übermütig. „Voyons, Ssawinka, gieb Mama einen von deinen vielen Kuchen," wandte sie sich schmeichelnd an den trotzig dreinschauenden Knaben. — „Nein — will nicht geben — will alle für mich haben," wehrte der Kleine mürrisch. — „Wie kannst du nur darüber lachen, Stepha," bemerkte Iwan Nikanorowitsch in seiner behaglichen Art. „Es bildet sich in dem Kinde ein Zug von Eigennutz und Habsucht aus, den man durchaus nicht dulden darf." — „Ja, aber was soll man denn dabei machen, Karl? Mit der Knute kannst du ihn doch nicht zu der Überzeugung bringen, daß Geben seliger ist als Nehmen. Einmal angeborene Neigungen kann man so wie so nicht ausrotten, man muß sie nur in Bahnen lenken, wo sie möglichst nützlich wirken können. Ssawinka zum Beispiel muß Finanzminister werden." — Sie lachte wieder ausgelassen, während ihr Gemahl sich achselzuckend an Irene wandte mit der Frage: „Haben Sie je eine so unverständige Mutter gesehen, Irene?" — „Laß nur gut sein!" rief Frau Stephanie lachend dazwischen. „Unverständig oder nicht, ich muß ihn doch allein erziehen. Du kümmerst dich nicht um ihn." — „Weil du es nicht leidest, Stepha." — „Nein, gewiß nicht! Wie kann ein rechtgläubiges Kind Respekt haben vor seinem Vater, der — Karl heißt!"

Dubrowin schmunzelte; seine Frau aber sprang eilig empor und lief um den Tisch herum zu ihm. Sie nahm seinen Kopf zwischen ihre kleinen Hände und küßte ihn auf beide Wangen. „O du entsetzlich guter Mensch," lachte sie mutwillig; „wenn es mir doch einmal gelänge, dich in Wut zu versetzen!"

Nach eingenommenem Frühstück ging Dubrowin aus. Frau Stephanie schickte die Bonne mit dem Kinde fort und führte Irene mit sich in ihr Boudoir. Sie bot ihrer jungen Schwägerin eine Papyros an, die diese etwas entrüstet ablehnte. Frau Stephanie lachte. „Brigitte war auch außer sich, als sie mich zum erstenmal rauchen sah. ‚Wie kannst du so deinen deutschen Ursprung vergessen, Stephanie!‘ moralisierte sie mich. Bah, als ob so ein wenig Rauchen den Menschen schlechter macht! Karl hat außerdem nichts dagegen, und was er mir erlaubt, wird eine Brigitte mir gewiß nicht verbieten. Puh — diese Brigitte!“ — Sie ließ sich behaglich in die schwellenden Polster des Diwans fallen und blies den bläulichen Rauch der Cigarette in die Höhe. Indessen überflogen Irenes Augen mit einem gewissen Interesse diesen Raum, der in seiner Einrichtung von einem anderen Geschmacke sprach als dem in der übrigen Wohnung zu Tage tretenden. Zartgrauer Creton, von dem zierliche Feldblumensträuße und leichte Ranken in lebhaften Farben sich abhoben, bildete die Tapete der Wände, den Bezug der Lehnstühle und Diwans, umgab als Vorhänge Fenster und Thüren und fiel in reichen Falten und feinen Plissees um den hohen Spiegel des Marmortisches. Auch der dicke Plüschteppich des Bodens wies dasselbe Muster auf.

Frau Stephanie folgte Irenes Blicken und bemerkte lächelnd: „Wie einfach, nicht wahr? Und wenn du wüßtest, chérie, wie teuer! Den Teppich habe ich eigens dazu weben lassen, und zum Arrangieren des Ganzen nahm ich den Pariser Drapierer, der für meinen Vetter das Haus eingerichtet hat. Ich mag die schweren Stoffe nicht, für welche mein Mann so große Vorliebe zeigt.“ Sie zerdrückte das Feuer der ausgerauchten Papyros in einer neben ihr stehenden Malachitschale und sagte dann, sich zu Irene neigend und deren beide Hände ergreifend: „Chérie, um eines bitte ich dich: laß uns ohne jede ängstliche Zurückhaltung miteinander verkehren. Ich verstehe nur im Salon zu heucheln — in meinen vier Wänden gebe ich mich, wie ich bin. Und vor allem vergiß ja, daß ich deine Schwägerin vorstelle — ich bin durchaus keine verliebte Schwester, ich habe auch keinen Grund dazu, da Robert durchaus nicht edel an mir gehandelt. Doch davon ein anderes Mal! Jetzt laß uns gemütlich plaudern. Hattet ihr oft Besuch in Neuenhof?“ — „Nein,“ versetzte Irene, den Kopf schüttelnd. „Früher kam wohl hin und wieder jemand, aber seit Brigitte da ist, sehen wir niemand bei uns; sie liebt keine Fremden.“ — „Wie, Brigitte? Hat sie denn bei euch zu befehlen? Warum läßt du dir das gefallen, Irene?“ — „Ach, Stephanie, ich kann mich doch nicht immer zanken!“ — „Freilich, das kam ohnehin oft genug vor, nicht wahr?“ lachte Frau Stephanie. „Wer von euch ist denn dieser unruhige Geist?“ — „Ich glaube, ich verstehe es noch schlecht, mich in andere zu schicken,“ versetzte Irene kleinlaut. — „Du klagst dich an, Irene?“ fragte die Schwägerin mit einem großen, erstaunten Blick. „Ich hätte die ganze Schuld auf diesen langweiligen, pedantischen Robert geschoben.“ Dann nahm sie plötzlich Irenes Köpfchen zwischen beide Hände und küßte sie auf die Stirn. „Cette pauvre chérie,“ murmelte sie. „Hast du Robert aus Liebe genommen, Irene?“ — „Nein,“ entgegnete die junge Frau leise. „Miß Grace riet mir dazu, seinen Antrag nicht abzuweisen; sie meinte, ich würde glücklich mit ihm werden.“ — Die Schwägerin schaute sie nachdenklich an. „Und waren dir bisher alle Männer gleichgültig, Irene?“ — Die Gefragte errötete. — „O chérie!“ rief Frau Stephanie lebhaft. „Du liebtest einen anderen! Wie konntest du es da über dich gewinnen, Robert anzugehören? Und was stand denn deiner Verbindung mit jenem im Wege?“ — Die junge Frau ergriff, große Thränen in den Augen, Stephanies Hände. „O, frage mich nicht danach,“ stieß sie hastig hervor. „Es war ja nur ein Jugendtraum, eine Kinderei. Miß Grace sagte —“ — „Immer

diese Miß Grace!“ rief die Hausfrau etwas verdrießlich. „Nun wollen wir sie aber auch ganz beiseite lassen. Jetzt hast du mich, mein Rat wird sicher nicht minder gut sein.“ — „Gewiß, Robert äußerte, du seiest in jeder Hinsicht ein Muster,“ neckte Irene.

„Ah, den Eindruck mag er wohl empfangen haben, als er vor zwei Jahren hier war,“ lachte Frau Stephanie mit glänzenden Augen. „Alles war in Paradeuniform. Mein Ssawinka hatte zum Glück gleichfalls seinen liebenswürdigen Tag, folglich war er auch ein Paradekind. Alles ging wie am Schnürchen. Brigitte erwies mir die Ehre, sich lobend zu äußern. Nur meine Papyros beunruhigte sie. — Du, chérie, wirst bald genug die etwas matten Strahlen meines Glorienscheines herausmerken; aber du darfst es gern, ich habe die löbliche Absicht, mir dir gegenüber keinen Zwang aufzuerlegen.“ Sie stand auf. „Und nun wollen wir in die Magazine fahren, kleine Neuenhöferin! Unterwegs wirst du mir alles ausführlich erzählen. Hat dein Despot dich auch hinreichend mit Geldmitteln versehen?“ — „Gewiß,“ bestätigte Irene. „Er hat sich darin sehr großmütig gezeigt.“ — Frau Stephanie lachte, und ihr hübsches Gesicht nahm einen wegwerfenden Ausdruck an. „Eine zweifelhafte Großmut, chérie! Man kann seiner Frau schon eine Vergnügungsreise gestatten, wenn sie dieselbe mit ihrem eigenen Gelde bezahlt. Spielt Robert noch?“ — Irene schaute die Fragerin bestürzt an. „Robert spielt, Stephanie?“ — „Wie, und du wußtest das nicht, chérie? Während ich hier im Schmolna-Institut erzogen wurde, hatte die Mutter ihn mit der Verwaltung meines Vermögens betraut. Und dieweil ich mein Hab und Gut sicher glaubte in den Händen des so viel älteren erfahrenen Bruders, verspielte er es bis auf einige tausend Rubel.“ Sie wechselte die Farbe und atmete schneller; die Erinnerung schien sie peinlich zu berühren. „Und er hatte noch den Mut, es mir zu verschweigen und mit heuchlerischen Worten mich zu einer sogenannten guten Partie überreden zu wollen. Ich sollte die Frau eines stocktauben, sehr reichen Krüppels werden, der sich bereit erklärte, die jugendfrische Schönheit des soeben erwachsenen Mädchens ohne reiche klingende Mitgift für sich zu nehmen. Ohne Karls Dazwischenkommen wäre ich heute ein elendes, beklagenswertes Geschöpf.“ Frau Stephanie lachte scharf auf. „Für dich, armes Kind, wäre es auch besser gewesen, du hättest kein Geld besessen!“ Sie drehte sich kurz um und verließ das Zimmer; Irene aber lehnte sich in die Polster des Diwans zurück und versank in Sinnen. Die Worte der Schwägerin wiesen sie plötzlich nach einer Richtung, die ihr sonst fern gelegen. Es wurde hell in ihr; aber das bisher Ungekannte, das sich ihr aufthat, ließ sie zurückschrecken. Also um des Mammons willen hatte Strehlensen das ihm nur wenig bekannte Mädchen gewählt. Sie erinnerte sich jetzt auch deutlich, hin und wieder sehr eingehende Details über die Vermögensverhältnisse baltischer Adelsfamilien von ihm gehört zu haben. Er war also genau darüber unterrichtet.

Jetzt wußte sie es auch: ihre Ehe konnte sich nie freundlich gestalten, er liebte sie ja nicht, was lag ihm an dem Empfinden und Fühlen ihrer Seele! Es waren trübe, bittere Reflexionen, aus denen Stephanies Eintritt sie riß. — „Komm, chérie!“ rief die Hausfrau munter, ohne irgend welche Spur von Erregtheit. „Der Wagen wartet. Voyons, nicht diese ernsten Augen! Wir wollen uns amüsieren und alles andere einem gütigen Geschick überlassen!“

— — — — — — — — — — — —

Am Abend des nächsten Tages fuhr Irene mit ihren Verwandten in die Oper, wo Dubrowins ihre eigene Loge inne hatten.

Nach vorhergehender genauer Musterung der Toiletten hatte Frau Stephanie ihre beiderseitige Kleidung bestimmt. Irene in perlgrauer, reich mit Spitzen gezierter Seidenrobe, einen Strauß blaßroter Blüten auf der Schulter, bildete mit ihrem

bleichen Gesichtchen, dem dunklen Haar und den schwarzen Brauen einen pikanten Gegensatz zu Frau Stephanie, deren dunkelblaues Sammetkleid den rosigen Teint und die durch Puder noch heller scheinenden Blondhaare vorteilhaft hob. Die tiefroten Sammetdraperien der Loge bildeten einen günstigen Hintergrund für diese beiden jungen Frauengestalten, die manchen bewundernden Blick auf sich zogen. Dubrowin dehnte sich im Lehnstuhl mit dem Ausdruck völligen Behagens auf dem gutmütigen, stark echauffierten Gesicht; er war eben eine jener wenigen, ewig zufriedenen Naturen. Irenes strahlende Augen verwandten keinen Blick von der Bühne, während Frau Stephanie etwas gelangweilt mit ihrem Fächer spielte; sie hatte schon häufig den Troubadour gehört und war heute nur ihrer jungen Schwägerin zu Gefallen hier. Sie beugte das blonde Köpfchen und sandte nach einer etwas entfernten Loge einen schnellen Blick und eine kaum bemerkbare Fächerbewegung. Sie war verstanden worden, denn während der nächsten Pause erschien der auf diese Weise Gerufene, ein junger, tief brünetter Mann mit scharfgeschnittenen Zügen und unruhig flackerndem Blick. „Agathon Jegorowitsch Ssewerikow — meine Schwägerin Frau von Strehlensen,“ stellte Frau Stephanie vor und setzte lachend hinzu: „Aber solch einen endlosen Namen mutet Ihnen niemand zu, bei jeder Gelegenheit auszusprechen, Agathon Jegorowitsch. Du erlaubst doch, chérie, daß man dich ‚Madame Irène‘ anrede, sowie auch ich es vermeide, mich ‚Stepanida Christoforowna‘ nennen zu lassen; für den ganzen Bekanntenkreis bin ich ‚Madame Etiennette‘. Sie waren ja förmlich verschollen, Agathon Jegorowitsch! Ich will großmütig genug sein, nicht alles das zu glauben, was mir über Sie zu Ohren gedrungen. Hingegen erwartet Sie von meiner Seite eine angenehme Überraschung: ich ernenne Sie für die nächste Zeit zu unserem speciellen Kavalier. Karl Nikanorowitsch verreist und wird gewiß sehr beruhigt sein, Frau und Schwägerin unter Ihrem ritterlichen Schutz zu wissen. Nicht wahr, Karlutta?“ — Dubrowin schlug ein Kreuz in die Luft und bemerkte in seiner behaglichen Weise: „Ich segne Sie zu diesem beneidenswerten Amte, Agathon Jegorowitsch. Einen geduldigen Sinn hat Ihnen die gütige Mutter Natur doch verliehen, nicht?“ — Ssewerikow verneigte sich. „Ich habe es durch Übung darin zu einer gewissen Fertigkeit gebracht, Iwan Nikanorowitsch! Und wann hätte ich meinen Vertrauensposten anzutreten, Madame Etiennette?“ — „Wie wehmutsvoll das klingt,“ neckte sie, „als beabsichtigten Sie, vorher Ihr Testament zu machen.“ — „Das wäre ein schlecht gewählter Moment, Madame Etiennette! In Augenblicken des Glücks denkt wohl niemand an Sterben.“ — „Ich fürchte,“ warf Dubrowin ruhig hin, „Sie werden Ihr Ehrenamt bald genug selbst niederlegen wollen. Sie zeigen zu viel Diensteifer — der erschöpft rasch, und Frauen sind einmal geborene Despotinnen.“ — „Wenn wir keine Sklaven hätten, könnten wir nicht herrschen,“ entgegnete Frau Stephanie schnell. „Und nun wieder die Plätze eingenommen, die Musik beginnt. — Agathon Jegorowitsch, Sie lassen es sich doch gewiß nicht nehmen, uns einen Beweis Ihrer aufrichtigsten Ergebenheit zu liefern und hier in unserer Loge zu bleiben.“ — Er antwortete durch eine Verbeugung und trat hinter Irenes Sitz. Die junge Frau fühlte fast während der ganzen Dauer des Aktes seine Blicke sie streifen, und das Bewußtsein, so beobachtet zu werden, versetzte sie in Unbehagen und trieb ihr das Blut in die Wangen. Sie fühlte sich wahrhaft erleichtert, als der Vorhang fiel und sie ihren Platz verlassen konnte. Ssewerikow wandte sich an sie mit einer auf die Oper bezüglichen Frage. Frau Stephanie legte in komischer Verzweiflung die Hände zusammen. „Dieu des dieux, Agathon Jegorowitsch!“ rief sie lachend dazwischen. „Welch entsetzliche Einleitung! Sie als homme d'esprit finden kein originelleres Thema als dieses?“ — „Ich fürchte fast,“ äußerte Ssewerikow etwas gezwungen, „meine Rolle des Be-

schützers in die des Beschütztwerdenden sich umwandeln zu sehen. Wenigstens trifft Madame Etiennette alle Anstalten dazu." — Die hübsche Blondine lachte hinter ihrem Fächer. „Sie sind selbst schuld, Agathon Jegorowitsch! Sie durchkreuzen meine besten Absichten! Ich will mit Ihnen brillieren, und Sie entpuppen sich als unerträglicher Alltagsmensch." — „Ich rate Ihnen, Agathon Jegorowitsch, ziehen Sie sich bei Zeiten zurück," ließ Dubrowin hören, behaglich schnarchend, die Ellbogen auf den Seitenlehnen des Fauteuils und die Daumen umeinander drehend. — „Bewahre," widersprach Ssewerikow lebhaft und strich etwas herausfordernd seinen Schnurrbart. „Von solchen Gegnerinnen fühle ich mich angezogen, aber nicht abgeschreckt!" — „Wie galant, Ritter des Nordens," neckte Frau Stephanie. „Warum nur, wenn Sie Wortgefechte lieben, führen Sie nicht eine ebenbürtige Gegnerin heim?" — „Noch ist es ja nicht zu spät für mich," sagte er leichthin. „Ich werde es thun, sobald ich mein Ideal gefunden." — „O, Ihnen schwebt sogar ein Ideal vor!" rief Stephanie munter. „Welche Eigenschaften müssen zum Beispiel Ihre Zukünftige schmücken?" — „Sie muß ein Engel sein," antwortete er spöttisch, und in den unruhig flackernden Augen blitzte es mutwillig auf. — „Dann mögen Sie ruhig als Junggeselle sterben," versicherte Dubrowin behaglich. Seine Frau aber warf übermütig hin: „Ein Engel! Diesen Bewohnern höherer Regionen legt auch jeder Eigenschaften nach eigenem Gutdünken bei. Ich zum Beispiel kenne Menschen, die sich diese himmlischen Wesen nicht ohne Schlüsselbund und Küchenschürze vorstellen können." Und dann brachte sie durch geschickte Wendung ein allgemeines Gespräch in Fluß, in welches sie auch Irene zog, die, bald hingerissen durch die Lebhaftigkeit der anderen, fröhlich mitplauderte. — Als sie von der Oper nach Hause fuhren, erklärte Frau Stephanie: „Weißt du, chérie, ich habe absichtlich so viel mit Ssewerikow gesprochen, damit du siehst, wie man ihn zu behandeln hat. Er ist, wie man sagt, très-bon enfant, aber er fängt leicht Feuer, und wenn man ihn beständig auf dem Kriegsfuße erhält, wird er nicht so leicht darauf verfallen, sich in eine von uns zu verlieben." — „Aber, Stepha," ließ sich neben ihr in der Wagenecke ihres Mannes Stimme hören. „Was du da wieder für unverantwortliches Zeug zusammensprichst." — „Nein, wie du mich erschreckt hast, Karlutta!" rief die junge Frau. „Wie konntest du mich auch unvermutet so laut anreden! Du willst immer nur nach dir urteilen, Karl. Dein Alter und deine Dimensionen schützen dich vor solchen Thorheiten — aber Ssewerikow ist jung und heißblütig. Irene wird schon Gelegenheit finden, sich davon zu überzeugen!" Sie küßte Irene und versicherte, daß sie allerliebst gewesen sei und in acht Tagen gewiß sich in nichts mehr von einer wahren Petersburgerin unterscheiden würde. Dann drückte sie den blonden Kopf an Dubrowins Schulter und erklärte schmollend wie ein verwöhntes Kind, er dürfe nicht fortreisen, sie würde es nicht leiden. An dem warmen Ton seiner Erwiderung spürte Irene, wie gern er eine ähnliche Äußerung aus dem Munde seiner Frau hörte.

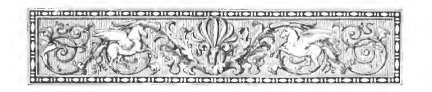
Und dann hielt der Wagen. Sie verließen denselben und stiegen die Treppe hinan; sie waren zu Hause.

Mit dem befriedigenden Gefühl, einen angenehmen Tag verlebt zu haben, legte Irene sich zur Ruhe, und die Töne der Musik und die weichen Klänge des italienischen Gesanges verwebten sich mit dem Traume, der sanft auf sie niedersank.

(Schluß folgt.)







Rudolf von Gottschall.

Ein litterarisches Porträt

von

Moritz Brasch.

In einer an dieser Stelle veröffentlichten Studie über Berthold Auerbach bemerkt Wilhelm Goldbaum treffend, daß die kritischen Beurteiler für die Bedeutung hervorragender Schriftsteller und Dichter innerhalb des geistigen Lebens ihrer Nation verschiedene Maßstäbe hätten, und es schwer sei zu sagen, welcher von diesen der richtige sei: ob die Ziffern des Verlagskontos oder der Beitrag, den ein Schriftsteller zum nationalen Citatenschatz geliefert, ob die Beliebtheit desselben beim Publikum der Leihbibliotheken oder andere Gründe, also etwa auch der Eindruck, den der Autor auf den Beurteiler gemacht und von dem er auf die allgemeine Wirkung desselben schließen kann.

Welcher von diesen Maßstäben ist bei dem Schriftsteller anzulegen, dem diese nachfolgende Charakteristik gewidmet sein soll? Wenn wir genau hinsehen, nur der letztgenannte, also der subjektivste von allen. Dies mag unserem Urteil einen Teil seiner Allgemeingültigkeit nehmen; dafür wollen wir aber die Gründe und Motive desselben möglichst objektiv und erschöpfend darzulegen suchen.

Was Gottschall zu einer so interessanten und bedeutsamen litterarischen Persönlichkeit stempelt, ist der Umstand, daß die Hauptströmungen und Wandlungen, die fast seit einem halben Jahrhundert der deutsche Geist durchmachte, in ihm wie in wenigen noch lebenden deutschen Schriftstellern sich spiegeln und durch ihn einen Ausdruck gefunden haben, der, wie man auch seinen litterarischen Gehalt beurteilen mag, fast immer eine Art von repräsentativer Bedeutung hatte. Dieser Umstand verleiht ihm in der deutschen Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts einen hervorragenden Platz.

Gottschall ist der vielseitigste deutsche Schriftsteller in der Gegenwart. Er hat unsere Litteratur nicht nur in allen Gattungen der höheren Lyrik, Epik und Dramatik in beachtenswerter Weise bereichert, sondern er hat auch neben der dichterischen Produktion in der litterarischen Geschichtschreibung und Kritik große Erfolge erzielt. Diese erstaunliche Vielseitigkeit ist freilich vielfach als der Grund dafür angeführt worden, daß manchen seiner poetischen Produkte die rechte innerliche Vertiefung und daher die unmittelbar ergreifende Wirkung, formell auch oft die letzte Feile mangele. Zugegeben, dieses treffe bei einigen seiner Dichtungen zu, so kann man doch die Berechtigung dieses Vorwurfs nicht in dem Maße zugestehen, in welchem ihn die Gegner Gottschalls aufrecht erhalten möchten. Aber liegt hierin nicht überhaupt eine Verkennung seiner schriftstellerischen Individualität? Gottschall gehört nicht zu jenen kontemplativen, beschaulichen Dichternaturen, welche eine innere Stimmung erst in sich ausleben

müssen, um sie in die poetische Form zu gießen und dann das poetische Produkt nach der Vorschrift des „Nonum prematur in annum“ langsam ausreifen zu lassen. Auch ist er keine jener zartbesaiteten lyrischen Sensitiven, die von der rauhen Wirklichkeit sich zurückziehen, um ihre Hauptaufgabe im Besingen des Mondscheins und der Blumen zu finden. Gottschall ist ein ungemein aktiver, rastlos und rasch arbeitender Kopf, der auf weite und schnelle Wirkungen hinzielt. Die Klaviatur seiner Seele hat für alle Ereignisse des historischen und öffentlichen Lebens, für alle Strömungen der Zeit Empfänglichkeit, Ton und Ausdruck.

Diese allseitige Empfänglichkeit für das pulsierende Leben der Zeit macht den eigentlichen Charakter der Modernität seines Schriftstellertums aus. Gottschall spricht es an vielen Stellen seiner Geschichte der „Deutschen Nationallitteratur“ unverhohlen aus, daß der Poet vor allem den Gedanken, Strebungen und Idealen seiner Zeit zum Herold dienen soll. Hier liege die Wurzel seiner Kraft und das Geheimnis seiner tiefsten Wirkungen. Solches erst mache ihn zum nationalen Dichter. Dieser Gedanke, dem wir auch sonst in seinen Schriften begegnen, ist bei ihm so vorherrschend, daß er sich früher von demselben eine Art reformatorischen Einflusses zunächst auf die jüngere Dichtergeneration versprach. So spricht er einmal die Hoffnung aus, daß alle diejenigen, „welche die moderne Poesie in meinem Sinne auffassen, sich wie eine starke Phalanx um ihr Panier (das heißt jene Idee) sammeln werden.“ „Ich wäre,“ fügt er hinzu, „stolz darauf, nur die äußere Veranlassung zu einem Zusammenhalt für Gleichstrebende gegeben zu haben.“ Dieses Wort aus dem Anfang der fünfziger Jahre klingt heute schon etwas antiquiert. Damals hatte der junge Litterarhistoriker noch mit tausend kritischen Masten den Ocean betreten. Doch hat sich seitdem manches geändert. Große geschichtliche Ereignisse haben heute anderen litterarischen Anschauungen Geltung verschafft.

Wir werden später Gottschalls kritische Stellung zu den herrschenden Richtungen in der poetischen Produktion der Gegenwart näher beleuchten. Zunächst jedoch wollen wir einen Blick auf seinen eigenen Entwickelungsgang werfen und die Hauptmomente dieser mehr als vierzigjährigen litterarischen Thätigkeit zu fixieren suchen.

Gottschall ist, wie Heinrich Laube und Gustav Freytag, ein Schlesier von Geburt. Darauf weist manches in seinen frühesten lyrischen Dichtungen hin, in denen die schlesische Heimat vielfach Motive und Farbengebung bestimmt hat. Er wurde am 30. September 1823 zu Breslau geboren, wo sein Vater als Artillerieoffizier in Garnison stand. Da der Vater später an den Rhein versetzt wurde, verlebte Rudolf seine erste Jugend in Mainz und Koblenz. In letzterer Stadt absolvierte er auch das Gymnasium. Daß die Eindrücke der Rheingegend mit ihren Burgen, rebenumkränzten Ufern, ihren Sagen und Erinnerungen auf den phantasiebegabten Jüngling mächtige waren, wissen wir aus den frühesten poetischen Versuchen desselben. Entscheidend für die Richtung seiner Muse wurde jedoch für ihn die Übersiedelung nach Ostpreußen. Nachdem sein Vater den Abschied genommen und in dem ostpreußischen Städtchen Rastenburg sich niedergelassen hatte, ließ sich der Sohn in Königsberg immatrikulieren, um daselbst Jurisprudenz zu studieren. Neben seinen Fachstudien hörte er sehr eifrig historische und philosophische Kollegien, die letzteren hauptsächlich bei dem geistvollen und vielseitigen Hegelianer Karl Rosenkranz. Dieser, als Metaphysiker und Ästhetiker unzweifelhaft der feinste Kopf dieser Schule, hat auf Gottschall den nachhaltigsten Einfluß ausgeübt. Die deutlichsten Spuren davon sind in den litterarhistorischen und ästhetischen Arbeiten unseres Dichters wahrnehmbar. Seine geschichtsphilosophischen wie seine Kunstanschauungen tragen die Farbe jener einst allmächtigen „absoluten“ Philosophie, und wenn wir in seinen reiferen Dichtungen

die imponierende Größe seiner historischen Perspektiven oft bewundern, so ist hier in der Hegelschen Ideenwelt die tiefere Quelle zu suchen, aus der er schöpfte.

Hier in Königsberg fand er aber auch nach einer anderen Seite hin eine Anregung, die für seine politische Richtung bestimmend werden sollte. Es war die Zeit, als durch Herwegh und Freiligrath die politische Lyrik ihre höchste Schärfe erlangt hatte. In der „Stadt der reinen Vernunft", wo Johann Jakoby seine „Vier Fragen" eben veröffentlicht hatte, war vielleicht mehr als anderswo jener Zündstoff angehäuft, der einige Jahre später zur Explosion gelangen sollte. Was Wunder, wenn auch Gottschall jenem Freiheitsrausch sich hingab, der die damalige Jugend erfüllte? Ein Ausdruck dieser Stimmung sind seine „Lieder der Gegenwart" (1842), in denen er jenen feurigen und stürmischen Ton anschlägt, wie er der politischen Lyrik der Zeit überhaupt eigen war. Daß unser neunzehnjähriger Archilochos für alle Unterdrückten Partei ergreift, daß er sich für die Befreiung der Polen, für die Gleichstellung der Juden, für die Emancipation der Frauen begeistert, war selbstverständlich. Viel Unreifes und Überschwengliches zeigten diese ersten dichterischen Versuche, aber auch eine leidenschaftliche Glut der Empfindung und einen schwungvollen Ausdruck, die für den jungen Poeten die besten Hoffnungen erweckten.

Unser Freiheitslyriker wurde durch seine Erstlingslieder mit einem Schlage ein vielgenannter Mann. Dieser rasche Erfolg steigerte jedoch seine Produktionslust, und es folgte bald jene Reihe seiner dramatischen Jugenddichtungen, die, wie verschieden auch in Stoffen und Formen, doch das Gemeinsame einer gewissen Tendenzdramatik nicht verleugnen können. Sie spiegeln die Gärungen jener Zeit vollkommen wieder. Ein überströmendes Freiheitsgefühl gelangt in dem hyperrevolutionären Pathos zum Ausdruck, und was sonst in Broschüren, Leitartikeln und Volksversammlungen an Wünschen für die Zukunft der Menschheit produziert ward, kommt hier in idealerem Gewande zum Vorschein. Wir erwähnen von diesen längst vergessenen Jugendarbeiten des Dichters: „Die Blinde von Alcara", ein fünfaktiges Drama, das in Spanien spielt und einen tief einschneidenden socialen Konflikt zum Gegenstande hat, „Robespierre", „Lambertine von Mericourt" und „Marseillaise", drei echte Revolutionsstücke voll blutigem Tyrannenhaß und menschheitsbeglückendem Pathos, „Ulrich von Hutten", eine Art Reformationsdrama, in welchem die vormärzliche lichtfreundliche Bewegung sich in etwas überschwenglichen Deklamationen spiegelt, „Lord Byron in Italien", eine Verherrlichung der Freiheit des Genies gegenüber dem Philistertum der Liebe, „Hieronymus Snitger", ein bürgerliches Trauerspiel, dessen Held eine Art Hamburger Cajus Gracchus ist, der im Kampfe gegen die Optimaten seiner Vaterstadt die Dänen zur Hilfe ruft, aber schließlich den Intriguen seiner Gegner unterliegt, endlich „Ferdinand von Schill", eine Tragödie aus der Zeit der Freiheitskriege. Von allen diesen Dramen dürfte das letztgenannte für die Gegenwart noch den größten Wert haben. Der vaterländische Geist, der das Stück durchweht, die Fülle der Volks- und Soldatenscenen würden es, wenn der Verfasser sich entschließen könnte, es den heutigen Bühnenverhältnissen entsprechend umzugestalten, als ein gutes patriotisches Volksstück erscheinen lassen.

„Schill" reicht bereits in die fünfziger Jahre hinein. Gottschall hatte sich von Königsberg nach seiner schlesischen Heimat begeben, siedelte von hier nach Hamburg über, war dann wieder nach Königsberg zurückgekehrt, wo ihn allerlei journalistische Pläne festhielten, und nahm dann endlich seinen dauernden Aufenthalt in Breslau. Hier hatte die Sturm- und Drangperiode unseres Dichters ihr Ende erreicht. Die beginnende Reaktion, die sich wie ein Meltau auf alles lagerte, ernüchterte so manchen jungen Revolutionär. Eine gewisse Ermattung auch hatte sich nach

den vorgegangenen Aufregungen der Geister bemächtigt: man hielt Einkehr in das eigene Innere. Solche Stimmungen in der Nation erinnern an jene Scene, wo Faust vom Spaziergange heimkehrt und beim traulichen Schein der Lampe im Neuen Testamente forscht. Auch unseren Faust hatte es nunmehr zu ernsten Studien hingezogen, welche die folgenden Jahre ausfüllten und als deren reife Frucht seine „Deutsche Nationallitteratur des neunzehnten Jahrhunderts“ (zwei Bände, Breslau 1855; die späteren Auflagen in vier Bänden) anzusehen ist. Die Vorzüge des Werkes, seine geistvolle, überall philosophisch vertiefte Behandlung unserer neueren Litteratur, die Hereinziehung der wissenschaftlichen und politischen Strömungen in das Litteraturleben, die scharfe Porträtierung der einzelnen Persönlichkeiten, endlich der kulturgeschichtliche Hintergrund, der das Ganze perspektivisch erweitert: alles dieses ist an dem Buche genügend anerkannt und gewürdigt worden. Hier möchten wir nur noch betonen, daß Gottschall in seinem Litteraturwerk bei der Beurteilung der einzelnen Dichter wie ganzer Zeitströmungen niemals den freisinnigen Standpunkt verleugnet. Sein Blick ist auch als Historiker stets der Zukunft und kommenden Entwickelung des Nationalgeistes zugewandt. Bei alledem sieht er aber doch das einzelne Dichterwerk mit dem Auge des Poeten an. Ihm geht über die „Tendenz“ die individuelle Schönheit der beurteilten Dichtung nicht verloren. Die vor kurzem erschienene vierte Auflage der „Nationallitteratur“ zeigt gegenüber der ersten nicht nur eine außerordentliche, bis auf die Gegenwart sich erstreckende Erweiterung des Inhaltes, sondern auch eine merkliche Umgestaltung desselben, so daß nunmehr in derselben eine Art Gesamtgemälde der geistigen Kultur unseres Jahrhunderts vorliegt.

Wir knüpfen hieran die Erwähnung eines anderen wissenschaftlichen Werkes, welches er um diese Zeit publizierte und von welchem im Jahre 1882 bereits die fünfte Auflage erschien. Es ist dies seine „Poetik. Die Dichtkunst und ihre Technik. Vom Standpunkt der Neuzeit“ (2 Bde.). In Deutschland haben wir bekanntlich keinen Mangel an derartigen Büchern, in denen die Regeln, Gesetze und Gattungen der Dichtkunst in mehr oder minder abstrakter Weise dargestellt werden. Aber Gottschalls Werk bietet keine trockene Technik. Schon die Fülle und Mannigfaltigkeit der allen Litteraturen entlehnten Beispiele bringen uns das Buch näher. Wo aber der Verfasser sich auf theoretische Auseinandersetzungen einläßt, zeigt er sich als tief eindringenden Ästhetiker, der die reiche philosophische Litteratur auf diesem Gebiete vollkommen beherrscht. Gottschalls Werk steht durch diese Fundamentierung mitten inne zwischen den philosophischen Ästhetiken, deren Objekt das Gesamtgebiet des Schönen, also das der Natur wie der Künste überhaupt, und jenen landläufigen „Poetiken“, die selbst bis auf die Werke der neuesten Zeit entweder an abstraktem Scholasticismus leiden oder über einen unwissenschaftlichen, kompilatorischen Charakter nicht hinausgehen.

Die ernsteren Arbeiten sowie die Reise der Jahre verfehlten nicht, auf Gottschalls weitere poetische Produktion einen klärenden und läuternden Einfluß zu üben. Die im Jahre 1858 erschienenen „Neuen Gedichte“ zeigen ein von seinen ersten lyrischen Versuchen sehr abweichendes Gepräge. Das stürmische, revolutionäre Pathos des Jünglings hat hier einem ruhigeren, bald gedankenvollen, bald elegisch-resignierten Tone Platz gemacht. Es sind, wenn man will, lyrische Bekenntnisse einer gereifteren „Mannesseele“, in der nur noch die großen Vorgänge im Leben der Natur und der Menschheit tiefere Empfindungen wecken können. Aber auch dem deutschen Vaterlande sind viele dieser Stimmungsbilder („Vom Rhein“, „Von der Ostsee“, „Aus dem Gebirge“) gewidmet. Durch manche dieser Lieder zieht sich ein sehnsuchtsvoller Hauch, sei es, daß der Dichter (wie in den „Stillen Klängen“) an seine stürmische Jugendzeit zurück-

denkt, oder daß er aus der schlesischen Idylle, die er nun lebte (er hatte sich mittlerweile mit der Freiin Marie von Seherr-Thoß vermählt), nach umfassenderer Thätigkeit ausschaute. Auch ein volkstümliches Element spricht uns in den „Neuen Gedichten" an und zwar in den „Schlesischen Balladen", in denen er das landschaftliche Kolorit seiner Heimat oft wunderbar trifft. Überwiegend freilich in der Sammlung sind diejenigen Gedichte, die man die Gottschallsche „Gedankenlyrik" nennen kann, in der jener geschichtsphilosophische Ton durchklingt, wie er in Hermann Linggs groß angelegten lyrischen Epen in so vollen Accorden dahinströmt. Es tritt dieser Ton z. B. in den „Ägyptischen Oden" („Isis", „Osiris", „Anubis", „Typhon") als der herrschende auf, so daß zuweilen vor lauter Ideenfülle und symbolischer Bilderpracht die Klarheit des poetischen Grundgedankens verloren geht. Im großen und ganzen zeugt aber diese Lyrik von einer philosophischen Vertiefung, die man nicht allzuoft bei modernen Poeten findet. Die ganze metaphysische Entwickelung des Jahrhunderts spiegelt sich in diesen inhaltsschweren und von einem majestätischen Metapherngewande prächtig umwogten Versen.

In den fünfziger Jahren entstanden auch jene drei epischen Dichtungen Gottschalls, durch welche er sich in diesem heute wenig kultivierten Genre einen ehrenvollen Platz errungen hat: „Die Göttin. Ein hohes Lied vom Weibe", „Carlo Zeno" und „Maja. Ein Lotosblumenkranz".

Die erste erzählt eine Liebesepisode aus der großen französischen Revolution und gehört in Bezug auf die darin hervortretende Tendenz noch jener ersten von uns oben charakterisierten Sturm- und Drangperiode des Dichters an. Eine sinnlich berauschende Rhetorik mischt sich mit dem Kanonendonner und den Wehelauten der Schreckensherrschaft zu Paris. Marie, die Heldin der Dichtung, repräsentiert zugleich das moderne liebende Weib, das, zum Bewußtsein seiner höheren socialen Bestimmung erwacht, durch die Rechtlosigkeit seiner Stellung in ihrem Streben gehemmt, tragisch untergeht. Die Tendenz des Epos gehört einem Gedankenkreise an, den die realpolitische Gegenwart sicher als einen überwundenen bezeichnen wird. Aber abgesehen hiervon ist die Dichtung eine ungemein fesselnde. Der rührende Tod der in Delirien im Kerker endenden „Göttin der Vernunft" bildet den elegisch ausklingenden Schluß der an erschütternden Scenen reichen Dichtung.

> Heut sah ich in den Spiegel lang;
> Da wurde mir's ums Herz so bang.
> Da trat das Ich zu mir heran
> Und grüßte mich und sprach mich an.
> Und ich erwiderte den Gruß
> Und sah es an von Kopf zu Fuß.
> Es war so bleich, ein Marmorbild,
> Die Augen wild, die Lippen mild,
> Dort Feuerschein und Blitz und Tod,
> Hier Lächeln wie das Abendrot.
> „Ich bin die Göttin!" rief's mir zu —
> Ich aber rief: „Laß mich in Ruh!
> Für zwei Göttinnen ist nicht Raum,
> Denn eine faßt die Kammer kaum!"
> Und ich erhob die Hände wild
> Und ich zerschlug das Spiegelbild.

Einen ruhigeren, gewissermaßen männlicheren Charakter zeigt die Dichtung „Carlo Zeno", die das Ideal eines heldenhaften Strebens mit seinen hochfliegenden Hoffnungen, seinen Enttäuschungen und seiner Resignation besingt. Die Titel der fünf Gesänge: „Der Abenteurer", „Der Krieger", „Der Gatte", „Der Bürger", „Der Pilger", bezeichnen die Stadien in dem Lebenslauf des venetianischen Seehelden. War es in der „Göttin" die Liebe, die beseligende und todbringende Liebe, so ist es hier die That, die frei gewollte männliche That, die das Ethos dieser Dichtung bildet. Der erste Gesang führt uns in das Schloß des Venetianer Edlen Carlo Zeno bei Konstantinopel am Bosporus. Die berauschende Pracht der Natur vereint sich hier mit edlen Gebilden der Kunst, um dem Schloßherrn ein göttergleiches Dasein zu bereiten. Eudoxia, die ihm in geheimer Liebe ergebene, spornt ihn an, dem erschlaffenden Genußleben zu entsagen und durch Heldenthaten sich unsterblichen Ruhm zu

erringen. Er befreit den Kaiser Johann von Griechenland, den sein Sohn vom Throne gestoßen, und verteidigt siegreich Tenedos gegen die Genuesen, welche auf Seiten des unrechtmäßigen griechischen Kaisers stehen. Das folgende Kapitel: „Der Krieger", zeigt uns Zeno als siegreichen Helden in dem Kriege Venedigs gegen Genua. Mit sicherer Hand zeichnet der Dichter das Parteileben der venetianischen Republik, gegen welche die feindliche Flotte herangezogen ist. Die dreitägige Seeschlacht gegen die vereinigten Kräfte der Genuesen und Paduaner wird durch das Erscheinen Zenos glücklich beendet. Das befreite Vaterland erkennt ihn als seinen Retter. Seine Vermählung mit der schönen Bianca schließt heiter und weihevoll diesen Gesang. Der vierte Gesang: „Der Bürger", führt zur Peripetie in dem Leben des Helden. Der Krieg gegen Genua und Padua ist noch nicht zu Ende geführt, da er sich nur von der See aufs Land gezogen hat. Der tapfere Paduanerfürst Carrara gerät in die Gefangenschaft Zenos. Sie schließen Frieden, und Zeno eilt nach Venedig, der Signoria die Bedingungen desselben zu unterbreiten. Doch hier in Venedig hat eine herrschsüchtige Partei die Oberhand gewonnen, der kaum geschlossene Frieden wird wiederum gebrochen und Carrara mit seinen beiden Heldensöhnen in die venetianischen Bleikammern geworfen. Diesen schimpflichen Verrat kann der edle Zeno nicht ertragen. Vergeblich bietet er seinen ganzen Einfluß auf, um den Feind zu befreien. Dieses aber bringt ihn selbst in Verdacht des Landesverrats, und seine Gegner bewirken seine Gefangennahme. Er verschmäht es, an das Volk zu appellieren und es aufzufordern, ihn, den einst vergötterten Liebling, aus dem Staatsgefängnis zu befreien. Es siegt in ihm die Bürgertugend über das Rachegefühl:

Ich geh in das Gefängnis, getreu der Bürgerpflicht,
Gehorsam dem Gesetze, das strenges Urteil spricht.
O, keiner löse frevelnd von ihm den ersten Stein!
Sonst wankt der Bau der Staaten, sonst stürzt sein Tempel ein.
Das Recht kann Unrecht werden in schlechter Richter Hand;
Doch das Gesetz nur rettet und hält das Vaterland.
Es macht uns stark im Innern, macht uns nach außen groß.
So trage jeder Bürger gern unverdientes Los.

Die lange Kerkerhaft, der Tod der geliebten Gattin haben sein Haar gebleicht und in sein Herz den Glauben einziehen lassen. Endlich tönt ihm die Freiheitsstunde, am Abend seines Lebens. Er beschließt, nach dem heiligen Lande zu pilgern. Diese Wallfahrt bildet den Inhalt des Schlußgesanges. Zurückgekehrt als blinder, todesmüder Greis, erfährt er den Tod seiner Kinder. Als er selbst das erlösende Ende nahe fühlt, läßt er sich in einem Boote auf das Meer fahren, das er einst beherrschte.

Und die Arme ausgebreitet,
Sinkt er stumm dahin ins Boot.
Sanfter Hauch die Welle gleitet,
Die noch eben wild gedroht,
Mit gesenktem Haupt begleitet
Wog' auf Woge ohne Zahl
Ihren toten Admiral.

Das dritte der genannten Epen: „Maja", führt uns in eine blumenduftende und märchenhafte Welt, nach dem träumerischen Indien, in dessen niedergebrannten Städten die siegreichen Engländer, die neuen Herren des Landes, ihr Banner aufpflanzen. Hier auf dem Boden einer uralten, eigenartigen Kultur soll moderne europäische Civilisation erblühen. Zwei Welten von entgegengesetzten Anschauungen und Lebensformen sollen — so will es das Staatsinteresse des Eroberers — verschmolzen werden oder doch ruhig nebeneinander bestehen. Auf diesem herben Hintergrunde spielt sich eine phantastische und rührende Liebestragödie ab. Doch bildet letztere eigentlich nur den Rahmen, in dem der Dichter eine Fülle zauberisch schöner und tiefsinnig ergreifender Bilder zeichnet. Gottschall zeigt sich hier in seiner ganzen Gewalt als Stimmungsmaler der Natur und der Menschenseele. Die sinnberückende Formen- und Farbenpracht des Orients spiegelt sich nicht minder wie das Traumbe-

fangene und Tiefsinnige der indischen Philosophie in dieser Dichtung:

> Und könntet ihr zur Tiefe tauchen,
> Wo sich das letzte Leben regt —
> Ihr seht die Opferstätten rauchen,
> Wo sich kein Hauch der Luft bewegt!
> Das Leben ist ein Schmerzensschrei,
> Die wahre Weisheit eine Thräne.
> Die wahre Weisheit ist Erbarmen,
> Sie trägt die Welt auf ihren Armen.

Doch macht Gottschall diese Konzession an den modernen Quietismus nur scheinbar. Er steht auf dem Grunde einer ganz anderen, zur höchsten Aktivität spornenden Weltanschauung. Auf den Trümmern des träumerischen, schlaffen Orients erhebt sich die Fahne der neuen europäischen Kultur. Der originell verschlungene Bau der Dichtung erinnert an ein kunstvolles



Rudolf von Gottschall.

orientalisches Märchen, dessen Schluß ein hochtragischer ist. Denn jenes liebliche Hindumädchen Maja, durch ihren Namen schon die Repräsentantin dieser träumerischen Welt, hat ihrer Liebe zu Harry, dem Manne aus dem verhaßten Abendlande, entsagt und vernichtet, indem sie die Fackel in die Königsburg schleudert, sich und den eindringenden Feind.

Klingt dieses nicht wie das Glaubensbekenntnis eines Jüngers der Schopenhauerschen Philosophie? Und damit hierüber kein Zweifel bestehen bleibe, wird auch noch die äußerste pessimistische Konsequenz gezogen.

> Wer's wagt, ins Nichts sich zu versenken,
> Wird frei im Fühlen und im Denken,
> Hat Erdengrenzen überwunden,
> Den Weg zum Ewigen gefunden;
> Es steigt nur aus dem Grund des Nichts
> Der Sonnenaufgang ewigen Lichts:
> Nirwana! höchsten Heiles Spende,
> Der Weisheit Anfang und ihr Ende.

Diesen drei epischen Dichtungen, unter denen wir in Bezug auf Idee, Komposition und poetische Durchführung „Carlo

Zeno" am höchsten stellen, schließt sich eine andere Dichtung an, welche eine gewisse Geschlossenheit der Form vermissen läßt: „Sebastopol" (1856), meist lose aneinander gereihte Kriegsbilder, in denen die farbenreiche Schilderung der Schlachtscenen überwiegt. Obgleich nun Gottschall als poetischer Kriegsrhapsode eine gewisse Unparteilichkeit zeigt, so steht er doch in letzter Linie auf Seiten der Westmächte, in deren Sieg er den Triumph der Gerechtigkeit und des menschlichen Kulturfortschrittes sieht. Schließlich aber erblickt er gegenüber dem in Waffen starrenden Europa in jedem Kriege eine die Blüten und Früchte der Civilisation zerstörende Barbarei, und sein Auge wendet sich sehnsuchtsvoll jenem Traum eines ewigen Friedens zu, den die edelsten Denker und Dichter als das letzte Ziel hingestellt haben.

Suchen wir nach einem gemeinsamen Kriterium für diese vier epischen Dichtungen, so können wir sie als umfassende Kulturgemälde bezeichnen, welche mehr oder minder von einem reichen lyrischen Ferment durchsetzt sind. Dieselben stehen sicher in Bezug auf markige Gewalt und homerische Einfalt manchen neueren Epen, z. B. denen von Wilhelm Jordan, nach. Das Überwiegen des reflektierenden Gedankens, das Zurücktreten des dramatischen vor dem schildernden Tone, das überall durchbrechende lyrische Element: alles dieses weist den Gottschallschen Epen eine gewisse mittlere Stellung an innerhalb der verschiedenen Gattungen des modernen Kunstepos. An Stelle der Götter und Heroen, der Ritter und der Burgfräulein sind moderne Menschen getreten, und das antike Schicksal wie der mittelalterliche Glaube sind durch die weltbewegende Idee verdrängt worden. Mag man das immerhin Tendenz nennen, es liegt doch noch immer mehr Wahrheit darin als in den mittelalterlich-klösterlichen Allüren und den imitierten Manieren unserer neuesten Troubadours. In Gottschalls epischen Dichtungen ist warmes lebendiges Herzblut, in ihnen pulsiert mit ihren Freuden und Leiden, mit ihren Kämpfen und Hoffnungen die Seele des Jahrhunderts.

Bei der gänzlichen Teilnahmlosigkeit des großen Publikums jedoch gegenüber der epischen Kunstform ist es nicht zu verwundern, wenn unsere Poeten sich schließlich dem „Halbbruder" des Epos, dem Roman, zuwenden. Zwar wird dieser niemals das durchgebildetere und dichterisch höher stehende Epos ersetzen, und Gottschall selbst tritt in seiner „Nationallitteratur" der Anschauung entgegen, als wenn bei uns diese Eventualität jetzt schon eingetreten sei. „Eine künstlerisch strebende Zeit," sagt er, „wird die Sonderung der poetischen Formen und Gattungen, die Grundbedingung der Kunst, wieder ins Werk setzen" ... „Der ernste Dichter wird durch Metrum und Reim gehoben und geadelt, und abgesehen davon, daß die geschlossene Form auf Maß und Gliederung überhaupt hindrängt, erhält die Dichtung durch den Vers das eigentlich Bleibende, Monumentale; sie prägt sich dem Gedächtnis der Nation ein. Im Gedächtnis der Nation zu leben: das ist der hohe Zweck, das alte Recht der Dichtung; das erst ist ihr wahres Leben."

Trotzdem hat auch Gottschall seit längerer Zeit diese höhere Kunstform verlassen und sich dem Roman zugewandt. Er ist auch in diesem Genre außerordentlich fruchtbar, und es vergeht kein Jahr, wo nicht ein mehrbändiger Roman von ihm erscheint. Es ist charakteristisch, daß auch hier Gottschall mit Vorliebe seine Stoffe aus sturmbewegten Zeiten entlehnt, wo große geschichtliche Katastrophen den Hintergrund der Handlung bilden. Dem entspricht auch die Menge und Verschiedenheit der auftretenden Gestalten, deren Charakteristik konsequent durchgeführt ist. Seine Frauen zumal, deren er eine unendlich lange Galerie vorführt, zeigen den verschiedenartigsten Typus. Am besten gelingen ihm aber jene gefährlichen koketten Schönen, deren dämonisch sinnliche Gewalt er meisterhaft zu schildern weiß. Einige von diesen Romanen haben mehrere Auflagen erlebt, wie „Im Banne des

schwarzen Adlers", der zur Zeit des ersten schlesischen Krieges spielt und durch eine spannende Komposition wie durch eine Reihe gut gezeichneter historischer Porträts bemerkenswert ist. Ferner „Welke Blätter". Dieser Roman spielt in Ostpreußen, der zweiten Heimat des Dichters. Die „Erbschaft des Blutes" spielt zur Zeit des deutsch-französischen Krieges von 1870 teils in Deutschland, teils in Paris, wo insbesondere die Zustände während der Kommune von dem Verfasser in ergreifenden und düsteren Bildern vorgeführt werden. Im übrigen ist der Grundgedanke des Romans eine Art physiologischer These, indem der Dichter an den Schicksalen einer im Mittelpunkt der Handlung stehenden deutschen Grafenfamilie den Satz verteidigen will, daß der einzelne durchaus nicht notwendig unter dem physischen Einfluß der Blutsvererbung stehe, daß er sich von dieser naturnotwendigen Macht zu emancipieren vermag. Über jener Erbschaft des Blutes — ein Gedanke, der heutzutage fast schon die Kraft eines Dogmas erlangt hat und die verhängnisvollsten Konsequenzen in den Anschauungen der Gegenwart herbeigeführt — stehe die wahre Erbschaft: die des Geistes, der allgemeinen Erbschaft der Menschheit — wahrlich eine Idee, die nichtsdestoweniger groß und erhebend ist, wenn sie auch nicht mehr ganz neu ist. Im „Goldenen Kalb" hat sich Gottschall einmal die socialen Kämpfe der heutigen Gesellschaft zur Basis gewählt, auf der er seine Erzählung aufbaut. Der Roman wirft scharfe satirische Schlaglichter auf moderne Zustände. Der neueste Roman: „Die Papierprinzessin", macht dieselbe Zeit und dasselbe Objekt zum Mittelpunkt der Erzählung wie Gottschalls Lustspiel „Die Welt des Schwindels", nämlich die riesigen Finanzoperationen John Laws und der sich hieraus ergebende sittliche und wirtschaftliche Untergang vieler. Im übrigen bietet dieser Roman eine farbenprächtige Schilderung der französischen Gesellschaft.

Im Jahre 1864 siedelte Gottschall von Breslau nach Leipzig über, um die Redaktion der im Brockhausschen Verlage erscheinenden Zeitschriften „Unsere Zeit" und „Blätter für litterarische Unterhaltung" zu übernehmen. Es knüpft sich hieran die einflußreiche journalistische und kritische Wirksamkeit desselben, die wir später beleuchten werden. Was jedoch seine dichterische Thätigkeit seitdem betrifft, so tritt das lyrische und epische gegenüber dem dramatischen Moment entschieden in den Hintergrund. Thatsächlich bezeichnen auch die in den letzten zwanzig Jahren hier entstandenen Tragödien, Schauspiele und Lustspiele den Höhepunkt seines poetischen Schaffens. Eine Sammlung dieser Bühnendichtungen hat Gottschall in zwölf Bänden (Leipzig, 1865 bis 1880, F. A. Brockhaus) veranstaltet. Wir bemerken, daß die oben charakterisierten Dramen aus seiner gewissermaßen revolutionären Periode in diese Kollektion nicht aufgenommen sind. Als die reifsten Produkte dieser zwanzigjährigen dichterischen Thätigkeit können jedoch genannt werden die historischen Tragödien: „Mazeppa", „Der Nabob", „Katharina Howard", „König Karl XII.", „Arabella Stuart", „Amy Robsart", ferner das Schauspiel „Auf roter Erde", endlich die historischen Lustspiele „Pitt und Fox", „Die Diplomaten", „Die Welt des Schwindels", „Der Spion von Rheinsberg". Der letzten Zeit gehören noch zwei Schwänke an: „Der Vermittler" und der „Vater auf Kündigung", sowie das neueste fünfaktige Lustspiel „Schulröschen".

Was bei dieser umfassenden Produktion zunächst in die Augen fällt, ist die Vorliebe des Dichters für historische Stoffe, die er am liebsten stürmisch bewegten Geschichtsperioden entlehnt. Wie seine Jugenddramen fast alle der großen französischen Revolution angehören, so ist es hier vielfach die englische Geschichte mit ihren dynastischen und parlamentarischen Parteikämpfen, denen er seine Gestalten entnimmt. Oft tritt hier gegenüber den Familien- und Parteiintriguen der große

historische Zug einigermaßen in den Hintergrund. Wo dieses stattfindet, ziehen diese Dramen durch eine Fülle interessanter und charakteristisch sich abhebender Gestalten, durch eine farbenreiche Schilderung individuellen geschichtlichen Lebens an. Welch eine eigenartige und doch imponierende Figur ist z. B. sein Heinrich VIII. in „Katharina Howard“! halb Theologe, halb Tyrann. In „Mazeppa“, einer Freiheitstragödie voll leidenschaftlicher Accente, ist es die mächtige Gestalt des Zaren Peter, die schließlich so ganz das Interesse für sich in Anspruch nimmt, daß der eigentliche Held fast in den Hintergrund gedrängt wird. „Mazeppa“ gehört unzweifelhaft, was dramatische Komposition, schwunghaftes Pathos und tragische Wirkung betrifft, zu den bedeutendsten der genannten Bühnendichtungen. Der Litterarhistoriker Hermann Kurz meint, Gottschall hätte hier in glücklichster Weise mit Lord Byron und den zwei großartigen Gemälden des Horace Vernet gewetteifert, denen er sich ebenbürtig erwiesen. Die Handlung ist außerordentlich reich, aber die zahlreichen Fäden, in denen sich das Gewebe entwickelt, sind mit solcher Kunst angelegt, daß sich das Drama mit größter Klarheit abspinnt. Auch ein neuerer Historiker, Adolf Stern, weist in seinem Buche „Fünfzig Jahre deutscher Dichtung“ diesem Drama in der neueren dramatischen Litteratur Deutschlands einen hohen Platz an.

Im „Nabob“, einer Tragödie, welche um das Jahr 1773 spielt, tritt Lord Clive, der Eroberer von Indien, als Held auf. Hier ist die tragische Wirkung durch ein sehr korrektes Verhältnis zwischen Schuld und Sühne hervorgebracht. Aus der Reihe lebendig gezeichneter Charaktere heben sich zwei Frauengestalten ab, deren Kontrast ungemein wirkungsvoll durchgeführt ist. Sita, Clives Pflegetochter, eine indische Lotosblume, und Lady Arabella Somerset, die stolze, hochherzige Tochter Albions. Der „Nabob“ kam in Breslau, später in Weimar unter Dingelstedts Leitung zur Aufführung. Doch zeigt die spätere Bearbeitung des Stückes, daß der Dichter durch Eliminierung großer, rein lyrischer Partien dasselbe noch bühnenwirksamer gestaltet hat. Auch die Charaktere der Arabella und Sita sind hierdurch nicht unwesentlich modifiziert worden: erstere, indem sie aus dem Bereiche enthusiastischer Stimmungen mehr in die eingreifende dramatische Aktion versetzt wurde; letztere, indem sie durch Verkürzung des zart lyrischen Elements an individueller Färbung gewann.

Ein politisches Drama im höchsten Sinne des Wortes ist „König Karl XII.“ Es sind die politischen Konflikte zwischen entgegengesetzten staatsrechtlichen Principien, zwischen dem Alleinherrschertum und dem Anspruch der Stände auf Mitwirkung an den öffentlichen Dingen. Jenes wird durch den kriegerischen, tapferen und trotzigen Schwedenkönig Karl, dieser durch den Grafen Horn, Präsidenten des Staatsrats, repräsentiert. Doch hat sich der Dichter von jeder Tendenz ferngehalten, indem er die Gegensätze mit Objektivität und staatsrechtlicher Unparteilichkeit darlegt. Er selbst nimmt durchaus nicht Partei für den sogenannten aufgeklärten Despotismus, wie ihn Graf Görtz, der vertraute Ratgeber des Königs, verteidigt. Im Gegenteil, es geht aus allem hervor, daß der Dichter auf dem Boden moderner konstitutioneller Anschauung steht. Aber er unterläßt es doch nicht, die Licht- und Schattenseiten beider Parteien aufzuweisen. Trotz dieses staatsrechtlichen Charakters fehlt es der Tragödie nicht an lyrisch ergreifenden Momenten. Auch das Herz kommt zu seinem Rechte. Die Liebe zwischen Magnus Stjernroos und Hedwig ist indes keine bloße lyrische Episode, sie ist mit dem Grundgedanken des Dramas eng verwebt und führt schließlich die Katastrophe herbei. Auch dieses Trauerspiel ist vom Dichter nach den ersten Aufführungen desselben am Stadttheater zu Breslau vielfach gekürzt und modifiziert worden. Hierdurch hat insbesondere der Charakter des Königs bedeutend gewonnen, da die früheren allzu langen rhe-

torischen Auseinandersetzungen kaum zu der scharfen und lakonischen Art des historischen Karl stimmten.

Eine Tragödie, in der weniger die schweren leidenschaftlichen als vielmehr elegischen Töne vorherrschen, ist „Arabella Stuart", deren gleichnamige Heldin, eine Verwandte König Jakobs I., ihrer hohen Geburt wie ihrer Thronberechtigung zum Opfer fällt. Indes ist die liebenswürdige Arabella keine bloß passive Märtyrerin ihrer Stellung zum Königshaus der Stuarts. Anfangs allerdings jedem Ehrgeiz wie jeder politischen Parteiung fernstehend, wird sie dadurch, daß des Königs Eigenwille sie zwingen möchte, das freie Recht des Herzens aufzugeben, dahin getrieben, sich an die Spitze der Rebellen zu stellen und gewissermaßen mit dem Schwerte in der Hand für ihre Liebe zu kämpfen. Wie dieses sie erst zur Heldin macht, so ist hierdurch auch ihr tragischer Untergang gerechtfertigt. Wie hierzu, so hat Gottschall zu einer anderen in demselben Jahre erschienenen Tragödie (1876) „Amy Robsart" den Stoff Walter Scottschen Romanen entlehnt, und zwar verdankt die Handlung der letzteren der Erzählung „Kenilworth" ihren Ursprung. Freilich hat unser Dramatiker den kühnen Anachronismus des englischen Romandichters, wonach die in früherer Zeit spielende Ermordung der Amy Robsart mit dem Besuch der Königin Elisabeth auf Schloß Kenilworth zusammengebracht wird, in sein Stück mit herübergenommen. Im übrigen muß anerkannt werden, daß Gottschalls Tragödie vollen Anspruch auf Selbständigkeit hat. Während die Heldin im Roman als das schuldlose Opfer der Eifersucht Elisabeths fällt, ist hier der Charakter von vornherein in eine andere Beleuchtung gerückt. Amy Robsart ladet thatsächlich eine sittliche Schuld auf sich. Aus Ehrgeiz giebt sie ihren Verlobten auf und geht ein Liebesverhältnis mit Lord Leicester ein. Der frivole Bruch mit ihrer Vergangenheit und ihrer Familie fordert eine Sühne, und diese besteht in dem Tode der Heldin, die freilich zugleich ein Opfer der eifersüchtigen Königin wie der Feigheit Leicesters wird. Weder in „Arabella Stuart" noch in „Amy Robsart" herrscht das große geschichtliche Pathos. Es sind so zu sagen Familientragödien des englischen Königshauses, denen es weder an anziehenden Gestalten noch an schwungvoller Rhetorik, noch an lyrischem Schmelz der Sprache fehlt. Vorzüglich gezeichnet ist der Charakter der heuchlerischen alternden Königin, die, nachdem sie ihre Nebenbuhlerin beseitigt hat, sich resigniert als die Märtyrerin ihrer hohen Stellung geriert:

> Ich aber will in wildem Rausch vergessen,
> Daß ich das Glück der Liebe nie besessen,
> Nur ihren Kampf, nur ihre Herzenspein.
> Die Krone trag ich und den Schmerz allein.

Beide Dichtungen sind auch bei ihrer Aufführung am Leipziger Stadttheater und später am Hoftheater zu Weimar sehr günstig aufgenommen worden.

Das letzte von Gottschalls größeren Dramen: „Auf roter Erde" (1880), spielt auf heimischem Boden. Ohne daß es eigentlich auf historischer Grundlage beruht, weht doch ein geschichtlicher Geist durch dasselbe. Hat es ja doch einen der tiefgreifendsten Konflikte unseres Jahrhunderts, den zwischen Patriotismus und Liebe zur deutschen Heimat einerseits und der Begeisterung für die neuen, über den engen vaterländischen Horizont hinausgehenden weltbewegenden Ideen andererseits, zum bewegenden Mittelpunkt der Handlung. Dieser Konflikt spielt sich in zwei Gestalten des Schauspiels ab: im Obersten Robert Montane und im Historiker Johannes v. Müller, dessen bekannte schwankende Haltung zwischen deutsch-patriotischen Interessen und seiner Bewunderung für den Kosmopolitismus Napoleons hier trefflich zum Ausdruck gebracht ist. Doch ist der berühmte Geschichtschreiber bei alledem hier nur eine episodische Figur, während das dramatische Hauptinteresse in dem Obersten Montane, einem in französischen Diensten befindlichen Hessen, sich konzentriert. Die Handlung, welche teils auf dem Lande, teils zu

Kassel, der Residenz Jérôme Bonapartes, spielt, ist in das Jahr 1809 verlegt. Der Dichter hat es verschmäht, von dem berüchtigten Hofleben Jerômes eine breite, detaillierte Schilderung zu geben, wiewohl der dritte Akt von dem merkwürdigen Leben auf Wilhelmshöhe mit seiner bunten Mischung deutscher und französischer Farben ein treffliches Bild gewährt. Im übrigen herrscht in dem Schauspiel ein warmer Patriotismus vor, ohne daß sich doch derselbe in einen billigen Chauvinismus verläuft. Der Dichter hat auch hier höhere Gerechtigkeit walten lassen, jedem für die Berechtigung seines Gefühls kraftvollen Ausdruck gegeben. Und wie er in diesem Drama der vaterländischen Begeisterung der Jugend zur Zeit der Freiheitskriege einen hinreißenden Ausdruck verleiht, so hat er selbst unsere Siege und die Aufrichtung des neuen deutschen Kaiserreichs im Jahre 1870/71 in schwungvollen Hymnen gefeiert.

Sehen wir nun von der politischen Tendenz ganz ab und ziehen nur den poetischen und dramatischen Wert der Gottschallschen Bühnendichtungen in Betracht, so werden wir finden, daß nicht alle auf gleicher Höhe stehen. Ohne Zweifel klingen in manchen derselben einige jener vollen Töne an, welche an die gewaltigen Accorde der Schillerschen Dramatik erinnern. Jener große rhetorische Zug, der die ausschließlichen Verehrer Shakespeares zur Verzweiflung bringen kann, ist bei Gottschall überall sichtbar. Aber es darf auch zugegeben werden, daß diese Rhetorik nur zu oft selbst da sich vordrängt, wo sie den Ausdruck der einfachen Empfindung zerstört, und wo wir zuweilen den schlichten Herzenston zu hören hoffen, gellt sie uns vordringlich in die Ohren. Nichtsdestoweniger muß anerkannt werden, daß in dieser Beziehung die späteren Dramen sich vorteilhaft von den früheren unterscheiden: sie sind bei weitem knapper und gedrungener, die Bilder und Wendungen weniger gesucht und viel charakteristischer, die ganze Diktion einfacher und natürlicher.

Wenn Gottschalls dramatisches Schwergewicht auch im historischen Drama beruht, so hat er doch auch im Lustspiel einige Erfolge erzielt. Sein „Pitt und Fox“ gehört zu den wenigen historischen Lustspielen, welche einen festen Bestand im Repertoire aller größeren deutschen Bühnen bilden. Weniger bekannt sind seine „Diplomaten“ (1865), eine überaus feine Satire gegen den Unfehlbarkeitsdünkel der Kabinettspolitik. Dasselbe spielt zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts und zwar am spanischen Hof. Der Abbé Alberoni, Geschäftsträger von Parma, später der unübertroffene Meister in der politischen Intrigue, hält auch hier die Fäden in der Hand; doch sieht er sein feines diplomatisches Spinngewebe durch den Zug zweier liebenden Herzen zerrissen, welche schließlich über alle Berechnungen der Diplomatie siegen. Das Lustspiel ist voll von Situationskomik. Spanische Grandezza und phantastische Liebesromantik, satirische Streiflichter und derb burleske Volksscenen: alle diese Elemente geben immer neue und amüsantere Bilder. Doch vermochte dieses heitere Intriguenstück ebensowenig auf der Bühne festen Fuß zu fassen wie das gleichzeitig verfaßte „Die Welt des Schwindels“, in dessen Mittelpunkt das große „Finanzgenie“ John Law steht. Es steht auf geschichtlichem Boden und bildet gewissermaßen eine prophetische Satire auf den achtzehn Jahre später bei uns eingerissenen Gründungsschwindel. Das letzte dieser historischen Lustspiele: „Der Spion von Rheinsberg“ (1880), ist ein glücklicher Versuch, ein Erlebnis aus der Kronprinzenzeit Friedrich des Großen zum Mittelpunkt eines interessanten und spannenden Intriguenstückes zu machen. Das Leben auf Rheinsberg wird in einigen sehr charakteristischen Figuren geschildert, der geistvolle Prinz mit seiner eigentümlichen Tafelrunde ist in den wesentlichen Zügen treffend charakterisiert, die Liebesscenen mit feinem Humor behandelt und die ganze Führung der Intrigue im besten Lustspielsinne gehalten. Daß diese geistreiche Dichtung, welche die populärste

deutsche Fürstengestalt verherrlicht, sich bisher nicht die Bühne erobert hat, bleibt immerhin eins der unauflöslichen Rätsel, an denen unser heutiges deutsches Theaterleben so reich ist. Das neueste Produkt der heiteren Muse Gottschalls ist das in Leipzig mit großem Beifall vor einiger Zeit zur Aufführung gelangte Lustspiel „Schulröschen“. Die Grundidee, daß eine romantisch angelegte junge Dame, über deren Hand und Güter eine testamentarische Bestimmung ihres verstorbenen Vaters bereits verfügt hat, die Erbschaft im Stich läßt, um dem Geliebten ihres Herzens zu folgen, ist ungemein spannend und geschickt durch eine Anzahl höchst komischer Verwickelungen durchgeführt. Die eigentliche Heldin ist jedoch das Schulröschen, die Tochter eines Gymnasialdirektors, die eine eigenartige Mischung von altertümelnder Gelehrsamkeit und frischester Naivetät ist. Offenbar lag dem Dichter daran, an diesem interessanten Mädchenbilde zu zeigen, wie sehr sich echte und tiefe Geistesbildung bei einer Frau mit natürlicher Anmut verträgt. Daß Röschen an der Spitze einer Art freien weiblichen Akademie steht, indem sie eine Anzahl befreundeter junger Damen in die Lektüre der altklassischen Dichter einführt, giebt Anlaß zu einigen sehr komisch wirkenden Scenen. Gottschall hat hier seiner übermütigen Laune die Zügel schießen lassen. Nichtsdestoweniger ist doch auch dieses neueste Produkt zu dem Lustspielgenre zu zählen, sowohl was die Führung der Intrigue als die Zeichnung der Charaktere betrifft.

Übrigens neigt Gottschall im Lustspiel selbst dort, wo er an den höher gebildeten Zuschauer denkt, entschieden mehr der derb satirischen Form zu als der Intrigue. Immer hat er mehr die humoristische Behandlung des Stoffes und die komische Situation, womit sich oft eine schärfere Betonung des Charakteristischen und ein derberer Stil verbindet, als das graziöse Spiel des Witzes, die virtuose Kombination der Verwickelung und die scharfsinnige Schürzung und Lösung des Knotens im Auge. „Die komische Muse Frankreichs,“ bemerkt Gottschall in der Einleitung zu seinen „Gesammelten Lustspielen“, „begnügt sich mit einem feinen Lächeln; die deutsche braucht sich einer volleren Heiterkeit, eines fröhlichen Lachens nicht zu schämen.“ Freilich klingt dieses mehr wie eine Selbstentschuldigung als wie eine wirkliche Begründung des Gegensatzes zwischen dem Geist des französischen und deutschen Lustspiels. Daß freilich bei Gottschall dieses derb satirische Element auch zuweilen dort hervorbricht, wo es wie im ernsten Drama den großen Kothurnschritt etwas aus dem Geleise bringen und fast den Ernst der dramatischen Situation stören kann, ist ein ebenso merkwürdiger als rätselhafter Zug. Auf diese seltsame Vereinigung zweier Seelen in unserem Dichter, die durch seine gesamte litterarische Produktion sich hindurchzieht und uns wie ein unlösbares psychologisches Rätsel vorkommt, hat einmal Karl Gutzkow hingewiesen. Er ist verwundert über „den auf das Erhabene gerichteten Blick und dicht daneben ein Satyr, ein bocksfüßiger Waldbewohner, ein Spötter, ein Karikaturist, ein Kritiker“. — „Er besitzt,“ fährt Gutzkow fort, „eine ungebändigte Zweifelsucht, eine illusionslose Beobachtung, eine Neigung zum Bizarren und Paradoxen. Alles das in demselben Kopfe, dem so viel enthusiastischer Schwung, so viel hinreißende Begeisterung innewohnt.“

Wer Gottschalls dichterische Thätigkeit in ihrem bisherigen Verlauf und nach allen ihren Verzweigungen verfolgt, wird allerdings in seinem tiefsten poetischen Wesen eine gewisse Einheit vermissen und daher Gutzkow recht geben müssen. Aber ohne jene Gabe der scharfen zersetzenden Analyse wäre Gottschall allerdings nicht der eminente Kritiker geworden, als den wir ihn schätzen und als welcher er einen so weitreichenden Einfluß in Deutschland gewonnen hat.

Wir haben oben schon auf seine beiden wissenschaftlichen Hauptwerke, die „Deutsche Nationallitteratur“ und die „Poetik“, hingewiesen. Aber in Sachen des ästheti-

schen Urteils über die litterarische Produktion der Gegenwart übte er bisher einen größeren und nicht zu unterschätzenden Einfluß durch die beiden seit zwanzig Jahren von ihm herausgegebenen Zeitschriften „Unsere Zeit“, eine Monatsrevue, welche auch das wissenschaftliche, politische und wirtschaftliche Leben in den Kreis ihrer Behandlung zieht, und die „Blätter für litterarische Unterhaltung“, eine Wochenschrift, die sich durch die Gewissenhaftigkeit und Umsicht auszeichnet, mit der sie die geistige, vorzugsweise jedoch belletristische Produktion der Zeit kritisch beleuchtet. Bei der hervorragenden Bedeutung Gottschalls als Kritiker würde doch diese Studie als lückenhaft angesehen werden müssen, wenn wir nicht auch dieser Seite seiner schriftstellerischen Wirksamkeit einige Worte widmeten.

Die Frage, ob Gottschall eine Art führende kritische Bedeutung für Deutschland erlangt habe, dürfte kaum strikte bejaht werden können, wie groß auch das Gewicht ist, das seiner Stimme in allen litterarischen Dingen eingeräumt werden muß. Davon abgesehen, daß jetzt ein ästhetisches Princip zur Herrschaft gelangt ist, welches wir den nationalen Realismus nennen möchten, ist in unseren Litteraturzuständen eine solche Anarchie eingerissen, daß von einer obersten kritischen Führung in Sachen des ästhetischen Geschmackes überhaupt nicht die Rede sein kann. Überdies hängen gewisse Modeströmungen in unserer schönen Litteratur von anderen oft ganz unfaßbaren Potenzen und Einflüssen ab, als daß die Autorität eines Einzelnen, und wäre es die des Größten, im stande wäre, irgend welche Änderung, geschweige denn eine entscheidende Wendung herbeizuführen. Aber im Grunde genommen fehlt es Gottschall zu einer derartigen eingreifenden Rolle auch an der Starrheit principieller Überzeugung. Er ist viel zu vielseitig, als daß er nicht in jeder neu auftauchenden Richtung doch eine gewisse relative Berechtigung anerkennen sollte. Diese Milde seines kritischen Urteils stammt aus seiner umfassenden Bildung her, welche jedem ästhetischen Standpunkt gerecht werden möchte. Hier verleugnet sich eben nicht der Einfluß der Hegelschen Schule, deren ästhetische Grundanschauungen die Weite seines litterarischen Horizontes bedingen und in jeder ästhetischen Abnormität doch noch den obwohl verstümmelten Ausdruck des Geistes der Zeit erblicken läßt. So z. B. ist Gottschall bis zu einem gewissen Grade entschiedener Gegner des heutigen sogenannten Kulturromans mit seinen antiquarisch-philologischen Auswüchsen. Nichtsdestoweniger findet er auch hier gewisse Tendenzen vertreten, welche ihm zu dem sonstigen Alexandrinismus der Zeit zu stimmen scheinen: den bedauerlichen, aber starken Zug, nicht mehr wie vor einem halben Jahrhundert in der Geschichte der Menschheit das Walten großer Ideen zu sehen, sondern mit Vorliebe das private Kleinleben aufzusuchen und über die Misere nichtiger Details das Wehen des Weltgeistes zu vergessen.

So nimmt unser Kritiker gegenüber der litterarischen Produktion der Gegenwart eine Art mittlerer Stellung ein. Indem er einerseits sich nicht jeder ästhetischen Modeströmung willenlos hingiebt, ist er doch andererseits zu wenig unbeugsamer Principienästhetiker, um nicht einer wirklichen neuen Kraft im gegnerischen Lager Verständnis abzugewinnen. Im ganzen ist es ein geläuterter Eklekticismus, dem er selbst bei so brennenden litterarischen Tagesfragen wie die der Berechtigung des modernen Naturalismus zugethan ist. Hierbei wird er jedoch sehr wohl sich seinen Mann ansehen und z. B. zwischen dem Realismus eines Turgenjew und dem eines Zola sehr wohl unterscheiden. Soll ihm aber ein poetisches Produkt wahrhaft sympathisch sein, so muß es in seinem Ideengehalt den Zug des modernen Geistes und in seiner Form das Gepräge der klassischen Tradition zeigen. Das ist sein innerstes ästhetisches Evangelium, der bleibende Grundzug, der sich durch seine gesamte schriftstellerische Thätigkeit hindurchzieht.

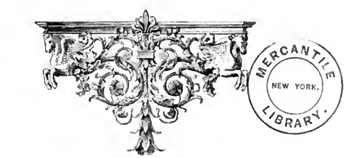
Die Früchte dieser seiner zwanzigjährigen kritischen Wirksamkeit hat Gottschall nur zum Teil gesammelt. Dieselben liegen in sechs Bänden unter dem Titel „Porträts und Studien“, „Bilder und Büsten“ und „Litterarische Charakterköpfe“ vor. Hier sind freilich nur die umfassenderen Arbeiten, die er in den oben genannten Zeitschriften veröffentlichte, aufgenommen: meist Essays und Charakteristiken über zeitgenössische Richtungen und Persönlichkeiten auf dem Gebiete der Philosophie, der Litteratur und des öffentlichen Lebens. Diese geistvollen Studien sind wahrhafte Muster der bei uns noch so wenig kultivierten Essayform.

Diese Skizze sollte nicht ein erschöpfendes Bild von der vielseitigen schriftstellerischen Thätigkeit Gottschalls geben. Wir müßten sonst noch seine vielfache Mitarbeiterschaft an periodischen litterarischen Unternehmungen namhaft machen und auch noch erwähnen, daß er seit längeren Jahren selbst den „Neuen Plutarch“ herausgiebt, eine jetzt schon auf eine stattliche Zahl von Bänden angewachsene Sammlung größerer Biographien von Staatsmännern, Gelehrten, Dichtern, Künstlern u. s. w. Auch im Gebiete der poetischen „Anthologien“ hat er mehrere Bände publiziert, von denen jeder derselben den Beweis liefert, daß ein Dichter die Auswahl getroffen hat.

Es hat Gottschall an auszeichnender Anerkennung nicht gefehlt. Vom Großherzog von Weimar ist er zum Geheimen Hofrat ernannt, vom deutschen Kaiser vor einigen Jahren in den erblichen Adelstand erhoben worden. In Leipzig lebt Gottschall ein ruhiges, fast zurückgezogenes, nur durch ununterbrochene Thätigkeit ausgefülltes Leben, ohne nähere Beziehung zu der jetzt in der Pleißenstadt außerordentlich angewachsenen litterarischen Kolonie. Doch entzieht er sich keineswegs den Interessen des Schriftstellerstandes, wie er ja auch Präsident der Genossenschaft dramatischer Autoren und Vorsitzender des Leipziger Zweigvereins der Deutschen Schillerstiftung ist.

Wer dem stattlichen Manne mit dem energischen und geistvollen Kopfe gegenübersteht, ahnt kaum, daß Gottschall bereits das sechzigste Lebensjahr überschritten hat. Wer ihm aber in das noch immer so feurig blickende Auge sieht, begreift es wohl, daß er einst vor vierzig Jahren singen konnte:

Nur einen Augenblick will ich mich schaukeln
In süßem träumerischem Selbstversinken,
Doch dann den Fehdehandschuh aufgehoben!
Ins tiefste Meer versenk ich meinen Frieden,
Uns ist der Kampf und nicht die Ruh beschieden.





Ohinemutu am Rotorua. Im Hintergrunde die Insel Mokoia.

Ein Ausflug nach Neuseeland.

Von

Franz Reuleaux.

Von Auckland nach Ohinemutu.

Auckland trägt den Stempel der Neuheit durchweg an sich. Die Häuser stehen noch nicht gedrängt oder gehäuft, viele sind noch sehr einfach, Holzbau bei ihnen häufig; andere daneben haben begonnen, sich städtisch und in Stein hoch emporzurichten; östlich auf dem Hügel sieht man den ehemaligen Gouvernementspalast als Fachwerkbau hervorragen; er ist jetzt ein Hospital.

Der Verkehr ist eigentlich lebhaft nur in der Königinstraße, welche vom Hafen aus die Stadt quer durchzieht* bis jenseits ins Freie, wo sie sich an der die Lage völlig beherrschenden Höhe, dem Berge Eden, zur Landstraße umgewandelt, hinunterzieht nach Süden in die weite Landschaft. Die von Queenstreet aus nach links und rechts die hügelige Stadt durchschneidenden Nebenstraßen führen in stillere Stadtteile, wo Handel und Wandel noch weniger merkbar auftreten, wennschon ihre Bewohner ihren Anteil an denselben keinen Augenblick aus den Augen verlieren.

In Queenstreet suchten wir alsbald das Geschäftshaus des Herrn Siegfried K... aus Berlin auf, welcher Herr mir von einem früheren kurzen Besuch her bekannt war und der es an Gastfreundlichkeit gegen deutsche Landsleute gern allen zuvorthun möchte. Er war munter im Bauen begriffen im Hintergebäude seines Anwesens und hatte von

* Unsere Abbildung im vorigen Heft umfaßte nur die östliche Hälfte von Auckland, Queenstreet ist nicht in ihr sichtbar.

stetiger Entwickelung des Geschäftes (Uhren, Bijouterien, Quincaillerien, Stahlwaren, Neusilberwaren u. s. w.) zu berichten, auch davon, daß die Amerikaner mit allen Mitteln einzudringen suchten. Unter jenen „allen" Mitteln fand sich aber auch dasjenige, geringwertige herausgeputzte Ware herauszuführen — das beste Verfahren, sich zu ruinieren, wie bereits merkbar wurde am Mißtrauen der Käufer, so daß dem deutschen Einführer nur dadurch die goldene Regel bewiesen werden wird, daß die gute Ware da, wo Geld ist, schließlich den Markt behält.

Unser damaliger deutscher Konsul, Herr v. d. H., welcher unten in Queenstreet nahe dem Hafen sein Geschäftshaus hatte, lud uns nach der ersten Begrüßung freundlichst zu einer Rundfahrt oder, wie wir dann bestimmter erbaten, zu einer Fahrt nach dem Berg Eden ein. Dieselbe wurde am Nachmittag, nachdem wir in unserem sauberen, freundlichen Hotel zum Stern uns durch ein solides Frühstück gestärkt hatten, ausgeführt.

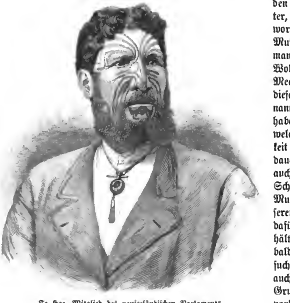
Der Eden ist ein erloschener Vulkan, der sich aus dem flachen Höhenzuge hinter Auckland mit entschiedener plötzlicher Aufsteigung gegen 600 Fuß erhebt. Seine schroffen Böschungen waren soeben frisch eingeschnitten worden und wurden es noch ferner mit Hacke und Schaufel nahe dem Gipfel, indem man beschäftigt war, eine breite schöne Straße hinaufzuschlängeln auf die aussichtsreiche Höhe — eine Höhe, gut zum entzückten Schauen über herrliche Landschaft und Seespiegel, aber auch gut zum Beobachten von allem, was da kommen und gehen mag zu Lande und zu Wasser,* zu welcher Schau sie früher den Eingeborenen diente. Der Konsul erzählte uns davon. Die Erdarbeiten der Straße gaben einen trefflichen frischen Durchschnitt durch die Schichten, welche den Bergmantel bilden. Wohl hatten die Zeiten recht lange gearbeitet an diesem Mantel, welchen sie dem steinernen Bergstock umgelegt hatten. Trotzdem waren sie mit dem Zerfällen von Lava und Basalt noch nicht tief eingedrungen; war ja doch die Lava noch gar nicht hoch überdeckt von Humus. Indessen war die Deckschicht doch nicht einartig; da und dort sah man weiße, oft leuchtend weiße Streifen in der Durchschnittsfläche zu Tage treten; darüber lag dann wieder Erde, Lavagebröckele und Rasen. Und die weißen Streifen — was fanden wir in ihnen, als wir, aus dem Wagen gesprungen, mit Dr. S.'s mitgebrachtem Stufenhammer die nachgiebige Masse auflockerten? Muscheln, weiße kalkige Schalen; freilich aber lauter „junges Zeug", alles von der jetzigen Epoche, nicht eine Spur von geologischer Ehrwürdigkeit auch nur eines gesetzten Millionenalters. Einzelne trefflich erhaltene Schalen fanden wir übrigens dabei, zwar von Schmelz entblößt, aber rein in der Form und unzerbrochen, von Arten, welche auch noch heute in Auckland auf den Fischmarkt kommen. Für uns kam mit dieser Beobachtung sofort schon beim Heraufsteigen die aus des Konsuls interessanten Mitteilungen hervorgehende aucklandische Theorie zu Fall, die angeblich Hochstetter ausgesprochen, wonach die Eingeborenen oben auf der Höhe des Edenberges sich dereinst von Schaltieren ernährt hätten.

Oben hatten nämlich früher die Maoris eine Pa gehabt; so nennen sie auch noch heute eine Niederlassung, mit Vorliebe eine solche auf gesicherter Höhe, eine feste Zufluchts- und Wohnstätte, in welcher sie sich hinter Palisaden lange gegen Angreifer halten konnten. Der Konsul und ich kamen zunächst allein dort oben an; denn den Doktor hatte es nicht gehalten, als wir auf drei Viertel der Höhe an einem erloschenen Krater vorüberkamen, wohl einem der jüngsten, letzten, welche den Berg hatten türmen helfen. Der Krater war so sauber trichterförmig, so schön rund und theoretisch streng gebaut, daß er des Doktors geognostisches Herz ganz gewann und ihn bis in seine tiefste Tiefe zog. Dort hämmerte er Stufen

* Die Abbildung von Auckland in voriger Nummer ist von Mount Eden aus genommen.

(Handstücke zum Mitnehmen) heraus aus den vorstehenden Gesteinszacken; ich hatte mich, als mehr geologisches Weltkind, oben mit einem Viertelsturnus begnügt und war dann wieder zu dem Konsul in den Landauer gestiegen, der uns denn bald auf die Höhe schaffte.

Die Spuren des Pas sah man noch sehr deutlich. Da waren Bodeneinebnungen und -Erhöhungen von unverkennbarer



Te Hoe, Mitglied des neuseeländischen Parlaments.

Regelmäßigkeit, auch Vertiefungen, länglich viereckig, größere und kleinere; leicht vermochte man aus der Lage der Vierecke sich ein Bild des Dorfes zu gestalten, welches vor wenig Jahrzehnten noch dort stand, bewohnt von den braunen Maoris mit ihren melancholischen großen Gesichtern. Wie mögen sie besorgt von dort herab der Schiffe immer mehr haben kommen sehen und der weißen Männer, deren Übermacht sie kennen gelernt und welche so rasch alle Gewalt in ihre Hände bekommen hatten, so daß die Inlandssöhne vor ihnen weichen mußten, sei es im Guten oder im Bösen, in Fried oder Streit, aber weichen, weichen.

Einige der kleinen erwähnten Vertiefungen zeigten auf dem Boden weiße Muschelschalen in gewisser Menge. Sie waren es, welche zu der obigen Theorie von der Schaltierernährung Veranlassung gegeben hatten. Die Maoris hätten, so glaubte man, die Schalen der verzehrten Seetiere in diese Gruben geworfen. Warum nicht weit bequemer den Felsenhang hinunter, war nicht erörtert worden; die förmlichen Muschelhügel, welche man an ehemaligen Wohnstätten an den Meeresküsten findet, diese Haufen von sogenanntem Küchenkehricht haben längst gelehrt, zu welcher Massenhaftigkeit der Abfälle die dauernde Ernährung auch nur weniger mit Schaltieren führt. Die Muschelgruben auf unserem Berggipfel waren dafür außer allem Verhältnis klein. Die alsbald angestellte Untersuchung zeigte denn auch, daß die kleinen Gruben gerade eine der vorhin erwähnten alluvialen Muschelschichten getroffen hatten. Denn die muschelführende Schicht war dünn und verlief ringsum in der festen ungebrochenen Erde, ganz wie jene unten am Straßeneinschnitt.

Anderes aber ließ sich aus dem Vorkommen der Muschelschichten, diesen Resten einstiger Anspülungen durch die See, folgern, daß nämlich früher, in alluvialer Zeit, das Meer die Stelle überflutet, welche wir erstiegen hatten. Stand nun damals der Berg schon, oder hat er, als seine Basaltsäulen aus der Schmelztiefe der Erdkruste heraufstiegen, die Deckschicht samt ihren Muscheln mit emporgenommen?

Das letztere mochte das Richtigere sein, da die weißen Schichten im Straßeneinschnitt teilweise schräg, auch in konvexem Bogen lagen. Wahrscheinlich war der Krater — aus welchem inzwischen Dr. S. sich, die Taschen voll Gesteinsstufen, wieder heraufgearbeitet — auch später erst ausgebrochen, vor nicht gar zu vielen Jahrhunderten. Haben doch die Maoris, wie früher erwähnt, den Rangitoto dort nördlich im Hauraki-Golf noch blutrote Flammen speien sehen, und ist ja weiter im Süden der Insel die vulkanische Thätigkeit doch noch jetzt im Gange. Ob zur Zeit der Maori-Einwanderung auch der Edenkrater noch thätig war, kann sein Name wohl lehren. Die Maoris nannten den Berg Maunga wao, oder nennen ihn wohl noch so, wie die Karten wenigstens lehren, die den etwas zu süßlichen modernen Namen noch nicht geben. Maunga ist Berg, wao aber jedenfalls unrichtig geschrieben, wie die englischen Kartographen dort achselzuckend öfter thun; es muß wohl whao heißen, was Nagel bedeutet. Den „Nagelberg" haben ihn die Maoris wohl nach seinen ihnen auffallenden Basaltschäften genannt, deren Bündel mit solchen aus den kopflosen Holznägeln, welche sie für ihre Häuserbauten herstellen mochten, für sie eine schlagende Formähnlichkeit besitzen mußten. So wäre denn der Eden schon erloschen, der Rangitoto aber noch brennend gewesen, als die Einwanderung stattfand. Vielleicht könnte genaue geologische Forschung auf beiden Bergen für die Bestimmung der noch etwas rätselhaften Einwanderungszeit Dienste leisten.

Unser Umblick reichte wunderbar weit an dem hellen sonnigen Nachmittage. Nahm man das Glas zu Hilfe, so konnte man erkennen, wie tief im Land bereits alles der Kultur unterworfen war. Vereinzelte Häuser und dichtere Ansiedelungen, Straßenlinien, breite grüne Ebenen ließen für den Anblick nicht die Idee aufkommen, daß hier erst vor stark einem Menschenalter



Ein Maori-Häuptling.

die weißen Einwanderer Fuß gefaßt. — In einem Punkte enttäuschte mich die Rundsicht. Der Karte nach liegt die Stadt Auckland auf einem schmalen Landstreifen zwischen dem West- und Ostmeer der Insel, dem „Manukau-Hafen" und dem „Hauraki-Golf", zwischen welchen Nordeiland wie ein Wespenleib eingeschnürt ist. Ich hatte mir gedacht, die Stadt müsse, da sie rittlings — oder wie die deutsche Militärsprache treffend sagt à cheval! — auf der Landenge sitzt, beiderseits der Seeschiffahrt zugänglich sein. Welche Abkürzung des Weges wäre es doch, wenn man

aus dem Manukau-Hafen gleich westlich nach Sydney oder südlich an der Westküste der Insel entlang nach Wellington fahren könnte. Aber die Zugänglichkeit ist gering. Mühsam mußten wir die Wasserflächen zusammensuchen, welche, wenn man die verdeckenden Höhenzüge im Geiste beseitigte, zu der in der Ferne sichtbaren blauen Westsee führten. Auch herrschte gerade Ebbe, welcher zufolge die Manukaubucht große breite Sandbänke insel- und halbinselartig zeigte. Man hatte Gelegenheit, sich zu überzeugen, wie die flachen geographischen Kartenbilder uns leicht täuschen können. Der Boden der Insel ist am Westufer flach und steigt von da im allgemeinen auf bis zu den Randbergen des östlichen Ufers. An diese spült das tiefe Meer schiffbar heran; von der flachen, sanft aufsteigenden Seite dagegen dringt es nur im Zickzack, in Lachenform und seichtgründig herzu und existiert deshalb so zu sagen nicht für die Stadt, trotz deren isthmischer Lage. Vorgekommen ist es indessen als Bravourstück, daß Boote über die Landenge hinübergeschafft worden sind von einem Meer ins andere; und wenn Auckland noch eine Weile so weiterwächst wie jetzt in seinen Kinderjahren, so wird ihm wohl nach nicht zu langer Zeit ein Lesseps geboren werden, der die Wespentaille der geschnürten Insel völlig durchschnürt mit einem schiffbaren Kanal.

Als die Schatten länger wurden, fuhren wir langsam, alle geologischen Eindrücke noch deutlicher in uns aufnehmend und besprechend, den Berg Eden wieder hinab, auch dort südlich seine vulkanischen Gesellen, den Dreikönigsberg und den Albertsberg bei der Wendung wieder ins Auge fassend. Noch andere kleinere vulkanische Erhebungen lägen östlich jenseits des Stadthügels, ergänzte der Konsul. Mir fiel eine gewisse Ähnlichkeit auf, die das Ganze mit unserem schwarzwäldischen Hegau hat. Wie dort sind die Basaltkuppen aus der Ebene in einer Gruppe emporgestiegen, konisch, steil, eigenartig; wie dort haben die schmelzheißen Innenmassen umgestaltend, backend, verglasend auf die gehobene und durchbrochene Erddecke eingewirkt. Noch aber haben Geschichte und Sage nicht wie um die deutschen melancholisch-düsteren Kuppen ihre romantischen Gewebe gezogen, noch weniger sind sie durch poetischen Hauch belebt worden, wie die Hegauer Felskegel durch Scheffels harmonische Dichtung.

Am Abend noch, nachdem ich bei Herrn K... die Adresse eines Buchhändlers erfragt, erstand ich mir, was an handlichen Sprachhilfsmitteln für die Maorisprache zu erlangen war, dazu aber auch als Reisebegleiter das größere Werk des Missionärs Taylor über Neuseeland, welches die eingehendste der erschienenen Darstellungen von Land und Leuten der Insel ist. Nach Tisch wurde der deutsche Klub besucht, in welchem wir unter anderem die Bekanntschaft des Lieutenants Z... machten. Er hatte sich aus dem sächsischen Militärdienst beurlauben lassen, um, dem Reisetrieb gehorchend, die Südseeländer kennen zu lernen. Seine lebendigen Schilderungen und ethnographischen Urteile fesselten uns bis zu später Stunde. Es ist bekannt, daß der kräftige, lebensfrische Mann, dessen Studien auch für Deutschlands Ausfuhrhandel noch so vieles Wertvolle zu liefern versprachen, ein Jahr etwa nach unserem Besuch verunglückt ist; wie, weiß man noch zur Stunde nicht. Er ist von einem Morgenausflug, den er von einem Landhause aus mit der Vogelflinte auf dem Rücken machte, nicht zurückgekehrt; auch ist von ihm trotz sorgfältigstem peinlichstem Suchen keine Spur mehr gefunden worden.

Noch beim Kerzenschein, der vom Nachttischchen auf mein Lager fiel, durchlief ich den kleinen Maori-Ollendorf, um wenigstens einige Brocken Verständigungsmittel aus ihm herauszufischen. Ich befolgte dabei eine praktische Regel, die ich mir früher gebildet und die ich jedem Fernreisenden empfehlen kann: diejenige nämlich, nach Gewinnung der ersten Übersicht die Zahlwörter von 1 bis 10 auswendig zu lernen. Wer ein paar Zahlwörter in einer ihm sonst ganz neuen Sprache weiß, vermag

sich schon etwas wenigstens in dem Idiom zu verständigen, jedenfalls weit mehr als mit allen Deklinationen und Konjugationen. Man hat immer zu kaufen, zu zahlen, zu zählen. Dem Verkaufenden ist bedeutend imponiert, wenn er bemerkt, daß sein Austausch mit seinen Genossen hinsichtlich der Zahlen verstanden werden kann. Zahlen reden ja auch an so vielen Stellen ihre Sprache für sich ganz allein; wie vernehmlich — auch deutungsreich, oft phantastisch — beim Statistiker; und welche Fülle sprechen sie nicht, ohne Begleitworte, für den allabendlich über sie Gebeugten im — Kurszettel.

Sie enthalten aber auch noch mehr als bloßes Empirisch-Praktisches. Sie gehören in der That zu den eigenartigsten Bildungen in jeder Sprache, indem sie eine mannigfach bewegliche Begriffsreihe in sich schließen. Wie die einzelnen Wörtchen aus dem Fingerklavier sich gebildet, wie weit sie auf demselben vorgeschritten sind, welche Anstrengungen vom sprachbildenden Denken gemacht worden, um über die ersten paar Werte herauszukommen, in welcher Weise zu höheren Ordnungen übergegangen wird — das alles ist in jeder anderen Sprache ein anderes geistiges Schauspiel für Linguisten und Ethnographen; hierbei sind unsere eigenen ausgebildeten Europasprachen nicht ausgeschlossen. Die soeben in Berlin weilenden Nordaustralier sind wegen ihrer Zahlwörter sehr interessant. Sie zählen, wie ich nicht ohne Mühe aus ihnen herausbrachte, bis sieben mit besonderen, verschiedenen Wörtern; ein Zahlensystem scheinen sie noch nicht zu haben. In diesem Punkte kann indessen nur genauere Untersuchung sicheren Aufschluß geben, da man zu wenig Individuen hier vor sich hat. Ihre Zahlensprache ist weit entwickelter als diejenige der Stämme, welche in der Kolonie Viktoria leben. Diese haben meist nur zwei oder drei Zahlwörter. Nichtsdestoweniger zählen sie weiter als drei, obwohl ihnen diese Beschränktheit nachgewitzelt worden ist. Sie fügen nämlich die Zahlwörter beim Höherzählen aneinander, sagen z. B. für vier: „zwei, zwei“, für acht: „zwei, zwei, zwei, zwei“ u. s. w., was aber auch vielfach anderswo vorkommt.

Das Zahlensystem der Maoris ist das Zehnersystem jetzt, war aber, als die Engländer ankamen, interessanterweise ein Elfersystem, wenigstens in einem gewissen Sinne. Sie machten auf jede Zehn, jede Zählung aller Finger, einen Zuschlag, eine Zugabe, einen Kerbschnitt gleichsam, so daß elf Stück thatsächlich gezählt und bei Kauf und Verkauf gegeben wurden. Zehn solcher Elfer — nga huru, was, wie ich vermute, „eine Matte voll“ bedeutet — bildeten ein Hundert. Wem fallen da nicht unsere und vieler anderen Leute 110 Pfund für den Centner ein? Wie lange ist es her, daß wir sie hatten? Werfen wir also keine Steine! Jetzt haben die Maoris die Elferzählung aufgegeben, und nga huru ist jetzt völlig gleichbedeutend mit 10 und ihrem Wort dafür (tekau); man kann beide Ausdrücke für 10 gebrauchen.

Als höchst bemerkenswerte Eigenheit der Maorisprache entnahm ich dem kleinen, gut gefaßten Ollendörfchen, daß die Sprache sich mit 15 Lauten begnügt: unseren 5 einfachen Vokalen und 10 Konsonanten; sie verzichtet auf nichts Geringeres als b, c, d, f, g, l, q, s, v, x, y und z und reicht doch für die sehr weitgehenden Bedürfnisse ihrer redseligen und auch die langen öffentlichen Reden liebenden Sprecher aus. Das Bildnis eines beredten neuseeländischen Parlamentariers, ganz modern gekleidet, aber einen prachtvollen Tattu im Gesicht und an goldener Kette einen Talisman auf der Brust, geben wir auf Seite 272.* Dabei hat sie keine jener Schnalzer, Quetscher und Gurgler, welche dem Sprachfremden selbst in Europa oft zum Schrecken werden; nur den kleinen Gaumen- und Hauchluxus eines anlautenden ng neben n

* Die parlamentarische Gabe wird hoch angesehen und gepflegt, führt zu Ehren und Würden auch bei den Maoris. Beim Namengebungsfest für Knäblein wird gern ein Korimako, der lieblichste Singvogel Neuseelands, feierlich aufgetischt und verspeist, „auf daß der Knabe eine angenehme Stimme bekomme und ein bewunderter Redner werden möge.“

und eines wh neben w hat sie sich gestattet, ohne deshalb über ihre 15 hinauszugehen. Es ist dasselbe ng, welches wir im Inlaut wie in „bringen", „singen" auch haben, und das gehauchte w, dessen die Engländer nicht entbehren können. Hierbei kommt uns zu Gemüte, daß wir in unseren 24 noch einen opulenten Überfluß besitzen, und erst gar die Russen mit ihren vollen 36 Stück!

Der Mangel des s ist dem Maorimunde vielleicht am empfindlichsten gewesen, als er sich zur Wiedergabe englischer Eigennamen, Rechtsausdrücke u. s. w. entschließen mußte. Er hilft sich mit h und i, was für die Lautphysiognomik nicht ohne Interesse ist. Für den englischen Eigennamen Rees z. B. sagt er Rihi, für Joseph Hohepa, für Genesis Kenehi, für lease (Verpachtung) rihi u. s. w.; für das l tritt ihm das nahe verwandte r wie von selbst auf die Zungenspitze. (An einzelnen Punkten hat indessen das weichere l sich wirklich eingefunden.)



Neuseeländisches Dorf.

Am anderen Morgen machten wir allerlei Besuche, namentlich einen längeren im auckländischen Museum, welches einstweilen ein Gemisch von allem Sammlungswürdigen enthält, von der Hera Ludovisi und dem Antinous an bis zum Vogel Kiwi, zum Kauri-Gummi und auch zum Gerät und Schnitzwerk des Maori. Dieser letztere kann sich dort schon jetzt so zu sagen historisch mumifiziert sehen. Wie sehr muß man aber wegen dieser letzteren Sammlungsrichtung den Sammlern und Kustoden recht geben, welche jetzt, wo es noch Zeit ist, die noch bestehenden, aber unfehlbar dem baldigen Untergang geweihten Kunstfertigkeiten und Leistungen des begabten Stammes festzuhalten und auch zu würdigen suchen.

Im Untergeschoß des Museums hauste fleißig der derzeitige Kustos des zoologischen Teiles der Sammlung, Herr Reischek aus Wien, welcher die Fauna des Inselreiches mit ebenso trefflichem Jagd- wie Ausstopfegeschick in dem Museum zusammenbrachte. Er salzte und arsenizierte die Felle und Bälge, hatte in Fässern die herangebrachten Amphibien in Spiritus und baute die ausgestopften Vögel in lebendigen, der Natur vorzüglich abgelauschten Stellungen an dürren Baumzweigen auf, für jedes Tier voll Interesse und Naturkenntnis. Wir verabredeten für die Tage unserer Rückkunft aus dem Inneren eine Jagdpartie im nicht fern gelegenen Urwaldbezirk. An die Abreise mußten wir aber auch bei der Knappheit unserer Zeit denken. Gegen sechs Uhr des Abends saßen wir denn auch auf dem Deck des nach Tauranga bestimmten „Wellington", eines kleinen hübschen Küstendampfers, der uns in der nächsten Morgenfrühe nach dem genannten Hafen bringen sollte.

Der Kapitän war ein zugänglicher, aber in seinen Dienst wie hineingewachsener Mann. Wir hatten uns zunächst aus dem Hauraki-Golf herauszuwinden in nordöstlicher Richtung und alsdann südlich einzu-

biegen, um der Ostküste entlang nach unserem Bestimmungshafen zu gelangen. Das Dunkel fiel herab, aber der Kapitän kannte das Wasser wie eine Landstraße. „Sehen Sie den hohen runden Felsen dort? An dem müssen wir links vorbei." Ich sah aber nichts, bis wir nach fünf bis sechs Minuten ganz nahe an einem dunklen Klotz waren, welcher die Aussicht auf den Nachthimmel abschnitt. So ging es wiederholt. Man konnte sich ruhig entschließen, sich nachher in die Koje zu legen. Die „Themse"-Bucht passierten wir etwa um mitternacht. Der Kapitän hatte erzählt vom Vorkommen des Goldes dort. Man hatte mit den Maoris sehr entschieden verhandeln müssen, um die Distrikte ganz in die Hand zu bekommen, die an den Ufern des Waiho, jetzt Themse genannt, das kostbare Mineral bargen. Es kommt anstehend im Quarz, dann aber auch in mächtigen Schichten steinfest gewordenen Schwemmkieses vor, in dessen Brocken man das Gold in seinen dunkelgelben Pünktchen auf den frischen Abbruchflächen erkennt. Unten in der Kajüte wurde noch mancherlei erzählt von den Schwierigkeiten, die man mit den Eingeborenen wegen eines Straßenbaues jetzt eben durchzumachen hatte im Themsegebiet. Es hieß, es werde wohl zum Schießen kommen, was dann aber nicht eingetroffen ist. Die Straße sollte nämlich das als unabhängig reservierte Waikatogebiet streifen oder gar schneiden, und das wollten die Maoris, kraft ihrer verbrieften Rechte, nicht zugeben. Nun, geschehen ist es doch! Dort weiter aufwärts liegt nämlich das letzte Reservegebiet, genau eingegrenzt, zum Teil wirklich mit Pallisaden abgesperrt, wo die unabhängigen Stämme unter einem „König" wohnen. Potató war der Name dieses armen Monarchen. (S. uns. Abbild. im vor. Heft, S. 135.) Vertragsmäßig dürfen Nicht-Maoris das Gebiet nur unter besonderer Erlaubnis des Königs betreten; Zuwiderhandelnde darf er streng bestrafen. Man hat inzwischen aus den Zeitungen wieder entnehmen können, wie im Jahre 1882 beinahe ein Zusammenstoß



Maorikrieger auf dem Vorplatz seiner Hütte.

zwischen englischen Truppen und Maoris auf dem Königsgebiet stattgefunden. Die braunen Maoris waren im letzten Moment klug genug, nachzugeben, und haben dadurch ein wirklich absolut unnützes Blutvergießen, einen neuen Aderlaß an ihrem hinfälligen Volkskörper, vermieden.

Mit erstem Morgengrauen waren wir wieder auf Deck, um die interessante belebte Küstenlandschaft, welche unter anderem einen prächtigen brausenden Wasserfall, der ins Meer stürzte und riesige dunkle Uferklippen bot, nicht zu verlieren. Gegen sechs kam der Lotse an Bord, um uns in den Hafen von Tauranga durch dessen ziemlich schmale Einfahrt hineinzuführen.

Der Hafen ist sehr schön, eine breite Bucht, vor welcher eine Insel als Basis des Dreiecks liegt, an ihren beiden Enden Einfahrten lassend. In die zweite lenkte der „Wellington“ hinein. Auf der sich an die Einfahrt von Süden her heranschiebenden Halbinsel aber erhebt sich, ein wahres Schauspiel für den Anblick, ein mächtiger Berg, pyramidenförmig jetzt und nun beim Herumfahren wie ein mächtiges Dach emporsteigend. Den Dachstein würde man ihn gewiß bei uns genannt haben. Maunga nui, das ist großer Berg oder breiter Berg, haben ihn die Maoris benannt. Es ist wieder ein Stock aus Basaltlava, der dort über sechshundert Fuß emporgeschoben worden ist von den unterirdischen Mächten. Diese haben ihre plutonische Gewalt dort noch keineswegs völlig eingebüßt. Drunten ganz fern im Süden sah man mit dem Glas von einem spitzen Felskegel eine lange weiße Dampfwolke flach dahinziehen. Es war das „weiße Eiland“, wo der thätige Vulkan schwefelreiche Massen heißen Wassers ausstößt.

Als wir uns der Landungsbrücke näherten, wurde unsere Aufmerksamkeit zunächst von einem schief aus dem Wasser ragenden Dampferwrack mementoartig angezogen; bald aber ward sie auf zwei herannahende Boote abgelenkt, voll besetzt mit Maoris; diese waren alle in der oben beschriebenen Mühlendammtracht und gestikulierten lebhaft. Es stellte sich alsbald heraus, daß sie ihren Pfarrer zu begrüßen kamen, der auf unserem Schiff von einer Reise zurückkehrte. Sie jubelten und winkten dem schlau aussehenden stämmigen Manne in Pächtersform, auf dessen Nicht-Seelenhirtigkeit man gewettet hätte, vergnüglich zu und ruderten eiligst heran. Man ließ ihnen auch die Schiffstreppe herab, die einige ältere Männer mit blau liniierten Kinnen und Stirnen eiligst benutzten, um an Deck zu kommen und ihrem Pastor die Hände zu schütteln mit Tena koe! tena koe! — ihrem Gruß, der mir später verständlich wurde. Einige jüngere braune Faute aus einem der Boote hatten sich inzwischen rapid des Hirtengepäckes bemächtigt, und nun ging's hinunter zu den Booten, wo das Händeschütteln und Grüßen Fortsetzung und Schluß fand, worauf die ganze Gesellschaft eiligst gegen Norden davonruderte.

Tauranga wird in den Maori-Überlieferungen als die Stelle bezeichnet, wo die wichtigste, wenn nicht die erste Hauptlandung der Einwandernden, die sich eine neue Heimat zu suchen kamen, stattfand; auch in der ferneren Geschichte der Maoris spielt der Platz eine bedeutende Rolle. Mehrere Pas lagen früher an der Hafenbucht. Auf der Höhe eines steil in die See abfallenden Molassefelsens zeigte man uns noch Spuren von Wohnstätten. Jetzt ist alles Maoriwesen dort verschwunden; Thorheit der braunen streitsüchtigen Bursche, die sich von Stamm zu Stamm die blutigsten Niederlagen abwechselnd beibrachten, scheint mehr noch die Schuld als das Eindringen der Weißen. In der Rundung der Bucht liegt jetzt das überaus freundliche Landstädtchen, das den alten Namen auf sich genommen hat. Es bietet in seiner Sauberkeit, mit seinen weitläufig stehenden steinernen Häusern, seiner Kirche, Schule, seinen Obst- und Weingärten einen hübschen, erfrischenden Anblick. An Erfrischung unseres hungrigen Menschen dachten wir auch; sie gelang vorzüglich in einem der beiden freundlichen Hotels, welche nahe der Landungsbrücke winkten, und kurz vor sieben Uhr saßen wir auf unserer Postkutsche. Es war ein offener Wagen mit längswegs stehenden Sitzen, die mit den Lehnen aneinander stießen. Noch zwei andere Reisende hatten dieselbe Fahrt wie wir vor, sie hatten sich gleich uns für den Tag verproviantiert, da auf Verpflegung von unterwegs nicht zu rechnen sei, wie wir erfuhren.

* *
*

Die Landstraße führte gleich hinter dem Städtchen eine schräge, breite, weite Ebene hinauf, großenteils bepflanzt, wenigstens in der Nähe der Straße, nach Süden dann abfallend zu dem deutlich erkenn-

baren Sumpfgebiet eines in die Hafenbucht mündenden Wasserlaufes. So war es wohl die Breite dieser Ebene, welche die Maoris veranlaßt hatte, ihre alte Hauptniederlassung dort te papa = die Ebene zu nennen? Als wir hinausfuhren mit dem kräftigen Viergespann, zwei und zwei voreinander, hob sich über dem ersten Vordergrund und dem versinkenden Städtchen, das an Te Papas Stelle liegt, der Maunganui immer höher empor, mächtig, beherrschend, so daß man wohl begriff, warum er der große Berg genannt worden war.

Nicht lange und wir kamen an eine Stelle, wo es wie ein gehobener Rücken gegen dreißig bis vierzig Fuß hoch quer über die Ebene lief und hinter welchem die Steigung sanfter zu werden versprach. Der Kutscher hielt seine vier Rosse an und belehrte uns, daß hier der große Thor-Pa gestanden habe, sowie die große Schlacht geschlagen worden sei zwischen seinen Landsleuten und den Maoris, im Jahre 1864, in welcher erstere eine furchtbare Niederlage erlitten hätten. Mit dem langen Peitschenstiel zeigte er nach den noch sichtbaren Resten von Gräben und niedrigen Schanzen und wies hierhin und dorthin, wo die Achtundsechziger und die Dreiundvierziger und die Blaujacken gestanden und wo und wie sie in Verwirrung geraten und endlich unter Hinterlassung vieler Toten geflohen seien hinunter nach Tauranga. Das merkwürdige Treffen, bei dem europäische Kriegskunst vor derjenigen einer Minderzahl der braunen Inlandssöhne zu Schanden geworden, war aber folgendermaßen verlaufen.

Außer dem erwähnten südlichen Sumpf hatte sich auch ein nördlich belegener, von einem zweiten in die Taurangabucht mündenden Flüßchen herrührend, unserem Straßenweg nahe gezogen, so daß letzterer eine Art Defilé auf dem aufsteigenden Gelände bildete; querüber lief nun die erwähnte Erhebung, und auf und in ihr, nämlich in verdeckten Bauten, hatten sich die Maoris verschanzt. Einen Grenzgraben, welcher ihr Gebiet dort von dem englischen der Mission trennte, hatten sie zunächst ausgetieft, namentlich nach den Sümpfen hin, und dadurch ein erstes Hindernis geschaffen. Hinter ihm kam ein niedriger Wall. Zwischen diesem und dem natürlichen Hauptwall hatten sie sodann Laufgräben im Zickzack angelegt, dieselben mit Flechtzäunen aus den dünnstämmigen, aber zähen Tibäumen und aus Farnstengelbündeln sowohl durchweg eingefaßt, als auch größtenteils überdeckt, die Decke aber dann mit Erde überschüttet, zwischen dem Flechtzeug die nötigen Spalten für den Gebrauch ihrer Gewehre lassend. So war es zu beiden Seiten des eigentlichen wegsamen Durchganges beschaffen. Diesen selbst hatten sie zuvörderst mit einer starken Pfahlreihe befestigt, dahinter noch mit Stangenwerken und Flechtzäunen gesperrt. Das Ganze war etwas nach vorn geschoben. Zwischen diesem Mittelwerk und dem natürlichen Wall, der, wie es scheint, noch künstlich erhöht worden war, kamen dann wieder überdeckte Schützengräben, welche mit denen der Flanken in Verbindung standen. Offenbar war in dieser Anlage ein Geschick offenbart, welches der Begabung der Erbauer gewiß kein schlechtes Zeugnis ausstellt.

Gegen diese Schanze am Thor-Pa zog nun am 28. April 1864 General Cameron mit über 4000 Mann heran, nämlich drei Regimentern Infanterie und mehreren Abteilungen Pioniere und Seesoldaten, auch einem Armstronggeschütz für hundertundzehnpfündige Geschosse, und wie es scheint, mehreren leichten Schiffsgeschützen. Der Eingeborenen in der geheimnisvollen Schanze, von deren innerem Bau dem General jede Kenntnis fehlte, waren ganze 500 Mann. Mit schlauer List hatten sie hinter dem Hügelkamm an Pfosten in regelmäßiger Verteilung ihre kleinen roten Gefechtsflaggen aufgestellt und dadurch dem General die Meinung beigebracht, daß dort mindestens 2000 Mann in Schlachtordnung ständen. Er verfeuerte deshalb auf diese vermeintlichen Streitkräfte über hundert schwere Granaten, welche sich hinter dem Wall harmlos in die weiche

Erde einpflügten oder diese beim Platzen in Garben umherschleuderten, während vorn in der aufsteigenden Front des Werkes die verdeckten Verteidiger, ohne einen Schuß zu thun, unbelästigt lagen.

Bis gegen den herabsinkenden Abend dauerte die Kanonade, welche indessen auch zum Teil gegen das Mittelwerk gerichtet wurde. Inzwischen hatte das 68. Regiment dem Sumpfrand entlang eine Art Umgehung des Pas an dessen rechter Flanke bewerkstelligt; auch war endlich eine Bresche in das Mittelwerk gelegt, und man schritt zum Sturm. Der Hauptmann Hamilton vom 43. Regiment drang zuerst ein und sprang mit dem Ruf „Mir nach!“ auf den Vorderwall; aber eine Kugel aus den Schanzen warf ihn sofort tot nieder; ebenso ging es einer Reihe der nachstürmenden Offiziere und Mannschaften. Der Ansturm kam zum Stehen.

Dreimal ging inzwischen das 68. Regiment zum Sturm auf die rechte Flanke des Pas vor, und dreimal wurde es mit schweren Verlusten geworfen. Der offizielle Bericht soll behaupten, es sei dies nicht durch den Widerstand der Maoris geschehen, „sondern einzig und allein durch Flankenfeuer von den eigenen Truppen“!! Wie weit dieser Greuel wahr ist, bleibt dahingestellt; meine englische Reisebuch-Quelle und auch der erzählende Kutscher berichteten erklärend, daß zwischen den Dreiundvierzigern und den Achtundsechzigern während jenes Feldzugs tödliche Feindschaft geherrscht habe und sie deshalb wiederholt durch die Kommandierenden getrennt werden mußten. Was will man sagen! So oder so ist die Sache schlimm.



Baumfarn (Pontza), Neuseeland.

Während die Maoris so mit furchtbarem Erfolge aus ihren gedeckten Stellungen auf die Anstürmenden feuerten, wurden sie doch an der Front durch die Dreiundvierziger so hart bedrängt, daß sie endlich massenhaft an der rechten Flanke hinter die Stellung zu fliehen begannen. Hier aber wurden sie von den Achtundsechzigern gefaßt, flohen dann in das Werk zurück und nahmen nun dort, sich doch ein-

mal für verloren erachtend, den Spartanerkampf todesmutig auf. Dieses plötzliche Aufleben des Gefechtes im Centrum wendete das Schlachtgeschick zu ihren Gunsten. Das neue starke Feuer brachte den wieder anstürmenden Dreiundvierzigern die Meinung bei, sie würden von angerückter Übermacht angefaßt; 5000 Mann kämen, schrie einer. Schreck kam über sie und sie wandten sich zur Flucht, alle übrigen Mannschaften darin mit sich fortreißend, unaufhaltsam, bis hinunter nach Tauranga. Die Dreiundvierziger und die Seesoldaten hatten fast alle ihre Offiziere und eine Menge Mannschaften verloren, ebenso waren bei den anderen Regimentern die Verluste hart gewesen; von den Maoris waren nicht viele gefallen. Übrigens gaben sie das Werk doch auf, wohl weil sie nicht hoffen durften, durch neue List die ungeheure Übermacht, die ihnen gegenüberstand, zum zweitenmal aufzuhalten. Sie stellten sich aber ein zweites Mal weiter oben auf der großen Ebene, wo sie ein zweites Verteidigungswerk an sehr geeignetem Platz errichtet hatten; aus diesem wurden sie zwei Wochen nach dem geschilderten Treffen bald herausgeworfen.

Auf die englische Heereseinrichtung von damals wirft die Affaire ein merkwürdiges Licht; die Maoris gehen dagegen aus ihr als klug und tapfer hervor. Daß sie beides sind, wurde mir wiederholt bestätigt. Schon in Auckland im Klub hatte man uns vorgestern beim Gespräch über den vierundsechziger Krieg einen höchst interessanten Zug, ihre Klugheit betreffend, erzählt. Die Engländer hatten, um den Maoris die Gegenwehr zu erschweren,



Die Nikaupalme. Neuseeland.

mit aller Schärfe und Strenge verhindert, daß ihnen Munition geliefert werde, was ihnen auch gelungen war. Bekannt war auch geworden, daß ein absoluter Mangel an Zündhütchen beim Feind eingetreten sei. Dennoch wurde zum größten Erstaunen der Engländer in allen Gefechten munter geschossen seitens der Maoris, gut obendrein, wie wir gesehen haben. Erst später kam des Rätsels Lösung heraus.

Die Maoris hatten durch ihre Vertrauten in den englischen Niederlassungen, wo man ja keinem braunen Mann ein Zündhütchen verkauft hätte, wenn er auch noch so sehr zu den befreundeten Stämmen gehörte, in Masse Schnürsenkel, jene messingenen Röhrchen, mit welchen Schnürlöcher jeder Art von innen eingefaßt werden, gekauft. Dann hatten sie von Zündhölzchen die Phosphorköpfe abgebrochen und diese in die erwähnten Senkelröhrchen eingesetzt und, wer weiß wie, befestigt, und sich damit ein prächtiges Surrogat für Zündhütchen bereitet. Diese Senkelchen haben manchen Mann gekostet.

Viele der Maoris sind von sehr kräftigem Körperbau, einzelne sogar von gewaltigem, wie der dem Photographen sitzende auf unserer Abbildung S. 277. Man begreift, daß, wo solche Riesenfiguren vorkommen, auch Kraftstücke wie das folgende, mir erzählte, möglich sind. Bei dem Angriff auf einen Pa in demselben Feldzug stürmten die Engländer gegen eine Palisadierung, und einem Rotrock gelang es, den hohen Pfahlzaun zu überklettern. Innen empfing ihn ein besonders kräftiger Maori, erschlug ihn aber nicht, sondern — warf ihn im Bogen über die Pfahlwand zurück; freudiges Triumphgeschrei seiner Kampfgenossen belohnte ihn.

Einen Zug von wahrhaft antiker Größheit erzählt, wenn ich nicht irre, Taylor. Aus einem von Maoris, die mit den Engländern verbündet waren, angegriffenen Pa wird ein Ausfall gemacht; zwei Brüder sind weit von der Verschanzung abwärts gestürmt, als der Feind Zuzug bekommt und die Ausfallenden zurückweichen müssen. Da trifft den älteren Bruder eine Kugel, er stürzt hin. Vergeblich bemüht sich der jüngere, schwächere, den Verwundeten die Höhe hinaufzuschleppen. Da fleht ihn dieser an, ihm den Kopf abzuschlagen, damit die Feinde, denen er doch zur Beute falle, sein Haupt nicht spießen und schänden können. Einen Augenblick schwankt der junge Krieger. Da nähern sich schon die Feinde; lauter fleht der Bruder. Ab schlägt der Jüngling des Bruders Haupt und rettet sich mit der teuren Beute hinauf in den Pa, von Kugeln umpfiffen. Welch ein hohes, packendes Gegenstück zur Episode in der Rhampsenitus-Geschichte!

* * *

Wir haben unsere Sitze auf dem Postwagen wieder eingenommen und rollen die nunmehr sanft steigende grasige Ebene hinauf nach Südwesten. Gegen zehn Uhr erreichen wir eine kleine Niederlassung, Oropi genannt, welche vor dem Eingang des großen Oropiwaldes liegt. An dem ziemlich ärmlichen Wirtshaus, wo es über Brandy hinaus wenig gab, fütterte unser Kutscher seine Vier behufs Stärkung für die lange kommende Fahrt durch den dunklen einsamen Forst, in welchem die Kultur sich auf die Straße beschränkt, die die Engländer mit großer Mühe durch den Urwald hindurchgeschlagen.

Ganz bald nach dem Eintritt in den Wald führt die Straße in ihren Windungen schon zu großartigen Baumsceenerien. Mächtige schlanke Nadelholzstämme, wie die Rimu-Tanne mit ihren hängenden Nadelzweigen, wie die Totara, deren Holz als ausgezeichnet gilt, und die riesenhafte Tukatea, heben sich weit über hundert Fuß aus anderem Baumwald, und dieser wieder aus dichtem, bald grauweißem, bald dunkelgrünem Unterholz empor. Unser Kutscher kannte die wichtigsten Baumarten alle mit Namen. Moose und Flechten hängen wie lange Bärte herab von den Ästen; Rankenpflanzen umspinnen Bäume und durchziehen große Gebüsche. Der Unterschied zwischen Neuseeland und Australien zeigt sich nirgend stärker als im Walde. Dort überall der allerdings vielartige Eucalyptus oder Gummibaum, meist mit weit auseinander stehenden Stämmen, mit lederartigem, olivgrünem Laub, nur an feuchtem Standort hoch, dann allerdings gigantisch hoch werdend; hier dagegen ein Reichtum von Arten, wie er bei uns nirgend vorkommt, eine unerschöpflich scheinende Üppigkeit und Mannigfaltig-

keit in Laubform und -Farbe, in Stamm- und Astbildung; ein durchgehender Zug schien der eigentümliche, daß nur ganz kleine Blattformen entstanden sind; ja, es giebt Baumarten, die fast ganz blattlos, nur mit Rindenwarzen atmend, leben. Freilich war geologisch Australien auch stiefmütterlich behandelt worden; nur an wenig Stellen ist ihm die tertiäre Erziehung zu teil geworden (für die Naturwissenschaft ein Glück, da sie die frühen Formen dort erhalten fand); in Neuseeland dagegen, das trotz der Nachbarschaft keinen Eucalyptus hat, sind die Tertiärepochen formenschöpferisch geradezu Verschwender geworden, wenigstens in der Pflanzenwelt. In der Tierwelt dagegen ist es dem Inselland schlechter ergangen; gar zu vollständig haben die Untertauchungen aufgeräumt mit dem „sündhaften Vieh“; nur eine Ratte hat sich durchgeschlichen bei dem allgemeinen Ersäufen, kein anderer Vierfüßler wurde erhalten. Die Ratte muß es damals mit dem Schwimmen probiert haben und mit Glück. So hat denn außer ihr der Wald nur Vögel, aber auch diese nicht in großer Zahl, denn die Ratte stellt ihren Eiern nach und hemmt deshalb die Verbreitung. Hier und da ziehen ein paar krächzende graubraune Kakas (Papageien, von denen ich später noch mehr zu berichten habe) vorüber; auch hörte man wohl hier und da Tauben gurren; der noch am meisten die Stille belebende Rufer war der Tui, von Cook schon entdeckt und Pastorenvogel genannt, weil über sein schwarz schillerndes Kleid zu beiden Seiten der Kehle weiße Federchen wie Bäffchen herabhängen. Sein heller, dem Amselruf am ersten noch ähnelnder Ruf „Tuii“ hat ihm seinen Maorinamen eingebracht.

Als wir weiter hineinkamen in die wunderbar großartige Waldestiefe, wurden die Schlingpflanzen vielartiger und mächtiger. Namentlich wurde eine darunter besonders auffallend. Es ist die Rata. Sie ist anfangs ein ganz bescheidener Kletterer oder „Kriecher“, wie die Engländer sagen; epheuartig und wie zum Schmücken, mit Guirlanden und hübschen gelben Blüten steigt sie an dem hohen Stamme der Totara empor. Jetzt erreicht sie dessen Äste und ringelt sich an ihnen weiter in der Horizontalen. Von dort senkt sie faden- oder franzenartige Wurzeln wie spielend herab. Lange schaukelt der Wind sie hin und her. Endlich aber erreichen sie den Boden, und nun wird die Sache anders. Kräfte saugt sie aus ihm mit unendlicher Begier, und die fadendünne Wurzel wird ein Stock und dann ein Stamm; und die Ranken, die am Hauptstamm anliegen, schwellen dann auch an bei dem vermehrten Wachstum der Nebensprossen. Säulen werden die Seitenwurzeln, 80 bis 100 Fuß hoch, und sie schieben und heben mit Gewalt an den Ästen der Totara, welche sie einst so gutmütig an sich herauf ließ. Und die an ihrem Stamm anliegenden Kriecherwurzeln haben sich hinüber und herüber durch Quertriebe in Verbindung gesetzt, und alle wachsen und schwellen und — würgen den alten Baum zwischen sich zusammen, ihm alle Lebenskanäle zuschnürend, bis daß er welkt und endlich stirbt. Die Rata* aber steht dann ohne ihn, allein, fest, üppig und mächtig. Diese Baumlebensgeschichte, die wie ein Baumroman anmutet, sahen wir neben unserem Wege in allen ihren Phasen vor sich gehen; auch die Bäume haben ihre Charaktere.

Gegen ein Uhr wurde angehalten, um Mittag zu machen. Es war an einer kleinen verlassenen Niederlassung. Eine Sägemühle hatte man an einem Wasserlauf aufgerichtet; noch zwei andere Gebäude, wohl zu Wirtschafts- und Wohnhäusern bestimmt gewesen, standen dabei; alles aber war verlassen, öde, im Zerfall begriffen. Die Einsamkeit muß den Ansiedlern doch zu furchtbar geworden sein. In einer der Bauten hielt der Postkutscher Geräte und Vorräte für seine Gäule unter einem leichten Verschluß. Uns blieb nach dem Imbiß noch Zeit, den gewaltigen Wald etwas anzusehen. Das Ein-

* Metrosideros robusta ist der botanische Name.

dringen war aber kaum möglich, weil das ganze Unterholz durchwachsen war von Schlingranken, von denen die Mehrzahl sich mit unangenehmen Dornen bewaffnet zeigte; es war ein fortwährendes Losmachen und Wiederfestwerden, als wir nur einige dreißig Schritte einzudringen, dem Tuiruf oder dem Gegurre der großen neuseeländischen Taube nachzugehen suchten.

Jenseits der Sägemühlenruine senkte sich der Weg mehr, als er wieder stieg, und führte uns endlich an den tiefsten Punkt der Fahrt, den Übergang über den Mangarewafluß. In einer Spalte des Gebirges, deren senkrechte Wände mehrere Hundert Fuß in die Höhe stiegen, hat sich der Mangarewa unten mit Fällen und Schnellen seine Bahn gebrochen. Die Schlucht ist im Tiefsten klammartig eng, Baumriesen helfen den Schatten vertiefen, in welchem brausend das Wasser dahinschießt. Einen Menschen trafen wir auch nun an, als wir nach Überschreitung der hölzernen Flußbrücke jenseits zu Fuß die Steile hinangingen. Es war ein Straßenarbeiter, welcher eine Wegbesserung vornahm; er erwiderte kaum unseren Gruß. Am Berghang hatten sich inzwischen auch die Farne in Menge und großartiger Üppigkeit angefunden, die Baumfarne — Punga oder Ponga sagt der Neuseeländer — darunter. Die schräg aufsteigenden Berglehnen, welche unten mit Farnbäumen, die aus dem krausen Unterholz stolz emporstiegen, weiter oben in vielgestaltigem Baumwuchs prangten und oben noch hohe freistehende Stämme gegen den blauen Himmel hoben, boten unbeschreiblich prächtige Blicke. Hier und da schaute auch, teils stauden-, teils baumartig, die Nikaupalme mit ihren dunkelgrünen glänzenden Fiederblättern hervor. Sie ist geologisch äußerst ehrwürdig, indem sie sich an die fossilen Steinkohlenpflanzen anreiht; aber auch sprachlich ist sie nicht ohne Bedeutung, indem ni das polynesische Wort für Palme, kau aber „ohne Frucht“, „bar“ bedeutet. Die Einwandernden kamen demnach dereinst aus einem Lande, welches fruchttragende Palmen besaß, und nannten den vorgefundenen, jenen so ähnlichen Baum die „unfruchtbare Palme“.

Langsam war der Weg wieder auf die Höhe gestiegen; unser Wagen rollte wieder rasch dahin. Gegen fünf Uhr versprach uns der muntere Kutscher nun bald Ausblicke auf den Rotorua, den See, an welchem Ohinemutu liegt. Endlich sah man in der Ferne die Wasserfläche durch einen Thaleinschnitt schimmern und gleich darauf wieder hinter den Bäumen verschwinden. Bald indes hörte der Wald auf. Fast wie abgeschnitten stieß er an eine grasige, aber ziemlich verdorrte Heide, die dann mit unebenem, von niedrigen Farnkräutern bestandenem Gelände wechselte. Große Flecke waren schwarz ausgebrannt. Ein Flüßchen wurde erreicht; die Pferde polterten über die Brücke. Unten neben dem Straßendamm stand ein kleines europäisch gebautes Haus, davor aber ein Maorimann, dessen Weib und Kinder jetzt herauskamen, den Wagen anzustarren. Sie waren alle „christianised“, so sagte der Kutscher, und hatten die oben beschriebenen schlampigen Kleidungsstücke umhängen. Nicht schön.

Jetzt sahen wir rechts, dann auch gleich links, auch nun hinten am Seeufer aus den Gebüschen und hohen Schilfgestängen weiße Wolken aufsteigen; es waren die Dämpfe der heißen Quellen, welche hier ringsum von der unter uns ziehenden vulkanischen Kluft Zeugnis gaben. Stark dämmerte es herab, als wir endlich vor Grahams Hotel in Ohinemutu anhielten und ermüdet und hungrig dem Wagen schwerfällig entsprangen.

(Fortsetzung folgt.)



Die Empfindung bei dem Schauspieler.

Von

Gottfried Stommel.

Die Schöpferkraft des Dichters und das Vermögen des Darstellers sind verschiedene Begabungen. Was für den Schauspieler unerläßlich ist, die breiten massigen Effekte darstellen zu können, ist für eine feine Organisation fast unerreichbar. Die zarte Empfindlichkeit, welche sich aus der Erlesenheit und Biegsamkeit des Shakespeareschen Genius ergiebt, würde diesen Dichter für die Darstellung von Rollen, welche eine robuste Kraft und eine wuchtige Körperlichkeit erfordern, durchaus ungeeignet gemacht haben. Es giebt eben für jede Organisation gewisse physische Grenzen, über welche hinaus ein genau passender Ausdruck der inneren Empfindung unmöglich ist. Jede schauspielerische Darstellung ist eine Verkörperung. Besitzt der Darsteller nicht die erforderlichen körperlichen Eigenschaften, so kann ihm, allerdings nur für die höchsten Ansprüche, keine noch so geistreiche Auffassung helfen. Daher soll er sich im allgemeinen auf solche Rollen beschränken, für welche er in erster Linie die physische Begabung besitzt. Diese Wahrheit wird leider noch viel zu wenig erkannt. Shakespeare hatte nach dem Zeugnis seiner Zeitgenossen eine wenig ansprechende Stimme. Ohne sympathische Stimme kann aber eine Deklamation kaum wirksam sein. Die Töne, welche uns im Schauspiel rühren, brauchen nicht einmal angenehm zu klingen, aber sie müssen eine durchdringende vibrierende Beschaffenheit haben, um sympathisch wirken zu können. Stimme und Geste sind die großen Ausdrucksmittel des Schauspielers. Ein finsterer Blick, ein rührender Ton erweisen sich mächtiger, die Gemüter zu erregen, als alle feine und tiefe Leidenschaftlichkeit, welche zwar in der Seele des Dichters wogt, aber von ihm nicht zum Ausdruck gebracht werden kann. Blick und Ton können von einem trunkenen Mann herrühren, aber das Publikum sieht nur den Blick, hört nur den Ton und wird durch diese sichtbaren äußeren Zeichen unwiderstehlich gerührt. Die plastische Organisation der Körperlichkeit ist daher eines der wesentlichsten Erfordernisse für den Schauspieler, und zwar so sehr, daß manche Darsteller nur die ihnen von der Natur verliehenen physischen Mittel zur Geltung zu bringen haben, um eine Wirkung zu erzielen, ja um den Mangel an allen anderen Mitteln dem gewöhnlichen Zuschauer gänzlich zu verdecken.

Ein Schritt weiter auf dieser Bahn hat gewisse Schauspieler dahin geführt, überhaupt nur im Äußerlichen ihre ganze Kunst zu erblicken, und einige Kritiker haben aus dem gleichen Grunde die Schauspielkunst einfach in das Gebiet der Nachahmung und des Handwerkes verwiesen. Wir sehen allerdings häufig, daß manche Rollen rein äußerlich und konventionell nach dem Schema der Bühnentradition gespielt werden. In solchen Fällen sind die Schauspieler entweder nicht im stande,

ihrer eigenen Empfindung natürlichen individuellen Ausdruck zu geben, oder sie haben nicht den Mut dazu, alte Bühnentraditionen umzustoßen. Sie schaffen alsdann eben nicht als Künstler, sondern arbeiten als Kunsthandwerker; sie spielen dann nicht ihren Hamlet, ihren Othello, ihren Richard III., sondern den der Bühnentradition mit deren konventionellen Symbolen; sie „donnern den Gründlingen im Parterre in die Ohren“, wie Shakespeare sagt, sie werfen die Lippen auf, runzeln die Stirn, verdrehen die Augen, schlagen sich vor den Kopf und reißen Coulissen in der Manier, wie sie traditionell geworden ist, oft so unwahr, daß man es nie außerhalb der Bühne gesehen hat; aber eben dadurch, daß sie ein Flickwerk von Effekten bieten, welches manches höchst wertvolle Material aus der Tradition enthält, vermögen sie den minder aufmerksamen Beobachter über das Unkünstlerische ihrer Leistung hinwegzutäuschen. In solchen Fällen bedarf es freilich keines Übermaßes von Innerlichkeit, die Übung ersetzt vielmehr alles übrige, ähnlich wie bei den konventionellen Pantomimen der Balletttänzer.

Aber auch auf der Bühne, wo die Körperlichkeit und das Äußerliche eine so große Rolle spielen, beweist der Geist seine Überlegenheit. Ohne lebhafte Empfindung kein Schauspieler. Allein auch dies kann einseitig verstanden und ausgeübt werden. In der That giebt es junge Künstler, die eine große Gewalt der Empfindung besitzen und uns manchmal durch die pathologische Wahrheit ihrer ausbrechenden Leidenschaftlichkeit überraschen, und doch ist es ein ebenso großer Fehler, alles von der Innerlichkeit zu erwarten, wie alles nur durch äußere Mittel darstellen zu wollen. Der Schauspieler, welcher sich allein auf seine Empfindung verlassen wollte, würde diese ohne die vollständigste Beherrschung der konventionellen Ausdrucksmittel niemals künstlerisch nach außen zur Geltung bringen können, und diejenigen, welche ohne Empfindung nur mit äußeren Mitteln zu arbeiten sich unterfingen, müßten notgedrungen sklavisch der Bühnentradition folgen, ohne im stande zu sein, sie mit innerem Leben zu erfüllen. Man wird natürlich in der Wirklichkeit diese beiden Richtungen nicht so getrennt vorfinden, wie wir sie hier theoretisch auseinander halten.

Die Verbindung derselben in der Praxis hat auch ihre Berechtigung. Die Schauspieler der Bühnentradition müssen erkennen, daß das rein konventionelle Spiel keine Bedeutung als Kunst hat, und die Empfindungsenthusiasten, welche von der augenblicklichen Inspiration das meiste erwarten, müssen einsehen lernen, daß die Kunst nicht pathologische, sondern ästhetische Wahrheit verlangt. Außerdem muß von ihnen der hohe Wert der Technik, gerade für ihren Beruf, mehr beherzigt werden.

Alle Kunst ist symbolisch. Wenn sie eine Gemütsbewegung in ihrem pathologischen Ausdruck wiedergäbe, würde sie aufhören, uns ästhetisch zu ergreifen. Die Darstellung der Leidenschaft in ihrem wirklichen statt in ihrem symbolischen Ausdruck ist allen Zwecken der Kunst und auch allen Geheimnissen des wahren Effekts zuwider. Die jähe Gewaltsamkeit einer unschönen Gestikulation kann wohl von dem Dichter beschrieben werden, aber in der plastischen Kunst ist sie unzulässig. Dem Dichter ist es auch erlaubt, uns zu sagen, was das Schwinden von Leben und Bewegung aus dem Gesicht und aus den Gliedern bedeutet; er darf uns sowohl die tödliche Ruhe wie die innerliche Aufregung, welche den Leidenden lähmen oder verwirren, schildern, aber der Maler, der Bildhauer oder der Schauspieler müssen uns durch Symbole äußerer Anschauung kund thun, was der Leidende duldet. Die inneren Vorgänge müssen in den äußeren Symbolen lesbar erscheinen, und diese müssen uns außerdem mit einer gewissen Harmonie entgegentreten, um ästhetisch auf uns zu wirken. Somit muß der Schauspieler, dessen Aufgabe es ist, in wohlbekannten Symbolen des Ausdrucks wiederzugeben, was ein Individuum empfindet, sowohl unter den anerkannten Symbolen unserer

gemeinsamen, also auch seiner eigenen individuellen Natur als auch aus dem Material der Bühnentradition eine strenge Auswahl treffen, er muß fast so typisch sein wie der Dichter.

Shakespeare sagt den Schauspielern im Hamlet: „Mitten in dem Strom, in dem Sturm oder, wie ich sagen mag, in dem Wirbelwind eurer Leidenschaft müßt ihr euch eine Mäßigung zu eigen machen, welche der Leidenschaft Gefälligkeit giebt.“ Das heißt also das Hauptprincip aller Kunst anerkennen, daß der Stoff beherrscht sein müsse, daß der Geist sich der Symbole der Leidenschaft bedient und dieselben einem gefälligen Zwecke, dem Schönheitszwecke, unterordnet. Wenn der Schauspieler wirklich von Leidenschaft erfaßt wäre, so würde seine Stimme kreischen, seine Gebärden würden wüst und ungeordnet sein, er würde ein pathologisches, kein ästhetisches Schauspiel bieten. Er muß daher aus der Mannigfaltigkeit der leidenschaftlichen Ausdrucksmittel nur solche auswählen, welche dem Ganzen in harmonischer Weise dienen. Er muß zugleich leidenschaftlich und gemäßigt sein, er muß vor Aufregung zittern und doch mit der Wachsamkeit eines überlegenen Geistes seinen Ausdruck beherrschen und jede Betonung, jeden Blick, jede Gebärde dirigieren. Es ist kaum glaublich, wie sehr es bei dem kunstgerechten Vortrage von Versrhythmen, besonders wo es sich um rührende Empfindungen handelt, von dem geringsten Tonfalle abhängt, ob sie uns wunderbar schön oder ganz unwirksam erscheinen. Die Stimme eines Sängers ist kaum strenger an Takt und Ton gebunden als die Stimme eines Schauspielers bei dem Vortrage von klassischen Jamben und bei dem theatralischen Vortrage überhaupt. Die falsche Betonung der kleinsten Silbe in einem Satze macht ihn oft völlig unwirksam, während dieselbe Silbe, wenn richtig betont, gleich dem alles erleuchtenden Pinselstrich eines Meisters dem Ganzen Leben und Geist verleiht. Das ist gewiß schwierig, aber es ist eben die Kunst.

Laut und übertrieben zu sein, ist das leichte Hilfsmittel unfähiger oder konventioneller Schauspieler; leidenschaftlich und aufgeregt zu sein, verrät die Unerfahrenheit des Anfängers. „Seid auch nicht zu zahm,“ fügt Shakespeare schnell hinzu, um nicht mißverstanden zu werden, „sondern laßt euer eigenes Empfinden und euer eigenes Urteil eure Meister sein.“ Das heißt also, das individuelle pathologische Empfinden soll in Verbindung mit dem Kunstverstande der Maßstab sein, welcher bei der Auswahl der jedesmaligen Ausdrucksmittel, auch über die Tradition hinaus, entscheiden soll. In der That muß zuerst das eigene Gefühl dem Schauspieler beim Studium den Ausdruck für eine Gemütsbewegung an die Hand geben. Bei ernstlicher Prüfung wird er verschiedene Töne, Gesten und Arten, den Rhythmus zu beschleunigen oder zu verlangsamen, finden, und sein wachsames Auge wird das ästhetisch Wirksame festhalten, das übrige verwerfen. Leider ahmen die Schauspieler in den meisten Fällen nur ihre Vorgänger nach, statt unter ihren eigenen Mitteln innere Umschau zu halten.

Wir haben gesehen, daß auf der einen Seite der bloßen Technik ein zu großer Wert beigemessen und auf der anderen Seite die Kraft der Empfindung oder die sogenannte Inspiration während des Spiels bei weitem überschätzt wird. Letzteres ist ein besonders bei der Zeitungskritik verbreiteter Irrtum, und es verlohnt sich wohl, näher auf die Frage einzugehen, bis zu welchem Grade der Schauspieler im Augenblicke der Darstellung die von ihm zum Ausdruck gebrachte Gemütsbewegung selber fühlt oder kunstgerecht fühlen soll. Für alle, die etwas von der Kunst verstehen, ist es eine ausgemachte Sache, daß das Vorhandensein der wirklichen pathologischen Gemütsbewegung das geistige Übergewicht so sehr stören würde, daß der ästhetische Ausdruck unmöglich wäre. Der Dichter kann nicht schreiben, solange seine Augen noch voll Thränen sind. Aber er muß empfunden *haben*, oder seine Verse werden leerer Schall

sein. Er erzittert wieder bei der Erinnerung an die vergangene Aufregung, aber es ist nicht das alte Zittern, welches die Ruhe seines Geistes störte. Er ist nun Zuschauer des eigenen Sturmes und vermag denselben so zu beherrschen, daß er nur diejenigen Elemente aus ihm entnimmt, welche seinem künstlerischen Zwecke entsprechen. Es ist eine bekannte Erfahrung unter den Dichtern, daß sie ihre sentimentalsten oder komischsten Sachen oft in einem entgegengesetzten Seelenzustande geschaffen haben. Ähnlich ergeht es dem Schauspieler. So sagt Talma: „Die Empfindung darf uns nicht fehlen oder doch nicht gefehlt haben, aber sie ist nur ein Mittel mehr, um desto schärfer die Gestalten durch Studium und Reflexion erfassen zu können"; und G. H. Lewes erzählt in seinem Buche über „Schauspieler und Schauspielkunst" (übersetzt von Emil Lehmann), daß Talma sich einmal durch die vollendete Darstellung der mit ihm spielenden Künstlerin habe hinreißen lassen, worauf diese ihm zuflüsterte: „Hüten Sie sich, Talma, Sie sind gerührt." Talma selber bemerkt gelegentlich: „In der That, die eigene Rührung verwirrt den Schauspieler, die Stimme stockt, das Gedächtnis versagt, die Gesten werden falsch und die Wirkung bleibt aus." Ja, er geht noch weiter und vielleicht etwas zu weit, wenn er fortfährt: „Keine Improvisation ist auf der Bühne möglich, bei Gefahr des Mißlingens. Alles ist berechnet, alles muß vorbereitet sein, und die Rührung, welche eine plötzliche, die Verwirrung, welche eine unfreiwillige scheint, der Blick, die Geste, die Betonung, welche dem Zuschauer oft wie inspiriert vorkommen, sind alle hundertmal vorher versucht und wiederholt worden." Damit steht nur scheinbar im Widerspruch, wenn man sagt: Ei, wenn der Schauspieler wirklich empfindet, kann er nicht spielen, er kann aber auch nicht spielen, ohne zu empfinden. Allerdings, ein Darsteller leidenschaftlicher Rollen, der eine kalte Natur besäße, wäre ein künstlerisches Unding. Der Schauspieler bedarf der lebhaften Empfindung ebensosehr und fast noch mehr als der plastischen Körperlichkeit. Aber in dem Augenblicke, wo er spielt, muß seine Empfindung geradeso wie bei dem Dichter nur der schöne Abglanz der stattgehabten, der gewesenen Empfindung sein. Er muß die pathologische Wirklichkeit der Situation vorher empfunden haben, um während des Spiels in Freiheit und mit Meisterschaft die Affekte beherrschen zu können. Das Gefühl liegt an der Wurzel, aber das Blattwerk und die Blüten verdanken ihre Form dem Geiste. Die Antwort auf die Frage: Wie weit empfindet der Schauspieler? hat also etwa dahin zu lauten: Es ist eine Frage des Grades, der Schauspieler ist in einem Zustande der Erregung, welche stark genug ist, ihm die Symbole des Ausdruckes zu liefern, aber nicht stark genug, sein Bewußtsein der Thatsache, daß er nur mit der Einbildungskraft thätig ist, zu stören, stark genug, seiner Stimme den erforderlichen Ton und seinen Zügen das erforderliche Aussehen zu verleihen, aber nicht stark genug, um ihn zu verhindern, nach einem zum voraus festgestellten Plane jene zu modulieren und diese in die rechte Lage zu bringen. Schauspielerische Talente ersten Ranges wie Ludwig Devrient, Seydelmann, Garrick, die Rachel und Talma besaßen eine so erregbare Empfindung, daß sie in sich ohne Schwierigkeit die raschesten Übergänge bewerkstelligten. Die Sympathie der Einbildungskraft rief bei ihnen sofort alle Accessorien des Ausdrucks hervor; ein einziger Ton erregte in ihnen eine Vibration, die mächtig genug war, die notwendige nervöse Entladung hervorzubringen. Ist ein Temperament nicht erregbar genug, um durch die bloße Vorstellung, durch die Erinnerung an die frühere Empfindung, den plastischen Ausdruck gleich herzugeben, so bedarf es der Hilfsmittel, um die Phantasie in ihrem Werke zu unterstützen. Ein Probierstein für die schauspielerische Erregbarkeit des Empfindens durch die bloße Vorstellung ist die große Scene im dritten Akt des „Kaufmanns von Venedig", wo Shylok wegen der Flucht seiner Tochter in einem

Zustande höchster Wut auf die Bühne tritt. Es ist bekannt, daß der Schauspieler Macready hierbei vorher in der Coulisse eine Leiter heftig zu schütteln pflegte und sotto voce fluchte, um sich den nötigen Ausdruck zu vermitteln. Man sieht leicht ein, daß dies nur ein Notbehelf ist und streng genommen ein schlechter Notbehelf, denn der Schauspieler geht so darauf aus, den wirklichen persönlichen Shylok in seinem pathologischen Zustande, nicht den idealen Shylok in seiner ästhetischen Form darzustellen. Die Leidenschaft des Schauspielers muß ideal, nicht persönlich sein. Gerade die Trennung der Kunst nicht von der Natur, sondern von der gemeinen Wirklichkeit erfordert dies. Aus demselben Grunde muß auch gefordert werden, daß die Schauspieler ihre Rollen beherrschen lernen, wie die Sänger ihre Gesangspartien. Das plötzliche Aufflackern einer Regung, welche Inspiration genannt wird oder auch wirklich ist, kann zwar manchmal wertvoll, kann aber auch wertlos sein. Der künstlerische Verstand schätzt den Wert solcher Regungen und acceptiert oder verwirft sie je nach dem Ergebnis seiner Schätzung. Die ursprüngliche Auffassung kann inspiriert sein und ist es gewöhnlich, aber der Kunstverstand erkennt ihre Wahrheit, ergreift dieselbe und reguliert sie. Ohne genaue Berechnung würde das Gleichmaß nicht aufrecht zu erhalten sein, und wir würden den Ausfluß eines fieberhaft unruhigen Impulses, keine durchdachte Kunstleistung vor uns haben.

Dazu kommt noch eins, das hauptsächlichste Merkmal für die Erregbarkeit der Empfindung: das innere Gesicht oder das Vermögen der Anschauung.

In der plastischen Kunst entsteht jede wirkliche Schöpfung aus der Anschauung. Wie der dramatische Dichter seine Gestalten innerlich anschaut, wie er ihnen als ein Dritter oder, wie wir oben sagten, als ein Zuschauer gegenübersteht mit der heimlichen Freude und Überlegenheit des Geistes, mit ihnen gefällig zu spielen, so schaut auch der Schauspieler die von ihm zu verkörpernden Gestalten innerlich an. Wie ferner der Dramatiker sich nicht mit seinen Gestalten identifiziert, sondern sie ihre eigene Sprache reden lassen kann, so spielt auch der wahre Schauspieler nicht sich selber, um einen Bühnenausdruck zu gebrauchen, sondern er steht mit der Freiheit des schaffenden Künstlers über seinen Gestaltungen, die er mit einer dem Dichter ähnlichen traumkräftigen Begabung anschaut. Man erzählt von Ludwig Devrient, daß er seine Gestalten sah. Dies Sehen war das innere Sehen der Anschauung; er sah seine Gestalten nicht in der Welt der Wirklichkeit, sondern in der Traumwelt der Kunst, und er sah sie in seiner individuellen Weise, wie er sie nach seiner künstlerischen Individualität sehen konnte. Daher sein Schaffen aus einem Gusse, daher die bis ins kleinste gehende geheimnisvolle, fast unbegreifliche Wahrheit, daher die Kraft, Typen zu schaffen, wie der Dichter Typen schafft, daher endlich im ganzen sein eigenartiger individueller Stil. Geniales Spiel hat wie guter Stil stets einen ganz individuellen Charakter. Auch in der Litteratur unterscheidet sich der schaffende Künstler von dem Macher, der Dramatiker von dem Dramenschmied, der Dichter von dem Dilettanten, der Schriftsteller von dem Bücherfabrikanten durch das allem Ursprünglichen eigentümliche individuelle Gepräge. Deshalb muß auch der darstellende Künstler vor allem den Mut gewinnen, soweit wie möglich er selber sein zu wollen, also die Bühnentraditionen und Konventionen mit seinem individuellen Leben und Empfinden zu durchdringen. So nur kann er aus der sklavischen Nachahmung zur freien Schöpfung, aus der Manier zum Stil, aus der mosaikartigen Darstellung zu der Darstellung aus einem Gusse gelangen, kurz, ein wirklicher Künstler werden.

Litterarische Mitteilungen.

Philosophische Schriften.



Inmitten der lebhaften Bewegung, die heute auf dem Gebiete der Philosophie stattfindet, greift man doch immer gern wieder auf die Klassiker der Philosophie zurück. Es ist ein großes Verdienst der von J. H. v. Kirchmann geleiteten **Philosophischen Bibliothek** (Heidelberg, Georg Weiß), daß sie diese Klassiker allgemein zugänglich gemacht hat. Wie wir aus einer Zusendung ersehen, hat nunmehr auch eine weitere Preisermäßigung stattgefunden, welche es dem geringer Bemittelten ermöglicht, in deutscher Übertragung die Hauptwerke auf dem Gebiete der Philosophie zu erwerben. Ein paar neue Hefte dieser Bibliothek sind in der letzten Zeit erschienen. Wir heben zunächst die Übertragung der Topik des Aristoteles sowie seiner dazu gehörigen sophistischen Widerlegungen durch Herrn v. Kirchmann hervor. Die aristotelische Topik ist in dem Interesse gegenwärtiger Leser sehr zurückgetreten hinter die Analytiken des Aristoteles, welche die Theorie des wissenschaftlichen Denkens und des Beweisens enthalten. Doch ist das Interesse, welches jene anderen logischen Schriften bieten, kein geringes. Sie stehen in einem nahen Verhältnis zu dem Betrieb der Rhetorik zur Zeit des Aristoteles und gestatten über diesen und die mit ihm verbundenen sophistischen Wendungen des griechischen Denkens sich aus einer Quelle eine Vorstellung zu verschaffen. — Eine interessante kleine Schrift Lockes hat Jürgen Bona Meier in Bonn für die Bibliothek übertragen. Es ist die Schrift über die „Leitung des Verstandes". Ursprünglich war sie bestimmt, einer neuen Auflage des Hauptwerkes von Locke einverleibt zu werden. Dann aber hat sie Locke doch zurückbehalten, bis zu seinem Tode fortgebildet, und sie ist dann nach demselben herausgegeben worden.

Herr v. Kirchmann hat sich dann das Verdienst erworben, das berühmte Werk des Franzosen August Comte, die positive Philosophie, uns in Deutschland zugänglich zu machen. Das Werk von Comte selbst umfaßt eine längere Reihe dicker Bände. Es leidet sehr an übermäßiger Breite und an gedehnten Wiederholungen. Daher war es ein richtiger Gedanke, wenn man in Frankreich einen Auszug aus demselben anfertigte. Der Auszug ist unter dem Namen von Jules Rig erschienen, und die Testamentsexekutoren, Comte selbst, haben ausdrücklich die Treue und die Genauigkeit desselben anerkannt. Nun liegt dieser Auszug in zwei Bänden übertragen vor: **Die positive Philosophie von August Comte im Auszuge.** Von Jules Rig. Übersetzt von J. H. v. Kirchmann. Zwei Bände. (Heidelberg, Georg Weiß.) Es wäre überflüssig, dieser Notiz irgend etwas hinzuzufügen. Comte ist ohne Frage der bedeutendste Philosoph Frankreichs in diesem Jahrhundert. Die von ihm begründete positive Philosophie hat ihre Anhänger in ganz Europa, und die Rolle ist noch nicht ausgespielt, welche ihr in dem europäischen Denken zugefallen ist.

Wenn in Deutschland dem genannten Denker Kant gegenübergestellt wird, so mag hier eine Schrift zunächst erwähnt werden, welche den Versuch macht, die kritische Methode Kants auch in der gegenwärtigen Lage der Wissenschaft in ihrer Geltung zu erhalten: **Präludien.** Aufsätze und Reden zur Einleitung in die Philosophie von Wilhelm Windelband. (Freiburg i. Br. u. Tübingen, Akademische Verlagsbuchhdlg. von J. C. B. Mohr [Paul Siebeck].) Man sieht, es handelt sich hier nur um Vorarbeiten, aber sie lassen schon die Richtung erkennen, in welcher der Verfasser die Philosophie Kants der heutigen Lage der Wissenschaft anpassen zu können glaubt. Durch alle Gebiete des geistigen Lebens gehen Normen hindurch, deren Geltung von ihrem Ursprung unabhängig ist. Die Methode, welche den Zusammenhang dieser Normen mit den Funktionen des geistigen Lebens und den Zielen

desselben entwickelt, ist ihm die kritische. Es muß sehr fraglich erscheinen, ob diese Auffassung der Aufgabe der kritischen Methode sich nach auf Kant berufen kann, welcher durchaus seine Entwickelung der Geltung dieser Normen von dem Problem ihres Ursprungs nicht absonderte. Aber freilich kommt solche Trennung den modernen Versuchen entgegen, das geistige Leben aus in den Sinnen gelegenen Anfängen abzuleiten.

Eine andere Schrift versucht die Ergebnisse der Philosophie Lotzes dem allgemeinen Interesse näher zu rücken: **Die Neugestaltung unserer Weltansicht durch die Erkenntnis der Idealität des Raumes und der Zeil.** Eine allgemeinverständliche Darstellung von Hugo Sommer. (Berlin, G. Reimer.) Wie schon frühere Arbeiten des Verfassers ist auch diese aus einem lebendigen Verständnis des Gedankenkreises von Lotze erwachsen, von tiefer sittlicher Wärme erfüllt und durchaus geeignet, in das Verständnis des vor kurzem verstorbenen bedeutenden deutschen Philosophen einzuführen.

Aus der Philosophie Schopenhauers ist ein interessantes Werk hervorgegangen: **Der Widerspruch im Wissen und Wesen der Welt.** Princip und Einzelbewährung der Realdialektik. Von Dr. Julius Bahnsen. Zwei Bände. (Leipzig, Th. Grieben.) Die Charakterologie des Verfassers ist zu sehr in einem engen Kreis von Lesern verblieben. Das Buch war aus einer lebendigen Kraft des Anschauens hervorgegangen. Das neue Werk Bahnsens hängt mit jenem Buche eng zusammen. Von dem Willen als dem Grunde der Wirklichkeit geht das vorliegende Werk aus. Eine solche Lehre führt notwendig in mystische Tiefen der Lebens- und der Weltansicht. Dabei besitzt der Verfasser eine Energie des anschaulichen Ausdrucks, welche auch sehr abstrakten Untersuchungen Leben und Interesse verleiht.

Zur Litteratur.

Wir haben früher in diesen Blättern die dreibändige Geschichte der griechischen Litteratur von Nicolai ausführlich besprochen und teilen mit, daß der Verfasser einen Auszug derselben veranstaltet hat: **Geschichte der griechischen Litteratur für höhere Schulen und zum Selbststudium.** Von Dr. R. Nicolai. Auszug aus dem größeren Werke. (Magdeburg, Heinrichshofens Verlag.)

Immer neu sind die Versuche, Dantes Werk zu übertragen. Sie gehen von ganz verschiedenen Absichten aus. Vor uns liegt: **Dantes Hölle.** Erste Abteilung der Göttlichen Komödie. In deutsche Reime übertragen von Julius Francke. (Leipzig, Breitkopf u. Härtel.) Die Absicht ist nicht, sich an den Wortlaut des Originals möglichst nahe anzuschließen, sondern in dem Wohllaut des Verses und in dem Fluß der Rede ein Kunstwerk hinzustellen, das von dem Leser genossen werden könnte. Auch ist diese Absicht in gewissen Grenzen erreicht, und wir würden in der eben angegebenen Rücksicht diese Übertragung jeder uns bekannten vorhergehenden vorziehen.

Die Sammlungen von Neudrucken älterer Litteraturwerke häufen sich. Sie entsprechen einem gesunden Bedürfnis, die bloße Darstellung der Litteratur zu ergänzen durch einen Einblick in die Werke selbst. Bernhard Seuffert, ein zuverlässiger Gelehrter, giebt in dem Verlag der Gebr. Henninger in Heilbronn **Deutsche Litteraturdenkmale des achtzehnten Jahrhunderts** heraus. Wir erhalten eine Reihe neuer Hefte, darunter von Bodmer das Trauerspiel „Karl von Burgund“ und vier kritische Gedichte; von Wagner, dem Jugendgenossen Goethes, das seiner Beziehung zum Faust wegen vielbesprochene Trauerspiel „Die Kindermörderin“; ferner das wunderliche Schauspiel Brentanos „Gustav Wasa“. Sehr verdienstlich ist dann der genaue Abdruck der „Ephemeriden“, einer in Straßburg liegenden Handschrift Goethes, die eine Art von Tagebuch der Lektüre Goethes in früher Zeit bilden; ebenso der Abdruck eines Manuskriptes von Volksliedern, wie sie Goethe sich einschrieb. Die Ausstattung dieser Bändchen ist trotz des so sehr billigen Preises eine ganz vorzügliche.

Ihnen zur Seite geht die **Sammlung französischer Neudrucke** (Heilbronn, Gebr. Henninger), welche von Karl Vollmöller geleitet ist. An zugänglichen Ausgaben altfranzösischer Texte fehlte es bis dahin bei uns nicht, dagegen die wichtigsten Schriften der neueren Zeit waren uns nur in französischen Ausgaben zugänglich. Diese Neudrucke enthalten nun eine Sammlung kritisch zuverlässiger Ausgaben der französischen Klassiker. Vor uns liegt eine vollständige Ausgabe der Tragödien von Robert Garnier. Derselbe gehört zu den Schriftstellern, welche die französische Tragödie des Corneille und Racine vorbereitet haben. Man bemerkt bei ihm mit besonderem Interesse, daß er sich viel mehr an das römische Vorbild Senecas als an die griechischen Tragiker anschließt. Die Ausgabe ist von Wendelin Förster nach der ersten Gesamtausgabe von 1585 besorgt und von einer interessanten Einleitung über Leben und Schriften des Mannes sowie einem Glossar begleitet. So

wird diese Sammlung jeden in den Stand setzen, die wichtigsten Schriften der französischen Litteratur zu genießen und den Entwickelungsgang dieser Litteratur an denselben sich zu vergegenwärtigen.

Die Geschichte der französischen Litteratur im siebzehnten Jahrhundert von **Ferdinand Lotheißen** (Wien, C. Gerolds Sohn) ist in diesen Blättern schon mehrmals bei Gelegenheit der früheren Bände besprochen worden. Gegenwärtig liegt der vierte Band des vorzüglichen Werkes vor. Er behandelt besonders Molière und Racine. Gerade diese beiden Schriftsteller bedürfen zu ihrem vollen Verständnis der Unterstützung des Litterarhistorikers. Molière hat, wie die neuere Geschichtschreibung immer gründlicher erweist, Charaktere und Probleme seiner größten Werke aus den Erfahrungen eines wechselvollen, ja abenteuerlichen Lebens geschöpft, und diese Werke empfangen ein neues und tieferes Interesse durch das Verständnis dieser Beziehungen. Racine andererseits bedarf des Interpreten, da seine Werke durch eine ihnen eigentümliche Zartheit und Feinheit in der Auffassung innerer Regungen und leiser Übergänge hervorragen. Er zuerst unter den französischen Dichtern war wirklich ein Schüler der Griechen, dann hat der religiöse Tiefsinn von port royal an der Innerlichkeit derselben seinen Anteil.

Lessing im Urteile seiner Zeitgenossen. Lessing und seine Werke betreffend. Aus den Jahren 1747 bis 1781. Gesammelt und herausgegeben von **Julius W. Braun**. Eine Ergänzung zu allen Ausgaben von Lessings Werken. Zwei Bände. Erster Band: 1747 bis 1772. (Berlin, Friedrich Stahn.) — Lessing selbst hat einmal ausgesprochen, er wünsche, er habe von Anfang an alle Lobsprüche und allen Tadel, die er über seine Schriften im Druck erhalten habe, jede in ein besonderes Buch zusammengetragen: um das eine zu lesen, wenn er sich zu übermütig, und das andere, wenn er sich zu niedergeschlagen fühle. Für uns hat die Sammlung dieser Recensionen ein anderes Interesse. Sie zeigt uns Lessing im Verhältnis zu seinen lebenden Zeitgenossen; sie zeigt, welchen Widerhall seine Stimme in dem damaligen Deutschland fand. So ist sie dem Litterarhistoriker unentbehrlich. Zumal hier alle öffentlichen Kritiken über Lessing, die noch auffindbar waren, zusammengestellt sind und so dieser ganze Teil von Arbeit dem Litterarhistoriker erspart ist.

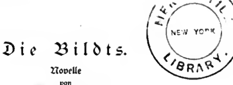
Henrik Ibsen. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte der norwegischen Nationallitteratur von **L. Passarge**. (Leipzig, Bernhard Schlicke.) — Durch alle Nationen geht in der gegenwärtigen Dichtung die Sehnsucht, die Wirklichkeit ohne Illusion zu erfassen. In Norwegen vertritt diese Richtung Henrik Ibsen. Neben ihm steht Björnstjerne Björnson, gemischter in seiner Grundstimmung, harmonischer in seinem Wesen, mehr im Einklang mit der Vergangenheit der Poesie. Aber Ibsen übertrifft ihn in der rücksichtslosen Hingabe an das, was ist. So wird diese Übersicht über sein Leben und die wichtigsten seiner Werke mit Interesse gelesen werden.

Dramaturgie der Klassiker. Von **Heinrich Bulthaupt**. „Shakespeare.“ (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhdlg.) — Wir haben in dem Buch einen Grund nicht auffinden können, aus welchem die so übermäßig angewachsene Shakespeare-Litteratur um einen neuen Band vermehrt wird. Das Wenige, was wir authentisch über Shakespeares Leben und Bildung wissen können, steht in schreiendem Mißverhältnis zu den breiten Darstellungen, die uns seit Gervinus geschenkt worden sind.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.





Die Bildts.

Novelle
von
Hermann Heiberg.



Von Amtswegen!" sagte der Gerichtsbote und überreichte dem vor dem Jägerhause stehenden und seinen Tauben nachschauenden Förster ein versiegeltes Schreiben.

„Na, wat's denn nu wedder los?!" gab der Angeredete zurück, ließ sich auf eine Bank vor dem Hause nieder und winkte jenem, zu warten. Der Alte nickte mit dem Kopf und stand unbeweglich. Jetzt schlug hinter dem Hause ein Hund an; dann hörte man das Flattern und ängstliche Gackern aufgescheuchter Hühner.

„Satan!" rief der Förster, warf das ungelesene Schreiben auf den Sitz und stürzte ins Haus.

Der Alte schüttelte das Haupt und stand wie träumend neben dem auf den Erdboden geglittenen Schreiben, das er aber nicht berührte. — Jammernde Töne eines unbarmherzig geschlagenen Tieres unterbrachen die Stille des Waldwinkels. Dann erfolgte unterdrücktes Wimmern und der Schall einer hastig zugeschlagenen Thür. Und nun — ein Schuß. — Die Tauben senkten sich in demselben Augenblick wie eine von einem plötzlichen Windstoß zerteilte Federwolke auf das Haus hinab.

Eine Magd erschien, wischte, stumm nickend, mit einem Tuch über den Tisch und rückte die seitab stehenden Stühle in einen Kreis zusammen. Ein kleiner Teckel, der ihr gefolgt war und dessen Instinkt ein bevorstehendes Frühstück witterte, richtete sich, ohne daß sie seine Anwesenheit zu bemerken schien, an ihrer Schürze empor. Endlich ging sie, und die alte Stille trat ein.

Der Alte lüftete die Mütze und fuhr sich mit der Hand durch das graue, schweißige Haar. Dann setzte er sich auf die Bank, legte das Schreiben auf den von der Magd näher gerückten Tisch, beugte den Oberkörper vor, legte die Arme ruhend auf die Knie und zeichnete mit seinem Stocke Figuren in den Sand.

So verrann die Zeit. Ab und zu blickte er nach dem Eingang. Die Magd

kam noch einmal. Er schaute ihr ins Gesicht. Es war vom Weinen entstellt, und mit zitternden Händen setzte sie Gläser, Brot und Braten auf den Tisch.

„Wat is, Hanne?“ fragte er.

Sie sah ihn nur stumm an und seufzte. Aber während sie sich von neuem mit dem Frühstück zu thun machte, beobachtete er, wie die Tropfen aus ihren Augen langsam sich lösten und das Tischtuch benetzten.

„Se schullen hier blieven! He kummt glik,“ sagte sie endlich, die Sprache gewinnend.

„Wat fehlt di, Kind?“ und er veränderte seine Stellung.

„Still, still, Kitzerow,“ erwiderte sie, ängstlich nach der Thür schauend. „He hett mi eben schlagen; ik gah af, morgen! — O Jesus! Wat vörn Leben is hier int Hus —“

„Segg em, ik har ken Tid to töven, Hanne.“

Sie schüttelte den Kopf. „Ik tru mi nich.“

Der Alte winkte; sie näherte sich, und er flüsterte ihr etwas ins Ohr.

„Mein Gott! Is't wahr? Na, verdeent hett he't. Dat is keen Minsch — de Mann. — Eben hett he uns Diana —“

Sie unterbrach sich furchtsam. Der Förster erschien.

„Na, du Goos, wat steihst du hier un snackst? Vörwärts, du Schlump! Hal de Win! Bring de Käs!“

Mit einem heftigen Stoß schob er sie fort.

„Ik hev dat Beest dod schaten,“ sagte er zu dem erschreckten Alten. — „Kumm, Kitzerow, wi wüllt en beten eten un en Glas Win drinken!“ fuhr er fort und ließ sich schwerfällig, die ausgerauchte Jagdpfeife auf den Tisch werfend, nieder. „De Brev kann ik jümmers noch studeren.“

„Danke, Herr!“ sagte der Alte, „mi is de Appetit vergahn. Adjüs ok! Dat Schrieven aber laten Se man nich to lang liggen!“ Er wandte sich zum Gehen.

„Ne, du blivst hier un fröhstückst mit mi! Ken Umstänn, Kitzerow —“

Der Alte zauderte. Das Mädchen erschien noch einmal.

„Sett man hier up de Kant! hier! — Hörst du nich?“

Ein Glas fiel klirrend zu Boden.

„Versteiht sik, du Goos! — Aßers ik will di lehr'n!“

Der Mann sprang empor, ergriff das aufschreiende Mädchen und wickelte seine Fäuste in ihre kurzen, dünngeflochtenen Zöpfe.

„Lat mi, Herr! Ik will't betalen! — Kitzerow! Kitzerow! Help mi!“

Der kleine Teckel schlich mit eingezogenem Schwanz und einem menschlich klugen Ausdruck davon. Ihm folgte zitternd und wie von Schmerzen gebrochen das sich mühsam aufraffende Mädchen.

Das alles war das Werk eines Augenblicks. Der Alte war aufgesprungen; die Zornadern schwollen an in den verwitterten Zügen. Der Förster aber stieß mit der Fußspitze die Scherben zur Seite, hantierte umher und zog eine Flasche auf.

So vergingen einige Minuten; dann erschien das mißhandelte Mädchen abermals in der Thür, lief seitwärts an ein Gebüsch, streckte drohend die Rechte aus, während die Linke ein kleines Bündelchen krampfhaft umfaßte, und rief dem erstarrten Förster zu:

„Ik gah ut din Hus, Förster! Behol din Geld. — Ik will lever betteln gahn, as bi di deenen, Unminsch! Kitzerow is Tüg vör Gericht. — Aßers ik war mi sülvs noch rächen! Dat war ik —“

„Schwieg, Satan!“ brüllte der Förster und machte einige Schritte vorwärts.

Das Mädchen floh weiter, stand endlich atemlos still und schrie durch die sie schützenden Bäume:

„Du hest all din Lohn, Förster! Du büst assett! Assett! Brek man up dat Amtsschrieven!“

Der gereizte Mann wollte vorspringen; er hätte sie eingeholt, er hätte sie zerrissen in seiner Wut, als sich plötzlich eiserne Arme um seine Brust legten und eine Stimme hinter ihm sagte:

„Wenn Se noch en Schritt maken,

trekk ik Se vun achtern dal, un — so wahr en Gott levt —"

Dann ließ ihn diese fremde Gewalt, und jener stürzte an den Tisch und ergriff das Schreiben. Er las es und erbleichte.

Der Alte schüttelte mitleidig den Kopf, sah dem Förster Konrad Bildt fest in die Augen und wandte sich dann wortlos an die seitwärts vorüberziehende Landstraße, auf der er verschwand.

* * *

Die Försterei der fürstlichen Domäne war von Vater auf Sohn übergegangen. Das vollzog sich schon seit Generationen. Vor acht Jahren hatte dieser Förster das sogenannte Jägerhaus bezogen, aber es bedurfte um jene Zeit der dringendsten Fürsprachen, um den „wilden Konrad", wie er schon als junger Mensch genannt wurde, hier in Amt und Brot einzusetzen.

Der alte Bildt, der sich nach seinem Abgange in ein Häuschen in der Stadt zurückgezogen hatte, mahnte seinen Sohn eindringlich, sein stürmisches Wesen zu mäßigen und seinen unruhigen Geist zu bezwingen. Es gab eine Zeit, wo das ehrliche, derbe, gutherzige Zureden des alten Mannes Eindruck auf Konrad gemacht hatte. Doch die Zeit war lange vorüber, und alle Welt hätte die nun eingetretene Katastrophe voraussagen können.

Nach Konrads Verabschiedung erhielt sein jüngerer Bruder Ernst die Stellung als Förster und ward in Amt und Würden eingesetzt. Die Folgen von allerlei Unregelmäßigkeiten, die den Behörden in ihrem ganzen Umfange nicht einmal bekannt wurden, beseitigten dieser und der Vater mit nicht unerheblichen Opfern. So war Konrad lediglich wegen Nachlässigkeit und wegen Überschreitung seiner dienstlichen Rechte entlassen, aber er wußte es selbst am besten, daß nur deshalb kein Richter erschien, weil der Kläger fehlte. — —

Die Enkelin des alten Bildt, Lise, saß am Spinnrad. Zu ihren Füßen schnurrte die Katze und ging, den weichen Körper an des Mädchens Gewande streichend, mit leisen Schritten auf und ab. Ihr gegenüber am Fenster saß Konrad, dem der alte Förster vorläufig eine Wohnung bei sich eingeräumt hatte, und schien eifrig zu lesen. Aber verstohlen streifte sein begehrender Blick zu dem Mädchen hinüber.

„Wär de Afkat hier, Lise?" unterbrach er endlich das Schweigen.

Sie nickte.

„Wat säh he? Wärst du dabi?"

„Ja, ik wär dabi. He meen, dat he de Addreß von Brodersen sin Söhn in Brasilien — ik weet nich, wie de Platz heet, wo de sik uphölt — bibringen kunn."

Er erwartete, daß sie emporschauen würde, als sie den Satz nicht ausklingen ließ.

Man hörte das Knittern der Zeitung, die Konrad in seiner Hand hielt, das Geräusch des Spinnrades, endlich das Miauen der Katze, die an der Thür kratzte.

Lise stand auf und öffnete. Das Tier aber guckte in den Flurraum, zögerte wie im Besinnen und wanderte dann langsam ins Wohnzimmer zurück.

„Na, Musch; kumm!" rief das Mädchen. Aber die Gerufene hörte nicht und sprang plötzlich mit einem Satz auf das Fensterbrett, an welchem Konrad saß. Dieser aber faßte mit einer raschen Bewegung das Tier ins Genick, hob es empor und schleuderte das wild zappelnde Geschöpf mit roher Hand so heftig ins Gemach, daß es sich überschlug.

Lise war aufgesprungen. „Unkel!"

„Ik kann ken Katten lid'n! De sünd falsch, grad as de Minschen. — Blot du, min lütt Lise —" Er stand auf und wollte das Mädchen umfassen.

„Fat mi nich an!" sagte sie entschlossen, erhob sich und wich vor ihm zurück.

Nun trat er näher, aber in demütiger Haltung, und in seine Stimme legte sich ein Ton, der das Mädchen eigentümlich berührte.

„Du kunnst mi noch up de rechte Weg help'n, Lise! Wenn du wullt, kunn alleus gud warn! Wenn du mi lev harst, Lise —"

Sie antwortete nicht, und doch schien infolge dieser ungewohnten Regung ihr

sanftes Gemüt eine Erwiderung auf die Lippen zu legen.

„Wanner mit mi ut, Lise! Kumm mit över't Water.“

Er streckte die Hand aus, und sie faßte sie scheu. Nun stand er dicht neben ihrer zitternden Gestalt, und in einem leisen, gebrochenen Tone flüsterte er:

„O Lise, wenn du in min Hart sehen kunnst! — Ik bün elend! Swarte Nacht is in min Inneres, un in de ganse Welt givt't man een Sünnenstrahl, de allens wedder uphellen kann — dat is din Lev.“

Sie entzog ihm die Hand und trat behutsam zurück. Thränen standen in ihren Augen.

„Ik kann nich, Unkel! Du deihst mi so leed, dat ik weenen kunn. Abers ik kann nich mit di gahn; — ik kann ok — ik kann ok — din Fru nich warn, denn —“

„Denn?“ fragte der Mann, über dessen Antlitz ein Ausdruck glitt, als ob alle Teufel der Leidenschaft aus seinem Innern herausbrechen wollten. „Denn?“ fragte er noch einmal, als sie unter dem Zauberbann seines Blickes kaum zu atmen, viel weniger aufzuschauen, aber auch nicht zu reden vermochte.

„Lat mi, Unkel!“ entrang es sich ihr endlich. „Lat mi! Ik fleh di an! Denk, dat ik min ole leve Großvadder nich verlaten kann; denk, dat — O min leve Gott!“

Nun erstickte heftiges Schluchzen weitere Worte. Aber im Ausbruch rohester Wut vollendete nun er, der vor ihr stand, den von ihr begonnenen Satz und rief:

„Denk, dat ik din Broder Ernst, de in Amt un Brot sitt, heiraten will, un dat dat en vel beteres Geschäft is, as mit de wille Kunrad an'n Trualtar to tred'n. — O! Ik haß em! Ik haß em! — Erst nimmt he mi min Amt — denn nimmt he mi min Lev — un toletzt ward he mi ok min Arfdehl stehl'n!“

„Unkel! Unkel!“

„Ach wat! Ik will spreken! Abers ik will ok hanneln, so wahr, as de Mand an de Himmel steiht!“

Und plötzlich in eine entsetzliche Lustigkeit übergehend, trat er auf das Mädchen zu, umfaßte ihren erbebenden Körper, und während er der entsetzt Abwehrenden wilde Küsse auf Haupt und Wangen drückte, schrie er:

„Kumm, lütt Brut! lat di küssen! de Brüdigam sitt in de Wald! Ik will sin Amt hier passen! He verwalt min Amt buten!“

„Is dat din Buß, verruchte Minsch?“ rief eine wuterregte Stimme hinter ihm, und der alte Bildt, mit schneeweißem Kopf und dunkelgerötetem Angesicht, stand mit erhobenem Waldstock vor dem Zurückweichenden. „Herut ut min reine Hus! In'n Ogenblick!“

Konrad zögerte, aber hielt an sich.

„Herut, segg ik!“

„Vadder!“

„Großvadder!“

„Gah ut min Hus, segg ik di ton letzten Mal. En Minsch ahn Ehr un Gesöhl —“

„Nimm dat Wurt torüg, Vadder!“

„Ahn Ehr, segg ik! Bist du nich en Verbreker? Din Deenstpligt heft du versümt; — de Kass' heft du angrepen!“ — hier senkte sich die Stimme des Alten — „Gott un de Minschen büst du en Gruel — en Nagel büst du to min Sarg; — din Broder versulgst du as Kain sin Broder Abel. Din egen Anverwandte, dat lütt unschullig Kind, min Lise, packst du an as en Tier in de Brunst!“ Der Alte fuhr wie entsetzt über seine Stirn. „Wat blivt noch över? Afkat Hansen schall di veerhunnert Dahler utbetalen; — gah nach Amerika, abers —“

„Hol nu up, Vadder!“ schrie der Mann, der mit geballten Fäusten vor seinem Vater stand.

Der Alte hielt inne.

„Giv mi min Arfdehl, Vadder! Versprek mi, dat Hansen mi dat utbetalen schall, un ik will gahn un nich wedder kam'n. Ik will gahn in disse Ogenblick.“

Der Alte schwankte und antwortete nicht.

„Vadder, hörst du!? Bald förder ik min Arfdehl; eben hev ik noch bed'n! Antwurt!“

Schon schien der alte Bildt besiegt; Lise war vor ihn herangetreten und schmiegte sich bittend an ihn. Aber als die letzten Worte über Konrads Lippen glitten, entfärbte sich das Antlitz des alten Mannes, und er rief:

„Du förderst? Nu denn: Ne, ne, ne!"

„Na, denn behol din Geld, un din Jungfer un din leve Söhn in't Jägerhus!" schrie Konrad und rannte gegen den Alten auf.

Das Mädchen wollte sich zwischen sie stellen, aber der sinnlos Erregte stieß sie beiseite.

„Mak Platz! — Platz, segg ik di! Ik belach dat ganse Komödiantenspill! Nu mag kamen, wat will! — Platz, segg ik!"

Er ergriff seinen Stock. In demselben Augenblick wollte auch der alte Bildt den seinigen erheben, und ein entsetzliches Wort drängte sich bereits auf seine Lippen, als er plötzlich zu wanken begann und dann, von Lise ungenügend unterstützt, schwerfällig auf die Erde glitt.

Konrad aber stieß die Thür auf und enteilte mit wilden Flüchen ins Freie.

Lise saß die ganze Nacht an dem Bett des Alten, der nur den Mund zu öffnen versuchte, um seinem Enkelkind zärtliche Worte zu sagen. Sie aber sandte heiße Dankgebete zum Himmel, daß der liebe Gott ihrem Großvater die Sprache in demselben Augenblick genommen, wo ihm etwas Entsetzliches — ein Fluch gegen den eigenen Sohn — auf der Zunge gebrannt hatte.

* * *

Seit jenem Morgen war fast ein Jahr verstrichen. Die Sonne hatte geschienen, im Walde hatten die Vögel gesungen, die Rehe waren aus der Lichtung auf die Getreidesaaten getreten und im Herbst hatten die Schüsse im Forst geknallt. Der Winter war, Leben und Frohsinn begrabend, mit weißen Fußstapfen ins Land gekommen, und wieder war der Frühling dem leuchtenden Sommer vorangetanzt, der seinen grün-goldigen Tempel im Walde aufschlug.

Wie damals der vorige, stand heute der neue Förster, Ernst Bildt, vor der Thür des Jägerhauses und schaute mit gespanntem Blick den Waldweg hinab. Endlich schimmerte ein Gewand durch die Bäume. Es näherte sich die Erwartete, Lise, die heute zum Besuch bei dem jungen Onkel erwartet wurde.

Wenn eine Übereinstimmung zwischen den drei Männern bisher häufig gefehlt und neuerdings sich alles nur allzu unfreundlich zwischen dem alten Bildt und Konrad zugespitzt hatte, war Lise mit ihrem freundlich-stillen Wesen doch immer wieder versöhnend eingetreten, und um ihretwillen, die von dem Alten und den Brüdern fast wie eine Heilige verehrt wurde, war es zwischen dem älteren Bruder und den beiden anderen bis jetzt zu einem wirklich offenen Bruche nicht gekommen. Erst der letzte Streit hatte einen solchen nun unheilbar herbeigeführt.

Ernst trat seiner Nichte entgegen, und sie legte ihre kleine Hand in seine derbe Rechte. Hinter ihr stand ein Bursche, der einige von ihm erbetene Gegenstände aus der Stadt mitgebracht hatte. Der Förster winkte ihm, ins Haus zu gehen, und zog seine Nichte auf die Bank.

„Was macht Vater?" hob er in ungelenkem Hochdeutsch an und schaute ihr voll und begehrend ins Gesicht, so daß sie, da die Bedeutung der Frage durch seinen Blick eine fremde Beimischung erhielt, unwillkürlich die Augen senkte.

„Gut, Onkel! Er will auch nächster Tage zu dir ins Jägerhaus kommen und mit dir über Onkel Konrad sprechen."

Das Angesicht des Försters verdunkelte sich, und er schwieg.

Nun war es an ihr, seinen Blick zu suchen.

„Onkel Ernst!" sagte das Mädchen.

„Wat is, min Dern?" fragte er zerstreut, ins Platt übergehend, während der finstere Ausdruck allmählich einem freundlichen Scheine wich, der über sein schönes Gesicht flog.

Sie schaute sich um, ob sie ohne Horcher seien, dann trat auf dieses junge Ant-

litz ein entschlossener Ausdruck, und sie sagte halblaut zu ihm gewendet:

„Giv mi din Hand, Unkel, un versprek mi, dat in de Tid, wo ik bi di int Hus bün —“

„Na, wat is?“ unterbrach er sie kurz und heftig, fuhr aber in seiner Rede nicht fort, denn sie wollte sich erheben.

„Schall ik spreken?“

„Sprik!“ erwiderte er weicher, und nun sagte sie, während sie ihr Auge mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von rührender Sanftmut zu ihm aufschlug:

„Schütz mi in din Hus vör Unkel Konrad. Du weetst, he stellt mi nah! Abers versprek mi ok as Mann un Anverwandte, dat du —“

Sie vollendete nicht. Sie zitterte, denn neben ihr zitterte auch der Mann, und eine solche Röte stieg in seine Stirn, und so furchtbar war seine Aufregung, daß die Brust aus dem Jägerrock herauszuspringen schien.

„Hier nich!“ sagte er und zog sie willenlos mit sich fort. Sie gingen nebeneinander, bis sie, nicht weitab vom Hause, ein Gärtchen erreichten. Sie wanderten schweigend durch die sonnenbeschienenen Wege. In den Beeten brannten die Pantoffelblumen, und die Hitze wallte um ihre Blüten. Pfeffermünzgesträuch duftete, blaßviolette Iris streckten ihre Häupter aus den schilfartigen Blättern. Das Erdreich war trockenkörnig und ausgedörrt, aber die Fuchsien zeigten frische, lebendige Farben, und ihre blauroten Blumen leuchteten im Sonnenlicht. Jetzt schlug auch der sanfte Duft der Federnelken durch die heißträge Luft.

Schon einmal war ein solches Bild vor Lise erschienen; das alles hatte sie schon einmal gesehen. So hatten die Blumen geduftet; jene Hecke kannte sie. Just ein solches Plätzchen, auf das er ihr winkte, sich niederzulassen, stand lebendig vor ihrer Erinnerung. — Und als sie nun die schattige, von Linden eingefriedigte Laube erreichten und er den Mund öffnete, und als er zerstreut mit dem Finger auf dem großen, runden, mit grüner Farbe nur noch spärlich bedeckten, in der Mitte gespaltenen Gartentisch trommelte, da wußte sie genau, daß er die Worte sprechen würde, die er nun sprach:

„Lütt Lise, wenn du mi nich heiratst, scheet ik mi dod. Nun segg mi din Antwurt.“

Sie sah, nachdem er gesprochen hatte, unverwandt auf den Spalt in der Tischplatte, sie suchte die verwischten Spuren der grünen Farbe; — sie sah draußen die Fuchsien — sie sah den unerträglich heißen Sonnenschein um die Blumen fluten — sie vermochte nicht zu antworten.

Als Kind hatte sie einst ein Fetzchen von ihrem Kleide abgerissen und in den Ofen gesteckt. Ihre Mutter hatte sie geschlagen, und sie sollte um Verzeihung bitten. Sie wollte nicht, sie konnte nicht. Tausend innere Stimmen riefen ihr zu, daß sie sprechen solle. Sie vermochte es nicht. Auch jetzt konnte sie nicht reden. Statt an ihn zu denken, der mit fliegendem Atem vor ihr saß, statt zu überlegen, was sie ihm erwidern solle, tauchte immer wieder die Erinnerung an diese Scene in ihr auf, und wie gebannt brannten ihre Blicke auf den Riß im runden Gartentisch. Es war wie ein umstrickender Zauber.

Nun schrak sie auf.

„Ik weet din Antwurt, Lise!“ keuchte es aus des Mannes Brust. Er erhob sich; sie erhob sich auch. Sie wollte sprechen, sie wollte ihm sagen, daß sie von einer unsagbaren Angst beherrscht werde, daß Konrad sich an ihnen allen rächen würde, wenn sie seinen Wunsch erfülle, daß sie lediglich, um einem entsetzlichen Ereignis vorzubeugen, zaudere — ihr eigenes drängendes Herz bezwinge, und daß sie sich fürchte, Ernst werde ihr zu ihrer aller Unheil diese Befürchtung ausreden.

Aber sie fand auch jetzt nicht den Mut, sagte nichts, und so gingen sie, ohne zu reden, ins Haus zurück.

* * *

Abends hatten sich warme Sommerlüfte über Wald und Flur gelegt. Geheimnisvolles Dunkel umfing das Jägerhäuschen,

und als Ernst vor die Thür trat und seinen Blick in den Wald zu senken versuchte, strebten die Baumstämme in riesigen schwarzen Schatten, wie unheimliche Märchengestalten vor ihm auf. Es war so still, daß das Fallen eines früh verwelkten Blattes an sein Ohr schlug. Eine Fledermaus schwirrte tief flatternd, gespenstisch an ihm vorüber und verschwand im Zickzackflug hinter dem Hause. Einmal ertönte verspätetes Pferdehufengeräusch von der nahen Landstraße; allmählich erstarb auch dieses. Ein leichter Abendhauch bewegte die unsichtbaren Baumwipfel. Schlafendes Getier wurde wach. Ein ängstlich rauschender Vogelflug verklang rasch. Aus dem Dickicht erscholl ein Eulenschrei und dann noch einmal.

In Lises Zimmer war's dunkel und still. Es war dem Förster, als ob er sie in dieser geheimnisvollen Stunde atmen höre, und als ob sein Auge, trotz der Finsternis, an ihr Lager zu dringen vermöge. Sie lag — einem Engel gleich — mit gefalteten Händen, friedlich schlafend, da. Seine Gedanken waren rein, nur zu ihrer Seele, die er liebte, drängte sich die seinige. Plötzlich stand sie körperlos neben ihm und flüsterte:

„Verzage nicht! Geh ins Haus! Geh ins Haus!"

Halb drängte es, halb hielt es ihn. Endlich wandte er sich mit langsamen Schritten an eine Bank und setzte sich. Ein berauschender Duft entstieg dem Walde, und jetzt vermochte sein Auge die Dunkelheit zu durchdringen; seine Phantasie begann sich zu regen. Bekannte Gestalten traten vor sein geistiges Auge: viele aus seiner Kindheit; einige, mit denen er als Mann in Berührung getreten war. Rasch, wie ein Blitz, zog sein ganzes Leben an ihm vorüber. Aber nicht minder verfolgte ihn die Erinnerung an die unbedeutendsten Einzelheiten, die er längst in seinem Gedächtnis begraben glaubte. Er hörte fröhliches Lachen — sah ein buntes Kindergewand, lockiges Haar — und da stand auch Lise wieder neben ihm an der Bank und flüsterte dringlich: „Geh ins Haus!" Es schauderte ihm, und doch war ihm so süß-beklommen zu Mute.

* * *

Bei geöffnetem Fenster, in das die schlafende Nacht hineinlugte — ein einziger Lichtschimmer stahl sich über das Gesimse und blieb geisterhaft an Mauer und nahem Gebüsch haften —, saß bei der Lampe der Förster. Schon durch die Dunkelheit hatte er ein weißes Blättchen auf seinem Schreibtisch schimmern sehen. Mit fieberhafter Hast ergriff er es und las, und in seinen Augen zuckten die Thränen und rannen langsam in den Bart. Er küßte die Worte, bis sich die Schrift verwischte. Und verloren in einem seligen Traum, vergaß Ernst Bildt die Zeit und die Stunde, und zauberhafte Bilder stiegen vor ihm auf, die seine Seele mit jenem unaussprechlichen Gefühl des Glücks erfüllten, das nur ein einziges Mal eines Menschen Brust zu durchdringen vermag.

Und doch stand nur wenig auf dem weißen Blättchen, das eine Frauenhand geschrieben hatte:

Mein teurer Onkel und heißgeliebter Mann! Wenn wir einmal — was Gott noch lange verhüten möge — unseren lieben Alten drüben verlieren sollten, dann ist der Augenblick gekommen, wo wir von unserem künftigen Glücke sprechen dürfen. Nur so lege mein Schweigen aus, achte dieses einzige Bedenken dankbarer und zärtlicher Rücksicht gegen ihn und glaube, daß dich unaussprechlich liebt

dein kleines Lieschen.

Zuletzt schlief der Mann, der sein Haupt in seine Hände vergraben hatte, ein. Süße Traumbilder umgaukelten ihn; allmählich fühlte er die späte Nachtluft über seine Stirn wehen, und ein Geräusch am Fenster ward vernehmbar. Es hörte im Traum sein Herz auf zu schlagen, denn er sah eine dunkle Gestalt — einen Mann — in sein Zimmer steigen, sich herabneigen, mit Raubtieraugen auf das geschriebene Blättchen blicken und dann dieses erfassen. —

Er hörte ihn mit den Zähnen knirschen und einen gräßlichen Fluch ausstoßen.

Und nun — nun — blitzte eine Mordwaffe neben ihm — —

Er wollte schreien; er wand sich — er strengte alle Kräfte des Geistes und des Körpers an, um sich zu erheben. — Vergeblich. — Aber dann plötzlich fuhr ein gräßlicher Schrei durch die Nacht in den Wald, schlug von Baum zu Baum — erweckte die Vögel und das schlafende Getier — schien alles Lebendige zu erstarren und alles Tote lebendig zu machen — fuhr wie ein ungeheures Signal von Menschenleid und Menschentücke gen Himmel, bis es verklang an dem stummen, nächtlichen Himmelsgewölbe.

Und von jenem Schrei, den Ernst Bildt selbst ausgestoßen hatte, erwachte er und sah entsetzt um und neben sich. Ihm grauste, aber mehr noch im Wachen als im Traum, denn ein flüchtiger Schatten schien in der That in dem Dunkel der Nacht zu verschwinden. Seine verschärften Sinne glaubten das hastige, allmählich ersterbende Geräusch eines fliehenden Menschen zu vernehmen.

Er schloß das Fenster und ließ — gleichsam wie besser behütet — die Vorhänge herab. Dann leuchtete er durch die Wohnräume und blieb lauschend an Lises Thür stehen.

Er hörte ihren regelmäßigen Atem. Sie war da! Ihr war nichts geschehen! Nun hätten Geister mit roten Feueraugen und brennenden Krallen erscheinen können, Teufel mit glühenden Zangen und Gespenster mit rasselnden Ketten — ihr Heiligenbild in seinem Herzen hätte sie bald verscheucht, wie seine Gegenwart vordem jene Fledermaus, die nun schlafend in der Mauerspalte hockte.

* * *

Es war im Februar, um die Winterszeit des folgenden Jahres.

Die Totenglocke läutete. Vor dem Kirchhofe hielt ein Wagen, dem zwei Menschen entstiegen. Der Pförtner nickte mit dem gelassenen Ernst dieser Leute. Ein Mann und ein Mädchen gingen langsamen Schrittes über den breiten, freigeschaufelten Schneeweg, der die Grabstätten durchschnitt. Es waren Ernst Bildt und seine Nichte. Schon standen ernste, fröstelnde Menschen, die sich stumm vor den Verwandten des Toten verneigten, um den Sarg in der Kapelle. Ein stark geheizter Ofen, der aber in diesen todkalten Räumen keine Wärme zu verbreiten vermochte, erhöhte den Eindruck des Eisigen und verstärkte das Gefühl angstvoller Trauer, die uns, zumal um diese Jahreszeit, an den Totenbahren durchfröstelt.

Die letzten Kränze wurden aufgeschichtet. Einen Augenblick richteten sich aller Blicke und Gedanken auf die Blumen. Nun aber erschien der Prediger. Ernst und Lise und jetzt auch der plötzlich eintretende Konrad näherten sich dem Sarge.

„Selig sind die Friedfertigen!“ lauteten die Worte, mit denen der Geistliche anhob und die bedeutungsvoll das Ohr der Versammlung trafen.

Hier hatte der Tod noch einmal die beiden Brüder vereinigt, welche sich äußerlich bereits so fern standen, als ob sie nie zueinander gehört hätten.

Als der Geistliche auch ihrer im Verlauf der Grabrede erwähnte, zuckte es eigentümlich auf in Lises Seele. War nun jeder Groll, jeder Gegensatz verwischt? Würde dieser schmerzliche Trauerfall den Anlaß zu einer dauernden Versöhnung geben?

Nachdem der Prediger geschlossen, erfaßten Konrad und Ernst den Sarg, und alle verließen in gemessenem Schritt die Kapelle.

Draußen schien's doppelt kalt und öde. Als des alten Bildt sterbliche Überreste auf den Brettern ruhten und zuletzt, nur noch von Stricken gehalten, über der Tiefe schwebten, zog ein kalter Angst- und Schmerzensgedanke durch die Seelen der drei Menschen. Sie standen wie lebendige Leichen vor der Gruft, und ein beklemmendes Gefühl von Schwermut und Ver-

lassenheit überragte selbst ihre Trauer. Als aber der Geistliche hier noch einmal das Wort nahm und die seltenen Tugenden des dahingeschiedenen Greises rühmte, erwachte wohl in Konrads Seele das Gefühl, daß sein Vater aus Gram über ihn so früh hatte aus der Welt scheiden müssen, denn wie eine plötzlich aufgebrochene heiße Quelle entströmte es seinen Augen, und alle drei weinten und schluchzten in dem gemeinsamen Gedanken, daß ihr bester Freund auf dieser Welt nun von ihnen gegangen sei.

Konrad verließ ohne Abschied den Kirchhof. Ernst und Lise sahen ihn auch nicht wieder. Nachdem er die volle Hälfte des ihm trotz seiner Enterbung von Ernst angebotenen Erbteils durch den Advokaten ausbezahlt erhalten hatte, verschwand er. Alle Nachforschungen waren vergeblich. Zuletzt vermuteten seine Verwandten, daß er das Land verlassen und nach Amerika ausgewandert sei. Es schien in der That so. Von Lise war ein Alp gewichen, und auch jetzt erst vertraute sie sich ihrem Onkel an und teilte ihm ihre früher verheimlichten Befürchtungen mit. Wie ein drohendes, aber unabweisbares Verhängnis hatte die schrankenlose Leidenschaft Konrads über ihr geschwebt. Er brüte Unheil, und sicher werde sich bei der geringsten sichtlichen Annäherung an Ernst etwas Schreckliches ereignen, hatte es stets in ihrem Inneren geflüstert. Inzwischen traf der junge Förster alle notwendigen Anordnungen. Da sich für das Stadthäuschen unter der Bedingung ein Käufer meldete, daß er den Besitz sogleich antreten könne, änderte Ernst seinen ursprünglichen Entschluß, Lise so lange dort zu belassen, bis er ihr nach schicklicher Innehaltung der Trauerzeit seine Hand reichen könne. Er fand einen für sie passenden Aufenthalt bei einer alten Witwe, die den Bildts weitläufig verwandt war, und Lise verließ das Haus, in dem sie so glückliche Tage verlebt und an das sich erst neuerdings so traurige Erinnerungen geknüpft hatten, mit gemischten Gefühlen. Ehe das letzte Stück des Hausrates, um in das Försterhaus geschafft zu werden, auf den Wagen gepackt ward, ging sie noch einmal in ein kleines Giebelzimmer, das sie seit ihrer Einsegnung bewohnt hatte. Gegen die Fensterbrüstung gelehnt, schaute sie in den leeren Raum, und die Erinnerungen der letzten Jahre zogen an ihr vorüber.

Einmal war sie krank gewesen, und der alte Bildt hatte immerdar an ihrem Bett gesessen und sie gepflegt. Kein Auge hatte er von ihr gewandt, und jetzt sah sie ihn wieder mit seinen lieben besorgten Blicken vor sich. Ein andermal überreichte er ihr eine Rose, ihre Lieblingsblume, und sagte: „Bald blöhst du ok wedder so schön, min lütt Ros!“ und schaute sie mit einem zärtlichen Blick an. Und wenn sie auch nur durch einen schwachen Händedruck, nur durch die Thränen, die ihr ins Auge traten, ihre Gefühle ausdrücken konnte — er verstand sie. Hier am Fenster hatte sie oftmals einsam gegrübelt, und ihre Gedanken waren mit Ernst beschäftigt gewesen. Drüben hatte er einmal selbst in zarter Zurückhaltung an der Thür gestanden.

„All lang hev ik mal bi di inkiken wullt un mal sehn, woans du hier wahnen deihst,“ hatte er entschuldigend sie angeredet, und sie hatte ihm alle ihre kleinen Herrlichkeiten gezeigt. Als er aber sein Bild, von Blumen bekränzt, über ihrem Arbeitstisch aufgehängt fand und neckend gefragt hatte: „Wem is denn dat?“ da hatte sie sich errötend abgewendet, ihm aber rasch die Knospen an dem Rosenstock im Fenster gezeigt, die nun bald aufblühen würden.

Eines Morgens holte Ernst seine Nichte aus der Stadt ab, und beide wanderten nach dem Abendbrot auf einem Umwege durch den Wald wieder zurück. Zwei wundervolle Waldpartien wurden durch eine große, einsame Wiese getrennt, die, von dichtem Busch und Baum umgeben, eine stille Welt für sich bildete. Die Sonne war schon gewichen. Nur ein Nachhauch ihrer Schönheit lag noch über der Welt, und schon erfüllte frisch-kühler

Wiesenduft die Luft. Über ihnen kreiste, von den letzten Strahlen vergoldet, in der Höhe der unermüdliche Falke. Aus dem gegenüberliegenden Gehölz gurrten Waldtauben ihre träumerischen Liebesweisen, und in den Stämmen glitt es auf und ab, wie wenn das Licht sich verirrt und den Heimweg aus dem Walde vergessen habe. Unwillkürlich standen beide still, und in einem unerklärlichen, raschen, überströmenden Gefühl sanken sie sich in die Arme.

„Wist du nu min Fru warn, bald?“ fragte er zärtlich und umfaßte ihren schlanken Körper.

Einen Augenblick löste sie sich aus seinen Armen und blickte scheu um sich; dann aber umhalste sie ihn stürmisch und flüsterte ein leises „Ja!“

„Min söt, lütt Lise!“ drang es aus des Mannes Brust, und immer von neuem umfing er in glückseliger Rührung den Gegenstand seines langersehnten Glückes.

Aber dann schlug plötzlich ein wildes, schreckliches Hallo durch die Luft. Ihm folgte ein gellendes Lachen aus dem Walde heraus. Wie ein Unwetter schien's einen Augenblick über den beiden Menschen zu schweben, bis es als Echo in der Ferne verhallte.

Lise fuhr zurück und erbleichte. Sie zitterte so gewaltig, daß Ernst sie in seinen Armen auffangen mußte.

„Wat wär dat?“ fragte er selbst betroffen.

Aber sie antwortete auch dann nicht, als sie neben ihm weiter schritt, und erst in der Stadt an der Hausthür sagte sie, von gleichgültigeren Dingen auf jenes Ereignis übergehend:

„Geh heute nicht durch den Wald, Ernst. Thu's mir zuliebe!“

Er versprach's und küßte sie noch einmal beim Abschied im Hausflur. Dann wanderte er nachdenklich auf der Landstraße nach Hause zurück.

Als Lise bei ihrer Verwandten einzog, fand sie Hanne, die sich hier als Magd vermietet hatte. Die Witwe, welche gerade eine Magd brauchte, nahm das Mädchen auf und wußte bald nicht genug Rühmendes von ihr zu erzählen. Hanne sorgte für alles; sie war fleißig und geschickt, und die geringste Freundlichkeit lohnte sie mit so dankbaren Äußerungen, daß sich Lise bald zu dem guten Geschöpf hingezogen fühlte.

Nur wenn auf Konrad die Rede kam, legte sich auf des Mädchens Angesicht eine finstere und unversöhnliche Falte; ja, die Braut erschrak vor dem Ausdruck von Haß, sobald das Ereignis berührt ward, welches jene zum Verlassen des Dienstes gezwungen hatte.

Nachdem Lise in den stillen Räumen ihrer alten Freundin der nachwirkenden Eindrücke des Schreckes Herr geworden war, konnte sie ihr überströmendes Gefühl nicht mehr beherrschen, und unter Thränen der Freude verriet sie der Witwe ihr Geheimnis.

Die Teilnahme der alten Frau war so aufrichtig, daß sich die Braut um so ungezwungener den Ausdrücken ihres Glückes hingab und selbst in die Küche lief, um Hanne die Verlobung anzukündigen.

Und da näherte sich ihr die gute Person und sagte:

„Nehm Se mi mit, Fräul'n, wenn Se heiraten. Ik will niks in de Welt as en gude Herrschaft, un bi Se to deenen — buten int Jägerhus wedder to wahnen — dat wär min höchste Wunsch! Min Fru ward niks dawedder hebb'n.“

* * *

Und nun war auch endlich der Tag gekommen, an dem das junge Paar am Traualtar eingesegnet wurde. Nach beendeter Ceremonie in der Kirche fand bei der alten Frau Vogt das Hochzeitsmahl statt. Im Försterhause war alles vorbereitet, und schon Wochen vorher war Hanne vorausgeeilt, um noch die letzte Hand mit anzulegen.

Als Ernst und Lise nach dem Schmaus und nach dem Abschied von den Hochzeitsgästen ihr Haus betraten, war dieses bis an den Giebel hinauf hell erleuchtet. Hanne hatte in jedes Fenster ein Licht

gestellt; die Thüren waren mit Blumen bekränzt, und so viel Überraschendes bot sich dem Auge der jungen Frau, daß sie, von Glück und Dankbarkeit überwältigt, ihrem Mann an die Brust sank.

An seinem Arm durchwanderte sie die Räume, welche sie in der Zwischenzeit auf sein Geheiß nicht hatte betreten dürfen, und überall sah sie seine sorgende und liebevolle Hand, überall die Erfüllung ihrer geheimen und sehnlichsten Wünsche. Hanne folgte vergnügt, und ihr Gesicht strahlte, als die junge Frau ihr näher trat und dankbar die Hand reichte.

Nachdem noch die Jägerburschen, der Knecht und einige Landleute aus dem nahegelegenen Dorfe ihre Glückwünsche dargebracht hatten, zogen sich die beiden Neuvermählten zurück. Hanne löschte die Lichter in Wohngemach und Flur und schloß die Thüren. Zuletzt verschwand auch das einzige erleuchtete Fenster nach der Gartenseite, hinter dem sich das Schlafgemach des Försters befand, und endlich auch das Licht in Hannes Kammer, die in einem kleinen Anbau, unmittelbar daneben, zur Ruhe gegangen war. Noch einmal bellte der Hund, der wohl durch ein vorüberschleichendes Tier aus dem Schlafe aufgestört war, und dann schien alles in tiefsten Schlaf versenkt.

So vergingen einige Stunden. Schon war's weit über mitternacht, und tiefste Dunkelheit hatte sich über die Erde gelagert. Der beginnende Herbst löste ab und zu einige Blätter von den Bäumen; sie schwebten leise herab. Auch stöhnte es hin und wieder in den Ästen, denn der Lebenssaft der Bäume begann zu vertrocknen.

Da plötzlich ertönte ein harter, kurzer Schlag. — Was war das?

Ein Apfel war vom Äste senkrecht herabgefallen.

Und noch einmal knackte es drüben im Garten, als ob ungeschickte Geister in den Bäumen ihr Wesen trieben.

Ein leiser Luftzug strich vorüber; eine unverschlossene Thür knarrte im Nebengebäude. Im Dachstuhl schien es sich leise zu regen. Mörtel hatte sich unter einer Dachpfanne gelöst und glitt raschelnd vom Dache hinab und dann — in weitem Bogen — auf die Landstraße. Zuletzt flüsterte es noch ein Weilchen in den Wipfeln der Bäume, bis auch dieser Laut erstarb. Stumm lag ringsum die Welt und schlief.

Aber dann schlug plötzlich der Hund mit lautem, kurzem Gebell an. Er knurrte furchtsam, und nach kurzer Pause ward's ein ängstliches Winseln, das jählings verstummte. Schleichende Schritte wurden vernehmbar und näherten sich dem Wohnhause. Eine dunkle Gestalt tauchte auf, ward aber ebenso rasch von der Nacht verschlungen. War's ein Gebilde der Phantasie? Nein, denn die Gestalt stand vor dem Hause, und die Thürklinke ward leise angedrückt.

In diesem Augenblick brüllte einigemal rasch, gleichsam hilferufend, die Kuh im Stall. Nun wich die Gestalt zurück, hockte lauschend im Dunkel und trat erst wieder hervor, als die Umgebung in das alte brütende Schweigen versank.

Die Gestalt — es war ein Mann — begann von neuem an dem Schlosse zu hantieren, jetzt sicherer, wenn auch hastig. Er sah nicht, daß in der nach dem Vorgarten zu gelegenen, im Bau vorspringenden Kammer ein Licht am Fenster erschien; er sah nicht, daß sich jemand erschreckt im Bette aufrichtete und horchte, mit jener Spannung horchte, die Unruhe und Entschlossenheit zugleich verrät.

Der nächtliche Störer klinkte geräuschlos die Thür auf. Eine Blendlaterne beleuchtete auf einen Augenblick sein Gesicht. Es war Konrad Bildt.

Er zog das Schuhzeug von den Füßen und stellte es hinter die angelehnte Thür. Dann öffnete er das Wohnzimmer und schaute umher. Hier stand ein großer Schrank, eines jener alten Möbel, deren halbrunde Pultklappen zurückgeschoben werden können. Er rückte daran. Die Klappe gab ohne Schlüssel nach. Nun stellte Konrad die Laterne in die freigelegte Öffnung und suchte in den Schubladen.

Was war das?

Ward nicht draußen ein schleichender Schritt vernehmbar?

Nein! Thorheit! — Er fand Papiere und Geld, ließ das letztere unbeachtet und nahm jene an sich. Es waren Dienstpapiere und Quittungen, durch deren Fehlen seinem Bruder Verlegenheiten bereitet werden konnten. Er durchsuchte alles und legte nach der Musterung das Nebensächliche sorgfältig wieder an seinen Platz.

Dort war noch ein Fach. — Aber nun hörte er doch ganz deutlich ein Geräusch vor dem Hause, an der Thür. Er horchte gespannt. Er wollte das Pult schließen und vermochte die Hand nicht zu erheben; — er wollte gehen — es saß ihm wie Blei in den Gliedern; — sein Herz schlug so laut, daß — —

Da rasselte plötzlich die Uhr im Uhrgehäuse. Sie schlug zwei helle, rücksichtslose Schläge. Verfluchte Störung! Und jetzt faßte es den Mann zagend, trotz seines Widerstrebens. Mit verhaltenem Atem schaute er unverwandt auf das Fenster. Und immer noch und immer unmöglicher schien es ihm, sich aufzuraffen, weil das Geräusch seiner eigenen Bewegungen ihn mit Furcht und Grauen erfüllte.

Endlich fand er seine Gelassenheit einigermaßen wieder. Er untersuchte unter der Nachwirkung seines klopfenden Herzens, mit schlotternden Knien und zitternden Händen, nochmals ein Fach in dem Pulte. Endlich schob er alles in fliegender Eile an seinen Platz zurück, schlich auf den Zehen durch das Gemach und wollte das Zimmer verlassen. In der Hast aber hatte er die Laternenklappe nicht geschlossen; das schmale Lichtchen verlöschte durch die fiebernde Bewegung seiner Finger. Konrad Bildt war im Dunklen. Verdammt! — Er tappte vorwärts.

Was war das? Er fand keine Thür. — Der Teufel! Während strömender Schweiß seinen Körper bedeckte, machte er Licht. Nun sah er, daß er in der Verwirrung seiner Gedanken den entgegengesetzten Weg zum Ausgang eingeschlagen hatte und — — Aber da raschelte es doch ganz deutlich am Fenster draußen. — Das war keine Täuschung! Er blieb wie angewurzelt stehen. Er lauschte zitternd und schob mit einer unwillkürlichen Bewegung die Laterne unter seinen Rock.

Und nun raschelte und tastete es noch einmal — — Der Atem stockte ihm. Ah bah! Ein Nachtfalter, von dem Licht angezogen, schlug mit den Flügeln gegen die Scheibe. — Weiter war's nichts.

Dann aber ereignete sich etwas, das Konrad Bildt das Blut solchergestalt ans Herz trieb, daß er einen Moment wie gelähmt dastand. Der Schlüssel der Stubenthür ward kurz und schnell umgedreht, und ehe der atemlos Lauschende noch zur Besinnung kam, schlug eine fremde Hand die Außenlade gegen das eine Fenster und nun auch mit schnellem Ungestüm gegen das andere. Und während er vor Furcht, aber auch vor Wut zitterte und erst allmählich der wirklichen, greifbaren Gefahr gegenüber seinen kaltblütigen Trotz wiedergewann, öffnete sich ein kleines, neben der Thür nach dem Flur zu gehendes Fenster; ein Licht wurde sichtbar, und ein Gesicht guckte ihn an, das er kannte.

„Hanne!“ schrie es dumpf aus ihm.

„Ja, ik bünt!“ sagte sie höhnisch. „Na, un wat is nu? Nu sitt de Vagel gefangen un ward morgen fröh as en Dev int Amtsgericht inlevert.“

„Mak de Dör up!“ rief der Mann drohend und trat näher.

„Wenn du blot Mien makst, di to röhren, rop ik de Herr! Ik will em blot nich wecken, wil hüt sin Hochtiddag is.“

Der Mann stöhnte vor Wut; er ballte die Fäuste. Verletzter Stolz, Eifersucht, Rache hatten ihn unter dem Schutz der Nacht in das Haus getrieben; nun sah er sich als „Dieb“ gefaßt und mit gefesselten Armen vor dem Richter stehen.

Noch überlegte er, ob er Gewalt anwenden oder ob er sich in das Unvermeidliche fügen solle. Da kam ihm ein anderer Gedanke.

„Hör, Hanne! Lat mi herut! Ik versprek di, dat ik buten Lann gahn will — morgen — hüt noch. — Ik wär all unner-

wegs," setzte er in verändertem Ton, wie mit sich selbst redend, hinzu, denn es bäumte sich in ihm auf, seiner früheren Magd Rechenschaft zu geben, „wenn ik nich hört har, dat — — de nie Förster mi ok noch min lütt Lise stahlen har."

Er knirschte mit den Zähnen und stampfte mit den Füßen.

„Din Lise!? Min Fru har sik wull bedankt, so'n elennen Minschen to heiraten, as du büst!" rief das Mädchen spöttisch dazwischen.

„Schwieg, Satan!" zischte der Mann mit schlecht verhaltener Wut und wollte gegen sie aufstürmen; aber er besann sich und fragte noch einmal: „Wist du mi herutlaten?"

„Ne! Ik hev di swaren, mi to rächen, as du mi damals as en Veh behannelt hest — un nu hev ik ok en Pligt, en Dev unschädlich to maken. Ik lat di nich herut!"

Der Mann griff an seine Brust, ging ans Pult und legte die entwendeten Papiere an ihren Platz zurück.

„So, nu giv mi frie Bahn! Wat ik söken deh, wär keen Geldwert. — Kunrad Bildt hölt sin Wurt, un wenn't ok gegen en Schlump is, as du büst. — Ik gah morgen buten Lann. Mak de Dör up! Ik sprek nu noch in Guden!"

Der letzte Satz lautete so drohend und er machte eine so verdächtige Bewegung, daß das Mädchen nur mit dem Kopf schüttelte und gespannt hinter der geschlossenen Fensterscheibe auf seine Bewegungen achtete.

Sie sah, daß er die Fenster musterte, dann wieder seinen Blick auf die Thür und auf sie selbst richtete und überlegte, wie und wo er sich gewaltsam einen Ausweg erzwingen könne.

Und nun erlauschte sie, wie er ein kurzes, aber starkes Brecheisen aus dem Rock hervorzog und es in der Hand wog. Sie erkannte die Gefahr, denn seine Kräfte überragten diejenigen gewöhnlicher Menschen. Sie mußte für sich selbst fürchten. Es war dunkle Nacht, und zu der Furcht gesellte sich der Gedanke, daß der Dieb ihr entwischen und ihre Rache nicht gesättigt werden könne. Sie trat zurück und beschloß, eiligst ihren Herrn zu wecken. — Drinnen hörte sie bereits, wie Konrad an dem Fenster arbeitete. Sie wollte gerade forteilen, als eine unheimliche Helle plötzlich durch die Fenster der Hofthür in den Gang fiel.

Eine furchtbare Gewißheit bemächtigte sich ihrer. Es brannte draußen; Konrad hatte auch noch die Scheune oder gar das Haus angesteckt! Und daß dieses Rachewerk gelungen, begriff auch der nächtliche Verbrecher, als ihr Schrei zu ihm hineindrang. Mit beiden Fäusten schlug er das Fensterglas ein, riß die unteren Rahmen nach innen aus den Fugen und klemmte das Eisen zwischen die freigewordenen Laden. Schon glaubte er draußen Menschenstimmen und Geschrei zu vernehmen; nur wenige Augenblicke waren ihm noch gegeben. — Er arbeitete mit übermenschlicher Gewalt gegen die hölzernen Pforten, die seine Flucht hemmten. Allein vergebens; sie saßen fest wie Eisen. Endlich kletterte er empor, hielt sich fest, erhob den Fuß und schlug wie mit einem Hammer gegen das Holzgefüge. Da endlich gab der Außenriegel krachend nach, und klatschend schlug die eine Hälfte gegen die äußere Mauer.

Jählings, atemlos, aber behende wie ein Tier schwang sich der Dieb hinaus. Er war frei!

Rauch und starker Brandgeruch erfüllten bereits die Luft; er hörte das Geräusch knisternder Flammen und das Herabrascheln von Ziegeln und Steinen in der brennenden Scheune. Ein gräßlicher Wirrwarr schlug an sein Ohr, und daneben vernahm er seine eigenen eiligen Schritte in dem dunklen Walde, den er wie ein fliehender Hirsch durcheilte.

* * *

Vierzehn Tage nach dieser für die Bewohner des Forsthauses entsetzlichen Nacht waren vorüber, und noch immer lag Lise krank danieder.

Das Schicksal erscheint häufig wie ein von thörichten Launen beherrschtes Kind. Voll berechtigter Hoffnungen auf Glück war die junge Frau in den Ehestand getreten; unfaßbar schien ihr anfänglich so viel Gnade des Himmels nach jahrelangem stillen Hoffen, und schon am ersten Tage ward die Ruhe ihrer Seele vernichtet.

Als Ernst Bildt und seine Frau, von Geräusch und Lichtschein erweckt, in jener Nacht ins Freie eilen wollten, stürzte ihnen Hanne, sprachlos vor Aufregung, entgegen.

„De Schün brennt! — Ik weet, wer't wesen is!" brachte sie endlich hervor und fiel gegen die Mauerwand.

Zum Glück eilte der Förster schon bei den ersten Worten hinaus. In Lise aber stieg bei Hannes bestimmt ausgesprochener Beschuldigung eine furchtbare Ahnung auf, und mit einer unwillkürlichen Bewegung drückte sie dem Mädchen die Hand auf die Lippen. In fliegender Hast erzählte nun diese alles, was sich ereignet hatte, und mit einer fast unnatürlichen Ruhe hörte Lise zu und gebot nach beendetem Bericht Verschwiegenheit.

„De Herr schall ok niks weeten?" schaltete das Mädchen betroffen ein.

„Du heſt mi lev un du büst mi tru, Hanne!" drängte Lise hastig, ohne die Frage des Mädchens zu beachten.

Hanne nickte.

In diesem Augenblick schlug das rasselnde Geräusch eines einstürzenden Daches an das Ohr der Frauen und verschlang für eine Sekunde jeden anderen Gedanken. Aber auch jetzt verließ Lise die Besonnenheit nicht. Es galt, rasch und bestimmt zu handeln!

„Swör mi, dat du keen Minsch vertellst, wat du in düsse Nacht sehn hest, Hanne!" hastete es aus ihr. „Verget nich, dat Kunrad Bildt min Anverwandte is, un wat em bevorsteiht, wenn he entdeckt ward."

Einen Augenblick zögerte das Mädchen. Ihr Haß und ihre solchen hochherzigen Gefühlsregungen völlig fremde Auffassung ließen sie zaudern. Aber Lises flehender Blick traf sie, und sie reichte der jungen Frau zur Bestätigung ihrer Verschwiegenheit die Hand. Dann eilten beide hinaus.

Die ganze Nacht stand das geängstigte Weib an der Seite ihres Mannes und leistete Hilfe. Gegen morgen aber brach sie zusammen, und ein böses Fieber warf sie nieder. Mehr noch als der Schrecken der Brandnacht hatte die unnatürliche Verheimlichung auf die junge Frau gewirkt. Wiederholt kämpfte sie mit sich, ob sie Ernst verraten solle, was sie wußte. Es schien so selbstverständlich, aber sie erstickte den letzten Zweifel, weil sie den Charakter der Bildts kannte. Sie sah, wenn sie ihr Schweigen brach, sicher das Unheil kommen, dem sie seit Jahren mit einer bewunderungswürdigen Klugheit und Besonnenheit zu begegnen bemüht gewesen war. So drängte sie denn alles gewaltsam in ihr Inneres zurück.

Der Förster hatte der Behörde sogleich Anzeige erstattet. Die zerbrochenen Fenster bewiesen einen gewaltsamen Einbruch. Dadurch ward auch die Brandstiftung zweifellos.

Schon in jener Nacht ward Ernst Bildt von argwöhnischen Regungen beherrscht, und seine Gedanken beschäftigten sich mit seinem Bruder, aber Lise wußte ihm seinen Verdacht auszureden. Sie sah die drohende Falte zwischen den Augenbrauen ihres Mannes, als seine Vermutungen sich zur Gewißheit erheben wollten, und diese Falte fürchtete sie, denn sie war allen Bildts gemeinsam. Wenn solcher Zornreflex auf des verstorbenen Großvaters Angesicht erschien, blieben alle sonst so streng befolgten Vorschriften ruhiger Besonnenheit unbeachtet. Da gab's keinen Hinweis auf das Vernünftige. Die Bildts hatten rasches, leidenschaftliches Blut; — sie ahndeten, sie rächten, sie straften selbst.

Und nicht anders war Ernst, wenn die Wirkungen von Lüge, Bosheit und Laster, wenn menschliche Gemeinheit seine Empörung erregten. In dieser kannte seine Leidenschaft keine Grenzen, und er hätte eher Gut, Ehre und Blut verlieren als ein berechtigtes Rachegefühl unterdrücken können.

Zum Glück lenkte Lises Krankheit Ernst Bildts Argwohn ab. Er hatte kaum einen anderen Gedanken als den, sein zärtlich geliebtes Weib wieder gesund zu sehen. Jede Stunde, die ihm dazu freie Zeit ließ, saß er an ihrem Bett. — Welch ein Tag, da sie zum erstenmal wieder aufstand und als Wiedergenesende ihren Pflichten nachgehen konnte! Nun war alles übrige in Ernst Bildts Augen nebensächlich und bedeutungslos.

* * *

Eine Viertelmeile nördlich vom Försterhause entfernt und reichlich anderthalb Stunden von der südlich gelegenen Stadt breitete sich ein großes Dorf aus, welches durch eine Au von der diesseitigen Landschaft getrennt ward. Hart an dieser auf einer Anhöhe, von Waldungen umgeben, lag ein Wirtshaus, das eine in der Gegend nicht eben gut beleumdete Städterin von ihrem verstorbenen Manne, dem „Fährwirt", geerbt hatte. Auch die Gerechtsame, einen Dreier für die Überfahrt über die Au erheben zu dürfen, war stillschweigend auf sie übergegangen.

Wie ein Mannweib saß Lidde Hölsch in der Wirtsstube und stemmte die Faust auf den Tisch. Ihre Gesichtsfarbe war dunkel; ihre tiefen Augen funkelten, ihr spärliches, aber zigeunerschwarzes Haar war glatt an die Stirn gekämmt, und sie besaß jene gleichsam nachlässig aufgebaute Fülle des Körpers, welche den Männern so leicht gefährlich ist. Und Lidde Hölsch war sich ihrer Schönheit und ihrer Gewalt über die Männer bewußt. Sie flößte ihrer Umgebung Respekt ein, schon weil sie eine eisenfeste Gesundheit besaß und die schwerste Arbeit spielend verrichtete. Mitunter tanzte sie die ganze Nacht drüben im Krug und kam erst in der Morgenfrühe mit ihrem selbst nach stärksten Erregungen bleichen Gesicht nach Hause. Dann ging sie nicht wie andere ins Bett, sondern wirtschaftete ohne eine Spur von Ermüdung im Hause, und wenn's ihr gerade in der Kehle saß, sang sie mit ihrer hellen und gut geschulten Stimme die Vögel wach.

Nun — als Witwe — zog es sie eigentlich wieder in die Stadt; oft ging sie schon mit dem Plan um, das Fährhaus in Afterpacht zu geben. Aber Lidde stand mit ihrer Klugheit unter dem richtigen Eindruck, sie könne einmal ganz herausgedrängt werden, wenn sie zu viel von sich reden mache. Gesetzlich durfte die Fähre nur an einen Mann vergeben werden. Seit Menschengedenken war's so. So wartete sie lieber die Zeit ab. Vielleicht heiratete sie einmal wieder; dann war alles nach ihren Wünschen.

Eines Tages — kurz nach Lises Wiedergenesung — saß die Fährwirtin bei beginnender Dämmerung allein im Wirtshaus und legte sich die Karten. Da ward leise ans Fenster gepocht, und sie erhob sich eilfertig und öffnete die Hinterthür.

Ein Mann erschien, und sie zog ihn in ein kleines Nebengemach, das neben der Wirtsstube lag. Er machte es sich bequem, zog den Rock aus und ließ sich nieder.

Eine Weile zischelten beide versteckt miteinander; endlich forderte er zu trinken, und sie ging, um ihm das Verlangte zu holen.

Einmal fuhr ein Wagen vor, und die Frau schwatzte und lachte überlaut in der Gaststube; einigemal ertönte das „Hal över", und sie lief selbst an die Fähre. — Endlich ward's dunkel. Von drüben leuchteten die Lichter aus dem langgestreckten Dorfe herüber. Hinter dem Wirtshause lag düster, schweigsam, heute gleichsam finster grollend, der sich meilenweit hinstreckende Wald.

Jetzt schloß die Frau die Hausthür, sandte das Mädchen ins Bett und begab sich zu dem Gast, der ein dampfendes Glas Grog vor sich hatte und langsam aus seiner kurzen Jagdpfeife rauchte.

„Kumm, Lidde!" sagte er, sah ihr zudringlich ins Gesicht und zog sie an sich. „Wi möt to Enn," fuhr er fort, als sie stumm neben ihm stand. „Wi möt to Enn. Ich kann hier nich länger bliewen! — Wist du mit mi gahn? Hüt mut ik Bescheed hebben."

„Nich anners, as ik seggt hev!" erwiderte sie, wich zurück, wehrte seiner aufdringlichen Zärtlichkeit und machte sich teilnamlos im Zimmer zu schaffen.

Konrad Bildt — denn er war es — fuhr zornig auf.

„Woans is dat möglich —? Hier!? Nimm doch Vernunft an. Du schast ja min Fru warn, Lidde. Wi laten uns truen, wenn wi övert Water sünd."

„Ik hev't ja gud hier. — Wat is buten?" gab sie kalt, gleichgültig zurück und ohne Rede zu stehen. „Ik will di heiraten — abers ik will hier bliewen — int Land bliewen. Meinswegen en grote Stadt — Hamborg — abers —"

„Ik hev di lev, Lidde, giv mi min Will!"

Ein fast schöner Ausdruck trat auf Konrads Gesicht bei dieser Beteuerung. Aber das Weib zuckte ungeduldig die Achseln und starrte zerstreut vor sich hin.

„Lidde!"

Keine Antwort.

„Lidde! — Ik hev noch en paar dusend Mark. Kumm mit mi. — Wie fang'n en Geschäft an. — Hest du gar niks vör mi över?"

Bei dem Gelde zuckte es sinnlich in dem Gesicht der Frau auf. Sie näherte sich dem Sprechenden und ließ ihm ihre Hand. Auch setzte sie sich, Konrads Aufforderung folgend, auf seinen Schoß und spielte mit einer stählernen Kette, die ihm von der Weste herabhing.

„Hest hört," sagte sie plötzlich, „dat fieshunnert Mark utsett sünd?"

„Wat denn?"

„Na! wem de Brandstifter int Försterhus nahwiesen kann."

Konrad sah rasch und forschend in des Weibes Auge, aber sie blickte arglos und freundlich, und ihre Hand strich über seine Wangen.

„Hest du nich en beten Geld? Morgen is de letzte Dag — ik schall de Stür betalen," schmeichelte sie.

Ein argwöhnischer Zug legte sich auf Konrads Gesicht; zugleich schüttelte er verneinend den Kopf.

„Ik bruk fieshunnert Mark! De sülvige Summ, de se up de Brandstifter utsett hebben," sagte die Frau in einem kalten, nicht mißzuverstehenden Ton.

„Lidde!" schrie der Mann und sprang auf.

In demselben Augenblick ertönte ein lautes Klopfen an der Thür, und das gewohnte „Hal över, hal över" klang schreckhaft durch die Nacht.

Konrad ergriff seine Flinte mit der einen Hand, und mit der anderen preßte er der Wirtin Arm.

„Wenn du!! — Dat geiht di ant Leben!"

„Wat is, wat is? Lat mi!" rief das üppige Weib und riß sich zornig und drohend von dem Manne los. Im nächsten Augenblick war sie aus dem Zimmer verschwunden, und Konrad hörte sie durch die Wirtsstube eilen. Er ergriff die Lampe und folgte ihr.

„Wem?" hörte er sagen. Zugleich traten zwei Personen über den Flur.

Er wollte schon zurückweichen, da vernahm er eine bekannte Stimme, eine Frauenstimme, bei deren Klang sein Herz erbebte.

Und nun erschien eine weibliche Gestalt — es war Lise Bildt.

„Lise!?" schrie Konrad und faßte sich mit der Hand an den Tisch.

Die junge Frau war bleich wie der Tod. Noch lagen die Spuren der Krankheit auf ihrer Stirn.

„Ik will, ik mut — di spreken! — Du büst in höchste Gefahr! — Ik kam, di to warnen."

Sie sprach das Wort zögernd, leise, zitternd.

Konrad Bildt hatte nach seiner That die Absicht gehabt, sofort die Gegend zu verlassen, blieb aber, da Lidde ihm mitgeteilt hatte, daß im Försterhause sein Name als vermutlicher Thäter nicht einmal genannt sei. — Anfänglich schien's ihm undenkbar; zuletzt nahm er an, daß Hanne geschwiegen habe, weil sie seine Rache fürchtete. Aber sein Bleiben schien ihm doch mehr als gefährlich, und nur

die Leidenschaft, welche die Wirtin ihm neuerdings eingeflößt hatte und die sie aus Habsucht, nicht aus Liebe nährte, hatte ihn von Tag zu Tag zurückgehalten.

Er war deshalb nur überrascht, daß gerade Lise ihm die warnende Mitteilung machte. Sie wußte also alles und hatte doch geschwiegen! Das Gefühl seiner alten zärtlichen, jetzt mit Rührung vermischten Liebe stieg brennend in ihm auf. Welch ein Wesen! Selbst unter solchen Verhältnissen bewahrte sie ihre hochherzige Gesinnung! Sie kam, um ihn vor naher Gefahr zu warnen!

„Du geihst, Kunrad!“ drängte das junge Weib, als er unter solchen sich überstürzenden Empfindungen nicht gleich antwortete.

Libde stand an den Thürpfosten gelehnt und beobachtete beide. Es glitt ein häßlicher Zug über ihr Gesicht, als sie sich näherten und als Konrad die Hand seiner Schwägerin faßte. Sie hatte erwogen, ob sie sich den Angeberlohn verdienen solle. Nun entging ihr ein Geldvorteil auch im kleinen Umfange. Alles stand in Frage. Konrad mußte sogleich fliehen, morgen — heute noch! — Unter keinen Umständen wollte sie ihn begleiten! Das stand fest bei ihr. Sie marterte sich, ob und wie sie jetzt noch etwas von ihm erreichen könne.

Als die beiden Verwandten noch immer leise und hastig miteinander zischelten, wandte sich Libde in das kleine Gemach, entzündete Licht und räumte auf. Die Flinte hatte Konrad an sich genommen, aber neben dem entleerten Glase lag die Pfeife und ein Tabaksbeutel, und an der Wand hing sein Rock. Ah! sein Rock! Schnell griff sie hinein, tastete, fand eine Brieftasche und nahm sie gelassen an sich.

Nach einer Weile erschien Konrad und weckte die Fährwirtin, die, sich schlafend stellend, in einen Stuhl sich niedergelassen hatte. — Er teilte ihr hastig mit, daß er seine Schwägerin durch den Wald zurückgeleiten wolle und bald zurückkehren werde. Dann fügte er noch einige versöhnende Worte hinzu und eilte fort.

Auch Lise erschien noch einmal in der Thür, reichte der Witwe die Hand und dankte ihr für alles, was sie an Konrad gethan habe. Es ward ihr schwer, denn ihre reine Natur fühlte sich von dem leichtsinnigen und berechnenden Wesen des Weibes abgestoßen.

Die Schritte verklangen, und Libde war allein. Hastig, zitternd öffnete sie die Geldtasche und prüfte deren Inhalt. Es befanden sich fünftausend Mark darin.

Rasch entzündete sie ein Feuer, verbrannte im Ofen die Tasche mit sämtlichen Papieren und versteckte das Geld hinter dem Schenktisch in der Wirtsstube.

* * *

Erst in tiefster Nacht schlich sich Konrad an das Fährhaus zurück und klinkte die offenstehende Thür auf. Wie ein sanfter und versöhnender Engel war Lise neben ihm dahingeschritten und wie ein geläuterter Mensch nahm er von ihr Abschied. Zuerst erklärte sie ihm nochmals ihr Kommen. Hanne — von Neugierde und Sorge für ihre Herrin zugleich getrieben — hatte Konrad nachgespürt und ihn eines Abends in das Fährhaus schleichen sehen. Nun drängte es Lise, ihn gleich zu warnen, aber sie fand erst den Mut, nachdem seit gestern auch fremde Stimmen laut geworden, die Konrad als Thäter bezeichnet hatten.

Sie beschwor ihn, seinen unstäten Lebenswandel aufzugeben und seine Rachegedanken gegen Ernst zu begraben. Sie erinnerte ihn daran, daß er sie einst geliebt habe, und forderte aus dieser Liebe ein heiliges Versprechen zur Umkehr. Milde beurteilte sie seine Fehler und gab ihm Vertrauen und Lebensmut zurück, indem sie seine guten Eigenschaften hervorhob und diese mit liebenswürdiger Berechnung vergrößerte. Ja, sie sagte ihm, daß ihre Gefühle für ihn nicht erloschen seien, obgleich er Ernst und sie in thörichter Verblendung habe vernichten wollen.

Sie malte ihm sein künftiges Leben aus, gab ihm Ratschläge und ließ gute Hoff-

nungen vor ihm aufsteigen. Einst — später — werde er zurückkehren und als ein besserer Mensch wieder in den Kreis seiner Verwandten zurücktreten. — Endlich erinnerte sie ihn an seinen ehrwürdigen Vater und — warnte ihn vor der Fährwirtin.

Wie das mächtige und erlösende Wort eines Predigers trafen ihre Mahnungen und Tröstungen sein Ohr. Sie litt es, daß er sie beim Abschied küßte, und er schwur ihr, sogleich die Gegend zu verlassen und ein neues Leben zu beginnen.

Als sie den Waldesrand erreichten und in die Nähe des Försterhauses gelangten, vernahmen sie lautes Sprechen und Pferdegetrappel. Ernst, der zur Stadt gefahren war, mußte eben zurückgekehrt sein. Nun schlüpfte das junge liebe Geschöpf mit eiligem Händedruck von ihm fort.

* *
*

Lidde lag auf dem Sofa in der Wirtsstube und schlief.

Als Konrad sie weckte, drehte sie sich, mürrische und unverständliche Worte murmelnd, um. Es schien, daß ein fester Traum sie umfangen hielt.

„Mak mi noch snell en Glas Grog torech," drängte Konrad und schüttelte sie. „Jk will glik in de Wald, min Saken packen un Gelegenheit söken, astoreisen."

Gleich nach den ersten Ereignissen im vergangenen Jahre hatte sich Konrad im Walde einen früher von Wilddieben benutzten Schlupfwinkel aufgesucht, von dem er, sobald ihn seine Eifersucht und sein Rachegefühl in die Heimat zurücktrieben, seine Beobachtungen anstellte. Bei Nacht pflegte er sich hier ausnahmslos zurückzuziehen. So kam und ging er häufig, ohne daß jemand seiner gewahr wurde.

„Ne, ne, ik will slapen! Ni. noch Grog maken!" rief die Frau, mühsam munter werdend. „De ganse Nacht hev ik mi all um de Ohrn slagn. Gah nu man af, un wenn wat Gudes is —"

„Na, denn lücht mal, ik hev noch min Övertrekker in de Stuv," gab Konrad, der das ungleiche Wesen der Wirtin kannte, nach.

Aber sie rührte sich nicht, wandte sich um und schlief scheinbar sogleich wieder ein. So ließ er sie denn, ging nebenan und suchte seine Sachen zusammen.

Mit verhaltenem Atem lauschte die Frau, wie sich alles abwickeln werde. Ihr Herz pochte; — eine plötzliche, sonst unbekannte Furcht — fast Grausen packte sie. Schon bereute sie den Diebstahl.

„Hier sünd fiefhunnert Mark, Lidde. Kunrad Bildt is keen undankbare Minsch, wenn he ok veel up sin Gewissen hett," hob der Mann zurücktretend an und trat der Frau in der Dunkelheit näher. Sie hörte, daß er an seine Taschen klopfte, daß er suchte. Auch sagte er noch: „Na, leo wul, Lidde, wi sehn uns nich wedder. Mag't denn sin —" Aber dann schrie er plötzlich auf: „Min Breotasch is weg! — Wo is min Tasch, Lidde Hölsch!?"

Sie richtete sich empor und wischte sich die Augen. „Wat denn? Wat denn? — En Tasch? Jk weet vun niks."

Aber in demselben Augenblick packte Konrad Bildt das Weib und schrie: „So wahr Gott levt, du bliofst hier dod an de Platz, wenn du mi de Tasch —"

„Lat mi, lat mi, Kunrad Bildt!" kreischte das Weib und rang mit dem Förster. „Jk hev keen Geldtasch! Jk weet niks vun Geld! Wenn du wat mitbröcht hest, mut't ol da sin! Lat mi, oder ik rop um Hülp!"

Aber Konrad griff ihr an die Gurgel und würgte sie. Sein heißer Atem ging über ihr Gesicht. Tausend Gedanken wirbelten durch des Weibes Gehirn. Es ging ans Leben! — Was sollte sie thun? Sie stöhnte, sie ächzte, aber sie vermochte nicht zu sprechen.

Da kam Konrad Bildt, der einen Augenblick zweifelhaft wurde, ein anderer Gedanke. Er ließ seine Hand von ihr herabgleiten und flüsterte leise:

„Jk wull di friwillig fiefhunnert Mark geb'n. — Jk gäv di dusend Mark, wenn du mi de Tasch wedder —"

Schon war die Frau im Begriff ge-

wesen, alles zu gestehen, aber als seine Hand von ihr abglitt, glaubte sie, das Spiel gewonnen zu haben.

„Noch eenmal! Ik weet niks vun Geld!" schrie sie, tastete sich durch die Stube und verschwand auf dem Flur, bevor Konrad es hindern konnte.

Er stürzte hinter ihr her. Wenn sie ihm entwischte, war alles verloren. Sie würde sicher seine Angeberin nach diesem Zwischenfall sein! Nicht nur sein Geld war verloren, auch seine Freiheit stand auf dem Spiel!

Er hörte, wie sie zur Au hinablief. Ihre Absicht war klar. Wenn sie sich mit dem Boote hinüberzog, war er von ihr abgeschnitten. Sie war dann gerettet — und er verloren. In mächtigen Sprüngen raste er hinter ihr her den Abhang hinab. Das Rasseln der losgelösten Kahnkette schlug bereits an sein Ohr — Teufel! — jetzt galt's! — Es handelte sich um Sekunden.

Schon faßte sie die Leine. Schon bewegte sich das Fahrzeug. Da sprang Konrad Bildt auf gut Glück mit einem mächtigen Sprunge zu ihr hinein. Das Boot schwankte — das Wasser schlug hinein. Aber er achtete keiner Gefahr und faßte sie abermals.

„Ton letztenmal!" brüllte er. „Wist du mi de Tasch herutgebn — hürst —?"

Das todesgeängstigte Weib fühlte, daß sie das Spiel verloren habe. Sie wollte alles gestehen. Aber unter seiner eisernen Umarmung verging ihr der Atem; die Sprache versagte ihr.

„Na, denn —" schrie er und packte sie um den Leib.

„Lat mi, lat mi! Ik will di allens —" stöhnte Libde.

Aber schon war es zu spät. Das Boot neigte sich zur Seite, und beide stürzten kopfüber in die Tiefe.

Im Fallen umkrallte sie seinen Hals, und nur mit der furchtbarsten Anstrengung gelang es Konrad Bildt, sich Oberwasser zu verschaffen und an das Ufer zurückzuschwimmen.

Von Libde sah er nichts mehr.

Nun eilte er ins Haus, machte Licht und durchsuchte jedes Möbel, jede Schublade, jeden Winkel, jede Ecke. Auch in ihr Schlafzimmer drang er. — Nichts!

Zeitweilig war es ihm, als ob sie selbst kreidebleich und mit gräßlichen, entstellten Augen hinter ihm stehe und ihn umkrallen werde.

Schon wollte er — halb im Grausen, halb infolge des erfolglosen Suchens — das Haus verlassen, als ihm noch der Schenktisch einfiel. Es war der einzige Gegenstand, den er bisher nicht abgerückt hatte.

Ha — am Ende hatte sie die Tasche zu sich gesteckt — fünftausend Mark schwammen mit der Leiche im Wasser. Was raste nicht alles durch seine Sinne! — Dennoch rückte und schob er, bis sich die staubige Hinterwand vor ihm aufthat.

Er leuchtete. — Nichts! — keine Tasche — nur altes Papier, das er mit dem Fuße auseinander stieß.

Aber was war das? — Er hob mit zitternden Händen empor, was sich ihm zeigte. — Da waren die fünftausend Mark — entsetzliche Last wich von seiner Seele — seine fünftausend Mark unversehrt!

Nun ergriff er seine Flinte, that noch rasch einen Schluck aus der Rumflasche und eilte wie auf Sturmes Flügeln durch den Wald davon.

Nach dem Wasser wagte er keinen Blick hinüberzuwerfen. — Es war auch gut — denn auf der Au schwamm ein toter Körper, und der gerade aufsteigende Mond beleuchtete das grauenhafte Bild.

* * *

Der folgende Tag war ein rauher Herbsttag. Der Abend hatte seinem Kommen eine unheimliche Dämmerung vorausgesandt, und zwischen den Bäumen am Fuchsloch huschten nebelhafte Dünste. Die rötlichen Himmelsflocken waren hinter dem Tannenabhang lange verschwunden. Eine bleigraue Wand bäumte sich am Horizont auf, und es schien, als ob die

zusammengeballten Wolkenberge Unerwartetes verbargen, das plötzlich hervorbrechen werde.

Aber noch waren die Dinge auf der Erde sichtbar und noch deutete heimliches Rascheln, ein plötzliches Knacken, ein Ächzen in den Bäumen und ein Huschen von Lebendigem durch die Blätterschichten auf waches Leben.

Und nun senkt sich der Abend allmählich; Ruhe und Grauen liegt in den Schluchten. Die Föhren am Abhange strecken ihre breiten, rauhen Arme hinaus, als ob sie die Finsternis anlocken wollten. Unter ihnen saugt das Nadelbett die Tropfen des Abendnebels auf, und das Geräusch des Herabfallens einzelner, von den Zweigen gleitender dunkler Wasserdiamanten verstärkt die unheimlich majestätische Stille dieser Waldpartie.

Nun ruht alles im Dunkel. Um mitternacht aber erscheint der Mond am Himmel, und plötzlich fliehen die Wolken, wie mit Sturmbesen vom Himmel gejagt. Es scheint in den meilenhohen Höhen ein peitschender Orkan die Wolkenberge zu durchwühlen und der Einzug von Schrecken und Gewalt sich vorzubereiten. Die Wolkenmassen am Himmel, von dem hervorgebrochenen Monde elektrisch hell beleuchtet, zeigen ihre scharfen Begrenzungen, als ob sie feste, unbewegliche Burgen wären, und diese Gegensätze von starrer Ruhe und rastloser, eilender Unruhe verschärfen das düstere Gemälde, auf dem das Auge wie gebannt ruht.

Jetzt fällt das Mondlicht auf das verlassene Häuschen am Fuchsbau. Es liegt in dem Walde versteckt, mit freiem Blick nur nach einer tiefen Schlucht, die es gleich einem Laufgraben umzieht. — Ein Asyl ist's für heimliche Flucht, ein Schlupfwinkel des Verbrechers! Die Verwilderung zeigt sich in den ziellos und träg herabfallenden Schlinggewächsen, die die blinden Scheiben noch mehr verfinstern. Ein freigelassenes Fensterchen hängt lose in der Bleifassung, die wie Silber glänzt. Denn nun scheint das Mondlicht den Schreckensort taghell beleuchten zu wollen. Einige Fensterladen sind geschlossen; eine hängt, von einem gelegentlichen Herbststurm in polternder Nacht herabgerissen und aus den Angeln gehakt — wie ein Wegweiser aus dem Geheimnis des Inneren — mit scharfer Ecke in die Herbstnacht hinaus. Seitwärts ragt eine volle Blutbuche empor, in deren Gebüsch das Dunkel lauert.

Ein Hund schlägt in dem verlassenen Hause an und unterbricht die geisterhafte Nachteinsamkeit. Der Mond, wie verscheucht, versteckt sich hinter die Wolken; nur die Schlucht ist heller beleuchtet. Das Haus, seine Umgebung versinkt wieder in Dunkelheit. Schritte werden vernehmbar, die keine Furcht zu kennen scheinen, und aus dem Herbstwalddickicht schreitet ein Mann, der sich dem Hause nähert.

Er öffnet mit einem eigentümlichen Druck die Thür, beschwichtigt mit rauhen Worten den aufspringenden Hund; man hört noch Geräusch, sieht durch das blinde Fensterchen einen Lichtstreif — und dann ruht alles wieder in Einsamkeit. So brütet die Nacht einige Zeit, bis es allmählich in den Kronen der Bäume zu flüstern, dann zu rauschen und endlich zu sausen beginnt. Aus dem Sausen entsteht ein Geheul des Windes; die längst verhaltene Wasserkraft schüttet ihre Ströme herab und fährt rasselnd und triefend durch die Blätter. Hier kracht es, dort bricht es. Es neigen sich in unfreiwilliger Schwankung die Baumwipfel und rauschen zurück. Von den Stämmen rieselt das Wasser, die Quellen beginnen zu strömen, die Pilze baden sich in aufsteigendem Dunst. Und nun beginnt ein Sausen und Ächzen, ein Rauschen und Streichen, ein Toben und Poltern in der aufgeregten Natur, als ob ein Erdbeben im Anzuge wäre. Dann plötzlich aber — wie vor einem neuen Anlauf — steht der Wind in der Höhe wie gebannt. In der Natur zittert es vernehmbar, und hastig pulsiert es in allem Lebenden, gleichsam als Nachwirkung eines furchtbaren, aber glücklich abgewendeten Unheils, bis dann plötzlich eine Windsbraut über Höhen

und Wälder, durch Schluchten und Thäler fährt und so verwüstend durch die bereits zum Tode erschöpfte Natur rast, daß der Widerstand aufhört.

Und nun heult der Hund in dem Fuchslochhäuschen, und jene Fensterlade, die, hin und her geschleudert, einen wahrhaft geisterhaften Höllenlärm getrieben hat, fällt krachend aus den Angeln. Das ganze Häuschen erbebt in seinen Grundfesten, und der Schläfer Konrad Bildt fährt entsetzt empor und sitzt aufrecht im Bette. Das Dach scheint abgehoben und wieder aufgestülpt zu werden, und jetzt — o Grausen! — schlägt ein Riesenarm der Blutbuche auf das Dach, und in einem Nu setzen Wind und Wasser, wie auf der Lauer liegend, nach und stürzen sich in die Öffnung.

Von der Gefahr emporgeschreckt, enteilt der Mann, dem das Tier zitternd folgt, dem Gemach und flüchtet in den Keller, der in einen kurzen, verdeckten Diebsweg nach der Schlucht ausmündet.

Aber horch! Gegen die Thür, die den Gang versperrt, rauschen die Wellen; schon sickern die drängenden, neugierigen Fluten durch die Ritzen, und — sinkt das Haus in dem Kampfe zusammen — dann werden auch sie hier unrettbar begraben! Also wieder empor! Die Treppe hinauf! Das Tier hinter dem Flüchtigen, ängstlich wimmernd, die Katastrophe in ihrer Entsetzlichkeit begreifend!

Und just in diesem Augenblick rollt auch der Donner, und es hebt der Sturm, der sich von unten Raum gemacht hat, das Dach wirklich ab, und wie bei einem Feuerbrande rasseln die Schindeln in die Tiefe, und Stroh und Unrat aus dem Dachraum wirbeln auf und fliegen empor, während die Stützbalken knacken und ächzen.

Durch die Steinruine sickert das Wasser geschäftig; dazwischen ertönt das Kreischen der Geister, die den gestürzten Dachstuhl umjagen.

Von Entsetzen erfaßt, eilt Konrad Bildt, der die Reisegelegenheit am Tage versäumt hat, aber nun gerade am Frühmorgen die Gegend verlassen will, durch den Flur ins Freie, und schon macht er einige Schritte, um unter dem nahen Tannengehölz anderen Schutz zu suchen, als plötzlich unter furchtbarem Geknatter ein Blitz herabfährt, in rasendem Zickzack die Luft durchschneidet und den Mann buchstäblich niederschlägt.

* * *

Nach einigen Tagen fand man — durch den Hund auf die Spuren geleitet — Konrad Bildt vom Blitz erschlagen am Fuchsloch. Ein doppelt schreckliches Bild an diesem gänzlich verlassenen Ort und in dieser gräßlichen Verwüstung.

Man brachte den Entseelten in das Haus Ernst Bildts, der schaudernd das entstellte Gesicht seines Bruders betrachtete. Ein Brandstifter! — Auch ein — Mörder?

Entsetzt wandte er sich ab. Lise aber bettete Konrad in eine stille Kammer des Hauses, übte mit sanfter Trauer alle Pflichten gegen den Toten und zog endlich ihren Mann noch einmal an das Lager seines Bruders. Beide knieten nieder und falteten die Hände.

Lise aber murmelte, ihres geliebten Ernst Hand fassend und zum Himmel emporschauend:

Der du, von reinen Geistern umgeben,
Niederblickst auf das sündige Leben,
Erbarme dich unser!
Schwachheit ist des Menschen Los,
Deine Gnad ist grenzenlos,
Dein Erbarmen unermeßlich.
Zeig uns, Vater, deine Huld
In dem armen Leben!
Und vergieb uns unsre Schuld,
So wie wir vergeben!





Ludwig von Holberg.

Ein dänisches Dichterjubiläum.

Von

Albert Lindner.

Wieder ist jetzt der Name des großen dänischen Dichters auf aller Lippen. Er war in Deutschland bereits halb und halb in Vergessenheit geraten, weil sein komischer Stil, zwar seiner Zeit auf die dänische und deutsche Litteratur von ungeheurem Einfluß, doch seit zwanzig Jahren infolge der Herrschaft der modernen, besonders der französischen Komödie anfing, als veraltet und verzopft zu gelten. Man hatte sich gewöhnt, hier wie dort, ihn nur als litterarhistorisches Objekt zu denken, so daß von seiner Bedeutung nur noch die Gebildeten unter den Nationen und vielleicht auch die ältesten Geschlechter der Schauspielerwelt wußten. Da brachte im letzten Februar der dänische Kultusminister beim Folkething den Antrag ein, daß für nächstes Jahr zu einer würdigen Feier des zweihundertjährigen Geburtstages im Königlichen Theater zu Kopenhagen die Summe von 75000 dänischen Kronenthalern bewilligt werde. Auf diese Anregung hin trat ein Komitee zusammen und entwarf ein Festprogramm. Es wirft dies alles auf Dänemarks politische Stellung ein charakteristisches Licht. In einem der führenden Großstaaten hätte man nicht die Zeit und die Sammlung, sich auf Kulturinteressen litterarischer Art zu besinnen und so liebevoll sie zu hegen. Dänemark dagegen ruht seit zwanzig Jahren politisch aus, und die Interessen seiner Bevölkerung werden bei weitem nicht so sehr von militärischen, socialen und diplomatischen Beziehungen alteriert wie in Deutschland, Frankreich oder Rußland. Daher ist es begreiflich, daß, wenn ein dänischer Kultusminister die Initiative zu einem Poetenfest ergreift, ihm die Sympathien der ganzen Nation viel ungeteilter sicher sind als in führenden Großstaaten. Ein solches Fest ist vielmehr nur eine Sache am häuslichen Herd; aber anderen civilisierten Völkern, vor allen uns Deutschen, steht es sehr wohl an, unser Interesse an dem Fest des großen Dichters in Schrift und Rede zu bethätigen, weil wir doch nun einmal als die ersten Vermittler und „redlichen Makler“ der Weltlitteratur bekannt sind.

Das Programm jenes Komitees, soweit es bisher festgestellt ist, lautet: Die Feier soll sich auf sieben bis acht Tage erstrecken und an sechs Abenden aus Vorführungen Holbergscher Schauspiele im Königlichen Theater bestehen, während ein Volksfest im Theater im großen Stil den Abschluß bilden soll. Zu den Vorstellungen sollen alle Dekorationen, Möbel und Kostüme neu angefertigt werden, die drei ersten Vorstellungen sollen bei gänzlich freiem Entree für das ganze Publikum stattfinden, an anderen drei Abenden soll der Zutritt nur Eingeladenen gestattet sein. Zu dem Schlußfest für zweitausend Personen werden Einladungen erhalten: die königliche

Familie, die Minister, die Mitglieder des Reichstags, die Universität, die Kunstakademie, das diplomatische Corps, Vertreter der Reichspresse und aller Theater, höchste Beamte, Vorsteher der Kaufmannsgilden u. s. w. mit ihren Damen. Außerdem besteht die Absicht, als Gäste des Theaters fünfzig hervorragende ausländische Persönlichkeiten, vor allem Schauspieler, Theaterdirektoren und Kritiker, einzuladen, wobei von letzteren solche Ausländer berücksichtigt werden sollen, die sich schriftstellerisch eingehend mit Holberg beschäftigt haben. Was das letztere betrifft, so wird das in Bezug auf Deutschland seine Schwierigkeit haben, denn mit Robert Prutz ist der vornehmste deutsche Holbergforscher längst gestorben, und von anderen Völkern kämen nur noch ein Norweger, aber kein Franzose und kein Russe in Betracht. Der Antrag des dänischen Kultusministers betont es ausdrücklich, daß die Regierung so viel Wert auf die Feier des Nationaldichters lege, um die Aufmerksamkeit des Auslandes mehr auf die hohe Bedeutung des Kopenhagener Theaters und der dänischen Litteratur hinzulenken. Für uns Deutsche war dieser Wink so notwendig nicht, denn wir sind es gewöhnt, den litterarischen Kontakt mit keiner gebildeten Nation zu verlieren, und die drei größten dänischen Poeten der neueren Zeit, Baggesen, Öhlenschläger und Andersen, haben ihre Heimat weit mehr in Deutschland gefunden als in Dänemark.

Um das Festprogramm zu erschöpfen, sind aus dem Kostenanschlage zu erwähnen: 15000 Kronenthaler für neue Ausstattung der Komödien, 15000 Kronen für Dekoration des Theater-Festsaales, Souper für 2000 Personen à 10 Kronen = 20000 Kronen, Logis und achttägiger Aufenthalt für 50 fremde Gäste inhaltlich der Reisekosten 10000 Kronen, Festdiner zu Ehren der Fremden für 200 Personen à 25 Kronen = 5000 Kronen.

Da Holbergs Leben im ganzen bei dem nicht speciellen Kenner der dänischen Litteratur wenig oder nicht bekannt ist — denn so viel Aufmerksamkeit haben die zwei bei uns bekanntesten Stücke, der „Politische Kannegießer“ und die „Wochenstube“, nicht auf seine Persönlichkeit zu lenken vermocht —, so erscheint es wohl an der Zeit, sein abenteuerliches Leben wenigstens zu skizzieren. Der Dichter wurde geboren zu Bergen in Norwegen 1684. Dieses Jahr geben wenigstens alle dänischen Biographen einstimmig an. Er selbst bezeichnet als Geburtsjahr 1685; aber die Stelle deutet eine starke, mit dem Alter zunehmende Gedächtnisschwäche an, so daß nichts auf Holbergs Angabe zu geben ist. Wer in Konversationslexicis nach dem näheren Datum sucht, wird getäuscht, denn sein Geburtstag entzieht sich heute jeder Erforschung. Er war der Sohn eines armen dänischen Soldaten, der sich durch militärische Vorzüge bis zum Obersten emporgearbeitet hatte. Seine Mutter war vornehmerer Abkunft und stammte aus dem Hause eines Bischofs zu Bergen. Ludwig, der jüngste von sieben Geschwistern, lag noch an der Mutter Brust, als der Vater starb. Da bald darauf das Familienhaus abbrannte und die Familie in die bitterste Not geriet, und da endlich in seinem siebenten Jahre ihm auch die Mutter starb, war er auf die Unterstützung mütterlicher Verwandten angewiesen. Es war damals in Norwegen für Offizierssöhne üblich, schon in der Wiege in die Armee eingeschrieben zu werden. Ludwig gehörte an das upländische Regiment und sollte, nachdem er schon bis daher die übliche Löhnung empfangen hatte, mit dem zehnten Jahre als Korporal eintreten. Aber die nötige Bildung fehlte, und ihm den Unterricht geben zu lassen, nahmen sich mütterliche Verwandte seiner an. Er nahm am Unterricht der Kinder teil, und die Wissenschaft fesselte sein Interesse so sehr, daß er die Lust zum Militärstande verlor und daß ihn der Vormund nach Bergen zurückschickte. Dort besuchte er die öffentliche Schule, bis 1702 ein großes Feuer die Stadt in Asche legte. Holberg ging, achtzehn Jahre alt, nach Kopenhagen, um Theologie zu studieren. Neigung hatte er

nicht dazu, aber sein Vormund befahl es, und seine glücklichen Geistesanlagen machten es möglich, daß er ein Jahr darauf die erste gesetzliche Prüfung bestand. Das Fehlen aller Mittel zwang ihn, eine Hauslehrerstelle bei Bergen anzunehmen. Nach einem Jahre kehrte er nach Kopenhagen zurück, um das „hohe" Examen zu machen. Dann wurde er wieder Hauslehrer beim Vicebischof Schmidt. Das Haus wurde ihm verhängnisvoll, denn er fand des Bischofs Tagebücher von dessen Reisen her, die er studierte, nein verschlang. Mit sechzig sauer ersparten Thalern machte er sich auf seine erste Reise nach Holland, dem damaligen Sitz der klassischen Studien. Bereits hatte er französisch und englisch studiert. Aber seine Mittel waren nach vierzehn Tagen erschöpft, und da er damals an einem hartnäckigen Fieber litt, ging er nach dem berühmten Bade Aachen. Schließlich reichten auch hier seine Mittel nicht aus, und er brannte durch. Der Wirt ließ ihn einholen und scheint ihm eine tüchtige Tracht Prügel appliziert zu haben. Zu Fuß, in äußerster Dürftigkeit kehrte er nach Holland, von da nach Norwegen zurück. Hier benutzte er seine Sprachkenntnisse, um sich eine bescheidene Existenz zu sichern. Ein halbes Jahr später finden wir den unruhigen Geist in Oxford, wo er die Bibliothek durchspürte. Seine Sprachkunde, daneben sein ausgezeichnetes Flötenspiel, wodurch er in Oxford berühmt wurde, fristeten ihm das Dasein. Es ist bemerkenswert, daß der junge Mann von ganz unansehnlicher Figur nie einen frischeren Mut und bessere Laune besaß, als wenn es ihm recht schlecht ging.

Holberg war in seiner Jugend von einem kümmerlich geratenen Körper, aber so oft jemand ein spöttisches Wort darüber sagte, lesen wir, daß er eine scharf abfertigende Antwort, die den Spötter für immer verstummen hieß, stets zur Hand hatte. Seine Laune in der Jugend war beißend, brennend und ausgelassen, sie verwandelte sich im Alter in Bissigkeit und ätzendes, essigscharfes Wesen. Es ist dies eine psychologisch-normale Erscheinung. Die tollsten Narren der Bühne waren im Privatleben nur Kopfhänger und Melancholiker. Der ausgeprägteste Typus dieser Art war gewiß Tarlton, zur Zeit Shakespeares, und es giebt nichts Erschütternderes als den Bajazzo bei Andersen, der vor den Lampen das Publikum zu Lachkrämpfen hinreißt, während, wie er weiß, sein Lieblingskind hinter den Coulissen im Sterben liegt. Es ist ganz und gar kein Widerspruch in der Natur des Genies, ein Menschenfeind zu sein und doch die Menschen durch den liebenswürdigsten Humor zu erfreuen.

Holberg war nie verheiratet. Ein solcher Charakter paßte für alles andere als für die Ehe. Misogyn war er darum nicht. Aber sein Umgang mit Frauen ist nichts weniger als schmeichelhaft für diese. Er hatte seinen selbstsüchtigen Zweck dabei — einen Zweck, um den ihm die Frauen, hätten sie ihn gekannt, gewiß die Augen ausgekratzt. Er benutzte sie nur als Mittel zu sanitärem Zweck. Man höre ihn selbst: „Sie wundern sich, daß ich als alter Mann, der nur den Studien ergeben, mehr Vergnügen im Umgang mit Frauenzimmern als mit Männern finde. Ich suche ihre Gesellschaft meiner Studien halber. Zu Hause bin ich niemals müßig, sondern arbeite und strenge den Kopf an. Gehe ich einmal aus, so will ich mich erholen. Diese Erholung finde ich am ersten und sichersten bei den Frauenzimmern, wo solche Unterhaltungen gepflegt werden, die kein Nachdenken erfordern." Hatte er den Kopf einmal angestrengt, so ging er zu Frau N. und ließ sich erzählen, wie fleißig ihre Hühner die Eier legten und welche Art der Kaffeebereitung sie im Hause habe. Dann ließ er sich auf großen Disput mit den Frauen darüber ein. Übrigens rauchte er nicht, trank nicht Wein noch Schnaps, sondern viel lieber Thee und Kaffee. Folglich!

Es ist lange die Frage gewesen, ob Holberg den Shakespeare überhaupt gekannt hat; aber um diese Zeit war Shakespeare längst in Vergessenheit gesunken,

und ein Garrick, der ihn wieder geweckt hätte, war noch nicht erschienen. Ferner wird der Name Shakespeares bei ihm nicht ein einziges Mal genannt, außer in



Ludovicus Holberg
Liber Baro de Holberg
aetatis LXIII.

einer Stelle in „Jeppe vom Berge“. Da Holberg die Resultate seiner Studien sofort in Schriften niederlegte und Shakespeare nicht ein einziges Mal darin Erwähnung findet, so ist dieser Umstand gewiß entscheidend, zumal Holberg, der gewissenhafteste Beobachter der französischen Regeln, das heißt der drei Einheiten, allen Scenenwechsel möglichst vermied, also auch Shakespeare, diesen Matador scenischer Ungebundenheit, nicht ungerupft gelassen hätte.

Nach zwei Jahren habilitierte er sich in Kopenhagen als Universitätslehrer. Zu-

hörer hatte er zwar, aber sie liebten das Bezahlen nicht oder bezahlten höchstens mit höflichen Bücklingen, wenn sie ihm auf der Straße begegneten. Es war ein Glück für ihn, als der Staatsrat Winding ihn einlud, seinen Sohn nach Deutschland zu begleiten. In Dresden war aber der junge Winding des Begleiters bald überdrüssig, und Holberg kehrte über den gefrorenen Belt nach Kopenhagen zurück. Dort hatte er das Glück, eine Stelle in einem medizinischen Kollegium zu erhalten, und er blieb hier fünf Jahre und gab seine ersten (historischen) Schriften heraus, auf Grund deren er zum öffentlichen Lehrer ohne Gehalt ernannt wurde.

Aber die erwachte Reiselust spukte wie ein Dämon in ihm fort. 1714, dreißig Jahre alt, verließ er zum viertenmal die Heimat, um nach Paris zu gehen, wo er die Bibliotheken durchforschte. Als er zufällig von einem Studenten hörte, daß eine Reise nach Rom nur zwanzig Thaler koste, machte er sich sofort auf, verließ Paris und zog 1716 zu Fuß in Rom ein. Hier blieb er sechs Monate.

Seine Zeit füllten die Studien der Altertümer aus. Zufällig war sein Hauswirt ein drolliger Kauz voller komischer Einfälle. Da er außerdem mit einer italienischen Komödiantenbande Wand an Wand wohnte und ihr ergötzliches Treiben studieren konnte, so ist Anhalt für die Vermutung da, daß in dem bisher nur wissenschaftlich thätigen Jüngling ein Element geweckt wurde, dessen er sich bisher selbst nicht bewußt gewesen, nämlich das der drastischen Komik. Er kehrte 1718 nach Kopenhagen zurück und lief endlich kurze Zeit darauf in den Hafen einer sicheren Brotstelle ein, indem er zum ordentlichen Professor befördert wurde. Es war 1719, als er ein komisches Gedicht „Peter Paars“ veröffentlichte, und da die dänische Litteratur bisher nichts in dieser Art aufzuweisen hatte, so wurde Holberg mit einem Schlage nicht nur der Zeit nach der erste Dichter Dänemarks, sondern auch der Liebling seiner Nation. Aber damit war noch immer nicht die poetische Form gefunden, für die ihn die Natur bestimmt hatte. Ein großer Mann macht sich allein nicht selbst, wenn die äußeren Umstände und Zufälligkeiten seiner Zeit ihn im Stiche lassen.

Es ist nicht müßig, daß ich an solcher Stelle auf die Biographie des Dichters eingegangen bin, weil diese Notizen mehr als biographisches Interesse haben. Man hat keinen Anhalt für das Werden und Wachsen eines Dichters als einen solchen Verfolg seines Lebens. Und so habe ich schon oben andeuten können, durch welche äußeren Umstände die komische Anlage in Holberg geweckt worden ist. Es entzieht sich dies überhaupt menschlicher Theorie, und nichts ist wahrer als die Antwort Heines an eine junge Dame, wodurch er zu dem Liede „Du bist wie eine Blume“ gekommen sei. Heine antwortete: „Ich glitt an einem Rinnstein aus und sah meine eben gekauften Lackstiefeln voll Kot. Das stimmte mich wehmütig, und als ich nach Hause kam, schrieb ich das Lied nieder.“

Es ist keine Frage, daß der Genius des Dichters erst durch diese Reisen geweckt worden; gewiß ist, daß er viele Situationskomik in seinen Lustspielen aus den Reisebeobachtungen, die Charakterkomik aber in den Gassen und Häusern seines Heimatlandes geschöpft hat.

Es muß als ein günstiger Umstand bezeichnet werden, daß dieser Odysseus polytropos nicht nur mit so vielen, wenn auch noch schlummernden Eindrücken in das Vaterland zurückkehrte, sondern daß dieses Land seinem Genius gleichzeitig durch die Begründung eines Theaterhauses entgegenkam. Das war eine Begegnung wie die zwischen Stahl und Stein. Die Funken, die dieser Zusammenstoß herausrief, will ich nur kurz registrieren.

Es gab bisher kein dänisches Theater, natürlich mit Ausnahme eines französischen, die große Menge mußte vorlieb nehmen mit den Spektakelstücken herumziehender deutscher Banden. 1722 wurde das erste dänische Theater in der Grönnerstraße eröffnet; aber da die Dänen kein Original-

drama hatten, behalf man sich mit Übersetzungen von Marivaux, Diderot, Crebillon, Destouches, aber besonders Molière. Plötzlich fuhr, wie eine Rakete aus dem Abgrund, auf der dänischen Bühne ein Stück heraus, welches mit beispiellosem Erfolg bis zum Ende des Jahrhunderts die komische Litteratur der Dänen bestimmte. Das war Holbergs „Politischer Kannegießer", das erste Originalstück in dänischer Sprache.

In demselben Jahre folgte die „Vägelsindede" (die Wankelmütige), ferner „Jean de France", „Jeppe vom Berge". Im folgenden Jahre, 1723, brachte Holbergs Muse die Komödien „Geert Westphaler", „Der elfte Juni" und „Die Wochenstube". 1724 entfaltet der Dichter eine so erstaunliche Fruchtbarkeit für die Bühne, daß man schwer begreift, wie er Zeit für seine akademische Thätigkeit und seine wissenschaftlichen Arbeiten gewinnen konnte. Das Jahr 1724 brachte nicht weniger als neun Stücke, „Das arabische Pulver", „Die Weihnachtsstube", „Die Maskerade", „Jakob von Tyboe", „Ulysses von Ithacia" (von der noch unten zu sagen ist), „Die Brunnenreise", „Melampe", „Weder Kopf noch Schwanz" und „Heinrich und Pernille". Am Ende des Jahres erschien noch auf der Bühne „Dietrich Menschenschreck". 1726 entstanden nur zwei Komödien: „Der verpfändete Bauernjunge" und „Der Mann, der keine Zeit hat" oder „Der geschäftige Müßiggänger". „Pernilles kurzer Fräuleinstand" erschien 1727, aber fast gleich darauf wurde die junge Bühne mit einem Holbergschen Epilog: „Der dänischen Komödie Leichenbegängnis", geschlossen. Sie erfuhr dieses Schicksal, weil die Menge zwar nicht, aber weil die Einnahmen ausblieben, das heißt weil die Menge nur zu Spotteintrittspreisen zu haben war.

Aber auch die bisherige Bühne war nur durch den Umstand so lange erhalten worden, daß König Friedrich IV. ein prachtliebender und genußsüchtiger Herr war, der es daher gern sah, wenn sich sein Volk der Lebensfreude hingab. Der Nachfolger Christian VI. war ein Kopfhänger und Pietist, und an Wiedereröffnung der Bühne war nicht zu denken. Holbergs Muse war seitdem verstummt, nur eine scharfe Satire erschien von ihm: „Nil Klimms unterirdische Reise", die zuerst lateinisch erschien. Es giebt von diesem Werke geradezu zahllose Publikationen und Übertragungen in alle damaligen lebenden Sprachen der Welt, oft in zweiter und dritter Auflage.

Erst unter Friedrich V. belebte sich der Sinn für Theater und Kunst in reißender Zunahme wieder, denn er war ein Fürst, der mit vielseitiger Bildung und mit Interesse für Kunst und Wissenschaft große Lebenslust und Prachtliebe verband.

Er ließ das Theater sofort wieder eröffnen, und allsobald kehrte Holbergs Muse zu ihrem alten Schauplatze zurück, so unfehlbar wie des Kuckucks Ruf mit dem ersten Mailüftchen. 1747 gingen seine „Honette Ambition", 1748 „Erasmus Montanus" und „Die Unsichtbare" über die Bretter. Bis dahin war das Theater nur Privatunternehmen gewesen, jetzt aber wurde es königliche Anstalt und nach dem Königsneumarkt verlegt, wo es noch jetzt ist.

In diesem neuen, erweiterten und verschönerten Gebäude kamen von Holberg zur Aufführung 1749 „Abracadabra", 1750 „Hexerei oder blinder Lärm", 1751 „Plutus" und „Sganarell, die Reise in das philosophische Land", 1752 „Don Ranudo de Colibrados", 1754 „Der unglückliche Schiffbruch", „Die Republik" und „Der Philosoph in der eigenen Einbildung". Die beiden letzten waren Holbergs Schwanenlieder, aber er sah sie nicht mehr, zwei Monate vor der ersten Aufführung war er am 28. Jan. 1754 in seinem siebzigsten Jahre gestorben.

Man zählt sechsunddreißig Komödien von ihm, aber seine geschichtlichen und überhaupt prosaischen Schriften bilden eine kleine Bibliothek. Holberg wurde 1747 in feierlicher Sitzung in den Adelsstand erhoben; aber gegenüber den zahllosen Anfeindungen und Spöttereien, die

er deswegen erfuhr, als sei er von Ehrgeiz und Rangsucht besessen gewesen, muß zweierlei zur Sprache gelangen. Die Nobilitierung durch den König geschah sowohl mit Rücksicht auf die enorme Berühmtheit, die sein Name als der eines Gelehrten und Dichters im In- und Ausland genoß, als auch in dankender Anerkennung, weil er sein ganzes Besitztum der Militärakademie zu Soröe zu einer Stiftung vermachte, die noch heute besteht und sechs jungen Akademikern jährlich den Unterhalt giebt. Holberg besaß damals ein beträchtliches Vermögen, denn er hatte Landgüter von über tausend Tonnen Weizen Aussaat, eine sehr große Bibliothek und 13000 Thaler bares Vermögen. Holberg hatte diesen Besitz nicht etwa durch Theatereinnahmen erzielt, denn wie ich oben sagte, waren diese lächerlich gering. Man weiß, daß auch Shakespeare sich durch seine Stücke nicht hat bereichern können, sondern allein durch den Mitbesitz des Globustheaters. Übrigens antwortete Holberg 1752 auf die Vorwürfe der Titelsucht und des Adelstolzes mit der Komödie „Don Ranudo de Colibrados“, einer der gesalzensten Satiren der Welt auf Hochmut und Adelssucht. Er fand seine letzte Ruhe in dem von ihm so reich beschenkten Soröe. (Er hatte seine nächsten Verwandten in der Erbschaft ganz umgangen.) Kaum weniger als in Dänemark fanden seine Komödien in Deutschland eine Heimat, denn Holberg beherrschte von 1730 bis 1770 die deutsche Bühne. Welche bildende Kraft seine Komik besaß und wie groß ihr Einfluß auf unsere Dramatik war, das beweisen Schröder und Eckhoff, die damaligen Sonnen der deutschen Schauspielkunst, denn in seiner Schule sind sie groß geworden. Erst gegen 1775, als die Ära der Sentimentalität anbrach, die in Goethes Werther ihren Höhepunkt erreichte, war Holbergs Naturalismus bei uns mit seinem Einfluß zu Ende, und gegen die herrschende krankhafte Richtung kam seine gesunde Realistik nicht wieder auf.

Er war trotz Kotzebues Bemühung, ihn lebendig zu erhalten, zum litterarhistorischen Objekt geworden. Auch Tieck hatte mit seinen Vorlesungen Holbergscher Stücke keinen anderen Erfolg, und der Däne Öhlenschläger ruinierte sein Ansehen vollends durch die ungeschickte Übersetzung, die er herausgab. Die Geschichte der Holbergschen Komödie schließt 1857 mit dem größeren Werke von Robert Prutz: „Ludwig Holberg, sein Leben und seine Schriften. Stuttgart, Cotta.“ Aber trotzdem, daß Holberg nicht mehr auf unseren Bühnen lebt, ist sein Einfluß auf unser Drama noch nicht zu Ende, wenn es auch nur dem Auge des Litteraturkenners vergönnt ist, den Spuren dieses Einflusses nachzugehen.

Vor allen Verdiensten ist hervorzuheben, daß durch den Dänen die gesunde, unverfälschte Menschennatur auf der Bühne wieder in ihre Rechte eingesetzt wurde, denn wir gedenken noch heute mit Schaudern jener Verschnörkelung der Menschennatur und jenes stelzbeinigen Pathos, wodurch die französische Afterklassik ein Jahrhundert lang das Drama beherrscht und den Seneca über Sophokles gestellt hatte. (Vergl. Schillers Gedicht an Goethe: „Du selbst, der uns vom falschen Regelzwange ...“) Aber Holberg erschuf nicht bloß lebensvolle Menschen, sondern er erschuf mit ihnen echte Dänen, und hierin liegt das Kriterium seines Genius. Der große Dichter zeichnet nicht utopische Menschen ins Blaue hinein, sondern sorgt dafür, daß sie einen Heimatschein aufweisen, daß ihre patria nicht Ubique heiße. Erst damit wird ein Dichter zum nationalen Bildner, und wer sich nur an das sogenannte Allgemein-Menschliche halten will, wird keinem individuellen und auch keinem nationalen Bedürfnis gerecht. Hier liegt die Kluft, die die Goethesche „Iphigenie“ von dem Schlegelschen „Ion“, die, cum grano salis sei es gesagt, Schillers „Braut von Messina“ von seinen übrigen Tragödien scheidet. So was hat künstlerischen, aber keinen volkstümlichen Wert. Es ist nicht jedem Dichter gegeben, in den Zeiten der

ästhetischen Unerzogenheit eines Volkes gleich voll und fest in das nationale Leben hineinzugreifen, Gestalten zu schaffen, die das Volk sofort als seines Fleisches und Blutes anerkennt und damit, aber auch nur damit, die Wege zur Weiterentwickelung seiner Künste ebnet. Dem Inhalt seiner Zeit und seines Volkes zu entsprechen, weiter bringt es kein Dichter, wie groß er sei.

Es war eine unerhörte Kühnheit, aber von genialster Art, daß er mit sicherer Hand, ohne sich um das Nasrümpfen der feinen Leute zu kümmern, die keine Kultur als die französische kannten, hinunter in den Kern, in die eigentliche mannhafte Grundlage des Volkes, in den Bauern- und Bürgerstand griff, aus den und für den er seine Bauern- und Bürgerkomödien schuf. Wie damals überall, so war man gewöhnt an die Meinung, daß der Mensch erst beim Baron anfange, und wenn Holberg nun sein Volk belehrte, daß auch Bauer und Bürger des höchsten menschlichen Studiums, das des Menschen, wert seien und daß der Schöpfer den menschlichen Adel nicht als Privileg einer abgeschlossenen Kaste betrachtet wissen wollte — was hat denn Holberg damit anderes gethan, als den Resultaten der französischen Revolution, natürlich in ihrem besseren und idealen Sinne, die Wege geebnet? Was hat er anderes gethan, als auch sein Volk zu dem zukünftigen Verfassungsleben heranzubilden, was die Kultur freilich auch auf zahlreiche andere Weisen als durch die Künste zu erreichen weiß. Man denke an das, was vor ihm Schäfer und Bauer hieß. Das war nichts als parfümiertes Hofgesindel, oder es waren unflätige Clowns. Und damit hängt eine Frage von sittlicher Bedeutung zusammen. Jene gepuderten Hoffiguren waren nur die gefälligen Priester der höfischen Liederlichkeit, aber die Holbergschen Bauern, selbst seine Narren sind natürliche Menschen. Verletzend und verderbend ist die Üppigkeit nur im Schleier und Goldbrokat, nicht die offene und unverhüllte. Es ist bekannt, was die Damen vom Hof der Elisabeth, die Prinzessinnen und Fürstinnen der damaligen Zeit an Redeunflat und Zote leisteten; es ist auch bekannt, welche unglaublichen Ungezogenheiten sich der damalige Hanswurst oder die französischen Scapins erlauben durften; wo aber ist dergleichen bei den Bürgern und Bauern Holbergs zu finden? Sprechen wir es mit dem letzten der obengenannten Kritiker aus: Holberg hat einen Stand poetisch emancipiert, der praktisch noch in der allertiefsten Knechtschaft und Bewußtlosigkeit lag; er hat also in der That ihn zur politischen Reife vorbereitet.

Mitten in allem Gezeter der Geistlichen, die Holbergs Einfluß verwünschten, weil ihre Kirchen leer blieben und sein Theater sich füllte, verlor der kluge Mann nicht einen Augenblick die Einsicht in das, was er mit geistiger Kraft in seinem Volke geschaffen hatte. Man beachte folgende Stelle in seinen „Vermischten Briefen" Bd. II, Br. 98: „Nur dieses eine will ich noch hinzufügen, daß der gemeine Mann in Dänemark und Norwegen durch unsere Komödien ganz verändert worden und durch sie gelernt hat, Tugend und Laster zu unterscheiden, wovon viele unter ihnen vorher nicht sonderlich viel verstanden. Ja, wenn auch nichts anderes zur Verteidigung unserer Schauspiele beigebracht werden könnte, so darf man doch dreist sagen, daß sie die dänische Sprache weiter ausbreiten halfen und daß sie, die jetzt noch ohne ihr Verschulden in vornehmen Häusern wenig oder gar nicht üblich ist, mit der Zeit noch zur Hofsprache werden wird."

Um auf Neuerungen einzugehen, womit er das nationale Lustspiel bedachte, so will ich zuerst einer solchen erwähnen, die man freilich nur als eine Schrulle ansehen kann. Er betrachtete die Liebe in den Komödien nur als ein notwendiges Übel und hatte den ernstlichen Gedanken, Lustspiele ohne weibliches Personal zu schreiben. In der That machte er diesen Versuch in seinem dem Plautus nachgeahmten Lustspiel „Abracadabra". Er spricht über diese Frage in den „Vermisch-

ten Briefen“ (Bd. V, Br. 9): „Ich habe bereits früher einmal die Frage aufgeworfen, ob ein Theaterstück, welches keine Liebeshändel enthält, mit Beifall und gutem Erfolg auf dem Schauplatz dargestellt werden könne. Ich habe zu gleicher Zeit gezeigt, was man dagegen einwenden und wie man die gemachten Einwürfe beantworten könne. Ich habe auch selbst, um einen Versuch zu machen, einige Komödien dieser Art verfertigt, als ‚Jeppe vom Berge‘ u. s. f., und dadurch meine Ansicht bestärkt... Indessen rate ich doch nicht, ein solches Lustspiel oft vorzustellen, indem die Erfahrung zeigt, daß die Zuschauer ihre Augen mehr auf die Frauenzimmerlogen als auf den Schauplatz richten und die Komödianten sehr viel von ihren Verdiensten (er meint die pekuniären) verlieren dürften, wenn man die Aktricen von der Bühne verbannen wollte, da sie gerade der Magnet sind, welcher viele Zuschauer herbeizieht.“ Nach diesem Stück ersuchte man Holberg wirklich um ein zweites Lustspiel ohne Frauenzimmer. Infolgedessen schrieb er den Einakter „Der verwandelte Bräutigam“. Mit seiner Liebe zum Naturgemäßen und Einfachen hängt es zusammen, daß er den Vers auf der Bühne haßte. Er sah es für ein Zeichen des guten Geschmackes seines Volkes an, daß es die ungebundene Rede lieber hörte als die Verse. Es erschien ihm, in Versen zu reden, so widersinnig, als ob jemand zu gleicher Zeit weinen und lachen wollte.

Damit hängt eine andere interessante Stelle seiner „Vermischten Briefe“ zusammen, in der er behauptet, daß Theaterstücke der einmal angenommenen Gewohnheit nach in gebundener Rede abgefaßt sein müßten. „Dazu ist aber viel Zeit und nicht geringe Arbeit erforderlich. Auch wird das Theater selbst dadurch in große Kosten gesetzt, indem man für einen weit geringeren Preis zehn Komödien als ein einziges Trauerspiel haben kann (!).“

Was das Anstandsgefühl betrifft, so könnte man Verletzungen desselben nur in der „Wochenstube“, in „Jeppe vom Berge“ und im „Elften Juni“ finden. Aber man rechne mit dem damaligen Gesellschaftston, der die in Phrasen gewickelte und umschriebene Unzucht goutierte, aber gegen ein natürliches Wort zu bessern zum Kriterium der Bildung machte. Ein Ehepaar besuchte einst eine seiner Komödien, und der Mann beklagte sich darüber, daß seine Frau sich durch Holbergs Sprache verletzt gefühlt habe. „Dann lassen Sie Ihre Frau eben nicht hingehen,“ erwiderte der Dichter. „Die freien Ausdrücke, die man auf der Schaubühne hört und die insgemein ruchlosen Bedienten in den Mund gelegt werden, z. B. das Fluchen, sind eigentlich keine Flüche. Man hört so was, mein Herr, gewiß täglich in Ihrem Hause, vielleicht auch im Kabinett Ihrer Frau.“ Besser könnte Goethe auch nicht geantwortet haben. Mochte es an den schlechten Übersetzungen liegen — genug, selbst Schiller urteilte: „In welchen Schlamm zieht uns nicht Holberg hinab.“ Um das nicht unglaublich zu finden, bedenke man, daß Schiller vom echten Holberg niemals eine Zeile gesehen und gelesen. Außerdem weiß man, welch ein unzulänglicher Beurteiler Schiller für das Komische war. — Man erinnert sich aus unserer Theaterzeit vor vierzig bis fünfzig Jahren der bei Kotzebue, Holtei, Iffland, Angely, Görner u. s. w. zum stehenden Typus gewordenen Naturburschen. Es war dies ein stehendes, unentbehrliches Ingredienz für die deutsche Komik von damals, welches unserem durch französischen Hautgout längst verdorbenen Geschmack heute allzu ungesalzen und zu simpel dünkt. Die deutsche Bühne verdankte diesen Typus direkt den Holbergschen Komödien; aber während der Däne die Figur mitten aus dem Schoße seines Volkes herausgeholt und der Natur nachgebildet hatte, blieb die deutsche Nachahmung etwas Gesuchtes, weil sie unserem Fleisch und Blut nicht entsprungen war. Wir haben eben eine größere und bessere Theaterschule hinter uns und demzufolge eine größere Theaterbildung. Wir goutieren die Komik nicht, die aus der Ein-

falt, Beschränktheit und Tölpelhaftigkeit hervorgeht, sondern verlangen die Komik, die aus der Qualifikation der geistigen und sittlichen Charaktereigenschaften resultiert. Das größte Glück in Deutschland von allen jenen Komödien hat „Jean de France", d. h. „Der Deutsch-Franzose", gehabt, und da es Gottsched mit einer glänzenden Empfehlung in seine deutsche Schaubühne aufnahm, so war ihm nicht nur seine Stellung in den deutschen Repertoiren gesichert, sondern man kann auch sagen, daß der Ruhm und Einfluß Holbergs überhaupt bei uns von dieser Thatsache datiert. Gottsched sagt in der Vorrede über den Dänen: „Dieser berühmte und sinnreiche Mann hat in Dänemark dasjenige geleistet, was Molière und Destouches in Frankreich gethan haben. Er hat fünfundzwanzig dänische Lustspiele ans Licht gestellt, die als Muster der Schaubühne anzusehen sind. Ohngeachtet wir in Deutschland einen so fruchtbaren und regelmäßigen Dichter in dieser Art noch nicht aufzuweisen haben, so machen wir uns doch eine Ehre daraus, auch diesen unseren Nachbar, aus einem mit uns verschwisterten Volke, den südlichen und westlichen Völkern Europas zum Beweise darzustellen, daß die nordischen Geister nicht so träge sind, als sie zu glauben pflegen. Die Thorheit der französischen Affen ist wenigstens so scharfsinnig und so glücklich von ihm ausgelacht worden, daß man hoffen kann, es werden künftig alle solche deutsche Franzosen, davon es in Deutschland eine Zeit lang gewimmelt hat, bei allen, die dies Stück lesen, halb unehrlich gemacht werden." — Gottscheds Urteil blieb nicht vereinzelt, die Hamburger und Göttinger gelehrten Zeitungen schlossen sich ihm an, die deutschen Poeten hatten Bewunderung für ihn.

Aber dieser gelehrte Beifall hätte dem Dänen noch nicht zur deutschen Popularität verholfen, wenn es nicht die wandernden Schauspielerbanden gethan hätten, denen nach damaliger Gewohnheit die ausgezeichnetsten Künstler der Zeit angehörten, so das Ehepaar Ackermann, Eckhof, Schröder. Eine Schrift über Schröder berichtet folgendes über den Dänen: Von hundertneunzig Vorstellungen des Jahres 1742 in Hamburg kamen vierundvierzig auf Holberg; im letzten Quartal wurden allein fünfzehn Stücke von Holberg, darunter der „Kannegießer" achtmal, gegeben, und eine Aufführung derselben brachte das für die damalige Zeit unerhörte Honorar von achtunddreißig Thalern.

Aber es war nicht nur die Hefe des Parterre, die sich an Holberg ergötzte; das Wohlgefallen an ihm reichte bis zu hohen und höchsten Herrschaften hinauf. Die unglückliche Königin Karoline Mathilde, die Freundin des unglücklicheren Struensee, fiel bekanntlich zu Celle in Schwermut, und da sie durch nichts mehr aufzuheitern war, schlug man ihr vor, Holbergsche Stücke anzusehen, „an welche sie gewöhnt sei". Von dem Hofe in Kassel bemerkt Schröder ausdrücklich, daß Trauerspiele dort kein Glück gemacht hätten, desto mehr aber Molière und Holberg. In Braunschweig wurde noch 1769 der „Politische Kannegießer" auf ausdrückliches Verlangen des Hofes gegeben, wobei Eckhof als Heinrich auftrat. Geriet ein Direktor in Not, so brauchte er bloß eine Holbergsche Komödie hervorzuholen, und seine Kasse füllte sich. Sogar in die Schulen drang Holberg, um die langweiligen Schulkomödien abzulösen, wie denn 1749 ein Schulrektor in Annaberg mit seinen Schülern den „Deutsch-Franzosen" aufführte. Erst als seit 1770 das Siegwartfieber und die Mondscheinschwärmerei überhand nahm, war es um Holbergs Ansehen geschehen, und ein Freund von Tieck, der die Holbergschen Bände in der Bibliothek desselben auffand, machte sie dem jungen Tieck als wertlose, völlig außer Kurs gekommene Ware zum Geschenk. „So erklärt sich," sagt Prutz, „jener Ausspruch Schillers von dem Sumpf, in welchen Holberg den Leser führt," und so hat es auch kommen können, daß Goethe im ganzen Umfang seiner Werke den Dänen niemals auch nur mit einer Silbe erwähnt.

Die Schicksale der komischen Kunst sind oft wunderlich, denn die Tragik ist keiner Mode, keinem Geschmack unterworfen, wenn sie nur das Ewigmenschliche zu zeichnen versteht; aber Witz und Humor hängen von der Geschmacksrichtung der Zeit, von den Lebensbedingungen, den Gewohnheiten eines Volkes, von den bleibenden Eigenschaften der Volksseele ab. Das ist der Grund, weshalb Holberg, einst Vorbild und Abgott unserer Theater, bei einem verfeinerten Geschlecht als Possenreißer und unanständiger Gesell in die Acht erklärt oder doch nur unter allerhand Maskierung heimlich zugelassen wurde. Dazu kam, daß der Weg Tiecks, den Dänen zu rehabilitieren, nämlich der Weg der öffentlichen Vorlesungen, sehr unglücklich genannt werden muß. Er verfiel der Meinung, daß er als bloßer Leckerbissen für die Auserwählten der Romantik, die bekanntlich der Welt ein künstlerisches Ragout aus aller Herren Ländern zusammenholte, vom Volke angesehen ward und der Lächerlichkeit verfiel.

Wir Deutsche ahmen nicht bloß alle politischen und socialen Revolutionen so gern nach, sondern wir baden sie auch in der Regel aus. Holbergs Ansehen in seinem Vaterlande ist viel konstanter geblieben und weiß von den Wechseln seiner Geltung in Dänemark nichts; bei uns dagegen ist Popularität und Mißachtung seiner Komödien immer mit großen litterarhistorischen Wandlungen, so erst mit der Sentimentalitätsperiode, dann mit der Vornehmheit unserer klassischen Poesie, dann mit dem Einfluß des Pariser Demimonde-Dramas, eng verknüpft gewesen, bis er seit 1857 durch Prutz in seinem Vollgehalt als rein menschlicher Poet, freilich nur bei den Litteraturkennern, in seine Rechte eingesetzt wurde. Ihn für unsere Bühne zu gewinnen, dürfte seine Schwierigkeit haben, weil das specifische Dänentum, das in Kopenhagen ihm zwar das ewige Leben sichert, ihn bei uns, schon aus kleinherzigen politischen Gründen, längst entfremdet that.

Man weiß, daß es bei uns eine Zeit gab, die nur als litterarische Molluskel bezeichnet werden kann. Es war die Zeit bis zur und über die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Das ganze Rätsel liegt darin, daß man nicht wußte, was man mit dem Volke als Staatselement, als Gesellschaftsteil und als litterarisches Objekt anfangen sollte. Bisher galt der Adel als die Quintessenz der Menschheit und als Träger aller natürlichen Rechte. Nun brachte es die Bourbonenwirtschaft bis dahin, daß man sich in den unteren Ständen auf dieses Naturrecht zu besinnen begann, und Rousseau und die Encyklopädisten fingen an, die Köpfe mit diesem Ideenmaterial einzuheizen. Bürger und Bauer wurden jetzt Faktoren der menschlichen Gesellschaft. Natürlich mußte die Kunst mit ihnen rechnen lernen. Aber die Kunst welches Volkes? Die romanischen Völker lagen noch tief im Schlaf, eingefächelt vom opiumschweren Fittich des Jesuitismus; Frankreich fing erst den Austrag dieser Ideen und den Kampf mit dem Absolutismus an sich selbst an; Deutschland schien sich um das, was westlich im Werden war, sehr langsam bekümmern zu wollen und trieb einstweilen noch plan- und ziellos in allerhand litterarischen und kulturellen Zielen umher, es verhielt sich beim Suchen dieser Ziele nur nachahmend; Skandinavien war überhaupt nicht führend in Sachen des Geistes. Da war es gewiß mehr als eine litterarische, es war eine Kulturthat, daß der Däne Holberg die unteren und untersten Schichten der Bevölkerung, deren Geltung politisch und social gleich Null war, zur Basis der dramatischen Poesie machte und sie aus der politischen Unmündigkeit zur poetischen Mündigkeit erhob. Wenn gleichzeitig das englische Drama uns damit die Hand reicht, daß es aus der Staatsaktion mit Goldsmith, Sheridan und den Humoristen in die bürgerliche Sphäre herunterstieg, so ist in Europa damit ein Dualismus künstlerischer Principien eingeleitet, der freilich zwar noch in der Luft hing und Theorie blieb, bis ein Genius ihn praktisch machte und

der Kunst, vorerst der dramatischen, zur Basis gab. Dieser Genius war Holberg. Was damit der Däne erreichte, daß er Bürger und Bauer zu seinem poetischen Material machte, das war nichts weniger als die Möglichkeit, das Drama allgemein menschlich auf Grund der Eigenschaften eines Volkes zu gestalten, die Möglichkeit also, das Hofdrama und die abstrakte Staatsaktion in ein Nationaldrama zu verwandeln, und ein solches herzustellen, brauchte man nicht die Höfe und den Adel, sondern vor allem den Bürger- und Bauernstand.

Wenn die rein menschlichen Empfindungen doch das Beste sind, womit der dramatische Dichter am erfolgreichsten arbeitet, so waren Hof und Adel gewiß nicht die Gebiete, wo diese Menschlichkeit als Dauer im Wechsel gesucht werden durfte. Der Sieg einer Idee ist dessen, welcher diese Idee zuerst und den Gewalten seiner Zeit zum Trotz auf die Fahne schreibt. Diese Fahne verblüfft wohl anfangs das Volk, das ihr widerwillig folgt oder wohl gar feindselig opponiert; ist die Aufschrift der Fahne aber politisch gesund oder hat sie in socialem Sinne eine Zukunft, so wird sie, wie langsam auch es geschähe, doch die Köpfe des Volkes mit sich reißen und der geistigen Thätigkeit schließlich den Stempel geben. In diesem Sinne hat die Holbergsche Komödie auch unseren deutschen Sinn erschlossen, den Genius Goethes der Nationalseele genähert, im Verein mit dem Einfluß des englischen Dramas seit Lessings „Miß Sara Sampson“ das Drama Kotzebues (der doch wohl mit der Zeit aufhören wird, Gegenstand litterarischer Abschreckerei und Verachtung zu sein) und Ifflands hervorgerufen und das bürgerliche Element in den Künsten litteraturfähig gemacht, soweit es in der Folgezeit unseres litterarischen Wirkens nur immer zu Tage kam. Ce n'est que le premier pas qui coûte — der diesen ersten Schritt gethan, ist Holberg.

Wer sich noch an jene Bestandteile seiner Komödien stoßen wollte, die angeblich das sittliche Gefühl verletzten, den kann man unmöglich für das Studium der Litteraturgeschichte für reif erklären, man kann ihm nur empfehlen, die französischen Sittenstücke und Ehebruchsdramen desto mehr zu besuchen, weil er das Laster in Patschuli und Glacé der Liederlichkeit ohne Schminke vorzieht. Nehmen wir an der Zeit nicht ihre Auswüchse und ihre Entstellungen mit in den Kauf, so hätte kein Shakespeare und Goethe für uns gelebt. Man muß es in diesem Jahr wahrlich zehnmal betonen, bis zu welchem Grade Holberg unsere deutsche Bühne, ihre Künstler und unsere Dichter beherrscht hat. Nur mühsam liest man in den Litteraturgeschichten solche Andeutungen auf. Es ist eben der von mir so unzähligemal gerügte Übelstand, daß die Litterargeschichtschreibung meint, wenn ihr Objekt die deutsche Litteratur sei, dürfe sie nicht oder nur bedingterweise über die vier Wände und den heimischen Pferch hinübersehen, um die deutsche Färbung ja nicht zu schädigen. Man vergißt eben, daß Nationallitteratur einfach ein Unsinn ist, daß das Anstreben einer Weltlitteratur das einzig gesunde Ziel sein muß, denn Weltlitteratur ist nicht ein Komplex von hermetisch geschlossenen Wohnungen, sondern von einer Menge nebeneinander liegender Säle, durch deren ewig geöffnete Pforten der Odem der Völkerseelen hin und wieder streicht und sie untereinander befruchtet. Darum fehlt uns in den Geschichtswerken noch immer die gegenseitige Bezugnahme unter den Völkern, und man glaubt schon genug gethan zu haben, wenn man an der einen Stelle des Shakespeare, an der anderen des Calderon gedenkt. Welches von unseren Litterarwerken nimmt sich Holbergs an? Welches hat uns die Wechselbezüge zwischen Dänemark und Deutschland oder zwischen Deutschland und Frankreich eingehend erörtert? Welches erwähnt auch nur den Holberg, und wäre es selbst in der Geschichte des Lustspiels? Wir müssen, was wir brauchen, aus Monographien zusammenlesen, welche litterarische Form unsere Litteratur heute leider bis zur Manie beherrscht. So geht es uns mit Holberg. Wer in diesem

Jahre sich mit dem großen Dänen gründlich beschäftigen wollte, hätte sich mit dem dänischen Autor Scheibe, mit Rahbeck, mit dem Franzosen Marmier, mit unserem Prutz u. a. eingehend abzufinden.

Die Entwickelung der dänischen Litteratur selbst war es allerdings, welche das vollständige Erkennen des großen Dichters bei uns gehindert hat. Das kam daher, weil diese Litteratur überhaupt nur zwei Teile besitzt: eine mythologisch-epische Vorperiode in der Heidenzeit und dann ihre völlige neue Geburt seit Holberg oder infolge der Kalmarischen Union. Denn vor der politischen Konsolidierung des Reiches vermittels Auflösung jener Union gab es überhaupt keine dänische Litteratur. Daß nach jenem Ereignis die Bestandteile des dänischen Reiches wieder anfangen, sich langsam aufeinander zu besinnen, das verdanken sie zum guten Teil ihrem Dichter, der ihnen die echte unverfälschte Nationalität im Spiegel der Bühne vorführte, die Unwahrheit des französischen Afterklassicismus durch seine Komödien zertrümmerte und sie zwang, sich in Politik und Litteratur auf sich selbst zu besinnen.

Daß Holberg den reinen wahren Menschen und den wahren Dänen dazu an die dänische Bühne zurückgab, ist, um noch ein Schlußwort über seinen künstlerischen Charakter zu sagen, allerdings sein unvergängliches Verdienst. Was aber seine Kunstform betrifft, so steckt er noch fast ganz in den Schwächen seiner Zeit. Von seinen Naturburschen habe ich schon oben ein Wort gesagt. Daß er keinen Scenenwechsel kennt, infolgedessen aller Bühnenweisungen entbehrt, macht seine Inscenierung einer Regie ungemein schwer. Seine Bühne war nicht unähnlich dem primitiven Zustande der Shakespeare-Bühne. Ein Beispiel für alle. Im „Ulysses von Ithacia“ geht Kilian, um zu wissen, wo er sich befinde, mit einem Licht auf die Dekoration zu und sagt: „Aber hier steht es ja angeschrieben“ (daß er in Troja sei). Genau also wie bei Shakespeare, wo das Lokal der Scene am Proscenium mit Kreide angeschrieben stand. Coulissenveränderung kannten damals selbst die Haupt- und Staatsaktionen bei ihrem ewigen Scenenwechsel nicht. Bei jedem Eintritt eines solchen schob ein Theaterdiener eine Tafel heraus, worauf mit Kreide das Lokal zu lesen war. Holberg empfand dergleichen Mängel sehr wohl und wußte sich durch Vereinfachung der Scenerie, obenan durch Innehalten der dramatischen drei Einheiten zu helfen. Aber das sind Nebendinge. Ob er sie gewollt hat oder nicht, so hat er mit seinen Komödien doch eine folgenschwere Revolution in der dramatischen Kunst bewirkt: er hat die reine Menschenzeichnung seinem Volke gelehrt und bei uns angebahnt, er hat das bürgerliche Element in seine dramatischen Rechte eingesetzt, er hat — und das ist allerdings nur speciell dänisches Verdienst — sein Volk zu dem weltlitterarischen Völkerschmause (um ein Wort Rückerts zu brauchen) geführt und Dänemark in die Reihe der litteraturbürtigen Staaten eingeführt.





Wallfahrtskirche Madonna di San Luca.

Bologna.

Von

Ernst Koppel.

In dem reichen Städtekranz der apenninischen Halbinsel leuchtet Bologna als eine der eigenartigsten Blüten. Geschichte, Architektur, Kunst und Wissenschaft haben es geweiht, und trotz seines hohen Alters ist es dem Schicksal so mancher altehrwürdigen italienischen Städte, dem teilweisen oder gänzlichen Verfall, glücklich entgangen. Es ist heute eine der bestgebauten und reinlichsten Städte des neuen Italiens und scheint an Lebenskraft mit Rom, mit welchem es durch manche Fäden seit lange verbunden, zu wetteifern. Diese Lebenskraft entspringt anderen Bedingungen als diejenige Roms. Ist es vor allem der Zauber und die Weihe eines klassisch historischen Bodens, der die ewige Stadt stets neu erstehen läßt, so verdankt Bologna seinen erfreulichen Zustand der Tüchtigkeit seiner Bewohner, der Ergiebigkeit des Bodens auf fruchtbarer Ebene und der moralischen wie materiellen Förderung, die der Stadt als Hauptsitz der Wissenschaft in Italien seit manchem Jahrhundert zu Teil ward. Wie fast alle hervorragenden Städte des hesperischen Landes mit einem in höherem oder geringerem Grade charakteristischen Beinamen bedacht worden — es sei nur an „Firenze, la bella“ und „Roma, l'eterna“ erinnert —, so hat Bologna dieser seine Eigenart kennzeichnenden Benennungen gar zwei aufzuweisen: „la grassa“, die fette, und „la dotta“, die gelehrte. Beide aber trägt es mit vollem Recht. Von dem

fruchtbaren Boden giebt der Wohlstand, das im Verhältnis zu anderen italienischen Städten reichliche Leben und von seiner wissenschaftlichen Bedeutung der Ruhm, den es durch Jahrhunderte in ganz Europa, namentlich als Träger und Verkünder der Rechtswissenschaft, genoß, hinreichend Kunde. Auf den Münzen der Stadt prangte ihr stolzer Wahrspruch: „Bologna docet“, und in den Lustspielen vergangener Jahrhunderte war der Bologneser Doktor wie Student eine oft wiederkehrende, fast typisch gewordene Figur; es seien hier nur diejenigen Goldonis erwähnt.

Die uralte Stadt, welche durch Karl den Großen die Rechte einer freien Stadt erhalten, war durch Handel bereits reich und blühend geworden, als sie im Jahre 1102 die Universität gründete, die durch den Deutschen Irnerius einen derartigen Aufschwung erhielt, daß sie zu einer der bedeutendsten der Welt erwuchs. Irnerius führte das Studium der römischen Gesetzbücher ein, und seine Nachfolger, die Glossatoren, legten sie aus und entfalteten eine großartige und weitreichende Thätigkeit, dem römischen Recht einen Teil der Weltherrschaft gewinnend, die im politischen Sinne längst entschwunden war. Im dreizehnten Jahrhundert, zur Zeit ihrer höchsten Blüte, wurde die Universität von durchschnittlich zehntausend Studierenden besucht, unter denen die verschiedensten Altersstufen vertreten waren, und ein ungemein reges wie eigentümliches Leben entfaltete sich innerhalb der alten Mauern. Glühender Wissensdurst, angestrengter Fleiß, scholastischer Eifer, jugendlicher Übermut, Lust an Händeln und Abenteuern belebten diese in sich abgeschlossene, bedeutende Welt in bunter Wechselwirkung. Der grundlegenden und ruhmreichsten Fakultät, der juristischen, gesellten sich allmählich die übrigen hinzu, als letzte die theologische durch Papst Innocenz VI. Im vierzehnten Jahrhundert war es wiederum Bologna, wo zuerst die Anatomie des menschlichen Körpers, die seitdem so ergebnisreiche Wandlungen und Fortschritte erlebte, gelehrt wurde, und noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts leuchtete der alte wissenschaftliche Ruhm hell und glänzend auf. Galvani entdeckte jene wunderbar geheimnisvolle Kraft, die unter dem Namen des Galvanismus zur Zeit der französischen Revolution der ringenden Menschheit ein neues befreiendes Licht entzündete. Trotz alledem sank der Besuch der Universität, die lange nur von dem alten Ruhm zehrte, im Laufe der Jahrhunderte von Stufe zu Stufe. Die heutige Zahl von vierhundert Studenten verkörpert im Vergleich mit der oben erwähnten einmal wieder deutlich den Wechsel alles Irdischen, es mag sich mit den höchsten und edelsten oder den geringsten und kleinlichsten Aufgaben der Menschheit befassen. Trotzdem ist die Universität, nächst Salerno die älteste Italiens, die Papst Nikolaus III. „die fruchtbare Mutter von Männern glänzender Gelehrsamkeit, hoher Staatsweisheit und jeder Tugend“ wie „die immer sprudelnde Quelle der Wissenschaften“ nannte, noch stets eine der hervorragendsten der Halbinsel, und namentlich sind deutsche Einflüsse in wissenschaftlichem Eifer wie der Methode nach unverkennbar.

Die Geschichte der Stadt bewegt sich zum größten Teil in den Bahnen derjenigen der meisten freien Städte der Halbinsel. Einst die Felsina benannte Hauptstadt des nördlichen Teiles des uralten Etrurien, aus dessen Boden in neuerer Zeit zahlreiche Denkzeichen ans Licht gefördert worden — ein Umstand, auf den noch zurückzukommen sein wird —, ward sie von der keltischen Völkerschaft der Bojer erobert und erhielt von ihnen den Namen Bononia. Später teilte sie das allgemeine Schicksal, indem sie nach ihrer Parteinahme für Hannibal römische Kolonie und im Mittelalter in den Streit der Guelfen und Ghibellinen verwickelt wurde. Anläßlich dieser Fehde fällt auch ein Strahl Dantescher Poesie auf Bologna, da im „Inferno“ einer Episode aus jenen vielbewegten Tagen Erwähnung gethan wird;

ist doch die Landschaft, die sie umgiebt, wie manche nahe Stadt der Schauplatz des Lebens des großen Florentiners, und erhebt sich doch im nahen Ravenna sein Grabmal. Der Streit endete mit dem Siege der Guelfen und der Anerkennung der Oberhoheit der Kirche. Unendlich wechselvoll sind in den folgenden Zeiten die Geschicke der Stadt, die, bald von eigenen Herren regiert, bald dem päpstlichen Stuhl unterthan, die ihr innewohnende Kraft durch Erhaltung eines tüchtigen und rührigen Bürgertums fort und fort bewährte, bis sie unter dem großen Papst Julius II. dem Kirchenstaat mit kurzen Unterbrechungen dauernd verbunden und erst mit diesem infolge der neuen politischen Wendungen dem jungen Königreich einverleibt wurde.

Die Stadt ist eine der bestgebauten und reinlichsten Italiens. Trotz des behaglichen Lebens aber, das sich in ihren von zwölf Thoren durchbrochenen Mauern entfaltet, umschwebt sie ein mittelalterlich romantischer Hauch und leiht ihr in den Augen des modernen Menschen erhöhte Anziehungskraft. Bologna ist das italienische Nürnberg. Das Mittelalter hat ihm seine Physiognomie verliehen, und hier wie in Nürnberg ist Backsteinbau wie Gotik zu hoher Entfaltung gelangt. Seit der Periode der Blüte der Stadt sind bald sechs Jahrhunderte vergangen, und die Zeit hat den zahlreichen Kirchen, Palästen und sonstigen Bauten Farbentöne aufgeprägt, die namentlich im schimmernden Sonnenlicht, unter blaustrahlendem Himmel eine eigenartig wunderbare Wirkung und Stimmung erzeugen. Der tiefe und ernste Eindruck wird durch die allgemeine eigentümliche Bauart, welche das Erdgeschoß der Paläste und Häuser in einen gegen die Straße geöffneten Bogengang verwandelt, erhöht. Derselbe verleiht Schutz gegen die Elemente, dämpft aber das Licht und verwehrt den freien Ausblick auf die Straße selbst. In ihrer wechselnden Gestaltung aber gewähren



Palazzo del Podestà.

diese fortlaufenden Arkaden einen reizvollen Anblick und geben der Phantasie reichliche Nahrung. Ihre Wandflächen sind hin und wieder mit Fresken, mit Bildhauerarbeit oder sonstigen Verzierungen geschmückt, und von ihnen aus blickt man in die mächtigen Eingangshallen der Paläste, die an Weiträumigkeit wie wundervollem, ja oft majestätischem Aufbau ihresgleichen suchen. Eine sich häufig wiederholende Eigentümlichkeit dieser Hallen und Höfe ist es, daß sie, durch architektonische oder landschaftliche Fresken im Hintergrunde abgeschlossen, weit ausgedehnter erscheinen, als sie wirklich sind; auch die Treppenhäuser sind oft von mächtiger Wirkung, so besonders dasjenige des Palazzo di Giustizia, ursprünglich Palazzo Bacciocchi mit Fassade von Palladio und der Säulenhalle von Bibbiena, das den großartigsten Treppenanlagen der Renaissance zuzuzählen ist. Den vollendetsten Anblick mittelalterlicher, nur erst von einem Hauch der Renaissance gestreifter Herrlichkeit bieten die zusammenhängenden Plätze Piazza Vittorio Emanuele und Piazza Nettuno. Sie gehören in ihrer Gesamtheit zu den bemerkenswertesten und eigentümlichsten Plätzen, welche italienische Städte, die daran so reich sind, aufzuweisen haben; bewahren sie doch das Bild der Periode, in der sie entstanden, in seltener Reinheit und Treue, von späteren Zuthaten wenig berührt und in einer Weise, die ihren ursprünglichen Charakter nicht zu trüben vermochte. Wenige große Gebäude umgeben diese Plätze, die als ein einziger, durch zwei Rechtecke gebildeter erscheinen. Es sind der Palazzo Pubblico, der Palazzo del Podestà, der Portico de' Banchi und die Kirche San Petronio. Mit Ausnahme des Portico de' Banchi, der 1562 von Vignola im reinsten Renaissancestil erbaut worden, und einer Fassade des Palazzo del Podestà wahren alle diese Bauten ihr mittelalterlich düsteres Gepräge, dem die Zeit noch ihre eigentümliche und das Entzücken des Künstlers wie Kunstfreundes bildende Patina hinzugefügt hat. Man begreift, daß diese finsteren gewaltigen Mauern eine große Geschichte haben. Die der Piazza Nettuno zugewendete Frontseite des Palazzo del Podestà wurde nie vollendet. Die zeitgeschwärzten Backsteinmauern mit den zahlreichen Fensteröffnungen drohen auf den Platz hernieder, aber ihr düsterer Eindruck wird durch den Umstand gemildert, daß über den Fenstern des Untergeschosses in großen Lettern die Inschrift „Assicurazioni sulla vita“ prangt. Eine Lebensversicherungs-Gesellschaft hat hier ihren Sitz aufgeschlagen, und die nüchternste moderne Prosa platzt unvermittelt in die mittelalterliche Romantik. Denn dieser Palast ist eine Hochburg der Romantik, und den Deutschen ergreift bei seinem Anblick ein eigenartig wundersames Gefühl. Vollends im Mondenlicht ist es, als müßten süße Klänge aus seinen finsteren Mauern ertönen, Lieder von Lenz und Liebe, von Frauenreiz und Rittertugend! — Saß doch in diesem Palast des großen Hohenstaufen Friedrichs II. liederreicher Sohn, der blonde König Enzio, gefangen! Nicht Konradin, sondern Enzio, zu deutsch Heinz, war der letzte Hohenstaufe, aber schon während seines Lebens ein toter Mann für die Welt. Im Jahre 1249 wurde er in der unglücklichen Schlacht von Fossalta gefangen genommen, und als die Thore seines Kerkers sich hinter ihm geschlossen, vermochte keine Macht der Erde sie für ihn wieder zu öffnen. Umsonst bot der mächtige Kaiser als Lösegeld für den geliebten Sohn so viel Gold, als hinreichend, um die Ringmauern der stolzen Stadt zu umziehen; es wurde abgeschlagen, und der junge König von Sardinien blieb nach wie vor ein Gefangener. Ein dreiundzwanzigjähriger Jüngling, dem die blonden Locken reich das Haupt umwallten, betrat er seinen Kerker; dreiundzwanzig Jahre später trug man den Mann in der Blüte seiner Jahre hinaus zur letzten Ruhestätte in der altehrwürdigen Kirche San Domenico, die die Grabstätten mancher Träger stolzer Namen birgt. Es ist ein tief tragisches Schicksal, das die gewaltigen Hohenstaufen getroffen,

und vielleicht ist das des letzten Sprossen das tragischste von allen. Der Zauber seiner Persönlichkeit, die Ehrfurcht vor dem Blut, das in seinen Adern rollte, sein holder Liedermund — war er doch Dichter, Sänger und Tonkünstler zugleich — milderten allgemach die strenge Gefangenschaft, und selbst die Liebe fand ihren Weg in die Kerkermauern. Es wird erzählt, daß die schöne Lucia Vendagoli beim ersten Anblick für den jungen Kaisersohn entbrannt sei und es dahin gebracht habe, seine Haft mit ihm teilen zu dürfen. Trotz alledem konnte der junge Held die Freiheit nicht vergessen, die dem Dichter und Sänger doppelt lockend und unentbehrlich sein mußte. Wie die Liebe hatte auch die Freundschaft sein von der Welt abgeschiedenes Leben verschönt. Mit dem Freunde, einem jungen Bologneser Namens Asinelli, wurde die Flucht geplant und ausgeführt. In einem Weinfaß wurde der letzte Hohenstaufe, dessen feurige Seele danach lechzte, sein großes Erbe anzutreten, aus seinem langjährigen Kerker von einem starken Küfer hinausgetragen; aber das Schicksal in Gestalt einer Locke seines üppigen blonden Haares vereitelte alles. Sie hatte sich aus dem Faß herausgedrängt und verriet den Helden somit seinen Kerkermeistern. Strenge Strafe traf die an dem Fluchtversuch Beteiligten. Enzio selbst wurde der Zugeständnisse beraubt, die man ihm bereitwillig gemacht hatte: seine Gefangenschaft wurde eine schwere, und der opferwillige Küser wurde enthauptet. Asinelli entfloh und hat den Freund nie wiedergesehn. Was aus der schönen Lucia geworden ist, wird nicht gemeldet; aber von ihrem Bunde mit dem blonden Enzio leiten die Bentivoglio, das stolzeste Geschlecht der Stadt und vielfach mit ihrer Geschichte verknüpft, ihren Ursprung ab. Aus den Adelsfehden siegreich hervorgehend, standen sie von 1401 bis 1512 an der Spitze der Regierung.

Mittelalterliches Grabmal des Guelfenhauptes Rolandini Passeggieri.

Was für Empfindungen die Seele Enzios durchtobt haben mögen, als er sich in das Kerkerdasein zurückgeworfen sah, während ihm draußen die stolze Erb-

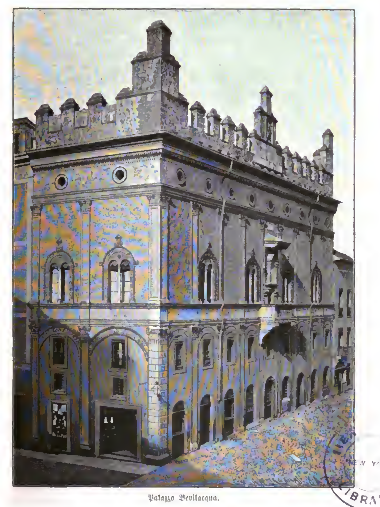
schaft der Väter winkte — wer will es ermessen? Welche Klagen, welcher Sturm empörter Gedanken und Gefühle mögen in jenem Palast aus der Brust des gefangenen Fürsten, Dichters und Sängers hervorgebrochen sein! Wie mag die Sehnsucht ihn übermannt haben, wenn er durch sein Fenster den blauen Himmel Italiens oder das mondscheingetränkte, sternübersäete Firmament der südlichen Nächte schimmern sah! — Erst nach dreiundzwanzig Jahren, seit er ein Unfreier geworden, öffneten sich die Pforten der Freiheit; aber kein Wunsch nach Ruhm und Macht, kein Sehnen nach Glück und Liebe beseelte ihn da mehr, war doch der Sangesmächtige in der Blüte der Jahre ein stiller Mann geworden. — So ist dieser Palast, wie der Marktplatz in Neapel, wo Konradins junges Haupt fiel, dem Deutschen eine geweihte Stätte von tragischer Bedeutung, wie leider so manche in dem lachenden und lockenden Lande jenseits der Alpen.



Die Kirche Madonna di Galliera.

In diesem merkwürdigen Palast wird heute das Stadtarchiv bewahrt, und die

große Halle trägt zur Erinnerung an den einstigen unfreiwilligen Bewohner die Benennung „Sala del Re Enzio". So ist Stadtbehörden, Tribunale, Telegraphenbureau u. s. w. und bildet so die eigentliche Seele der Stadt. Er ist kein ein-



Palazzo Bevilacqua.

der Name des unseligen Hohenstaufen unauslöschlich mit diesen altersgrauen Mauern verbunden.

Dem einstigen Gefängnis Enzios gegenüber liegt der frühere Palazzo Apostolico, heute Palazzo Pubblico oder del Governo genannt. Er enthält die Staats- und zelnes Gebäude, sondern vielmehr ein Gebäudekomplex, aus einer Vereinigung zusammenliegender Bauten aus dem dreizehnten Jahrhundert entstanden. Die Hauptfassade zeigt eine unregelmäßige Architektur, die ungemein malerisch wirkt. Reste alter Pracht sind noch vorhanden,

aber die Malereien, die einst in hellem Glanze strahlten, sind verschwunden. Über modernen Fensteröffnungen wölben sich mittelalterlich gotische Spitzbogen, das große Portal ist im reinen Renaissancestil gehalten, und der merkwürdige Uhrturm, obgleich im fünfzehnten Jahrhundert errichtet, macht mit seinem überreichen plastischen Schmuck fast den Eindruck des Barocken. Über dem Portal thront eine vorzügliche Bronzestatue Gregors XIII., eines Sohnes aus dem Bologneser Geschlecht der Buoncompagni. Im Jahre 1796, nach der Invasion der Stadt durch die Franzosen, nahm man der Statue die stolze Tiara und verwandelte sie in den heiligen Patronius, den Schutzheiligen der Stadt, um, in welcher Gestalt sie trotz der sich wiederholenden politischen Wandlungen bis auf den heutigen Tag verblieb. Auch dieser Bau birgt eine der großartigen Treppenanlagen der Renaissance, wie sie jener Luft, Licht und Weiträumigkeit liebenden, den direkten Gegensatz zum finsteren und engen Mittelalter bildenden Periode eigen waren. Aus dem ersten architektonisch bemerkenswerten Hof gelangt man zu einer Rampentreppe, die, 1509 von keinem Geringeren als Bramante errichtet, in ihrer stillen Größe und Einfachheit einen imponierenden Eindruck macht. Das Geheimnis dieses Zaubers liegt auch hier, wie bei der Architektur der Renaissance überhaupt, in dem Verhältnis der einzelnen Teile des Ganzen zueinander, die mit bewundernswertem Feinsinn geregelt und angeordnet sind.

An der Ostseite der Piazza Vittorio Emanuele erhebt sich der Portico de' Banchi, ein bedeutender Renaissancebau aus dem Jahre 1562. Vignola ist der Baumeister desselben, und der Bau dient zu Kaufläden u. s. w., die sich unter den Arkaden der benachbarten Paläste in bunter Fülle fortsetzen und ein beredtes Zeugnis für den Wohlstand und die Lebensfülle der Stadt sind. Sie ziehen sich an der Langseite der Hauptkirche Bolognas, San Petronio, hin.

Diese Kirche, die nie vollendet wurde, stimmt in ihrer düsteren Majestät wunderbar zu den sie umgebenden Palästen. An ihr versuchte die italienische Gotik ihr Höchstes, und es ist nicht genug zu beklagen, daß sie ein Torso geblieben. Diese Vorliebe für den gotischen Stil, der Bologna vor anderen italienischen Städten auszeichnet, scheint bezeichnend für die Eigenart, den ernsten und tiefen Sinn seiner Bewohner. Die stolzen Bürger wollten ein Werk schaffen, welches mit dem Dom von Florenz zu wetteifern im stande sei, und zwar unter Vermeidung der dort im Grundplan begangenen Fehler. Vom Ende des vierzehnten bis Mitte des siebzehnten Jahrhunderts wurde in langen Zwischenräumen an der Kirche gebaut, bis man endlich, von der Unmöglichkeit, den ursprünglichen Plan auszuführen, überzeugt, beschloß, sich mit dem einzig vorhandenen Langhaus zu begnügen und dasselbe durch eine Chornische abzuschließen. Sucht man nach den Gründen, die es nicht gestatteten, ein so erhabenes Werk auszuführen, so sind dieselben nicht schwer zu finden. Die Vollendung scheiterte, abgesehen von politischen Umständen, an dem erwachenden Gefühl und Verständnis für die antike Architektur — ein Drang, der jene Wunderblüte, die man mit dem Namen Renaissance bezeichnet, hervorbrachte. Die rückwärts nach den großen und heiteren Formen der Antike gewendete Sehnsucht der Menschen mußte der mystisch wirkenden, zum Himmel strebenden Gotik durchaus feindlich sein, und so hat man in San Petronio, eben seiner Nichtvollendung wegen, ein gewaltiges Denkmal der sich verändernden und sich erneuernden Geistes- und Geschmacksrichtung des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts vor sich. Nur das vordere Langhaus ist vollendet; das Querschiff, der fünfschiffig geplante Chor und die großartig entworfene Kuppel sind nie zur Ausführung gelangt. Welch ein romantischer Wunderbau der Gotik hier entstanden wäre, beweist das einzig vorhandene Langhaus, das, dreischiffig, durch die an den Seiten hinlaufenden Kapellen als ein fünfschif-

siges erscheint. Das Spitzbogengewölbe wird von zwölf Pfeilern getragen, und die Durchbildung des Ganzen wirkt fast noch reiner und harmonischer als das Innere des Florentiner Domes. Die der Piazza zugekehrte Fassade war als ein besonders herrliches Werk geplant, und wer Gelegenheit hatte, die in neuester Zeit vollendete Domfassade von Florenz zu bewundern, mag sich dieses unausgeführte Wunderwerk durch die Phantasie zu ergänzen im stande sein. Als ob eine nicht zurückzudrängende Sehnsucht das damalige Geschlecht beseelt hätte, erscheint der Umstand, daß schon vier Jahre nach der Grundsteinlegung mit der Marmorbekleidung der Fassade begonnen wurde, die aber allmählich wie der ganze Bau ins Stocken geriet. Aber das Wenige, was vorhanden, hat eine ganze Geschichte und weist herrliche Kunstwerke auf. Die beiden Seitenpilaster des Hauptportals sind von dem als erster mit der Ausschmückung durch Skulptur beschäftigten Sieneser Giacomo della Quercia mit zehn Darstellungen von der Schöpfung bis zur Sündflut geschmückt. Die Thürumrahmung selbst zeigt Reliefbrustbilder von Propheten und Sibyllen und das Architrav die Geburt Christi, Anbetung der Könige und anderes mehr von anderen Meistern, die sich aber noch nicht zu der freien und frischen Art erheben, durch welche Quercia seine Werke zu so bedeutenden für die Kunstgeschichte gestaltete und nicht wenig zu dem Sieg der Renaissance beitrug. Auch die Seitenportale sind mit reichem Skulpturschmuck versehen; so mit Reliefs von Tribolo von Florenz, von Alfonso Lombardo und anderen zeitgenössischen Künstlern. Die Reliefs von Tribolo kommen denjenigen Quercias in Reinheit des Stils wie Lebendigkeit der Auffassung am nächsten. Über all diesem plastischen Schmuck aber thronte einst oberhalb des Hauptportals die Erzstatue Julius' II. von dem größten Meister der Renaissance, von Michelangelo. Der große Papst hielt die Schlüssel als Attribut seiner Macht und in der Linken das Schwert, was durchaus bezeichnend für seinen gewaltigen Charakter ist; das Volk sagte in jenen Tagen, man wisse nicht, ob er segne oder drohe, auch dieses bezeichnend für die geistige Eigenart des Meisters. Nur drei Jahre thronte das Kunstwerk als Schmuck der ehrwürdigen Kirche; im Jahre 1511 wurde es von den Anhängern der Bentivoglio, die damals noch im Besitz der Obergewalt waren, zerschlagen und dem Herzog von Ferrara als altes Erz verkauft, aus welchem dieser ein „Giuliano" genanntes Geschütz gießen ließ. Unwillkürlich drängt sich angesichts dieser Thatsache der Gedanke an das traurige Schicksal so mancher berühmter Kunstwerke auf; besonders aber scheint Michelangelo auch in dieser Hinsicht vom Geschick verfolgt worden zu sein, und auch hier erblickt man seine gewaltige Persönlichkeit in tragischer Größe und Bedeutung.

In der gotischen Dämmerung des Gotteshauses aber erscheint dem Sinnenden eine andere tragische Gestalt, Karl V., der Fürst, in dessen Reich die Sonne nicht unterging und der sich schließlich mit einer Klosterzelle begnügte. Unter dem Baldachin des Chores wurde er am 24. Februar 1530 durch Papst Clemens VII. zum Kaiser gekrönt. Welche Hoffnungen, Pläne und Entwürfe mögen an jenem Tage die Brust des Herrschers gedehnt haben! Schwerlich hat er geahnt, daß seine ganze große Herrscherlaufbahn ihn nur von der Kirche ins Kloster führen würde — ein winziger Schritt und dennoch von ungeheurer Bedeutung! Hier das Ergreifen der höchsten weltlichen Gewalt, dort der Verzicht auf alles, was das Leben schmückt! Jener 24. Februar aber ist zugleich von allgemeiner historischer Bedeutung; war es doch nach so vielen Jahrhunderten das letzte Mal, daß ein Kaiser in Italien die Krone erhielt. Für das Papsttum gab es seit jener Zeit nur noch ein, wenn auch zuerst unmerkliches und langsames Herabsteigen von der unnahbaren Höhe, auf die es sich gestellt, bis es dort angelangt, wo es sich heute befindet.

In der Mitte der Piazza Nettuno steht das herrliche Werk, das dem Platz seinen Namen gab, der Neptunsbrunnen, einer der großartigsten Italiens, das an Kunstschöpfungen dieser Gattung so reich ist. Mit ihm ist der Name Giovanni di Bologna unauslöschlich verknüpft, denn kein Geringerer als dieser große Künstler der Renaissance, der würdigste Nachahmer Michelangelos, ist der Schöpfer der Bronzestatue des Neptun, die sich als Krönung des Ganzen über drei Meter hoch erhebt. Den Dreizack in der Rechten ragt der Gott majestätisch auf, ein Bild reifer, machtvoller Männlichkeit, voll individuellen Lebens. Gleichfalls bewundernswert ist der architektonische Aufbau des Brunnens. An seiner Basis wird er von vier auf Delphinen reitenden, breit hingelagerten Sirenen flankiert, die aus ihren Brüsten Wasserstrahlen in die Luft senden, so das heimische Element gleichsam aus sich selbst fort und fort erneuernd. Zwischen ihnen an den vier Seiten des Unterbaues plätschert das klare Wasser in muschelartige, edelgeformte Schalen. Diesem Unterbau ist ein kräftiges, dekorativ reich ausgestattetes Postament aufgesetzt, welches das Fußgestell der Neptunsstatue trägt und von spielenden Kindern gekrönt wird, deren anmutig natürliche Bewegung selten übertroffen worden. Der Gesamteindruck ist, namentlich in malerisch-dekorativem Sinne, ein ungewöhnlich tiefer und nachhaltiger; das Geheimnis des Zaubers auch dieses Renaissancewerkes, gleichsam seine innerste Seele, heißt Harmonie. Wundervoll stimmen die Farbentöne der Zeit auf Erz und Marmor mit der Umgebung. Sich im Sonnenschein in die Seele schmeichelnd, wirkt dieser Platz im Mondlicht, mit dem dieser gütige Himmel so verschwenderisch waltet, überwältigend. Architektur, der Nachhall verschiedener Kunstperioden der Vergangenheit und historische Erinnerungen vereinigen sich zu so einziger Wirkung, daß das erregte Gemüt aus dem finsteren, schweigenden Palast die Klage- und Sehnsuchtslaute des fürstlichen gefesselten Sängers, die auf ewig in jene Mauern gebannt scheinen, zu hören vermeint. Aber in Wirklichkeit ist alles still, nur der Brunnen plätschert sein jahrhundertealtes Lied, und was man zu hören wähnte, war

Mercanzia oder Loggia dei Mercanti.

nur das eigene bewegte Innere oder die geheimnisvoll tönende Seele der Nacht, die manchem, was im Lärm des Tages in Schweigen gebannt, im dämmernden Dunkel zur Sprache verhilft.

Außer San Petronio ist die Stadt an Kirchen überreich, was sich schon durch ihre lange Verbindung mit dem Kirchenstaat erklärt. Unter ihnen ist besonders San Stefano bemerkenswert, die einen Komplex von sieben Kirchen bildet und an der Stelle eines Isistempels liegt. Die einzelnen Kirchen aus den verschiedensten Jahrhunderten liegen neben- und untereinander und bilden ein eigenartiges Labyrinth. In San Domenico befindet sich die sogenannte Arca di San Domenico, der mit herrlichen Skulpturen geschmückte Grabschrein des Heiligen. Er wurde von Nicola Pisano und Fra Guglielmo Agnelli, dessen ältestem Schüler, entworfen und ausgeführt, doch scheint die Beteiligung des ersteren an der Ausführung nur eine geringe zu sein. Basis, Grabschrein und Deckel sind mit Skulpturen bedeckt, an denen auch andere spätere Meister Anteil haben, so daß das Ganze eine seltene Anschauung von der Entwickelung der spätmittelalterlichen Kunst zur Frührenaissance und Renaissance bietet. Auch ein Jugendwerk Michelangelos befindet sich, der Tradition nach, an diesem Grabmal. Auf dem Altar sind zwei kniende Engel dargestellt, von denen der eine dem großen Meister zugeschrieben



Die schiefen Türme Asinelli und Garisenda.

wird, freilich ohne zwingende Notwendigkeit, wenn auch der zur Linken befindliche eine überaus anmutige Schöpfung ist. Die Gewandung des heiligen Petronius, dessen Statue sich mit anderen über dem Sarkophag erhebt, vermutet man als sein Werk.

Gerade aber hier hat man Ursache,

derlei Angaben äußerst vorsichtig aufzunehmen, als eine Beteiligung Giovanni da Bolognas bei so hervorragenden Werken in der Stadt, wo er eine so ruhmreiche Thätigkeit entfaltete, nicht ausgeschlossen erscheint. Die Sonne des großen Florentiners verdunkelt nur zu leicht das Licht des aus Flandern eingewanderten Nachahmers. Wie sehr man sich übrigens die künstlerische Ausschmückung des bedeutenden Grabmals angelegen sein ließ, beweist der Umstand, daß noch im Jahre 1532 Alfonso Lombardi aus Ferrara mit der Ausführung der Reliefs an der Basis betraut wurde, also länger als drei Jahrhunderte nach Entstehung des Denkmals. An der Halbkuppel über dem Grabschrein hat Guido Reni die Aufnahme des Heiligen in den Himmel gemalt, was auch die Teilnahme der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts für die geweihte Stätte beweist. Vor der Kirche erheben sich auf dem kleinen, stillen Platz, der das Gepräge einer entschwundenen Periode treu bewahrt, zahlreiche Denkmäler, zunächst die Säulen mit den Standbildern des heiligen Dominikus und der Madonna del Rosario. Zwischen ihnen steht das Erinnerungszeichen einer früheren Epoche, das mittelalterliche Grabmal, welches zu Ehren des Guelfenhauptes Rolandini Passeggieri errichtet wurde. Es ruht auf neun Marmorsäulen und ist in zwei Abteilungen geteilt, deren obere zwischen säulengetragenen Spitzbogen den Sarkophag einschließt, ein stilloser, wunderlich gotisierender Bau. Ein zweites, kleineres Grabmal befindet sich ganz in der Nähe auf demselben Platze, welches im dreizehnten Jahrhundert zum Teil aus antiken Marmorstücken, dem beliebten Baumaterial des Mittelalters, errichtet wurde.

Der stille Platz ist die passende Stätte für Grabmäler; kein anderer in Bologna ist in gleichem Maße vom Hauch der Vergangenheit umweht, denn auf der Piazza Vittorio Emanuele regt sich inmitten der Zeugen vergangener Jahrhunderte modernes Leben in vielfachen Äußerungen, während hier träumerische Stille und tiefes Schweigen vorwaltet.

Außer den genannten sind in zahlreichen anderen kirchlichen Bauten viele Kunstwerke, namentlich Gemälde der Bologneser Malerschule, vorhanden, so im Dom, San Pietro genannt, ferner in San Giacomo Maggiore und anderen. Von Profanbauten der Frührenaissance sind es vor allem die Paläste, welche die Aufmerksamkeit auf sich lenken und gewissen Straßen ein eigenartiges Gepräge aufdrücken. Sie sind in zierlichstem Backsteinbau aufgeführt, zeigen meist die der bolognesischen Architektur eigentümlichen offenen Bogenhallen, rundbogige Fenster mit Pilastern und Teilungssäulen, schöne Konsolengesimse und andere gemeinschaftliche Merkmale. Von ihnen seien die Palazzi Fava, Gualandi und Bevilacqua erwähnt, während die entwickelte Renaissance, die sich allmählich dem Barockstil zuneigte, in dem herrlichen Palazzo Buoncompagni Ludovisi wie in den Palazzi Malvezzi-Campeggi, Fantuzzi und anderen zu Tage tritt. Auch die Gotik hat einen reizenden Profanbau in dem Palazzo della Mercanzia, der Handelskammer, aufzuweisen, der angeblich bereits Ende des dreizehnten Jahrhunderts erbaut sein soll. Namentlich ist der Skulpturschmuck der Spitzbogenfenster wie die kleine Loggia mit dem marmornen Schutzdach bemerkenswert. In der Nähe dieses Palastes erheben sich die mittelalterlichen Wahrzeichen der Stadt, die berühmten schiefen Türme, von denen der unvollendete der einzige vorhandene ist, bei dem jene Eigentümlichkeit beabsichtigt wurde. Sie führen die Namen: Torre Asinelli und Torre Garisenda nach ihren Erbauern. Ersterer, der eine Höhe von 256 Fuß mißt, bietet eine weite Fernsicht, die bereits von Goethe gepriesen wurde. Er sagt:

„Ich bestieg den Turm und ergötzte mich an der freien Luft. Die Aussicht ist herrlich! Im Norden sieht man die paduanischen Berge, sodann die Schweizer, Tiroler, Friauler Alpen, genug die ganze nördliche Kette. Gegen Westen ein un-

begrenzter Horizont, aus dem nur die Türme von Modena herausragen. Gegen Osten eine gleiche Ebene bis ans Adriatische Meer, welches man bei Sonnenausgang gewahr wird. Gegen Süden die Vorhügel der Apenninen, bis an ihre Gipfel bepflanzt, bewachsen, mit Kirchen, Palästen, Gartenhäusern besetzt." Torre Garisenda erreicht kaum die halbe Höhe seines riesigen Zwillingsbruders. Von ihm sagt Goethe in Bezug auf die bizarren Erbauer: „Jeder wollte auch mit einem Turm prangen, und als zuletzt die geraden Türme gar zu alltäglich wurden, so baute man einen schiefen. Auch haben Architekt und Besitzer ihren Zweck erreicht, man sieht an den vielen geraden schlanken Türmen hin und sucht den krummen." Und Dante im Inferno:

Wie Garisenda dem, der zu ihr aufblickt,
Da, wo sie überhänget, dann erscheinet,
Wenn Wolken ziehn in umgekehrter Richtung,
So schien Antäus mir.

Wenn sich die Stadt frühzeitig in Architektur und Skulptur an der mächtigen Bewegung der Renaissance beteiligt hat, so ward ihr in der Malerei nur eine Nachblüte derselben zu teil, nachdem Francesco Francia, seines Zeichens ein Goldschmied, bereits im fünfzehnten Jahrhundert eine weit über die Grenzen seiner Heimat hinausreichende Bedeutung gewann. Die Blütezeit der Bologneser Malerei aber fällt in das siebzehnte Jahrhundert, wo Künstler wie Lodovico und Annibale Carracci, Domenichino, Guido Reni und Guercino gleichzeitig thätig waren. Auch Francesco Albani verdient einen Platz in diesem Künstlerkreise, der das religiöse Bewußtsein und die oft schwärmerische Begeisterung der großen Meister des Cinquecento durch realistische Auffassung und ausgebildetste Technik zu ersetzen suchte. Durch die Verwandtschaft der Stoffwahl wie durch andere Anlehnungen an die großen Meister wurde die bolognesische Schule selbstredend zum Eklekticismus gedrängt, hat aber innerhalb der sich selbst gezogenen Grenzen eine merkwürdige, wenn auch nicht immer erfreuliche künstlerische Nachblüte des Cinquecento gezeitigt. Den vollendetsten Ausdruck dieser Schule bildet die Pinacoteca in der Accademia delle belle arti, in der die genannten Meister, wie zahlreiche andere derselben Schule angehörige, in seltener Fülle vertreten sind. Vor allem zeigt sich hier Guido Reni in den verschiedenen Seiten seines Wesens. In der Madonna della Pietà, einem Gemälde von kolossalem Umfange, wie in dem Bildnis des heiligen Andreas Corsini zeigt er sich als meisterhafter Kolorist, und in ersterem ist gleichzeitig der Ausbau der einzelnen Gruppen unübertrefflich, wenn auch die Komposition in zwei Teilen auseinanderfällt; in dem „Simson, der aus dem Eselskinnbacken als Sieger über die Philister trinkt", zeigt er in der jugendlichen Gestalt des Helden eine durchgebildete Kenntnis des Nackten und deutet in der eigenartigen Stimmung, in welche das Gemälde getaucht ist, bereits auf eine spätere Periode der Malerei. Auch Lodovico Carraccis „Geburt Johannis", Agostino Guercinos „Madonna mit den beiden Kartäusern", Albanis „Taufe Christi" und manche andere machen den Ruhm dieser Eklektiker begreiflich und erscheinen trotz mancher Verschiedenheit als Blüten eines Stammes, die deshalb nicht weniger Anteil und Interesse erwecken, weil sie in ihrer Spätgeburt dem Johannistrieb vergleichbar sind. Wunderbar aber leuchtet aus ihrer Mitte Raphaels „Heilige Cäcilia, von vier Heiligen umgeben" dem Beschauer entgegen. Dort gewaltsame Bewegung, künstlich dramatische Spannung und realistische Anordnung, hier tiefste Versenkung, schwärmerische Hingebung und harmonische Ruhe. Wie die Heiligen selbst wird der Beschauer in den Zustand der Vision versetzt, während die Gestalten an sich ihm als menschlich anmutende Persönlichkeiten entgegentreten. Dieses Gemälde beweist in seiner wunderbar wirkenden Gegenwart schlagend den weiten Abstand der Kunst der großen Meister des Cinquecento, die den Glauben hatten oder vielmehr, denen die Kunst

Religion, wie die Religion zur Kunst wurde, von den Eklektikern, die religiöse Darstellungen als geeignetstes Mittel zur Verkörperung ihrer Kunstfertigkeit betrachteten. In ihrer seltenen Geschlossenheit ist die Galerie als historisches wie künstlerisches Dokument unschätzbar, wenngleich man in ihr nur die eine Seite der Kunstübung der fruchtbaren Bologneser Schule erkennt. In ihrer Thätigkeit als Freskomaler aber, als welche namentlich Guido Reni und die Carracci so Hervorragendes geleistet, lernt man sie einzig in Rom kennen.

Unter den sonstigen Sammlungen der Stadt nimmt das im Archiginnasio antico befindliche Museo civico oder städtische Museum den ersten Platz ein. Außer den ägyptischen und griechisch-römischen Altertümern, die in reicher Fülle und vortrefflicher Anordnung vorhanden sind, erregen die aus den Gräberfunden bei der Certosa von Bologna herrührenden Gegenstände das höchste Interesse. Im Jahre 1869 nämlich wurde die unterirdische etruskische Totenstätte der alten Felsina an der Stelle des heutigen Friedhofes aufgefunden. In einem Grabe des Klosters entdeckte man eine Bronzekiste und wurde so zu weiteren Nachforschungen angeregt, die ein überraschendes Resultat lieferten. Im Laufe der nächsten Jahre wurden ungefähr vierhundert Gräber bloßgelegt, und die Bedeutung dieser Ausgrabungen ist um so höher anzuschlagen, als die entdeckten Gräber von denen anderer etruskischer Städte völlig verschieden sind. Man macht die Wahrnehmung, daß nur der kleinere Teil der Leichen verbrannt worden. Man gab den Resten der Verblichenen, ob sie als Asche in Kisten oder als unverbrannte Leichen in Gräbern geborgen wurden, zahllose Gegenstände mit, und eben diese haben die reiche Ausbeute geliefert, die hier aufbewahrt wird und die einen vortrefflichen Überblick über die verschiedenen Kulturstadien bietet, welche die Bevölkerung von Felsina durchgemacht hat. Scarabäen, Vasen, Amphoren, Prachtleuchter, Eimer und andere Gefäße aus Bronze, Gold- und Silbersachen, die deutlich den hellenischen Einfluß verraten, und vieles andere leitet den sinnenden Blick rückwärts durch die verschiedensten Kulturperioden einer längst vergangenen Welt. Der Fundort aller dieser Altertümer, der Campo Santo bei der Certosa, liegt nahe vor der Stadt und ist einer der schönsten Italiens, des Landes, welches auch den Stätten des Todes einen Abglanz seiner heiter-naiven Sinnlichkeit, seines Behagens am schönen Schein zu verleihen weiß. Das bereits 1335 gegründete Kartäuserkloster wurde 1797 aufgehoben, und seitdem ist hier der allgemeine Friedhof der Stadt. Hier sieht man auch auf der altetruskischen Grabstätte zwei Gräber in dem Zustande, wie sie zu Tage gefördert wurden, und so vermag man sich in Verbindung mit den im Museum befindlichen Gegenständen ein einigermaßen zutreffendes Bild der ganzen Anlage in der Phantasie zu entwerfen.

Wie die Stadt mit der bildenden Kunst des Landes in verschiedenen Epochen in fruchtbarer Wechselwirkung stand, so steht sie auch zu der neuen Musikgeschichte in Beziehung. In Bologna war der Wohnsitz Rossinis. Hier erbaute er sich 1825 einen Palast, der durch eine Gedenktafel ausgezeichnet ist. In großen Lettern zieren Inschriften aus Cicero und Virgil dieses Künstlerheim, das noch heute von Melodien umschwirrt scheint; ist es dem Besucher doch, als müßten sich diese Mauern eine tönende Seele bewahrt haben. Dekorative Reliefs, musikalische Instrumente darstellend, sind an der Straßenfront angebracht und bilden den einzigen künstlerischen Schmuck der einigermaßen nüchternen Außenseite des Gebäudes. In der Nähe liegt das Liceo filarmonico, die 1805 gegründete musikalische Musterschule, die ihren nicht unbedeutenden Ruf mit Recht genießt. Hier machte Rossini seine ersten Studien. So nahe liegt hier Anfang und Ende einer großen künstlerischen Laufbahn beisammen. Im Jahre 1864 wurde über der Thür des Liceo folgende nicht eben geschmackvolle Inschrift angebracht: „Hier

trat als Studierender ein und von hier ging als Fürst der Musikwissenschaft aus Gioacchimo Rossini."

Ungleich wichtiger und anziehender für den Deutschen ist der Umstand, daß zu Bologna die Kunst Richard Wagners zuerst in Italien Würdigung und Anerkennung gefunden hat. Im Jahre 1871 wurde „Lohengrin" daselbst aufgeführt und erregte einen Sturm von Begeisterung. Ein beredtes Zeugnis dafür wie für die Empfindungen, welche diese Thatsache in ihm erregte, bildet der im neunten Bande der „Gesammelten Schriften und Dichtungen" enthaltene Brief des Dichterkomponisten an einen italienischen Freund, vom 7. November 1871 aus Luzern datiert. Die Folge der künstlerischen Erregung, in welche die Bewohner Bolognas durch „Lohengrin" gerieten, war bekanntlich die Verleihung des Ehrenbürgerrechts an den Meister, der in einem Schreiben an den Bürgermeister der Stadt seiner innersten Genugthuung über die ihm erwiesene Auszeichnung beredten Ausdruck lieh. Durch diesen Umstand bewies die ehrwürdige Stadt abermals, wie sehr sie deutschem Geistesleben zuneigt, wie willig sie sich jeder aus Deutschland kommenden geistigen Anregung hingiebt und welch ein wichtiges Glied sie in der Kette der Vermittelung deutscher und italienischer Art bildet.



Die heilige Cäcilie von Raphael.

Trotzdem die Universität von ihrer einstigen Bedeutung sehr viel eingebüßt hat,

trotz des Schwindens ihres wissenschaftlichen Ruhmes, tritt der ernste, in die Tiefe strebende Sinn des gebildeten Teiles der Bevölkerung dennoch in mannigfachen Äußerungen zu Tage. Das Erbteil der Väter ist nicht gänzlich aufgezehrt, und man bemüht sich hin und wieder, sich desselben würdig zu zeigen. So hat sich vor einigen Jahren ein Verein von Gelehrten und Litteraturfreunden gebildet, und zwar nach dem Vorgang der Pariser „Société des amis des livres“, mit dem Motto: „Liber libertas.“ Die Vereinigung hat sich die Förderung der Bücherkunde und -Liebhaberei im edelsten Sinne, der bibliographischen Forschung im Altertum wie in der Neuzeit zur Aufgabe gemacht. Das Organ des Vereins ist die Monatsschrift: „Il Bibliofilo“, welche Aufsätze über seltene Codices, berühmte Büchereien, Archivstudien, Handschriften, Inkunabeln u. s. w. enthält. Mit anerkennenswertem kosmopolitischem Weitblick hat man sich nicht nur auf Italien für den Kreis der Besprechungen beschränkt, sondern sich das möglichst weitgehende Programm gestellt, und so ist zu wünschen, daß auch das Ausland einem von einer edlen Leidenschaft eingegebenen Unternehmen teilnehmend und fördernd entgegenkommen möge. Für das eigenartige Geistesleben der Stadt spricht es auch, daß sich in ihr von jeher in wissenschaftlicher wie künstlerischer Hinsicht zahlreiche Frauen hervorgethan haben. Bereits im vierzehnten Jahrhundert lehrte Novella d'Andrea an der Universität, war jedoch ihrer Schönheit wegen genötigt, ihre Weisheit hinter einem Vorhang zu verkündigen; im achtzehnten Jahrhundert that sich Laura Bassi in Mathematik und Physik, Frau Mazzolini in Anatomie und Clotilda Tambroni in griechischer Philosophie hervor. Als Bildhauerin wirkte zur Zeit der Hochrenaissance Properzia de' Rossi und als Malerin Elisabetta Sirani, eine Zeitgenossin Guido Renis, welche, kaum sechsundzwanzigjährig, an Gift starb. Beide Künstlerinnen erhoben sich weit über die Mittelmäßigkeit, wie manches Werk ihrer Hand in ihrer Vaterstadt beweist. Elisabetta Sirani, deren tragisches Geschick die Stadt zu regstem Anteil bewegte, liegt in der Rosenkranzkapelle von San Domenico begraben, in derselben Kapelle, in der auch die Gebeine Guido Renis die letzte Ruhestätte gefunden.

Hat man die altehrwürdige Stadt unter der unsichtbaren, aber treuen Führung der Geschichte, der Kunst, Wissenschaft und Kultur nach allen Richtungen durchwandert, sich müde geschaut, und wird vom Sinnen und Denken das Haupt schwer, so verläßt man dieselbe durch das malerische Thor, Porta Saragozza genannt. Außerhalb desselben erhebt sich auf grünem Hügel, dem Monte della Guardia, die berühmte Wallfahrtskirche Madonna di San Luca. Ein Portikus von 635 Bogen, im siebzehnten Jahrhundert erbaut, führt hinauf, so daß selbst bei ungünstigem Wetter der Anstieg ohne jede Belästigung durch die Elemente gemacht werden kann. Oben wird ein altes, angeblich von St. Lukas gemaltes Madonnenbild verehrt. Das höchste Wunder aber, das sich den entzückten Sinnen dort auf lustiger Höhe erschließt, ist der Rundblick auf die weit hingebreitete Landschaft. Er umfaßt die Apenninen, die Lombardei und Venetien, und darüber hinaus schimmert das Adriatische Meer in irisfarbenem Duft. Bologna selbst liegt dunkel und ehrwürdig, in leuchtendes Grün gefaßt, und über dem Ganzen lacht der Himmel Italiens, der so manche Schmerzen lindert, so manches Sehnen stillt; ist er doch der allerbarmende Tröster in diesem gesegneten Lande, das aber an Schmerzen und Leiden deshalb nicht arm ist. Gar manche beladene Seele, die in frommer Wallfahrt dort hinaufkommt, mag getröstet und gestärkt von dannen ziehen, denn Natur und Glaube wirken auch in unserer Zeit, die so manche Götter eingebüßt, noch Wunder.



Loanda. Ansicht der unteren Stadt.

Loanda, die Metropole Südwestafrikas.

Von

Max Buchner.

Nähert man sich vom Atlantischen Ocean her der Südwestküste Afrikas zwischen dem fünften und zehnten Grad südlicher Breite, so erhebt sich der dunkle Kontinent als ein niedriger Steilrand von ziegelroter Färbung monoton und reizlos aus dem Meere.

Dürr und wasserarm, mit spärlichem Graswuchs bedeckt, mit den eigenartig grotesken Baumformen der Adansorien und Euphorbien bestreut, zieht sich die Küstensavanne von West nach Ost mehr als hundert Kilometer breit ins Innere des Landes hinein, bis sie an der Zone des Schiefergebirges ihre Begrenzung findet.

Dieses, ausgezeichnet durch seinen Reichtum tropisch üppiger Forste und sprudelnder Bäche, führt hinauf zum Hochplateau, zur Hochsavanne, tausend Meter über dem Meeresspiegel. Hat man diese Höhe erreicht, so bleibt man oben, entrückt dem Küstengebiet.

Weite wellige Ebenen und flache Hügel, nur selten unterbrochen durch Bergformen, aber durchzogen von zahllosen Wasseradern und Thälern, ein ewiger lichter Wald ohne Schatten, dehnt sich von nun ab das Land, das eigentliche Innere Afrikas, nach Osten, immer von demselben Charakter bis zur arabischen Hälfte, bis zu den großen Seen hinüber.

Doch nicht von Centralafrika selber soll hier die Rede sein, sondern nur von einem seiner wichtigsten Thore, speciell von jenem, welches bisher das einzige war, durch das Europäer nach dem südlichen Kongobecken gelangen konnten, und aus welchem schon drei Jahrhunderte lang die Hauptmasse der Exportprodukte des südlichen Kongobeckens nach Europa abfließen.

An dem südlichsten Horn einer flachen Bucht, die durch den Bengofluß gebildet zu sein scheint, mit der Seefront nach Norden gewendet, liegt Loanda, die Hauptstadt der portugiesischen Provinz Angola. Der eingangs berührte lange Steilrand Südwestafrikas tritt hier etwas zurück und ist durch Wasserfurchen in kleine Muldenthäler zerklüftet, so daß die sonstige Monotonie der Küstenlandschaft angenehm unterbrochen wird.

Wie aus der Abbildung zu ersehen, bietet Loanda einen ganz imposanten Anblick, und dabei zeigt unser Holzschnitt nur die untere, allerdings größere und wichtigere Hälfte ohne die obere Stadt, weil diese der einzig mögliche Standpunkt des Photographen war, der die Aufnahme machte.

Die Straßen, etwas unregelmäßig angelegt, sind meist ziemlich breit, aber so versandet, daß man nichts von der Pflasterung wahrnimmt, die sie besitzen sollen, und daß das Gehen zu Fuß in ihnen recht ermüdend ist. An sämtlichen Häusern privaten Charakters, die durchgehends sehr geschmackvoll aus Stein konstruiert, meistens einstöckig und mit großen luftigen Thüren und Fenstern versehen sind, besteht eine sogleich in die Augen fallende Eigentümlichkeit des Baustils darin, daß die Einteilung der inneren Räume sich bereits außen durch die Anzahl der Giebel kund giebt. Die vielen Höfe mit hohen Mauern mögen ehemals dem Menschenexport als sichere Magazine dienstbar gewesen sein.

In der unteren Stadt liegen die Kaufläden und Comptoire, Gewerbe, Wirtshäuser und Schnapsbuden; in der oberen Stadt trifft man fast nur Wohnungen der Honoratioren und Amtsräume der Behörden. Von den öffentlichen Gebäuden befinden sich unten die „Alfandega“, unter welchem ominösen Namen das Zollhaus zu verstehen ist, eine große Staatswerkstätte, „Obras publicas“ geheißen, der „Banco nacional ultramarino“, jenes vielgeschmähte Institut, das auf dem Wege des Hypothekenausleihens noch alle Pflanzungen Angolas zu verschlingen droht; ferner zwei Gerichtsinstanzen, eine Kaserne, die Markthalle und vier Kirchen. Oben sind der Palast des Gouverneurs, die Regierung, das Hospital, das Observatorium, das Gefängnis und zwei Kirchen.

Nicht weniger als drei alte Festungen umgeben die schöne Bucht von Loanda; aber nur eine, die Fortalezo de San Miguel, ist mit alten Vorderladern armiert, welche übrigens keinen anderen Zweck als den des Salutierens haben. Außerdem liegt im Hafen als Wachtschiff beständig eine alte Fregatte vor Anker, von der die Sage geht, daß sie bereits in eine Bank aus lauter Hühnerknochen eingebettet sei und erst losgebaggert werden müsse, falls sie in See stechen wolle.

Wie schon eingangs gesagt, ist das Vorland des großen centralafrikanischen Hochplateaus, die Küstensavanne, ganz im Gegensatz zu jenem durch Dürre und Wasserarmut ausgezeichnet. Besonders auffallend kommt dieser Landschaftscharakter in der nächsten Umgebung Loandas zum Ausdruck. Weite steppenartige Flächen, die sogenannten „Mussekes“, dehnen sich von der Kante des Steilrandes ostwärts unabsehbar ins Innere. Unter dem niedrigen Gebüsch, das sie fleckig bedeckt, springt durch eigenartige Gestalt die giftige Euphorbia tirucalli L. zuerst in die Augen, von den Negern „Kanomme nomme,“ von den Portugiesen „Caçonella“ genannt. Die langweilige Eintönigkeit des Horizontes wird durch emporstarrende Kaktuseuphorbien, durch zwerghafte Hyphönepalmen, durch Cajubäume (Anacardium occidentale) und einzelne Baobabriesen (Adansonia digitata) notdürftig unterbrochen. In der wüstenartigen kahlgebrannten Lücke am Fuße des Steilrandes, welche die untere von der oberen Stadt trennt, bildet konkurrenzlos die genügsame Parkinsonia aculeata einige Gebüschinseln dürftigen Schattens. Sonst machen sich hier und überhaupt die ganze Uferniederung entlang nur noch ein kümmerlicher niedriger Baum aus dem Genus Sterculia bemerkbar.

Auch im Inneren der Stadt wiegt die allgemeine Dürre so sehr vor, daß die bescheidene künstlich gepflegte Flora keinen rechten Eindruck macht. Die breiteren Hauptstraßen sind mit dem Ficus „Mulemba“ bepflanzt, einem Baum mittlerer Größe, der seiner ausgezeichneten Lebenskraft halber auch in den Dörfern der Neger überall eine Rolle spielt. Auf den beiden Hauptplätzen trifft man Alleen der schönen Cäsalpineen Poinciana pulcher-

rima und Poinciana regia mit ihren prachtvoll scharlachroten Blüten, und hier und dort gucken einsame Dattel- oder Kokospalmen über die Mauern.

Loanda besitzt eine Bevölkerung von etwa zehntausend Negern und Mulatten und fünfhundert Europäern, unter denen die überwiegende Mehrzahl Portugiesen, während die anderen Nationen durch ungefähr acht Engländer, vier Amerikaner, vier Holländer, zwei Italiener, zwei Franzosen, drei Spanier und einen einzigen Deutschen vertreten sind. Außerdem sind als zur kaukasischen Rasse gehörig auch noch etwa zwölf Indier aus Goa vorhanden, hauptsächlich Priester, Ärzte und Lazarettgehilfen, im Dienste der Regierung angestellt.

Die Europäer scheiden sich in zwei durch eine weite Kluft voneinander getrennte Klassen, einerseits Kaufleute, Beamte und Offiziere, welche zusammen die Aristokratie bilden, andererseits jene unglückselige Schar deportierter Sträflinge, welche verurteilt ist, die im Vaterlande begangenen Verbrechen mittels eines langsamen Fiebertodes abzubüßen, und in Bezug auf ihre sociale Stellung noch unter den Negern rangiert.

Einem Europäer der ersteren Art wird man nur selten zu Fuß auf der Straße begegnen. Für gewöhnlich läßt man sich tragen, und zwar dient hierzu die „Maschila“, welche die Stelle der europäischen Droschke vertritt. Die Deportierten sieht man hier und dort als Soldaten auf Wache stehen oder als Führer von Ochsengespannen mit der Beförderung von Baumaterial oder Wasserfässern beschäftigt. Aber auch sie sind keine häufigen Erscheinungen.



Loanda. Straßenbild.

Eine um so lebhaftere niemals fehlende Staffage der Straßen liefert dafür das ewig geschwätzige, ewig frohe und freche Volk der Neger. Da giebt's immer zu klatschen, zu lachen und zu schachern. Namentlich wenn vielleicht ein Häuptling aus dem Inneren da ist, affenartig aufgeputzt mit irgend einem Trödel aus den Rumpelkammern und Maskengarderoben Europas, wird die Unterhaltung ganz besonders lustig.

Während die Kleidung der eingeborenen Männer zwischen den beiden äußersten Extremen moderner Eleganz und primitiver Nacktheit tausendfach variiert, hat sich bei den Frauen und Mädchen Loandas eine allgemein gültige Tracht festgesetzt, die sich aus der beigegebenen Autotypie besser als aus der mühseligsten Beschreibung ergiebt. Es ist die biblische Gewandung unserer Madonnen und Magdalenen. Das innere Kleid, ein einfaches Quadrat, welches unter den freibleibenden Schultern um den Leib gewickelt wird und bis zu den bloßen Füßen hinabreicht, ist blau und weiß gestreift, der Überwurf, der zugleich wie eine Mantilla den Kopf bedeckt, von schwarzer Farbe. Nur bei festlichen Gelegenheiten werden prunkvollere Tücher angelegt, und dann wird das Hinterhaupt oft mit einem kleinen Turban geschmückt.



Die Maschila.

Die Eigenart des gesellschaftlichen Lebens von Loanda erhält ihr Gepräge durch die große Seltenheit rein europäischer Paare. Auf den ersten Blick allerdings wird man diese Thatsache nicht leicht gewahr. Man muß sich eben hüten, jede der kaukasischen Rasse anzugehören scheinende Dame auch wirklich für eine zweifellose Europäerin zu halten. Derlei Irrtümer werden zwar immer als schmeichelhaft Dank ernten, im Interesse der nüchternen Wahrheit aber soll hervorgehoben werden, daß in den meisten Fällen die Anwesenheit einer wenn auch noch so verdünnten Beimischung afrikanischen Blutes nachgewiesen werden kann.

Die meisten Europäer leben mit unverfälschten Töchtern des Landes in wilder Ehe zusammen. Diese ganz selbstverständlichen illegitimen Verbindungen, an denen niemand Anstoß nimmt, sind gewöhnlich von längerer Dauer, als man glauben möchte, und schränken die Prostitution auf ein Minimum ein. Die aus ihnen hervorgehenden Sprößlinge erfreuen sich von Seite ihrer Väter meist der vollständigen Anerkennung und werden in der Regel legitimen Kindern gleich behandelt. Selten, daß sie verlassen werden und ins Negertum zurückfallen. Wenn ich nicht irre, genießen sie sogar auch gesetzlich ein gewisses Erbrecht. Wirkliche Ehen bilden überhaupt nur Ausnahmen von der Regel, und man unterscheidet streng die beiden Begriffe „Casarse", heiraten, und „Amigarse", ein Konkubinat eingehen. Die Etymologie des letzteren Wortes wird durch den Umstand erklärt, daß die Konkubinen allgemein den zarten Titel „Amiga" führen.

Man lebt in Loanda so komfortabel wie nur irgendwo in einer tropischen Stadt. Essen und Trinken lassen nichts zu wünschen übrig, höchstens läßt sich vielleicht der Vorwurf erheben, daß in dieser Beziehung häufig ein übermäßiger Luxus herrscht.

An frischen Gemüsen aller Art und an herrlichen Früchten, die von den Ufern der benachbarten Flüsse Koansa, Bengo und Dande kommen, tritt nur in den Monaten Januar bis April ein erheblicher Mangel ein. Auch das Brennholz zum Kochen, dessen die nächste Umgebung entbehrt, muß von dorther gebracht werden.

Als ein besonderer Vorzug ist der große Reichtum des Meeres an köstlichen Fischen zu rühmen. Der Fischmarkt, der täglich früh morgens am Strande abgehalten

wird, gehört zu den interessantesten Sehenswürdigkeiten der Stadt. Der mächtige übermeterlange „Pungo“, eine Lachsart, an Stangen von je zwei Mann durch die Straßen getragen, mischt sich dann charakteristisch in die sonstige Staffage. Sein Fleisch ist so billig, daß es selbst dem ärmsten Neger zur Nahrung dient und von den Händlern weit ins Innere getragen wird.

Den sonstigen Fleischbedarf der Stadt decken größere und kleinere Herden langhörniger fahlgelber Rinder, welche von Mossamedes stammen sollen und hier und dort den spärlichen Graswuchs der Küste abweiden. Loanda verzehrt deren täglich ungefähr zwei.



Häuptling vom Lande mit Begleitung.

Weniger gut als das Hornvieh scheinen Pferde und Esel zu gedeihen. Von ersteren sind ungefähr zwanzig Individuen zum Reiten im Besitz der Kavallerie und einiger Privater, sowie vier zum Ziehen des einzigen existierenden Wagens, welcher dem Gouverneur zum Prunken dient, vorhanden. Auch Kamele sollen einmal eingeführt worden, aber bald zu Grunde gegangen sein, woraus natürlich noch nicht gefolgert werden darf, daß es nur das Klima gewesen sein kann, was sie getötet hat, wie man allgemein behauptet, um vor einem neuen Versuch zu warnen.

Der böse Ruf Loandas als einer außerordentlich ungesunden Stadt schwindet immer mehr vor der zunehmenden Wahrheitsliebe moderner Berichterstatter, die es verschmähen, sensationell zu übertreiben, und überhaupt stellt sich bei näherer Betrachtung das Klima Südwestafrikas als durchaus nicht so schrecklich mörderisch heraus, wie es oft geschildert wurde. Gute zuverlässige Statistiken hierüber besitzen wir freilich noch nicht in genügender Menge. Aber doch läßt sich auch so schon ersehen, daß die in Büchern immer wieder aufgetischte Behauptung, innerhalb dreier Jahre sterbe dort die Hälfte der angekommenen Weißen, gänzlich falsch ist. Ich kenne sogar einzelne Europäer, Portugiesen und andere, welche bereits über zehn Jahre an jener Küste wohnen und sich rühmen, noch niemals Fieber gehabt zu haben. Könnte man die bei vielen, namentlich Engländern, eingerissene Trunksucht hinwegräumen, so würden die Gefahren des Klimas sich als noch geringer erweisen.

Hauptsächlich scheinen mir zwei allerdings auf die Zahl ihrer Opfer ganz beispiellos dastehende Expeditionen die Verschrienheit Südwestafrikas verschuldet zu haben, nämlich die wissenschaftliche von Tuckey im Jahre 1819 nach dem unteren Kongo und die merkantile von Ribeiro dos Santos aus Altona im Jahre 1841 nach der Küste Angolas, über welche letztere der deutsche Arzt und Naturforscher Tams berichtet hat. Beide fielen in die blutige Zeit des sinnlosesten Aderlassens, und wer weiß, ob die große Sterblichkeit unter den Mitgliedern beider nicht viel

mehr auf Rechnung der Heilkunst als auf Rechnung des Klimas zu setzen war.

Selbstverständlich dreht sich das Hauptinteresse der europäischen Bevölkerung Loandas fast nur um den Handel, Import und Export. Immerhin aber läßt sich die erfreuliche Thatsache konstatieren, daß seit ungefähr einem Decennium auch Bestrebungen ideeller Art immer mehr Geltung finden. Unter diesem Gesichtspunkt ist vor allem das Observatorium zu nennen, ein ganz bedeutendes wissenschaftliches Institut, welches durch seinen massiven Turm neben der Festung des San Miguel zur Silhouette der oberen Stadt einen wesentlichen Beitrag leistet. Seitdem Gomes Coelho (ein Bruder des berühmten Schriftstellers), ein durch Kenntnisse und Thätigkeit hervorragender Marineoffizier, die Direktion übernommen hat, kam dasselbe, sowohl was die Ausrüstung als auch was die wöchentlich im Bolletim officiel publizierten Leistungen anbelangt, allmählich auf eine solche Stufe der Vollendung, daß es den Vergleich mit europäischen Anstalten gleicher Art nicht zu scheuen braucht. Außer den umfangreichen meteorologischen Aufzeichnungen werden dreimal in der Woche komplette magnetische Beobachtungen fortlaufend durchgeführt. Täglich mittags um zwölf Uhr fällt dort oben ein Zeitball, und um die Ortszeit astronomisch zu bestimmen, dient ein gut aufgestelltes Passage-Instrument.



Frauen von Loanda.

Jüngeren Datums erfreut sich Loanda sogar des Besitzes einer geographischen Gesellschaft, welche den imposanten Namen „Sociedade propagadora de Conhecimentos Geografico-Africanos“ führt.

Obgleich der wichtigste Hafen Südwestafrikas, beherbergt Loanda, abgesehen von den monatlichen Dampfern der beiden regelmäßigen Linien und dem Stationsschiff, doch kaum jemals mehr als zwei oder drei größere und etwa zwölf kleinere Segelfahrzeuge. Englische Kriegsschiffe mit ihrem Lärm von Salut und Gegensalut sind deshalb auf der einsamen Wasserfläche der Bucht große Ereignisse.

Kaffee, Palmöl, Palmkerne, Erdnüsse, Wachs, Kautschuk, Kopalharz, Sesam, Orseille und Elfenbein sind die Produkte, die von Granda aus als Rimesse für die schlechten Kattune, Perlen und Gewehre, für Pulver, Schnaps und sonstigen Tand der Industrie Europas verschifft werden. Während Elfenbein, Kautschuk und Wachs aus dem freien Inneren, ja teilweise sogar aus dem innersten noch unentschleierten Herzen Afrikas stammen, werden die übrigen Artikel in Angola und dessen Nachbargebieten gewonnen. Kaffee kommt fast nur aus den Distrikten von Kasengo, Golungo alto und Enkosche, eine sehr geringwertige Qualität, die bei uns den Namen „Afrikanische Perlmokka“ führt. Der Kautschuk, der in Loanda zu Markte kommt, ist gleichfalls keine besonders geschätzte Sorte und steht an Güte der in Ambriz eingehandelten Art beträchtlich nach. Daß diese beiden Stapelplätze, obgleich einander so nahe, doch ganz

verschiedene Rohformen dieses wichtigen Stoffes liefern, ist handelsgeographisch merkwürdig und interessant. Die von Loanda, welche in englischen Warenlisten als „balls“ bezeichnet wird, sind runde fünf Centimeter dicke Kugeln, aus lauter Tropfen zusammengesetzt und vielfach mit Erde und Rinde verfälscht. Die von Ambriz ist bereits dieselbe, wie sie überall in den Faktoreien der freien Küste südlich und nördlich des Kongo auftritt und heißt „Thimbles“, lauter kleine, unregelmäßig zerschnittene Stückchen, die man sofort als Zeichengummi verwenden kann.

Durch eine geradezu rührende Kompliziertheit überrascht das Münzsystem. Merkwürdigerweise wird mit Negern anders gerechnet als mit Weißen. Unter letzteren drückt man die Werte in starken, unter ersteren in schwachen Reis aus, und zwar entsprechen 60 Reis fortes, wie sie in Portugal gelten, ungefähr 100 Reis fracos, die jetzt nur mehr in Angola erlaubt sind. Der Neger verlangt zum Beispiel 100 Reis und erhält eigentlich bloß 60, denn es sind fracos gemeint. Übrigens bedient sich dieser nur ausnahmsweise des Wortes „Reis“ und sagt gewöhnlich, ich will so und so viel „Macutas“, ein Macuta gleich 50 Reis fracos.


Zwei Amigas.

Als Träger und Symbole dieses Wirrwarrs kursieren verschiedene zum Teil wahrhaft ungeheuerliche Kupfermünzen, in denen man sich um so schwieriger zurechtfindet, als ihre Volumverhältnisse nicht immer mit ihren Ranguntersschieden im Einklang stehen. Neben den vier anständigen Stücken modernen Gepräges von 5, 10, 20 und 40 Reis fortes, wie sie in Portugal gehen, beherrschen folgende sieben ausschließlich für Angola specifische Stücke den Kleinverkehr: 1) Mehrere Stücke zu 5 und zu 10 Reis fortes von undeutlichem Gepräge, oft nur glatt gegriffene Kupferscheiben; 2) ganze und halbe Macutastücke, 30 und 15 Reis fortes wert, gut geprägt, aber unangenehm dick und schwer; 3) drei Münzen, die nur infolge eines nachträglich aufgedrückten Stempels höheren Wert besitzen und jetzt 60, 30 und 15 Reis fortes repräsentieren, während sie früher ohne den Stempel nur die Hälfte galten, ungestempelt aber jetzt gar nicht mehr gelten. Dieses Finanzmanöver fand 1814 zu Rio da Janeiro, der damaligen Residenz des vereinigten Königreiches, statt, als man dort anfing, für Angola neue Kupfermünzen des Macutasystems zu prägen, welche nur halb so schwer waren als die alten, weshalb zur Ausgleichung die letzteren in ihrem Wert verdoppelt wurden.

Solche gewichtige Scheidemünze, die im täglichen Leben eine bedeutende Rolle spielt, mit sich herumzuschleppen, wäre natürlich sehr unbequem. Man bezahlt deshalb kleinere Beträge an die Neger mit geschriebenen Anweisungen an einen befreundeten Kaufmann. In jedem Laden sieht man etliche geräumige Säcke voll Kupfer auf dem Tische stehen, die von der Marktpolizei gekauft werden müssen, da bei dieser das cirkulierende Kleingeld

in Form der Lebensmittelsteuer zusammenfließt.

Das Macutasystem hat einen sehr interessanten Ursprung. Ungefähr 1760 wurden für Angola die ersten eigenen Münzen geprägt, wobei man als Einheit den bereits existierenden Wertbegriff „Mukuta" gleich 50 damaligen, also schwachen Reis festsetzte. Unter Mukuta (von Kukuta, binden) verstanden die Neger ein Bündel einheimischen Gewebes, welches noch heutzutage im Inneren als primitive Art Scheidemünze Kurs hat. Die Einheit dieser originellen Zeugwährung bildet ein kleines Quadrat, etwa so groß wie ein Schnupftuch, „Muläle" (Plural Miläle) geheißen. Die Neger sagen gewöhnlich statt 5 Reis fortes „Mulambongo", statt 10 Reis fortes „Kipaka" und statt 15 Reis fortes „Miletanu". Zwei dieser Namen, die jetzt nur mehr auf die betreffenden Kupfermünzen bezogen werden, verraten noch deutlich die Abstammung der jetzigen Kupfer- von der früheren Zeugwährung. Miletanu ist weiter nichts als „fünf Miläle", und Mulambongo ist ein „Muläle" für einen kleinen Jungen (Kambongo). Um beträchtlichere Summen, die bei ihnen allerdings selten vorkommen, auszudrücken, haben sich die Neger des portugiesischen Wortes „Sacco, der Wechsel", bemächtigt und ihm den Sinn „1000 Macutas oder 30 Milreis fortes" aufoktroyiert.

Für größere Zahlungen hat man nur Papier, nämlich zwei Sorten Banknoten, die eine von dem Banco Nacional Ultramarino, die andere von der Junta da Fazenda ausgestellt. Gold sieht man fast nie, und Silber ist spärlich durch 500, 200 und 100 Reisstücke, sowie durch spanische Realen, Shilling-Sixpence und Vierteldollarstücke vertreten. Auch viele altehrwürdige Silberlinge des Macutasystems, geschätzt von den Numismatikern Europas, sollen noch existieren, aber nur in den Gewölben des Banco Nacional Ultramarino.

Nebenbei und eigentlich nicht hierher gehörig sei bemerkt, daß die drolligste Art von Scheidemünze, zugleich die am besten teilbare von allen, an der Kongomündung, in Banana zum Beispiel, zu beobachten ist. Ein Kabindabursche erhält dort als tägliche Ration, um sich Lebensmittel zu kaufen, eine Flasche Schnaps. Damit geht er auf den Markt zu den Höferinnen, die hinter ihrem Maniak, ihren Erdnüssen, ihrem Palmöl und ihren Fischen als Portemonnaie etliche leere Flaschen stehen haben. Um den Preis wird gefeilscht, indem man mit den Daumen das Maß andeutet, bis zu dem jene gefüllt werden sollen. Dieses flüssige, bis ins Unendliche teilbare Geld verdiente von unseren Finanzpolitikern wohl in Erwägung gezogen zu werden.





Durch wessen Schuld?

Novelle

von

G. J. Volsteg.

II.



Obgleich die Zeit, welche Strehlensen seiner jungen Frau zum Aufenthalt in Petersburg bezeichnet hatte, schon verflossen war, so kehrte Irene doch noch nicht nach Neuenhof zurück. Sie hatte sich an Stephanie, die ihr mit offener Herzlichkeit entgegenkam, mit schwärmerischer Freundschaft angeschlossen und fand in dem intimen Verkehr mit ihr ein bisher ungekanntes Vergnügen. Außer mit Miß Grace war Irene früher nie mit jemand in nähere Berührung getreten. Die Engländerin hatte stets ängstlich über sie gewacht und alles fern gehalten, worin ihre übertriebene Gewissenhaftigkeit irgend welchen nachteiligen Einfluß auf Irene voraussetzte. Sie fand die ausgelassene Fröhlichkeit und die nach ihrer Meinung alberne Geheimnisthuerei heranwachsender Mädchen gar nicht comme il faut und hielt ihren Zögling von dem Verkehr mit letzteren zurück. Irene hatte Miß Grace sehr geliebt, aber die Verschiedenheit des Alters und der Ansichten war doch hin und wieder störend zwischen sie getreten. Das Verhältnis zu Stephanie war ein ganz anderes. In der Gesellschaft der jungen heiteren Frau, der alles Steife, Gezwungene in den Tod zuwider war, lebte Irene erst auf und gewann Geschmack an Vergnügungen, Toilette und regem Verkehr. Sie sah sehr bald, daß Stephanie durchaus keine Musterhausfrau war, daß sie im Gegenteil mit häufig sehr deutlicher Unlust Wirtschaftsangelegenheiten erledigte — sie bemerkte auch, wie wenig Stephanie sich ihrem Kinde widmete, wie putz- und vergnügungssüchtig die hübsche Blondine war; aber das Erkennen dieser Mängel, deren keinen einzigen Stephanie je zu beschönigen strebte, ließ Irene sich enger an die Schwägerin schließen, als es geschehen wäre, wenn jene wirklich das weibliche Ideal gewesen wäre, als welches Strehlensen sie seiner Gattin hingestellt. Die Liebe des phlegmatischen Dubrowin zu seiner Stephanie, seine Nachsicht gegen ihre Fehler, seine gutmütigen Scherze gegenüber etwaiger

übler Laune oder hin und wieder auftauchenden Capricen seiner Frau ließen Irene unwillkürlich Vergleiche anstellen zwischen dem Interieur dieses Familienlebens und dem ihrigen und erbitterten sie noch mehr gegen Strehlensen. Immer drückender ward ihr der Gedanke, heimzukehren zu dem Manne, den Stephanies ausführliche Beschreibungen ihr in keiner Weise liebenswerter erscheinen ließen.

Strehlensen hatte keine Ahnung, daß der von ihm erhoffte Einfluß Stephanies auf Irene seinen Erwartungen so schroff entgegenstand. Stephanie hatte nicht die Absicht, noch mehr Zerwürfnis in ihres Bruders Ehe zu bringen, aber sie liebte Irene, sie meinte einfach ihrem Amt als Beschützerin zu genügen, wenn sie die ihr Anvertraute hätschelte und verwöhnte, wenn sie Irenes Fehler ihr selbst gegenüber verteidigte, wenn sie Irenes mitunter erwachende Bedenken und gute Vorsätze mutwillig fortscherzte und sie mit einem Kreise junger Männer umgab, deren Irenen dargebrachte Huldigungen Frau Stephanies Entzücken hervorriefen. Ihre Irene sollte sich amüsieren, und wie konnte sie das, ohne der Gegenstand feuriger Blicke und wehmütigen Schmachtens zu sein. Auch gab es doch kein ausgiebigeres Thema zu vertraulichen Plaudereien in Frau Stephanies Boudoir.

Unter Stephanies Beistand hatte Irene an Strehlensen geschrieben und ihn gebeten, ihr noch einen Monat Aufenthalt in Petersburg zu bewilligen. Er hatte sehr pikiert geantwortet und sie darauf aufmerksam gemacht, daß seine Schwester Brigitte nicht mehr lange bei ihm sein könne und daß das Hauswesen der leitenden Hand der Herrin entbehre; er hoffe, bei ihrer Rückkehr werde sie die so lange niedergelegten Pflichten wieder auf sich nehmen. Doch hatte er noch fernere vierzehn Tage als unwiderruflich letzten Termin zugestanden. Nach abgelaufener Frist würde er telegraphisch die Zeit der Abreise bestimmen.

Frau Stephanie hatte sehr empört geäußert, er sei ein unerhörter Tyrann und Irene solle sich ja nicht zu viel von ihm beherrschen lassen. Zugleich sprach sie die löbliche Absicht aus, diese letzten Wochen nach Kräften auszubeuten. Im Augenblick mußte man leider auf die Ausführung dieses Vorhabens verzichten, denn Irene war nach zwei durchtanzten Nächten am Morgen von einer Ohnmacht und Brustbeklemmungen befallen worden und sollte auf strenge ärztliche Verordnung einige Tage gänzlicher Ruhe genießen. Der Doktor empfahl überhaupt mehr Schonung, da Irenes zarte Gesundheit so angreifenden Vergnügungen nicht stand halten könnte. Irene wußte aus alter Erfahrung sehr wohl, wie unzuträglich ihr das Petersburger Klima sei, aber sie schwieg, aus Furcht, der Doktor könne sie schleunigst von hier fortschicken, und sie fühlte sich doch so glücklich in diesem Kreise. So lag sie denn bleich, aber zufrieden lächelnd auf der Couchette und nahm geduldig und mit großer Pünktlichkeit die ihr verordneten Medikamente. Frau Stephanie saß, eine Häkelarbeit in den Händen, mit weinerlicher Miene neben ihr und erkundigte sich alle fünf bis zehn Minuten: „Fühlst du dich noch nicht besser, chérie?“ — Irene beantwortete ihre jedesmalige Frage mit einem Lächeln, das etwas matt die farblosen Züge erhellte. Sie wünschte selbst, zu den geräuschvollen Vergnügungen zurückkehren zu können, denn in der Stille und Einsamkeit erwachten in ihr so seltsame Empfindungen, die sich beängstigend auf ihre Seele legten. — „Und es wird wirklich nichts mit unserer Soirée bei Lomeux, chérie?“ fragte Stephanie mit Thränen in den Augen. Ein versäumter Ball war ein unersetzlicher Verlust für die hübsche Frau, der die bei solchen Gelegenheiten gefeierten Triumphe eine unentbehrliche Gewohnheit geworden. — „Heute leider nicht, Stepha,“ versetzte Irene müde. „Der Doktor ist ein Despot — ihm gegenüber nützt kein Revoltieren!“ — „Wie, chérie, und vielleicht zwei bis drei Abende hintereinander sollen wir zu Hause sitzen?“ rief die hübsche Blondine in höchstem Schrecken.

„Aber das ist ja ganz undenkbar langweilig.“ — „Diese Anordnung gilt nur für mich,“ entgegnete Irene und schlug die dunklen Wimpern nieder. „Dich, Stepha, hält doch nichts vom Vergnügen zurück.“ — Frau Stephanie umfing die Sprecherin und drückte den blonden Kopf gegen deren Wange. „Pauvre chérie,“ flüsterte sie. „Welch ein Vergnügen wäre es denn ohne dich.“ — Irene redete ihr zu, den Ball mitzumachen, und trotz anfänglich lebhaften Protestes von Frau Stephanies Seite ließ sie sich doch allmählich davon überzeugen, daß ein allein verlebter Abend ihrer chérie keinen Nachteil brächte und daß der Besuch dieser Soirée Stoff zu Schilderungen böte, welche sie morgen beide belustigen und zerstreuen würden. Unter Thränen und Küssen bat Frau Stephanie die junge Frau, ihr zu verzeihen, wenn sie ihr vielleicht zu eigensüchtig erscheine, indem sie ihrem Zureden nachgebe — und dann lief sie mit strahlendem Gesicht davon, um ihrem Manne mitzuteilen, daß sie mit ihm käme. Als sie bald darauf zurückkehrte, brachte sie eine kürzlich gefertigte Photographie ihres Söhnchens, die man ihr soeben geschickt hatte. „Ist er nicht allerliebst, mein Ssawinka?“ rief sie stolz, Irenen das Bild reichend. „Ist es ein Wunder, daß ich ihn verwöhne? Hättest du deine Alma nicht verwöhnt, chérie?“ — „O gewiß,“ murmelte die Gefragte, den Blick auf das Porträt geheftet. — „Chérie,“ sagte die blonde Hausfrau, sich neben das Lager setzend, „hat Robert sich damals sehr über den Tod des Kindes betrübt?“ — Irene schlug die Augen auf, und ein paar herbe Linien zogen ihre Mundwinkel herab. „In seine Seele kann ich nicht blicken, Stepha; was darin vorgeht, ist mir bis heute fremd geblieben; aber dem Scheine nach war er sehr kühl gegenüber diesem Verlust. Ich darf ihn übrigens nicht verdammen, Stepha, denn von mir hat die Welt dasselbe gesagt, weil mich niemand weinen gesehen.“ Sie schwieg einen Moment und sprach dann leise weiter: „Robert wünschte sich einen Sohn — er hätte es dem Kinde nie verziehen, daß es seine Erwartungen getäuscht. Ich weiß, wie hart und herzlos Robert sein kann, wenn er einen Groll oder ein Vorurteil faßt — und wenn ich mir vorstelle, daß ich das Mädchen beständig gegen seine Anfeindungen hätte zu schützen gehabt, daß das unschuldige Kind nicht den Vereinigungspunkt elterlicher Liebe, sondern einen neuen Gegenstand des Unfriedens zwischen Robert und mir bilden sollte — wenn ich mir ferner seine Kindheit und Jugend ausmale: freudlos, durch Ungerechtigkeit und Kälte des eigenen Vaters verbittert — o, dann will ich lieber des Trostes entbehren, den es in meine Einsamkeit bringen sollte; vielleicht wird es als reiner Engel vor dem Throne des Ewigen beten für seine arme Mutter, die so thöricht ihr Erdenglück verscherzt hat!“ — Frau Stephanie brach in Thränen aus und schloß die junge Frau in ihre Arme. „Sprich nicht so, chérie,“ schluchzte sie, „ich kann es nicht ertragen! Warum solltest du nicht noch glücklich werden! Laß dich von Robert scheiden.“ — Irene strich sanft über das weiche Blondhaar. „Nein, Stepha, in unserer ganzen Verwandtschaft hat man nie etwas von Scheidungen gehört — ich möchte nicht die erste sein, die zu solchen Mitteln ihre Zuflucht nimmt.“ — „Ja, aber wie willst du denn dem Ganzen ein Ende machen, Irene?“ fragte Stephanie, ihre Thränen trocknend. — Irene lehnte den Kopf rückwärts in die Kissen und schloß die Augen. „Im Augenblick weiß ich es wirklich noch nicht, Stepha.“ — „Und werden wir beiden Frauen denn überhaupt irgend ein Mittel ausfindig machen?“ rief Stephanie mit wieder erwachendem Übermut. „Wozu uns also den Kopf zerbrechen! Vierzehn Tage ist eine lange Zeit — indessen kann man noch viele luminöse Ideen haben. — Und jetzt, chérie, fliege ich, mich anzukleiden — dann stelle ich mich dir in voller Toilette vor, um durch mein Erscheinen die bösen Mächte zu bannen, die hier heute in Form von Trübsinn und Niedergeschlagenheit ihr Wesen treiben.“ — Sie eilte davon,

und Irene legte seufzend die Wange auf das Kissen. Stephanie hatte kein günstiges Thema gewählt mit ihrer Frage nach dem Kinde in diesem Moment, wo Irene, beeinflußt durch körperliches Leiden, nur allzu geneigt war, die trüben Stunden der Vergangenheit sich herbeizurufen, alles in düsterster Weise aufzufassen. Jener Augenblick tauchte wieder vor ihr auf, da sie, vor Freude bebend, zum erstenmal ihr Kind in den Armen hielt, während es in ihr aufjubelte: Du wirst nicht mehr allein, nicht mehr nutzlos und ungeliebt sein, durch dein Kind wirst du lernen, selbstlos und gut zu sein, aus seinem Dasein werden dir Freuden erwachsen, die dich das Leben bisher nicht kennen ließ. — So hatte sie gedacht, ehe Strehlensen zu ihr kam, und er beeilte sich nicht, er ließ sie ziemlich lange warten, und sie war doch so ungeduldig, ihn das Kind begrüßen zu sehen, sie war stolz auf ihre Tochter. Endlich erschien er, küßte flüchtig ihre Hand und fragte nach ihrem Befinden. Von dem Kinde sprach er nicht, aber sie hörte, wie er beim Verlassen des Zimmers leise zu der Pflegerin sagte: „Wie schade, daß es kein Knabe ist!“ — Armes Kind, dessen Erscheinen der Vater mit dem enttäuschten Ausruf begrüßt: „Wie schade!“ — Und als Strehlensen gegangen war, da hatte Irene das Gesicht zur Wand gekehrt, und die fröhliche Ungeduld, mit der sie auf ihn geharrt, war aus ihrer Brust verschwunden und die Freudigkeit und das Glück — sie hatte ihn wieder nicht zufriedengestellt. Aber ihr Kind blieb ihr ja, und sie nahm sich vor, das junge Herz nur an sich zu fesseln — der Vater sollte keinen Anteil daran haben. Damals ahnte sie nicht, daß nur zu bald die Stunde kam, wo alle Wissenschaft der Ärzte umsonst war gegenüber dem mächtigeren Feinde, dessen Hand sich erbarmungslos nach der zarten Menschenblüte ausstreckte — jene Stunde, da sie wort- und thränenlos neben der Wiege stand, die vor wenig Monaten noch vorsorgliche Hände zum Empfang des kleinen Wesens bereitet und in der jetzt ein kaltes, regungsloses Etwas lag, das mit seinem Dahinscheiden alles mit sich nahm, was ein ödes Menschenleben füllen, eine arme in Egoismus und Trotz versinkende Seele hingebende Liebe lehren sollte.

„Alma,“ murmelte Irene, und schwer rannen die Thränen auf das Kissen und sogen sich in das weiße Linnen. Da that die Thür sich auf, und gefolgt von der Kammerfrau, die in den hochgehobenen Händen brennende Kerzen hielt, erschien Stephanie. Irene legte wie zum Schutz gegen den plötzlichen Lichtschein die Hand über die Augen, um ihrer Schwägerin die thränengeröteten Lider zu verbergen. — Frau Stephanie blieb mitten im Zimmer stehen. Sie trug eine Robe aus weißem und tief meergrünem Atlas, welche, knapp anliegend, die eleganten Formen zeichnete und die blendende Weiße der schön gemeißelten Arme und Schultern hob. Auf dem Halse und im Haar funkelten Brillanten. Sie war schön, die junge Frau, und sie wußte es — das spürte man von der koketten Bewegung des kunstvoll frisierten Köpfchens an bis zu dem selbstbewußten Auftreten des kleinen Fußes. „Nun, chérie?“ fragte die blonde Hausfrau, und die dunkelblauen Augen sandten einen etwas ungnädigen Blick zu der Liegenden hinüber. „Du sagst gar nichts?“ — „O, du bist schön, Stepha!“ äußerte Irene bewundernd. „Ich wollte nur, ich könnte dich begleiten.“ — „Ich werde dir alles bis in die kleinsten Details erzählen, chérie,“ versicherte die junge Frau mit strahlenden Blicken. „Aber Agathon Jegorowitsch wird nach dir ausschauen — der Arme — es wird ein mißglückter Abend für ihn.“ — „Du sprichst doch wirklich, Stepha, als sei ich noch frei und du wünschtest ein Paar aus uns zu machen.“ Irenes Ton klang fast ärgerlich. — „Das fiele mir ein, chérie! Mich amüsiert nur, wie er nach dir schmachtet — ich wünschte wirklich, er machte dir eine Liebeserklärung.“ — „Ich sehe darin nichts Begehrenswertes,“ versetzte Irene zum erstenmal Stephanie gegenüber etwas ge-

reizt. „Wie magst du nur so etwas äußern, Stepha — fühlst du denn nicht das Erniedrigende, das für mich darin liegt?" — „Au nom du ciel, chérie, welch hochtragische Auffassungsart! Was ist denn Erniedrigendes in einer Liebeserklärung, wenn der Ritter uns gleichgültig ist — im Gegenteil, chérie, es ist unglaublich amüsant!"

* * *

Nach einigen Tagen war Irene wohl genug, um sich wieder an allen Vergnügungen beteiligen zu können. Frau Stephanie fand Irenes Lippen von noch tieferem Inkarnat, ihre grauen Augen dunkler und strahlender als sonst und freute sich in ihrer Unerfahrenheit über diese, wie sie meinte, so günstige Veränderung. Indessen rückte aber die Zeit der Abreise näher, und das Mittel, Irenes Bande zu lösen, war noch nicht gefunden. Stephanie hatte sich an ihren Gatten gewandt mit der Bitte um Rat in dieser Angelegenheit. Er hatte ihr geantwortet, sie möchte ihm Strehlensens Brief vorlesen, in welchem er die Schwester bat, seine junge Frau für einige Zeit in ihr Haus und unter ihre Obhut zu nehmen. Und als sie mitten im Lesen innehielt bei den Worten: „Du, liebe Schwester, wirst Irene gewiß einsehen lehren, daß der Zuschnitt eines Hauses so ganz von der Hausfrau abhängt, daß aus ihrer freundlichen, wachsamen Sorge jene Gemütlichkeit erwächst, die so wohlthuend anmutet," da fragte Iwan Nikanorowitsch sehr ernst, ob sie wirklich meinte, ihres Bruders Erwartungen zu genügen, indem sie Irene dazu trieb, sich von ihrem Manne zu trennen. „Wenn es schon sein soll, Stepha, mögen sie selbst das entscheidende Wort sprechen — von meinem Hause aus soll es nicht geschehen — ich strebte nie danach, andere zu entzweien." — Sehr beschämt war die blonde Frau davongegangen und hatte nicht einmal zu schmollen versucht. Irene gegenüber äußerte sie: „Roberts schöne Redensarten kenne ich — ich lasse mir nicht mehr von ihm Sand in die Augen streuen. Aber Karl glaubt ihm — er ist eben zu gut für diese Welt."

Und in wenig Tagen sollte Irene Petersburg verlassen. Es wurde Frau Stephanie angst bei diesem Gedanken, der sie noch mehr gedrückt hätte, wenn nicht die Vorbereitungen zu einem nahe bevorstehenden Kostümball sie in Anspruch genommen. Frau Stephanie half sich stets mit einer Aufregung über die andere hinweg. Die zahlreichen Besuche bei Modistinnen und Schneiderinnen, mit denen man sich in eingehende Beratungen über Toilette versenkte, füllten angenehm die Vormittage und lieferten Stoff zu leichten Konversationen; zum Besprechen ernsterer Dinge behielt man keine Zeit.

Und heute war endlich der Abend da, an dem der Kostümball stattfand. Frau Stephanie hatte sich von fieberhafter Unruhe gezeigt, weil sie bis zum letzten Augenblick einen störenden Zwischenfall befürchtete. Irene fühlte sich am Morgen etwas leidend, und ihre blonde Schwägerin war trostlos bei dem Gedanken, daß sie diesen Ball, von welchem man sich so viel versprach, schließlich noch versäumen müßten. Madame Etiennette hatte ja die beiden Kostüme bestimmt — sollte sie da den Triumph entbehren, die allgemeine Bewunderung einzuernten?

Durch Unpünktlichkeit einer Modistin trafen die Damen, begleitet von Karl Nikanorowitsch, recht spät ein. Als ihnen der Diener im Vorzimmer Pelze und Tücher abnahm, tönte ihnen schon Musik entgegen — der Ball hatte bereits begonnen. „Sage mir doch, Kind," meinte Dubrowin, seine Handschuhe zuknöpfend, „ich kann dich doch nicht hineinführen? Eine Nixe, ein halb überirdisches oder unterirdisches Wesen am Arme eines Mannes, den der schwarze Frack schon als Staubgeborenen kennzeichnet; das verdirbt ja die poetische Wirkung!" — Sie lachte und schüttelte das Köpfchen, von dem das schimmernde Blondhaar, von Perlen und Brillanten gehalten, in

halbgelösten goldigen Wellen lang niederfiel. „Geh nur zu den anderen Staubgeborenen, Karlutta — ich dispensiere dich von jedem Ritterdienst. Komm, chérie!" Und sie rauschte mit Irene in den Saal. Obgleich in dem großen Raume ein durch die Tanzenden hervorgerufenes buntes Gewühl herrschte, so fielen die beiden Eintretenden doch auf. Frau Stephanies elegante Gestalt, umrieselt von duftigem, silberglitzerndem Blaßblau, mit den blendenden Schultern und Armen, deren anmutige Rundung kostbares Spitzengekräusel umsäumte, mit den tiefblauen Augen war eine Erscheinung, die Bewunderung hervorrief und die sie, wie etwas ihr Gebührendes, zu erwarten schien. Irene in einem reichen Phantasiekostüm von zartrosa Atlas und schwarzem Sammet, einen Schleier im dunklen Haar, das, mit Goldmünzen durchflochten, lang niederwallte, hatte mit ihrer noch unsicheren Haltung etwas Mädchenhaftes, das anziehender wirkte als Frau Stephanies siegesgewisse Schönheit.

Letztere war ganz in ihrem Element. Das blendende Lichtmeer, die bunte, wogende Menge, die eleganten Toiletten, der lebhaft animierte Ton der Gesellschaft und sie und ihre „chérie" förmlich umhüllt von huldigenden Worten und bewundernden Blicken — die blonde Nixe fand den Abend entzückend. Sseriкow wich nicht von Irenes Seite und schien mit geheimem Ingrimm die Aufmerksamkeiten anderer Kavaliere gegen die liebliche Phantasiemaske zu überwachen. Neben ihm lachte eine vorübergehende Dame hinter ihrem Fächer: „Der arme Agathon Jegorowitsch! Wie empressiert! Eine unglückliche Liebe!" — Das war nicht sehr leise gesprochen, aber er schien es nicht zu hören. Die Musik intonierte, Ssewerikow lud Irene zum Tanzen ein. „Darf ich tanzen, Stepha?" hatte die junge Dame gefragt und die sehr erregte Antwort erhalten: „Nicht tanzen, chérie? Aber das wäre eine Versündigung gegen den heutigen Abend!" Und Irene ließ sich von Ssewerikows Arm umschlingen und durchflog mit ihm nach dem raschen Takt eines Galopps den Saal. Sie fühlte sich von Frösteln und Schwindel erfaßt. „Lassen Sie uns aufhören," flüsterte sie. „Führen Sie mich fort von hier, Agathon Jegorowitsch." — Er hielt sogleich mit Tanzen inne, und auf seinen Arm gestützt, verließ sie unbemerkt den Saal. Ssewerikow kannte die Einrichtung des Hauses genau; er führte die junge Frau nach einem entfernteren Zimmer, wohin das Geräusch der Festlichkeit nur gedämpft drang. Sie ließ sich in einen Fauteuil sinken und schloß die Augen, vor denen das durch den Tanz erhitzte Blut in farbigen Ringen kreiste.

Zwischen zwei hohen Orangenbäumen leuchtete wie eine matte Mondscheibe die Milchglaskuppel einer Lampe, welche in den Händen einer Bronzefigur ruhte. Von draußen fiel zwischen den Spitzenvorhängen der Fenster bleiches Schneelicht herein; eine sanfte Helle lag über dem traulichen Raume, den Orangeblüten und Hyacinthen mit ihrem Duft füllten. Und wie eine verkörperte Märchengestalt erschien in diesem magischen Halblicht unter den blühenden Gewächsen und Tropenpflanzen die junge Frau in ihren Gewändern von glitzerndem Atlas und schwerem Sammet, die duftige Schleierwolke in den lockigen Haaren. Ssewerikow stand vor ihr, und die dunklen, flackernden Augen glitten mit eigentümlichem Ausdruck über sie hin. „Gnädige Frau," brach er plötzlich die um sie her herrschende Stille, „können Sie es sich vorstellen, daß Sie je diesen Ort verlassen sollen?" — Die Gefragte seufzte leise. „Ich muß mich wohl mit dem Gedanken vertraut machen, Agathon Jegorowitsch," versetzte sie etwas unsicher. „Was auf Erden wäre denn von ewiger Dauer?" — „Ja, aber die Minute zu gestalten, steht in unserer Hand, wir selbst können uns Seligkeit oder Pein schaffen; und wozu vom Geschick sich erdrücken lassen, wenn man sich ihm entwinden kann," flüsterte Ssewerikow, sich zu Irene neigend. — Jäh

schlug sie die Wimpern auf und schrak zurück vor dem leidenschaftlich erregten Männerantlitz, aus dessen Augen sengende Glut brach. Förmlich erstarrt und keiner Entgegnung mächtig, blieb sie sitzen bei den leisen Worten, die hastig über seine Lippen kamen: „Gehe nicht von hier, Irene; bleibe — bleibe nur noch wenige Tage, bis ich alles vorbereitet habe, und dann komm mit mir. Ich weiß, du liebst mich; ich habe es zu oft in deinen Augen gelesen — wir wollen fern, fern von hier unser Glück und unsere Liebe vor den neidischen Augen der Welt verbergen, wir werden nur füreinander leben; nicht wahr, meine Irene?" — Sie antwortete nicht. Ihre Wimpern hatten sich wieder gesenkt und lagen tiefschattend auf den blassen Wangen. Eine schmerzhafte Beklemmung faßte wieder ihre Brust und machte sie mühsam atmen, während ein rascher Gedanke durch ihre Seele glitt. Wie, wenn sie Ssewerikows Drängen nachgab und mit ihm floh? Sie liebte ihn nicht, er war ihr nicht einmal sonderlich sympathisch; aber dann brauchte sie nicht heimzukehren zu jenem, dessen Nähe ihr unerträglich schien, in jene Einsamkeit und Einförmigkeit, die ihr jetzt entsetzlicher sein würde denn je zuvor. Ssewerikow liebte sie, er würde ihren Geschmack und ihre Wünsche berücksichtigen und ihr das Leben angenehm gestalten. Die Meinung der Welt — o, darüber wollte sie sich hinwegsetzen; auch würde je schwerlich eine Bemerkung aus dem hiesigen Kreise an ihr Ohr gelangen, sie sollten ja weit, weit von hier weilen. Die Hand, welche sie wie zur Abwehr gegen Agathon Jegorowitsch erhoben, sank in ihren Schoß. Er ergriff sie und drückte seine Lippen darauf. „Irene," flüsterte er von neuem, „ich habe es gewußt, du wirst das Glück nicht von uns scheuchen, welches die rosige Zukunft uns bietet. Der Buchstabenlaut des Gesetzes, das Urteil der Menschen — was können sie für uns sein; alles versinkt, jedes Empfinden ist klein und nichtig, über allem steht einzig die Liebe als größte unter ihnen."

Er wußte nicht, warum ihre Hand so heftig zuckte, warum sie mit dieser brüsken Bewegung sich halb von ihm wandte und das Gesicht an der Sammetlehne des Stuhles barg. „Die Liebe ist die größeste unter ihnen." Damals, als sie zuerst diese Worte gehört, da kniete sie vor dem Altare, und der Dom wölbte seine Kuppel über sie, und durch ihre Seele bebte eine wunderbar feierliche Stimmung, gemischt aus kindlich frommer Andacht und dem süßen Gefühl, dem heimlich geliebten Manne so nahe zu sein, und **seine** Hand lag auf ihrem Scheitel, und **seine** Stimme sprach diese Worte zu ihr, an welche sie lange nicht mehr gedacht und deren Erinnerung diese Stunde weckte. Und jetzt trat mit denselben Worten die Versuchung an sie heran, goß ihr Gift in die Seele und trachtete, alles zu zerstören, was sich von besserem Empfinden in ihr regte. „Aber die Liebe ist die größeste unter ihnen." — Sie lag wieder neben dem kleinen Grabe ihres Kindes, und die Sommerluft wehte sie an, und über ihr rauschten die Bäume, und nicht weit von ihr flüsterte seine Stimme; er sprach zu Ernstine, seiner bleichen Ernstine mit den traurigen Augen. Sie verstand nicht, was er sagte, aber sie ahnte es; er ging vorüber, und sein Blick streifte sie; sie schloß die Wimper, aber trotzdem fühlte sie ihn kalt und verächtlich auf sich ruhen, und es senkte sich auf sie wie Todesangst — ein stechender, brennender Schmerz preßte ihr die Brust zusammen. Und dann war es ihr, als blicke sie in ihres Bruders trübe Augen und seine Hand strecke sich ihr entgegen, und die farblosen Lippen murmelten: „O Irene, was warst du im Begriff zu thun!"

Sie schnellte auf aus ihrer halb liegenden Stellung, und Ssewerikow wich erschreckt einige Schritte zurück vor den geisterhaft bleichen, verzerrten Zügen, aus denen seelische Qual und körperliches Leiden sprachen. „Agathon Jegorowitsch," stieß sie abgebrochen hervor, „gehen Sie — Sie wissen nicht — wie furchtbar — weh Sie — mir — gethan haben." Ihre

Augen erweiterten sich starr, ein zitterndes, stöhnendes Aufatmen zog ihre Brust herauf, schwer stützte sich die kleine Hand auf die Seitenlehnen des Stuhles; dann brach ein Blutstrom über ihre Lippen und floß über den schimmernden Atlas der Robe. Bewußtlos fiel sie in die Polster zurück.

* * *

„Ruhe," empfahl der schleunigst herbeigerufene Arzt, „absolute Ruhe." Aber es war schwer, ja unmöglich, in Irenes tief erschüttertes Gemüt Ruhe zu strömen. In Thränen gebadet, an jeder Fiber zitternd, warf sie sich auf ihrem Lager hin und her und wehrte hastig die Liebkosungen der trostlosen Stephanie ab. In diesem Moment sehnte Irene sich nach Miß Grace. Die Engländerin hätte sie besser verstanden; sie hätte ruhig die Selbstanklagen der Leidenden angehört wie eine Beichte, welche der Sprecherin das Herz erleichterte; sie hätte keine derselben widerlegt oder ihr zärtlich auszureden versucht; sie hätte verstanden, wie erniedrigt, wie entwürdigt Irenes mädchenhaft scheues Gemüt sich durch Dubrowins Kühnheit fühlte — aber Stephanie konnte das nicht; sie fand solche Dinge „unglaublich amüsant", und Irene schwieg gegen sie und rang mit sich selbst, um Herrin ihrer moralischen Pein zu werden.

Ihre Unruhe wuchs noch durch das fast gleichzeitige Eintreffen zweier Telegramme: das eine — von Strehlensee — meldete ihr den Tag und die Stunde, da die Equipage sie an der Eisenbahnstation erwarten würde, um sie nach Neuenhof zu führen; das andere war von ihrem Bruder und rief sie an sein Krankenbett.

„Wann darf ich fahren, Herr Doktor?" fragte die Leidende ängstlich, die Hände des Arztes fassend. — „Voraussichtlich nicht so bald, gnädige Frau," war der ernste Bescheid. „Sie verschlimmern Ihren Zustand durch Unruhe und Ungeduld." — „O, ich will ruhig sein!" versicherte sie und legte sich resigniert in die Kissen zurück. „Ich will gewiß ruhig und geduldig sein. Oskar bedarf meiner; ich muß zu ihm."

* * *

„Jede Aufregung muß vermieden werden. Zeigen Sie sich ihm gegenüber ruhig, wenn möglich heiter," ordnete der Doktor an, vor dem die junge bleiche Frau im Reiseanzug stand. „Fassen Sie sich, gnädige Frau — nur nicht diese verstörte Miene und vor allen Dingen keine Thränen." Es war Irene unmöglich, zu antworten; durch eine Handbewegung bedeutete sie den Arzt, ihr den Weg in das Krankenzimmer frei zu geben, und mit einem warnenden Heben der Rechten trat er zur Seite. Sie that hastig einige Schritte vorwärts in dem halbdunklen Raume und dann, eingedenk der soeben erhaltenen Mahnung, drückte sie die Hände zusammen und ging langsam und vorsichtig an das Bett. Mit Mühe hielt sie den Wehelaut zurück, der sich auf ihre Lippen drängte, als sie ihren Bruder vor sich sah, abgezehrt bis zur Unkenntlichkeit, kaum fähig, die Hand von der Decke zu heben. Sie setzte sich auf den Rand des Lagers, umfing Vorster mit beiden Armen und drückte das Gesicht gegen seine Brust; gewaltsam kämpfte sie gegen das Schluchzen, welches ihr die Kehle zusammenpreßte. Seine heiße Hand legte sich schwer auf ihren Scheitel. „Bist du endlich bei mir, Kind?" flüsterte er. „Ach, wärest du doch früher gekommen; es ist so unsäglich traurig, ganz allein zu sterben!" — „Oskar," murmelte sie, „du darfst nicht sterben." — „O meine Irene, wer den Unerbittlichen mit diesem Ausspruch bannen könnte! Es geht zu Ende, mein Kind, wenn der Doktor auch scheinbar sorglos lächelt und mich zu täuschen glaubt. Aber du bleibst jetzt bei mir, Irene, nicht wahr?" — „Gewiß, Oskar, ich bleibe," versicherte sie mit erstickter Stimme. — „Du bist müde, Irene, du kommst ja von der Reise. Geh und ruhe aus; aber dann bleibe. Das Gefühl, dich in meiner Nähe zu haben, ist für mich unendlich beruhigend."

— Irene ging; nicht, um zu ruhen — nein, nur um sich ungestört dem Ausbruch ihres Schmerzes hingeben zu können. Sie war zu kurz, diese Viertelstunde der Einsamkeit, um all das Weh auszuweinen, das sich überwältigend an sie drängte; aber sie durfte nicht an sich denken, der Leidende wartete ja sehnsüchtig auf ihr Wiederkommen. Doch mit den noch zuckenden Lippen, den thränengeröteten Lidern konnte sie nicht an Vorsters Lager treten, sie mußte sich erst wieder in ihrer Gewalt haben. Nach Fassung ringend, schritt sie auf und ab durch die Räume, in denen sie ihre Kindheit, ihre Mädchenjahre verlebt und die nun in trauriger Stille vor ihr lagen. Neben Vorsters Kabinett befanden sich die Zimmer, welche sie sonst bewohnt und welche sie bei ihrem letzten, nur Stunden währenden Besuch hier nicht gesehen. Sie schloß die Thür auf und trat ein. Nichts war vom Platze gerückt, Staub lag auf dem Glase des hohen Trumeau und in den Falten der Vorhänge, ein Stuhl stand mitten im Zimmer. Dort hatte sie damals gesessen, als man ihr Schleier und Kranz im Haar befestigte, und dort auf dem Teppich entdeckte sie noch einige dürre Myrtenblättchen. „Ihr werdet eure glückliche sorglose Irene wohl nie wiedersehen," hatte sie damals hier geflüstert. O nein, der lange, trübe Blick, welcher über den Raum hinglitt, sprach nicht von Glück. Sie hatte anderes erhofft vom Leben, sonniger und freudvoller ihr Geschick geträumt damals, als sie noch eine „glückliche, sorglose" Irene war. Und zum letztenmal war sie jetzt daheim bei ihm, dem sie das Teuerste auf Erden gewesen, und wenn sein Herz aufhörte zu schlagen und sein Auge sich schloß, dann hatte sie keine Heimat mehr als jene, wo sie sich selbst wie eine Fremde fühlte. Sie drückte die Thür ins Schloß und wandte sich zum Gehen; es war zu furchtbar, diesen Gedanken zu Ende zu denken, mitten in einer unerträglichen Gegenwart an eine freundliche Erinnerung zu rühren, in eine öde, trostlose Zukunft zu blicken!

Sie kehrte in das Krankenzimmer zurück und setzte sich neben das Lager. Vorster lag still und unbeweglich in den Kissen, nur die tief eingesunkenen Augen öffneten sich und hefteten sich mit einem langen, innigen Blick auf die junge Frau. „Irene," flüsterte er. Sie nahm seine Rechte zwischen ihre beiden Hände und neigte sich zu ihm. „Damals fragte ich dich nicht, ob du auch glücklich seist, meine Irene," sprach er leise und sehr mühsam. „Ich fühlte, daß du es nicht warst. Die Menschen erzählen so schlimme Dinge von euch — auch mich haben sie mit ihren Mitteilungen nicht verschont — und ich hätte dich so gern glücklich gesehen, mein armes Kind! O, wenn du versuchen wolltest, Robert lieb zu haben, Irene! Wenn er dich sanft und hingebend sähe, so würde sein Herz dir gewiß entgegenschlagen. Das Leben ist ja so kurz, meine Irene, und wo wir eine trübe Stunde durch ein Fünkchen Freude verschönern können, da sollen wir nicht zaudern — dürfte ich mein Leben von neuem beginnen, eine andere Vergangenheit sollte hinter mir liegen in meiner letzten Stunde! Wenn ich von dir gegangen bin, meine Irene, dann ist Robert der einzige, zu dem du gehörst auf dieser Welt. O versuche es, ihn lieb zu haben!"

Das waren die letzten zusammenhängenden Worte, die Irene aus ihres Bruders Munde vernahm. Um die heftigen Schmerzen, welche Vorster hin und wieder in erschreckender Weise quälten, zu mildern, nahmen die Ärzte ihre Zuflucht zu narkotischen Mitteln, welche den Leidenden in einen Zustand der Betäubung versetzten, der ihm das Verständnis für das um ihn Vorgehende raubte.

Es waren für die junge Frau qualvolle Tage, die sie nach jenem Strome rauschender Vergnügungen, jenem bunten oberflächlichen Treiben der letzten Wochen hier in dem stillen Krankenzimmer verbrachte angesichts dieses langsam erlöschenden Daseins. „Sind Sie nicht selbst leidend, gnädige Frau?" fragte der besorgte Arzt, ihr immer schmaler werdendes Ge-

sicht musternd; aber sie schüttelte den Kopf, sie fühlte ja nicht, daß ihr Körper litt, und den nagenden, peinigenden Schmerz konnte er ihr nicht aus der Seele nehmen.

Es ging rasch zu Ende mit dem Kranken. Schmerz- und kampflos schied er aus dem Leben, das für ihn nur Mühe und Arbeit gewesen; und die, welcher einzig seine Liebe und Sorge gehört, drückte ihm die Augen zu und bestattete ihn zur Ruhe. In der Familiengruft, an dem kostbaren, mit Kränzen und Blumenspenden überdeckten Sarge des letzten Vorster war Irene in die Knie gesunken und hatte sich das Versprechen gegeben, ihrem Gatten mit Güte und Nachsicht zu begegnen. Das Gefühl der Richtigkeit ihrer selbst hatte sich ihrer bemächtigt und sie über die Regungen des Zornes und Trotzes hoch emporgehoben. Das Leben war ja so kurz; wenn sie kein Glück mehr zu erhoffen hatte, nun, sie wollte sich dem Geschick beugen und danach streben, daß Strehlensen nicht elend sei an ihrer Seite.

Mit diesem Vorsatz betrat sie auch das Haus. Sie hatte ihren Gatten seit dem Oktober nicht gesehen; er hatte, durch Unwohlsein verhindert, auch nicht zur Beerdigung nach R. kommen können.

Als die junge Frau in den langen Trauergewändern den düsteren Vorsaal durchschritt, da faßte es sie wie Bangen, und ihr Herz krampfte sich zusammen bei dem Gedanken, daß von nun an dieser Ort ihr alleiniger Wirkungskreis sein solle. Strehlensen war gerade nicht anwesend; aber als er kam, empfing er die Heimkehrende mit Mißmut und Vorwürfen: Warum sie die Equipage gestern habe umsonst an der Eisenbahnstation warten lassen, sie hätte doch telegraphieren können; warum sie nicht noch einige Tage in R. geblieben sei, bis er sich wohl genug gefühlt, um hinzureisen und die Erbschaftsangelegenheit zu ordnen; jetzt sei die Sache doch gewiß nicht in sicheren Händen.

Als Strehlensen eintrat, war Irene ihm entgegengeeilt, weil sie erwartete, er würde sie an seine Brust ziehen und ihr Worte des Trostes und der Teilnahme sagen; aber er war so erregt, daß er sogar gänzlich vergaß, sie zu begrüßen. Ihre Arme, welche sie hob, um sie um seinen Nacken zu schlingen, sanken herab, die wehmutsvolle Weichheit der Seele schwand, und Eiseskälte durchschauerte sie; zum erstenmal empfand sie deutlich, daß sie ihn haßte. Ohne ein Wort der Erwiderung ging sie an ihm vorüber nach ihrem Boudoir, wo sie sich einschloß. Mitten im Zimmer blieb sie stehen, die Hände ineinander geflochten und den Nacken gebeugt. Und als sie das Haupt wieder hob und tief aufatmend über die Stirn strich, da war es nicht mehr dieselbe Frau, die vor einer Stunde erst das Haus betreten, es war Nacht in ihr geworden — er hatte kein Erbarmen mit ihr, sie wollte keines mit ihm haben. Sie that einige Schritte vorwärts und glitt dann zu Boden. „Oskar," stöhnte sie, „es ist unmöglich — ich kann ihn nicht lieben!"

* * *

Irene fand in Neuenhof manche Veränderung. Ihre Schwägerin Brigitte hatte das Gut verlassen, und die junge Frau war genötigt, die Leitung der Wirtschaft selbst zu übernehmen. Schweigend empfing sie die Schlüssel aus Strehlensens Händen und lächelte geringschätzig zu seinen Ermahnungen, besser nach allem zu sehen, als sie es sonst gethan. „Deine Reise hat viel gekostet, Irene," bemerkte er beiläufig. „Du mußt das durch doppelte Sparsamkeit wieder ins Gleichgewicht bringen." — „Die Ausgaben der Reise sind aus meiner Mitgift bestritten," antwortete sie wegwerfend. „Ich bitte dich daher, kein Wort darüber zu verlieren." — Er erschrak förmlich. Woher wußte sie das? Sonst kümmerte sie sich nicht um Geschäftsangelegenheiten und hatte nie eine Silbe über ihr Vermögen verloren. Er sah sie mißtrauisch an und ging dann, um Befehl zu geben, sein Pferd zu satteln. Er ritt häufig aus; er besuchte einen Bekannten, der kürzlich in

der Nachbarschaft ein Gut angekauft und bezogen hatte. Irene erfuhr bald Näheres über diesen Nachbar. Es war ein durch Erbschaft plötzlich reich gewordener Mann von unbekannter Herkunft und geringem moralischem Wert. Eine junge Dame — wie die Leute meinten: eine Petersburger Nihilistin — vertrat in seinem Hause die Stelle einer Wirtin und Gesellschafterin. Sie präsidierte auch bei den sogenannten Abendgesellschaften, deren Vergnügen in übermäßigem Weingenuß und Kartenspiel bestand, was einen ganzen Kreis älterer und jüngerer Herren herbeizog.

Irene schwieg zu allem; es fiel zwischen ihnen nie ein Wort über die Nachbarn; sie that, als wisse sie nichts von deren Dasein. Auf Strehlensens unfreundliche Reden, seine üble Laune, seine lauten Äußerungen der Unzufriedenheit mit dem gewöhnlichen Nachsatz: „Als Brigitte hier war, war alles ganz anders," hatte sie nur ihr geringschätzendes Lächeln; sie ließ sich nicht mehr zu Scenen mit ihm hinreißen.

Strehlensen fing an, selten nur noch zu Hause zu sein; er vernachlässigte ganz gegen seine sonstige Gewohnheit die Wirtschaft und kümmerte sich wenig um das, was im Hause vorging. Irene versah notgedrungen ihre Obliegenheiten, zog sich aber von allem zurück. Sie fühlte sich peinlich betroffen durch die neugierig-mitleidigen Blicke, mit denen man sie musterte, wenn sie je mit anderen in Berührung kam; auch war sie oft leidend.

Das Verhältnis der Gatten zueinander ward immer gespannter; der Dämon des Hasses schwebte zwischen ihnen und vergiftete jede Stunde, die sie gemeinsam verlebten.

Es war einige Zeit nach Irenes Rückkehr, acht Tage vor Weihnachten. Strehlensen war erst gegen morgen von einem Besuch bei seinem Nachbar Hollmann nach Hause gekommen und hatte lange geschlafen. In augenscheinlich übelster Laune, müde und angegriffen, betrat er das Speisezimmer; niemand war darin, der Tisch nicht gedeckt. Einen Fluch zwischen den Zähnen murmelnd, ging der Hausherr nach Irenes Boudoir.

Die junge Frau saß in einem einfachen Negligé am Fenster und las einen Brief, den sie am Morgen erhalten hatte. Als sie das Geräusch seiner Schritte vernahm, blickte sie auf, und unangenehme Überraschung malte sich in ihren Zügen. „Warum ist kein Frühstück für mich bereitet?" redete er sie heftig an. — „Ich wußte nicht, daß du zu Hause seist," versetzte sie kalt. — „So? Und es ist dir auch sehr gleichgültig, nicht wahr? Du hast wichtigere und amüsantere Dinge zu thun, als dich um meine Gegenwart oder Abwesenheit zu kümmern. Was hast du denn da?" Er nahm das vor ihr liegende Briefcouvert — das Bild eines schönen, dunkeläugigen Mannes in Husarenuniform fiel ihm daraus entgegen. Er griff nach dem Briefe, aber sie ballte denselben zusammen, und sich erhebend, warf sie ihn in die Flammen des Kamins, wo er sogleich hell aufflackerte und dann zu einem verglimmenden Aschenhäufchen zerfiel. „Wer ist das?" fragte Strehlensen kurz, ihr das Porträt hinhaltend. Sie schwieg; halb abgewendet von ihm stand sie am Kamin, nur das farblose Antlitz kehrte sie ihm zu mit den seltsam lächelnden Lippen und den sich heftig bewegenden Nasenflügeln; ihr Atem ging schnell und unregelmäßig, und die grauen Augen blickten düster zu ihm hinüber. „Wer ist das, Irene, ich frage dich nochmals?" wiederholte er drohend. — Mit einer leichten Bewegung zuckte sie die Achseln. „Ein Bekannter von mir," entgegnete sie kalt und knöpfte einen Knopf ihres Morgenkleides zu. — „Du sahst ihn bei Dubrowin?" forschte er weiter. — „Nein," sagte sie und lächelte wieder. „Gieb mir das Bild, Robert." — „Erst will ich wissen, wer dieser Mann ist!" rief er heftig, während er mit wahrem Ingrimm die Züge des schönen Männerkopfes studierte. „Ich will wissen, wo du mit ihm zusammentrafst, wenn nicht bei Dubrowin?" Sie gab keine Antwort. „Wo sahst du ihn, Irene?" Ein höhnisches

Lächeln hob ihre Oberlippe, während es ihn herausfordernd aus ihren Augen anblitzte. Der Moment war gekommen, wo sie den verhaßten Mann tödlich verletzen konnte; wenn sie sich auch selbst damit erniedrigte und in den Staub zog, ihr lag nichts daran, wenn er nur dabei litt. „Wo trafst du ihn, Irene?“ — „An dem Orte, den wir vorher dazu bestimmten,“ sagte sie laut, gleichsam triumphierend und jedes Wort betonend. Mit einem unterdrückten Wutschrei stürzte Strehlensen sich auf Irene und packte sie mit eisernem Griff am Oberarm. „Weib,“ keuchte er, sie ingrimmig schüttelnd, „so weit konntest du dich vergessen, und du wagst noch, es mir zu sagen!“ — Sie biß die Zähne zusammen vor dem Schmerz, welchen seine rohe Berührung ihr verursachte, und seinen Blicken bot sich ein fahles Gesicht mit harten, bis zur Unkenntlichkeit entstellten Zügen dar; aus den dunklen, in zornigen Thränen schwimmenden Augen funkelte ihm wilder Haß entgegen. Er ließ sie los und trat einige Schritte zurück. Aus seinem erschütterten Gesicht, das ihr nie so greisenhaft erschienen als in diesem Moment, sah sie, wie tief ihre Worte ihn gepackt. „Und du liebst ihn, Irene?“ Das kam dumpf und erstickt über seine Lippen. Ihre Nasenflügel dehnten sich zitternd, und ein großer, wild flackernder Blick traf ihn; dann entgegnete sie, das Haupt abwendend: „Wozu diese Komödie, Robert? Du hast doch nie danach gefragt, ob ich eine Seele besitze und was in ihr vorgeht; das Recht zu lieben und zu hassen bleibt mein, und niemand kann es mir nehmen.“ — Er zerriß das Bild, warf ihr die Stücke vor die Füße und schritt aus der Thür, die er schmetternd hinter sich ins Schloß warf. Wie weit hatte ihr Haß sie geführt! Sie kannte diesen Mann nicht, dessen Photographie zerrissen am Boden lag; Stephanie hatte ihr das Bild gesandt. Es war einer, der kürzlich die „unglaublich amüsante“ Idee gehabt, der hübschen Blondine eine Liebeserklärung zu machen, deren Inhalt sie Irene umständlich in dem heutigen Briefe mitteilte. Irene hatte ihrem Gatten gegenüber gelogen, sie hatte ihre weibliche Würde preisgegeben und sich selbst in ein zweideutiges Licht gestellt — nur um ihm weh zu thun. Eine teuer erkaufte Genugthuung!

Irene hatte nicht daran gedacht, in wie verderblicher Art die Folgen ihrer Handlungsweise auf sie selbst zurückwirken könnten; sie hatte ihre Umgebung vergessen, die sie mit stets reger Aufmerksamkeit überwachte. Man fand die Stücke der Photographie, der Photographie eines schönen jungen Mannes, auf der Erde — eine Scene hatte zwischen den Gatten stattgefunden, nach welcher sie sich in auffallender Weise aus dem Wege gingen. Die geschäftige Phantasie webte unverzüglich ein Ganzes daraus. Die junge Frau war unglücklich in ihrer Ehe, das war allgemein bekannt; sie war nach Petersburg gereist — warum? das wußte niemand, natürlich doch um sich zu zerstreuen und in irgend einer Art schadlos zu halten für ihr unerfreuliches Los. In Petersburg war sie dem stattlichen Husaren begegnet; wer weiß, vielleicht war es noch eine Jugendliebe. War es da zu verwundern, wenn sie den alten, grämlichen Mann in Neuenhof vergaß und einem anziehenderen Verehrer Gehör schenkte? Und die Verleumdung stellte ihre Vermutungen als Thatsachen hin und spann daraus einen Kreis der unerhörtesten Dinge, in dessen Mitte sich die Heldin des Ganzen bewegte, ohne zu ahnen, welche Rolle sie dabei spielte. Bis zu der jungen Frau drangen diese Gerüchte nicht; sie war wenig mitteilsam, und ihre eisige Miene ermutigte nicht dazu, ein Gespräch anzuknüpfen, in dessen Verlauf man ihr Andeutungen machen konnte über das, „was die Leute reden“. Der Augenblick mußte erst geschickt gefunden werden. Es ist den Menschen doch unmöglich, uns nicht zu verletzen an der Stelle, wo sie uns verwundbar gefunden haben, und je schroffer, je unnahbarer wir ihnen erschienen, um so freudiger ergreifen sie die Gelegenheit, da sie uns demütigen, nieder-

treten können. Auch für Irene kam dieser Moment bald und zwar von einer Seite, woher sie nie Derartiges erwartet hätte.

Sie war, wie gewöhnlich, allein zu Hause und spielte gerade Klavier, als man ihr eine Dame meldete, welche sie zu sprechen wünschte. Irene war überrascht; wer konnte sie jetzt besuchen, sie verkehrte mit niemand aus der Umgegend. Sie gab der eigentümlich lächelnden Madlene den Befehl, die Fremde zu ihr zu führen. Eine vielleicht fünfundzwanzig- bis sechsundzwanzigjährige Dame erschien, groß und schlank und mit einfacher Eleganz gekleidet. Ohne hübsch zu sein, hatte ihr Gesicht etwas Anziehendes durch den offenen Ausdruck der dunkelbraunen Augen. Im Widerspruch mit ihrer übrigen Erscheinung war das kurz verschnittene schwarze Haar, auf dem, keck zur Seite gerückt, eine runde Pelzmütze saß. Sie grüßte Irene durch ein Neigen des Hauptes. „Ich heiße Wera Stepanowna Tumanowskaja," stellte sie sich vor. Sie sprach ein gutes Deutsch mit leicht anklingendem russischem Accent. „Ich wohne auf dem Nachbargute Mirningen bei Franz Karlowitsch Hollmann." — Die junge Hausfrau trat unwillkürlich einen Schritt zurück, und ihre Züge verfinsterten sich. Die Fremde machte eine leichte Bewegung mit der Rechten. „Ich verstehe, Frau von Strehlensen, Sie finden es unverschämt, daß ich es wage, Ihre Schwelle zu überschreiten und mit Ihnen zu reden." — „Was wollen Sie von mir?" fragte Irene kalt. Wera Stepanowna lächelte gleichmütig und sah mit ihren lebhaften Augen etwas herausfordernd die Fragerin an. „Ich will nichts Böses! Ich kam nur, um Sie zu fragen, ob Sie davon unterrichtet sind, Frau von Strehlensen, daß Ihr Gemahl Abend für Abend bei uns große Summen verspielt?" — Irene fühlte sich erbleichen, aber sie wollte der dreisten Fremden gegenüber keine Schwäche zeigen und erwiderte mit einem hochmütigen Heben des Kopfes: „Mein Mann wird selbst am besten wissen, wie weit seine Mittel ihm erlauben zu gehen." — Die andere schüttelte den Kopf. „So sollten Sie mir nicht antworten, Frau von Strehlensen. Warum sehen Sie so geringschätzend auf mich herab? Ich bin eine Freie, eine Aufgeklärte und stehe hoch über leerem Formenwesen und albernen Vorurteilen. Nur die verachten mich, die zu beschränkt und engherzig dazu sind, um zu begreifen, daß weniger Mut dazu gehört, dem Manne zu folgen, mit dem sogenanntes kirchliches Gesetz uns verbindet, als unbekümmert um alles, zu jenem zu stehen, an den nichts uns kettet als der eigene freie Wille. Mich fesselt nichts an Hollmann als mein Versprechen — und ohne Schwur vor dem Altar halte ich ihm mein Wort und bewahre ihm die Treue. Wenn Sie gerecht denken, Frau von Strehlensen, haben Sie da wohl ein Recht, sich über mich zu erheben?" — Sprachlos starrte die junge Frau ihr Gegenüber an. Diese seltsamen, scharf betonten Worte ließen sie in keinem Zweifel darüber, welcher Sinn sich darin barg. Wie durfte diese Fremde es wagen, so zu ihr zu sprechen! Wera Stepanowna zuckte die Achseln. „Ich hätte ebensogut nicht kommen können, Frau von Strehlensen, aber ich kam, weil Sie mich dauern, weil ich weiß, daß Sie eine unglückliche Frau sind und niemand haben, der aufrichtige Teilnahme für Sie fühlt, und darum wollte ich Sie aufmerksam machen darauf, daß, wenn Ihr Gemahl sich von seiner unheilvollen Leidenschaft für das Spiel hinreißen läßt, Ihnen das traurige Geschick droht, gegen Sorge und Mangel kämpfen zu müssen." Die junge Frau entgegnete nichts, in ihren Ohren tönten noch immer die Worte: „Wenn Sie gerecht denken, haben Sie da wohl ein Recht, sich über mich zu erheben," und es marterte sie der Gedanke, ob ihr Gatte selbst ihren Ruf in schonungsloser Weise preisgegeben, und das in Gegenwart dieses Weibes, welches jetzt vertraulich weiter sprach: „Suchen Sie Ihren Gemahl an das Haus zu fesseln, Frau von Strehlensen, Sie sind ja jung und können ge-

wiß liebenswürdig sein.“ Irene errötete unwillig, das Gespräch wurde ihr immer peinlicher. Die dunklen Augen der Russin glitten mit einem langen, nachdenklichen Blick an ihr nieder: „Haben Sie denn wirklich so wenig Macht über ihn?“ fragte sie fast vorwurfsvoll. „Werden Sie wirklich der Sache ihren Lauf lassen, ohne Ihrem Gemahl in den Weg zu treten, ehe es zu spät ist? Und Sie sind seine Frau und Ihr Vermögen ist in seinen Händen! Wenn Hollmann Hab und Gut verschleudert, so darf ich nichts hineinreden, ich habe ihm keinen Kopeken zugebracht, und wenn er heute oder morgen sein letztes Geld verspielt, so arbeite ich nötigenfalls für ihn — ich bin Zahnärztin und finde schon mein Brot — aber Sie, Frau von Strehlensen, Sie sollten Ihres Gemahls Leichtsinn nicht dulden.“ Ihr kurz verschnittenes Haar zurückstreichend, sagte sie in gutmütigem Tone zu der noch immer schweigenden Irene: „Verzeihen Sie, Frau von Strehlensen, wenn ich mehr gesprochen, als ich vielleicht sollte, aber es geschah wirklich nicht in schlimmer Absicht. Nun wissen Sie wenigstens, was Sie wissen mußten, und können dem entsprechend handeln. Empfehl mich.“ Und mit einem abermaligen Neigen des Kopfes verließ sie das Zimmer, in welchem Irene rat- und fassungslos zurückblieb. Allerdings, jetzt wußte sie, was sie wissen mußte, was sie früher oder später doch erfahren hätte. So also dachte die Welt von ihr, so tief stand sie in der allgemeinen Meinung, daß eine Fremde von zweideutigem Rufe es wagte, sich mit ihr auf gleiche Stufe zu stellen. Irene warf sich auf einen Stuhl und schlug die Hände vor das Gesicht. „O mein Gott!“ murmelte sie. „Wodurch habe ich das verdient?“ Sie wußte ja, daß ihr Gatte sie nicht liebte, daß sie keinen Einfluß auf ihn ausübte, aber daß diese Fremde ihr das wieder lebhaft zum Bewußtsein gebracht, daß sie in den Augen dieser Person bedauernswert war, daß sie endlich deren Aussprüche nicht mit Stolz als unwahr zurückweisen konnte — das erschien ihr furchtbar hart und überwältigte sie mit erdrückendem Weh. O, sie war noch viel elender und ärmer, als die Welt es ahnte!

* *
*

Weihnachten! Der heilige Abend senkte sich, in Dämmerungsschleier gehüllt, auf die Erde. Stille lag auf den weiten, schneebedeckten Flächen Neuenhofs, wie heiliger Friede breitete es sich über die Welt, und hoch droben am dunklen Firmament flimmerten gleich Weihnachtskerzchen die Sterne durch die klare Winterluft. Ringsum in allen Gebäuden strahlte heller Lichtschein aus den Fenstern, die Christbäume brannten — Freude sprach aus allen Gesichtern —, sie genossen das Fest von ganzem Herzen.

Auch auf dem Gute selbst herrschte reges Treiben. Irene hatte sich aus R. alles Nötige bringen lassen, um einen Baum zu schmücken und eine Bescherung zu veranstalten. Mit einem Eifer, der ihre Umgebung in Erstaunen setzte, beschäftigte sie sich mit den Vorbereitungen zum Feste, ließ Kuchen und Naschwerk backen, vergoldete und versilberte Nüsse und fertigte allerlei bunten Zierat; Madlene, die geschickteste ihrer Dienerinnen, mußte sie dabei unterstützen. Sie hatte Strehlensen gebeten, den Abend mit ihr zu verbringen, und seine Zusage erhalten.

In einer Stunde ernster Selbstbetrachtung hatte die junge Frau sich nicht der Einsicht erwehren können, daß ihr Betragen nicht vernünftig und keineswegs geeignet sei, ein besseres Einvernehmen mit ihrem Gatten herzustellen. Mit schmerzlicher Scham hatte sie wieder ihrer Vorsätze am Krankenbett und Sarge ihres Bruders gedacht und sich abermals das Wort gegeben, es solle anders werden. Nach jener letzten heftigen Scene war Strehlensens Haltung gebeugter, sein Gang unsicherer, sein Gesicht gefurchter und grämlicher, er erschien um Jahre gealtert — er war zum Greise geworden.

Irene empfand Mitleid mit ihm, sie fühlte, daß sie zu weit gegangen sei, sie mußte einlenken. Heute abend unter dem brennenden Weihnachtsbaume, wo fröhliche Feierlichkeit die Seele durchströmt und weicher stimmt, da wollte sie ihm alles bekennen, ihn bitten, ihr zu verzeihen und wieder gut mit ihr zu sein. Mit sanfter Freundlichkeit wollte sie ihm vorstellen, wie unerquicklich ihr Zusammenleben bisher gewesen, und ihn auffordern, von diesem Abend an, den die weltumfassende Liebe geschaffen, ein neues Leben zu beginnen, ein friedliches, harmonisches Zusammensein. Würde er widerstehen können, wenn sie demütig bittend zu ihm kam? Ein Lächeln trat auf ihre Lippen und erhellte das schmale Gesicht mit der sonst düsteren Stirn. Gewiß nicht — und er würde sie liebgewinnen, sie hätscheln und verwöhnen, und sie besäße dann ein Wesen, in dessen Armen und an dessen Brust ihr Platz war. Madlene, mit scheinbarem Eifer Fäden an allerlei Gegenstände bindend, beobachtete verstohlen ihre junge Herrin. Was hatte sie nur? Woher stammte wohl dieser Ausdruck stiller Freude, der ihre ganze Gestalt verklärte? Madlene fand das im geheimen unbegreiflich und beschloß, die anderen darüber zu konsultieren.

Der Christbaum war geschmückt, nur die Lichtchen brannten noch nicht. Seitwärts auf dem langen, weißgedeckten Tische lagen die Geschenke und Näschereien für die Dienerschaft bereit. Die junge Hausfrau ging mit glänzenden Augen und glühenden Wangen geschäftig ab und zu und ordnete zu wiederholten Malen die Überraschungen, welche sie ihrem Gatten bestimmt; es befand sich auch eine Arbeit von ihrer Hand darunter. Um sieben Uhr wollte Strehlensen zu Hause sein; es wurde acht, er kam noch nicht. Unruhig blickte Irene auf die Uhr. „Noch eine Viertelstunde," beschwichtigte sie die sie quälende Ungeduld — aber eine Viertelstunde — eine halbe Stunde verfloß, ihr Gatte erschien nicht. Sie zündete die Kerzen des Christbaumes an, rief die Dienerschaft herein und verteilte die Geschenke; dann hieß sie die Leute in die Gesindestube hinuntergehen, wo ein Abendessen sie erwartete.

Sie blieb ganz allein in dem großen Saale unter dem hohen, schimmernden Weihnachtsbaum mit den wehenden Flammen. Sie setzte sich, legte die gekreuzten Arme auf den Tisch und senkte die Stirn darauf. Sie wartete; sie konnte nicht glauben, daß Strehlensen sein Wort brechen und nicht kommen würde. Bei jedem Geräusch auf der Treppe und im Vorsaal hob sie den Kopf und lauschte mit gespanntester Aufmerksamkeit — umsonst, er war es nicht! Und wieder legte sie die Stirn auf die Arme, und verflossene Jahre erstanden vor ihrem geistigen Auge und glitten langsam vorüber; wie ein häßlicher, dunkler Fleck lag die Gegenwart auf dem hellen Grunde der Vergangenheit, und die Zukunft dehnte sich vor ihr wie eine Sandwüste. Alles war zerfallen, zerronnen, das friedliche Leben, das sie von nun an erträumt — ihr Mutterglück — ihres Gatten Liebe. Wenn sie ihren Trotz bändigte und sich ihm demütig beugen wollte, dann ging er achtlos am gegebenen Moment vorüber und ließ sie allein in ihrem Kampfe mit den Dämonen in ihrer Brust, daß sie unterlag und nicht mehr die Kraft fand, sich aufzurichten zur Höhe edler Gesinnung. War er es da wohl wert, daß sie um seinetwillen unterwürfig und gut sein wollte?

Mit lang nachhallenden Schlägen kündigte die Uhr die zehnte Stunde an; drei Stunden hatte sie vergeblich auf ihn gewartet. Die junge Frau erhob sich und ging nach dem Speisezimmer. Auch hier war alles zu seinem Empfange bereitet. Mit glänzendem Silber und schimmerndem Krystall war der Tisch für zwei gedeckt, eine hohe Schale mit Konfekt und Früchten nahm die Mitte ein, langhalsige Flaschen harrten des Entkorktwerdens. Aber Irene setzte sich nicht, sie konnte nicht essen, das Herz war ihr zu schwer. Sie kehrte in den Saal zurück und trat

zum Fenster. Die Stirn an die kalten Scheiben gedrückt, blickte sie in die stille Winternacht hinaus, empor zum dämmerigen Himmel, an dem wie Goldfünkchen die Sterne glänzten. Und dann ging sie wieder zurück zum Weihnachtsbaum, setzte sich ihm gegenüber und wartete, obgleich sie wußte, er würde nicht mehr kommen. Es schlug elf — es schlug zwölf; es war totenstill ringsum, so still, daß sie das Pochen ihres Herzens, das Brausen des Blutes in den Ohren vernahm. Die Weihnachtskerzchen waren niedergebrannt und verlöschten leise knisternd eines nach dem anderen. Irene saß vor ihrem Christbaum und fühlte kaum, wie große Thränen über ihre Wangen rannen und schwer auf die im Schoße verschlungenen Hände tropften. Das letzte Lichtchen flammte auf zwischen den mit schimmerndem Zierat geschmückten Zweigen — dann erstarb sein Schein, es wurde dunkel. Mit einem dumpfen Wehlaut schnellte Irene empor aus ihrem Hinbrüten. Die stille, die heilige Nacht brachte ihr nicht das Gnadengeschenk warmer göttlicher Liebe — sie füllte ihre Seele mit Frost und Finsternis!

* * *

Erst gegen abend des nächsten Tages kam Strehlensen nach Hause. Er lärmte draußen und schalt den Kutscher, im Korridor kicherten die Dienstmädchen und stoben bei seinem Kommen auseinander. Er begab sich direkt nach dem Boudoir seiner Frau. Sie trat ihm kalt und ernst entgegen, sie hätte heucheln müssen, um ihn freundlich zu empfangen. Sie hatte beschlossen, mit keinem Wort den gestrigen Abend zu berühren, er sollte nie erfahren, welch qualvolle Stunden sie durchlebt. — Erschreckt wich Irene einen Schritt vor Strehlensen zurück — noch nie hatte sie ihn so gesehen. Wirr hing das graue Haar ihm um die Stirn, gläsern starrten die Augen aus dem dunkelgeröteten Gesicht und mühsam behauptete er das Gleichgewicht — er war völlig betrunken. Das also war der Mann, auf den sie sich zu stützen gedachte, dem der liebende, zärtlich besorgte Bruder sie übergeben: ein Spieler, ein Trunkenbold! Ekel erfaßte sie, und sie wandte sich, um das Zimmer zu verlassen, als Strehlensen sie heftig anschrie: „Gieb mir Geld, Irene — ich brauche sogleich Geld — schnell, man wartet bei Hollmann auf mich!" — „Ich habe nichts," antwortete sie verächtlich. „Was ich besitze, ist ja in deinen Händen, und das von Oskar ererbte verwaltet bis auf weiteres mein Advokat in R."

Strehlensen brach in eine Flut zorniger Vorwürfe aus und drohte Irene mit Thätlichkeiten, wenn sie ihm nicht Geld schaffe. Die junge Frau wußte, daß neugierige Ohren die laute Scene belauschten, und sie meinte, den ihr peinlichen Vorgang am schnellsten abzubrechen, wenn sie den Berauschten allein ließ. Ihre lange Schleppe zusammenraffend, wollte sie, an ihm vorbeischreitend, sich entfernen, aber er hob die schwere Reitgerte und traf sie mit wuchtigem Schlage am Oberarm. Sie stieß einen schrillen Schrei aus, dessen Widerhall die lange Zimmerreihe zurückwarf, und floh wie ein gehetztes Wild in ihr Schlafgemach, dessen Thür sie verschloß.

Es giebt Momente, da die Seele unter der Wucht der Ereignisse gleichsam erstarrt, da Denken und Empfinden uns verlassen und es sich wie Scheintod auf unser ganzes Sein legt. Solche Augenblicke verbrachte Irene, neben ihrem Lager knieend und mit großen, starren Augen vor sich hinblickend. Dann zuckte sie empor und machte stöhnend eine Bewegung. Schwankend erhob sie sich vom Boden, hüllte sich in einen Plaid und verließ unbemerkt das Haus. Sie schlug den Weg zum Pastorat ein. Eiskalt wehte der Wind ihr in das Gesicht, und von den Zweigen, die sie streifte, stäubte Schnee auf ihren unbedeckten Scheitel — sie spürte nichts von alledem, hastig strebte sie vorwärts durch den tiefen Schnee, nur fort, fort von da, wo so vernichtende Schmach sie getroffen.

Sie stand vor dem Pastorat, das mit seinen weißen Mauern matt durch das Halbdunkel schimmerte; durch die Ritzen der geschlossenen Laden fielen feine Lichtstreifen, drinnen wurde gesprochen und gelacht — man spielte Klavier, und eine angenehme Frauenstimme sang das bekannte Lied „Aus der Jugendzeit."

Irene blieb stehen und lehnte sich an das Geländer der Treppe. Der rasche Gang durch die schneidende Winterluft hatte ihr den Atem benommen, sie empfand einen stechenden Schmerz in der Brust. Auch fühlte sie jetzt, daß es sie in der leichten Kleidung fror. Hastig zog sie die Glocke. Ein Dienstmädchen öffnete und starrte die Eintretende mit unverhohlenem Erstaunen an. „Die gnädige Frau," sagte es naiv und küßte Irene die Hand. Irenes Lippen verzogen sich zu einem herben Lächeln — die gnädige Frau, welche bei Frost und Wind erschöpft und erstarrt vor der Roheit ihres Gatten floh. „Ist der Herr Pastor zu sprechen?" fragte sie hastig. — „Der Herr ist zu einem Sterbenden gefahren, aber er muß jeden Augenblick zurück sein," lautete der Bescheid. — „Führe mich in sein Studierzimmer, ich will ihn erwarten. Sage aber niemand, daß ich hier bin," murmelte die junge Frau schwer atmend. Das Mädchen gehorchte.

In dem Studierzimmer brannte eine Lampe mit grüner Kuppel, die den großen, nur dürftig ausgestatteten Raum etwas gemütlicher erscheinen ließ. Irene warf sich in einen Stuhl und schloß die Augen. Der scharfe Wind hatte ihr Haar gelöst, die schweren Flechten fielen lang nieder.

Hier war es so still und friedlich, selbst das Ticken der alten Schwarzwälder Uhr schien mit gleichmäßiger Pendelschwingung zu sagen: „Ruhe, Ruhe"; auf dem Schreibtische lag ein aufgeschlagenes Buch, wie soeben aus der Hand gelegt, riesige Folianten, Schriftstücke, und in der Mitte zwischen zwei silbernen Leuchtern ein hohes Kruzifix. Von drüben her drang der Gesang zu ihr:

Wohl die Schwalbe kehrt, wohl die Schwalbe kehrt
Und der leere Kasten schwoll,
Ist das Herz geleert, ist das Herz geleert,
Wird's nie mehr voll.

Ja, und wenn Herz und Seele leer waren, dann gab es kein Leben, keine Seligkeit mehr. Aber sie war ja noch jung, in ihr strömte das Blut in raschem Umlauf und bäumte sich rebellisch auf gegen das Entsagen von Glück und Lust, und ihr Herz schlug sehnend dem Schönen entgegen, das ihr die Welt gewiß noch zu bieten hatte, sie wollte nicht ihrem Geschick erliegen. Aber erst mußte sie ihre Bande sprengen, daß sie frei atmen durfte, frei atmen und lieben, zu wem das Herz sie zog. Die Thür ging; Wellner trat ein im Talar und die Abendmahlsgeräthschaften in der Hand. Sie sprang empor und eilte ihm entgegen. Klirrend stießen die Sachen aneinander, welche er beiseite stellte, dann verschränkte er die Arme über der Brust und trat ihr gegenüber. Er sprach nicht, er atmete tief und schwer, und unter den breiten Lidern hervor heftete sein Blick sich angstvoll prüfend auf die vor ihm Stehende. Sie schaute zu ihm auf; fieberhaft brannten die in diesem Moment tiefdunklen Augen in dem farblosen Gesicht, welches das feuchte Haar in wirrem Gelock umgab. „Ich komme als eine Hilfesuchende zu Ihnen," begann sie dumpf. „Ich bin zu unglücklich." — Er trat einen Schritt zurück, und die Platte des Schreibtisches, auf welche seine muskulöse Hand sich stützte, ächzte unter dem Druck. „Und welche Hilfe erwarten Sie von mir, gnädige Frau?" Seine Stimme hatte einen rauhen Klang bei diesen Worten. — „Sie spenden ja allen Trost," stieß sie mit fliegender Brust hervor. „Sie haben für alle ein Wort der Milde, der Beruhigung in Schmerz und Leid, Worte der Teilnahme in Glück und Lust — Sie weihen den Menschen für das Leben, Sie führen ihn in die Ehe — Sie treten an sein Schmerzenslager und segnen seinen letzten Schlummer — und Sie würden keine Hilfe, keinen Rat finden für

ein armes, schwaches Menschenherz, das sein Geschick nicht mehr tragen kann?" — „Niemand sollte sagen, daß er sein Geschick nicht tragen kann," sagte er leise. „Wir müssen nur lernen, uns bescheiden. Wenn wir die feste Überzeugung erringen, daß von dem, was die Welt an Lust und Glück bietet, nichts mehr für uns bestimmt ist, dann schweigt das stets fordernde Herz und liegt wunschlos in der Brust und lernt es, ohne Neid an anderer Seligkeit vorüberzugehen." — „Aber ich will das nicht!" schrie sie wie angstvoll auf. „Warum soll ich mein Herz einschnüren, mein warmes Empfinden zertreten und es Winter in meiner Seele sein lassen? Ich will diese Fesseln nicht dulden, die meiner Seele die Spannkraft und den Lebensmut rauben; ich will sie abschütteln, und Sie sollen mir behilflich dabei sein!" — „Ich?" fragte er kalt. „Mir, der ich Sie kraft meines Amtes mit Ihrem Gatten vereinigte, mir muten Sie zu, ich solle Ihnen die Hand bieten, um diese geheiligten Bande zu zerreißen? Sie sind rasch im Handeln, gnädige Frau! Eilig und ohne zu prüfen nahmen Sie Herrn von Strehlensens Werbung an, und ebenso eilig streben Sie jetzt, sich von ihm zu befreien. Die Pflicht, gnädige Frau, führt uns nicht immer sonnige, ebene Wege — die heißen Stunden sind es, die unseren Wert erproben. Kehren Sie zurück zu ihm, dem Sie angehören, an seiner Seite ist Ihr Platz." — Sie streckte die Hände nach ihm aus, und peinliche Angst erweiterte ihre Augensterne. „Fordern Sie das nicht von mir! Ich habe alles versucht; zu wiederholten Malen wollte ich mich aus meiner Abneigung und meinem Trotz gegen ihn herausarbeiten, und immer wieder stieß er mich zurück — nichts habe ich errungen in meinen Kämpfen mit mir selbst als — Verachtung und Haß gegen ihn!" — „Wie das hart klingt aus einem Frauenmunde," murmelte er. „Die Seele des Weibes ist weich geschaffen, sie soll den Himmelsfunken der Liebe hegen, und nichts soll ihr unmöglich sein, was Geduld und Güte zu freundlichem Ausgang führen können. Sollten Sie noch nie das sehnende Verlangen empfunden haben, durch völlige Hingabe Ihrer selbst andere zu beglücken?" — Sie senkte das Gesicht, und kaum hörbar kam es über ihre Lippen: „Doch." — „Ich weiß es," sagte er wieder rauh. „Die Welt spricht lange davon. Um seinetwillen wollen Sie auch frei sein, nicht wahr?" — Sie fuhr empor und schüttelte mit einer fast wilden Bewegung den Kopf. „Agathon Jegorowitsch?" rief sie wie außer sich und lachte schrill auf. „Also auch Sie haben diese erbärmlichen Lügen mit angehört und geglaubt? Es ist wahr, er liebte mich, er wollte mich mit sich nehmen weit, weit fort von hier, und einen Moment dachte ich daran, ihm zu folgen, aber geliebt habe ich ihn nie!" Sie drückte die Hände gegen die Brust und sprach hastig weiter: „Zu welchem Zwecke sollen wir denn so fortleben, Robert und ich? Er hat zu spät gewählt und ich zu früh; er kannte das Leben schon bis zum Überdruß, und ich trat demselben als Neuling gegenüber; er konnte das, was er durchlebt und gekostet, nicht vergessen, und ich konnte die Erfahrung der uns trennenden Jahre nicht im Sturmschritt mir aneignen; Jahrzehnte scheiden unsere Ansichten und unser Empfinden, wenn mich auch die kurze Zeit meiner Ehe bedeutend gereift — bittere Stunden lassen Herz und Gemüt ja nur allzubald altern! Wir verstehen einander nicht! Robert liebt Trunk und Spiel, er begegnet mir in roher Weise — er hat mich heute sogar mißhandelt!" — Wellner that einen raschen Schritt vorwärts und griff sich an die Stirn. „Mißhandelt?" murmelte er wie ungläubig. — „Ja, mißhandelt," bestätigte die junge Frau bitter. „Ist solche Härte vielleicht auch ein Vorrecht, welches aus diesen geheiligten Banden erwächst und das ich mit dem Himmelsfunken der Liebe und Güte im Herzen vergeben und vergessen soll? Nein, ich kann es nicht! Ich fühle, wie viel ich an moralischem Wert verloren habe in dieser qualvollen Ehe,

daß ich hart und lieblos, trotzig und eigensüchtig geworden bin — ein Verhältnis, das solche Wirkung auf den Menschen ausübt, das ist kein geheiligtes, und die Hand, die es löst, ist gesegnet!" — Er ergriff ihre beiden Hände und sah ihr, sich dicht zu ihr neigend, in das Gesicht; es flammte in den Tiefen der blauen Augen, und seine Stimme bebte bei der leisen Frage: „Und wenn ich Ihnen helfen wollte, wäre es zu Ihrem Glück?" — Brennendes Rot färbte ihre Wangen, und strahlend begegnete ihr Blick dem seinen — dann ging eine furchtbare Veränderung in ihren Zügen vor, aus denen alle Farbe wich — sie schwankte; von seinem Arme gehalten, erreichte sie den Stuhl. „Hier," keuchte sie, mühsam nach Luft ringend, die Hand auf die Brust legend; „hier schmerzt es — o, ist das der Tod? Rettet mich — ich will noch nicht sterben!" Er stand regungslos an ihrer Seite. Sterben? Konnte sie sterben in diesem Moment, da sie sich trotzig gegen die Grausamkeit des Geschickes wehrte, verlangend die kleinen Hände nach dem Sonnenschein des Lebens ausstreckend? Er glitt in die Knie, und ihre feuchten, eiskalten Hände in seine bebenden Finger schließend, barg er das Antlitz in den Falten ihres langen Trauergewandes. „Nein, Irene," brach es wie ein qualvoller Aufschrei von seinen Lippen, „Sie werden nicht sterben!" — Sie hörte seine Worte nicht mehr, eine tiefe Ohnmacht nahm ihre Sinne gefangen.

Geraume Zeit verstrich bis zum Eintreffen des Arztes. Unterdessen hatte man die Bewußtlose auf ein eilig hergerichtetes Lager gebettet, und die ernsten Augen der jungen Pastorin überwachten sie mit inniger Teilnahme. Irene war ja unglücklich und leidend, und Ernstine gehörte zu jenen Frauen, die nicht gleichgültig an fremdem Weh vorübergehen können.

Der Doktor fand Irenes Zustand besorgniserweckend. Die Aufregung der letzten Tage, der rasche Gang durch den kalten Winterabend, die zu leichte Kleidung, Irenes ohnehin zarte Gesundheit — alle Umstände vereinigten sich zu einem Ganzen, dessen unheilvollen Folgen die Natur der jungen Frau schwerlich widerstehen konnte. Der Doktor sah den Ausbruch einer schweren Krankheit voraus und beschloß zu bleiben, bis er deren Charakter mit Bestimmtheit erkennen und demgemäß die nötigen Anordnungen treffen könne.

Und während der Doktor und Ernstine die Leidende überwachten, saß drüben im Studierzimmer in der Stille der Nacht Wellner, die hünenhafte Gestalt wie gebrochen und die Stirn auf die Platte des Schreibtisches gedrückt. Seine gefalteten Hände reckten sich bis zum Fuße des Kruzifixes, von dem das Dulderhaupt des Heilandes sich ihm entgegenneigte, und aus der breiten Brust rang es sich stöhnend hervor: „Vergieb mir, großer Geist der Liebe, wenn ich zu hart gegen sie war. Laß sie nicht sterben — laß sie leben und glücklich sein."

* *
*

Es war Frühling. Draußen über der Welt lag der sonnige, wonnige Hauch des Werdens, des Erstehens; im Neuenhofschen Gutsgarten standen die Beete in buntem Blumenflor, und die hohen Bäume streuten duftigen Blütenschnee, und drinnen in den großen, düsteren Zimmern des Herrenhauses ging ein junges Leben zur Neige, das kaum zwanzigmal die Erde im Lenzesschmuck begrüßt.

Irene hatte den Stoß, welchen ihre Gesundheit erlitten, nicht überwinden können. Wenn sie auch nicht sogleich erlag, wenn sie sich auch für einige Wochen wieder von ihrem Schmerzenslager erhob und sich den gewohnten Beschäftigungen zuwandte — sie fühlte bald das Schwinden der Kräfte. Einige Monate verlebte sie in diesem Wechsel von zeitweiligem Wohlsein und heftiger auftretendem Leiden — dann brach sie völlig zusammen.

Es war eine furchtbare Überraschung für Strehlensen, als der Arzt ihm die Augen über Irenes Zustand öffnete, als

er ihm sagte, er würde thun, was in seiner Macht stände, um ihre Leiden zu mildern, aber an Wiederherstellung sei nicht zu denken. Sie waren nicht glücklich miteinander gewesen, Irene hatte nicht entfernt das gehalten, was er von ihr erhofft, aber es hatte doch eine Zeit gegeben, da sie ihm teuer war, wenn es auch nur Monate gewesen.

Irene, das Gefährliche ihres Zustandes nicht ahnend, sah ihn mit Erstaunen von Hollmanns Gesellschaft sich zurückziehen, Trunk und Spiel meiden und mit einem leichten Anklang seiner früheren Aufmerksamkeit ihr seine Sorge zuwenden. Er schlug ihr sogar vor, Miß Grace kommen zu lassen. Irene war um so überraschter, da er sich sonst energisch gegen die Zumutung gesträubt, die Engländerin in sein Haus aufzunehmen; mit sichtlicher Freude ergriff sie sein Anerbieten. „Robert," sagte die junge Frau bei dieser Gelegenheit, „wenn Miß Grace kommt, soll sie uns nicht so fremd und kalt gegeneinander sehen, es würde ihr weh thun. Laß uns Frieden schließen, Robert." — Er antwortete nicht sogleich. Sie war in seinen Augen eine pflichtvergessene Frau — sie hatte die Treue gebrochen, seine Ehre empfindlich verletzt und ihm die Kunde davon keck, wie triumphierend ins Gesicht geschleudert. Der Zorn stieg wieder bei dem Gedanken daran in ihm auf — aber nein, sein Groll sollte nicht bis über das Grab reichen. „Irene," entgegnete er traurig, „was auch geschehen ist, ich verzeihe dir." — Sie legte den Kopf auf die Seite und sah ihm lächelnd mit einem großen, offenen Blick in das Gesicht, dann sprach sie, sehr ernst werdend: „Robert, es steht ein Mißverständnis zwischen uns, das ich in kindischer Thorheit selbst geschaffen. Ich kannte den Mann nicht, dessen Bild du damals zerrissen, ich hatte ihn nie gesehen. Ich habe auch nie vergessen, daß ich deinen Namen trage, und nie gegen mein Gelübde vor Gott gehandelt — ich sprach damals die Unwahrheit, um dir weh zu thun, Robert." — Er stützte die Stirn in die Hand und blieb eine Weile stumm sitzen. Das gefurchte Gesicht nahm einen kummervollen Ausdruck an, und die buschigen Brauen falteten sich. „Und nur, um mir weh zu thun, ersandest du solch häßliche Dinge, Irene?" bemerkte er leise. „So viel also lag dir daran, mich zu verletzen?" — Sie schlug die langen Wimpern nieder und strich verlegen über den weichen Shawl, welcher ihre Knie deckte. „Du warst auch so gar nicht gut mit mir," antwortete sie halb trotzig, halb schmerzlich. „Hättest du mir Güte und Nachsicht bewiesen, ich wäre dir so dankbar gewesen. Nicht du allein warst der beleidigte Teil, Robert — auch ich habe viel zu vergeben. Wenn ich wieder gesund bin, dann wollen wir danach streben, einander besser zu verstehen — nicht wahr, Robert?" Strehlensen küßte sie auf die Stirn und verließ dann hastig das Zimmer. „Wenn ich wieder gesund bin." Zu spät! Wenn die Rosen blühten, dann war sie nicht mehr — sie konnten kein neues Leben mehr beginnen. — „Hier, nehmen Sie meine Schwester aus meiner Hand und tragen Sie Sorge, daß sie diese Stunde stets segnen möge." Mit diesen Worten war sie ihm übergeben worden an dem Tage, da er das kaum siebzehnjährige Mädchen vor den Altar führte, sie von den Herzen entfernte, denen sie bis dahin das teuerste gewesen. Hatte er wirklich Sorge dafür getragen? Er hatte die zarte Blüte an sich gerissen, ohne ihr den Sonnenschein zu bieten, in dem sie sich erschloß; er hatte eigensüchtig gefordert, das Empfinden und Denken seines jungen Weibes solle sich blindlings in das seine schmiegen; er hatte Hingabe und Sorge verlangt, ohne selbst hingebend und sorgend zu sein; er hatte sie zurückgesetzt und vernachlässigt, ohne danach zu fragen, was in ihr vorging, ohne zu beachten, daß sie litt, daß ihr Herz sich von ihm abwandte und Haß gegen ihn faßte, dem der Preis ihres Ehrgefühles und ihres Stolzes nicht zu hoch schien, um ihn zu kränken. Auch für ihn war es zu spät, er konnte nicht wieder gut machen, was er verbrochen.

Einige Tage später kam Miß Grace an. So viel Selbstbeherrschung sie sonst besaß — bei dem Anblick dieses jungen Geschöpfes, das sie vor kaum drei Jahren als liebliche Braut im Schleier gesehen und jetzt wenige Schritte vom Grabe entfernt wiederfand, brach ihre Stärke zusammen. Sich vor der jungen Frau niederwerfend, umschlang sie dieselbe mit beiden Armen, barg das Gesicht in deren Schoß und weinte. War das ihr Werk? Sie hatte Irene ja über Kummer und Enttäuschung hinwegheben, treu die qualvollen Stunden, welche die mächtigen Leidenschaften uns bereiten, von ihr fern halten wollen; sie hatte gewähnt, ihr ein still dahinfließendes Leben ohne Kämpfe und Stürme zu bereiten, indem sie Irene für Strehlensens Werbung geneigt machte — und das sollte das Resultat sein?

„Liebe Miß Grace, weinen Sie nicht," tröstete Irene sanft, mit den kleinen heißen Händen das wellige Haar der Knienden liebkosend. „Wir haben einander wieder! Sie müssen immer bei mir bleiben und mir helfen, gesund und gut zu werden. O, ich war diese drei langen Jahre über keine liebenswürdige, fügsame Irene — hier hat mich auch niemand so lieb gehabt, wie Sie es sonst gethan." — Miß Grace schluchzte leise. Es liegt etwas Herzzerreißendes darin, Augen, aus deren Tiefen uns der Tod entgegensieht, ahnungslos und vertrauend nach dem lichten Schein des Lebens blicken zu sehen, der für sie so bald erlischt.

Miß Grace erhob sich. Die ihr eigene Seelenstärke trat wieder in ihre Rechte. Das Leben hatte sie gestählt und sie gelehrt, mit klarem Auge um sich zu schauen und mit fester Stimme zu sprechen, während es in ihrer Seele qualvoll aufschrie und ihr Herz in Jammer schwoll. Und hier mußte sie die Kraft finden, mit scheinbar sorglosem Lächeln Irene über ihren Zustand zu täuschen, so lange es möglich war.

„Hier, Miß Grace," bat die junge Frau, „setzen Sie sich neben mich. Madlene, der Tisch soll hier gedeckt werden, sag es dem Diener." Man trug das Abendessen auf, und glücklich lächelnd hingen Irenes Blicke an der Engländerin, welche, vor der glänzenden Theemaschine sitzend, den Thee bereitete, einschenkte und ein anregendes Gespräch in Fluß brachte, an welchem auch Strehlensen mit sichtlichem Interesse teilnahm. Die junge Frau fühlte sich wie geborgen in der Nähe der Engländerin, deren Anblick die Erinnerung ihrer Mädchenjahre lebhaft wachrief.

Als Strehlensen sich zurückgezogen und die beiden allein gelassen hatte, legte Irene sich zur Ruhe, und die Engländerin setzte sich an das Bett; es war ein so anheimelndes Gefühl, sie neben sich zu haben, ganz wie es früher gewesen. „Miß Grace," flüsterte die Kranke, die Rechte der Engländerin haltend und die Wange daran schmiegend, „Sie wissen es ja, ich bin nicht glücklich mit Robert. Aber wenn ich wieder hergestellt bin, soll alles anders werden. Es ist ja nicht zu spät dazu, nicht wahr?" — Sie war noch nie mit Absicht unwahr gewesen, Miß Grace, aber heute gegenüber dem jungen Weibe, das, den Todeskeim in der Brust, Pläne einer schönen Zukunft entwarf, besaß sie nicht den Mut, die Wahrheit zu sprechen. „Es ist nicht zu spät, meine Irene," beschwichtigte sie. Das Nachtlämpchen erhellte nur spärlich das Schlafgemach und ließ Miß Graces Züge im Schatten; daher blieb die Thräne unbemerkt, die an ihren Wimpern hing.

* *
*

„Miß Grace," begann Irene gegen abend des nächsten Tages, als die Engländerin mit ihrer Arbeit neben ihr saß, „haben Sie nie geliebt?" — „O, das ist eine traurige, unerquickliche Geschichte, Irene!" erwiderte die Gefragte, den Blick fest auf die Arbeit geheftet. „Ich rühre ungern daran, aber Sie mögen sie erfahren. Er war ein Pole — er sah mich in den Kreisen der höchsten polnischen Aristokratie, wohin meine Pflicht als Erzieherin mich führte. Er zeichnete mich aus, er näherte sich mir — er verstand

es mit dem feinem Stamme eigenen einschmeichelnden Wesen, meinen Sinn zu fangen, zu beherrschen. Ich glaubte ihm, was er zu mir sprach. Ich wehrte dem Gefühl der Seligkeit nicht, das mich ergriff bei dem Bewußtsein, von ihm geachtet, geliebt zu sein, ihm bald als seine Gattin anzugehören, denn er verlobte sich im geheimen mit mir. Nur eine alte Dame war die Mitwisserin meines stillen Glückes. Sie war dabei, als er mich in seine Arme schloß, mich küßte und mit dem trauten ‚du‘ anredete.“ Die Erzählerin holte tief Atem, eine finstere Falte lag zwischen ihren Brauen, dann fuhr sie ruhig, als teile sie eine gleichgültige Geschichte mit, fort: „Acht Tage später erhielt ich einen Brief von ihm. Er schrieb mir, er hätte ein psychologisches Rätsel lösen und sich davon überzeugen wollen, ob mein Herz auch für Liebe zugänglich sei; es habe ihn gestachelt, die stolze Engländerin, welche so gemessen und unnahbar in den glänzenden, leichtlebigen Cirkeln sich bewegte, besiegt und schwach an seiner Brust zu sehen, das Verlöbnis hätte ihm das Recht schaffen müssen, meine Lippen küssen zu dürfen. Er danke mir, daß ich es ihm nicht allzu schwer gemacht, diesen Triumph zu feiern, im übrigen solle ich mich als ungebunden betrachten und thun, was mir beliebe. Später erfuhr ich, er habe um meinetwillen mit einem anderen gewettet, und die alte Dame hätte als Zeugin gegolten.“

„Miß Grace,“ sagte die junge Frau halblaut, „warum wußte ich das alles nicht schon früher? Ich hätte Sie dann noch mehr lieb gehabt.“ Und sie küßte die schweigend Dasitzende auf die Schulter. In Nachdenken versunken lehnte sie eine Weile da, dann fragte sie etwas zaghaft: „Aber Sie liebten ihn, Miß Grace?“ — „Ja, Irene, und ich brauchte lange, bis ich diese Neigung in mir zum Schweigen brachte — jedes einmal gefaßte Empfinden schlägt in meiner Seele tiefe Wurzel.“ — „Und Sie waren glücklich, Miß Grace, so lange Sie nicht wußten, welch ein erbärmlicher, niedrigdenkender Mensch er war?“ — „O, wie glücklich, meine Irene!“ — „Und ich habe das nie gekannt, Miß Grace! Ich wollte, ich könnte eine Stunde nennen voll wilder Glut, voll seligen Vergessens, in der die Leidenschaft mich fortgerissen, in der ich gefühlt, daß das Herz in Lust erbeben, die Seele in Glück aufjubeln kann — und wäre es eine Sünde gewesen, ich würde sie bereuen, beweinen, aber ich hätte doch wenigstens gelebt!“

Welch scharfe, bittere Ironie, dieser Aufschrei heißen Verlangens nach der berauschenden Lust des Lebens von den Lippen, welche bald für ewig verstummen sollten! Miß Grace nahm sanft Irenes kleine, heiße Hand, die sich beim Sprechen lebhaft erhoben. „Das wünschen Sie nicht, meine Irene,“ versetzte sie leise. „Ein mit Bewußtsein begangenes Unrecht wirft seine Schlagschatten auf den Frieden unserer Seele und jede Stunde der Freude, welche das Leben uns bereitet.“ — „Wenn ich hätte Wellner lieben dürfen,“ flüsterte Irene, und ein lichtes Rot floß über ihr Antlitz bis unter das dunkle Haar; „wenn er mit einem Worte der Liebe zu mir getreten wäre, mich einmal geküßt hätte, nichts hätte mich mehr von ihm reißen können, ich hätte meine Liebe verteidigt wie eine Löwin ihr Junges! Er ragt so hoch über alle Männer empor, die ich je gekannt, wie eine Heldengestalt des Altertumes, so streng und unerbittlich und dann wieder so milde und gut — glücklich das Weib, welches ein solcher Mann liebt!“

Miß Grace entgegnete nichts, ein Gefühl unendlichen Schmerzes überkam sie. War sie es doch gewesen, die — ihren Einfluß auf Irene wohl kennend — die beiden jungen Herzen fern voneinander gehalten, daß ihnen nie das Glück geworden, welches als unerfülltes Sehnen Irenes Seele noch in den Stunden des Scheidens schmerzlich bewegte.

Irene blickte starr vor sich nieder, ein seltsames Zucken lief über ihre Stirn. „Er liebt mich nicht mehr,“ sagte sie langsam, wie nachsinnend über das, was sie

sprach. „Aber ich fühle es, Miß Grace, mit ihm wäre ich glücklich geworden."

Die Engländerin trug Sorge, dieses Gespräch, welches ihr peinlich war, abzubrechen. Sie erbat sich, der jungen Frau ein kürzlich erschienenes englisches Werk vorzulesen, und ging sogleich, um das Buch zu holen.

* *
*

In der Nacht hatte Irene abermals einen Blutsturz. Der Doktor schüttelte besorgt den Kopf. Diese Ströme warmen Blutes hatten alle Lebensfähigkeit und Kraft mit sich genommen; was die Wissenschaft auch that, der Todesengel stand neben der welkenden Blume und hielt ihren Stengel in der Hand — ehe der Abend kam, war sie geknickt. Strehlensen, mit Mühe seine Fassung behauptend, fragte sie, ob sie vielleicht das Abendmahl wünsche. Sie sah zu ihm auf, und wie jäh sie packende Angst glitt es über ihre Augensterne und ihr farbloses Antlitz. „Steht es so um mich?" flüsterte sie. „Schicke nach Wellner und laß mich auf die Veranda tragen."

Man erfüllte ihre Bitte. Durch die geöffneten bunten Glasscheiben der Veranda zog mit leisem Hauch die sonnenwarme Frühlingsluft und führte weiße Blütenblättchen mit sich; goldig spielten die Sonnenstrahlen über die Couchette hin, auf welcher die junge Frau, in ein weißes, flockiges Tuch gehüllt, ruhte. So schmal und abgezehrt lag das Gesicht in den Kissen, und scharf hoben sich die schwarzen Brauen von der durchsichtigen Blässe der Stirn ab.

Wellner kam durch den Garten daher, und Irenes eingesunkene Augen folgten jeder seiner Bewegungen, als er sich näherte und die Stufen der Treppe erstieg. Sie lächelte und hob mit Mühe die Hand zu seinem Empfange, als er an ihr Lager trat. „Ich sterbe," begann sie; sie konnte nur noch im Flüsterton sprechen. Sie starb! Er hatte das schon gewußt, als sie noch sorglos an Wiedergenesen geglaubt, und doch traf ihn der Ausspruch wie ein zerschmetternder Schlag. Kein Wort kam über seine Lippen. „Ich sterbe," murmelte sie wieder, während er sich setzte und sich lauschend zu ihr neigte. „Bis heute hoffte ich, ich würde wieder gesunden und leben — seit einer halben Stunde weiß ich, daß es zu Ende geht mit mir." — „Sie wünschen das Abendmahl zu nehmen," fragte er tonlos, kaum wissend, was er sagte. — „O, wenn Sie mich durch diese heilige Handlung vergessen machen könnten, daß mein Leben, so kurz es gewährt, ein nutzloses, ödes, verlorenes war, daß es so furchtbar nüchtern, so ohne einen Hauch von Glück und Wonne gewesen! Aber darüber kann mich wohl kein Gnadenmittel trösten, damit keines Gottes Liebe versöhnen." Ihre Lippen bebten, und unruhevolle Qual zuckte auf ihrer Stirn; sie litt augenscheinlich unter der Schwere des Gedankens, von der Welt zu scheiden. — „Wir stehen oft verzagt fragend vor dem Geschick," bemerkte er dumpf; „wir klagen die Vorsehung an, ohne zu forschen, wie weit unsere eigene Schuld reicht; wir sind ungerecht selbst im Sterben. Nicht die sind zu beweinen, die eine ewige Barmherzigkeit über das Erdenweh forthebt — die Zurückbleibenden leiden unendlich schwerer. — Die junge Frau blickte zu ihm empor; sie sah seine Lippen zucken und die blauen Augen feucht schimmern. Er liebte sie ja nicht mehr, aber er hatte Erbarmen mit ihr; er würde empfinden, daß ihr Platz auf Erden leer geworden, er würde nicht kalt an ihrem Grabe vorübergehen; wie wehmütige Freude überkam es sie. „Wollen Sie beginnen," bat sie. — Strehlensen und Miß Grace standen neben ihr. Wellner trat zu dem weißgedeckten Tische mit dem schimmernden Kelch und den brennenden Kerzen, und in halblauten, vibrierenden Tönen hob er an: „Aber die Liebe ist die größeste unter ihnen." Sie lächelte schmerzlich. Damals hatte er ihr diesen Spruch für das Leben mitgegeben, heute wies er ihr mit diesen Worten einen anderen Weg, vor dessen dunkler Pforte sie bangend stand, von

dem es keine Rückkehr mehr gab. Und wie damals bebte seine Stimme, aber es war nicht zurückgedrängtes süßes Empfinden, das ihr diese Unsicherheit lieh, es war jähes Weh, das diese starke Männerseele packte und erschütterte in ihren tiefsten Tiefen. Er weihte Brot und Wein mit den Segensworten der Bibel und reichte ihr dieselben; dann sprach er wieder. Wie halbe Betäubung umspann es ihre Sinne; still, mit geschlossenen Lidern lag sie da. Wie das Spiel murmelnder Wellen klang es ihr in das Ohr. Sie rannen vorüber an schwankem Rohr und tief niederhängenden blühenden Sträuchern; Himmelblau und Saatengrün spiegelten sich in ihnen, und bunte Schmetterlinge gaukelten darüber hin, und jeder Halm und jeder Stein, den die silberne Welle netzte, erzählten von einer Stunde sorgloser Kindheit, einem Moment freundlicher Vergangenheit, einem Traume seliger Lust, fröhlichen, rosigen Hoffens. Und dort drüben flossen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu einem dunklen, unauflösbaren Etwas zusammen, und das Raunen der Wellen verstummte.

Nach einer Weile öffnete sie halb die schweren Lider, eine bekannte Stimme schlug an ihr Ohr: „Herr von Strehlensen, schicken Sie sogleich zum Doktor — ich gehe, das Lager zu bereiten.“ — Irene blickte müde empor gerade in Wellners bleiches, erschüttertes Antlitz, dessen thränenschwere Augen sich mit unverkennbarer Seelenangst auf sie hefteten; dann blickte sie nieder: das weiße Tuch, welches Brust und Schultern deckte, war blutgetränkt. „Sie weinen?“ kam es kaum vernehmbar über ihre Lippen. „Sie weinen — um mich?“ Er warf sich neben dem Lager nieder und drückte das Gesicht in die weichen Hüllen, die den gebrochenen Körper umgaben — er weinte. Es war unsagbar ergreifend, diese Hünengestalt unter der Wucht des Wehes beben zu sehen. „So liebten Sie mich doch noch?“ hauchte sie.

Ihre abgezehrte Hand hob sich mühsam und legte sich auf seine blonden Locken, in deren weicher Fülle sie versank. — „Irene!“ schrie er auf. Er hatte ihr ja nie von Liebe gesprochen, er hatte sie, als sie hilfeflehend zu ihm kam, streng auf ihren sonnenlosen Pfad zurückgewiesen und Ernstine gegenüber zuversichtlich geäußert, er liebe Irene nicht mehr. Aber dieser unbeschreiblich qualvolle Aufschrei verriet ihr, daß sie nie aufgehört, ihm teuer zu sein; er hallte in ihrer Seele nach und rief ein seliges Lächeln auf ihre Lippen. Es kam spät, ihr Glück, zu spät, aber es kam doch! Sie nahm das Bewußtsein davon mit in den Tod hinüber, und nichts konnte es ihr entwinden; für sie hatte das Leben keine Enttäuschung und keine Kämpfe mehr.

Nach einigen Minuten kam Miß Grace wieder; sie fand Wellner an der Leiche der jungen Frau kniend. Mit gebeugtem Haupt trat sie zurück und zog leise die Glasthür hinter sich zu. Durfte Irene ihm im Leben auch nicht angehören, war die Wonne ihrer Liebe ihm versagt gewesen — den Ausbruch seines Wehes sollte niemand stören.

Und drunten im Garten wiegten die Blumen ihre farbigen Köpfchen im Frühlingswind, und die Blütenflocken rieselten nieder; es war alles wie sonst, nur in einem blutenden Männerherzen war eine Stelle leer geworden, die nichts mehr füllen konnte — vorbei, vorbei!





Prinzessin Amalia von Preußen
und
Freiherr Friedrich von der Trenck.

Ein Lebensbild
von
Max Ring.

„Im Winter 1743," erzählt der durch seine Abenteuer und traurige Gefangenschaft bekannte Freiherr Friedrich von der Trenck in seiner höchst interessanten Lebensgeschichte, „war das Beilager der Schwester des Königs (Friedrichs des Großen), der gegenwärtig verwitweten Monarchin in Schweden und Mutter des regierenden Gustavs. Ich hatte dabei als Offizier der Garde die Ehrenwache, auch das Glück, die königliche Braut bis nach Stettin zu eskortieren. Bei diesem Beilager, wo das Gedränge im Saal zum Erstaunen war und ich die Inspektion hatte, wurde mir selbst als wachthaltendem Offizier der hintere Teil der rotsammetenen Superveste mit der reichen Krepinarbeit von einem Spitzbuben weggeschnitten und zugleich die Uhr gestohlen. — Dieses verursachte ein scherzendes Gespötte mit dem gestutzten wachhabenden Offizier, und eine große Dame sagte mir bei vorteilhafter Gelegenheit, sie würde mich über meinen Verlust beruhigen... Der Ausdruck war mit einem Blick begleitet, den ich gern verstand, und innerhalb weniger Tage war ich der glücklichste Mann in Berlin. Es war unsere beiderseitige erste Liebe, und da sie meinerseits mit der tiefsten Ehrfurcht verbunden war ... so reut mich ewig kein Unglück, welches aus so edler Quelle sich in mein ganzes Leben verbreitete — das Geheimnis folgt mir sicher zum Grabe.

„Nun war ich in Berlin auf allen Seiten glücklich. Ich war geachtet. Mein König zeigte mir Gnade bei allen Gelegenheiten. Meine Freundin und ich waren beiderseits so vorsichtig, daß anfangs sicher niemand etwas entdecken konnte. Bald aber ließ der König, wie ich hernach erfahren, nachspähen, wann ich aus Potsdam oder Charlottenburg heimlich ohne Urlaub nach Berlin sprengte, bei der Wachtparade aber wieder gegenwärtig war. Ein paarmal wurde meine Abwesenheit verraten, mir gebührte Arrest. Der König war aber mit der Entschuldigung zufrieden, ich sei auf der Jagd gewesen, und lächelte gnädig beim Pardon."

Diese „große Dame", auf welche der indiskrete Trenck hindeutet, war die Prinzessin Amalia von Preußen, eine der sechs Schwestern Friedrichs des Großen. Im Jahre 1723 geboren, war sie um zwölf Jahre jünger als ihr berühmter Bruder, mit dem sie die größte Ähnlichkeit zeigte; dieselbe Feinheit und Lebhaftigkeit, denselben Geist und Witz. Sie teilte seine Liebe für Wissenschaft und Kunst, besonders für Musik, und war selbst eine ausgezeichnete Klavierspielerin. Unter dem Schutz ihrer Mutter, der verwitweten

Königin Sophie Dorothea, wuchs sie mit ihren Geschwistern auf und wurde bald eine Zierde des Berliner Hofes, umworben und begehrt von den ersten Fürsten jener Zeit. Bei allen Hoffesten glänzte die Prinzessin durch ihre Schönheit und ihren Geist. „Sie war blendend schön," schreibt bei einer solchen Gelegenheit der Freiherr v. Bielefeld in seinen vertrauten Briefen. „Ihr Kleid von Silberstoff erhöhte ihre Reize so, daß man in Versuchung kam, sie für ein überirdisches Wesen zu halten. Acht in Silbermoor gekleidete Hofdamen standen ihr zur Seite. Voltaire war so entzückt, daß er gleich auf der Stelle sehr hübsche Verse verfertigte und sie der Prinzessin überreichte."

Trotz aller Vorsicht konnte auf die Länge der Zeit die Neigung der Prinzessin für den Lieutenant v. Trenck nicht verborgen bleiben. „In der Mitte des Dezembers," berichtet dieser, „trafen wir wieder in Berlin ein. Hier war ich nun wieder der glücklichste Mensch und mit offenen Armen empfangen. Ich war aber weniger vorsichtig als im vorigen Jahre, vielleicht auch mehr beobachtet. — Ein Lieutenant von der Fußgarde griff mich wegen meiner geheimen Liebe mit Stichelreden an. Ich hieß ihn einen et cætera, wir griffen zum Degen und ich brachte ihm einen Hieb im Gesicht an. Bei der Kirchenparade am erst folgenden Sonntag nach dieser Begebenheit sagte mir der König im Vorbeigehen: Herr! Der Donner und das Wetter wird Ihm aufs Herz fahren — nehm Er sich in acht! — und dabei blieb es.

„Wenige Zeit hernach kam ich einige Augenblicke zu spät auf die Parade. Der König, welcher mich schon beobachtet und vermißt hatte, schickte mich nach Potsdam zur Garde zu Fuß in Arrest, wo ich auf der langen Brücke mein Zimmer erhielt. Nachdem ich vierzehn Tage gesessen, kam der Oberst Graf Wartensleben zu mir und riet mir, ich sollte bitten — ich war noch unerfahren in Hofränken, merkte folglich nicht, daß ich mit einem Kundschafter sprach, und stellte mich unwillig über den langen Arrest für einen Fehler, der gewöhnlich mit drei, höchstens sechs Tagen abgebüßt wird — ich blieb also sitzen. — Abermals verflossen acht Tage — der König kam nach Potsdam — ich wurde vom General Bork, Generaladjutanten des Königs, ohne den Monarchen zu sehen, mit Briefen nach Dresden geschickt. — Bei meiner Zurückkunft meldete ich mich bei dem Monarchen auf der Parade — und da die Eskadron in Berlin stand, fragte ich: Befehlen Ew. Majestät, daß ich zur Eskadron nach Berlin reite? Die Antwort war: Wo kommt Er her? — Aus Dresden. — Wo war Er, ehe Er nach Dresden ritt? — Im Arrest. — So gehe Er wieder hin, wo Er gewesen ist. — Und hiermit war ich wieder Arrestant und blieb es wirklich bis auf drei Tage vor dem Ausmarsch, da wir im Anfang Mai aufbrachen und nach Schlesien mit schnellen Schritten zum zweiten Feldzuge marschierten."

In diesem Kriege trat der leichtsinnige Trenck in einen an und für sich unschuldigen Briefwechsel mit dem berüchtigten Pandurenoberst gleichen Namens, der ein Bruder seines Vaters war und in österreichischen Diensten stand. Der König, dem das Verhältnis des Lieutenants mit einer Prinzessin seines Hauses bekannt und höchst unangenehm war, ergriff die willkommene Gelegenheit, den allzu vermessenen Offizier zu strafen, nachdem er ihn vielfach in diskreter Weise vergebens gewarnt hatte. Friedrich ließ daher Trenck wegen dessen Korrespondenz mit einem feindlichen Parteigänger kassieren und als Gefangenen auf die Festung Glatz bringen. Der König selbst schrieb damals an den Kommandanten der Festung, den General v. Fouqué, eigenhändig am 28. Juni 1745: „Gardez étroitement ce drôle la, il a voulu devenir Pandour auprès de son oncle."

Obgleich Friedrich die Absicht hatte, Trenck nur einige Zeit gefangen zu halten und später zu begnadigen, machte dieser mehrere Fluchtversuche, durch die er den Zorn des Königs nur noch mehr erregte

und seine Lage verschlimmerte. Damals schrieb ihm die Prinzessin, mit der er noch immer heimlich korrespondierte und die ihn mit bedeutenden Geldsummen unterstützte, folgenden Brief: „Je pleure avec vous; votre mal est sans remède. Voici ma dernière lettre; je n'ose plus risquer. Sauvez-vous si vous pouvez, je suis pour vous la même en tout événement lorsqu'il est possible de vous être utile. Adieu malheureux ami, vous méritez un autre sort.“

In seiner Verzweiflung wendete sich Trenck an den Lieutenant Schell, einen Offizier der Besatzung, welchen er für seine Pläne zu gewinnen wußte. „Am 24. Dezember,“ erzählt Trenck, „zog Schell auf Wache; er kam gleich zu mir herein, blieb lange bei mir, und alles sollte an diesem Tage abgeredet werden, wie wir bei seiner nächsten Wache entfliehen wollten. Der Lieutenant von Schröder war an eben diesem Tage bei dem Kommandanten zum Essen eingeladen und hörte zufällig von dem Adjutanten desselben, er habe Ordre, den Lieutenant Schell von der Wache abzulösen und sogleich zu arretieren. Schröder läuft mit vollem Schrecken auf die Citadelle zu Schell und sagt: Freund, rette dich, alles ist verraten, du wirst sogleich arretiert werden!


Anna Amalia, Prinzessin von Preußen.

„Schell hätte sich allein ohne Gefahr in Sicherheit setzen können, denn Schröder trug ihm an, sogleich mit ihm ein Pferd zu nehmen und nach Böhmen zu reiten. Was thut aber der rechtschaffene Mann in diesem Falle für seinen Freund? — Auf einmal tritt er in mein Gefängnis, zieht einen Unteroffizierssäbel unter dem Rock hervor und sagt: Freund! wir sind verraten. Folge mir und laß mich nur nicht lebendig in die Hände meiner Feinde fallen. — Ich wollte mit ihm sprechen — er nahm mich eilfertig bei der Hand und sagte: Folg! es ist keine Minute zu verlieren. — Gleich warf ich meinen Rock über die Schulter, zog die Stiefel an und hatte nicht einmal Zeit, mein noch weniges verborgenes Geld mitzunehmen.

„Wir gingen heraus. Und er sagte der Schildwache: Dein Arrestant geht mit mir in die Offiziersstube. Bleib hier stehen. — Wir gingen auch wirklich hinein, gleich aber seitwärts hinaus, und mein Freund war willens, mit mir unter dem Zeughause vorbei bis an die äußersten Außenwerke zu gehen, dann über die Palissaden zu steigen und uns weiter zu retten, wie wir könnten. — Kaum hatten wir hundert Schritte gemacht, als uns der Major Quaadt mit dem Adjutanten begegnete. Schell erschrak — stieg auf die Brustwehr und sprang vom Walle herunter, der daselbst eben nicht sehr hoch ist. Ich folgte — sprang nach und kam

glücklich hinunter, außer daß ich mir die Schulter an der Abdachung abgeschunden hatte. — Mein Freund aber hatte das Unglück und den Fuß am Knöchel aus dem Gelenk gefallen. Sogleich zog er seinen Degen und bat mich, ich sollte ihn durchbohren und mir helfen, wie ich könnte. Er war ein kleiner schwacher Mensch, ich nahm ihn bei dem Leibe, half ihm über die Palissaden, dann auf meinen Rücken und lief geradezu mit ihm davon, ohne zu wissen, wohin.

„Ich hatte meinen Freund kaum dreihundert Schritte getragen, so setzte ich ihn auf die Erde, sah mich um und konnte Stadt und Citadelle nicht mehr sehen, die Luft war zu trübe. Folglich konnten wir auch nicht mehr gesehen werden. Meine Gegenwart des Geistes verließ mich keinen Augenblick. Tod oder Freiheit war entscheidend beschlossen. Ich frug also meinen Freund: Wo sind wir, Schell? Wo liegt Böhmen? wo fließt die Neiße? Der gute Mann konnte sich nicht fassen, wußte sich nicht zu besinnen und verzweifelte an aller möglichen Rettung; bat nur, ich sollte ihn nicht lebendig zurücklassen, zur Flucht sei keine Möglichkeit. Nachdem ich ihm heiligst versprach, ihn vom schimpflichen Tode am Galgen zu retten, falls kein Mittel übrig wäre, und ihn durch meinen Mut aufmunterte, sah er sich um und erkannte an einigen Bäumen, daß wir unweit dem Feldthore waren. — Nun frug ich: Wo ist die Neiße? Er wies sie seitwärts. Freund, sagte ich, alles hat uns gesehen gegen das böhmische Gebirge laufen, dort ist es unmöglich durchzukommen. Dort ist der Cordon besetzt, und alles folgt von Husaren und nachsetzenden Feinden dorthin. Ich nahm ihn hiermit auf den Rücken und trug ihn rückwärts an die Neiße. Hier hörten wir schon in allen Dörfern Sturm läuten, auch die Bauern, welche den Desertionscordon besetzten, auf allen Seiten laufen und Alarm machen. Ich kam also an die Neiße; diese war nur wenig befroren. Ich nahm meinen Freund, führte ihn durch, so weit als ich waten konnte. Bei der Tiefe, die eben nicht drei Klafter breit war, mußte er sich an meinem Haarzopf festhalten, und so kamen wir glücklich an das andere Ufer."

Mühsam setzten die Flüchtlinge ihren Weg nach der böhmischen Grenze fort. Unterwegs fanden sie in einem Dorfe Nachtquartier, gerieten aber in Gefahr, von den Bauern als Deserteure festgehalten zu werden. Eine Magd rettete sie und verschaffte ihnen Pferde, auf denen sie die nahe Stadt Braunau erreichten, wo Trenck drei Wochen verweilte, bis der Fuß seines Freundes geheilt war. Nach verschiedenen gefährlichen Abenteuern gelangte er über Österreichisch-Schlesien, Polen und Livland nach Rußland, wo er an der Gattin des allmächtigen Ministers Grafen Bestuschef eine einflußreiche Freundin und Beschützerin fand. Auch in der Ferne bewahrte die Prinzessin Amalia dem Geliebten ein treues Angedenken, obgleich der leichtsinnige Trenck am russischen Hof mit einigen vornehmen Damen neue Verhältnisse anknüpfte und ein wenig erbauliches Leben führte.

Nach wie vor wurde die Prinzessin in Berlin vergöttert und angebetet, von dem König bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet. Bei dem glänzenden Karussell, das dieser zu Ehren seiner Schwester, der Markgräfin von Baireuth, veranstaltete, verteilte Amalia die ausgesetzten Preise und begeisterte den ebenfalls anwesenden Voltaire zu folgenden schmeichelhaften Versen:

Jamais dans Athènes et dans Rome,
On n'eut ni de plus beaux jeux, ni de plus digne prix.
J'ai vu les fils de Mars, sous les traits de Pâris,
Et Venus, qui donnait la pomme.

Voltaire schwärmte für die schöne Prinzessin und spielte mit ihr in seinen eigenen Stücken. „Ich baue ein Theater auf," schreibt er an Madame Denis, „und lasse Komödie spielen, wo wir uns befinden: in Berlin und Potsdam. Es ist eine Freude, einen Prinzen (Heinrich) und eine Prinzessin (Amalie), die Geschwister des Königs, gefunden zu haben, welche die Verse mit geläufiger Kunst und ohne den

mindesten Accent auffagen. Zuerst haben wir ‚Cäsars Tod' gegeben, dann zu Ehren der Markgräfin von Baireuth das ‚Gerettete Rom', in welchem ich den Cicero gespielt habe. Auf denselben Anlaß haben wir zweimal ein Karussell aufführen sehen, erst bei Fackelbeleuchtung, dann am hellen Tage. Auch haben wir ‚Zaïre' gespielt, die Prinzessin Amalie war Zaïre und ich der gute Lusignan." — Der König selbst überhäufte seine Schwester mit Aufmerksamkeiten und Beweisen seiner Gunst, gerade als ob er sie für ihre verlorene Liebe entschädigen wollte. Im Jahre 1751 ernannte er sie zur Äbtissin von Quedlinburg, womit eine ansehnliche Pfründe verbunden war.

Trotzdem konnte die Prinzessin den geliebten Trenck nicht vergessen, der wegen verschiedener Intriguen sich genötigt sah, Rußland zu verlassen und über Schweden und Holland nach Wien entkam, wo er als Rittmeister in österreichische Dienste trat und einen langjährigen Prozeß wegen der Erbschaft seines inzwischen gestorbenen Oheims, des Pandurenobersten, führte. Nach dem Tode seiner Mutter nahm Trenck einen halbjährigen Urlaub und reiste 1754 nach der damals freien Stadt Danzig, um mit den Geschwistern seine Familienangelegenheiten zu ordnen. Hier ereilte den unbesonnenen Abenteurer sein Geschick. Friedrich, der dem flüchtigen Offizier und früheren mit Gnade überhäuften Günstling nicht das Verhältnis mit seiner Schwester und den Übertritt in österreichische Dienste verzeihen konnte, forderte und erhielt von den Danziger Behörden die Auslieferung des schuldigen Deserteurs.

Dieser wurde zunächst in Berlin einem eingehenden Verhör unterworfen und dann nach der Festung Magdeburg gebracht. „Das Gefängnis," schreibt er in seiner Lebensgeschichte, „war in einer Kasematte, wovon der vordere Teil, sechs Fuß breit und zehn Fuß lang, durch eine Zwischenmauer abgeteilt war. In der inneren Mauer waren doppelte Thüren, zum Eingang in die Kasematte selbst die dritte. Das Fenster in der sieben Schuh dicken Mauer war oben am Gewölbe dergestalt angebracht, daß ich zwar Licht genug hatte, aber weder den Himmel noch die Erde sehen konnte. Gegenüber sah ich das Dach des Magazins allein. Inwendig steckten eiserne Stangen, auswendig gleichfalls, und in der Mitte dieses Mauerfensters war ein ganz enges Drahtgitter angebracht, welches wegen hinaufsteigender Abdachung um einen Schuh kleiner war als das Fenster selbst; hierdurch blieb es unmöglich, hinaus- noch hineinzusehen. Von außen stand ein hölzernes Palissadengatterwerk sechs Schuh von der Mauer, wodurch die Schildwachen dem Fenster nicht beikommen konnten, um mir etwas zuzustecken. Dabei hatte ich ein Bett mit einer Matratze, welches aber, mit Eisen an den Fußboden befestigt, unbeweglich stand, damit ich es nicht an das Fenster rücken und aufsteigen konnte."

Ungeachtet dieser fast unüberwindlichen Hindernisse gelang es dem Gefangenen, mit Hilfe einiger eiserner Nägel den fußdicken Boden seines Kerkers zu durchbrechen, später seine Schildwache, einen alten Grenadier Namens Gefhardt, zu gewinnen und sich durch ein Judenmädchen mit dem österreichischen Gesandten in Berlin, Grafen Puebla, wegen der nötiren Geldmittel in Verbindung zu setzen. Schon war alles zu seiner Flucht vorbereitet, als sein Anschlag verraten und Trenck auf Befehl des erzürnten Königs in ein neues, eigens zu diesem Zweck hergerichtetes Gefängnis auf der Sternschanze unter besonderen Vorsichtsmaßregeln gebracht wurde.

„Endlich," berichtet er, „hielt der Wagen still. Man führte mich aus demselben in das neue Gefängnis und löste mir bei dem Schein einiger Lichter das Tuch von den Augen. Aber, o Gott! wie regte sich mein Gefühl, da mir zwei schwarze, dem Teufel ähnliche Schmiede, mit einer Glutpfanne und Hammer bewaffnet und der ganze Boden mit rasselnden Ketten bedeckt, in die Augen fielen! — Man griff sogleich zum Werke, und

beide Füße wurden mir mit schweren Holzketten an einen eisernen, in der Mauer befestigten Ring fest geschmiedet; dieser Ring war drei Schuh vom Boden erhaben, folglich konnte ich links und rechts drei Fuß breit Bewegung machen. Dann wurde mir um den nackten Leib ein handbreiter Ring angeschmiedet, welcher mit einer Kette an einer eisernen armdicken Stange zusammenhing, die zwei Schuh lang war und an deren beiden Enden man meine Hände in zwei Schellen befestigte. Das ungeheure Halseisen wurde mir diesmal noch nicht angelegt und folgte erst im Jahre 1756.

„Die Breite meines neuen Kerkers war acht und die Länge zehn Schuh. Neben mir stand mein Leibstuhl, und vier Ziegel waren im Eck in die Höhe gemauert, worauf ich sitzen und den Kopf an die Mauer anlehnen konnte. Dem Ringe in der Mauer gegenüber, an dem ich angeschmiedet stand, war ein künstliches Fenster in der sechs Schuh dicken Mauer angebracht, in der Form eines halben Zirkels, aber nur einen Schuh hoch und zwei im Diameter. — In der Mauer konnte man meinen Namen Trenck, von roten Ziegeln ausgemauert, lesen, und unter meinen Füßen lag ein Leichenstein mit dem Totenkopf, unter welchem ich gleichfalls begraben werden sollte, mit meinem Namen bezeichnet. Mein Kerker hatte doppelte Thüren von zwei Zoll dickem Eichenholz. Vor derselben war eine Art von Vorzimmer mit einem Fenster, und dieses abermals mit zwei Thüren verschlossen."

Während so Trenck lebendig begraben in seinem furchtbaren Gefängnis schmachtete, litt die Prinzessin, der sein trauriges Geschick nicht verborgen bleiben konnte, die bittersten Qualen. Vergebens suchte sie das Los des Gefangenen zu mildern und ihm einiges Geld zukommen zu lassen. Alle ihre Schritte zu seiner Befreiung blieben fruchtlos und Friedrich ungerührt von ihren Bitten und Thränen, so sehr er auch seine Schwester liebte. Damals soll, wie der am Hofe bekannte französische Memoirenschreiber Thiebault in seinen „Erinnerungen" erzählt, die Prinzessin den Grund zu ihrer späteren Kränklichkeit und körperlichen Entstellung gelegt haben. „Der Teil ihrer Geschichte," berichtet dieser, „der am wenigsten bekannt geworden ist und über den im Publikum die verschiedensten Meinungen und Gerüchte herrschen, ist die Ursache ihrer Hinfälligkeit. Von der Natur mit einer glücklichen Konstitution begabt, ohne besonders stark zu sein, hatte sie keinen Grund, selbst im vorgerückteren Alter eine solche Veränderung zu fürchten, wie sie dieselbe vor der Zeit und zwar freiwillig erlitt. Es ist kein Zweifel, daß sie ihre Leiden selbst gesucht, und zum Beweise führe ich eine Thatsache an, die gewiß ist. Zu einer Zeit, wo die Prinzessin eine Augenentzündung hatte, verordnete Herr Meckel, der ihr Arzt war, ihr eine flüssige Mischung, welche erwärmt werden sollte, um die sich dadurch entwickelnden Dämpfe an die Augen zu bringen, jedoch nur in einer Entfernung von sechs bis sieben Zoll. Ausdrücklich verbot er, die Flüssigkeit näher zu bringen; aber die Prinzessin, im Besitz derselben, beeilte sich, damit ihre Augen zu benetzen, was einen so traurigen Erfolg hatte, daß sie Gefahr lief, blind zu werden. Seitdem traten ihre Augen zur Hälfte aus ihren Höhlen hervor und waren jetzt ebenso schrecklich wie früher schön zu sehen. Friedrich, dem niemand zu sagen wagte, welchen Anteil die Prinzessin selbst an diesem Unfall hatte, zeigte von da an einen großen Widerwillen und Verachtung für Meckel, welchen die Prinzessin deshalb verabschieden mußte, obgleich er der beste Arzt in Berlin und einer der berühmtesten Anatomen in Europa war.

„Eine andere noch erstaunlichere Entstellung der Prinzessin war der gleichzeitige fast gänzliche Verlust ihrer Stimme infolge des von ihr begangenen Fehlers. Es fiel ihr schwer, laut zu sprechen, und noch schwerer den anderen, sie zu hören. Ihre Stimme war nur ein rauhes Geräusch, dumpf wie aus dem Grabe, ähnlich derjenigen, welche ein Mensch von sich giebt, der die größte Anstrengung

macht, im tiefen Baß zu reden, und dabei zu ersticken droht. Ich will nicht weiter von ihrem zitternden Kopf reden, den sie kaum aufrecht zu halten vermag; von ihren Füßen, für die selbst ihr abgemagerter Körper noch eine allzu schwere Last ist; von ihren fast halb gelähmten Armen und Beinen. Aber welch mächtiger Grund konnte diese schöne und liebenswürdige Prinzessin bewegen, sich selbst ein so trauriges Schicksal zu bereiten? Welche Philosophie konnte ihr die genügende Kraft geben, solche Leiden zu ertragen, ohne sich zu beklagen? Welche Energie beweisen nicht diese Thatsachen? Gewiß bietet die Prinzessin Amalia dem Beobachter eine außerordentliche Erscheinung, wert seiner Aufmerksamkeit."



Unterdessen ertrug Trenck seine entsetzlichen Leiden mit der ihm eigenen bewunderungswürdigen Elasticität. Nichts vermochte den Mut des Gefangenen zu beugen, und schon nach einigen Tagen sann er wieder auf seine Befreiung aus diesem undurchdringlich scheinenden Kerker. „Bald," erzählt er, „wurde ich bei Eröffnung meiner vier Thüren gewahr, daß sie nur von Holz waren, und der Gedanke fiel mir ein, mit meinem aus der Citadelle glücklich herübergebrachten Messer die Schlösser auszuschneiden, sodann aber meine Rettung weiter zu versuchen. Wäre dann kein Mittel, dann sei erst Zeit, den Tod zu wählen. Nun ward gleich der Versuch gemacht, ob es möglich sei, mich von meinen Eisen zu befreien. Die rechte Hand brachte ich glücklich durch die Schelle, obgleich das Blut unter den Nägeln gerann. Die linke aber konnte ich nicht herausbringen. Ich wetzte aber mit einigen Ziegelsteinen, die ich von meinem Sitz losschlug, so glücklich an dem nur nach-

lässig verschmiedeten Stift der Handschelle, daß ich selbigen herausziehen und auch diese Faust befreien konnte. An dem Ringe um den Leib war nur ein Haken mit der Kette an der Armstange befestigt; ich stemmte die Füße gegen die Wand und konnte ihn aufbiegen. Nun blieb mir noch die Hauptkette zwischen Mauer und Fuß übrig; ich drehte dieselbe übereinander — Kräfte hatte mir die Natur genug gegeben — sprengte mit Gewalt von der Mauer weg, und zwei Gelenke zersprangen auf einmal. Von Fesseln frei, glaubte ich mich schon glücklich, schlich zur Thür, suchte im Dunklen die Spitzen der durchgeschlagenen Nägel und das auswendig befestigte Schloß und fand, daß ich eben kein großes Stück Holz auszuschneiden hatte, um diese zu öffnen. Gleich nahm ich mein Messer in die Hand und schnitt unten am Gerüste ein kleines Loch durch, fand die eichenen Bretter nur einen Zoll dick, folglich Möglichkeit, alle vier Thüren an einem Tage zu öffnen."

Mitten in diesen ebenso schweren als gefährlichen Arbeiten wurde Trenck überrascht und trotz seiner verzweifelten Gegenwehr von neuem gefesselt und angeschmiedet. Infolge all dieser körperlichen Anstrengungen und geistigen Aufregungen verfiel er in schwere Krankheit. Kaum genesen, faßte der kühne Mann den abenteuerlichen Plan, mit Hilfe der in Magdeburg anwesenden österreichischen Kriegsgefangenen sich der nur schwach besetzten Festung zu bemächtigen. „Die ganze Garnison," berichtet Trenck, „bestand damals nicht aus neunhundert Köpfen Landmiliz, die alle mißvergnügt waren. — Vor dem Thore der Sternschanze war das Stadtthor nur mit zwölf Mann und einem Unteroffizier besetzt, und gleich an demselben lag die Kasematte, in welcher siebentausend Kroaten als Kriegsgefangene eingesperrt waren. In unserem Verständnis war noch ein kriegsgefangener Hauptmann, Baron K—h, welcher unter seinen Kameraden ein Komplott gemacht hatte, um zur bestimmten Stunde in einem sicheren Hause unweit dem Thore versammelt zu sein und meine Unternehmung zu unterstützen. — Kurz gesagt, der ganze Anschlag war so ausgearbeitet, daß er unmöglich fehlschlagen konnte. Magdeburg, das Magazin der Armee, die königliche Schatzkammer, Zeughaus, alles geriet in meine Gewalt, und sechzehntausend Kriegsgefangene, die damals in der Stadt lagen, waren hinlänglich, den Besitz zu behaupten."

Auch dieser Plan wurde verraten und Trenck einer strengen Untersuchung unterworfen, die aber keine weiteren Folgen für ihn hatte, da die Beweise seiner Schuld sich nicht beibringen ließen. Vorläufig blieb er in seinem Gefängnis, in dem er sich die Zeit mit Versen, Abfassung von Denkschriften und kunstvoller Gravierung von Zinnbechern vertrieb, welche von Kuriositätensammlern und Liebhabern teuer bezahlt wurden. Wiederholte Fürbitten seiner Freunde bei dem König waren vergeblich. Friedrich antwortete: „C'est un homme dangereux; durant que j'existe, il ne voira pas le jour." Um so liebevoller und zärtlicher war der König gegen seine unglückliche Schwester. „Eine Sache," schreibt Thiebault in seinen „Erinnerungen", „welche alle Welt bemerkt hat, aber deren Grund nur wenige kennen, ist die beständige und unveränderliche Freundschaft zwischen Friedrich und dieser Prinzessin. Nie zeigte dieser Bruder, welcher stets bemüht war, seinen Schwestern die größten Beweise seiner Anhänglichkeit zu geben, sich so besorgt als für sie. Nie kam er nach Berlin, ohne ihr einen Pagen zu schicken und sich nach ihrem Befinden erkundigen zu lassen. Sein erster Besuch war für sie bestimmt, oder vielmehr er machte keinen anderen. Niemals ging er nach Berlin, ohne ihr eine Viertelstunde zu schenken, selbst wenn er sich sonst nicht aufhielt. Wenn er neue Früchte oder sonst derartiges hatte, so teilte er mit ihr. Bei dieser Gelegenheit erzählt man sich, daß ein schlauer Page, den er mit einer gewissen Anzahl frischer Kirschen von Potsdam an die Prinzessin geschickt hatte, einen Teil davon verzehrte, ohne zu

wissen, daß der ebenso schlaue Friedrich seiner Schwester geschrieben hatte, ihm zu melden, wie viel Stück sie empfangen habe. Der so entdeckte Page mußte seine Genäschigkeit mit einem langen Arrest büßen."

Aber auch die Prinzessin liebte den König mit wahrer Leidenschaft. Während des Siebenjährigen Krieges war sie auf das höchste besorgt um ihren Bruder, der mehr als einmal in der größten Gefahr schwebte und seinen Feinden zu erliegen drohte. Echt weiblich und charakteristisch für die damalige Zeit befragte die bekümmerte Prinzessin trotz all ihrer Aufklärung und Bildung Kartenschläger und alte Frauen wegen der ungewissen Zukunft. Die Prinzessin brachte, wie ihre Freundin, Frau v. Troussel, erzählte, oft ganze Tage damit zu, für ihren Bruder die Karten legen zu lassen und das Resultat derselben ihm mitzuteilen. Da sie auch sonst verschiedene vertrauliche Nachrichten über die Vorfälle am Hofe und in der Stadt, sowie über Familienangelegenheiten ihm schrieb, so geriet sie in den Verdacht, die Spionin Friedrichs zu sein. Aus diesem Grunde wurde sie selbst von ihren nächsten Angehörigen gemieden und von ihnen mit dem Beinamen „la fée malfaisante" belegt.

Verbittert durch ihr trauriges Geschick, unglücklich durch ihre hoffnungslose Liebe und gequält von ihren körperlichen Leiden und Gebrechen, zog sich die Prinzessin von der Welt zurück. Ihr sonst so weiches und nur zu zärtliches Herz verhärtete sich immer mehr, und an die Stelle ihrer früheren Liebenswürdigkeit trat eine gewisse Schroffheit und Menschenverachtung. „Es konnte," schreibt Thiebault, der sie persönlich kannte, „nichts Sanfteres, nichts Liebenswürdigeres und Heitereres als die Prinzessin in ihrer Jugend geben, und jetzt war sie streng geworden und schonungslos. Sie sah überall nur das Böse, nie das Gute, und dieser Fehler war um so empfindlicher, als ihr ein scharfer Witz zu Gebote stand. Von allen ihren früheren Neigungen war nur ihr Geschmack an der Lektüre zurückgeblieben, und auch da las sie nur ernste und philosophische Bücher. Alle angenehmen Beschäftigungen hatte sie aufgegeben, besonders die Musik, welche sie sonst am eifrigsten gepflegt und in der sie sich ausgezeichnet hatte — ein trauriges Beispiel für die Folgen einer starken Leidenschaft, wenn dieselbe auf Hindernisse stößt."

Längst hatte die Prinzessin auf ihr Lebensglück verzichtet und ihrer Jugendliebe entsagt, aber das furchtbare Los des Gefangenen, der noch immer in seinem Kerker schmachtete und vergebens auf seine Begnadigung hoffte, nachdem der Krieg beendet war, vergaß sie nicht. Auch der Friede brachte ihm nicht die so heiß ersehnte Befreiung. Alle Welt hatte ihn vergessen, nur nicht die Prinzessin, die jedoch nur zu gut wußte, daß Friedrich nie dem gefährlichen Trenck seine Schuld vergeben würde. Sie wendete sich daher an einen Agenten in Wien, der auf ihr Geheiß für die Summe von zweitausend Dukaten einen untergeordneten aber vertrauten Diener der Kaiserin Maria Theresia von Österreich gewann, sich für den unglücklichen Trenck bei seiner Gebieterin zu verwenden. Gerührt von den treuherzigen Vorstellungen und Bitten ihres alten Dieners, mit dem sich die Kaiserin gern unterhielt, schrieb Maria Theresia einen eigenhändigen Brief an Friedrich, der auf ihr dringendes Gesuch endlich den Gefangenen nach fast zehnjähriger Haft begnadigte mit der Bedingung, weder die sächsische noch preußische Grenze zu betreten, keinem fremden Herrn weder im Civil noch Militär zu dienen und von allem, was ihm geschehen, weder zu schreiben noch zu sprechen, so lange der König lebte.

Nach seiner Freilassung lebte Trenck kurze Zeit in Wien, später in verschiedenen kleineren deutschen Städten, bis er sich in Aachen mit der Tochter eines Bürgermeisters de Broë verheiratete. Erst nach dem Tode des Königs erhielt er die Erlaubnis, nach Berlin zu kommen, wo er nach so langer Trennung die Prinzessin wiedersah. „Wer könnte," schreibt Thiebault, „diese Begegnung malen? Sie

dauerte mehrere Stunden, und die ganze Zeit war den Thränen geweiht. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, welch grausame Erinnerungen, welch herzzerreißende Gefühle, welche Qualen, welche Aussichten! Ein Mann, gebleicht vor der Zeit, gebeugt von der Last der sechzig Pfund schweren Ketten, die er zehn Jahre hindurch getragen, entstellt von Kummer und Sorgen — war das der schöne stolze Offizier, dessen Bild sie so treu in ihrem Herzen bewahrt hatte? Und auf der anderen Seite diese ebenso und aus denselben Gründen gealterte Dame mit dem kahlen Scheitel, dem zitternden Kopf, den sie kaum zu halten vermochte, mit dem entstellten fahlen Gesicht, von Runzeln durchzogen und gefurcht, mit den hervorquellenden halb erloschenen Augen, mit dem formlosen Körper, den fleischlosen fast gelähmten Armen, den verunstalteten Händen und gekrümmten Fingern, ohne Kraft und Bewegung — war das die Frau, die er einst so sehr geliebt hatte? Wo war die Blüte ihrer Jugend, die Regelmäßigkeit ihrer Züge, die glänzende Farbe, die verführerische Grazie, der Reiz vollendeter Schönheit und all die Anmut des holden Gesichtes? Und in diesem dumpfen, verdrießlichen Ton, in dieser strengen, kalten und trockenen Sprache, in diesen mißtrauischen, gehässigen Bemerkungen, in diesem harten, fast grausamen Urteil über Personen und Sachen — wo war da noch der sprudelnde Duft des Geistes und der reichsten, lebhaftesten Phantasie zu finden? wo die Fröhlichkeit und Heiterkeit der Lust, der Liebreiz des Charakters, die Freude an der Gegenwart und die Hoffnung auf die glänzendste Zukunft? Alles tot, nur zwei Leichen waren noch übriggeblieben."

Die Prinzessin faßte sich zuerst; sie erkundigte sich nach Trencks Verhältnissen, nach seinen Mitteln und seinen Aussichten. Sie fragte ihn nach der Zahl seiner Kinder, nach ihrem Alter und ihrer Erziehung. Zugleich versicherte sie ihm, daß sie für dieselben alles thun würde, was sie vermöchte, auch versprach sie ihm, daß sie seine älteste Tochter in einigen Monaten als Gesellschafterin und Freundin zu sich nehmen wollte. So schieden beide, um sich nie wieder zu sehen. — Kurze Zeit nach dieser Begegnung starb die Prinzessin Amalia bald nach ihrem großen Bruder im Jahre 1787, vierundsechzig Jahre alt, lebensmüde und mit der Welt zerfallen. Nach ihrem Tode, der seine letzten Aussichten zerstörte, führte Trenck ein abenteuerliches Leben. Die Erbschaft seines Oheims, des Pandurenobersten, hatte sich in Rauch aufgelöst, und alle seine sonstigen Spekulationen waren ihm mißglückt. Ohne Vaterland, ohne Verwandte und Freunde, ohne Mittel wanderte er nach Paris, um daselbst die von ihm verfaßte Lebensgeschichte zu veröffentlichen. Mit Begeisterung begrüßte er den Ausbruch der französischen Revolution, die ihn mit neuen Hoffnungen erfüllte. Als Opfer eines unversöhnlichen Despotismus erwartete er, in Paris eine glänzende Rolle zu spielen und durch sein bekanntes Schicksal Aufsehen zu erregen. Statt dessen erschien er dem Tribunal als fremder Emissär verdächtig und wurde 1794 zwei Tage nach Robespierre guillotiniert. Er starb ruhig und gefaßt und bewahrte bis zum letzten Augenblick den unerschütterlichen Mut, der diesen außerordentlichen Mann in allen Lagen seines vielbewegten Lebens auszeichnete.





Blick auf die Inseln des Lough Erne.

Aus Irland.

Von

George v. Alvensleben.

I.

Irland, das Schmerzenskind Großbritanniens, aus dem seit Jahrhunderten schon Notschreie ertönen und dessen Name genügt, das Herz jedes Engländers in Sorgen und Zorn erzittern zu lassen, ist doch ein Land, auf das die Natur ein Füllhorn reichen Segens ausgegossen hat. Wahrlich, dies von Poesien erklingende, von Sagen umwobene grüne Erin ist ein herrliches Land, und wohl ist es zu verstehen, daß der Ire mit allen Fasern seines Herzens an seiner smaragdenen Insel hängt! Nicht allein, daß ihr ein fruchtbarer, in einzelnen Teilen vielleicht der fruchtbarste Boden in Europa gegeben ist, sondern auch ein günstiges Klima. Das oceanische weiche Klima, das die Extreme des Winters und Sommers mäßigt, sorgt für reichliche Feuchtigkeit und erzeugt dadurch eine Vegetation, die in seltener Üppigkeit ersteht und die in ihren Arten und Exemplaren an die italische Zone erinnert. Freilich, viel Wald ist nicht mehr vorhanden; aber was man von ihm sieht, giebt Zeugnis für die seltene Fruchtbarkeit des Bodens — eines Bodens, der, auch nur kurze Zeit, brach liegend, sich sofort mit den feinsten Weidekräutern bedeckt. Man glaubt nicht im Norden Europas zu sein, wenn man durch diese dicht wuchernden Gehölze wandert, die oft zum großen Teil aus Rhododendron und Lorbeer bestehen, in denen die Stechpalme (ilex) kräftig gedeiht und deren Baumriesen bis in die Krone vom Epheu umsponnen sind.

Dem Gärtner wird es leicht, auf diesem Boden Hervorragendes zu leisten, die Natur unterstützt seine Mühe; seine Hauptarbeit ist fast nur, das Unkraut zu bewältigen, das so üppig aufschießt. In diesen Gärten trifft man die herrlichsten Baumexemplare aller Arten; selten wohl findet man schönere Taxusbäume als gerade dort. Diese Taxusbäume zeigt der irische Grundbesitzer mit besonderem Stolz; oft wird ihnen ein hohes Alter von vielen hundert, ja tausend Jahren zugeschrieben, und gewiß müssen sie, dem Umfang ihres Stammes und ihrer Zweige nach, die eine ausgedehnte Bedachung bilden, wohl viele

Generationen haben kommen und scheiden sehen. Aber auch die Fuchsie, die Myrte gedeihen hier anders wie bei uns; der Winter in diesem Klima schadet ihnen nicht, und so entstehen aus ihnen ganz andere Büsche und Bäume wie auf dem Kontinent mit seinen rauhen Wintern und oft trockenen Sommern.

Freilich hat das feuchte und milde Klima auch seine sehr ernste Kehrseite, und oft schon hat infolge des vielen Regens das Unglück seine Schlagschatten über die Insel geworfen. Der Wein und die Pflaume, die bei uns der heiße Sommer zeitigt, reifen nur in Glashäusern und die Hauptkornfrucht beschränkt sich meist auf Hafer. Weizen und Gerste gedeihen weniger gut, namentlich ist der Weizen nicht so fein als der englische. Besonders stark jedoch bestellt wird die Kartoffel, die in günstigen Jahren von vorzüglicher Güte ist und deren Anbau auf bedeutenden Strecken betrieben, deren Ernte aber durch den oft im Juli strömenden Regen zuweilen in Frage gestellt wird. Die Kartoffel ist aber neben Hafer- und Gerstenbrot die Hauptnahrung, ja die einzige Nahrung der ärmeren Klassen; wenn also die Ernte dieser Frucht mißrät, so bricht damit unermeßliches Unglück herein, denn die arme Bevölkerung befindet sich alsdann dem Nichts gegenüber und ist auf die Barmherzigkeit angewiesen. Freilich hat diese Barmherzigkeit in solchen Jahren die größten Opfer gebracht, aber doch hat sie nicht genügt, die Bevölkerung vom Elend zu retten. Als 1845 und 1846 die furchtbarste Hungersnot wütete, gab England ungeheure Summen hin, um die Darbenden durch indisches Korn zu ernähren; dennoch kamen Tausende durch Hunger um, und Hunderttausende mußten der Heimat den Rücken kehren und jenseits des Oceans einen neuen Herd sich gründen. Und ein ganz besonderer Fluch für Irland ist es, daß in solchen Jahren des Elends das Gespenst der Revolution, das immer nur im Schlummer liegt, aufwacht und seine blutige Geißel schwingt. Das entsetzliche Elend lockert alle Bande und macht die Bevölkerung nur zu geneigt, den Agitationen und Aufreizungen Gehör zu geben und Folge zu leisten, Gewaltthätigkeiten auszuüben und die furchtbarsten politischen und agrarischen Mord- und Greuelthaten zu begehen. So war es nach jener Mißernte 1845 und 1846, und mit eben solchem Bangen sahen 1879 die besseren Klassen dem kommenden Winter entgegen, als während des Sommers fast ununterbrochen der Regen vom Himmel strömte. Und wie wurden diese Sorgen gerechtfertigt! Die Ernte mißriet, und seit dem folgenden Winter hatte denn auch die blutigste Anarchie ihr Haupt erhoben und geißelte mit ihrer Wut das unglückliche Land.

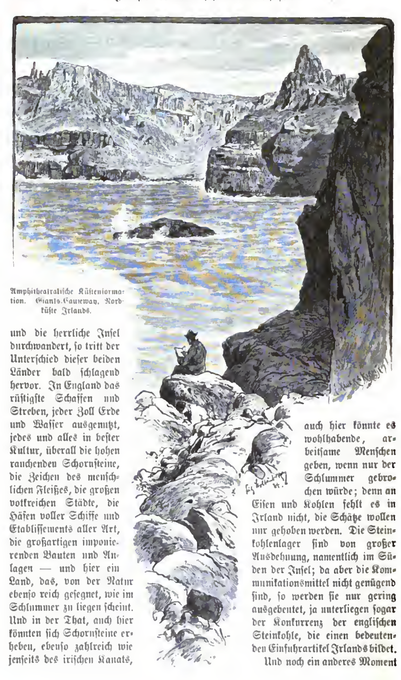
Zu den Wühlereien der Landliguisten, der Agrarier, gesellten sich dann die Agitationen der Fenier, die man schon, da sie sich so lange nicht geregt, für überwunden hielt; zu dem agrarischen Element kam damit das politische, und die wüstesten Zustände begannen in vielen Teilen Irlands zu herrschen. Leider ist die Regierung Englands nicht im stande gewesen, der Bevölkerung Ruhe und Frieden wiederzugeben; anstatt kräftig einzugreifen und die heillosen Zustände energisch zu unterdrücken, versucht sie zu lavieren. Wie falsch diese laue Haltung ist, zeigt der Erfolg, denn die Insel ist noch nicht beruhigt, die Agitationen sind nur dreister und womöglich rücksichtsloser geworden; ja, sie haben das Feld ihrer Thätigkeit nach England selbst verlegt, wie die im Laufe des Jahres 1883 und 1884 in London wiederholt ausgeführten Explosionen, welche die Bevölkerung in so großen Schrecken versetzten, klar beweisen.

In den Schattenseiten des Klimas allein liegen diese entsetzlichen Zustände nicht, denn diesen Schattenseiten stehen, wie aus dem Gesagten hervorgeht, große Vorzüge gegenüber, und die guten Jahre bringen vorzügliche Ernten. Die politischen Wühlereien und die Trägheit des Iren sind die Wurzel des Übels. Und gerade in jenen Gegenden Irlands, wo die nationale Bevölkerung, die Reste der alten

Einwohner, lebt: im Westen, Nordwesten, Südwesten, Süden, wütet in solchen Hungerjahren die Not am ärgsten. Glaube man nicht, daß die Anarchie über ganz Irland ausgebreitet ist; das ist durchaus nicht der Fall; sie herrscht am heftigsten dort, wo die National-Iren leben, wo der Ackerbau am schlechtesten betrieben wird, und in einigen Agitationscentren, die in den großen Städten liegen. Wenn auch jetzt die Agitation versucht, ruhige Teile, wie Ulster im Norden, in ihren Wirkungskreis zu ziehen, so ist für diese vorläufig keine Gefahr vorhanden, da dort die englischen und schottischen Elemente bedeutend überwiegen, überhaupt geordnetere, gesichertere Zustände und konservativere Sympathien herrschen. Hier könnte die Regierung so leicht zu gunsten Irlands den Hebel ansetzen! Läge es im Charakter des National-Iren, für Tage der Not zu sparen und zu sammeln, so ließen sich die schlechten Jahre, die doch immerhin vereinzelt auftreten, wohl überwinden durch den großen Segen der fruchtbringenden Jahre; aber gerade an dieser vorsorgenden Charaktereigenschaft gebricht es ihnen, sie leben nur, so zu sagen, von der Hand in den Mund, und deshalb stehen sie in den Jahren des Mißwachses dem Elend gegenüber. Lebte in Irland eine rein englische oder schottische Bevölkerung, so würden sich Ackerbau, Viehzucht u. s. w. in ganz anderem Zustande befinden, wie dies hervorgeht aus den Gegenden der Insel, die überwiegend von Engländern und Schotten bewohnt sind; dort im Norden und Osten liegen die Verhältnisse viel günstiger als namentlich im Westen. Doch selbst in jenen nördlichen und östlichen Distrikten, wo die gesegnete Fruchtbarkeit des Bodens mehr ausgenutzt wird, ließe sich noch viel erreichen, wenn nicht England oder der englische oder schottische Besitzer fürchteten, größere Kapitalien in das Land zu ziehen, aus Sorge, daß dieselben in den politischen Zerrüttungen verloren gehen könnten. Auch hier liegen Tausende und Abertausende von Morgen des herrlichsten Bodens brach als Weideland, auch hier wird Viehzucht und Milchwirtschaft noch nicht nutzbringend genug betrieben, obgleich England einen stets bereiten Markt für Mastvieh, Butter u. s. w. bildet, und auch hier sind die vielen Torfmoore noch nicht entwässert und benutzt zum Anbau.

Diese Torfmoore (bogs) sind eine ganz besondere Eigenschaft Irlands; der Torf und die Kartoffel könnten fast als Wahrzeichen des Landes dienen, fast als Hohn für diese gesegnete Insel, die nur darauf wartet, demjenigen, der sie auszubeuten weiß, ihre Schätze darzubringen. Weit über die Insel, allüberall, findet man diese Torfmoore, bald von größerer, bald von kleinerer Ausdehnung, bald in den Vertiefungen, bald auf den Abhängen der Hügel, ja zuweilen oben auf diesen selbst, aber immer voll des schönsten, besten Torfes, voller Wurzelwerk und Überreste früherer Zeiten und Generationen, das billigste Heizmaterial für das waldarme Land. So segensreich nun diese Torfmoore sicherlich in mancher Hinsicht sind, so hindernd treten sie doch durch ihre Menge und Ausdehnung der Ackerkultur entgegen, die sie durch intensiven Anbau ganz anders nutzbringend verwenden könnte. Um dies aber auszuführen, müßten sie entwässert und trocken gelegt werden, wie dies auch hin und wieder mit Erfolg geschehen ist; dazu fehlt es aber im großen und ganzen an Geld und Betriebsamkeit, die politischen Zustände liegen eben wie ein Alp auf all und jedem Unternehmungsgeist. Aus diesem Grunde liegt auch nicht allein die landwirtschaftliche, sondern die Industrie im allgemeinen sehr danieder; neben der Leinwandsfabrikation und der Musselinstickerei, die immerhin 300000 Frauen beschäftigt, blüht nur die Branntweinbrennerei; ob aber gerade dies ein Segen für die Bevölkerung ist, bleibt wohl dahingestellt; der Erfolg spricht sehr dagegen, denn leider ist der Ire ein starker Trinker, der, wenn es ihm an allem auch gebricht, doch einen letzten Penny noch für den Whiskey findet.

Wenn man von England herüberkommt



Amphitheatralische Küstenformation. Giants-Causeway, Nordküste Irlands.

und die herrliche Insel durchwandert, so tritt der Unterschied dieser beiden Länder bald schlagend hervor. In England das rüstigste Schaffen und Streben, jeder Zoll Erde und Wasser ausgenutzt, jedes und alles in bester Kultur, überall die hohen rauchenden Schornsteine, die Zeichen des menschlichen Fleißes, die großen volkreichen Städte, die Häfen voller Schiffe und Etablissements aller Art, die großartigen imponierenden Bauten und Anlagen — und hier ein Land, das, von der Natur ebenso reich gesegnet, wie im Schlummer zu liegen scheint. Und in der That, auch hier könnten sich Schornsteine erheben, ebenso zahlreich wie jenseits des irischen Kanals, auch hier könnte es wohlhabende, arbeitsame Menschen geben, wenn nur der Schlummer gebrochen würde; denn an Eisen und Kohlen fehlt es in Irland nicht, die Schätze wollen nur gehoben werden. Die Steinkohlenlager sind von großer Ausdehnung, namentlich im Süden der Insel; da aber die Kommunikationsmittel nicht genügend sind, so werden sie nur gering ausgebeutet, ja unterliegen sogar der Konkurrenz der englischen Steinkohle, die einen bedeutenden Einfuhrartikel Irlands bildet.

Und noch ein anderes Moment


Blick auf den Giants-Causeway.

springt in die Augen, sobald man den irischen Boden betritt: die geringe Arbeits- und Schaffenslust der männlichen Bevölkerung. In England ist das „time is money“ in jedem ausgeprägt, und hier diese vielen, unendlich vielen Individuen, die man in den Häfen, auf den Bahnhöfen und in den Straßen herumlungern sieht. Großenteils junge, kräftige, oft hübsche Gestalten, stehen sie da, die kurze Pfeife im Munde und stets im zerlumpten, ja abenteuerlichen Kostüm, in dem der Frack und ein alter Cylinderhut die Hauptrolle spielen, als ob solch kräftige Menschen nichts Besseres zu thun wüßten, als zu rauchen, zu schwatzen und zu lachen.

* * *

Aber auch mit ihren Schönheiten hat die Natur das grüne Erin verschwenderisch überschüttet und ihm in vielen Teilen einen Reiz verliehen, der es den schönsten Landschaften im übrigen Europa ebenbürtig an die Seite stellt, ja der diese oft durch den eigentümlichen Zauber seiner Scenerien übertrifft.

Flach im Osten und in der Mitte, in den Grafschaften Meath, Louth, Longford, Kingscounty und Kildare, erhebt es sich gegen Norden, Westen, Süden allmählich, zuerst in flachen Hügeln, dann höher steigend, bis es in den Küstenlandschaften jene hohen Bergländer bildet, die von so großartigem Charakter sind, trotzdem sie nicht zu sehr bedeutenden Höhen aufsteigen und im Gurran Tual in den Macgillicuddy-Reeks, Grafschaft Kerry, mit 1041 m ihre größte Erhebung erreichen.

Die Verbindung des Meeres und der steil abstürzenden Felsküsten, die oft aus Kreide gebildet sind und dann im herrlichsten Weiß erschimmern, leuchtend aus den Fluten

aufsteigen, haben hier Bilder geschaffen, die von herzbewegendem Eindruck sind und die in Schönheit, Wildheit und Erhabenheit wohl ihresgleichen suchen. Der Ocean hat in diesen Küsten, die dem Andrange seiner Wogen durch die Jahrtausende widerstanden, Landschaften hervorgerufen, die kaum großartiger gedacht werden können; bald tief einschneidend in die Felsen, sie zu langen, sicheren Buchten auseinander reißend, bald größere Baien, Halbinseln oder Inseln bildend, die nun der ganzen Küste vorgelagert sind, bald die Felsen selbst auswaschend, Höhlen schaffend und zerklüftend, ist er so recht der Urheber dieser wilden, großen Scenerie.

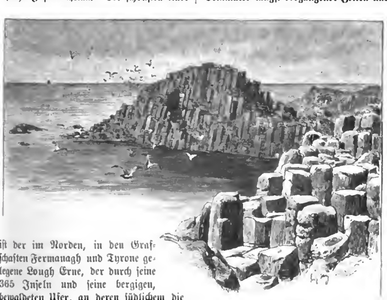
Hier an diesen Küsten des Westens und Südwestens, auch teils des Nordens, liegen jene sicheren natürlichen Häfen, die sich durch ihre Zahl und Tiefe so besonders auszeichnen; vierzehn allein gewähren Fregatten und Panzerfahrzeugen schwerster Art sicheren Schutz, siebenunddreißig andere genügen noch für Küstenfahrzeuge, und dazu gesellen sich viele gute Ankerplätze für die Sommerzeit. Wohl giebt es andere Küstenländer in Europa, die wild zerklüftet und von großartigstem Charakter sind; der besondere Reiz der irischen Bergländer liegt aber neben der Wildheit ihrer Scenerie in den stürzenden Wassern und fischreichen Flüssen und Bächen, in den Seen, die, oft von bedeutender Größe, über das ganze Eiland zerstreut, besonders in diese Berge und Felsen eingelagert sind, und in der herrlichen Vegetation, die, wie ja schon gesagt, alles in seltener Frische überkleidet und die Gipfel der Felsen mit saftigem Grün bedeckt. Die malerischste Landschaft Irlands ist wohl die durch ihre herrlichen Seen berühmte Halbinsel Killarney. Doch auch der Norden ist nicht arm an Reiz, sind seine Küsten auch gleich nicht so zerrissen wie die von Galway, Connemara, Sligo oder Donegal. An diesen Küsten tritt jene eigentümliche Felsformation zu Tage, die das Interesse jedes Geologen erweckt. Hier erheben sich, östlich vom Lough Foyle, aus dem Meere aufsteigend und nun dem Meeresrand folgend, Basaltbildungen, die von eigenstem Gepräge und bizarrsten Formen sind, die aber durch die Regelmäßigkeit und Mannigfaltigkeit der Säulenbildung so besonders hervortreten. Wahrscheinlich sind sie die Fortsetzung oder das Ende jener Basaltformationen, die an der schottischen Westküste, in der Insel Staffa und der Fingalshöhle Erscheinungen von hohem geologischen Interesse hervorgerufen haben.

Die Küste hier zeigt im flachen Bogen eingreifende Buchten, die eine auf die andere folgend, die durch steil abfallende, bis zu 150 m hohe Amphitheater eingeschlossen werden, in denen jene Säulenbildungen zu Tage treten und die in steter Folge ohne Unterbrechung sich aneinander schließen.

Der interessanteste Teil dieser Bildungen ist der Giants Causeway (Riesenspazierweg), der von einer dieser amphitheatralisch eingeschlossenen Buchten aus dammartig wohl 120 m weit ins Meer vorspringt und der die Säulenbildung am reinsten zeigt. Säulen, aus unerforschten Tiefen steigend, sechs- und siebeneckig, deren Durchmesser zwischen sechzehn und siebzehn Zoll variiert, schließen sich wieder dicht an Säulen an, und so entsteht ein Wall, so fest und unzerstörbar, daß er der Wellen spottet. Die Säulenzahl, die dieser Causeway bildet, wird auf 40000 geschätzt; die größte Breite erreicht er mit 90 bis 100 m, und in der Erhebung über dem Meere wechselt er von 1 bis 11 m. Trotz dieser variierenden Erhebung über dem Wasser ist es wohl möglich, selbst bei bewegter See auf ihm dahinzuwandern, und es ist dann ein Eindruck gewaltigster Art und Großartigkeit, den man empfängt, wenn man im Wogendrang auf diesem Riesenweg ins Meer hinausgeht. Es ist wahrlich ein wunderbares Bild, eine ganz eigenartige Schöpfung, die sich dem erstaunten Auge hier darbietet; es ist unmöglich, zu verstehen, aus welcher Werkstatt der Natur diese regelmäßigen, scharfkantigen Säulen,

die wie mit dem Zirkel abgemessen, wie mit dem Meißel bearbeitet scheinen, hervorgegangen sind.

Zu den Reizen Erins gehören aber auch jene Seen, die, wie schon erwähnt, über die ganze Insel zerstreut und namentlich in die Bergländer eingelagert sind; sie sind, wie die Loughs-Neagh, Corrib und Mask, zuweilen von bedeutender Größe, ihr Hauptschmuck aber ist ihr Inselreichtum. Der schönsten einer ist der im Norden, in den Grafschaften Fermanagh und Tyrone gelegene Lough Erne, der durch seine 365 Inseln und seine bergigen, bewaldeten Ufer, an deren südlichem die weithin ausgedehnten Besitzungen eines Engländers, des Marquis of Ely, des Hauptes der Familie Loftus, sich hinziehen, von ganz besonderem zauberischen Reize ist. Ein herrlicher Blick bietet von den Höhen von Pettigo sich dar; dort ist der See zwei deutsche Meilen breit; in der Ferne verschwimmt das südliche Ufer mit den Höhen von Sligo, zur Seite erkennt man Belleek, wo der Erne in stürzenden Fällen, in verengtem Thal, den See verläßt, um nach kurzem, schnellem Laufe bei Ballyshannon (bally, Stadt; shannon, Fluß) den Ocean zu erreichen, und gerade vor uns breitet sich in herrlichstem Licht die klare, ruhige, große Wassermasse aus, aus der, weithin zerstreut, die Inseln emportauchen. Die meisten dieser Eilande sind fünfzig bis sechzig Morgen groß, doch zieht auch eines sich, sehr schmal und lang, wohl eine halbe deutsche Meile hin. Viele sind mit Wald bedeckt, viele sind Weideland; auf ihnen grasen im Sommer Herden von Pferden, die schwimmend herübergeführt werden, und auf manchen finden sich Denkmäler längst vergangener Zeiten und Geschlechter; alle aber leuchten im frischesten irischen Grün und geben dadurch dem Bilde einen Reiz, wie ihn eben nur die Smaragdinsel bieten kann. Auf dem einen Eiland (Innismaesaint) ist ein uralter Kirchhof mit Resten von Gräbern, einer Abtei und einem irischen Steinkreuz von eigenster Form; auf einer zweiten (Daimhinis, Ochseninsel) trifft man noch gut erhaltene Ruinen einer anderen, einstmals berühmten großen Abtei, die gleich nach Einführung des Christentums, noch vor den großen Raubzügen der Dänen, also vor ungefähr tausend



Teil des Giants-Causeway.

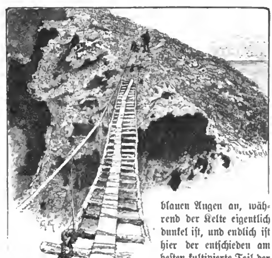
Jahren, erbaut sein soll, und neben ihr erhebt sich, wie so oft bei den uralten irischen Klöstern, bis zur Höhe von sechsundsiebzig Fuß und in der Art der Campanile, der runde Glockenturm von gleichem Alter, der, obgleich die behauenen Steine ohne jeglichen Mörtel gefugt sind, doch fest dem Sturme der Jahrhunderte getrotzt hat; er zeigt noch nichts vom Einfluß der Zeit. Auf einer dritten Insel, in der Verengung zwischen dem oberen und unteren Lough Erne, liegt die kleine Stadt Enniskillen (Inis Caithlen), ein lebhafter Ort mit sechstausend Einwohnern und Garnison und Citadelle. Auf dieser Insel Caithlen stand in alten Zeiten das Schloß der Magwyres, der Chieftains, der kleinen Könige von Fermanagh, und hier ist der Schauplatz der heftigsten Kämpfe gewesen zwischen den herrschenden Familien des Nordens, den O'Donnells von Donegal, den O'Neills von Antrim, die schon um 1100 als Könige von Ulster erschienen und die sich die Vettern des heiligen Patrick nannten, und jenen Magwyres, den alten Baronen von Inis Caithlen. Wenn jene Ruinen, dieser Boden zu reden vermöchten, sie würden wunderbare Sagen erzählen können von den Strömen von Blut, die hier geflossen, von den Plünderungen, Raubzügen, Grausamkeiten, die hier verübt worden, obgleich jene großen Familien reich an bedeutenden Gliedern waren. Wo aber sind jene stolzen irischen Geschlechter geblieben? Im Kampfe untereinander, in den wütenden Rassekriegen gegen die eindringenden Engländer und Schotten sind sie, verarmt durch die Konfiskationen der Sieger, verschwunden und ausgestorben. Die O'Donnells, im herrschenden Zweige des Geschlechtes, gingen nach Spanien und blühen dort in den Herzögen von Tetuan; die O'Neills, die wie so viel irische Familien nach der letzten Niederwerfung durch Wilhelm von Oranien nach Rom und Österreich auswanderten, sind ausgestorben, und die Magwyres sind fast ganz verarmt. In englischen Kreisen hört man nichts von ihnen, aber in den Herzen ihrer Stammesbrüder lebt ihr Andenken fort; diese sind stolz auf die große Geschichte der alten Geschlechter und trauern über deren Untergang. Das wohl einzige altirische große Geschlecht, das nicht von diesem Schicksal betroffen wurde, sind die O'Conor, in denen nachweislich das Blut der alten Könige von Connaught fließt. Sie hatten sich, als bald nach der normannischen Eroberung Englands auch der größte Teil Irlands — nur der Norden, Ulster, blieb frei — dem Sieger anheimfiel, den englischen Königen unterworfen, und diese hatten ihnen sehr großen Landbesitz und eine hervorragende Stellung gelassen, so daß es ihnen möglich war, im Laufe der Jahrhunderte sich zu behaupten. Wohl giebt es noch O'Neills, O'Donnells und Magwyres und alle anderen Namen der irischen Vertriebenen, doch haben diese Glieder der alten Clans mit den Zweigen ihrer Chieftains nichts zu thun. Die Titel der irischen Barone sind aber nicht verschwunden, sie sind nur mit dem Grund und Boden auf die englischen und schottischen Besitzer übergegangen.

Wie aber hier Ruinen von Klöstern und Schlössern Zeugen der alten Geschichte sind, so ist es überall in Irland. An der Meeresküste, am Rande der Seen, auf den Inseln, auf den Höhen der Berge und in den Thälern — allüberall trifft man auf diese Spuren vergangener Geschlechter, durch Lage oder Bauart oft von hervorragender Schönheit, deren von Epheu umsponnene, von Sagen und Poesien erklingende Reste uns von den Tagen der Vorzeit erzählen.

Nicht selten trifft man auf uralte Opferaltäre, auf Lagerringe, von Erdwällen umgeben (Cromlechs oder Rath), die namentlich an den Grenzen der Grafschaften sich zeigen und die, durch Feuer- oder Rauchsignale untereinander in Verbindung stehend, als Wacht- und Ausfallsposten dienten. Unter den Ruinen der alten Schlösser aber ragt wohl durch seine Größe, Geschichte und Lage das von dem Iren MacQuillan erbaute Dunluce

Castle, ein Schloß der alten O'Neills, hervor, das an der Nordküste Irlands, unweit des Badeortes Portrush gelegen ist.

Auf der Spitze eines zweihundert Fuß hohen, einzelragenden, steil und senkrecht abfallenden Felsens, dessen Fuß die Wogen des Meeres umbranden, erbaut, mit dem Festland nur verbunden durch eine anderthalb Fuß breite, schwindelerregende Brücke, die sich über den Abgrund spannt, erscheint es wie ein riesiges Adlernest, dieses Schloß am Meer, das weit über den Ocean schaut. Gewaltig sind die Mauern und Rundtürme, die noch vorhanden, wie mit dem Fels verwachsen, wie ein Teil von ihm, aber sie geben ein klares Bild von der Bedeutung dieser Feste, als sie zur Zeit ihrer Kraft den Menschen und Stürmen Trotz bot, als in dem großen Bankettsaal, der heute noch erhalten ist, zur Zeit der O'Neills glänzende festliche Gelage gefeiert wurden und Hunderte von irischen Kriegern die Besatzung bildeten. Auch diese malerische Ruine ist jetzt in dem Besitz eines Schotten, des Earl of Antrim, aus der Familie Macdonnell, dem auch der Grund und Boden von Portrush gehört.



Seilbrücke über einen Felsspalt, 100 m über dem Meere. (Nordküste Irlands.)

In Ulster und den östlichen Grafschaften, also dort, wo der bessere, der fruchtbarste Boden ist, sitzen hauptsächlich die Nachkommen der Ansiedler aus den Invasionskriegen; namentlich hier wurde in jenen blutigen Kämpfen die altirische, keltische Bevölkerung vernichtet, ausgerottet und vertrieben, und deshalb findet man hier so viele englische und schottische Namen, einen so ausgeprägt germanischen Typus in den Bewohnern; hier trifft man am zahlreichsten die Blondköpfe und blauen Augen an, während der Kelte eigentlich dunkel ist, und endlich ist hier der entschieden am besten kultivierte Teil der Insel.

Hier findet man größere und sehr schöne Adelssitze, die, wenn auch nicht an die großartigen Residenzen der englischen Aristokratie heranreichend, doch einen wohlhabenden Eindruck machen; und auch die Farmer und Tenants (Pächter) leben in freundlichen Wohnungen: Häuser, Ställe, Zäune sind in Ordnung, das Vieh ist gut gehalten und an den Ackergerätschaften läßt sich der Fortschritt der Zeit erkennen. Wenn man hier auch vernachlässigtes Land, zerfallende Häuser und Stallungen findet, so sind diese doch sehr in der Minderzahl, und der Eindruck, den diese Distrikte machen, ist ein entschieden günstiger jenen Berg- und Küstenländereien gegenüber, in denen die altirische Bevölkerung die Majorität bildet und in denen die irische Sprache fast ausschließlich gesprochen wird.

In jenen Gegenden, selbst in deren besten Teilen, sind die Farmen meist das Bild der Vernachlässigung; das Land ist schlecht bestellt und mit Unkraut überwuchert, die Zäune liegen umgebrochen, und die Steinwälle, die oft die Umfriedigung der Felder bilden, zeigen große Lücken. Den jämmerlichsten Eindruck machen aber doch die Wohngebäude!

Häuser kann man sie kaum nennen, es sind mit Stroh gedeckte Lehmhütten, deren Dächer, zuweilen eingefallen, vergeblich der Erneuerung harren und die, fast immer niedrig, einen oder wenige Räume umfassen; Flur, Küche oder andere Nebengelasse sind nicht vorhanden, anstatt der Fenster sind Löcher in die Wände gebrochen, die im Winter nur verstopft werden, und anstatt der Schornsteine wird gar ein alter Cylinderhut oder ein Faß, denen der Boden ausgeschlagen, auf das erbärmliche Dach gesetzt, und durch diesen Abzug wirbelt der Rauch dann lustig in die Lüfte.

Oft liegen jene Lehmhütten am Rande der Torfmoore, an den Abhängen der Berge, wo der kleine Farmer zu seiner Existenz ein Stückchen Land gepachtet hat, oft aber auch in der wundervollsten, großartigsten Scenerie, an den herrlichen Seen oder an den klaren, an Forellen und Lachs reichen Bächen und Flüssen, wo man denken sollte, die Größe und Reize dieser zauberischen Natur müßten veredelnd auf den Menschen wirken, der dort wohnt; aber nichts derart ist der Fall, die Schönheit ihrer Umgebung scheint spurlos an ihnen vorbeizugehen. Sie selbst aber geben durch jene Hütten der Scenerie eine Abwechselung eigenster, traurigster Art.

Dörfer nach unseren Begriffen giebt es nicht. Zwar schließen sich die Häuser, je nach Größe und Ausdehnung der Farmen, öfters enger zusammen, aber sie bilden keine Gemeinde wie unsere Dorfschaften. Auch den deutschen Bauer sucht man vergebens, denn der irische freeholder oder Freisasse ist doch, wenn er auch wie jener auf seinem freien Eigen sitzt, das zuweilen mehrere hundert Acker besten Bodens umfaßt, durch die Auffassung seiner politischen und socialen Stellung grundverschieden von dem ersteren.

Wo sich Ortschaften gebildet haben, auch wenn sie nicht größer sind wie unsere Dörfer, da nehmen sie den städtischen Charakter an, wie auch ihr Name oft besagt (z. B. Ballynamallard [Bally = Stadt], Irvinstown ꝛc.); sie bilden gewöhnlich den Sitz der Handwerker und Gewerbetreibenden der Umgegend, und in ihnen kommen die Farmer nur zusammen, um ihre Bedürfnisse einzukaufen oder in den vielen Whiskeyshops zu trinken und zu politisieren. Doch auch der Grund und Boden dieser kleinen Flecken ist nur gepachtet, auch er gehört, der Regel nach, dem großen Landherrn, dem Besitzer des ganzen umliegenden Terrains.

Freilich läßt sich nicht verkennen, daß sich in mehr als einer Hinsicht Fortschritte zum Besseren spüren lassen, die Zahl der Steinhäuser scheint zuzunehmen; doch aber ist die Steigerung zum Guten gar langsam und unverhältnismäßig gering für die viele Kraft, die in Irland brach liegt. Wenn alle jene kräftigen, jungen Leute, die man allorts unthätig herumstehen sieht, ihre Arme und Hände rüstig regen würden zu fleißigem Schaffen, anstatt sie in die Taschen zu stecken oder das Geld in die Schenken zu tragen — wahrlich, es müßte bald besser werden im grünen Erin.

Geradezu überraschend ist es, wenn man die aus jenen elenden Wohnungen heraustretenden Menschen — Erwachsene und Kinder — mit klarem Gesicht und reinen Händen, mit geordnetem Haar und reinlicher, wenn auch zerlumpter Kleidung vor sich sieht. Wie anstellig, geschickt, treu und anhänglich ist nicht der Ire! Höflichkeit und Gastfreundschaft herrschen allüberall, im Schloß des Lords und in der Hütte des ärmsten Pächters, in den Städten und in den wildesten Teilen des Landes. Witz und Humor versiegen ihm nie, selbst die Bettler, die leider durch ihre Scharen eine arge Plage der Insel sind und die gewiß dazu beitragen, den Eindruck, den die Bevölkerung hervorruft, noch melancholischer zu machen, werden nie unhöflich, sondern stets mit schlagfertigem Scherz zu antworten wissen. Taschendiebe kennt man kaum, und wehe dem, der das Gastrecht verletzt und einen Gast beleidigt.

Es ist in der That schwer verständlich, daß ein Volk mit so edlen, warmherzigen Gemütsanlagen sich hinreißen läßt zu so

haarsträubenden, erschütternden Greuelthaten, wie sie zu allen erregten Zeiten Irland geschändet haben. Nur wenn man seine Geschichte kennt, wenn man weiß, was es im Laufe der Jahrhunderte an Härten und Druck erduldet hat, wird man sich erklären können, wie auch ein solches Volk in seinem Rassenhaß und seiner Verzweiflung zu Thaten gereizt werden kann, die es bei ruhiger Überlegung selbst verabscheut. Jene Agitatoren lassen den Rassenhaß nicht zur Ruhe kommen; immer wieder wecken sie ihn aus dem Schlummer auf, immer wieder flüstern sie dem Iren zu, daß er, der Vertriebene, doch eigentlich der Lord des Grund und Bodens vom herrlichen Erin sei, daß jene Eindringlinge, jene Engländer und Schotten, nur Räuber seien. Und willig, nur zu willig in seiner oft traurigen Lage leiht er diesen ihm zauberische Bilder vorführenden Einflüsterungen Gehör, nur zu willig folgt er nun jenen Ehrgeizigen, die seine Wut so geschickt zu entflammen wissen.



Altes Kreuz auf Innismacsaint (Lough Erne).

Es ist traurig, daß in den Charakter des Iren jene Widersprüche gelegt sind. Und doch, dies begabte Volk, dessen Trägheit und Mutlosigkeit gebrochen werden müßten, ist sicher bestimmt, etwas anderes zu sein als das Sorgenkind Großbritanniens. Will man den Irländer in froher, lustiger Stimmung sehen, wo seine guten Seiten so recht zur Entfaltung kommen, so suche man ihn nicht in jenen Lehmhütten auf, denn dort ist das Volk durch Armut und Mangel oft verkümmert, sondern man suche ihn auf in seinen geselligen Vereinigungen, z. B. auf den Viehmärkten, die in jenen kleinen Städten abgehalten werden und die stets eine Feier für die Umgegend sind. Hier trifft man den lustigen Bruder Paddy in vergnügter Stimmung und in seiner Freude. Hier ist er ein herrlicher Kamerad, voll unversieglichen Humors, schlagfertig auf jedes Wort, auf jeden Witz; bald lauscht er hier den Reden des mit breitem grünem Band geschmückten Improvisators, welcher der ihn umgebenden Menge erzählt von den Sagen der Vorzeit und der ihn begeistern will für das home rule, die Losung der heutigen Zeit; bald steht er kritisierend beim Pferdehandel oder belacht eine groteske Figur, an denen die irischen Märkte reich sind, bald schwingt er sein hübsches Mädchen im Tanze, und immer hat er die Whiskeyflasche nah, und nie denkt er, ein Bild der Sorglosigkeit, an die kommende Zeit. Eine besondere Neigung und Liebe für Sang und Klang, für Tanz und Poesie zeichnet ihn aus, ist ja doch auch die Lyra das Wappen der sangeslustigen Smaragdinsel, und seine reiche Phantasie, seine stets rege Einbildungskraft führt ihn gern zurück in die Vergangenheit, in die Zeit der Größe und Freiheit seiner Nation. Besonders gern lauscht er den alten Sagen, die sein Volk verherrlichen und ihm von seinen Helden erzählen, und mit Stolz nennt er die großen Geschlechter seines Landes, deren traurige Schicksale er kennt.

Auch für die römisch-katholische Religion war das Gemüt der Iren besonders empfänglich, sie hat sich früh (schon im fünften Jahrhundert) und schnell bei ihnen verbreitet und feste Wurzeln gefaßt. Auch jetzt noch gehört der bei weitem größte Teil derselben dieser Kirche an. Wohl

kein Volk hat so viele Legenden aus frühchristlicher Zeit, kein Land so viele Klöster und Abteien gehabt; von ihm gingen die Bekehrer vieler heidnischer Völker aus, und die große Zahl seiner nationalen Heiligen gab in den ersten Jahrhunderten des christlichen Glaubens der Insel den Namen der „Isle of Saints". Alle diese Heiligen, wie St. Patrick, der Bekehrer Erins, um 430, und seine Genossen St. Bridgid, Columkille, Columbanus, wie St. Ninnedth, St. Sinnell, St. Mochaimoc of Inis-Caoin um 540, St. Macartin of Cloghor, wie St. Tigernach of Cluainis um 530, St. Laserian (Mo-Laisre) of Daimhinis, St. Aidan, der Bekehrer von Northumberland, um 635, und wie St. Adamnanus, St. Malachy of Armagh um 1100 u. s. w., unterscheiden sich aber von den anderen Heiligen der römischen Kirche; in jener Zeit heilig gesprochen, als die irische Kirche noch unabhängig von Rom war, bilden sie eine besondere, eigene nationale Gemeinschaft für sich.

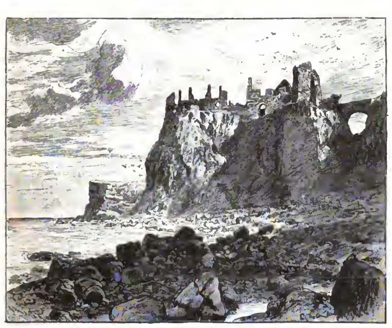
Jetzt und seit Jahrhunderten schon zählt Irland zu den treuesten Anhängern des Papstes, und seine Opferfreudigkeit für denselben ist stets eine große gewesen. An vielen Stellen der Insel fließen heilige Quellen, und viele Orte giebt es, deren Besuch besonders segensreich ist. Östlich der Donegalbai, nördlich des Lough Erne, liegt ein kleiner See, Lough Derg und in ihm eine kleine Insel, Station Island, die der Zielpunkt vieler Wallfahrer und Pilgrime ist. Von weit her, aus allen Teilen der Erde, kommen sie, die Wanderer und Pilger irischer Rasse, um auf dieser Insel den Segen des Himmels herabzuflehen; hier ist ein besonderes nationales Heiligtum, das zu besuchen der Lebenswunsch manches Irländers ist und dessen Erfüllung er mit allen Mitteln zu erreichen strebt. Aus Amerika und überall, wo die Iren wohnen, fließen reiche Gaben, um das Hospital zu erhalten, das in der Mitte der Insel gelegen ist und in dem die Pilgernden und Betenden mehrere Nächte ohne Schlaf zubringen müssen, nachdem sie einen Umgang um die Insel auf den Knien zurückgelegt haben, um Vergebung ihrer Sünden zu erhalten.

Auf den Inseln der Westküste herrscht in der rauhen Jahreszeit ein ganz besonderer Brauch, wenn Trauungen stattfinden sollen. Am Strande des Festlandes, im Dunkel des Abends, hoch auf der Höhe, steht der Geistliche im Schmuck des Ornats, umgeben von seinen geistlichen Dienern, den Weihrauch schwingenden Chorknaben und seiner Gemeinde, neben ihm brennt der Holzstoß, und ihm gegenüber am Strande der Insel sieht er das junge Paar mit seinen Begleitern; dazwischen aber wogt das schäumende Meer, heult der Sturm, der die Flammen der Holzstöße aufwirbeln macht, so daß sie die Scene magisch beleuchten. Jetzt liest der Pfarrer die bindenden Worte, jetzt spricht er den Segen, und wie er ihn spricht, da prasselt's, und hoch steigen Raketen zum dunklen Himmel hinauf, zum Zeichen dem jungen Paare und den Zeugen, daß die Ehe geschlossen ist; das junge Paar aber wechselt die Ringe, sobald es das Feuerzeichen erblickt. Es ist ein ganz eigenes Bild, das sich entwickelt, aber ein Bild, das so recht zu dieser rauhen, wilden Scenerie paßt.

Daß ein solches Volk auch heute noch zum Aberglauben neigt, ist wohl natürlich, und so steckt denn noch heute der Ire, wie seine Vorväter vor tausend Jahren, in der Johannisnacht auf den Bergen seine Feuer an, um die schädlichen Feen zu vertreiben, und an Gespenstern und spukenden Häusern fehlt es nicht; für ihn genügen aber die Geister abgeschiedener Menschen nicht, er hat auch Häuser, die durch den Geist eines spukenden Pferdes verrufen sind.

Einen Aufschluß über den Charakter des heutigen Irländers und die politische und sociale Lage des Landes kann, wie schon früher angedeutet, nur die Geschichte geben; sie allein ist im stande, ein Bild der jetzigen Verhältnisse und wie diese sich aus der jahrhundertelangen Wechselwirkung zwischen Irland und England

formieren konnten, zu entwickeln. Bald nach der normannischen Eroberung Englands hatte sich im zwölften Jahrhundert der größte Teil Irlands, die drei Königreiche Leinster, Munster, Connaught den Engländern unterworfen, und wenn auch hier im Laufe der folgenden Jahrhunderte Empörungen, heftige Kämpfe untereinander und Verwüstungen stattfanden, so erfreute sich doch dieser größte Teil der Insel einer verhältnismäßigen Ruhe. Der Norden dagegen, Ulster, hatte sich wohl nominell unter loser britischer Oberhoheit, so doch in Wahrheit völlig unabhängig zu erhalten gewußt. Hier wüteten oft furchtbare Bürgerkriege, die aber schließlich dem mächtigen Nachbar die Gelegenheit boten, auch diesem Teile des Landes die Freiheit zu nehmen. Zur Zeit der Königin Elisabeth hatten jene Kämpfe den Höhepunkt erreicht, als Shane O'Neill (Shane an diomais, das heißt Johann der Stolze) sich zum Oberherrn des ganzen Nordens aufwarf und dadurch die Besorgnis der Königin im höchsten Grade hervorrief. Mit furchtbarer Grausamkeit wütete er gegen alles, was sich ihm entgegenstellte; von der Sippe der Magwyres, jenen Chieftains von Fermanagh, erschlug er an einem Tage dreihundert ihrer Glieder, Männer, Frauen, Kinder, so daß ein dringender Notschrei England zur Hilfe rief. Und in der That gelang es, seinen Widerstand wenigstens für einige Zeit zu brechen. 1562 erschien er in London, um Elisabeth zu huldigen. Umgeben von einem großen Gefolge, mit einer Leibwache von Lehensleuten (Gallowglasses), die, bewaffnet mit gewaltigen Äxten, barhäuptig, mit lang wallendem Haar, bekleidet mit kurzem, gelbem, langärmligem Rock und haarigem Mantel, ihn stets begleitete, warf er sich der Königin zu Füßen, sein Verbrechen der Rebellion eingestehend und sie seiner Freundschaft versichernd.



Schloß Dunluce.

Seine Erscheinung und sein stolzes Auftreten machten aber doch einen solchen Eindruck, daß man ihn, wenn er auch spottend O'Neill the Great, der große O'Neill, genannt wurde, mit Belohnungen überhäufte. Kaum aber nach Irland zurückgekehrt, brach er wieder los, aufgestachelt von seinem brennenden Ehrgeiz, seinem Freiheitsgefühl und dem Verlangen, alles zu vernichten, das nicht irisch fühlte bis in das innerste Herz. Wieder ertönten die Klagen der englisch Gesinnten über seine unerträgliche Tyrannei, als er, zum Glück für England, 1567 ermordet wurde. Die Unruhen waren durch seinen Tod jedoch nicht beendet, es gärte fort, und hoffnungsvoll schauten die Iren nach Ulster, als dort 1595 Hugh O'Neill, der Graf von Tyrone, ein Nachkomme des Shane O'Neill, die Fahne des Aufruhrs erhob, um die ganze Insel von England zu befreien. Reißend waren die Fortschritte der Iren, die von Spanien lebhaft unterstützt wurden. Lord Essex, der Günstling der Königin Elisabeth, richtete nichts gegen sie aus, und erst 1601 gelang es Lord Mountjoy, den Aufstand zu bewältigen. Hugh O'Neill aber wurde gefangen genommen; er ging später nach Rom, wo er starb. Jetzt war Irland völlig unterworfen, zum erstenmal beugte sich widerstandslos, wenn auch knirschend, die ganze Insel dem englischen Joch; und wahrlich, leicht war dieses nicht. Durch Elisabeth war der Grund gelegt worden zu der späteren Großmachtstellung Großbritanniens, aber die neue bedeutende Machtfülle verlangte als politische Notwendigkeit den vollen Besitz der Nachbarinsel, die, ein Herd ewiger Unruhen, eine geeignete Operations- und Angriffsbasis für alle Feinde, eine fortwährende Bedrohung Englands war. Von jetzt an tritt dort das Bestreben klar hervor, die Insel um jeden Preis zu besitzen, und zum erstenmal zeigt es sich, daß, um diesen Zweck ganz zu erreichen, mit allen Mitteln und mit höchster Energie vorgegangen wird. Zum erstenmal entwickelt sich jenes System, das so recht eigentlich den Rassenhaß heraufbeschwor und das in seinen Wiederholungen so unsägliches Elend über das Land und seine Bewohner gebracht hat, dessen Folgen aber jetzt durch die Gesetze der neuen und neuesten Zeit gemildert werden sollen, seitdem in England die Humanität dahin drängt, durch Sorge für das Wohlergehen und die Wohlfahrt Irlands dessen Sympathien zu gewinnen. Zum erstenmal treten jene massenhaften Konfiskationen an Grund und Boden ein und werden Tausende von Iren ins Ausland, ins Elend getrieben; das Eigen der alten Geschlechter, der alten Bewohner aber wird von den eindringenden Schotten und Engländern in Besitz genommen. Durch die Kämpfe und Verwüstungen befand sich Irland, namentlich Ulster, in traurigster Verfassung. Jakob I. that jedoch viel, um Ordnung zu schaffen; er gründete Städte und stellte die zerstörten Kirchen wieder her. Während seiner Regierung gelang es, die Ruhe aufrecht zu erhalten; ihn sahen aber auch die alten Bewohner als ihren gesetzlichen, rechtmäßigen König an, der zu ihrer eigenen Rasse gehörte, in dessen Adern, durch die schottischen Monarchen, das Blut ihrer eigenen alten Könige floß.

Der Haß, der Freiheitsdurst brannten aber fort, und kaum entstanden unter Karl I. die Unruhen in England, da regte es sich auch in Irland, und zwar regte es sich furchtbar. Getrieben durch die fanatischen Priester, loderte die unterdrückte Wut der unterworfenen Rasse empor; wie mit einem einzigen furchtbaren Schrei nach Rache stand die ganze Insel auf, und bluttriefend erhob die Gorgo der Revolution ihr schreckliches Haupt. Wieder war es ein O'Neill, ein Glied dieses königlichen alten Geschlechtes, das zu diesem schwersten der Verzweiflungskämpfe an die Spitze seines Volkes trat. Am 23. Oktober 1641 brach er los, und ein entsetzliches Morden begann; in wenigen Tagen wurden über 100000 Engländer erschlagen. In allen Teilen des Landes verzehrten die Flammen das Besitztum der Verjagten und Gemordeten, allüberall

stiegen Feuersäulen zum Himmel, als Zeichen der Rache eines empörten Volkes, das durch Ströme von Blut watete, um seinen Durst nach Vergeltung zu stillen. Erst 1649 kam Cromwell. Entsetzlich aber, wie die Empörung gewesen, ebenso entsetzlich, ja noch furchtbarer, unmenschlicher war das Strafgericht; es wurde zum völligen Vernichtungskampf; neben dem Schwert des rächenden Eroberers wurde die Glaubensfackel der Puritaner geschwungen, das Blut floß in Strömen. Aus jener Zeit stammen die unendlich vielen Ruinen, welche über das grüne Erin zerstreut und, von Epheu umsponnen, so traurige, melancholische Zeichen sind aus jenen blutigen Tagen, in denen zwei Völker, das eine mit der Kraft und Wut der Verzweiflung, das andere mit dem Durst nach Rache gegeneinander rangen. In neun Monaten schon hatte Cromwell den Aufstand bewältigt: Wexford und Drogheda wurden im Sturm genommen, sämtliche Einwohner, ohne Unterschied des Alters, mußten über die Klinge springen, bald herrschte Ruhe, aber es war eine schreckliche Ruhe. Man versuchte die Iren, die in Angst und Schrecken ihre festen Plätze aufgegeben und in den Bergen und den wilden Teilen der Insel sich versteckt hatten, nach Westindien zu schaffen, sie alle sollten vertrieben werden. Als dies nicht gelang, da drängte man sie in den Westen; aber auch dies glückte nur teilweis, obgleich barbarisch vorgegangen wurde. O'Neill aber kam bei einem Gastmahl durch Gift um, mit ihm sank die letzte Hoffnung Irlands ins Grab, und wieder wandten Tausende und Abertausende der alten Geschlechter, der irischen Rasse, der Heimat den Rücken und wanderten ins Elend; das freigewordene Land aber wurde von Cromwell an seine Soldaten und Führer gegeben und hiermit der Grund gelegt zur heutigen Physiognomie der Insel. Die Kraft Irlands war gebrochen, und machtlos war es der Willkür seiner Eroberer preisgegeben. Wohl folgte 1689 noch eine neue große Erhebung zu gunsten Jakobs II. von England, aber es war dies nur ein ohnmächtiger Versuch im Vergleich zu jenem Kampfe mit Cromwell.

Zwar machte zuerst auch dieser Aufstand schnelle Fortschritte, es gelang, den Engländern die ganze Insel zu entreißen, mit Ausnahme von Enniskillen und Londonderry. (Derry, ein uralter kleiner Ort, der früher Derry-Calgach hieß und in dem in alten Zeiten ein Kloster des berühmten St. Columkille stand, wurde seiner vorzüglichen Lage wegen von Jakob I. der Stadt London geschenkt, deren Gilden die Gelder gaben, um stark bastionierte Mauern aufzuführen und um diese zu armieren. Zur Auszeichnung für die tapfere Haltung im Jakobitenkriege erhielt deshalb der Ort den Namen Londonderry. Jetzt ist es eine Stadt von 30000 Einwohnern.) Aber schon 1690 in den Schlachten am Boynefluß, in der auch der kurbrandenburgische Feldmarschall Schomberg, der Führer der oranischen Reiterei, fiel, und bei Anghrim, am 1. und 12. Juli, schlug Wilhelm von Oranien die Iren und Katholiken, und mit diesen Niederlagen wurde das Schicksal Irlands endgültig besiegelt. Wieder folgten die Plünderungen des ausgesogenen Landes, die Auswanderungen, die massenhaften Konfiskationen, das Einströmen der schottischen und englischen Ansiedler.

Es war dies die letzte große Kraftanstrengung für lange Zeit, das Land lag zu Boden. Leider machte England jetzt keinen Versuch, um eine Versöhnung mit den Iren anzubahnen. Anstatt Milde walten zu lassen, wurde mit der größten Härte und Strenge, mit drakonischen Gesetzen gegen die Katholiken vorgegangen: das Recht des freien Testierens wurde ihnen entzogen, sie hatten an die protestantischen Pfarrer Zehnten zu entrichten, man zwang sie, an den Sonntagen dem Gottesdienst in den protestantischen Kirchen beizuwohnen, sie durften keinen Grundbesitz erwerben und ein großer Teil der Geistlichen wurde des Landes verwiesen u. s. w. Es war natürlich, daß derartige Bestimmungen nicht beruhigend,

versöhnend wirken konnten; im Gegenteil, sie waren so recht geeignet, die Unterdrückten aufzureizen, den Haß zu schüren und den Wunsch nach Rache rege zu erhalten. Es kam freilich nicht zu offener Rebellion, durch geheime Gesellschaften und Verschwörungen, die Morde und Gewaltthaten aller Art im Gefolge hatten, wurde aber die Aufregung fortwährend wach erhalten.

Auf protestantischer Seite bildeten sich in jenen Zeiten die Orangemen, die oranische Partei, Anhänger der Regierung, die leider aber ebenfalls den Katholiken schroff gegenübertrat, ja diese zu verfolgen suchte. Auch heute noch ist die Kluft zwischen den beiden Kirchen die alte, obgleich zweihundert Jahre seitdem über Erin dahingegangen sind und obgleich die anglikanische Kirche die Herrschaft verloren hat. Die Stellung der Parteien zueinander hat sich in mancher Beziehung wohl verschoben, bei den Orangisten hat die Politik mehr und mehr Eingang gefunden, aber der Haß ist derselbe geblieben. Auch heute noch wehen im Juli zum Andenken an jene Siege von allen protestantischen Kirchen und Türmen die oranischen Banner, tragen die Anhänger der Partei die Orangeschleife im Knopfloch und kommen die Landleute der Umgegend zur Stadt in ihren schwerfälligen zweiräderigen Wagen, die sie oft auch zur Feier des Tages in den oranischen Farben orange und blau, neu gestrichen haben, um zu jubeln, einzukaufen und die Läden zu mustern, in deren Fenstern die ausliegenden Gegenstände geschmückt sind mit dem Bildnis des Oraniers oder mit Darstellungen der gewonnenen Schlachten. Auch heute noch ziehen am 1. und 12. Juli, den Haupttagen des Monats, die Orangemen in Prozessionen zu Tausenden mit Musik und fliegenden Fahnen durch die mit großen Guirlanden festlich dekorierten Straßen, in denen man wieder Bildnisse des Königs und Darstellungen jener Kämpfe erblickt, hinaus nach dem Rendezvousplatz, wo das Meeting der Umgegend stattfindet. Und wie hier im grünen Erin, so ziehen an diesen Tagen überall auf der Erde, wo es Iren und Orangemen giebt, in Schottland, Canada, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Australien, die letzteren hinaus zur gleichen Feier, auch hier, fern der Heimat, ist doch der schroffe Gegensatz derselbe.

Es ist sehr zu bedauern, daß der Einfluß dieser großen Partei nicht dahin geht, die Verhältnisse zu den Iren günstiger zu gestalten, so daß endlich über den Abgrund, der beide Nationen trennt, eine Brücke geschlagen wird, auf der sie sich die Hände reichen könnten zur Versöhnung. Diese Aussicht ist aber vorläufig nicht vorhanden, ja jene Feier, jene Prozessionen dienen gerade recht dazu, die Katholiken neu zu reizen, sie immer wieder an ihr Unglück, an ihre Unterwerfung zu mahnen und damit die Kluft, die zwischen beiden Rassen gähnt, so weit wie möglich zu vergrößern. In Gegenden, in denen Katholiken und Protestanten gemischt wohnen, sind jene Aufzüge sehr oft der Grund zu blutigen Angriffen seitens ihrer Gegner, zu Schlägereien, ja zu Straßenkämpfen, und zuweilen sind sie nur auszuführen unter dem Schutze und der Eskorte von starker, zahlreicher Polizei. Es wäre falsch, zu glauben, daß alle Protestanten zu den Orangisten zählten, es giebt sogar sehr viele, die mit deren Thun durchaus nicht einverstanden sind, die das Verderbliche der religiösen Händel voll einsehen und deren Wünschen es mehr entspräche, energisch an die Lösung der einschneidenden Fragen heranzugehen. Es wäre ferner nicht richtig, anzunehmen, daß die Orangisten, in ihrer festen Stellung als Partei und wenn auch Anhänger der Regierung, für diese nur eine leichte und bequeme Handhabe seien, die sie nach Belieben benutzen könnte; das ist doch nicht so ganz der Fall. Es giebt in ihnen zu viele Strömungen, die sich durchkreuzen, die aus lokalem oder zeitlichem Interesse sich entwickeln und die zu Zeiten der Regierung schon Schwierigkeiten genug bereitet haben.

Von dem Jakobitenkriege an fand ein



ununterbrochenes Ringen der Unterdrückten gegen jene harten Bestimmungen und Gesetze statt, um diese abzuschütteln, die unerträgliche Last zu erleichtern, und es gelang dies auch, freilich nur sehr langsam und allmählich. Eine Härte nach der anderen fiel. Wenn aber ein anderes Volk für seine Freiheit kämpfte, dann regte es sich sofort in Irland auch; so war es zur Zeit des nordamerikanischen Freiheitskrieges, so war es zur Zeit der französischen Revolution, und besonders diese rief die heftigste Aufregung hervor. Es kam, was hundert Jahre nicht geschehen, zum offenen Kampf und Aufruhr, der auch, von Frankreich lebhaft unterstützt, gewaltige Dimensionen angenommen hätte, wenn nicht die Engländer, die Iren bei Vinegar-Hill am 21. Juni 1798 entscheidend schlagend, ihn schnell und blutig unterdrückt hätten.

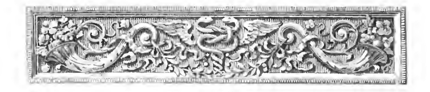
Ein schwerer Rückschlag folgte jetzt auf alle die Errungenschaften der letztvergangenen Jahrzehnte. Um die unruhige Nachbarinsel so fest als möglich an sich zu ketten, vereinigte die britische Regierung das irische Parlament mit dem englischen, die selbständige Gesetzgebung für Irland hörte auf. England war damals in einer schwierigen Lage, die schweren Kämpfe mit den Franzosen zwangen es, mit aller Energie die Iren niederzuhalten, und dies erklärt auch wohl diese Maßregel, die doch in mancher Hinsicht ungünstig wirkte, denn sie trieb viele englische und schottische Elemente, Nachkommen jener ersten Ansiedler aus den Zeiten Cromwells und des Oraniers, in das irische Lager, und es wird der Grund zu der Frage gelegt, die heutigestags die irische Welt so heftig bewegt, zum Kampf um das „home rule“.

1829 endlich ward durch die Emancipationsbill die Gleichberechtigung der Katholiken und Protestanten ausgesprochen, und damit machte die Regierung zum erstenmal den Versuch, durch Milde und Güte auf die Masse der Bevölkerung einzuwirken.

Es machte sich überhaupt nun ein Umschwung bemerklich, der erst allmählich, immer klarer in der englischen Politik Irland gegenüber sich vollzog. Die humane Richtung hatte gesiegt; zwar machte noch mancher Rückfall zu der alten Strenge sich geltend, je nachdem die Whigs oder Tories das Staatsruder leiteten.

Die Iren leider nahmen die versöhnende Hand nicht an; geknechtet, mißhandelt durch mehr als zweihundert Jahre, in einer traurigen Lage, die allerdings zum Teil, wie früher klar gelegt, von ihnen selbst verschuldet ist, verblendet von dem Rassenhaß, der sich in ihren Herzen festgefressen hatte, und aufgereizt durch Agitatoren aller Richtungen, die in erregten Zeiten utopische Bilder ihnen vorspiegelten, hatten sie keine Anerkennung für diese Politik der Milde und der Güte. Auch der große Erfolg von 1829 ermunterte sie zu immer neuen größeren Forderungen, und so kam es, daß die englische Regierung, der humanen Richtung Folge gebend, während der großen Hungersnot von 1845 bis 1846 ungeheure Summen freigebig spendete zur Milderung des Elends und alles that, was in ihren Kräften stand, dem unglücklichen Volke zu helfen, und auf der anderen Seite mit den strengsten Mitteln die im höchsten Grade erregten Iren niederhalten mußte; sie war gezwungen, mit der einen Hand zu helfen und zu retten und mit der anderen zu strafen. Der Aufstandsversuch, den 1848 Jung-Irland, mit Smith O'Brien an der Spitze, unternahm, war völlig ohnmächtig; Smith O'Brien, der von den Iren zum König von Munster ausgerufen war, wurde gefangen genommen, mit seinen Freunden zum Tode verurteilt, jedoch nur deportiert, und bald gelang es, die Ordnung auf der Insel wiederherzustellen.

(Schluß folgt.)



Unsere Nerven
in gesunden und kranken Tagen.

Eine medizinische Plauderei
von
Ludwig Löwe.

„Wenn Sie gar nicht wissen, was einem Kranken fehlt," pflegte mein alter Professor zu lehren, „dann nennen Sie die Sache ‚nervös'. Sehen Sie diesen Mann" — und dabei führte er den alten Kosmos (so nannten ihn die Studenten, weil er früher Stiefelputzer bei Humboldt gewesen) herein — „er ist blind, nervös blind, wenn Sie wollen, denn er sieht nichts und wir an seinem Auge auch nichts. Die Diagnose ‚nervös', meine Herren, ist also ein Lückenbüßer, eine Erklärung des Nichtswissens oder des Nichtsfindens und, gestehen wir es uns nur offen, auch des Nichthelfenkönnens. Die Bezeichnung wird immer seltener werden, je weiter die Medizin fortschreitet und je höher sich der Bildungsgrad des einzelnen Arztes stellen wird."

Das ist jetzt kaum ein Jahrzehnt her. Würde Kosmos heute noch leben, seine Blindheit wäre nicht mehr nervös. Mit dem inzwischen erfundenen Augenspiegel würde man die Veränderung im Inneren seines Augapfels erkennen können, welche seine Sehfähigkeit vernichtet hat.

Das Gleiche gilt für alle Gebiete der Medizin. So wurde, um ein Beispiel, das dem Verfasser dieser Zeilen nahe liegt, anzuführen, noch vor wenigen Jahren die größere Hälfte aller Schwerhörigen für nervös taub erklärt. Heutzutage haben die enormen Fortschritte der Medizin auf diesem Gebiete, die man namentlich der Verwendung der elektrischen Beleuchtung zur Untersuchung des Inneren der Körperhöhlen zu danken hat, die nervöse Schwerhörigkeit auf ein Minimum (4 pro mille) herabsinken lassen.

Mit Recht gilt deshalb das Wort „nervös" unter Ärzten für nicht ganz salonfähig. Dafür ist es aber im Publikum desto angesehener; wie denn die alte Erfahrung sich auch hier wiederum bewährt, daß in medizinischen Dingen die Laienwelt sich jedesmal auf demjenigen Standpunkt befindet, den zwei oder drei Menschenalter früher die Ärzte eingenommen haben.

„Herr Doktor, mein Kind wird alle Wochen von den fallenden Krämpfen heimgesucht; da ist wohl nichts zu machen, die Sache ist sicher nervös."

„Gnädige Frau, man hat nachgewiesen, daß in vielen Fällen eine einfache und leicht zu behebende Erkrankung der Nase Ursache der fallenden Sucht ist."

Ein dicker Herr keucht ins Sprechzimmer. „Mein Leiden muß nervös sein. Sowie ich mich nur im geringsten anstrenge, ja wenn ich nur den Gedanken fasse, etwas thun zu wollen, perlt mir der Schweiß in Strömen herunter. Dazu habe ich an allen Ecken und Enden rheumatische Schmerzen und bin fortwährend erkältet."

„Ihr zu gutes Leben ist die Ursache Ihrer Beschwerden. Infolge Ihrer Fett-

leibigkeit schwitzen Sie zu stark. Sie befinden sich also beständig wie in einem warmen Bade. Kein Wunder, daß Sie bei unserem rauhen Klima fortwährend erkältet und von Rheuma geplagt sind. Mit den Nerven hat Ihr Leiden nichts zu schaffen."

Und so geht es in infinitum weiter. Was im folgenden von Nervenkrankheiten erzählt werden wird, hat also mit dem, was das Publikum für gewöhnlich nervös nennt, nicht das Geringste zu thun, sondern bespricht allein diejenigen Krankheitsformen, die in Wirklichkeit den Nervenapparat betreffen.

Zuvörderst einige anatomische Details. Das Tier unterscheidet sich von der Pflanze durch das Vermögen der Empfindung und der freien Bewegung. Diese Fähigkeiten werden durch ein nur dem tierischen Körper eigentümliches Organ vermittelt — durch das Nervensystem. Dasselbe besteht aus einer unendlichen Anzahl feiner weißer Fäden, welche den ganzen Körper durchsetzen und „periphere Nervenfasern" genannt werden. Dieselben vereinigen sich samt und sonders zu einem strangförmigen Gebilde: dem Rückenmark. Letzteres endet im Kopfe mit einer kugelförmigen Anschwellung: dem Gehirn. Der äußeren Form nach kann man also das Nervensystem mit einem Baumstamm vergleichen. Die peripheren Nervenfasern stellen die Wurzeln dar, während der Stamm vom Rückenmark und die Laubkrone vom Gehirn gebildet wird. Gehirn und Rückenmark zusammengenommen nennt man im Gegensatz zum peripheren — das centrale Nervensystem.

Die Verrichtungen des Nervenapparates waren bis vor ungefähr hundert Jahren absolut unbekannt. Da brachte der englische Arzt Charles Bell durch eine Reihe von allerdings grausamen, aber für das Wohl der leidenden Menschheit unendlich wichtig gewordenen Tierexperimenten zuerst etwas Licht in die Sache. Er fand, daß, wenn er an lebenden Hunden und Katzen gewisse Nervenfasern durchschnitt, die Tiere heftig zu schreien anfingen, offenbar weil ihnen die Durchtrennung Schmerzen verursacht hatte. Wenn er dagegen an anderen Nervenbahnen operierte, äußerten die Tiere nicht den geringsten Wehelaut; dafür verloren sie aber in der Umgebung der Operationsstelle die Fähigkeit, sich zu bewegen; sie wurden, wie der Arzt sagt, „gelähmt". Daraus schloß Bell, daß es zwei Arten von Nervenfasern geben müsse: eine schmerzfühlende oder sensible und eine Bewegung vermittelnde oder motorische.

Bell fand weiter, daß sämtliche sensiblen Nervenfasern die Eigentümlichkeit haben, an der Hinterwand des Rückenmarks ins Centralnervensystem einzutreten, daß dagegen alle motorischen Bahnen sich an der vorderen Peripherie desselben einsenken. Daraus folgerte er mit Recht weiter, daß die vorderen Teile des Rückenmarkes der Bewegung, die hinteren der Empfindung dienen müssen.

Eine zweite die Thätigkeit des Nervensystems illustrierende Entdeckung verdanken wir dem Forschergeist unserer französischen Nachbarn. Der jüngst verstorbene Pariser Arzt Broca bemerkte, daß unter denjenigen seiner Patienten, die vom Schlage getroffen waren, sich stets einige befanden, die das Vermögen, artikuliert zu sprechen, verloren hatten, trotzdem sie noch im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte waren. Solche Kranke sind im stande, alles, was man zu ihnen spricht, zu verstehen und demgemäß zu handeln; ja, sie können ihre Gedanken sogar niederschreiben, nur vermögen sie es nicht mehr, sie in artikulierten Worten auszudrücken.

Meistens lernen sie bald wieder einige Silben aussprechen. Oft beschränkt sich ihr Sprachschatz auf ein einziges Wort. Dies variieren sie dann in so mannigfacher Art, daß sie sich durch das eine Wort mit ihrer Umgebung verständigen können, indem letztere an dem Tonfall den Gedanken des Kranken errät.*

* Eine ähnliche Eigentümlichkeit kommt übrigens der japanesischen Sprache zu. So heißt z. B. das Wort Fü Gott, Feuer u. s. w., je nachdem es laut oder leise gesprochen wird.

Broca fand ferner, daß an den Leichen derartiger aphatischer (redeunfähiger) Personen regelmäßig ein ganz bestimmter Teil des Gehirns zerstört ist. Er schloß daraus, daß die Fähigkeit, seine Gedanken in artikulierte Worte umzusetzen, an den betreffenden Gehirnteil gebunden sei.

Die Weiterentwickelung der Erkenntnis des Nervensystems rührt von zwei Berliner Gelehrten, den Professoren Fritsch und Hitzig, her.

Diese beiden Männer kamen auf den Gedanken, daß ebenso wie das Sprachvermögen auch jede andere seelische Fähigkeit auf einen besonderen Punkt des Centralnervensystems lokalisiert sein müsse. Wenn man diesen reizt, so muß, vorausgesetzt, daß die Anschauung zutreffend ist, offenbar die an den betreffenden Punkt geheftete Seelenthätigkeit ausgelöst werden.

Um dies experimentell zu prüfen, legten sie einem lebenden Hunde die Oberfläche des Gehirns frei und reizten einzelne Punkte desselben mit einem schwachen elektrischen Strom. Nun geschah folgendes:

Trafen sie einen bestimmten Punkt an der Vorderfläche des Gehirns, so setzte das Tier die Pfote vorwärts; berührten sie eine andere Stelle dicht daneben, so streckte es die Zunge heraus; erregten sie einen dritten Ort, so machte der Hund mit der Hinterpfote eine Bewegung, als wolle er sich kratzen; kurz, jedem Punkt der Hirnoberfläche entsprach eine bestimmte Bewegung.

Es lag die Vermutung nahe, daß es sich mit den Gefühlsqualitäten unserer Seele in gleicher Weise verhalten möchte, mit anderen Worten, daß es bestimmte Stellen an der Gehirnoberfläche geben müsse, die das Hören, andere, die das Sehen, noch andere, die das Fühlen, das Riechen u. s. w. vermitteln.

Wir sind abermals einem Berliner Gelehrten, dem Professor Munk, für Aufklärung dieses wichtigen Punktes verpflichtet. Munk schnitt einzelnen Hunden, Katzen und Affen bestimmte Teile des Centralnervensystems weg; damit gingen den Tieren gewisse seelische Fähigkeiten verloren. Wurde z. B. der in der Schläfegegend liegende Teil des Gehirns abgetragen, so wurde das Tier taub; schnitt man den im Hinterkopf gelegenen Gehirnlappen weg, so wurde es blind u. s. w. Bei diesen Experimenten stellte sich eine zweite Thatsache heraus, die den Mechanismus der seelischen Thätigkeit noch etwas tiefer zu durchblicken gestattet. Wenn Munk nämlich nicht den ganzen, sondern nur den peripheren Teil des Schläfelappens (der der Hörfähigkeit vorsteht) entfernte, so behielt das Tier sein Gehör, aber es büßte das Verständnis für das Gehörte ein. Rief man es beim Namen, so spitzte es zwar die Ohren, denn es hatte den Schall vernommen, aber es kam nicht, weil es den Ruf nicht mehr zu deuten wußte. Munk nennt diesen Zustand „Seelentaubheit“, denn die Seele war taub, während der Körper noch hörte.

Ähnlich verhält es sich mit dem die Sehfähigkeit bergenden Hinterhauptslappen des Gehirns. Wurde nur die Umrandung desselben entfernt, so sah das Tier noch, aber es konnte die Bilder der Außenwelt nicht mehr deuten, es war „seelenblind“. Wurde einem solchen Hunde Fleisch vorgesetzt und ihm dabei die Nase verbunden, so daß er das Fressen nicht riechen konnte, so rührte er dasselbe trotz des größten Hungers nicht an, offenbar weil er das Futter nicht erkannte. Nahm man das Tuch von der Nase weg, so fraß er sofort, weil er nun durch die Geruchswahrnehmung orientiert wurde. Diese Beobachtungen sind geeignet, einen Zustand zu erklären, den man häufig bei Geisteskranken findet. Ich meine den Blödsinn. Dabei können die Kranken noch sehen, fühlen, schmecken, riechen, hören, aber sie verstehen die Sinneseindrücke nicht mehr intellektuell zu verarbeiten.

Da die Bewegungs- und Gefühlsvorgänge in ihrer Gesamtheit den Inbegriff dessen ausmachen, was wir Seele nennen, so setzt sich letztere mithin aus der Summe der materiellen Vorgänge zusammen, die sich im Gehirnorganismus abspielen. Nun

ist das Nervensystem offenbar das ganze Leben hindurch gewissen Stoffwechselvorgängen unterworfen, die sich in ihm ebenso abspielen wie in jedem anderen Organ und auf deren beständigem Betrieb das Leben beruht, das heißt das Gehirn muß an der Atmung, Verdauung, Blutbewegung seinen vollen Anteil nehmen. Ist die Seele in Wirklichkeit an das Gehirn gebunden, so muß auch sie atmen, verdauen, durch den Pulsschlag mit Blut versorgt werden ꝛc. Da sie also in einer stattlichen Anzahl materieller Fesseln liegt, so entsteht ernstlich die Frage, wie bei einem so gebundenen Dasein überhaupt noch an so etwas wie Selbstbestimmung, Spontaneität, Freiheit der Seele gedacht werden könne. Ist meine Seele nicht Herrin ihrer selbst, ist sie jeden Augenblick an die ihr durch den Pulsschlag zuströmende Blutwelle, an den ihr vom Magen gelieferten Nahrungsstoff, an die durch die Lunge recipierte Atemluft gebunden, wie soll sie da die geistige Freiheit bewahren, wie wäre sie schließlich mit der Weltordnung, die ja auf der Spontaneität psychischer Selbstbestimmung beruht, vereinbar?

In höchst ingeniöser Weise hat die Natur diesen Zwiespalt gelöst. Sie hat nämlich die Direktive aller vegetativen Vorgänge des Organismus ebenfalls ins Nervensystem gelegt. Macht man z. B. bei irgend einem Tier am oberen Ende des Rückenmarks einen Stich mit einer Stecknadel, so tritt trotz der Geringfügigkeit der Verletzung der Tod augenblicklich ein, weil das Tier momentan zu atmen aufhört.

Nun hat das Atemgeschäft die Aufgabe, dem Körper fortwährend neue Lebensluft zuzuführen und dafür die alte verbrauchte abzuführen. Wenn wir willkürlich die Atmung unterbrechen, indem wir den Atem anzuhalten versuchen, so gelingt uns dies nicht; trotz aller Gegenanstrengung sind wir nach einigen Sekunden gezwungen, eine Atembewegung auszuführen, einfach deshalb, weil die verbrauchte Luft, die sich während der Atmungspause innerhalb des Körpers angehäuft hat, uns unwillkürlich zwingt, den Atemmechanismus in Gang zu setzen. Dabei funktioniert nun jener Punkt am oberen Ende des Rückenmarkes, dessen Verletzung das Leben beendet. Er verfällt nämlich, sobald wir willkürlich die Atmung unterbrechen, durch die Anhäufung verdorbener und den Mangel gesunder Luft in einen Reizungszustand, und da er mit den Atemwerkzeugen unmittelbar in Konnex steht, so erteilt er letzteren sofort den Befehl, durch Vornahme des Atemgeschäftes ihn und damit den ganzen Körper aus der schlechten Lage zu befreien. Verletzt man daher den Atempunkt, wenn auch noch so unbedeutend, so verlieren die Atemwerkzeuge ihren Commandeur, das heißt der Tod tritt durch Erstickung ein.

Dicht neben dem Atemcentrum liegt ein winziges Territorium im Rückenmark, bei dessen Verletzung sofort der Herzschlag und damit der Blutumlauf im Körper in die allerbedenklichste Unordnung gerät.

Sticht man eine dritte Stelle etwas oberhalb dieses „Blutgefäßcentrums“ an, so erfolgt sofort der Ausbruch jener höchst merkwürdigen Krankheit, die wir mit dem Namen der Zuckerruhr belegen und die bekanntlich durch das Auftreten von Zucker in den Ausscheidungen des Körpers gekennzeichnet ist. Ehemals hielt man dies Leiden (den Diabetes mellitus) für eine Verdauungsstörung, heute weiß man, dank der eben erwähnten Tierexperimente, mit Sicherheit, daß sie nervösen Ursprungs ist.

An anderen Punkten des Gehirns liegen die Centra, welche die Korrektheit in der Ausführung der Körperbewegungen überwachen. Man braucht nur gewisse, ganz bestimmte Territorien des Nervensystems experimentell zu verletzen, um sofort Gleichgewichtsstörungen, Schwanken, taumelnden Gang, Umfallen nach einer Seite ꝛc. zu erzeugen. Es werden hierbei die allersonderbarsten Erscheinungen beobachtet. Sticht man z. B. in der Mitte des Kopfes dicht neben dem Scheitel eine Stecknadel in das Gehirn ein, so werden

die Versuchstiere von einem unaufhaltsamen Lauftriebe erfaßt; sie rennen wie ein scheu gewordenes Pferd vorwärts, bis sie sich an einem ihnen in die Quere kommenden Gegenstand den Schädel einrennen oder vor Erschöpfung tot niederfallen.

Trifft man mit dem verletzenden Instrument etwas mehr seitlich, so zeigen die Tiere den sogenannten Manegetrieb, das heißt, sie traben entweder fortwährend wie in der Reitbahn im Kreise herum, oder sie bleiben auf den Hinterbeinen ruhig sitzen und drehen nur den Vorderkörper, oder sie rotieren um ihre Längsachse, oder sie schießen beständig Purzelbäume.

Ähnliche Erscheinungen finden sich hin und wieder auch bei geisteskranken Menschen. Untersucht man solche Patienten nach ihrem Tode, so findet man Punkte ihres Gehirns erkrankt, die den bei den Manegebewegungen experimentell verletzten homolog sind.

Noch viele ähnliche Beispiele ließen sich hier anführen. Sie alle beweisen nur den einen Satz, daß nämlich jeder einzelne vegetative Vorgang des Organismus in letzter Instanz an die Befehle gebunden ist, die ihm vom Centralnervensystem zugehen.

Dadurch, daß für jede einzelne Verrichtung des Körpers ein bestimmter Punkt des Seelenorgans verantwortlich ist, ist erst die Möglichkeit spontaner Selbstbestimmung der Psyche gegeben.

Meine Seele ist zwar in die tausend materiellen Fesseln des Organismus gebannt, sie muß ebenso essen, atmen, trinken, verdauen wie jeder andere Teil meines Körpers, aber sie ist darum doch freier Willensäußerung fähig. Denn sie ist den vegetativen Verrichtungen nicht bloß passiv unterworfen, sondern sie kommandiert dieselben in letzter Instanz. Wenn das Centralnervensystem Atemluft, Blut, Nahrungssaft rc. nötig hat, so befiehlt es dem Organismus, ihm dergleichen zuzuführen, und dieser muß unweigerlich gehorchen. Die Seele steht also über den einzelnen Organen des Körpers wie eine Herrin über der Schar ihrer Dienerinnen. So vermag sie — der materiellen Sorgen des Daseins entrückt — ihre Kräfte den Vorgängen des Wollens und Empfindens zuzuwenden.

Man hat Wollen und Empfinden oft mit dem gemeinsamen Namen der „seelischen Fähigkeiten" belegt und sie dadurch in einen gewissen Gegensatz zur vegetativen Sphäre des Organismus zu setzen gewußt. Gewiß mit Unrecht! Die eben angeführten Tierexperimente ergeben ja gerade, daß unser Centralnervensystem nicht bloß Wollen und Empfinden vermittelt, sondern daß es ebenso dem Atemgeschäft, der Verdauung, der Blutbewegung rc. vorsteht. Wollen und Empfinden einerseits und Atmung, Verdauung, Blutbewegung andererseits sind an ein und dasselbe Organ unlösbar gebunden. Es ist deshalb ganz falsch, behaupten zu wollen, daß die Lunge atmet. Der Satz: die „Seele" atmet, wäre weit richtiger. Die Lunge ist nur das Werkzeug, dessen sich das Nervensystem zum Atemgeschäft bedient. Erstere kann an und für sich ebensowenig atmen, als irgend eine Maschine arbeiten kann, wenn sie nicht von einem Maschinenmeister bedient wird.

Und dann ist noch eine Thatsache besonders hervorzuheben: Ohne daß es zum Bewußtsein des Individuums gelangt, erteilen die einzelnen, den vegetativen Thätigkeiten des Organismus vorstehenden psychischen Centra in jedem Moment die zum Gedeihen des gesamten körperlichen Haushaltes notwendigen Befehle. Gesetzt, ich würde versuchen, den Atem anzuhalten, so würde meine Seele, noch ehe ich mich dessen bewußt werde, den Mangel an Atemluft empfinden und den Befehl zur Ausführung eines Atemzuges an die Lunge erteilen. Dasselbe ist mit der Blutbewegung, Verdauung rc. der Fall. Die Medicin nennt diese unbewußten seelischen Thätigkeiten, auf welche Hartmann bekanntlich ein ganzes System der Philosophie aufgebaut hat (Hartmanns „Philosophie des Unbewußten"), sehr treffend „automatische", denn sie funktionieren ohne

Einfluß des Willens oder des Intellekts einfach dadurch, daß die mit dem zuströmenden Blut das Centralnervensystem fortwährend treffenden Reize die psychischen Centra der vegetativen Sphäre in fortwährende Aktion versetzen. Ist mein Blut zu arm an Atemluft, so wird dadurch das automatische Centrum meiner Seele, das dem Atemgeschäft vorsteht, gereizt, und meine Lunge muß nun so lange atmen, bis der gesamte Organismus genügend mit Atemluft versorgt ist.

* * *

Nachdem hiermit der Mechanismus der Psyche in seinen Grundzügen dargelegt ist, wende ich mich nunmehr zur Betrachtung einiger der wichtigsten und häufigsten Erkrankungen des Seelenorgans. Daß jede Geisteskrankheit auf einer Veränderung im anatomischen Bau des Nervensystems beruht, versteht sich heutzutage von selbst. Ein gesund gebautes Seelenorgan muß auch gesund funktionieren. Arbeitet es falsch, so muß es in seiner Struktur verändert sein. So sehr man glauben sollte, daß die Menschheit von vornherein diese einfache Sachlage hätte begreifen müssen, so wenig ist dies in Wirklichkeit der Fall gewesen. Der arme Menschengeist hat ungezählter Jahrtausende bedurft, ehe er sich in dem Wirrwarr einer psychisch gestörten Erscheinung zurecht finden konnte. Kein Wunder, daß man in den ältesten Zeiten der Kulturentwickelung einen Deus ex machina zu Hilfe rief, indem man die Nervenkrankheiten der Einwirkung erzürnter göttlicher Mächte zuschrieb. Der Charakter der Kindheit des menschlichen Geistes drückt sich hier in auffallender Weise aus. „Die Phantasie des Kindes," sagt Heinroth, „die alles Wirkliche poetisch und alles Natürliche in Beziehung auf ein Übernatürliches auffaßt, erweist sich auch in den Urteilen und Verfahrungsweisen der alten Völker in Bezug auf die Nervenkrankheiten thätig. Die Erscheinungen einer kranken Seele waren ihnen nichts Menschliches, aus dem Menschen selbst Hervorgehendes, sondern etwas von höheren Mächten Bewirktes und deshalb nur durch Aussöhnung dieser erzürnten Mächte zu Entfernendes."

Es ist dies die Auffassung der Bibel. „Der Geist des Herrn — heißt es — wich von Saul, und ein böser Geist machte ihn sehr unruhig. Da sprachen die Knechte zu ihm: Unser Herr sage seinen Knechten, daß sie einen Mann suchen, der auf der Harfe wohl spielen könne, auf daß es besser mit dir werde. Und Saul sandte zu Isai und ließ ihm sagen: Laß David vor mir bleiben u. s. w. Wenn nun der Geist Gottes über Saul kam, so nahm David die Harfe und spielte mit seiner Hand. So erquickte sich Saul und ward besser mit ihm, und der böse Geist wich von ihm."

Im Neuen Testament (Apostelgeschichte 8, 28 ff.) wollen sieben Söhne eines Hohenpriesters einem Wahnsinnigen den Dämon austreiben, allein der Besessene war stärker als sie und hieb sie tüchtig durch. Aber diese Kindlichkeit der Anschauung dauert nicht lange. Schon hundert Jahre nach Christus verschwindet das Reich der Dämonen und die phantasievolle Mythenwelt aus der Betrachtung der Geisteskrankheiten. Die ernste Forschung tritt an Stelle dichterischer Intuition. Der erste große Nervenarzt hieß Asklepiades (etwa hundert Jahre nach Christus zu Rom). Er erkannte die psychischen Störungen zuerst als das, was sie wirklich sind, nämlich als krankhafte Veränderungen der Seele. Seine Heilmethode richtete sich daher anstatt auf den Exorcismus — so nennt man die Austreibung der Dämonen — auf vernünftige diätetische Maßregeln. Durch Ablenkung der Aufmerksamkeit, angenehme Zerstreuung, durch Musik, Gedächtnisübung, mäßige Beschäftigung sucht Asklepiades auf seine Kranken zu wirken, wobei er ein Hauptgewicht darauf legt, ihre Körperkräfte durch gute Nahrung und durch mäßigen Weingenuß zu heben; körperliche Zwangsmittel verbannt er fast vollständig aus der Irrenpflege.

Asklepiades bildete in Rom, dem Mittel-

punkt der Kultur der Alten Welt, eine irrenärztliche Schule, deren Einfluß so maßgebend wurde, daß er sich zum Teil noch bis auf unsere Tage erhalten hat. Dies tritt namentlich in den Bezeichnungen Melancholie (für eine schwermütige Geistesrichtung), Manie (für eine mit Raserei verbundene psychische Störung), Paralyse (für eine Lähmung) ꝛc. hervor.

Nach dem Untergange der römischen Kultur traten die arabischen Ärzte die Erbschaft des Asklepiades an. Sie machten sich um das Studium einer bei Frauen überaus häufigen nervösen Störung, der sogenannten Hysterie, besonders verdient. Dieses Leiden wurde früher fälschlicherweise vielfach mit Gebärmutterstörungen in Verbindung gesetzt. Daher der Name Hysterie von ὕστερον = uterus, Gebärmutter. Dies ist nicht zutreffend. Die Hysterie ist vielmehr eine Nervenkrankheit. Sie ist unter anderem durch blitzartig eintretende Lähmungen, die mitunter sehr lange dauern, dann aber ebenso plötzlich verschwinden, wie sie gekommen sind, charakterisiert. Diese hysterischen Paralysen pflegen manchmal infolge hastiger, freudiger oder trauriger Erregungen, eines plötzlichen Schreckens ꝛc. zu verschwinden. Das erste derartige, geschichtlich beglaubigte Beispiel rührt von Gabriel Bakhtischwah, Arzt am Hofe des Kalifen Harun al Raschid, her.

Eine der Lieblingsfrauen des Fürsten war plötzlich an einer hysterischen Lähmung erkrankt, und Bakhtischwah befahl dem Kalifen, seinen ganzen Hofstaat zu versammeln; dann ließ er die Patientin in den Audienzsaal treten, lief schnell auf sie zu und that, als wenn er ihr den Schleier vom Antlitz reißen wollte. Schrecken und Scham, ihr Gesicht vor so vielen Personen entblößt zu zeigen, wirkten so schnell, daß die Kranke plötzlich mit den Händen an den Schleier fuhr und so den Gebrauch der gelähmten Arme wieder erhielt.

Ein anderer arabischer Arzt, Rhazes, soll zur Heilung der Melancholie das Schachspiel empfohlen, ja es sogar zu diesem Zweck erfunden haben.

Mit der Reformation machte sich auch auf diesem Gebiete der Kulturentwickelung ein neues Leben geltend. Natürlich tauchte es nicht gleich als fertiges wissenschaftliches Lehrgebäude auf. Im Gegenteil, es zeigte sich zuerst als ein seltsames Gemisch von Aberglauben und von Regungen eines dagegen ankämpfenden freien Geistes. So waren unter den Ärzten zu Luthers Zeiten drei Richtungen vertreten. Die eine leitete die Geistesstörungen von einem melancholischen Saft her, der in das Blut gelangt, resp. in diesem erzeugt sein sollte. Um diesen „Saft“ aus dem Körper zu entfernen, muß das Blut, wie sich die Ärzte der damaligen Zeit ausdrückten, gereinigt werden. Hierzu wurden Blutentziehungen, schweißtreibende und abführende Mittel u. s. w. angewendet. Wie seltsam man dabei verfuhr, beweist z. B. die Thatsache, daß einige Ärzte auf die Gegend des Herzens der Melancholiekranken aromatische Umschläge legten, um, wie sie sagten, die Geister der tierischen Kraft angemessener zu machen; außerdem wurden Blutegel gesetzt.

Die Anschauung vom unreinen Blut hat sich im Laienpublikum bis auf unsere Tage erhalten. Häufig kommen noch jetzt Leute mit der Beschwerde zum Arzt, sie litten an diesem Übel; sie verlangen deshalb nach der oben angeführten Therapie des Abführens, Aderlasses ꝛc. Nur mit dem Unterschiede, daß es heute weniger Geistes- als Hautkranke sind, die an dem thörichten Wahn der „unreinen“ Säfte hängen. Es wiederholt sich hier die schon in der Einleitung angeführte Thatsache, daß die Laienwelt immer ein paar Generationen hinter den jeweiligen medizinischen Anschauungen zurückbleibt. Mithin eröffnet sich die Aussicht, daß im Jahre 2200 in Bezug auf ärztliche Dinge das Publikum ungefähr dasjenige glauben wird, was heute Gemeingut der modernen Medizin ist.

Neben der Lehre vom unreinen Blut spielt die Dämonomanie zu Luthers Zeiten eine Hauptrolle. Hexen und Besessene waren niemals häufiger als im sechzehnten

Jahrhundert. Der Papst Innocenz VIII. stellte deshalb zwei Dominikanermönche, Institor und Sprenger, in Deutschland als Inquisitoren an, um das Laster der Zauberei zu vertilgen, das heißt mit anderen Worten, um die Nervenkrankheiten mit Feuer und Schwert auszurotten. Die Folgen dieses Schrittes waren entsetzliche. So wurden im Kurfürstentum Trier in wenigen Jahren 6500 Menschen von den beiden Mönchen hingerichtet. Der Wahn, von Hexen bezaubert zu sein, griff wie eine Krankheit um sich. Zu Friedeberg in der Neumark erklärten sich an einem Tage 150 Menschen vom Teufel besessen, und dieses Übel breitete sich so allgemein aus, daß das Konsistorium in den Kirchen öffentliche Gebete um die Befreiung vom Teufel anordnen mußte. In Spandau bekam im Jahre 1594 ein Hutmachergeselle einen Anfall von Besessenheit, und in kurzer Zeit teilte er vierzig weiteren Personen seinen Anfall mit. Selbst Luther schrieb viele Krankheiten dem Besessensein zu. Die katholischen Schriftsteller der damaligen Zeit verfehlten denn auch nicht, das vermehrte Auftreten von Hexen und Besessenen aus dem Grunde zu erklären, weil durch die Reformation die Wallfahrten weggefallen seien, also die Besessenen nicht von ihren Teufeln befreit werden könnten.

Derartigen Anschauungen gegenüber muß das Bild desjenigen Mannes um so heller erscheinen, der nicht allein den scharfen Blick besaß, die Geisteskrankheiten für Folgen einer anatomischen Veränderung des Nervensystems zu erklären, sondern der auch Mut genug hatte, diese Lehre Tod und Teufel zum Trotz öffentlich zu vertreten. Dieser Mann hieß Weiher. Als Leibarzt des Herzogs von Jülich und Kleve hatte er Gelegenheit, eine Besessene zu beobachten, die vorgab, ohne Speise und Trank leben zu können. Trotzdem der Betrug außerordentlich fein eingefädelt war, entlarvte Weiher doch nach monatelanger Beobachtung die Luise Lateau seiner Zeit — zu ihrem eigenen Glück, sonst wäre sie unfehlbar als Hexe verbrannt worden. Und nun besaß er den Freimut, sofort in einem Bittschreiben an Kaiser und Reich für alle angeblichen Hexen einzutreten und um Aufhebung der Todesstrafe für dieselben zu petitionieren. Dabei bediente er sich des Kunstgriffs, im Anfang seiner Bittschrift, die als besonderes Buch erschien und sechsmal aufgelegt wurde, sich den Anschein zu geben, als glaube er selbst an den Teufel und die Besessenheit. Und dann zeigte er von Seite zu Seite, wie alle bisher beobachteten Fälle von Hexen, Dämonen &c. immer nur auf krankhafte Zustände des Seelenorgans zurückzuführen seien, so daß am Ende seiner Bittschrift überhaupt nichts mehr vom Teufel oder von der Besessenheit übrigbleibt.

Trotzdem beschwor er die lebhafteste Opposition gegen sich herauf. Seine Gegner erklärten es für ein großes Verbrechen, wenn christliche Obrigkeiten die Welt nicht von diesem Hexenungeheuer befreien würden; man könne ja den Einfluß der Gespenster nicht leugnen, ohne zu gleicher Zeit die Unsterblichkeit der Seele zu verneinen. Wahrlich, man kann den Mut und das Verdienst Weihers erst dann wohl würdigen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß selbst ein Mann wie Luther noch steif und fest an den Teufel und die Besessenheit glaubte.

Wie so häufig im Leben thörichte Dinge nicht durch Vernunftgründe, sondern erst dadurch beseitigt werden, daß ein neuer Irrtum an Stelle des alten tritt, so erging es auch mit der Lehre von der Besessenheit. Sie wurde nicht durch die Schriften des trefflichen Weiher verdrängt, sondern verschwand erst, als die berüchtigte (auch im Goetheschen Faust citierte) Theorie vom „Archäus“ an ihre Stelle trat. Diese Lehre rührt von dem brabantischen Edelmann und Naturforscher van Helmont (1577 bis 1644) her; sie lautet in nuce folgendermaßen: „Alle Erscheinungen des gesunden und kranken Lebens hängen — sagt Helmont — von einem geistigen Wesen ab, das Archäus heißt und im Magen seinen Sitz hat. Wirken Zorn oder Schreck auf den Archäus

ein oder unterliegt derselbe einem Irrtum, so offenbart sich dies in einer Erkrankung des Körpers. Der Mensch als solcher kann also nicht erkranken, sondern es ist immer nur der ‚Archäus‘, welcher leidet. Ist ein Mensch nervenkrank geworden, so hat sich der Archäus in der Direktive geirrt. Um das Leiden zu heilen, muß man den Archäus von seinem falschen Wege ablenken. Dies geschieht am besten durch plötzlichen Schreck. Man stürze also den Menschen in kaltes Wasser. Das plötzliche Bad ist ein unfehlbares Mittel. Es hilft nur nichts, wenn man den Patienten aus Furcht, er möchte sterben, zu bald wieder herauszieht.“

Auf diese Weise sind die kalten Bäder bei Behandlung der Nervenkrankheiten Mode geworden. Da sie unleugbar erfrischend wirken, bilden sie auch heute noch, allerdings in milderer Form, eines der Hauptmittel unserer Therapie.

Die Lehre vom Archäus wurde, nachdem sie ungefähr ein halbes Jahrhundert (bis zur Beendigung des Dreißigjährigen Krieges) geherrscht hatte, durch das Eindringen alchimistischer Anschauungen in die Medizin gestürzt. Damals (etwa um 1650) kam bekanntlich allgemein der Glaube an den sogenannten Stein der Weisen, das heißt an die Möglichkeit, Gold künstlich herzustellen, in Aufnahme. Alle Welt warf sich, nachdem einige freche Abenteurer das „Goldmachen“ in der That zuwege gebracht haben wollten, auf die neue vielversprechende Kunst. Durch die eifrige Arbeit in chemischen Werkstätten fand man zwar den Stein der Weisen nicht, aber es ergaben sich doch vielerlei wichtige Thatsachen, z. B. die Entdeckung des Porzellans, des Phosphors ꝛc. Kein Wunder, daß auch Mediziner, welche einen spekulativen Kopf besaßen, sich auf die neue Richtung warfen. Konnte es doch dem blödesten Auge nicht lange verborgen bleiben, daß der gesamte menschliche Organismus eine große Retorte ist, in der sich in jedem Augenblick Tausende von chemischen Prozessen abspielen: Atmung, Verdauung, Blutbereitung, Absonderung; kurz, alle vegetativen Vorgänge sind ja im Grunde genommen nichts weiter als chemische Prozesse.

Aber wie dies immer zu geschehen pflegt, wurde auch hier die neue Erkenntnis sofort ins Maßlose übertrieben. Alle Krankheiten sollten nur von der Störung des Chemismus herrühren. Mithin kommt es darauf an, diesen wieder in das richtige Geleise zu bringen, und dies kann natürlich wieder nur auf chemischem Wege geschehen. Oder mit anderen Worten: der Arzt muß dem kranken Körper ein Arzneimittel eingeben, um den gestörten Chemismus wieder zu regulieren. Er muß dem Patienten etwas „verschreiben“. Damals entstanden zuerst besondere chemische Küchen für die Anfertigung der Arzneimittel (unsere heutigen Apotheken), und ferner kam damals zuerst die Methode des Rezeptschreibens in Aufnahme. Das „Verordnen“ erfreute sich des geheimnisvollen Nimbus wegen, mit dem es umgeben ist — die paar lateinischen Worte sind in den Augen der Ungebildeten eine Zauberformel, mit welcher der Arzt den dräuenden Tod zu bannen weiß — sofort eines so ungeteilten Beifalls, daß es sogar heute noch, sehr zum Leidwesen der modernen Ärzte, manchmal vom Publikum kategorisch verlangt wird. Soll doch sogar vor noch gar nicht langer Zeit ein deutsches Gericht sich dahin entschieden haben, daß ein Arzt, der kein Rezept verschreibt, auch keinen Anspruch auf Honorar erheben dürfe, da seine wesentlichste Thätigkeit im „Verordnen“ beruhe. Nun, wie unsinnig diese Anschauung ist, wie die Thätigkeit des Arztes nicht im entferntesten im „Verordnen“ liegt, sondern wie letzteres nur ein alter zopfiger, längst überlebter Brauch ist, zur Illustrierung dessen diene folgende Thatsache: Der größte deutsche Arzt der modernen Zeit, Professor Skoda in Wien, hat einmal durch lange Jahre hindurch auf seiner Abteilung im Wiener Allgemeinen Krankenhaus bei allen Krankheiten nichts weiter als einen einfachen Thee (und zwar infusum gra-

minis, das heißt einen Thee, der durch Aufgießen von kochendem Wasser auf Heu bereitet wird) verordnet, und er hat damit nach statistischen Berechnungen genau dieselben Erfolge erzielt, als wenn er die Kranken mit den gebräuchlichen Arzneimitteln behandelt hätte.

Dank diesen Versuchen Scodas ist zwar der Arzt heutzutage über den Wert des „Rezeptschreibens" orientiert. Aber hier wiederholt sich wieder der schon oben erwähnte Unterschied zwischen dem jeweiligen Standpunkte der ärztlichen und der Laienwelt in Bezug auf medizinische Dinge. Das Ansehen des Rezeptschreibens ist unter dem Publikum noch ein so großes, daß der Arzt immer und immer wieder zum „Verordnen" gezwungen ist. Glücklicherweise wird das Rezept lateinisch abgefaßt. Dieser Umstand gestattet es dem Arzt, sein Gewissen zu salvieren, ohne dem Vorurteil der Kranken entgegentreten zu müssen. Man verordnet einfach infusum graminis, dem man Himbeer- oder Citronensyrup zusetzt, damit die Medizin schön rot oder gelb aussehe und gut schmecke. Dies geschieht unter zehn Fällen mindestens neunmal.

Ich muß aber mit besonderem Nachdruck hervorheben, daß es auch anders sein kann, das heißt einige wenige Arzneimittel — nach einem berühmten Diktum soll man alle zusammen auf einen Fingernagel schreiben können — haben sich in der That in gewissen Fällen als wirksam erwiesen und bilden einen wahren Arzneischatz, dessen ungeheure Wichtigkeit nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Auch die Nervenheilkunde mußte dem Chemismus in der Medizin ihren Tribut zollen. Während die armen Geisteskranken zu Luthers Zeiten verbrannt und zu Ende des Dreißigjährigen Krieges ins Wasser geworfen wurden, wurden sie zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts mit Vorliebe mit Medikamenten der scheußlichsten Art gefüttert. Da spielten in Zucker gekochte Kellerasseln, getrockneter zu Pulver zerriebener Hunde- und Mäusekot, verkohlte Krähenaugen ꝛc. eine Hauptrolle. Und diese abscheulichen Dinge wurden von der Mystik der damaligen Zeit noch mit einem besonderen Nimbus umgeben, wie dies niemand besser als Goethes Faust geschildert hat, wenn er von der medizinischen Anschauung seines Vaters, der ja auch Arzt war, sagt (I. Teil: Spaziergang):

Mein Vater war ein dunkler Ehrenmann,
Der über die Natur und ihre heil'gen Kreise
In Redlichkeit, jedoch auf seine Weise,
Mit grillenhafter Mühe sann.
Der, in Gesellschaft von Adepten,
Sich in die schwarze Küche schloß,
Und, nach unendlichen Rezepten,
Das Widrige zusammengoß.
Da ward ein roter Leu, ein kühner Freier,
Im lauen Bad der Lilie vermählt
Und beide dann, mit offnem Flammenfeuer,
Aus einem Brautgemach ins andere gequält.
Erschien darauf mit bunten Farben
Die junge Königin im Glas,
Hier war die Arzenei, die Patienten starben,
Und niemand fragte: wer genas?
So haben wir, mit höllischen Latwergen,
In diesen Thälern, diesen Bergen,
Weit schlimmer als die Pest getobt.

Da trat in der Mitte des vorigen Jahrhunderts (des Jahrhunderts der Aufklärung) durch die Arbeiten des italienischen Arztes Morgagni eine Wendung zum Besseren ein. Man fing, woran man bis dahin nicht im entferntesten gedacht hatte — obgleich es das Nächstliegende war —, zum erstenmal an, die Leichen aller, also auch der Nervenkranken, zu eröffnen, um in sorgfältigen anatomischen Untersuchungen nach der Ursache des Todes und den durch den Krankheitsprozeß gesetzten Veränderungen im Bau des Organismus zu forschen. Und da gewahrte man denn bald, daß nervöse Störungen stets mit anatomischen Veränderungen des Seelenorgans einhergehen, oder umgekehrt, daß, wo das Nervensystem sich bei Untersuchung nach dem Tode als intakt herausstellt, stets auch die Seele im Leben gesund gewesen ist. Und diese fundamentale Wahrheit, daß Nerven- und Geisteskrankheiten stets mit Veränderungen im anatomischen Bau des Nervensystems gepaart sind, ist seitdem einer der wichtigsten Lehrsätze der Medizin geworden.

Dazu kam noch, daß die am Ende des vorigen Jahrhunderts durch die fran-

zösische Revolution gegebenen politischen Verhältnisse außerordentlich viel dazu beitrugen, die Lösung gewisser Kardinalfragen der Nervenheilkunde zu ermöglichen. Ich meine die Versuche, die während der Schreckensherrschaft in Frankreich (1792) von den Pariser Irrenärzten über das Fortbestehen des Lebens nach der Enthauptung in den abgeschlagenen Köpfen unmittelbar nach Vollstreckung des Todesurteils angestellt wurden und die zu folgenden Resultaten geführt haben:

Durch die Enthauptung wird das Gehirn dicht an seinem Ursprung vom Rückenmark abgetrennt. Stößt man einen Spatel oder in Ermangelung eines solchen den Finger in das unterste Ende des Gehirns, so entstehen lebhafte Verzerrungen des Gesichtes und Verdrehungen der Augen. Noch fürchterlichere Gebärden erfolgen, wenn ein dolchartiges Messer höher hinaufgestoßen wird. Die Augen werden krampfhaft geschlossen, die Zähne zusammengebissen. Wurde der Kopf so auf einen Tisch gestellt, daß die Schnittwunde des Centralnervensystems berührt oder gedrückt wurde, so befielen Krämpfe die Gesichtsmuskeln und die Zunge. Bei Anwendung elektrischer Ströme bemerkte man Zuckungen im Gesicht und Zähneknirschen. Bisweilen entstanden ohne weitere Reizung Bewegungen in den Kiefern, der Zunge und den Augen. Der Mund öffnete und schloß sich, indem der Unterkiefer langsam herabsank und wieder aufgehoben wurde. Die Zunge streckte sich hervor oder schlug sich nach unten um, die Augen bewegten sich nach außen und innen. Der Augenstern verengte sich im Sonnenlicht, das Auge schloß sich sogar, wenn man Sonnenlicht darauf fallen ließ oder den Finger schnell gegen dasselbe bewegte. Rief man den Namen des Enthaupteten dem Kopf ins Ohr, so öffneten sich die geschlossenen Augen und wandten sich nach der Seite hin, von woher der Schall kam. — Wie sind diese Thatsachen zu erklären? Zwei verschiedene Ansichten machten sich sofort geltend. Eine Anzahl von Ärzten schloß aus den oben mitgeteilten Beobachtungen, daß das Bewußtsein im Kopfe des Enthaupteten noch eine Zeit lang fortdauere, die Guillotinierung sei also eine barbarische Todesart, sie müsse abgeschafft werden. Dem gegenüber wiesen andere Naturforscher darauf hin, daß es sich hier ebenso um unbewußte Seelenthätigkeiten handeln könne, wie wir solche oben als Regulatoren der Atmung, Ernährung, Blutabsonderung kennen gelernt haben. Die an den Enthaupteten konstatierten Erscheinungen seien nicht als Ausfluß bewußten Wirkens aufzufassen, sondern Äußerungen eines noch kurze Zeit nach dem Tode fortwirkenden automatischen Mechanismus, der mit Spontaneität, Selbstbestimmung 2c. nicht das Geringste zu thun habe. Sie verglichen diese Bewegungen mit den bekannten Mechanismen, die z. B. beim Essen, bei Husten und bei vielen anderen Lebensverrichtungen eintreten und die sich völlig unserem Willen entziehen. Wenn ich z. B. einen Bissen verschlucken will, so bin ich dabei nur so lange selbstbewußt thätig, als er noch auf der Zunge verweilt. Sobald er letztere passiert hat und an die Hinterwand der Mundhöhle gelangt ist, tritt ein Mechanismus in Kraft, durch welchen der Bissen unwiderstehlich, ohne daß ich selbst das Geringste hinzuthun oder wegzunehmen vermag, in den Magen und von da weiter in den Verdauungskanal getrieben wird. Wenn ferner beim Schlingen durch einen Zufall etwas Schleim oder Speise in die Luftröhre gelangt ist, so muß ich, ich mag wollen oder nicht, so lange husten, bis der Fremdkörper aus der Luftröhre entfernt ist. Sitzt etwas Schleim in der Nase, so muß man niesen, mag einem das unter Umständen, z. B. im Theater, in einer Gesellschaft, noch so unangenehm sein. Kurz, derartige automatische oder, wie der terminus technicus lautet, Reflexmechanismen existieren zu Hunderten im Körper und sind eine notwendige Bedingung seines Bestehens.

Mit diesen Reflexmechanismen brachte nun ein Teil der Pariser Ärzte die an den Enthaupteten beobachteten Erscheinun-

gen in Zusammenhang. Tierexperimente haben ihnen recht gegeben. Das Bewußtsein erlischt im Moment der Enthauptung ebenso, wie dies bei jeder größeren Verwundung der Fall zu sein pflegt. Deshalb fühlen Leute, die von einer Flinten- oder Kanonenkugel tödlich getroffen werden, in der Regel nichts.

Wir sind hiermit bis dicht an die Schwelle der neueren Zeit gelangt. Unser Jahrhundert ist durch die gewaltigen Entdeckungen charakterisiert, die durch die Anwendung der Elektricität auf allen Gebieten der Naturwissenschaft bedingt wurden. Auch die Nervenheilkunde hat der neuen Naturkraft wesentliche Fortschritte zu verdanken. Schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hatte man beobachtet, daß tierische und menschliche Teile, insbesondere die Nerven, elektrische Erscheinungen zeigen. Den bahnbrechenden Untersuchungen von Du Bois-Reymond in Berlin verdanken wir die genauere Kenntnis dieser Erscheinungen, die sich kurz folgendermaßen zusammenfassen lassen. Die überall im Körper zerstreuten (peripheren) Nervenfasern führen kein selbständiges seelisches Leben. Letzteres ist vielmehr einzig und allein an Gehirn und Rückenmark geknüpft. Die Nervenfasern dienen nur den im Centralnervensystem zu stande kommenden psychischen Vorgängen als Leitungsbahnen, auf welchen die seelischen Dinge vom Gehirn und Rückenmark auf die übrigen Organe des Körpers übermittelt werden. Will ich z. B. meinen Arm bewegen, so kommt der Vorsatz hierzu im Gehirn zu stande. Der Nervenstrang, der vom Gehirn zum Arm führt, dient dazu, dem Arm den Befehl zur Ausführung der Bewegung zu übermitteln, und zwar geschieht dies dadurch, daß auf dem betreffenden Nervenstrang ein elektrischer Strom vom Gehirn zum Arm herabläuft. Die peripheren Nerven funktionieren also gleichsam wie Telegraphendrähte. Durchschneidet man daher den Strang, der vom Gehirn zum Arme führt, so wird letzterer sich nicht mehr bewegen können, obgleich der Vorsatz hierzu noch im Gehirn zu stande kommt, denn er kann vom Centralnervensystem keine Befehle mehr empfangen, da die telegraphische Verbindung zwischen beiden Stationen unterbrochen ist.

* * *

In obigen Zeilen ist der Versuch gemacht, den heutigen Zustand unseres Wissens über das gesunde Nervensystem in den allergröbsten Umrissen zu skizzieren. Ich will mich nunmehr zur Betrachtung einiger häufiger und deshalb wichtiger Krankheiten des Seelenapparates wenden.

Die häufigste Nervenkrankheit ist die Rückenmarkschwindsucht, ein Leiden, welches vorwiegend Männer in den besten Jahren befällt. Man ist über die Ursache desselben noch nicht im klaren.

Der große Berliner Anatom Johannes Müller, der sich durch eine außerordentliche Vorsicht und Besonnenheit in allen seinen Aussprüchen auszeichnete, glaubte die Rückenmarkschwindsucht oder, wie der Arzt sich ausdrückt, die Tabes dorsalis ohne weiteres auf Jugendsünden, Ausschweifungen in venere, zurückführen zu dürfen. Die armen Rückenmarkschwindsüchtigen! Zu ihrem Leiden mußten sie noch den ungerechtfertigten Vorwurf tragen, als ob sie ihre Krankheit selbst verschuldet hätten. Es unterliegt heutzutage keinem Zweifel, daß viele von der Krankheit Heimgesuchte früher einmal ausschweifend gelebt haben, aber andererseits ist konstatiert, daß Millionen Menschen, die in ihrer Jugend ein nichts weniger als musterhaftes Leben geführt haben, von der Krankheit verschont bleiben.

Nicht viel besser verhält es sich mit einer in neuerer Zeit aufgestellten Behauptung, daß nämlich die Tabes auf eine Ansteckung mit der bekannten Lustseuche zurückzuführen sei. Noch weniger verdient der im Volke herrschende Aberglauben, daß unterdrückte Fußschweiße die veranlassende Ursache seien, irgendwelche Beachtung.

Dagegen scheint folgende Thatsache einigermaßen Licht auf die Ursachen der

Rückenmarkschwindsucht zu werfen. Es hat sich statistisch herausgestellt, daß in Deutschland die Zahl der Rückenmarkschwindsüchtigen nach den großen Kriegen der Jahre 1864, 1866 und 1870 bedeutend zugenommen hat. Mithin haben wahrscheinlich Erkältungen und Strapazen, zumal wenn beide zusammentreffen, auf die Entstehung der Tabes Einfluß.

Wer tagelang im Regen und Schnee marschiert, sich abends auf die aufgeweichte Erde ins Bivouac legt, dabei in der Nacht alarmiert wird und, ohne genügend gespeist zu haben, sofort weite Märsche, Kämpfe, beschwerliche Wachtdienste u. s. w. zu bestehen hat, oder wer, nach einem Marsch im Sonnenbrand erhitzt, sich auf die feuchte Erde zur Nachtruhe lagern muß, der wird sich leicht so gründlich erkälten, daß sein Rückenmark zeitlebens daran zu tragen hat.

Die Tabes ist eine außerordentlich chronische Krankheit. Sie kommt nie im Laufe weniger Tage oder Wochen zum Ausbruch. Sie fängt vielmehr mit ganz geringfügigen, nur langsam sich steigernden Störungen an. Erst nach einem Verlauf von mehreren Jahren oder einem Jahrzehnt ist sie so stark entwickelt, daß sie den Kranken ernstlich belästigt. Aus dieser Thatsache erklärt sich zweierlei: 1) daß auch heute noch alltäglich den Ärzten Tabeskranke zum erstenmal unter die Augen kommen, bei denen es wahrscheinlich ist, daß sie den Grund zu ihrer Rückenmarkschwindsucht in den Kriegen der Jahre 1864, 1866 und 1870 gelegt haben, und 2) daß es außerordentlich schwer ist, im Beginn der Rückenmarkschwindsucht dieselbe richtig zu erkennen.

Im weiteren Verlauf stellt sich in den Beinen neben den Schmerzen, der leichten Ermüdung rc. das Gefühl von Ameisenkriechen, Pelzigsein, Taubsein ein. Die Beine schlafen leicht ein. Zugleich gesellt sich die Empfindung hinzu, als würde ein Reif um den Leib gelegt und fest zugezogen. Durch diese Erscheinungen wird der Gang des Kranken unsicher, unbeholfen, tappend, so daß die Patienten es vorziehen, zu Hause zu bleiben, namentlich abends, wo sie ihre Bewegungen nicht mit Hilfe des Augenlichtes kontrollieren können. Die Füße werden beim Gehen mehr als zweckmäßig erhoben und in schleudernder Bewegung nach vor- und auswärts geworfen, um dann mit großer Gewalt stampfend auf den Boden gesetzt zu werden. Die Unfähigkeit, in geordneter Weise auszuschreiten, kann so weit gehen, daß die Kranken gar nicht mehr von der Stelle zu bringen sind oder höchstens mit Hilfe eines Stockes oder von Krücken noch kurze Strecken zurücklegen können. Sie sind dann fast wie gelähmt; aber wenn man genauer zusieht, findet man sehr bald, daß es sich nicht um eine wirkliche Lähmung, das heißt um eine Bewegungsunfähigkeit handelt, sondern im Gegenteil, daß die Muskeln eigentlich viel zu kraftvolle Bewegungen ausführen. Was aber dabei mangelt und was den Kranken am richtigen Gebrauch der Gliedmaßen hindert, das ist der Umstand, daß alle Details der Bewegung nicht mit Sicherheit zusammenklappen. Um unsere Glieder zweckmäßig gebrauchen zu können, genügt offenbar nicht, daß wir im stande sind, jede Partie unseres Körpers in Bewegung zu setzen, wir müssen auch die Fähigkeit des harmonischen Zusammenwirkens aller Teile besitzen. Die scheinbar einfachsten Thätigkeiten mißglücken, wenn sie ungeschickt ausgeführt werden, wenn das eine oder das andere der beteiligten Körperorgane zu schwach oder zu stark, zu schnell oder zu langsam in Thätigkeit versetzt wird. Dazu kommt noch bei Tabeskranken in vielen Fällen eine Abnahme des Gefühls für diejenigen Berührungen, denen die Füße im täglichen Leben ausgesetzt sind: der Widerstand der Fußsohle auf dem Boden wird nicht mehr deutlich empfunden; es ist, als ob die Sohle auf Wolle, weichem Sande oder auf einer mit Wasser gefüllten Blase stehe; der Reiter fühlt nicht mehr den Widerstand des Steigbügels und läßt ihn höher schnallen. Kurz, der Tabeskranke kann seine Bewegungen nur noch ganz unsicher ausführen, er muß sie sehen, wenn

sie nicht absolut unbrauchbar ausfallen sollen. Läßt man ihn in aufrechter Stellung die Augen schließen, so fängt er an zu schwanken und zu taumeln; legt man ihn aufs Bett oder auf ein Sofa, so vermag er bei geschlossenen Augen nicht mehr die Stellung seiner eigenen Glieder zu erkennen, nicht mehr zu entscheiden, ob der rechte Fuß über dem linken liegt oder umgekehrt.

Auch auf die Hand und auf den Arm kann diese Unempfindlichkeit übergreifen. Drückt man solchen Leuten bei geschlossenen Augen eine Münze in die Hand, so vermögen sie nicht mehr durch das Gefühl dieselbe zu erkennen, was jeder Gesunde mit Leichtigkeit kann. Schließlich wird der ganze Körper unempfindlich: man kann sie mit Nadeln stechen oder mit glühenden Zangen zwicken, sie merken nicht das mindeste. Wenn man sie in ein Bad setzt, so wissen sie nicht anzugeben, ob dasselbe kalt oder warm ist; läßt man sie die Augen schließen und ein Gewicht aufheben von einem Pfund oder einem Centner, so können sie den Unterschied der verschiedenen Belastung nicht erkennen; ebenso kann man ihnen Gewichte von der verschiedensten Schwere auf den Arm setzen, ohne daß sie sie zu unterscheiden wissen. Sie haben bei geschlossenen Augen keine Ahnung, ob man ihre Glieder in eine völlig gestreckte oder in eine möglichst gebeugte Lage bringt. Wenn man ihnen befiehlt, stehend die Augen zu schließen, so fallen sie sofort zu Boden. Sie empfinden so wenig den Widerstand ihres Lagers, daß sie in der Nacht, wenn das Licht erlischt, das Gefühl haben, als wenn sie frei in der Luft schweben würden. (Es mag hier in Parenthese bemerkt werden, daß das Hinunterfallen, das sehr vielen Leuten im Traume passiert, auf etwas Ähnlichem beruht: das Tastvermögen ist bei Schlafenden manchmal für einen Augenblick erloschen, sie glauben deshalb in der Luft zu schweben, und erst, wenn das für kurze Momente eingelullte Empfinden wieder zurückkehrt, fühlen die Schlafenden den Widerstand des Lagers, und dann glauben sie, wieder auf Erden angelangt zu sein.)

Sobald sich in den Armen der Rückenmarkskranken dieselbe Unsicherheit wie in den unteren Extremitäten einstellt, was gemeinhin später geschieht, werden auch die Bewegungen der Hände nahezu unmöglich; die Kranken verschütten Speise und Trank, sie können sich nicht mehr ankleiden, nicht mehr schreiben, stricken u. s. w.

Die Ärmsten plagen sich mit diesem schrecklichen Übel jahrzehntelang, bis der erlösende Tod eintritt. Zuweilen bleibt der Zustand lange Zeit ein erträglicher, ja in manchen Fällen tritt sogar eine Besserung ein.

Neuerdings will man auch einige Fälle von Heilung der Tabes beobachtet haben, so daß der Ausspruch früherer Ärzte, daß keinem Rückenmarkschwindsüchtigen die Hoffnung der Genesung leuchte und daß über alle der Stab gebrochen werden müsse, nicht ganz zutreffend scheint. So hat man unzweifelhaft die Tabes bei einigen Personen, die früher an der Lustseuche gelitten haben, durch eine richtig geleitete Behandlung zur Heilung gebracht.

* * *

Eine bei Kindern häufige Erkrankung des Rückenmarks wird mit dem Namen der Kinderlähmung bezeichnet, weil sie mit einer Unfähigkeit, die Körperteile zu bewegen, einhergeht. Dieses Leiden beginnt mit einer allgemeinen Niedergeschlagenheit und einem heftigen Fieber. Sehr bald bemächtigt sich der Kinder eine große Aufregung; Anfälle von Krämpfen wechseln mit Bewußtlosigkeit. Allmählich kehrt das Bewußtsein wieder, aber es zeigt sich dann, daß das kleine Wesen bald nur an einem Fuße, bald am Arm, bald am ganzen Körper gelähmt ist. Oder aber es bleiben die Krämpfe aus, das Kind fiebert stark. Plötzlich, ohne daß irgendwelche andere Anzeichen vorangegangen sind, merkt die Mutter die Lähmung ihres Lieblings. In vielen Fällen verschwindet die Paralyse nach einigen

Tagen, und die Krankheit endigt mit völliger Genesung. Tritt dieser glückliche Ausgang nicht ein, werden die Muskeln nicht bald wieder beweglich, so verlieren die kindlichen Glieder allmählich an Rundung und Fülle und verfallen einem Schwunde, der sich auf die Haut, das Fett, das Fleisch, ja sogar auf die Knochen erstreckt. Schon nach Verlauf eines Jahres ist das gelähmte Glied weit kleiner und schwächer als das entsprechende gesunde. Sehr bald gesellt sich zu dieser Abnahme an Umfang auch noch eine Verkrümmung der erkrankten Teile. Der Arm sinkt herab, der Fuß wird schlaff nachgezogen und dauernd verkürzt. Auf diese Weise entstehen verschiedene Arten von Pferde- und Klumpfüßen. Das Allgemeinbefinden der kleinen Kranken bessert sich trotzdem auffallend rasch. Viele Patienten erreichen ein hohes Alter und bilden die stattliche Zunft jener erbarmenswerten Krüppel, die auf den Landstraßen, auf den Messen, auf öffentlichen Plätzen eine traurige und bekannte Mitleidsstaffage bilden.

Die Krankheit selbst zu verhüten, vermögen wir nicht; wir wissen nur so viel, daß sie besonders bei solchen Kindern ausbricht, deren Ernährung ungünstig und deren Erziehung und Pflege mangelhaft ist. Ist sie einmal etabliert, so müssen wir ruhig ihren Verlauf abwarten; höchstens können wir dem von Fieberhitze glühenden Patienten ein kühlendes Getränk, eine Limonade, geben und kalte Umschläge auf den Kopf machen, ihn vor allzu großer Bettwärme hüten. Hat das Leiden sich ausgetobt und droht eine dauernde Lähmung zurückzubleiben, so muß man das Kind der sorgfältigen Pflege eines Arztes überweisen, damit der gelähmte Arm durch bestimmte Verfahrungsweisen wieder bewegungsfähig gemacht werde.

* *
*

Kinder werden häufig von der Hirnentzündung betroffen; doch kommt dies Leiden auch bei Erwachsenen vor, ja unter Umständen tritt es in Form einer Epidemie auf, die, ähnlich der Cholera oder der Diphtheritis, viele Personen zu gleicher Zeit befällt und außerordentlich ansteckend ist. Die Gehirnentzündung beginnt mit Schüttelfrost, Fieber und beschleunigtem Puls; jedoch sinkt letzterer bald auf eine geringere Anzahl von Schlägen herab, ja er wird sogar im Gegenteil verlangsamt. Dazu gesellt sich ein außerordentlich starker Kopfschmerz; die Kranken greifen auch, wenn sie bereits das Bewußtsein verloren haben, mit lautem Aufschrei oder leisem Wimmern nach dem Kopfe, so daß man annehmen darf, daß sie trotz ihrer Betäubtheit Kopfweh empfinden. Dabei sind sie sehr aufgeregt, völlig schlaflos und fangen frühzeitig an, irre zu reden; zugleich werden sie lichtscheu, empfindlich gegen Geräusch, klagen über Ohrensausen und Funkensehen, fangen mit den Zähnen zu knirschen an, ihr Körper beginnt zu zucken, Erbrechen tritt ein; plötzlich werden sie von allgemeinen Krämpfen befallen, nach deren Aufhören der Nacken der Kranken starr und unbeweglich erscheint, weil die Nackenmuskulatur krampfhaft zusammengezogen ist. Zugleich verfällt der Patient in immer tiefere Schlafsucht; er wird völlig unempfindlich gegen äußere Reize: man kann ihn zwicken, soviel man will, er bewegt seine Glieder nicht. Von Zeit zu Zeit treten allgemeine Krampfanfälle auf; unter dem Überhandnehmen der Bewußtlosigkeit gehen die Kranken in wenigen Tagen zu Grunde.

Die Krankheit nimmt keineswegs immer einen tödlichen Ausgang; in vielen Fällen werden allmählich die Krankheitserscheinungen gelinder, und der Patient tritt in eine freilich sehr langsame und unvollständige Rekonvaleszenz ein, wobei Kopfschmerzen und Nackenstarre aufhören. Meistens bleiben aber Lähmungen einzelner Körperpartien, namentlich der Hörnerven, zurück. Diese Hörstörungen sind nach unserem bisherigen Wissen unheilbar, die Kranken bleiben zeitlebens taub.

* *
*

Mit dem Namen Schlagfluß bezeichnet man jede plötzlich eintretende Funktionsunfähigkeit des Gehirns. Meistens ist dieselbe durch das Springen eines Blutgefäßes im Kopfe bedingt, das Blut ergießt sich ins Gehirn. Letzteres verträgt diese Verletzung nicht. Namentlich, wenn die Blutung reichlich ist, hört es sofort zu arbeiten auf; der Mensch sinkt unter den Erscheinungen der Ohnmacht zusammen. Allmählich hört die Blutung auf, da das Blut gerinnt, und jetzt kann sich das Gehirn unter Umständen wieder erholen. Daher kommt es, daß so viele vom Schlage Getroffene wieder genesen. Aber immer bleibt, selbst wenn alle übrigen Erscheinungen zurückgehen, doch eine allmähliche Abnahme der Geisteskräfte zurück, und über kurz oder lang wiederholen sich die Schlaganfälle, bis sie beim zweiten- oder drittenmal zum Tode führen.

Die Schlaganfälle treten bei manchen Patienten unerwartet auf, in den meisten Fällen gehen ihnen aber Vorboten voraus, welche dem Kranken selbst die Besorgnis einflößen, demnächst von einem Schlaganfall bedroht zu sein. Kopfschmerzen, Schwere und Eingenommensein des Kopfes, Ohrensausen, Flimmern vor den Augen, Anfälle von Schwindel, Schlaflosigkeit, Aufgeregtheit, Gereiztheit, Ameisenkriechen und Taubsein einzelner Glieder, momentaner Gedächtnisverlust, vorübergehende Lähmungserscheinungen sind die mahnenden Vorboten der Schlaganfälle.

Ist die Gehirnblutung eingetreten und erholt der Patient sich trotzdem wieder, so ist er meist auf einer Körperhälfte gelähmt; manchmal ist auch die Fähigkeit, artikuliert zu sprechen, verloren gegangen und Aphasie eingetreten.

Da die Schlaganfälle an und für sich eine ärztliche Behandlung nicht zulassen, so kann sich die Kunst des Arztes nur darauf erstrecken, die Ursachen, die zu solchen führen, so viel wie möglich zu beseitigen. Da das hohe Alter den Schlaganfällen sehr ausgesetzt ist, weil die Gefäße der Greise an einer gewissen Brüchigkeit leiden, so sollen alte Leute nicht zu üppig leben, nicht zu viel essen und namentlich nicht zu viel trinken.

In früheren Zeiten hat man — und diese Methode hat sich leider im Volke so viel Eingang verschafft, daß man ihr jetzt nur mit Mühe entgegentreten kann — bei Schlaganfällen durchweg zur Ader gelassen. Die einfachste Überlegung lehrt, daß man dadurch nicht das Loch im Blutgefäß zustopfen, also die Blutung nicht hemmen kann. Und dann wird man ja auch nie zu jemandem gerufen, dem ein Schlaganfall erst droht. Im Gegenteil, letzterer ist immer schon eingetreten. Hat ein Schlaganfälliger sich erholt und ist eine Lähmung zurückgeblieben, so muß man durch Heilgymnastik, Gebrauch der Elektricität sowie durch regelmäßiges Leben für eine möglichste Behebung des Leidens Sorge tragen.

Unter den eigentlichen Geisteskrankheiten nimmt der „Größenwahn“ bei weitem die erste Stelle ein. Die Krankheit ist, wie der Name sagt, dadurch ausgezeichnet, daß die davon Befallenen sich übermäßig groß dünken. Ein gemeiner Soldat glaubt plötzlich Generalfeldmarschall geworden zu sein; ein Kaufmann, der ein kleines kümmerliches Geschäft hat, giebt Aufträge im Werte von Milliarden. Eine Frau, die bisher ihrer Familie sorgsam vorgestanden hat, meint, sie müsse noch tausend Kinder gebären. Jemand, der früher eine mittelmäßige Stellung im Getriebe der Welt bekleidet hat, glaubt plötzlich, Kaiser des Universums geworden zu sein, denn Kaiser von Deutschland oder von Europa oder gar von der Erde würde ihm viel zu wenig sein. Kurz, die Menschen, die von dieser Krankheit befallen werden, entwickeln in sich ein so ungeheures Wohlbefinden, daß ihre Gedanken über sich selbst weit über die gewöhnlichen Begriffe des Alltagslebens hinausschweifen. Zugleich macht sich eine eigentümliche Sprachstörung geltend. Sie fangen an, beim Artikulieren der Worte auf Schwierigkeiten zu stoßen.

Dieselbe Unbeholfenheit giebt sich auch in der Art und Weise, in der diese Per-

sonen gehen, kund. Ihre Füße werden unsicher, das feste und rasche Ausschreiten wird ihnen schwer. Diese körperliche und sprachliche Unbehilflichkeit kontrastiert dabei um so stärker mit dem alles Maß überschreitenden Schwunge ihrer Phantasie. Derartige Zustände können lange der Umgebung verborgen bleiben, da die Familie sich allmählich an das exaltierte Wesen eines Gliedes zu gewöhnen pflegt.

Endlich werden aber doch die Ausschreitungen solcher Kranken so groß, daß sie auch den geduldigsten Verwandten nicht mehr erträgbar erscheinen. Jetzt wird der Arzt gerufen. Dieser erkennt unschwer, daß es sich um eine beginnende Erkrankung an Größenwahn handelt. Man muß solche Kranke in Pflegeanstalten bringen, weil sie leicht gemeingefährlich werden können, indem sie in ihrem tollen Wahn allerlei Unfug, ja manchmal sogar sehr viel Übles anstiften. Merkwürdigerweise pflegen sich derartige Patienten in der Regel nach einiger Zeit wieder zu erholen, ja oft sogar können sie so weit kommen, daß sie für kürzere oder längere Dauer ihren Geschäften wieder nachzugehen vermögen. Die Familie schöpft dann leicht Hoffnung auf dauernde Besserung. Leider aber trifft diese Erwartung nur in den wenigsten Fällen zu; meistens (in 98 %) recidiviert die Krankheit nach sechs Monaten bis zwei Jahren wieder um so heftiger, und die Patienten erliegen schließlich den weiteren Folgen des Leidens, das sich in Lähmungen und allerhand üblen Zuständen der inneren Körperorgane u. s. w. äußert. Nur in denjenigen Fällen, in denen die Erkrankung nachweislich auf früher bestandene Vergiftung mit der bekannten Lustseuche zurückgeführt wird, ist Hoffnung auf dauernde Besserung vorhanden. Es sind dies, soweit bis jetzt bekannt ist, ca. zwei Prozent aller Fälle.

* *
*

Ich will jetzt eine Lehre besprechen, die vor noch nicht langer Zeit in Deutschland ungeheures Aufsehen gemacht hat und die heutzutage noch häufig erwähnt wird. Ich meine die Gallsche Schädellehre oder die Kunst, aus der Konfiguration des Schädels den Charakter und die Fähigkeiten eines Menschen zu erschließen. Wenn man das Gehirn aus der Schädelhöhle herausnimmt, so sieht man dessen Oberfläche von einzelnen Furchen und Windungen durchzogen. Viele derselben sind typisch und kehren bei jedem Menschen in nahezu gleicher Weise wieder. Man hat sie deshalb mit besonderen Namen belegt. Andere dagegen verhalten sich nicht bei allen Menschen gleich, namentlich insofern, als sie nicht überall als getrennte Windungen vorkommen, sondern häufig durch kleine Brücken miteinander verbunden sind. Ein bedeutender Wiener Gelehrter, Prof. Benedict, hat vor kurzem die Behauptung aufgestellt, daß bei Menschen, bei denen die Furchen und Windungen durch Brükken von Gehirnsubstanz verbunden sind, eine Neigung zu verbrecherischen Thaten existiere. Der Wiener Gelehrte stützte seine Anschauung auf die Durchforschung vieler Verbrechergehirne, welche ihm zu diesem Zwecke aus Österreich und Rußland zugegangen waren und welche in der That einen Zusammenfluß der Windungen an der Oberfläche des Gehirns zeigten.

Benedicts Anschauung hat aber starken Widerspruch erfahren. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß auch Leute mit ganz moralischem Lebenswandel zusammenfließende, durch Brücken verbundene tiefere Furchen haben. Und andererseits, wie wollte man den Begriff des Verbrechens objektiv feststellen? Der Kindesmord ist bei uns ein Verbrechen, in China gesetzlich erlaubt; das Lügen, die Untreue in der Ehe gelten in Europa für verabscheuungswürdig, in Madagaskar ist der der Tüchtigste, der am besten lügen kann, und weibliche Treue kennt man dort nicht einmal dem Namen nach. Umgekehrt gelten Dinge in manchen anderen Staaten für Laster, die bei uns für Tugenden gehalten werden. So gilt z. B. bei manchem die Fähigkeit, geistige Getränke in großen Mengen vertilgen zu können, für

eine besonders verdienstliche und männliche. Die Korsikaner erachten den Totschlag eines feindlichen Mannes für eine Heldenthat. Kurz, was dem einen Volke als heilig gilt, gilt beim anderen als Verbrechen.

Wer nun nach der Theorie des österreichischen Gelehrten mit zusammenfließenden Schläfenwindungen versehen ist, dessen Los würde ganz von den Zufälligkeiten seines Geburtsortes abhängen. Ist er an einem Orte geboren, wo der Mord als Verbrechen betrachtet wird, so kommt er aufs Schafott; ist er dagegen ein Kind eines Landes, in dem man solche Verbrecher unter Umständen hoch hält, so kann er als nationaler Heros betrachtet werden.

Ähnlich liegt die Sache mit der sogenannten Phrenologie, jener berühmten Schädellehre, die in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts viel von sich hat reden machen und die zwar ohne jede Begründung ist, die aber doch das Gute gehabt hat, daß sie zuerst die Aufmerksamkeit der Ärzte auf die Wichtigkeit der Hirnwindungen gelenkt hat. Vor Gall, dem Begründer der Schädellehre, hat man die Hirnwindungen als willkürlich verlaufende Furchen an der Oberfläche des Gehirns betrachtet und ihnen keine Wichtigkeit zugeschrieben. Gall kam zuerst auf den an und für sich richtigen Gedanken, daß jede dieser Windungen eine bestimmte Bedeutung haben müsse und daß infolge dessen Menschen, die in einer bestimmten Richtung besonders befähigt wären, auch diejenige Hirnwindung besonders gut entwickelt haben müßten, welche der betreffenden Fähigkeit vorsteht.

Nun kann aber niemand die Hirnwindungen von außen durch die Schädeldecken hindurch sehen, da ja das Gehirn außer von dem knöchernen Schädeldach noch von der Haut und von den Haaren bedeckt wird. Gall glaubte nun seine Lehre, die, soweit sie bis jetzt vorgetragen, nicht ohne positive Unterlage ist, noch einen Schritt weiter für die Praxis nutzbar machen zu können, indem er den Gedanken aussprach, daß die mehr oder minder große Entwickelung der Hirnwindungen sich auch außen an der Konfiguration des Schädeldaches, soweit dies ohne weiteres sichtbar resp. durch den Haarboden fühlbar ist, aussprechen müsse. Auch diese Anschauung ist nicht ganz unberechtigt, wenn man auch zugeben muß, daß der Bau des Schädels lange nicht die große Bedeutung besitzt, die Gall ihm zuwies. Im allgemeinen haben zwar bedeutende Männer auch entwickelte Schädel, namentlich hohe Stirnen — die Dichter sprechen ja schon von der Denkerstirn —; ebenso sieht man häßliche, niedrige Leidenschaften, gemeine Denkungsart den Leuten häufig an der Konfiguration des Schädels an. Man spricht von dem zurückliegenden Schädel der Diebe und Mörder oder der Affenähnlichkeit im Schädelbau Blödsinniger. Aber schon das trifft nicht immer zu. Napoleon der Große hatte z. B. einen symmetrisch gebauten, aber außerordentlich kleinen Schädel. Gall aber beobachtete gar keine Vorsichtsmaßregeln bei Aufstellung seiner Schädellehre. Er verteilte auf den äußeren Schädel ganz willkürlich eine Anzahl von Fähigkeiten, die er Urvermögen nannte, z. B. den Sinn für Musik, den Sinn für Eigentum, den Sinn für Spekulation, den Sinn für niedrige Begier u. s. w. In dieser Weise hat Gall siebenundzwanzig verschiedene „Sinne“ oder „Urvermögen“ unterschieden. Nun liegen aber die Windungen der Gehirnoberfläche nicht bloß dem Schädeldache an, sondern sie befinden sich zum Teil auch tief im Inneren des Kopfes und sind hier so von Weichteilen und Knochen überlagert, daß niemand ihrer von außen habhaft werden kann, geschweige denn die Behauptung aufstellen könnte, daß sie sich in der Konfiguration der äußeren sichtbaren resp. fühlbaren Teile des Kopfes widerspiegeln. Gerade die lebenswichtigsten Teile des Gehirns liegen am Grunde des Schädels. Man muß sie erst dem Kadaver entnehmen, wenn man in einem einzelnen Fall sich über ihre Ausbildung klar werden will. Das Gallsche Verfahren sucht aber die Hirnorgane als

Repräsentanten der siebenundzwanzig Urvermögen nur am Dache des Schädels, und das ist eine Willkür, welche das Verfahren Galls von vornherein als absurd erscheinen läßt.

Und nun sehe man nur zu, wie Gall seine siebenundzwanzig Urvermögen findet: In Paris lebte eine Dame der Demimonde, la belle Viennoise; sie wurde geisteskrank und bekam, wie dies bei vielen Geisteskrankheiten in der Natur der Sache begründet ist, Aufregungszustände, welche einen erotischen (nymphomanen) Charakter hatten. Diese Person hatte ein breit entwickeltes Hinterhaupt: sofort wurde das Organ des Geschlechtstriebes von Gall in das Hinterhaupt einquartiert. Weil der Affenkopf in der Gegend der Scheitelhöhe stark vorspringt, verlegte Gall das Organ für die Kinderliebe dorthin. „Man weiß nun," sagt Gall, „worauf man zu sehen hat, wenn man eine gute Amme sucht." Der Sohn eines wohlhabenden Mannes gesteht ein, daß er sich für zu gut hält, um zu arbeiten. Dieser Mensch hat einen ansehnlichen Höcker am Schädel: sofort quartiert Gall in diesen Höcker den übertriebenen Stolz ein. Ein Mitschüler Galls weiß sich die Vogelnester im Walde so gut zu merken, daß Gall durch ihn auf den Sitz des Ortssinnes am oberen Augenbrauenbogen geleitet wird. Ein Bruder von Gall will gegen den Willen des Vaters Geistlicher werden: sofort wird das Organ für Ehrfurcht bei diesem Bruder aufgesucht und wirklich an einer bestimmten Stelle des Schädels in der Nähe der Schläfe gefunden. Ein anderes Mal benutzt Gall einen dilettierenden Musikanten, um das Organ des Tonsinnes, und einen eingeschüchterten Subalternbeamten, um das Organ der Vorsicht zu finden.

Nun kommen die Schüler Galls. Die lassen natürlich, da jeder die phrenologischen Felder anders konstruiert, die siebenundzwanzig Seelenkräfte, wenn ich mich so ausdrücken darf, auf der Schädeloberfläche spazieren gehen. Aber damit noch nicht genug. Jetzt kommen wieder andere, welche die Zahl siebenundzwanzig nicht zugeben wollen, sondern die von Gall angegebenen siebenundzwanzig einfachen Urvermögen wieder in so und so viel Unterabteilungen zerlegen, indem sie erstere gar nicht als einfach anerkennen, sondern als aus Vorstellung, Gedächtnis, Beurteilung, Phantasie, Begehrungsvermögen u. s. w. zusammengesetzt betrachten. Der Tonsinn wird sich, sagen diese Männer, verschieden entwickeln, je nachdem 1) bloß die Tonvorstellung allein vorhanden ist oder 2) der Mensch auch ein gutes musikalisches Gedächtnis hat oder 3) je nachdem er musikalische Kritik üben oder 4) schließlich selbständig komponieren kann.

Im ersten Falle werden die Töne bloß mit Wohlgefallen gehört; im zweiten kann der Betreffende sie auch noch nach Jahren nachsingen; im dritten versteht er ihren Wert abzuschätzen; im vierten endlich kann er selbst neue Tonreihen produzieren. Natürlich geht es ebenso mit allen anderen künstlerischen Fähigkeiten: mit dem Zeichnen, dem Dichten u. s. w.

Jemand, der nur im stande ist, gedächtnismäßig die Reihenfolge der Töne zu reproduzieren, wird nach der Gallschen Logik offenbar sein musikalisches Vermögen in einem ganz anderen Punkte des Schädels ausgedrückt haben müssen als jemand, der auch musikalische Kritik zu üben, und dieser wieder anders als der, der neue Tonreihen zu erfinnen vermag. Nun ist aber mit dieser einfachen Analyse des musikalischen Talentes das Wesen der künstlerischen Begabung noch lange nicht erschöpft, denn dazu gehören ja noch Geschmack, ideale Auffassung, Gabe, das Schöne zu begreifen, die Fertigkeit, es in passende Formen zu kleiden u. s. w. Je nach der mehr oder minder ausgesprochenen Entwickelung nach einer dieser Richtungen hin muß offenbar das künstlerische Talent, um mit Gall zu sprechen, an ganz verschiedenen Orten des Schädels lokalisiert sein.

Wer sieht hierin nicht das hinkende Bein der Gallschen Lehre? Napoleon der Große hat deshalb eine sehr richtige Kritik der Gallschen Lehre gegeben, als er

sich zu las Cases folgendermaßen äußerte: Gall schreibt gewissen Hirnorganen hervorragende Neigungen und Verbrechen zu, die nicht in der Natur vorhanden sind, die nur aus der Gesellschaft, aus der Konversation hervorgehen. Was würde aus dem Organ des Diebstahls werden, wenn es kein Eigentum gäbe, aus dem Organ der Trunksucht, wenn keine geistigen Getränke bereitet würden, aus dem Ehrgeiz, wenn keine sociale Gesellschaft existierte?

Und nun kommt noch die ganz willkürliche Aufstellung und Zusammenwürfelung der Urvermögen dazu. So verlegt z. B. Gall den Eigentumssinn, den Sammeleifer und die Neigung zu Diebereien auf ein und dasselbe Organ. Als ob man nicht Schätze sammeln könnte, um sie zu vergeuden. Der berühmte Anatom Hirtl sagt deshalb ganz richtig: „Wären diese drei verschiedenen Neigungen wirklich auf ein Organ angewiesen, so ist ja darin die Widerlegung der Grundlehre des Gallschen Systems gegeben, daß verschiedene Thätigkeiten notwendig auf verschiedene Organe verteilt sein müssen."

Reden wir jetzt von den Ausnahmen. So weiß man z. B., daß der Schädel des Schinderhannes keine Spur des Gallschen Würg- oder Mordsinnes aufwies, obgleich er einer der berüchtigtsten Mörder seiner Zeit war. Am Schädel John Turtells, eines englischen Raubmörders, war das Organ des Wohlwollens außerordentlich entwickelt. Gall selbst bezeichnete einmal den Schädel eines Menschen, der zu einem indianischen Volksstamm in Südamerika gehörte, als den eines großen Gottesgelehrten, obgleich nachgewiesen ist, daß der betreffende Volksstamm auf einer so niedrigen Stufe der Ausbildung steht, daß er nicht einmal eine Ahnung von religiösen Begriffen besitzt.

Man bedenke doch, daß ein und derselbe Sinn je nach der Intensität seiner Ausbildung und nach der Richtung, die er bei dem betreffenden Individuum einschlägt, sehr verschiedene Wirkungen annehmen kann. Die Liebe kann eine geschlechtliche oder eine platonische oder ein Mittelding zwischen beiden sein. Der Sinn für das Eigentum kann einerseits zu Geiz, andererseits zu Diebstahl und Betrug führen, also ins gerade Gegenteil ausarten.

Was sollen aber erst mit den Gallschen Qualitäten diejenigen Völker machen, welche, wie manche Indianerstämme, den Gebrauch haben, ihren Schädel von Kindheit an durch herumgelegte Binden künstlich umzuformen, ähnlich wie die Chinesen es mit ihren Füßen thun? So hatten z. B. die Ureinwohner von Peru die Gewohnheit, ihre Schädel mit umgelegten Binden spitzig zuzustutzen. Nach Gall müßten sie dadurch alle Intelligenz verloren haben. Trotzdem haben diese Leute eine große Kulturentwickelung durchgemacht, wie die Überreste ihrer Civilisation noch heute ergeben. Die Horden Attilas hatten, wie man aus mehreren in den letzten Jahren gemachten Schädelfunden in Österreich und in der Schweiz schließen kann, eine ähnliche Eigenschaft. Ebenso hat sich im südlichen Frankreich noch heutzutage diese aus der Hunnenzeit stammende Sitte des Umbindens des Schädels sporadisch erhalten, und doch wird niemand behaupten, daß durch die aufgedrungene Mißgestaltung des Schädels die Leute anders fühlen, denken und handeln als in den übrigen Teilen Europas.

Woher kommt es, daß so viele geistreiche, aufgeklärte und gründliche Männer heutzutage noch immer für die Gallsche Lehre Partei nehmen? Es liegt dies offenbar daran, daß in ihr ein gewisses Maß von Wahrheit enthalten ist, nämlich insofern, als der Satz, daß die Qualität und Quantität der Hirnteile auf die Art und Weise unseres Denkens bestimmend einwirken müsse, daß von dieser oder jener körperlichen Bildung auch diese oder jene geistige Fähigkeit notwendig abhängen müsse, unzweifelhaft richtig ist. In diesem Princip liegt das Wahre der Lehre. Das Falsche, Unerwiesene, Phantastische liegt nur in der Anwendung eines richtigen Princips auf ganz willkürliche, rein äußerliche Weise.

„Die Seele ist nichts weiter als der Ausfluß der Gehirnthätigkeit; die Psychologie wird hoffentlich in ganz kurzer Zeit nur ein Zweig mechanischen Wissens sein." Diese schon von Broussé geäußerten Worte sind es, welche Gall inspiriert und welche auch den heutigen Experimentatoren die Hand geführt haben, aber nur mit dem Unterschiede, daß letztere durch mühsames Suchen und schrittweises Vorgehen langsam aber sicher jenes Ziel zu erreichen trachten, was Gall mit gänzlicher Nichtachtung aller Logik in vollständig willkürlichem Verfahren und mit einer Oberflächlichkeit und Unverfrorenheit, wie sie kaum jemals ein abenteuerlicher Charlatan in höherem Maße besessen hat, im Sturmschritt erzwingen wollte. Das gemeine Volk hat seinen Aberglauben und seine Vorurteile; der Aufgeklärte huldigt statt ihrer leicht einem glänzenden Irrtum. Je allgemeiner die Bildung eines Mannes ist, um so eher wird sie ihn befähigen, das principiell Richtige selbst an einem seinem sonstigen Wissen fremden Gegenstande zu erkennen. Da nun naturwissenschaftliche, namentlich anatomische Kenntnisse im allgemeinen sehr wenig verbreitet sind, andererseits aber das Niveau der humanen Bildung in unserer Zeit in allen sonstigen Fächern ein ungewöhnlich hohes ist, so wird gerade hierdurch die leichte Empfänglichkeit der Mitlebenden für die Gallsche Schädellehre verständlich; denn jedermann ist im stande, das principiell Richtige dieser Lehre einzusehen; aber um die Irrtümer, um den Wust von Phantastischem und Unvernünftigem, mit dem die geringfügige Menge von Wahrheit verquickt ist, herauszufinden, dazu gehören eingehende Specialstudien anatomischer Art.

„Da der Irrtum der Gallschen Schädellehre in der fehlerhaften Entwickelung eines in der Idee wahren Princips, nämlich der Lokalisation der Seelenthätigkeit, beruht," sagt Hirtl, „so wird dieser Irrtum für jeden, der die Größe der daraus folgenden Erwägungen für das Leben zu schätzen vermag, aber einer gründlichen anatomisch-physiologischen Bekanntschaft mit dem Bau des Gehirns entbehrt, fast etwas Einladendes haben."

Es trifft für die Gallsche Schädellehre dasselbe zu, was seinerzeit der Astrologie so großen Eingang in die Kreise der Gebildeten verschafft hat. Ein Körnchen Wahrheit, verquickt mit einem Berge von Aberglauben; wenige richtige Beobachtungen, verbunden mit einem Wust willkürlicher, teilweise unsinniger Behauptungen — das ist das Urteil, welches die Wissenschaft heute über die Phrenologie fällen muß, wie sie es schon längst über die Astrologie gefällt hat. Aber wie aus der Astrologie sich die höhere Wissenschaft der Sternkunde mit mathematischer Schärfe entwickelt hat, so ist aus der Phrenologie unser heutiges Wissen von der Gehirnphysiologie hervorgegangen.

Die Anfänge der Gallschen Schädellehre reichen übrigens bis ins dreizehnte Jahrhundert zurück. Albert der Große, Bischof von Regensburg, hat die erste phrenologische Büste gezeichnet. Sie ist von Dantes Lehrer Brunetto Latini im Tesoretto (Schatzbuch) beschrieben.

* *
*

Die Lehre vom sogenannten tierischen Magnetismus hat gerade den umgekehrten Entwickelungsgang durchgemacht.

Als sie zuerst auftauchte, blieb sie fast unbeachtet. Allmählich häuften sich die diesbezüglichen Thatsachen in so großer Menge, daß sogar die Laienwelt aufmerksam wurde, trotzdem noch immer die Gelehrten sich dem tierischen Magnetismus gegenüber negativ verhielten. Erst durch die energische Initiative eines unternehmenden Laien, des Dänen Hansen, der sich zur Klarlegung der Sache des besten Mittels, nämlich des Herumreisens von Ort zu Ort, bediente und der sich bei seinen Schaustellungen sowohl an das Publikum als auch an die Fachgenossen — Hansen giebt besondere Vorstellungen für Ärzte — wandte, gelang es, die wissen-

schaftliche Diskussion über den tierischen Magnetismus in Fluß zu bringen und thatsächliche Beziehungen des Nervensystems klar zu legen, die zwar schon seit Jahrhunderten gefunden und veröffentlicht sind, die aber bei dem Mißtrauen, das ihnen ihrer Seltsamkeit wegen von jeher entgegengebracht wurde, sich niemals zur Geltung bringen konnten.

Gesetzt, wir befänden uns in einem Zimmer, in dem eine lautgehende Pendeluhr aufgehängt ist, so werden wir anfangs durch das Geräusch unangenehm berührt werden, nach einiger Zeit uns aber an das Ticken der Uhr so gewöhnt haben, daß wir dasselbe gar nicht mehr hören. Das Bewußtsein, daß überhaupt ein schallender Körper im Zimmer sich befindet, geht einfach deswegen verloren, weil sich unsere Aufmerksamkeit gegen das Ticken der Uhr abgestumpft hat. Wir hören zwar dasselbe noch, denn unser Ohr nimmt unterschiedslos alle ihm zufließenden Schallwellen auf und überträgt sie auf die Hörsphäre im Gehirn, letztere verarbeitet sie aber nicht mehr. Aus diesen Thatsachen geht hervor, daß unser Centralnervensystem seine Empfindlichkeit einbüßt, wenn einige Zeit hindurch ein und derselbe Reiz in gleicher Stärke einwirkt.

Diese Beobachtung ist geeignet, eine Sache zu erklären, die in neuerer Zeit ungeheures Aufsehen gemacht hat. Ich meine jene Versuche am lebenden Menschen, die der Däne Hansen vor wenigen Jahren in deutschen Städten öffentlich vorgeführt hat und die man unter dem Gesamtnamen „Hypnotismus“ oder „tierischer Magnetismus“ zusammenfaßt.

Die Experimente Hansens haben bekanntlich anfangs vielen Widerspruch erfahren; man hat sie lange Zeit für Schwindeleien erklärt. Dies Urteil ist ungerechtfertigt. Hansens Versuche sind seitdem in der exaktesten Weise von bewährten Ärzten und Naturforschern wiederholt worden und haben sich im wesentlichen als richtig herausgestellt. Wenn Hansen seinen Schaustellungen, die er öffentlich in Theatern, Konzerthallen 2c. vorführte, vielleicht durch die Lokalität veranlaßt, manchmal künstlich nachzuhelfen fast gezwungen war, so gilt doch dieser Vorwurf nicht von den gleichartigen Versuchen, die im Anschluß an Hansen die Professoren Heidenhain, Grützner und Berger alle drei zu Breslau ausgeführt haben und deren thatsächliche Ergebnisse folgende sind: Zu den Versuchen über Hypnotismus eignen sich nicht alle Individuen in gleichem Maße. Einige wenige sind besonders dazu befähigt; es sind dies meist solche Personen, die auch sonst zu allerlei nervösen Störungen disponiert sind, namentlich die sogenannten hysterischen (siehe oben). Läßt man einen derartigen Menschen längere Zeit auf einen blanken Gegenstand, z. B. einen Metallknopf, starren, so verfällt sein Geist in eine Art abgestumpften Zustandes, so daß er, wenn man ihm jetzt irgend welche andere Dinge vorhält, zwar letztere noch zu sehen, aber sie nicht mehr zu deuten vermag. Daher ist er denn geneigt, diejenige Deutung anzunehmen, die ihm von seiten des Experimentators als die richtige vorgesprochen wird. Wenn z. B. Hansen einem in solchen Halbschlaf versetzten Menschen eine Kartoffel überreichte und ihm dabei sagte, es sei eine Birne, so war der Hypnotisierte nicht abgeneigt, diese Deutung für richtig zu halten; ja, er ließ sich manchmal sogar verleiten, die vermeintliche Birne anzubeißen, resp. aufzuessen. Oder Hansen hieß seine Versuchspersonen sich auf einen Stuhl niedersetzen; dann redete er ihnen ein, sie säßen zu Pferde, und nun mußten sie auf dem vermeintlichen Roß im Galopp und Trapp in der Stube herumreiten.

Noch merkwürdiger sind die Erscheinungen, die Hansen und die nach ihm experimentierenden Physiologen im Gebiet der Bewegungssphäre ausführen. Wenn Hansen einen Hypnotisierten mit der Hand längs der Arme oder Beine bestrich, so wurden die bestrichenen Teile starr wie Eisenstäbe. Nun konnte der Hypnotisierte die Arme resp. Beine nicht mehr willkürlich bewegen; er befand sich gleichsam in

demjenigen Zustand, in den Moses die Schlange Pharaos versetzt hatte.*

Hansen konnte nun den im Starrkrampf befindlichen Arm (resp. das Bein) mit schweren Gewichten belasten, ohne daß derselbe nachgab; ja, er konnte sich mit der ganzen Wucht seines (Hansens) Körpers darauf setzen, der Arm, resp. das Bein blieben steif. Ebenso vermochte Hansen den Hypnotisierten durch längere Zeit in Stellungen zu erhalten, die ein nicht im Starrkrampf befindlicher Körper nur wenige Sekunden hätte erdulden können. Hansen gab den Versuchspersonen ähnliche Posen, wie sie der italienische Bildhauer Canova seinen Statuen gegeben hat. Nun ist es ja eine bekannte Thatsache, daß viele Canovasche Kunstwerke deshalb so frappant auf den Beschauer wirken, weil man jeden Augenblick erwartet, sie müßten ihre Stellung wechseln, sie könnten ja nicht länger in der von ihnen augenblicklich eingehaltenen Position verharren.

Man kann sich daher vorstellen, wie effektvoll die Darstellungen Hansens an lebenden Menschen sind, wie aber auch andererseits die Meinung auftauchen mußte, daß man es hier nicht mit einem wissenschaftlichen Experiment, sondern mit den Kunststückchen eines geschickten Taschenspielers zu thun habe.

Das Einschlummern der selbstbewußten Seelenthätigkeit, worauf das Wesen des Hypnotismus beruht, läßt sich noch nach anderer Richtung verwerten, z. B. um das sogenannte „Reden in fremden Zungen" zu bewerkstelligen. Man braucht einem Hypnotisierten bloß einige Worte vorzusprechen, und er wird dieselben, sobald man ihm den Befehl dazu erteilt, sofort mechanisch wie eine Sprechmaschine nachplappern. Nimmt man nun einen ganz Ungebildeten, der nie etwas von einem fremden Idiom gehört hat, und spricht ihm die klangvollen Verse aus dem Dante, dem Horaz, dem Homer, der Bibel in den betreffenden Ursprachen vor, so wird er die italienischen, lateinischen, griechischen und hebräischen Worte gerade so nachsprechen, als wenn es deutsche wären. Und das macht natürlich auf den Zuhörer, der den mechanischen Zusammenhang der Dinge nicht ahnt, um so mehr Eindruck, je gewisser er sich davon überzeugt hat, daß die Versuchsperson in nicht hypnotisiertem Zustande auf der niedrigsten Stufe der Bildung steht.

Wie das oben citierte Beispiel von Pharaos Schlange lehrt, wird der Hypnotismus nicht bloß bei Menschen, sondern auch bei Tieren beobachtet. Vögel und Amphibien eignen sich außerordentlich zu derartigen Experimenten. So braucht man bloß einen Frosch in die warme Hand zu nehmen, um ihn nach einiger Zeit starr und regungslos mit wächserner Weichheit aller Glieder vollständig willenlos in der Gewalt zu haben. Man kann ihm jede beliebige, noch so unnatürliche Stellung geben, er thut alles, was ein Frosch, der seine eigene Selbstbestimmung hat, sonst nicht thun würde: er läßt sich die Pfoten ausstrecken, läßt die eine in die Höhe heben, die andere senken, sich auf den Rücken legen 2c. Kurz, er bleibt wie gelähmt in jeder Lage, die ihm der Experimentator anweist. Hühner braucht man bloß auf einen Tisch zu setzen, auf welchem man einen Strich mit Kreide gezogen hat; sie starren diesen Strich an und werden dadurch bald in einen so willenlosen Zustand versetzt, daß sie ebenfalls mit wächserner Biegsamkeit der Glieder alle die Stellungen dauernd annehmen, die der Experimentator ihnen zuweist. Sie lassen sich z. B. den einen Flügel zusammenfalten und den anderen ausbreiten, sie bleiben auf dem Rücken liegen u. s. w.

Wahrscheinlich beruht die lähmende Kraft des Blickes mancher Tiere, z. B. der Giftschlangen, auf ähnlichen Zuständen. Bekanntlich stehen kleinere Tiere, wenn sie in den Blickbereich einer Klapperschlange

* Zweites Buch Mosis Kap. 4, Vers 2: „Da sprach zu ihm der Ewige: Was ist das in deiner Hand? und er sprach: Ein Stab. Gott sprach: Wirf ihn auf die Erde! Und Moses warf ihn auf die Erde, da ward der Stab zur Schlange, und Moses floh vor ihr."

geraten, wie gelähmt da; sie vermögen nicht zu entrinnen, trotzdem ihnen die Gefahr, der sie ausgesetzt sind, wohl bewußt ist; sie sind eben in einen Zustand von Hypnotismus versetzt.

Um hypnotisierte Personen und Tiere aus ihrem Schlafzustand aufzuwecken, genügt ein ganz kleiner äußerer Reiz. Man braucht z. B. die Patienten nur leise zwischen den Augenbrauen anzublasen, und sofort erlangen sie die Herrschaft über ihre Sinne wieder. Wenn sie aufwachen, wissen sie nicht das Geringste von dem, was mit ihnen vorgefallen ist, höchstens haben sie eine Ahnung, daß sie sich in einer Art Traumzustand befanden.

Der Hypnotismus ist eine uralte Sache. Wie aus dem oben citierten Beispiel der Bibel hervorgeht, ist anzunehmen, daß die ägyptische Priesterkaste (aus der Schule letzterer ist ja Moses hervorgegangen) sich des tierischen Magnetismus vielfach zu Kultuszwecken bedient hat. Im zweiten Buch Mosis findet sich folgende Erzählung (Kap. 7, Vers 11): „Da rief auch Pharao die Weisen und Geheimkünstler, und auch sie, die Bilderschriftkundigen Ägyptens, thaten also mit ihren Blendwerken. Sie warfen hin jeder seinen Stab, und diese wurden zu Schlangen."

Von den Ägyptern ging die Kenntnis des tierischen Magnetismus auf die griechischen und römischen Priester über. Die wahrsagenden Sibyllen waren Hypnotisierte, welche unter dem Einfluß der hinter ihnen stehenden Priester alles das aussagten, was diese ihnen vorsprachen.

Mit dem Untergang des römischen Reiches ging die Kenntnis des tierischen Magnetismus fast vollständig verloren. Erst im vorigen Jahrhundert wurde der Hypnotismus von dem berüchtigten Grafen Cagliostro wieder zu allerhand Taschenspielerkunststückchen benutzt.

Cagliostro, der mit seinem wahren Namen Balsamo hieß, war von Hause aus Apothekergehilfe und hatte als solcher vielfach Gelegenheit zur Erwerbung naturwissenschaftlicher Kenntnisse gehabt. Er beutete dieselben in schwindelhaftester Weise aus, indem er vorgab, den Stein der Weisen zu besitzen, das heißt Gold machen zu können. Zugleich liierte er sich mit einer durch ihre Schönheit auffallenden Italienerin aus den niederen Ständen. Er benutzte dieselbe zu hypnotischen Experimenten. Diejenigen Personen, die nicht an seine Kunst, „Gold machen zu können", glauben wollten, wurden durch die fremdartigen Erscheinungen des Hypnotismus gefesselt. Hierdurch sowie durch seine Verbindung mit der Freimaurerei — Cagliostro wußte sich durch seine Schwindeleien zum Meister vom Stuhl verschiedener Logen aufzuschwingen — gelang es ihm, seine Person zu einem Ansehen zu bringen, wie es vor ihm und nach ihm nie ein Abenteurer erreicht hat. Er hat ja in Paris eine weltbekannte Rolle gespielt, bis die unglückliche, die Königin Marie Antoinette so sehr kompromittierende Halsbandgeschichte, in die er verwickelt war, seinen Schwindeleien ein Ende machte.

Cagliostro war natürlich nicht die einzige Persönlichkeit, welche sich in dem damaligen Paris mit hypnotischen Experimenten beschäftigte. Selbstverständlich hatten sich auch Ärzte an die Sache gemacht, unter anderen der später so berüchtigte Doktor Mesmer. Mesmer war ein tüchtiger Beobachter, wie dies seine Schriften beweisen, indem er fast sämtliche Erscheinungen des tierischen Magnetismus, soweit man sie bis heutigen Tages kennt, wahrheitsgetreu und eingehend beschrieben hat. Aber auch er verfiel bald, da die Anerkennung seiner Fachgenossen ausblieb, der Charlatanerie und beutete den tierischen Magnetismus zu geschäftlichen Zwecken aus. Er unterwarf alle Patienten, die sich ihm anvertrauten, magnetischen Kuren, natürlich nur gegen entsprechend hohes Honorar. Es wird erzählt, daß die hohe Pariser Hofgesellschaft das größte Kontingent zu der Patientenschar Mesmers gestellt hat.

Unter den deutschen Autoren hat ein in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts in Frankfurt a. M. wirkender vielbeschäftigter Arzt Namens Schwartzschild sich

eingehend mit dem Hypnotismus beschäftigt, ohne indes die Aufmerksamkeit weiterer Kreise darauf lenken zu können. Dies gelang erst dem Dänen Hansen durch die öffentlichen Schaustellungen, die er in verschiedenen größeren Städten Deutschlands veranstaltete, wobei er sich namentlich auch an ärztliche Kreise, wie oben erwähnt wurde, wandte.

Mit der Erscheinung des Hypnotismus steht der sogenannte Somnambulismus oder das Nachtwandeln in engstem Zusammenhang. Gewisse Personen werden im Schlafe von einem eigentümlichen Triebe, ihr Bett zu verlassen, befallen. Besonders zur Vollmondzeit will man derartige Anfälle beobachtet haben. Man nennt diese Personen daher auch „Mondsüchtige". Die meisten Nachtwandler kleiden sich, nachdem sie das Bett verlassen haben, an, zünden Licht an und wandeln in den Gebäulichkeiten, in denen sie sich gerade befinden, ziel- und planlos umher. Manchmal besteigen sie horizontale Geländer, Dachfirsten u. s. w. Sie bewegen sich auf derartigen gefährlichen Wegen mit einer Sicherheit, deren sie im wachen Zustande unfähig wären. Man darf sie daher nicht durch Anrufen aus ihrem Halbschlaf stören, sonst verlieren sie sofort das Gleichgewicht und fallen herunter. Andere Mondsüchtige bekunden ihren Somnambulismus auf andere Weise, z. B. dadurch, daß sie geschäftliche Dinge verrichten, von denen sie nachher beim Aufwachen, resp. am anderen Tage gar keine Ahnung haben. So wird ein Fall erzählt, wo ein rühmlichst bekannter wissenschaftlicher Schriftsteller regelmäßig einen Teil seines Manuskriptes im Somnambulenzustand geschrieben haben soll. Das im halbschlafenden Zustand Verfaßte soll nicht wesentlich von dem abgewichen sein, was er sonst im wachen Zustande geschrieben hat! Bei der Seltsamkeit aller dieser Dinge kann es nicht wunder nehmen, daß eine große Anzahl von Ärzten sich den hierher gehörigen Erscheinungen gegenüber negativ verhält und sie samt und sonders für Täuschung erklärt. Es laufen ja unzweifelhaft viele Schwindeleien mit unter. Verfasser dieser Zeilen hat aber Gelegenheit gehabt, einen, wie er glaubt, unzweifelhaften Fall von Somnambulismus zu beobachten. Er wohnte als junger Arzt in einer Familie, bei der vor ihm ein Kollege, der durch seine wissenschaftlichen Arbeiten sich später einen hochgeachteten Namen erworben hat, gewohnt hatte. Die Wirtsleute, eine ehrsame Schneiderfamilie, erzählten nun dem Verfasser dieser Zeilen, wie auffallend der frühere Einwohner sich manchmal nachts benommen hätte. Er sei auf dem Flurgeländer mit größter Sicherheit, das Licht in der Hand, auf- und niedergegangen u. s. w. Als der Verfasser diesen Fall einige Jahre später in einer medizinischen Gesellschaft, natürlich ohne Namensnennung, erwähnte, befand sich zufällig ein berühmter Nervenarzt, der den betreffenden nachtwandelnden Kollegen kannte und sofort die Wahrheit der Thatsachen bestätigen, resp. weitere Details liefern konnte, in der Versammlung. Nach dieser Erfahrung möchte ich den Somnambulismus nicht so in Bausch und Bogen als Schwindel erklären, wie dies heutzutage von einzelnen Ärzten geschieht. Die lehrreiche Erfahrung mit dem Hypnotismus, der ja auch so lange Zeit für Betrug erklärt wurde, liegt zu nahe.





Über den Atmungsprozeß der Pflanzen.

Von

W. Detmer.



Durch die neueren Forschungen auf dem Gebiete der Pflanzenphysiologie ist es gelungen, in verhältnismäßig kurzer Zeit eine lange Reihe wichtiger Thatsachen festzustellen. Bei alledem ist man in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle noch immer nicht im stande, sich eine klare Vorstellung über das wahre Wesen der Lebenserscheinungen der Gewächse zu bilden, ein Umstand, der aber für denjenigen nicht auffällig erscheint, welcher mit den Schwierigkeiten vertraut ist, die sich der physiologischen Forschung ganz naturgemäß entgegenstellen.

Wenn man von dem Atmungsprozeß der Organismen redet, so wird dabei häufig genug allein an die Respiration der höheren Tiere gedacht. Auf diese ist das Phänomen der Atmung aber keineswegs beschränkt, sondern alle Organismen, also auch die Pflanzen, atmen, so lange sie lebendig sind. Dieser Satz wird dem Verständnis des Nichtphysiologen näher gerückt, wenn man sich die Frage vorlegt, worin das Wesen des Atmungs- oder Respirationsprozesses zu suchen ist. Zur Beantwortung dieser Frage sei das Folgende bemerkt.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß jeder Organismus aus Zellen besteht. Dieselben sind freilich in der Regel dem unbewaffneten Auge nicht sichtbar; indessen bei mikroskopischer Untersuchung der tierischen sowie pflanzlichen Gewebe lassen sie sich leicht wahrnehmen. Dabei ergiebt sich auch sofort, daß die Zellen verschiedener Gewebe eine überaus mannigfaltige Beschaffenheit aufweisen; aber trotzdem ist doch für alle lebensthätigen Zellen ein Umstand durchaus charakteristisch. Sie enthalten nämlich sämtlich Protoplasma. Wenn man z. B. pflanzliche Gewebemassen aus Stengeln, Blättern oder Wurzeln mikroskopisch untersucht, so zeigt sich in vielen Fällen sehr deutlich, daß die einzelnen Zellen derselben rundliche, bläschenartige Gebilde darstellen, welche allseitig von einer mehr oder minder derben Haut, der Zellhaut oder Zellmembran, umschlossen werden. Das Innere der Zellen beherbergt aber das Protoplasma. Dasselbe ist seiner physikalischen Beschaffenheit nach zwar keine Flüssigkeit, aber häufig doch von flüssigkeitsähnlicher, in anderen Fällen allerdings von mehr oder minder zäher Beschaffenheit. In dem Protoplasma liegen sehr gewöhnlich verschiedene körnige Gebilde, die uns hier nicht specieller interessieren, eingebettet, und in vielen Fällen lassen sich sehr eigentümliche Bewegungserscheinungen im Inneren des in Rede stehenden Zellenbestandteiles leicht wahrnehmen. Was die chemische Zusammensetzung des Protoplasma anbelangt, so ist dasselbe nicht etwa als eine chemische Verbindung aufzufassen, sondern es repräsentiert ein Gemisch sehr verschiedener Substanzen. Im lebensthätigen Zustande ist das Proto-

plasma stets sehr wasserreich. Überdies enthält das Protoplasma kleine Mineralstoffmengen und namentlich nicht unerhebliche Quantitäten organischer Körper, von welchen letzteren die Eiweißsubstanzen in erster Linie Beachtung verdienen.

Das Protoplasma ist nun als der Träger der wichtigsten Lebenserscheinungen aller Organismen anzusehen. Durch die im Protoplasma zur Geltung kommenden, überaus komplizierten Vorgänge wird das Zustandekommen jener mannigfaltigen Erscheinungen möglich, die man bei der Betrachtung lebensthätiger Organismen wahrnimmt, und auch die Pflanzenatmung ist als eine Funktion des Protoplasma der Zellen anzusehen. Durch die in dem lebensthätigen Protoplasma der Pflanzenzellen zur Geltung kommenden Stoffwechselprozesse werden nämlich bestimmte organische (kohlenstoffhaltige) Körper erzeugt, welche die Fähigkeit haben, sich sehr leicht mit einem Bestandteil der atmosphärischen Luft zu verbinden. Und zwar ist es der Sauerstoff der Luft, welcher hier in Betracht kommt. Als Produkt dieser Wechselwirkung zwischen bestimmten, in den Pflanzenzellen selbst erzeugten Substanzen einerseits und dem Sauerstoff der Luft andererseits entsteht, abgesehen vom Wasser, ein neues Gas, nämlich die Kohlensäure, welche ihrerseits von den Gewächsen ausgeschieden wird. Man sieht also, daß die Pflanzenatmung in ihren wesentlichen Zügen die größte Ähnlichkeit mit der Atmung der Tiere besitzt. Die animalischen Organismen nehmen ebenfalls Sauerstoff aus der atmosphärischen Luft auf. Derselbe wird bei den höheren Tieren unter Vermittelung des Blutes den verschiedensten Organen des Körpers zugeführt. Er wirkt auf bestimmte Zellenbestandteile der Organe ein, und als Produkt dieser Wechselwirkung entstehen, ebenso wie bei der Pflanzenatmung, Kohlensäure sowie Wasser. Freilich sind die Einzelerscheinungen, die bei der Atmung der Tiere einer- und der Pflanzen andererseits beobachtet werden können, sehr verschieden; der Hauptsache nach ist aber doch die Atmung aller Organismen auf eine Sauerstoffaufnahme, eine dadurch bedingte Wechselwirkung zwischen dem Sauerstoff sowie bestimmten Protoplasmabestandteilen und auf eine Kohlensäurebildung zurückzuführen. Zellen, die kein Protoplasma mehr enthalten oder deren Protoplasma auf irgend eine Weise getötet worden ist, atmen nicht mehr. Nur die lebensthätigen Zellen vermögen das Phänomen der Atmung hervortreten zu lassen.

Als eigentlicher Begründer der Lehre von der Pflanzenatmung ist ohne Zweifel Ingenhouß zu nennen, ein sehr hervorragender Naturforscher, der die Resultate seiner bahnbrechenden pflanzenphysiologischen Untersuchungen gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts veröffentlichte. Ingenhouß hat bereits durch Versuche festgestellt, daß die Zellen der höheren Pflanzen bei Abwesenheit des Sauerstoffes der Luft nicht zu wachsen vermögen. Er fand z. B., daß Kressesamen in einer aus Wasserstoffgas bestehenden Atmosphäre nicht keimen können, während die Entwickelung des Embryo der von gewöhnlicher Luft umgebenen gequollenen Samen sehr schnell erfolgt. Im Wasserstoffgas oder überhaupt bei Abwesenheit des freien Sauerstoffes kann die normale Atmung, welche in einer Sauerstoffaufnahme und Kohlensäureabgabe seitens der Pflanzen besteht, natürlich nicht zu stande kommen, und man sieht also, was sehr wichtig ist, daß der letztere als eine notwendige Vorbedingung für das Zustandekommen des Wachstums der Zellen der höheren Pflanzen angesehen werden muß.

Infolge des Atmungsprozesses muß, wie schon aus dem Angeführten hervorgeht, die Zusammensetzung der den Pflanzen zur Disposition stehenden atmosphärischen Luft eine Veränderung erleiden. Die Luft dringt durch die an der Oberfläche vieler Pflanzenteile (zumal der Blätter) vorhandenen feinen Poren (Spaltöffnungen) und auf andere Weise in das Innere der Gewächse ein; sie gelangt schließlich mit dem Protoplasma in Be-

rührung, und indem der Sauerstoff sich mit bestimmten Bestandteilen desselben verbindet, wird Kohlensäure erzeugt, die ihrerseits aus der Pflanze in die atmosphärische Luft übertreten kann. Durch die Atmung der Pflanzen muß also die Luft sauerstoffärmer aber kohlensäurereicher werden, und man kann sich von der Thatsächlichkeit dieses Verhältnisses auf einfache Weise überzeugen.

Wenn Pflanzenteile, z. B. Blüten, in ein retortenartiges Gefäß gebracht werden, dessen Mündung unter Quecksilber taucht, so zeigt sich bei konstant bleibender Temperatur, daß das Volumen der neben den Pflanzenteilen in dem Apparat vorhandenen Luft während längerer Zeit keine wesentlichen Veränderungen erleidet. Nichtsdestoweniger hat die Luft in dem retortenartigen Gefäß infolge der Atmung der Blüten alsbald eine ganz andere Zusammensetzung wie bei Beginn des Versuches. Es ist Sauerstoff verbraucht und dafür ein nahezu gleiches Volumen Kohlensäure von den Pflanzenteilen ausgeschieden worden. Wenn man, ohne die Mündung des Apparates aus dem Quecksilber zu entfernen, etwas Ätzkali in denselben bringt, so wird die vorhandene Kohlensäure von diesem letzteren verschluckt (absorbiert), und das Quecksilber steigt in dem Maße, wie die Kohlensäure gebunden wird, in der Röhre des retortenartigen Gefäßes empor. Es leuchtet nun auch ein, daß man unter Zuhilfenahme geeigneter Methoden im stande ist, genau festzustellen, wie viel Sauerstoff bestimmte Pflanzenteile in gegebener Zeit aufnehmen und wie viel Kohlensäure sie dafür erzeugen — Untersuchungen, die sehr oft im Interesse physiologischer Fragen ausgeführt werden.

Es giebt übrigens in der Natur, abgesehen von der Atmung der Organismen, noch anderweitige Prozesse, die mit Sauerstoffaufnahme und Kohlensäureabgabe verbunden sind. Die gewöhnliche, mit Wärme- sowie Lichtentwickelung Hand in Hand gehende Verbrennung organischer Stoffe ist ja als ein solcher Vorgang anzusehen, und in der That läßt sich der Nachweis liefern, daß die Pflanzenatmung ihrem inneren Wesen nach ebenfalls als ein solcher, allerdings unter besonderen Umständen, nämlich in dem Protoplasma der Zellen, vor sich gehender Verbrennungsprozeß aufgefaßt werden muß.

Daß von den atmenden Pflanzen überhaupt Sauerstoff aus der Luft aufgenommen und dafür Kohlensäure abgegeben wird, ist im Vorstehenden schon festgestellt worden. Es dürfte aber auch von Interesse sein, einige Angaben über die Kohlensäuremengen zu machen, welche Pflanzenteile in bestimmter Zeit expirieren. Ich fand z. B., daß die nachstehend aufgeführten Pflanzenteile bei nahezu derselben Temperatur (20 Grad C.) die folgenden Kohlensäuremengen ausatmeten:

Pflanzenteile	In einer Stunde atmeten 100 Grm. frischer Pflanzenteile im Dunklen aus:
Blüten von Salvia pratensis	0,044 Grm. Kohlensäure.
Blumenblätter von Rosa	0,040 „ „
Laubblätter von Calendula	0,034 „ „
Fruchtkörper von Cantharellus	0,027 „ „

Die Fruchtkörper des Pilzes atmeten demnach nicht sehr energisch. Die Laubblätter hauchten schon größere Kohlensäuremengen aus, und besonders bedeutend erscheint die Atmungsenergie der Blüten. Die specifische Atmungsenergie verschiedener Pflanzenteile ist keineswegs die gleiche; daher hauchen dieselben auch unter dem Einfluß der nämlichen Bedingungen nicht die gleichen Kohlensäurequantitäten aus.

Auf der anderen Seite darf freilich nicht übersehen werden, daß äußere Verhältnisse einen ganz hervorragenden Einfluß auf die Größe der Kohlensäureproduktion eines Pflanzenteiles auszuüben vermögen, und vor allen Dingen sind es die Temperaturverhältnisse, die in dieser Hinsicht in Betracht kommen. Pilze, Laubblätter, Blüten ꝛc. atmen z. B. bei 10 Grad C. nur relativ schwach; bei 20 Grad C. ist ihre Atmungsenergie eine weit größere. Höhere Wärmegrade steigern die Kohlensäurebildung noch mehr, bis endlich bei einer Temperatur von etwa 50 Grad C. das Leben in den Zellen

erlischt und die Atmung infolgedessen aufhört. Es zeigt sich aber immer wieder, daß bei einem bestimmten Temperaturgrade die Blüten in der Zeiteinheit mehr Kohlensäure als die Laubblätter und diese mehr als die Pilze produzieren. Die thatsächlich zur Geltung kommende Atmungsgröße eines Pflanzenteiles ist also stets abhängig von der specifischen Atmungsenergie desselben einer- und von dem Einflusse, den die äußeren Verhältnisse auf die Zellen ausüben, andererseits.

Die Analogie zwischen dem gewöhnlichen Verbrennungsprozeß und der Atmung der Organismen besteht weiter, wie bereits angegeben wurde, darin, daß in beiden Fällen organische Substanz verbraucht wird. Der Verlust an organischen Stoffen, den Pflanzen infolge des Atmungsprozesses erleiden, läßt sich leicht feststellen. Man ermittelt z. B. das Trockensubstanzgewicht eines Samen genau und bringt denselben darauf unter günstige Keimungsbedingungen, was sehr bequem erreicht wird, indem man das Untersuchungsobjekt einfach in feuchten Sand legt. Der Versuch wird bei Abschluß des Lichtes fortgeführt, und natürlich hat man dafür Sorge zu tragen, daß dem keimenden Samen stets eine genügende Wassermenge zur Verfügung steht. Bei hinreichend hoher Temperatur entwickeln sich die Keimpflanzen unter den bezeichneten Umständen meistens sehr schnell. Experimentiert man mit Erbsen oder Bohnen, so erreichen die Keimpflanzen alsbald eine beträchtliche Größe. Sie erscheinen, im Dunklen erwachsen, von gelblicher Farbe, treiben sehr lange Stengelteile, dagegen verhältnismäßig kleine Blätter und entwickeln ein recht kräftiges Wurzelsystem. Hat man den Versuch einige Wochen lang fortgesetzt, so nimmt man die Keimpflanze samt den noch vorhandenen Samenresten aus dem Sande heraus, säubert dieselbe sorgfältig von anhaftenden Sandkörnchen und trocknet sie endlich. Das Trockengewicht der Keimpflanze ist, wie sich zeigt, viel geringer, oft nur halb so groß wie das Gewicht des ursprünglich ausgelegten Samen. Infolge der bei der Keimung zur Geltung kommenden Stoffwechselprozesse hat die Pflanze eine lebhafte Atmung unterhalten. Kohlensäure sowie Wasser sind erzeugt worden, indem der Sauerstoff der Luft mit organischen Stoffen des Pflanzenleibes in Wechselwirkung trat, und in dem nämlichen Maße, wie der Atmungsprozeß weitere Fortschritte macht, ist organische Substanz verbraucht worden. Die normale Atmung der Pflanze ist immer, nicht allein bei den im Dunklen keimenden Samen, sondern ebenso bei den am Licht zur Ausbildung gelangenden Stengeln, Blättern, Blüten rc., mit einem Verbrauch organischer Stoffe verbunden, und wenn diese Erscheinung nicht in allen Fällen unmittelbar beobachtet werden kann, so ist der Grund in sekundären Umständen zu suchen. Die Pflanze atmet ja nicht allein, sondern die meisten Gewächse sind auch unter bestimmten Bedingungen im stande, neue organische Substanz zu erzeugen. Wenn nun dieser letztere Prozeß in sehr ausgiebiger Weise zur Geltung kommt, wie es thatsächlich in den Zellen der dem Licht ausgesetzten grünen Pflanzenteile der Fall ist, so kann eine größere Quantität organischer Stoffe durch die wunderbaren, hier aber nicht näher zu besprechenden Vorgänge in den Chlorophyllkörpern neu gebildet werden, als infolge der Atmung zerstört wird, und der Erfolg der letzteren entzieht sich daher einem unmittelbaren, leichten Nachweis. Freilich ist die Bildung organischer Körper in den chlorophyllhaltigen Zellen wie der Prozeß der Zerstörung organischer Materie in der Pflanze mit einem Gaswechsel verbunden. Die grünen Zellen nehmen bei Lichtzutritt Kohlensäure aus ihrer Umgebung auf und scheiden dafür Sauerstoff ab. Das ist aber nicht etwa eine Form der Pflanzenatmung, denn für dieselbe ist keineswegs das Stattfinden des Gaswechsels überhaupt charakteristisch, sondern es sind ganz andere Merkmale, auf die es dabei ankommt. Für die normale Atmung erscheinen Sauerstoffverbrauch sowie Kohlensäurebildung sei-

tens der Zellen bezeichnend, und derartige Vorgänge machen sich in allen in Lebensthätigkeit begriffenen Pflanzenteilen bei Luftzutritt geltend. Es atmen somit auch die grünen Zellen unter dem Einfluß intensiven Lichtes; zugleich nehmen sie freilich unter diesen Umständen Kohlensäure aus der Luft auf und scheiden Sauerstoff aus. Im Dunklen kann dieser letztere Prozeß nicht zu stande kommen, und die Atmung der chlorophyllführenden Pflanzenteile tritt daher erst bei Lichtabschluß in ungetrübter Form hervor.

Bei dem Zustandekommen eines jeden Verbrennungsprozesses wird bekanntlich Wärme entwickelt, und danach kann von vornherein angenommen werden, daß auch infolge der Pflanzenatmung Wärme frei werden muß. In der That ist dies der Fall. Den Pflanzen kommt ebenso wie den Tieren Eigenwärme zu. Den Nichtphysiologen dürfte diese Angabe überraschend erscheinen; indessen, es läßt sich wirklich der Nachweis führen, daß alle Gewächse infolge der Atmung Wärme produzieren.

Stellt man den Temperaturzustand grüner Blätter oder dünner Stengel fest, so findet man freilich in der Regel, daß diese Pflanzenteile kälter als ihre Umgebung sind. Damit ist aber noch lange nicht gesagt, daß die Blätter sowie dünnen Stengel keine Wärme infolge ihrer Atmung erzeugen, denn der Temperaturzustand eines Körpers erweist sich abhängig von einer Reihe verschiedener Faktoren, die in ihrem Zusammenwirken berücksichtigt werden müssen. Der Verbrennungsprozeß (Atmung), welcher in den Zellen der Blätter vor sich geht, ist auf keinen Fall ein sehr energischer, und wir müssen daraus schließen, daß die Wärmeproduktion der Blätter infolgedessen auch keine sehr bedeutende sein kann. Andererseits erfährt die Temperatur der sich in freier Luft befindenden Blätter durch Wärmeausstrahlung und insbesondere infolge der in ihrem Gewebe stattfindenden Wassergasbildung eine Erniedrigung, denn bei dem Übergang des tropfbar-flüssigen Wassers in Wassergas wird ja stets viel Wärme gebunden. Wenn nun, wie es gewöhnlich der Fall ist, diese letzteren Prozesse energisch zur Geltung kommen, so wird die Wärmebildung in den Zellen der Blätter unkenntlich; es geht mehr Wärme verloren, als erzeugt wird. Die Pflanzenteile erscheinen kühler als die sie umgebende Luft. Durch geeignete Experimente läßt sich aber der Nachweis liefern, daß unter Umständen das Entgegengesetzte der Fall sein kann. Schützt man die Pflanzenteile zumal vor lebhafterer Wasserverdunstung, indem man sie z. B. unter eine Glasglocke bringt, so gelingt es nämlich mit Hilfe thermoelektrischer Apparate, ihre Eigenwärme zu konstatieren.

Die Blätter eignen sich nicht dazu, um die Wärmeerzeugung in den Pflanzenzellen in einfacher Weise zu demonstrieren, da ihre Eigenwärme stets nur einen sehr geringen Wert erreicht. Andere Pflanzenteile geben viel günstigere Untersuchungsobjekte ab, und ich erwähne hier zunächst die keimenden Samen.

Werden z. B. Gerstenkörner unter günstigen Temperaturverhältnissen mit hinreichend großen Wassermengen in Berührung gebracht, so tritt die Keimung der Körner alsbald ein. Es macht sich eine Reihe komplizierter Stoffwechselprozesse in den Zellen der Untersuchungsobjekte geltend, die Atmung ist eine relativ lebhafte, und damit geht eine ziemlich bedeutende Wärmeentwickelung Hand in Hand. Häuft man eine bedeutende Menge keimender Gerste zusammen, wie dies z. B. in den Brauereien bei der Malzbereitung geschieht, so genügt es, die Hand in den Malzhaufen einzuführen, um die Wärmebildung seitens der Keimpflanzen wahrzunehmen. Andere Pflanzenteile, welche eine recht lebhafte Atmung unterhalten, lassen ebenfalls die Produktion von Eigenwärme leicht erkennen. Häuft man z. B. Blüten in einem geeigneten Apparat um die Kugel eines Thermometers zusammen, so steigt das Quecksilber desselben in vielen Fällen um einige Grade.

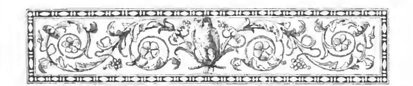
Eine ganz besonders lebhafte Selbsterwärmung läßt sich am Kolben der Arum-

arten nachweisen. Der gesamte Blütenstand der Repräsentanten dieser Gattung, z. B. derjenige des Arum maculatum, welche Pflanze bei uns in Wäldern oft in großer Menge angetroffen wird, ist von einem großen Blattgebilde, der Scheide, umgeben. Diese Scheide umschließt einen Kolben, der oben verdickt erscheint und an seinem unteren Ende die männlichen sowie weiblichen Blüten trägt. Die unter Benutzung unserer einheimischen Arumart angestellten Untersuchungen haben nun zu dem Resultat geführt, daß der Kolben zur Blütezeit der Pflanze zuweilen eine um 5 bis 7 Grad höhere Temperatur besitzt als die umgebende Luft. Neuerdings hat G. Kraus eine Anzahl Kolben des Arum italicum um die Kugel eines Thermometers gruppiert und eine Temperaturdifferenz von 27,7 Grad Celsius zwischen der Luft einerseits, sowie den Pflanzenteilen andererseits wahrgenommen. Damit ist erwiesen, daß die Wärmeproduktion in den Pflanzenzellen unter Umständen eine ganz enorme Größe erreichen kann. Die Ursachen der Wärmebildung sind in dem Stattfinden von Stoffwechselprozessen, insbesondere des Atmungsprozesses, zu suchen. Je lebhafter diese Vorgänge zur Geltung kommen, um so erheblicher muß die Selbsterwärmung ausfallen.

Die Wärmeentwickelung ist aber nicht die einzige Erscheinung, welche die Atmung der Pflanzenzellen begleitet, sondern es kann sogar ein Leuchten derselben zu stande kommen. Obgleich zahlreiche Angaben über leuchtende (phosphoreszierende) Pflanzenteile vorliegen, verdienen doch nur wenige Anspruch auf speciellere Beachtung. So ist es unzweifelhaft, daß der Agaricus olearius, ein Pilz, der in der Provence häufig angetroffen wird, zu leuchten vermag. Im lebendigen Zustande sendet dieser Organismus ein weißliches Licht aus, aber es geschieht dies nur bei Gegenwart freien Sauerstoffs, nicht in einem sauerstofffreien Raume. Diese Thatsache verdient ein besonderes physiologisches Interesse, denn sie läßt keinen Zweifel darüber bestehen, daß das Leuchten eine Folge von Oxydationsprozessen (Atmung) ist, die in den Zellen des Agaricus zur Geltung kommen. Ebenso vermögen die Rhizomorphen und Bacterien, die auf faulenden Fischen angetroffen werden, zu phosphoreszieren.

Es erscheint endlich nicht überflüssig, die Frage nach der Bedeutung des Atmungsprozesses an dieser Stelle zu berühren. Infolge der Respiration der Gewächse werden, wie wir erfahren haben, nicht unerhebliche Quantitäten organischer Substanzen zerstört. Der Sauerstoff der Luft wirkt oxydierend auf gewisse Zellenbestandteile ein; Kohlensäure sowie Wasser sind als Atmungsprodukte anzusehen. Und doch, trotzdem die Pflanze durch die Respiration einen Substanzverlust erfährt, ist dieselbe von größter Bedeutung für den Lebensprozeß. Der Organismus bedarf ja nicht nur einer gewissen Stoffmenge, um existieren zu können, sondern es müssen auch Kräfte disponibel sein, welche die Materie in Bewegung zu versetzen vermögen. Diese für den Lebensprozeß absolut erforderlichen Kräfte werden in erster Linie durch die Atmung in Freiheit gesetzt, eine Thatsache, die hier freilich nicht specieller begründet werden kann. Es sei nur darauf hingewiesen, daß die meisten Pflanzenteile alsbald absterben, wenn sie in einen sauerstofffreien Raum gebracht werden, und infolgedessen nicht mehr im stande sind, normale Atmung zu unterhalten. Das Wachstum der Zellen steht unter solchen Umständen still, die Bewegungen im Protoplasma erlöschen und die Zellen gehen schließlich aus dem lebensthätigen in den toten Zustand über.

Denjenigen Leser, der sich über die in diesem Aufsatz in aller Kürze behandelten Verhältnisse genauer orientieren will, verweise ich auf die folgenden Schriften: Pfeffer, Handbuch der Pflanzenphysiologie, Leipzig 1881; Sachs, Vorlesungen über Pflanzenphysiologie, Leipzig 1882; Detmer, Lehrbuch der Pflanzenphysiologie, Breslau 1883.



Für den Weihnachtstisch.

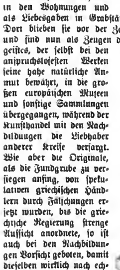
Wie alljährlich, so bringt auch in diesem Jahre der deutsche Buch- und Kunsthandel eine Anzahl von Prachtwerken für den Weihnachtstisch, und wir wollen nicht versäumen, unseren Lesern einige Winke zu geben, um sie auf hervorragende Erscheinungen dieser Art, welche uns zur Einsicht vorgelegt wurden, aufmerksam zu machen. Für den kunstgebildeten Geschmack ist das Werk **Rembrandt-Galerie**, welches Alfred v. Wurzbach im Verlage von Paul Neff in Stuttgart erscheinen läßt und wovon bereits mehrere Lieferungen versandt sind, besonders geeignet. Es verspricht eine Sammlung von hundert ausgezeichneten Reproduktionen der berühmtesten Radierungen und Schwarzkunstblätter nach Gemälden Rembrandts und wird auf diese Weise einen vollkommenen Einblick in den künstlerischen Charakter des großen niederländischen Malers gewähren. Die Blätter werden sämtlich im Atelier von Martin Rommel u. Co. in Stuttgart in Lichtdruck meisterhaft ausgeführt. Sechzig Blätter sind in groß Folio, während vierzig in Quartformat als Illustrationen dem von Alfred v. Wurzbach verfaßten Text eingefügt sind. Was bis jetzt vorliegt, verdient uneingeschränktes Lob, und wir können dies großartige Unternehmen allen Kunstfreunden nachdrücklich empfehlen. Später werden wir auf die Bedeutung desselben ausführlich zurückkommen. – Eine außerordentlich reiche Quelle anregender Unterhaltung bieten die dreißig Kartonblätter mit hundertsechsunddreißig Stichen nach **Chodowieckis Kupferstichen**, welche in einer sehr geschmackvollen Mappe vereinigt im Verlage von Mitscher u. Roestell in Berlin erschienen sind. Diese Blätter bilden eine wahre Fundgrube für das Studium der Kulturgeschichte des vorigen Jahrhunderts und enthalten neben einer Fülle unverwüstlichen Humors ebensoviele geistreiche künstlerische Einfälle. Das öffentliche, sowie das häusliche Treiben bieten Chodowiecki zu köstlichen Scenen den Stoff; überdies sind Illustrationen zu Werken von Gellert und Lessing in der Sammlung vertreten; kurzum, diese Mappe ist in der That ein künstlerisches Schatzkästlein, welches zur unversieglichen Quelle unterhaltender und belehrender Anregungen und Gespräche dienen kann. — Bei dieser Gelegenheit dürfen wir nicht versäumen, zu bemerken, daß das schon öfter von uns erwähnte, im Verlage von J. Engelhorn in Stuttgart erschienene Prachtwerk **Die Kunstschätze Italiens** von Karl v. Lützow inzwischen vollendet wurde und nun in der Gesamtheit einen wirklich ungewöhnlich bedeutenden Eindruck hinterläßt. Sowohl die Radierungen wie die Textillustrationen sind mit größter Sorgfalt und feinem Verständnis hergestellt, und der Text des Herrn v. Lützow entspricht vollauf den Erwartungen, zu welchen man bei diesem gediegenen Kenner italienischer Kunst berechtigt war. — Auch die Reihe der Prachtwerke, welche sich in Text und Illustrationen die Schilderung bestimmter Ländergebiete zur Aufgabe gemacht haben, ist wieder um einige neue Erscheinungen bereichert worden. Dahin gehört **Amerika**, eine Schilderung der Vereinigten Staaten in Wort und Bild von Friedrich v. Hellwald, aus dem für derartige Publikationen rühmlich bekannten Verlage von Schmidt u. Günther in Leipzig. Die überaus zahlreichen Illustrationen geben eine Fülle von Einzelheiten und stehen in dieser Beziehung sehr hoch. Diesem Reichtum der bildlichen Darstellung entspricht die gewandte Manier des Textverfassers, der in anziehender Weise bei der Betrachtung aller Wunder der Natur und des menschlichen Fleißes den Führer macht. — In demselben Verlage erscheint gegenwärtig in etwas kleinerem Format ein illustriertes Werk über **Frankreich**, gleichfalls mit zahlreichen Illustrationen; der Text ist wiederum von Friedrich v. Hellwald verfaßt. Die ungemein thätige Verlagshandlung bietet auch hier wieder alles auf, um dem Geschmack unserer Zeit entgegenzukommen. Unsere erbitterten Nachbarn jenseits des Rheines würden beim Anblick dieses Werkes die Gerechtigkeit nicht

verjagen dürfen, daß wir Deutsche bestrebt sind, ihr schönes Vaterland nach allen Richtungen vollauf zu würdigen; wie könnte sonst ein Unternehmen wie das vorliegende auf Erfolg rechnen. — Von dem umfangreichen Werke **Rußland, Land und Leute**, welches bei Greßner u. Schramm in Leipzig herausgegeben wird, erscheint gegenwärtig der Band „Russisch-Asien" in rascher Folge. Auch hier beleben zahlreiche größere und kleinere Illustrationen den interessanten Text, welchen Hermann Roskoschny unter Mitwirkung von anderen hervorragenden Gelehrten auf diesem Gebiete giebt. — Suchen die soeben genannten ethnographischen Werke ihren Hauptzweck in der Schilderung des Bodens und der Verhältnisse, denen wichtige Völkerschaften ihre Kulturentwickelung verdanken, so widmet das allerliebst ausgestattete Werk **Die Riviera** von Woldemar Kaden mit Bildern von Hermann Nestel, welches die Verlagshandlung von Spemann in Stuttgart nun fertig für den Weihnachtstisch bereit hält, seine Aufmerksamkeit jener reizenden Strecke Landes am Mittelmeer, welche immer und immer wieder zur Erholung und Erheiterung von Tausenden aufgesucht wird. — Über die Reise, die der Prinz Friedrich Karl im Winter 1882 bis 1883 nach dem Morgenlande ausführte, erscheint gegenwärtig im Verlage von Trowitzsch u. Sohn in Frankfurt a. d. O. ein brillant ausgestattetes Prachtwerk: **Prinz Friedrich Karl im Morgenlande**, welches von zweien seiner Reisebegleiter, dem Prof. H. Brugsch, dem berühmten Kenner des Orients und besonders Ägyptens, sowie dem Major v. Garnier nach ihren Tagebüchern und Handzeichnungen herausgegeben wird. Es bedarf keiner weiteren Bemerkungen, um die Aufmerksamkeit auf dieses Werk zu lenken, welches zur Erinnerung an die Reise eines preußischen Prinzen, der bekanntlich nicht leicht vor einer Schwierigkeit zurückschreckt, die Hauptmomente derselben in der Darstellung von einem der ersten Orientkenner und nach Handzeichnungen von meisterhafter Vollendung festhält. — Seiner Vollendung entgegen schreitet nun auch die Prachtausgabe des historischen Werkes über die **Kreuzzüge und die Kultur ihrer Zeit** von Otto Henne am Rhyn mit hundert ganzseitigen Illustrationen von dem verstorbenen Gustav Doré, verschiedenen gleich großen Illustrationen deutscher Künstler und cirka hundertzwanzig Textillustrationen. Die kulturhistorische Bedeutung der Kreuzzüge als Abschnitt der Geschichte des Ringens zwischen Christentum und Islam, sowie die Zeit dieses gewaltigen Kampfes vor und nach denselben, ist durch den kundigen Verfasser anschaulich und mit voller Sachkenntnis geschildert. Den effektvollen Bildern von Gustav Doré reihen sich die größeren Illustrationen sowie die kleineren in dem Text aufgenommenen Abbildungen würdig an. — Um noch einiger poetisch-künstlerisch wertvoller Erscheinungen zu gedenken, erwähnen wir die in wahrhaft festlichem Gewande vorliegende Dichtung **Ännchen von Tharau**, ein Lied aus alter Zeit von Franz Hirsch, mit acht photographisch vervielfältigten Illustrationen von Georg Knorr, aus dem Verlage von Karl Reißner in Leipzig — ein Buch, welches sowohl durch den poetischen Gehalt der Dichtung wie durch den künstlerischen Wert der entsprechenden Bilder und nicht zum geringsten Teil auch durch die splendide Ausstattung allgemeinen Beifall finden wird. — Von Carmen Sylva (Königin Elisabeth von Rumänien), die wiederholt ihr neues Vaterland in seinen Naturschönheiten durch sinnige Dichtungen verherrlicht hat, erschien bei Adolf Titze in Leipzig eine reich mit illustrativem Schmuck versehene Sammlung von Dichtungen, deren Titel **Mein Rhein** bereits ausspricht, daß es sich dabei um die eigentliche Heimat der Königin, die eine geborene Prinzessin von Wied ist, handelt. Die Randzeichnungen sind von C. Doepler d. J., und dazu kommen zwanzig landschaftliche Radierungen, welche die schönsten Gegenden unseres deutschen Lieblingsstromes in trefflicher Ausführung wiedergeben.


Tanagrafigur. Abbildung einer Reproduktion aus der Lechnerschen Kunstanstalt in Wien.

* * *

Es sind nun zehn Jahre her, seitdem die reizenden polychromen Thonfiguren aus Tanagra die Aufmerksamkeit der ganzen kunstliebenden Welt beschäftigt und in unzähligen Nachbildungen sich bereits vielfach als Zimmerschmuck eingebürgert haben. Daß gerade in dem kleinen antiken Städtchen Tanagra diese Figuren geschaffen wurden, hatte seinen natürlichen Grund in dem dort vorhandenen, zur Herstellung dieser Kunstgegenstände besonders geeigneten Thonboden; aber so bescheiden waren die Schöpfer der zierlichen Kunsterzeugnisse, daß sie dieselben gar nicht mit den Produkten der gefeierten Künstler wetteifern ließen, sondern gewissermaßen nur zum Hausgebrauch in der eigenen Stadt, als Schmuck in den Wohnungen und als Liebesgaben in Grabstätten verwendeten. Dort blieben sie vor der Zerstörung bewahrt und sind nun als Zeugen des antiken Kunstgeistes, der selbst bei den anspruchslosesten Werken seine hohe natürliche Anmut bewährt, in die großen europäischen Museen und sonstige Sammlungen übergegangen, während der Kunsthandel mit den Nachbildungen die Liebhaber anderer Kreise versorgt. Wie aber die Originale, als die Fundgrube zu versiegen anfing, von spekulativen griechischen Händlern durch Fälschungen ersetzt wurden, bis die griechische Regierung strenge Aufsicht anordnete, so ist auch bei den Nachbildungen Vorsicht geboten, damit dieselben wirklich nach echten Originalen und sowohl in der plastischen Nachbildung wie in der Wiedergabe des zarten Farbentones die ursprünglichen Werke möglichst getreu nachahmen. — In jedem Betracht sind die Reproduktionen der Tanagrafiguren, welche von der R. Lechnerschen Kunstanstalt in Wien versandt worden, besonders zu empfehlen, da sie die Anmut des Ausdrucks, die wunderbare Feinheit der Formen und den eigenartigen Farbenton in überraschender Treue wiedergeben und daher überall den günstigsten Eindruck hervorbringen. Es ist bekannt, mit welchem Entzücken die größten Kunstgelehrten das Erscheinen der zierlichen gefärbten Bildwerke aus Tanagra begrüßten; den Lesern der Monatshefte wird erinnerlich sein, wie der inzwischen heimgegangene Dichter Gottfried Kinkel in seiner poetischen Erzählung „Tanagra" einen Schöpfer dieser wunderbaren Kunstwerke feierte; auch die schwungvolle Novelle „Der Meister von Tanagra" von Ernst v. Wildenbruch verfolgt denselben Zweck, und alle diese Kundgebungen beweisen das große Aufsehen, welches die aufgefundenen bunten Figuren bewirkten. Auch die Nachbildungen aus der Lechnerschen Kunstanstalt haben bereits von sachverständiger Seite volle Anerkennung gefunden. Die Anstalt ist bestrebt, ihre Sammlung fortwährend zu vermehren und nach und nach alle zugänglichen Originale in gleich wirksamen Kopien herzustellen; so sind neuerdings aus der reichen Auswahl, die der Fürst von Liechtenstein der Lechnerschen Kunstanstalt zur Verfügung gestellt hat, mehrere Stücke vervielfältigt worden, welche ganz besonders das archäologische Interesse mit dem künstlerisch Schönen vereinen. Wir fügen einige Abbildungen hier ein, welche das Gesagte unterstützen mögen.



Tanagrafigur. Abbildung einer Reproduktion aus der Lechnerschen Kunstanstalt in Wien.



Tanagrafigur. Abbildung einer Reproduktion aus der Lechnerschen Kunstanstalt in Wien.

* * *

Die Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer in Leipzig hat auch in diesem Jahre eine reiche Auswahl prächtig und geschmackvoll ausgestatteter Bücher herausgegeben, welche den verschiedensten Anforderungen für die Weihnachtszeit Rechnung tragen. Als ein höchst wertvolles Geschenk darf das **Illustrierte Konversations-Lexikon für das Volk** bezeichnet werden, welches in zweiter Auflage vorliegt und also be-

reits eingebürgert ist. Für Haus und Familie ist dies Nachschlagebuch mit seinen populär geschriebenen Artikeln, den zahlreichen trefflich ausgeführten Abbildungen und der ganzen gediegenen Ausstattung eine ebenso nützliche wie gefällige Gabe. — Von dem vielgerühmten, großartig angelegten Werke **Das Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien,** welches unter der Mitwirkung hervorragender Fachmänner von F. Reuleaux herausgegeben wird, liegt der erste Band bereits in achter Auflage vor. Dieses Werk ist ein umfassendes Kompendium gediegenen Wissens auf den verschiedenen Gebieten des Kulturfortschritts der Menschheit. Mit zahlreichen Illustrationen ausgestattet, in handlichem Format, präsentiert sich jeder einzelne Band in durchaus solider und ansprechender Weise. — Die Hilfsmittel für Belehrung, welche der eifrige Spamersche Verlag stets im reichen Maße bietet, sind auch diesmal wieder vermehrt worden. Der rühmlich bekannte Geograph Richard Oberländer hat dazu zwei Bände beigesteuert, einmal die „Kulturbilder und Reiseschilderungen aus Amerika" unter dem Titel **Von Ocean zu Ocean** und dann die zweite Auflage von **Livingstones Nachfolger,** ein Buch, welches die neueren Forschungen und Entdeckungen in Afrika beschreibt und daher ganz besonders zeitgemäß für die Jugend erscheinen wird. — Zu Vorstudien für diese und ähnliche Werke ist vortrefflich geeignet die **Geschichte der geographischen Entdeckungsreisen** von J. Löwenberg, welche mit ganz besonders interessanten Abbildungen, vielfach nach alten Stichen, versehen ist. — Ganz besonders schön illustriert sind die **Landschaftlichen Charakterbilder** von Dr. J. W. Otto Richter, welche Schilderungen aus allen Himmelsgegenden enthalten, sowie die „Bilder aus dem Gebirge und Berglande in Schlesien und den Ebenen in Posen von der Oder bis zur Weichsel", welche den achten Band von **Unser deutsches Land und Volk** bilden, einer Serie, die ungemein geeignet ist, den patriotischen Sinn zu beleben und die großen Schönheiten und charakteristischen Eigentümlichkeiten unseres Vaterlandes in das rechte Licht zu setzen. — Schließlich gedenken wir auch derjenigen neuen Erscheinungen aus dem Spamerschen Verlage, welche, wie die schön ausgestatteten kulturhistorischen Erzählungen, mehr der Unterhaltung gewidmet sind. Ein ganz reizendes Buch, was Ausstattung und Inhalt betrifft, ist **Elfenreigen** von Villamaria, eine Sammlung von deutschen und nordischen Märchen, die so großen Anklang gefunden hat, daß sie bereits in fünfter Auflage vorliegt. — Dasselbe Gebiet, obgleich in anderer Weise, beschreitet **Wunderglaube und Wirklichkeit** von Franz Otto, worin allerlei fabelhafte Überlieferungen aus alter und neuer Zeit auf ihren wirklichen Gehalt geprüft werden. Alle diese Werke sind reich illustriert und geschmackvoll gebunden.

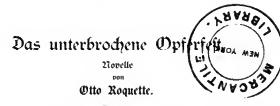
Eine ganze Bibliothek für die Jugend bilden die **Gesammelten Schriften** von Christoph v. Schmid, die in achtzehn Bändchen bei Louis Finsterlin in München erschienen sind. Jedes Bändchen bringt ein Titelbild in Farbendruck und außerdem eine Anzahl kleiner Textillustrationen. Die buntschillernde Romantik dieser zahlreichen größeren und kleineren Erzählungen steht einzig in ihrer Art da. „Die Ostereier", „Der Kanarienvogel", „Heinrich von Eichenfels", „Rosa von Tannenburg", „Das Blumenkörbchen" und wie sie alle heißen mögen, bleiben stets das Kindergemüt ergreifende, sittlich veredelnd wirkende Geschichten, deren Verfasser die Herzen der Jugend kannte und liebte, wie es selten vorkommt. Die neue Ausgabe empfiehlt sich durch gefällige Ausstattung.

Wir haben schon in früheren Jahrgängen Gelegenheit genommen, die im Verlage von Ferdinand Hirt u. Sohn in Leipzig erscheinenden Jugendschriften zu empfehlen. Auch in diesem Jahre ist daselbst manches Neue herausgekommen. Die beiden Serien historischer Erzählungen **Der Sieg des Kreuzes** und **Preußens Heer, Preußens Ehr** von Oskar Höcker sind durch neue Bände vermehrt worden, von denen ohne Zweifel **Mit Gott für König und Vaterland,** eine Geschichte aus den Befreiungskriegen, viel Anklang finden wird. Auch die kulturgeschichtlichen Erzählungen „An deutschem Herd" sind durch einen Band **Edelfalk und Waldvöglein** von Brigitte Augusti bereichert worden. Wie Oskar Höcker den geeigneten Ton für die männliche Jugend gut zu treffen weiß, so versteht es Brigitte Augusti, für die reifere Mädchenwelt anziehend zu erzählen. Die beigegebenen Illustrationen sind ganz vortrefflich gezeichnet und die Ausstattung überhaupt in jeder Hinsicht musterhaft.

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Das unterbrochene Opferfest.



Novelle
von
Otto Roquette.

Der schwedische Oberst Karl Gottfried von Helwig war von längeren diplomatischen Reisen aus dem Orient zurückgekehrt und benutzte seinen Urlaub zu einem Aufenthalt in Deutschland, dessen Sprache ihm geläufig war, da er in Thüringen seine Schulerziehung erhalten hatte und der großartige Aufschwung der deutschen Litteratur, der von Weimar ausging, seine lebhafte Teilnahme erregte. So befand sich der Oberst seit acht Tagen in Weimar, dessen Kleinheit und unscheinbares Äußere, im Gegensatz zu dem darin immer wachsenden geistigen Leben, ihn nicht so wie andere Ausländer befremdete, da er in seiner Jugend die Stadt öfter betreten hatte. Weimar zählte im Jahre 1802 nicht nur Goethe, Schiller, Wieland, Herder und eine Anzahl anderer bedeutender Männer zu seinen Bewohnern, es wurde auch von einer Menge litterarischer und künstlerischer Gäste belebt, da man es bereits als den geistigen Mittelpunkt des deutschen Lebens betrachtete. Das Schauspiel stand, besonders durch die jetzt rasche Folge der dramatischen Dichtungen Schillers, in höchster Blüte, und auch die Oper wurde, wenngleich bei bescheidenen äußeren Mitteln, sorgfältig gepflegt. Dazu kam noch ein sich mehrender Zuwachs in der Gesellschaft, welche sich um den Hof gruppierte. Begüterte adelige Familien wählten Weimar zu einem längeren oder auch dauernden Aufenthalt, wodurch die geselligen Kreise sich erweiterten, selbst der Hofhalt eine größere Ausdehnung gewann. Gleichwohl gab es noch keine großen Häuser mit geräumigen und bequemen Wohnungen. Für öffentliche Zwecke waren wohl einige Säle vorhanden, gewöhnlich aber mußte sich die Gesellschaft zusammenschachteln, wie es eben gehen, manchmal auch kaum gehen wollte. Selbst der Hof war noch viele Jahre nach dem Brande des Schlosses keineswegs würdig und bequem untergebracht, daher er denn der Vollendung des neuen Schlosses mit Sehnsucht entgegensah.

Der Oberst von Helwig hatte in der

Gesellschaft bereits manchen Seufzer vernommen und mancherlei von den Parteiungen im litterarischen Kreise gehört, was ihn stutzen und lächeln machte. Er war ein erfahrener Weltmann, der auf Einflüsterungen und Kleinlichkeiten nichts gab, sondern sich an das Bedeutende und Dauernde hielt. Und da er so viel geistiges Leben noch nirgends in der Welt beisammen gefunden, hatte er beschlossen, seinen Aufenthalt in Weimar auf einen ganzen Winter auszudehnen. Nachdem er sich bei Hofe vorgestellt, verstand es sich für einen Mann in seinen Lebensumständen von selbst, auch bei Goethe um eine Audienz anzuhalten, und da er viel von der großen Welt erzählen konnte und sich in künstlerischen Dingen unterrichtet zeigte, war er wohl empfangen und von Goethe gleich eine Stunde lang im Gespräch festgehalten worden. Bei Schiller hatte er vorerst nur eine Karte abgeben können, da dieser sich in der Theaterprobe befand, als er sich ihm vorstellen wollte.

Nun ist aber zu sagen, daß noch eine besondere Ursache dem Oberst einen längeren Aufenthalt in Weimar wünschenswert machte. Er hatte in Hofkreisen ein Wiedersehen gefeiert, welches ihm die lebhaftesten Wünsche für die Zukunft erweckte und ihm noch einmal eine sehr jugendliche Stimmung gab. In Paris war es gewesen, wo er vor einigen Jahren eine sehr schöne junge Dame in Gesellschaft ihrer Eltern kennen gelernt. Ihre ungewöhnliche Erscheinung, ihre Talente, ihr lebhafter Geist hatten Eindruck auf ihn gemacht, und oft bedauerte er in der Folge, daß die Anknüpfung nur so knapp und vorübergehend hatte sein sollen. Und diese jetzt reife Schönheit fand er nun in Weimar wieder als Hofdame der Herzogin Amalia, als eine bereits anerkannte Dichterin, als besonderen Schützling Goethes, welcher ihre erste größere Dichtung, „Die Schwestern von Lesbos“, selbst in die Litteratur eingeführt hatte. Ob ihm Amalie von Imhof geneigt sei, wußte er freilich noch nicht. Hatte er doch noch kaum Zeit und Gelegenheit gefunden, ihr seine Neigung recht bemerkbar zu machen. Sie war inzwischen eine glänzende und von vielen verwöhnte Weltdame geworden, und ihr unter so günstigen Verhältnissen eben aufblühender dichterischer Ruhm machte sie etwas selbstbewußter und strahlender in ihrem Wesen, wobei doch, wie er meinte, ihre Anmut und Liebenswürdigkeit nichts einbüßten. Und beobachtete er nun, wie sie unter den geistigen Heroen Weimars lebte, von ihnen bevorzugt, gleichsam als ihresgleichen angesehen wurde, dann kam sich Karl Gottfried von Helwig recht prosaisch vor, und Zweifel stiegen in ihm auf, ob er seine Hoffnungen beflügeln dürfe? Freilich, wenn man den Oberst betrachtete, so würde man ihm solche Zweifel kaum zugetraut haben. Denn auch in seinem Wesen lag Selbstbewußtsein und vornehme Sicherheit. Ein Mann von stattlicher Erscheinung, nur eben vierzig Jahre alt, in hervorragender Lebensstellung, durfte er sich mit Recht sagen, daß er nicht gar zu bedenklich und bescheiden zu sein brauche. Dergleichen flüsterte ihm denn die Hoffnung auch wieder zu und machte seinen Gang lebhafter und elastischer, als er durch die Straße schritt, um seinen Besuch im Imhoffschen Hause zu wiederholen.

Am Theater vorübergehend, sah er Gruppen von Schauspielern stehen oder sich trennen, da die Probe eben beendet schien. Plötzlich erblickte er ein Gesicht, welches ihm bereits gestern von der Bühne her Erinnerungen wach gerufen, so wie auch das Organ des Darstellers ihn lebhaft berührt hatte. Der Oberst hemmte seinen Schritt und blickte den Vorüberschreitenden scharf an. Dieser schien zu stutzen, fast zu erschrecken, sah beiseite und entfernte sich nur schneller. Der Oberst aber blieb überrascht stehen. „Herr von Blumenthal —?“ rief er in prüfendem Tone; und mit lauterer Stimme fügte er dringender hinzu: „Heinrich! Heinrich Blumenthal!“

Der Angerufene wendete sich, blieb zögernd stehen, kam jedoch gleich darauf dem Oberst mit gemessenem Gruß entgegen.

„Bist du es denn wirklich, mein alter Jugendgenosse?“ rief dieser mit aufrichtiger Freude. „Ja, du bist es, der lustige Heinrich, der mit mir auf der gleichen Schülerbank gesessen! Wie kommst du unter die Schauspieler? Und — du scheinst mich nicht wiederzuerkennen, oder du willst es nicht?“

„Ich war schon vor einigen Tagen ganz sicher, in Ihnen Herrn von Helwig wiederzusehen,“ entgegnete der andere höflich und gemessen, „doch glaubte ich nicht die Ehre zu haben, von dem Herrn Obersten noch gekannt zu sein. In meiner Jugend hieß ich allerdings Heinrich von Blumenthal, seit zwanzig Jahren aber bin ich der Schauspieler Becker und habe mich ernst verpflichtet, nur noch den Namen Becker zu führen. Damit muß auch alles Vergangene abgethan sein.“

„Alles?“ entgegnete der Oberst, überrascht durch diese Zurückweisung, aber nicht willens, sich so kurz abfertigen zu lassen. Denn die Lebenswendung seines einstigen Freundes erweckte seine Teilnahme nur lebhafter. „Gegen wen hast du — oder haben Sie sich verpflichtet, Ihre Vergangenheit so gänzlich abzuthun?“ fuhr der Oberst in etwas weniger warmem Tone fort.

„Selbstverständlich zuerst gegen meine Familie,“ fuhr Herr Becker fort, „die es anfangs als eine schwere Verletzung ihrer Ehre betrachtete, da ich als Student den Hörsälen entlief und weit in Österreich als Schauspieler auftauchte. Nun, auch nach der Umwandlung meines Namens hat sich meine Familie von mir losgesagt. Doch diese Kämpfe sind längst vorüber.“

„Lebt dein — lebt Ihr Vater noch? Ihre Mutter?“ fragte der Oberst rasch.

„Mein Vater ist gestorben, jeder Versöhnung unzugänglich. Die Mutter habe ich noch bei seinen Lebzeiten in Berlin einigemal heimlich gesehen. Auch nach seinem Tode mußte es heimlich geschehen, denn Brüder und Schwestern, alle älter als ich, duldeten keine offene Annäherung. Seit Jahren lebt auch die Mutter nicht mehr.“

„So weiß man von Ihrer Familie, von Ihrem eigentlichen Namen in Weimar nichts?“ fuhr der Oberst zu fragen fort.

„Goethe kennt meinen Namen,“ entgegnete Becker. „Ich mußte bei meinem Engagement offen gegen ihn sein und verpflichtete mich auch gegen ihn, denselben zu verheimlichen. Denn der Herzog liebt es nicht, adelige Namen auf dem Theaterzettel zu lesen — wie das denn in der That bei dem Zuschnitt der Gesellschaft einiges Mißliche hat. Gleichwohl bin ich überzeugt, daß auch der Herzog ihn kennt, wie ihm ebenso die ursprünglichen Namen anderer nicht unbekannt sein werden. Denn wir haben bei unserer Bühne Abkömmlinge von recht aristokratischen Geschlechtern, als da sind von Wedell, von Zieten und andere, die sich alle unter bürgerlichen Theaternamen verbergen. Man weiß das von einigen; man will es nicht wissen oder man darf es nicht; man thut in den meisten Fällen gut, wenn man nicht danach fragt. Jeder ist in unserer Genossenschaft nur das, was er sein soll oder sein kann. Wir sind eine geschlossene Schar, bei Tage von der Gesellschaft abgesondert, abends von ihr gesucht, über ihr stehend, durch den schönen Schein eine höhere Wahrheit der gemeinen Wirklichkeit entgegenstellend.“

„Und welche Kämpfe müssen bei manchem vorausgegangen sein, um endlich diese höhere Wahrheit darstellen zu können!“ sagte der Oberst.

„Bei manchem?“ rief Becker lebhaft. „Bei allen! Vielleicht am wenigsten bei denjenigen, welche, von Schauspielerfamilien abstammend, beim Theater aufgewachsen sind. Aber auch ihr Leben ist Kampf. Um so mehr das Leben derer, die aus anderen Kreisen herbeigekommen sind. Wer etwas anderes für sein Dasein verlangt, als das Herkommen und der gewöhnliche Gang und Brauch, als Verhältnisse und Beschränkungen ihm vorschreiben wollen, der ruft den Streit in sein Leben. So viel er darin erringen und ersiegen mag, ihm bleibt der Kampf, ja er darf die Ruhe nicht mehr verlangen,

denn die rauhe Bahn, die er sich erwählt, so Herrliches sie bieten mag, kann nur durch stetes Kämpfen durchschritten werden. Ich habe die Wahl niemals bereut, was ich immer dabei aufgeben mußte. Das höchste Lebensglück und die tiefste Seelennot wurden mir in meiner Laufbahn zu teil, sie haben mich nur fester an den Schauplatz meiner Thätigkeit gekettet. Und wenn die Sorge auch einmal von außen herantritt, so erhebt mich über alles die Genugthuung, mit Männern wie Schiller und Goethe für das gleiche Ziel zu wirken — ja gemeinsam zu schaffen; denn wie weit immer durch Bildung, Begabung und Lebensstellung von ihnen getrennt, sie würdigen mich ihres Verkehrs und ihres Vertrauens, und eine schönere Genugthuung kann ich mir nicht wünschen!"

Der Sprecher hatte sich bei der Darlegung seiner Lebenslage lebhaft erwärmt, und es schien, als habe er es auf eine Verteidigung seines Standes, den etwaigen Einwürfen seines einstigen Freundes gegenüber, abgesehen. Der Oberst faßte es auch so auf, ohne doch den berührten Gegenstand weiter behandeln zu wollen. Sie waren währenddem im Gespräch weiter geschritten und ohne eigentliches Ziel über die Esplanade hinweggelangt. Herr von Helwig hatte seinen Besuch bei Imhofs darüber zwar nicht vergessen, doch übte die Wiederbegegnung mit dem alten Freunde eine immerhin genügende Anregung, um von seinem ersten Plane noch eine Weile abzuschweifen.

Da trat ein Knabe mit prachtvollem Charakterkopf und glänzenden Augen auf Becker zu, um ihm nickend die Hand zu reichen. „Guten Tag, Kollege!" rief der Schauspieler. „Du scheinst etwas von Belang mitteilen zu wollen?"

„Ja," entgegnete der Knabe. „Bei Schillers sind seit vorgestern die Masern. August Goethe darf auch nicht hin. Karl Schiller hat im Bett an mich geschrieben, aber Frau von Schiller wollte mir, der Ansteckung wegen, den Brief nicht geben. Wir sind völlig voneinander abgesperrt!"

„Nun, es ist immer tröstlich, daß Karl bei seinen Masern noch schreiben konnte!" entgegnete Becker. „So wird die Krankheit wohl gelinde aufgetreten sein und ihr kommt bald wieder zusammen."

Der Knabe empfahl sich grüßend; Becker aber fuhr, zum Oberst gewendet, fort: „Dieser kleine Mann ist auch bereits eine von unseren Theaterexistenzen, und ganz von Rechts wegen habe ich ihn Kollege genannt. Aus Freundschaft für seine Mutter, die gefeierte Schauspielerin Friederike Unzelmann in Berlin, hat Goethe den Zwölfjährigen nach Weimar genommen und für Kinderrollen förmlich engagiert. Er ist hier in einer guten Familie untergebracht und besucht die Schule. Abends gehört er zu uns auf der Bühne. Seine Rollen übt Goethe selbst ihm ein. Wir haben in den neueren Stücken genug Knabenrollen, die von einem gewöhnlichen Theaterkinde nicht zu bewältigen sind. Dieser Karl Unzelmann aber zeigt sich früh als ein ganz enormes schauspielerisches Talent."

Im gemeinsamen Weiterschreiten ließ Becker es geschehen, daß der alte Freund leise seinen Arm nahm und damit zeigte, daß er von einer Förmlichkeit zwischen ihnen nichts wissen wollte. Der Oberst wünschte ganz unumwunden, von den Schicksalen des einstigen Genossen schon jetzt einiges zu erfahren, und so bog Becker, welcher mehr und mehr aufzutauen begann, mit ihm um die sogenannte Ackerwand in den Park ein, wo sie weniger beobachtet plaudern konnten. So erfuhr denn der Oberst auch von dem tiefsten Lebensschmerz, mit dem der Freund gerungen und der auch jetzt noch nicht überwunden war. Der Stern des weimarischen Theaters, von Kindheit auf der besondere Schützling und die Schülerin Goethes, die siebzehnjährige Christiane Neumann, war die Gattin des glücklichen Heinrich Becker geworden. Aber dem Vielbeneideten sollte dieses Glück nicht dauern. Sie starb, nur eben neunzehnjährig, eine nie ganz ersetzte Lücke auf dem Theater zurücklassend. Goethe, da-

mals auf einer Reise in der Schweiz, wurde durch diese Todesnachricht tief ergriffen. Er widmete ihr die schöne Elegie „Euphrosyne“ und machte die Gestalt der zu früh Verblichenen dadurch unsterblich. Der Oberst kannte das Gedicht noch nicht, er hielt sich daher nicht sowohl an die Verklärung der Künstlerin als an den irdischen Verlust des Freundes. Mancherlei wußte dieser ihm noch mitzuteilen. Er rückte denn auch mit der Nachricht heraus, daß er sich nach einer Reihe von Jahren wieder verheiratet habe, und der Oberst glaubte zu verstehen, daß diese zweite Ehe keine recht glückliche sei.

Endlich, da Becker stehen blieb, empfand Herr von Helwig, daß es fürs erste der Mitteilungen genug sein müsse. „Ich will dem Wunsche nicht entgegen sein,“ sagte er beim Abschied, „daß ich Herrn Becker öffentlich nur mit Höflichkeit begegne. Wenn wir aber unter uns sind, dann bist du mein alter Heinrich Blumenthal, und auch das alte Du tritt wieder in seine Rechte.“ Becker antwortete nur schweigend durch einen Händedruck, und die Freunde trennten sich für diesmal.

Der Oberst sah nach der Uhr. Zu seiner Überraschung fand er, daß ihm noch ausreichende Zeit zu einem Besuche blieb und demnach seine Ungeduld sich beim Ausgange in der Stunde geirrt haben mußte. So förderte er frohgemut die Schritte nach dem Imhoffschen Hause.

Herr von Imhof war Major bei der ostindischen Compagnie gewesen und hatte, nachdem er den Dienst verlassen, sich jahrelang mit Frau und Tochter in den Hauptstädten Europas umgesehen, um dann auf sein Gut nach Franken zurückzukehren. Allein die ländliche Ruhe behagte weder ihm noch den Seinen, und so verkaufte er sein Besitztum und zog nach Weimar, welches verwandtschaftliche und gesellige Verhältnisse ihm angenehm machten. Die Familie gehörte bald zum Hofkreise, zumal nachdem die Tochter des Hauses von der Herzogin-Mutter zur Hofdame ausersehen worden war. Amalie von Imhof teilte alle Neigungen der geistreichen und vielbegabten alten Dame; sie musizierte, malte, sprach selbstverständlich französisch, englisch, italienisch; ihr poetisches Talent erfreute sich bereits öffentlicher Anerkennung. War doch ihr episches Gedicht „Die Schwestern von Lesbos“ in Schillers Musenalmanach vom Jahre 1800, dessen größeren Teil es umfaßte, erschienen; hatte doch Goethe ihrem Gedicht seinen Schutz und seine redigierende Hand geboten! Unter Goethes Schutz und unter Schillers Fahne mußte es in den besten Kreisen empfohlen sein. Und es besaß Poesie genug, um auch für sich selbst einzustehen. Die junge Dichterin war eine leidenschaftliche Anhängerin des schönen Hellenismus, in welchem Weimar sich sonnte; und, wie die Herzogin einst von Wieland Griechisch gelernt hatte, so trieb auch Fräulein von Imhof griechische Sprachstudien mit Hilfe des Gymnasialdirektors Böttiger. Sie war jetzt sechsundzwanzig Jahre, eine voll erblühte weibliche Natur, schön, stattlich und weltgewandt, anziehend für die bedeutendsten Männer der weimarischen Kreise.

Als der Oberst sich bei der Familie Imhof meldete, erfuhr er, daß der Major ausgegangen und die Hausfrau sich entschuldigen lasse, das Fräulein aber ihn empfangen wolle. Mehr verlangte er nicht, und so beeilte er sich, einzutreten. Leider aber zeigte ihm der erste Blick in das Zimmer, daß Amalie nicht allein war.

Sie kam ihm freundlich entgegen, reichte ihm als einem alten Bekannten die Hand, um ihn darauf ihrer Freundin, der Gräfin Egloffstein, vorzustellen. Auch die Gräfin zeigte sich als eine hohe, stattliche junge Dame von ausdrucksvoller Schönheit. Unter drei so weltgewandten Personen, die das große Leben in weiten Kreisen kennen gelernt hatten, mußte das Gespräch schnell und lebhaft in Fluß kommen. Man blieb doch vorerst damit in den kleineren weimarischen Verhältnissen stehen, da den Damen daran gelegen schien, den Gast mit der Gesellschaft und dem Bildungskreise der Stadt bekannt zu machen. Man stand noch in den ersten Januartagen des

Jahres 1802, das Gesellschaftsleben in buntester Entfaltung; das Theater gab die neuesten Stücke und versprach ihrer noch mehr, darunter eins von Schiller, dessen Proben bereits begonnen hatten.

„Ich bin neugierig," begann die Gräfin Egloffstein, „was er uns da wieder für Frauengestalten vorführen wird! Allen Respekt vor Schiller, aber ich kann mich in das geschraubte Bühnenpathos nicht finden, und besonders seine Damen deklamieren mir zu viel."

„O!" rief Amalie. „Nun haben wir schon wieder eine Kritik gegen meinen Schiller, noch bevor wir sein neues Stück gesehen haben! Lassen wir doch diesem Genius seine Eigenheiten! Man muß sich bei ihm an das Ganze halten. Sprechen seine Gestalten zuweilen Gedanken aus, die sie, genau genommen, nicht haben können, so reißt er doch fort durch die Fülle seiner Ideen, durch die Macht seiner Dichtung. Ich bin nämlich mit meiner Freundin in einem dauernden kleinen Kriege über Schiller, da sie mehr an ihm zu tadeln hat —"

„Und mit Recht!" fiel die Gräfin ein. „Ich will ja Schillers Begabung nicht unterschätzen, aber ich mag ihn auch nicht überschätzen, wie es leider so viel geschieht. Goethes Vorliebe und Freundschaft für ihn ist mir eigentlich unbegreiflich! Ihrer beider Dichtung ist doch durch eine tiefe Kluft getrennt!"

„Über welche sie sich die Hände gereicht und eine feste Brücke gebaut haben!" entgegnete Amalie lächelnd. „Und wie viel selbst meine Freundin an Schiller auszusetzen hat — wenn sie in ein Gespräch mit ihm gelangt, dann ist sie ganz Ohr."

„O, er ist immer ein geistreicher Mann!" rief die Gräfin. Und ganz unvermittelt warf sie dem Oberst die Frage hin: „Haben Sie Herrn von Kotzebue schon kennen gelernt?"

Der Oberst verneinte es und konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, welches Amalie verstand. Auch die Gräfin war klug genug, es zu verstehen. „Nun, nun!" rief sie. „Meine Frage soll nicht so aufgefaßt werden, als wollte ich Ihnen Kotzebue als Dichter im Gegensatz zu Schiller empfehlen. An Talent ist ihm Schiller wohl überlegen — das heißt in gewissem Sinne, jedenfalls im Tragischen. Im Lustspiel aber ist Kotzebue etwas für sich, etwas ganz Bedeutendes. Selbst im ernsteren Schauspiel weiß er zu ergreifen. Haben Sie schon ein Stück von ihm gesehen?"

„In Wien hatte ich das Glück, ‚Die deutschen Kleinstädter' zu sehen," entgegnete Herr von Helwig, „und ich muß bekennen, ich habe sehr dabei gelacht."

„Nun ja — sehr gelacht!" sagte Amalie. „Damit pflege ich auch fertig zu sein. Aber ich kann nicht bei allen seinen Lustspielen lachen und bei seinen Rührstücken weinen. Oft hätte ich sogar das entgegengesetzte Bedürfnis."

„So wie es mir mit Schiller geht!" entgegnete die Gräfin mit lächelnder Vergeltungslust. „Bei seinem Pathos kann ich nicht ernst bleiben." Zum Obersten gewandt, fuhr sie darauf fort: „Kotzebues Bekanntschaft wird Sie nicht gereuen. Sein Haus ist angenehm, sehr lebhaft, er selbst ein geistreicher Gesellschafter. Seine früheren Lebensschicksale sind doch auch sehr merkwürdig und interessant."

„Nun, wie dem sein mag," fiel Amalie ein, „in unser Mittwochskränzchen bei Goethe darf er doch nicht eindringen, so sehr er danach trachtet!"

„Nein! Um keinen Preis!" bestätigte die Gräfin. „Schiller lasse ich mir darin gefallen, aber Kotzebue — denn doch nicht! In unserem Mittwochskränzchen sind wir eine geschlossene Gesellschaft von vierzehn Personen, die sich alle vierzehn Tage bei Goethe versammelt. Nur da keinen Zuwachs!" Die Gräfin stockte plötzlich, und mit einem Blick auf Herrn von Helwig fuhr sie fort: „Das heißt — nur unter Umständen! Wenn Goethe selbst jemand hinzuzieht. Es geschieht zwar selten —"

„Im vergangenen Herbst hatten wir Zelter aus Berlin dabei," sagte Amalie. „Sie, Herr Oberst, haben eine Stunde

lang allein mit Goethe gesprochen — es ist bereits bekannt — am Ende wäre es doch möglich —!"

Herr von Helwig machte eine ablehnende Bewegung, die Gräfin aber nahm das Wort: „Goethe ist uns vielleicht dankbar, wenn wir ihm einen Wink geben. Ich habe heut noch Gelegenheit, ihn zu sprechen. Mittwoch über acht Tage versammeln wir uns wieder —"

„Und unserem Kreise droht für dieses nächste Mittwochskränzchen eine Lücke," fiel Amalie ein. „Schillers werden nicht erscheinen können —"

„Richtig, wegen der Masern im Hause!" rief der Oberst mit komischer Betonung und in dem Bestreben, der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben.

Die Damen fingen an zu lachen, und Herr von Helwig nannte mit ernster Miene seinen jungen Gewährsmann sowie dessen Stellung zu der Angelegenheit.

„Sie sind ja schon sehr vertraut mit den Persönlichkeiten in Weimar!" rief Amalie.

„Noch sehr wenig, mein gnädiges Fräulein!" entgegnete der Oberst. „Von den Berühmtheiten Weimars habe ich bisher, außer Goethe und Karl Unzelmann, nur die Ehre gehabt, Herrn von Wolzogen, den Oberhofmeister, und dessen Gattin kennen zu lernen. Schiller, Wieland, Herder und wer nicht alles sonst stehen mir noch weit entrückt, und ich lasse es darauf ankommen, wie und ob ich in ihre Nähe gelangen werde."

„Herder lebt ziemlich abgeschlossen in seinen reichlichen Berufsgeschäften und gelehrten Arbeiten," sagte Amalie, „und kommt aus der Verstimmung gegen Welt und Menschen wenig heraus. In der Gesellschaft sieht man ihn kaum, ab und zu einmal im Theater. Von Goethe und gar von Schiller hält er sich völlig zurück. Ein Gespräch mit ihm zu erlangen, ist etwas Seltenes. Er kann dann sehr anregend sein, aber vor allerlei boshaften Stichen und bitteren Bemerkungen darf man sich nicht scheuen, denn ohne diese kommt man nicht von ihm los."

„Kurz, er ist eigentlich unausstehlich!" fügte die Gräfin abschließend hinzu. „Und was Wieland betrifft, so treibt dieser die Isolierung bis zum Eigensinn. Er lebt jetzt fast ganz zurückgezogen auf seinem Bauerngütchen Osmannstädt, und nur auf dringenden Wunsch kommt er zuweilen an den Hof. Gelingt es der Herzogin-Mutter, ihn einmal zu sich zu locken, so ist er dann, da die alte Freundin es ihm behaglich macht, ganz plauderhaft und vergnügt in seiner Art. Spottet er gern, so kann er lustigen Spott auch vertragen. Er ist ein alter — ein sehr alter Herr und macht den Eindruck, als sei er immer ein alter Herr gewesen, so daß man nicht begreift, wie er so viel übermütiges Zeug hat schreiben können."

„Was gilt es, Herr Oberst," sagte Amalie, das Gespräch kreuzend, „Sie machen sich im stillen über uns lustig? Leugnen Sie nicht! Sie kommen mit den idealsten Vorstellungen über unsere litterarischen Größen nach Weimar und müssen nun von zwei vorwitzigen Frauenzimmern allerlei kleine Kritteleien hören!"

„Aber, mein gnädiges Fräulein —!" rief der Oberst heiter. „Ich fühle mich in einer litterarischen Lehrstunde — ganz als Schüler meiner schönen Meisterinnen!"

„Nein, das sollen Sie nicht!" entgegnete Amalie eifrig. „Sie sollen selbst sehen und prüfen! Vermutlich werden Sie noch Urteile hören, viel abfälliger als die unserigen; Ihre eigene Ansicht werden Sie sich unschwer selbst bilden."

„In der Nähe sehen Dinge und Personen meist anders aus als in einer schön beleuchteten Fernsicht," fügte die Gräfin hinzu. „Mancher schreibt hinreißend schön und ist doch ein ganz langweiliger Gesellschafter; und ein anderer, der sich auf Schreiben und Berühmtheit gar nicht einläßt, ist uns für die Unterhaltung sehr willkommen und angenehm." Die letzten Worte wurden mit einer leisen Wendung gegen den Gast gesprochen, die diesem nicht entgehen konnte.

Da ließ sich, aus dem anstoßenden Zimmer hereinrufend, eine Stimme ver-

nehmen: „Denkt euch! Winzingerode ist mit seinem braunen Wallach gestürzt! Er hat das Bein gebrochen — nämlich der Wallach!“

„Schrecklich!“ rief die Gräfin, zugleich in lautes Lachen übergehend.

Der Major von Imhof stand in der Thür. Er hatte den Besuch im Empfangszimmer nicht gleich gesehen, nahm jetzt aber mit guter Miene die Begrüßung des Obersten entgegen. Der von ihm gemeldete Fall wurde zuerst Gegenstand des Gespräches, und da der Major die litterarischen Verhältnisse mehr auf sich beruhen ließ, kam die Unterhaltung noch kurz auf einige Personen und Verhältnisse des Hofes. Bald darauf empfahl sich der Oberst, von dem Hausherrn begleitet.

Als sich die Freundinnen allein sahen, begann Amalie: „Ich mache mir Vorwürfe! Wir haben dem Manne vielleicht einen schönen Wahn genommen und uns selbst nicht von der besten Seite gezeigt!“

„Warum nicht gar!“ rief die Gräfin Egloffstein. „Der Mann hat Augen, um selbst zu untersuchen! Und was noch mehr ist, ich glaube, er hat Augen — für Sie!“

„Aber, was fällt Ihnen ein —?“ entgegnete Amalie abwehrend.

„Ich leugne nicht,“ fuhr die Gräfin fort, „der Mann gefällt auch mir, und unter Umständen würde ich es ihn merken lassen! Allein ich sehe, was ich sehe. Und somit, Amalie — sei er Ihnen in Großmut abgetreten!“ Mit der Gebärde einer Königin wendete sich die Gräfin und schritt gegen die Thür. Amalie eilte ihr nach, und unter Lachen trennten sich die Freundinnen.

Sie waren sehr verschieden geartete Naturen, aber gemeinsame Stellung in der Umgebung der fürstlichen Familie und besonders eine freundliche Zuneigung der in ihrem Wesen sonst schärfer ausgeprägten Gräfin zu Amalie führte sie zueinander. Die Gräfin war einige Jahre älter, etwa dreißig, dabei von noch unverblühter Schönheit, großartig in ihrer Erscheinung, gegen die Mehrzahl der Männer etwas von oben herab und ohne Rückhalt mit ihren selbständigen und oft sehr absprechenden Äußerungen. Sie schwärmte für Goethe, wie für ihn als Mann, so für den Dichter, und eigentlich war er der einzige, der ihr innerlich nahe trat. Das ganze übrige Litteraturtreiben war ihr im Grunde gleichgültig und oft etwas lästig. Gleichwohl zeigte sie freundliche Teilnahme für Amalies dichterisches Talent, und vielleicht galt es ihr nur darum für bedeutender, da Goethe es unter seinen Schutz genommen hatte. Über die Weimarer Größen ließ sie sich oft sehr scharf vernehmen, wenn auch mehr über die Personen als über ihre Werke, was sie nicht hinderte, mit ihnen in weltgewandter Form zu verkehren. Wenn sie sich günstig über Kotzebue ausgesprochen hatte, so geschah es aus Opposition, da sie Amalies Unbehagen an seinen Werken kannte und dasselbe bei Herrn von Helwig halb und halb voraussetzte. In Hofkreisen und sogar in der Gesellschaft der Herzogin-Mutter, wo der Dichter von „Menschenhaß und Reue“ sehr gut angeschrieben stand, ließ sie sich ganz anders vernehmen und scheute sich nicht, ihn widerwärtig und trivial zu nennen. Sie liebte es, eine etwas stachelige Seite hervorzukehren, wo sie ihre Umgebungen als seicht, oberflächlich und inhaltlos erkannte; sie war warmherzig, wo sie anerkennen und verehren konnte.

Um dieses Zuges willen liebte Amalie sie. Trat derselbe auch selten ganz offen hervor, so genügte ihr, zu wissen, daß die Freundin gut, rein und schön empfinden könne. Sie lebten innerlich in sehr getrennten Welten und doch in Ernst und Scherz und in der äußeren Hof- und Gesellschaftswelt, zu der sie einmal gehörten, innig miteinander verbunden. Die Schlußrede, mit welcher die Gräfin so schön theatralisch abgegangen war, gab Amalie zu denken. Nicht, daß ihr die Beobachtung der Freundin etwas so ganz Neues gewesen wäre. Denn in den Augen des Herrn von Helwig glaubte sie auch schon etwas gelesen zu haben. Jetzt brachte die Beobachtung der Freundin und ihre bedeutungsvolle Anerkennung des Mannes

ihr seine Person plötzlich näher. Aber sie erschrak noch vor der Möglichkeit einer ernsten Absicht des Obersten. Sie fühlte sich glücklich in ihrer Dichtung, in ihrem Kreise, der sie freundlich anerkannte; sie fühlte sich angeregt und gehoben durch die geistige Bedeutung Weimars, die ihr täglich in irgend einer Weise entgegentrat. Sie sah, im Gegensatz zu ihrer Freundin, lieber das Gute und Anerkennenswerte an den Menschen, und so übersah sie auch gern, was ihr den bedeutenden Eindruck hätte stören können. Ein wenig weibliche Lustigmacherei konnte daneben auch wohl noch bestehen. Im ganzen lebte Amalie nur zufrieden mit ihrer Lage und hatte noch nicht daran denken mögen, daß diese sich einmal ändern könne. Da stellte sich nun plötzlich dieser Schwede in ausdrucksvoller ganzer Figur mitten in den Kreis, den sie überblickte. Auf die frühere Begegnung mit ihm in Paris hatte sie nichts gegeben. Jetzt war es schon anders. Er machte Eindruck auf sie. Aber die Möglichkeit, daß er gar um ihre Hand werben könnte, erschreckte sie noch. Ihm aus diesen geliebten Umgebungen heraus in ein fremdes Land zu folgen und noch dazu in den Norden — ein solcher Entschluß schien ihr unfaßbar, das Aufgeben ihres jetzigen Eigentums unüberwindlich. Und so schien den Wünschen des Obersten vorerst noch wenig Aussicht auf Erfüllung beschieden.

Herr von Helwig aber hatte im Verlauf einer zweiten Woche in Weimar zahlreiche Bekanntschaften gemacht und war in die Geheimnisse und Anschauungen des Hofkreises genügend eingeweiht worden; jeder Tag brachte ihm eine Einladung zu Tische, eine Abendgesellschaft und eine Theatervorstellung, und schon galt er als einer der unbedingt Zugehörigen der ersten weimarischen Kreise. Aber nicht allein in diesen verkehrte er. Er suchte auch den Umgang mit Männern der Wissenschaft, verkehrte mit Böttiger, dem Direktor des Gymnasiums, einem vielverdienten Gelehrten; mit Heinrich Meyer, dem Kunstfreunde und langjährigen Genossen Goethes; mit manchen anderen, welche damals zu der Bedeutung Weimars beitrugen. Auch seinen alten Schulfreund Becker lockte er aus seinem Rückhalt heraus und suchte die Bekanntschaft der hervorragenderen Schauspieler, mit welchen er sich ab und zu nach der Vorstellung zu vereinigen liebte. So gewann er in nicht langer Zeit eine Übersicht und Kenntnis aller Gruppen des weimarischen Lebens, welche ihm mit ihren Licht- und Schattenseiten allerlei merkwürdige Belehrung brachten.

So beobachtete er, daß Schillers Dichtungen in den höheren Gesellschaftskreisen gar nicht beliebt waren, ja daß man das Wesen, welches davon gemacht wurde, als eine Unbequemlichkeit ertrug, daß man sogar den Beifall des Herzogs mehr dem Einfluß Goethes zuschrieb, der nun einmal die Marotte hatte, sich Schiller als seinesgleichen zuzugesellen. Und was Goethe betrifft, so war es auch nicht eigentlich seine Dichtung, die ihm Anerkennung in der Gesellschaft eintrug, sondern seine Stellung als Minister, als Freund des Herzogs, als einflußreicher Mann. Es war die gewaltige Persönlichkeit, die Excellenz, sein sehr gesellig angenehmes Haus, sein Ruhm, der mehr von außen her nach Weimar drang, was ihm eine Macht in der Gesellschaft gab, vor der man sich beugte. Je weniger aber gerade Schiller in diesen Kreisen anerkannt wurde, desto beliebter war Kotzebue, der seit einiger Zeit seinen Wohnsitz in Weimar genommen und einen Rückhalt an der Herzogin-Mutter hatte, die ihn persönlich schätzte. Daß seine Tragödien seichter und inhaltloser wären als Schillers, konnte man nicht finden; von seinen Rührstücken fühlte man sich ergriffen und zu Thränen bewegt und begriff nicht, daß dieselben häufig unsittlich sein sollten. Seine Lustspiele und Possen aber waren das Entzücken dieser Gesellschaft. Gerade das Frivole, Lascive, oft ganz Unanständige darin brachte ein prickelndes Behagen, dem man sich mit Vergnügen hingab. Man war mit Kotzebue sehr entrüstet

gegen Goethe, daß dieser, als oberster Leiter des Theaters, ihm solche Stellen häufig wegstrich und böswillige Anspielungen gegen litterarische Personen und Verhältnisse ebenfalls kurzweg tilgte. Man nahm die Bevorzugung Schillers auch darin sehr übel, daß dieser die etwaigen Längen in seiner Diktion selbst kürzen durfte, während Goethe durch den Kotzebueschen Dialog kurzweg eigenhändig fuhr, um die Aufführung zu ermöglichen. Und da nun Kotzebue ein Haus machte und ein noch größeres zu machen suchte als Goethe, so wurde er ein zweiter litterarischer Mittelpunkt in Weimar, woselbst sich alle sammelten, welche den beiden größeren Verbündeten übel gesinnt waren.

Je geringer aber die Bedeutung Schillers in der höheren Gesellschaft angeschlagen wurde, desto mehr verstand man sie in den bürgerlichen Kreisen zu würdigen, und hier durfte er auf eine sehr umfangreiche Gemeinde von unbedingten Verehrern rechnen. Ein neues Stück von ihm war immer ein Ereignis, galt für ein Fest, zu welchem auch Nachbarstädte, wie Jena, Scharen von Begeisterungsfähigen in das Theater nach Weimar sendeten. Daß freilich auch Kotzebue in demselben Theater jubelnden Beifall erntete, ist nicht zu leugnen und auch nicht zu verwundern. Ein Schauspielhaus wird besetzt von allen Schichten der Bildung, von der höchsten bis zur niedrigsten. Die letzte ist, wie überall, so auch hier, die umfangreichere. Sie sitzt nicht vorwiegend auf den höchsten und wohlfeilsten Plätzen, sondern ebenso reichlich in den glänzenden Reihen der ersten Logen. Die Masse läßt sich durch ein ergreifendes Werk hohen Stils erheben und zum Beifall fortreißen; sie versinkt in gemeines Behagen, wenn man ihr das Gemeine verlockend aufzuputzen oder schmackhaft zu machen weiß. „Wir müssen auch solche Stücke geben!“ sagte der Schauspieler Becker eines Abends zu Herrn von Helwig, als nach der Vorstellung eines Stückes von Kotzebue die Männer sich noch zusammengefunden hatten — einer Posse, darin die flachste Trivialität und das fast Unmögliche von äußeren Konflikten doch mit großem Bühnengeschick in Scene gesetzt worden war. „Wir müssen sie geben, wenn überhaupt alle Abend gespielt werden soll. Goethe verschmäht sie auch nicht durchaus, er läßt sie als theatralischen Wirtschaftsbedarf oder Notbehelf eben gelten, sieht aber darauf, daß sie gründlich gesäubert bei uns erscheinen. Sie geben ab und zu eine dankbare Rolle, die mit geringen Kräften bewältigt werden kann und an der man sich gleichsam erholt für größere Aufgaben. Sie dienen dazu, jüngere Leute und Anfänger zu üben; sie geben Gelegenheit, hier und da ein Talent mehr hervortreten und bemerkbar zu machen. Freilich schämt man sich manchmal, sich so unsinnig und albern auf der Bühne betragen zu müssen, als die Rolle vorschreibt! Endlich soll immer Neues gegeben werden, was das Publikum genießen, bejubeln und wieder wegwerfen will, und dazu ist dieses Zeug denn gut genug. Und an Fruchtbarkeit läßt Kotzebue nichts zu wünschen übrig, so daß man für die Bewirtung der Heißhungrigen, die nicht nach der Qualität fragen, nur eben zuzugreifen braucht.“

Hatte nun Herr von Helwig die persönliche Bekanntschaft Kotzebues noch nicht gemacht, so sollte sie ihm gleich darauf beschieden sein, und zwar früher, als ihm die erwünschtere Schillers zu teil wurde.

Von allen Beziehungen, welche er in Weimar gewonnen, war ihm die zur Familie Wolzogen die gesellig angenehmste. Es ist nicht zu verschweigen, daß die Freundschaft der Hausfrau mit Amalie von Imhof und die öfteren Besuche der jungen Dame in dem Wolzogenschen Hause ihm dieses um so anziehender machten. Wilhelm von Wolzogen war Schillers Kamerad und Freund schon von der Karlsschule her; Wilhelms Mutter hatte einst dem vor dem Zorn seines Herzogs flüchtigen Dichter der Räuber Zuflucht und Schutz auf ihrem Gute Bauerbach bei Meiningen gegeben; endlich hatte sich Wolzogen mit der älteren Schwester von

Schillers Gattin verheiratet und sich so durch die Bande der Freundschaft und Familie mit Schiller auf das innigste vereinigt. Jetzt nahm Wolzogen die Stellung des Oberhofmeisters ein, während seine Gattin Karoline zu den litterarischen Berühmtheiten Weimars zählte, da ihr Roman „Agnes von Lilien" als ein Muster der Erzählungskunst und des reinen Stils von Schiller und Goethe anerkannt worden war. Im Wolzogenschen Hause verband sich die vornehmste und schönste Bildung mit einfacher und anspruchsloser Lebensform. Hier fand Schiller nicht nur als Freund und naher Verwandter, sondern auch als Dichter die reinste Würdigung; ja, es war die einzige Stätte in der höheren Gesellschaft, wo man an seiner Bedeutung nicht mäkeln ließ. Ebenso hoch aber schätzte und ebenso liebte man Goethe, und hier erschien es ganz selbstverständlich, daß diese beiden Großen Hand in Hand gehen müßten. Mannigfache Belehrung wurde Herrn von Helwig durch die Gespräche mit Wolzogens zu teil; hier scheute er sich nicht, zu fragen und sich über litterarische Dinge unterrichten zu lassen, mit welchen er auf seinen langen Reisen in entfernte Weltgegenden nicht hatte in Zusammenhang bleiben können.

„Nun, also morgen sehen wir uns bei Goethe?" so begann Karoline von Wolzogen eines Vormittags zu dem Obersten. „Sie haben, wie ich höre, eine Einladung zu unserem Mittwochskränzchen?"

„Ich?" rief der Oberst verwundert. „Wie käme ich Unwürdiger dazu? Ich weiß nichts davon!"

„Dann werden Sie die Einladung zu Hause finden," sagte die Hausfrau. „Meine Schwester Charlotte Schiller weiß bestimmt darum."

„Aber ich bekenne, daß ich mich dadurch mehr verlegen als erhoben fühlen würde!" rief der Oberst. „An Schillers Platz sitzen zu müssen, ist nichts Geringes —"

„O, nicht doch!" entgegnete Karoline. „Schiller wird seinen Platz einnehmen, sowie Charlotte den ihrigen. Das häusliche Hindernis ist gehoben, und wir fürchten uns nicht vor den Folgen. Sie kommen an einen anderen erledigten Platz, an den des Hauptmanns von Egloffstein. Sie haben eine mächtige Fürsprache gehabt, Herr von Helwig!"

„Es wäre mir peinlich," entgegnete dieser, „wenn die Gräfin einen Schritt gethan hätte, der wie eine Beschönigung meiner Zudringlichkeit aussehen könnte."

„Julie Egloffstein?" fragte Karoline. „O nein, die war es nicht! Amalie Imhof hat Sie vorgeschlagen. Hier auf der Stelle, wo wir sitzen, ist es geschehen und zwar vorgestern. Amalie war bei mir, als Goethe eintrat und im Gespräch der Absage des Hauptmanns erwähnte. Und zu Amalie gewendet, fragte er: ‚Wer wäre Ihnen als Ersatzmann lieb, meine schöne Freundin?' Amalie zögerte nicht, sondern fing an, von Ihnen zu sprechen, und zwar recht lebhaft, bis sie unter den unentrinnbaren Blicken unseres Olympiers plötzlich rot wurde. Dieser aber lächelte und drohte ihr mit dem Finger. Was sagen Sie dazu? Ist das nicht eine allerliebste Scene?"

Der Oberst fühlte sich wohlig durchrieselt, und statt zu antworten, ergriff er leise die Hand der Hausfrau, um sie dankbar an seine Lippen zu führen. Frau Karoline ließ es lächelnd geschehen, und im Schweigen wurde ein Bündnis zu Schutz und Hilfe abgeschlossen.

Da trat der Diener ein und meldete den kaiserlich russischen Kollegienrat Herrn von Kotzebue. Fast zugleich mit ihm trat Herr von Wolzogen durch sein Arbeitszimmer herein. Die Begrüßung war formell, höflich, und der Oberst wurde dem berühmten Manne vorgestellt. Kotzebue war damals einundvierzig Jahre alt, eine weltgewandte, sogar, was man so nennt, „glänzende" Erscheinung, hatte bereits eine großartig abenteuerliche Vergangenheit und stand auf der Höhe seines schriftstellerischen Ruhmes und Schaffens. Er wußte das Gespräch zu beherrschen, wo er erschien. Wolzogens aber fiel es auf, daß er sofort von Schiller zu sprechen

begann, da sie genugsam wußten, wie sehr er Schiller haßte, wie erbittert sich seine Eifersucht auf diesen Nebenbuhler auf der Bühne gegen andere auszusprechen pflegte. Heute aber äußerte er sich anerkennend, nannte ihn seinen großen Genossen, seinen Lehrer in der Tragödie und äußerte seine Freude und Spannung auf das neue Stück Schillers, von dem er schon gehört, daß es ein chinesisches Märchen sein solle. Da Wolzogens dies alles mit verbindlichem Schweigen aufnahmen, brach Herr von Kotzebue das Thema ab und wendete sich zu dem Oberst, mit dessen Stellung und diplomatischen Missionen er sich bereits ganz vertraut zeigte. Mit großer Gewandtheit lenkte er die Unterhaltung auf Pariser, Stockholmer, Wiener und andere Beziehungen, um endlich in Persien stehen zu bleiben und sich aus Tiflis erzählen zu lassen. Er schien davon so angezogen, daß er Herrn von Helwig dringend um die Ehre seines Besuches und des Verkehrs in seinem Hause ersuchte. Bald darauf entfernte er sich so angenehm und vertraulich, als ob er sich von den besten Freunden verabschiedete.

„Was hat das zu bedeuten?“ begann Frau Karoline mit einem fragenden Blick zu ihrem Gatten. „Ich vermute fast, er führt gegen Schiller etwas im Schilde!“

Herr von Wolzogen zuckte die Schultern und entgegnete: „Da er dafür gilt, immer gegen jemand etwas im Schilde zu führen, so könnte auch diese Vermutung zutreffen, zumal er sich erst vor einigen Tagen — doch das mag auch auf Übertreibung und Herumträgerei beruhen!“

„Dieser Heuchler!“ rief die Hausfrau. „Wir müssen vor einer Intrigue auf der Hut sein — und es ist möglich, daß er sie auf dem Theater angesponnen hat. In einigen Tagen soll ‚Turandot‘ in Scene gehen. Der Schauspieler zwar darf Schiller sicher sein, aber — die Jagemann, als Darstellerin der Hauptrolle — sie kann plötzlich —! Was wäre denn da zu thun?“ Die Hausfrau unterbrach sich, und mit rascher Wendung zu ihrem Gaste fuhr sie fort: „Werden Sie die Einladung Kotzebues annehmen, Herr Oberst? Sie sollten es thun! Besuchen Sie ihn! Sie finden bei ihm die Ihnen schon bekannte Welt, vermehrt durch einige Gäste, welche nur bei ihm zu finden sind Es wäre mir tröstlich, dort einen Vertrauensmann zu wissen —“

„Hüten Sie sich, verehrter Freund!“ rief Wolzogen dazwischen. „Sie sollen als Spion angestellt werden!“

Man lachte. Der Oberst aber begann: „Gestatten Sie mir als einem in den hiesigen Verhältnissen noch nicht ganz Bewanderten einige Fragen. Herr von Kotzebue scheint ein geborener Weimaraner zu sein?“

„Jawohl,“ entgegnete Wolzogen. „Sein Vater war Legationsrat. Er hat seine Jugend in Weimar verlebt, hat sich sogar kurze Zeit als Advokat in seiner Vaterstadt niedergelassen. Seine Streitsucht, Unverträglichkeit, seine boshaften Satiren machten ihm damals schon Feinde genug. Sein ganz entschiedenes Talent für das Drama begann sich zu entwickeln, verwickelte ihn aber durch gehässige Angriffe, die er damit ausübte, in allerlei Händel, so daß er froh sein konnte, in russischen Diensten ein Unterkommen zu finden.“

„Und wie geschah das? Er ist doch in Rußland schnell zu großer Stellung, zu Reichtum und Ansehen gelangt!“

„Der Anfang scheint für ihn auch da nur klein gewesen zu sein,“ fuhr Herr von Wolzogen fort. „Der russische Gesandte nahm ihn als seinen Sekretär mit nach Petersburg. Dort mag er ihn in Geschäften brauchbar gefunden und empfohlen haben. Er erhielt die Direktion des deutschen Theaters. Nicht lange darauf ist er bereits Präsident des Gouvernementsmagistrats von Esthland, und in dieser Zeit mag er seine Güter erworben haben. Was ihn bewog, Rußland zu verlassen, weiß ich nicht. Kurz, er ging mit seiner russischen Pension nach Wien und wurde dort Hoftheaterdichter, und wieder mit einer Wiener Pension ging er nach Rußland zurück. Da begegnete ihm

das Erlebnis, welches er so reichlich auszubeuten verstanden hat. Er wurde an der Grenze aufgegriffen und nach Sibirien geschickt. Sein dramatisches Talent gab ihm die Freiheit wieder. Er schrieb oder hatte ein Schauspiel geschrieben, betitelt „Der Leibkutscher Peters des Großen“. Gute Freunde wußten es in die Hand des Kaisers zu spielen, und eine Scene darin rührte diesen so, daß er den Verfasser begnadigte und zurück berief.“

„Begnadigte?“ warf der Oberst dazwischen. „Inwiefern gab es denn etwas zu begnadigen? Eine Verschuldung müßte doch vorhanden gewesen sein!“

„Weiß ich nicht! Auch über die Ursachen zur Belohnung und zu vergrößertem Ansehen kann ich keine Auskunft geben. Kotzebue schrieb darauf sein Buch ‚Das merkwürdigste Jahr meines Lebens‘, in welchem er seine Schicksale in Sibirien erzählt.“

„Es ist sehr novellistisch gefärbt!“ warf Frau von Wolzogen dazwischen.

„Und mit dem Titel eines russischen Kollegienrates ist er nun nach Weimar zurückgekehrt, um fortan ganz der Dichtung zu leben. Seine Beziehungen zum russischen Hofe scheinen dabei die intimsten, und seine äußeren Verhältnisse sind die glänzendsten. Ich halte ihn für den reichsten Mann in Weimar.“

„Und diese günstigen äußeren Verhältnisse sind es,“ nahm Frau von Wolzogen das Wort, „wodurch er sich, besonders Schiller gegenüber, das Ansehen eines großen Herrn giebt. So nimmt er für seine dramatischen Arbeiten kein Honorar vom Theater, wenigstens in Weimar nicht, und glaubt damit ein Recht über die Bühne gewonnen zu haben. Er ist jedenfalls nicht nur klug genug, sondern auch gebildet genug, um einzusehen, daß Goethe und Schiller als Dichter weltenweit über ihm stehen; sein Ehrgeiz erträgt es aber nicht, daß sie ihn persönlich ablehnen. Er sucht alles daran zu setzen, mit ihnen der Dritte im Bunde zu sein, und so will er um jeden Preis als Mitglied in das Mittwochskränzchen bei Goethe aufgenommen werden. Goethe und Schiller aber kennen seinen Charakter zu genau, und wir übrigen eng Verbündeten können auch nicht wünschen, unser wirklich ideal schönes Beisammensein durch einen herrschsüchtigen und sehr böswilligen Eindringling getrübt zu sehen.“

Diese Eröffnungen gaben Herrn von Helwig den Tag über mancherlei zu denken, ja sie machten ihn sogar lächeln über seine Teilnahme an so ganz ungewohnten Verhältnissen. Er, der seit Jahren rein im politischen und diplomatischen Treiben aufgegangen war und von litterarischen Kreisen wenig gesehen hatte, sah sich mit seinem Anteil hier in einem kleinen Orte plötzlich an litterarische Parteiungen hingegeben, die ihn mehr und mehr beschäftigten. Er war jetzt schon begierig darauf, Kotzebue näher kennen zu lernen und diesen Charakter zu studieren, und beschloß, seinen Besuch bei ihm nicht aufzuschieben.

Da er die Einladung zu Goethe in seiner Wohnung wirklich vorgefunden, rüstete er sich am folgenden Abend zu dem vielbesprochenen Mittwochskränzchen. Er ging bei Zeiten und freute sich, Schiller und dessen Gattin als die ersten bereits am Platze zu finden und ihnen vorgestellt zu werden. Beide empfingen ihn mit einfacher Herzlichkeit wie einen alten Bekannten. Es war ihm nicht möglich, Schiller gegenüber seine Genugthuung auszusprechen, daß es ihm endlich gelungen, den Dichter des „Wallenstein“ kennen zu lernen, da das Gespräch gleich harmlos lachend mit Karl Unzelmann und den „Masern im Hause“ begann und fröhlich hin und her ging.

Bald darauf erschienen die beiden Damen Fräulein von Wolfskeel und Fräulein von Göchhausen, die letzte seit Goethes Eintritt in Weimar, vor sechsundzwanzig Jahren, seine Freundin und eine der geistvollsten Charakterfiguren der Gesellschaft. Dann kam der Minister von Voigt und nach ihm die Gräfin Egloffstein, bald darauf das Ehepaar Wolzogen. Wo blieb Amalie von Imhof? Der Oberst hatte sich beim Aufgehen der Thür

schon ein paarmal getäuscht. Endlich erschien sie. Herr von Helwig wußte bald in ihre Nähe zu gelangen. „Ich weiß, wem ich das Glück dieser Einladung verdanke!" flüsterte er. Amalie aber wich ihm lächelnd aus und wendete sich an Charlotte Schiller. Und als endlich auch Heinrich Meyer erschien, Goethes Kunstfreund und Genosse, so war, da der Herzog, welcher ein für allemal eingeladen war, hatte absagen lassen, der Abendkreis geschlossen.

Goethe hatte einige Bücher hingelegt, ein paar Mappen mit Kupferstichen lagen bereit, das Klavier stand geöffnet. Man kam ohne den mindesten Zwang in rege Unterhaltung. Denn es war Gesetz, daß man sich einfach, natürlich und zwanglos und, wenn möglich, lustig, selbst in Gegenwart des Herzogs, zu geben und zu unterhalten habe. Auch die Bewirtung erschien ganz einfach, denn man kam nicht, um zu speisen, sondern um der geistigen Anregung willen zusammen.

Wenn sich nun Herr von Hellwig von diesem Beisammensein viel versprochen, so sah er seine Erwartungen bei weitem übertroffen, obgleich er etwas ganz anderes fand, als er erwartet hatte. Denn er befand sich nicht in einem „Salon", etwa im Pariser Stil, voll pikant geistreichen Geplänkels und eleganter Bewegung, sondern in einem Kreise vornehmer Geister, welche das Band der Freundschaft wie zu einer Familie verband und worin das offenste Wort als das natürlichste galt und das Vertrauen Voraussetzung war. Es gab kluge Gespräche, es fehlte auch nicht an kleinen Neckereien; man war ernsthaft und man lachte, wie es kam; man fühlte sich beglückt, sich gegenseitig anzuregen und angeregt zu werden und diese schöne Einigkeit zu genießen. Man betrachtete einige Kupferstiche und empfing darüber Belehrung durch Professor Meyer. Schiller schlug ein Buch auf und fand eine Stelle, die ihn lebhafter anging. Er las sie vor, und das Gespräch belebte sich rasch nach einer anderen Richtung. Der Oberst richtete an Fräulein von Göchhausen die Frage, ob Goethe wohl zu überreden wäre, seine Elegie „Euphrosyne" vorzulesen? Sofort sprach sie selbst den Wunsch aus. Goethe willfahrte gern. Er las das Gedicht mit der inneren Ergriffenheit, welche ihn häufig überkam, wenn er das von ihm am tiefsten Empfundene den nächsten Freunden mitteilte. Der Oberst, der das Gedicht zum erstenmal hörte, fühlte sich bewegt und suchte die Augen Amalies, an deren Wimpern er Thränen zu entdecken glaubte. Als sich nach der Vorlesung eine Stille geltend machte, legte Goethe das Buch weg und schlug vor, gesellige Lieder im Chor zu singen. Er hatte deren selbst einige für seinen Kreis gedichtet. Man war darauf eingeübt und schnell bereit. Während Wolzogen zum Klavier ging, ließ sich der Hausherr die Gläser reichen, um sie aus der Bowle wieder zu füllen. Und dann sangen alle herzhaft darauf los, ob sie eine gute Stimme hatten oder nicht. In dieser harmlosen Weise verging der Abend. Beim Nachhausegehen sagte Schiller zu dem Oberst: „Sie haben uns heute in unserer ungetrübt behaglichsten Stimmung kennen gelernt. Wer weiß, ob sie uns noch häufig so wiederkommt!"

„Aber wie sollte sie nicht? Warum nicht?" fragten Charlotte Schiller und Amalie zu gleicher Zeit.

„Weil sie eben zu schön ist, um lange währen zu können!" entgegnete Schiller. „Wir sind nicht Herr unserer Vorsätze, wenn sie sich auf gemeinsame Harmonie beziehen, andere aber den Willen haben, diesen Gleichklang zu stören."

Der Oberst lebte in den nächsten Tagen in innerer Erhebung, ja in einer Art von Rührung, daß er eine solche Vereinigung von Menschen der höchsten Bildung und des bevorzugtesten Geistes überhaupt möglich gesehen. Zwar machte ihm seine Herzensangelegenheit einige Sorge, da Amalie, welcher er doch die Aufnahme in diesen Kreis verdankte, sich ihm darin etwas auffällig, wie es ihm vorkam, entzogen hatte. Allein seine Bescheidenheit sagte ihm, daß gerade jene Stätte nicht

der Ort hätte sein können, um seine eigenen kleinen Lebenswünsche zu fördern, machten sie für ihn selbst auch immer größer und gebieterischer werden.

Mit Spannung sah er der Aufführung des neuen Stückes von Schiller entgegen, welches für den 30. Januar 1802 endlich angesetzt wurde und den Titel „Turandot, Prinzessin von China" führte. Da es als Festspiel für den Geburtstag der Herzogin aufgeführt wurde, war das Theater geschmückt und besser als sonst beleuchtet, auch hatte man an die Kostüme und Dekorationen etwas mehr gewendet. So saß man in reger Erwartung und Schillers eigenstes Publikum in jener feierlichen Gehobenheit, die man seinen Werken bereits entgegenbrachte.

Wenn nun ein Dichter weiter nichts geschrieben hätte als dieses Märchen „Turandat", so würde man dies schon als ein Zeugnis seiner schönen poetischen Begabung empfangen haben. Von dem Dichter des „Wallenstein", der „Maria Stuart" und der „Jungfrau von Orleans" aber verlangte man doch mehr. Das Stück machte nicht den gewahnten fortreißenden Eindruck. Man freute sich des einzelnen Schönen, so der Rätsel, allein in dem besseren Teile des Publikums machte sich die Ansicht geltend, daß Schiller sein Talent an einen zu unbedeutenden Stoff hingegeben, daß er sich mit dem Scherz nicht recht abzufinden gewußt, überdies das Komische zu weit in das Gebiet des Tragischen hineingetragen habe. Die große Menge war dennoch von der bunten Welt, die ihr vorgeführt worden, hingenommen, und auch in der höheren Gesellschaft fühlte man sich eigentlich befriedigt, denn „die Jagemann war als Turandat brillant gewesen!" Gleichwohl hörte der Oberst in den nächsten Tagen manches harte Urteil, darunter auch ein Wort van Kotzebue, welches von Mund zu Mund ging. „Die Turandot," hatte er geäußert, „ist eine jämmerliche Farce, so elend, als wäre sie von — Kotzebue! Nun könnte ich stalz darauf sein, einen solchen Schüler zu besitzen!" Man lachte in der Gesellschaft darüber, um den bescheiden-witzigen Mann darum nur höher zu schätzen. Manche behaupteten bereits, Schillers Stern beginne zu sinken, Katzebues Gestirn sei im Aufsteigen begriffen.

Einige Tage darauf trat der Oberst in das Empfangszimmer des Walzogenschen Hauses, wo er Amalie mit Karoline und dem Hausherrn in eifriger Beratung fand. Er konnte sich bereits denken, um was es sich handelte, und sein Lächeln sagte den Versammelten, daß es keiner Erklärung bedürfe. Man sprach von Kotzebue. Da es diesem denn doch nicht glücken wollte, in das Mittwochskränzchen bei Goethe einzudringen, so hatte er beschlossen, ein Dannerstagskränzchen in seinem Hause zu gründen, um das erste zu übertreffen, wo möglich zu vernichten. Nun wußten sich Wolzogens den überaus freundlichen Besuch des gewandten Mannes zu erklären. Die Einladung zu seinem Kränzchen aber hatten sie abgelehnt. Dagegen befand sich Amalie in peinlicher Verlegenheit; ja, sie war im Innersten ärgerlich. Denn obwohl sie für sich auf die Mitgliedschaft verzichtete, so hatte ihr die Herzogin-Mutter den Wunsch dringend gemacht, ja endlich bestimmt ausgesprochen, sie wolle, daß Fräulein von Imhof sie selbst in Katzebues Kränzchen vertrete. Es war ein Befehl, dem die Hofdame nicht widerstreben durfte. Der Oberst dagegen frahlockte innerlich, denn auch er hatte die Einladung Kotzebues erhalten und stand nicht an, sein Menschenstudium dort zu vervollständigen, wobei ihm Amalies Gegenwart nur erwünschter sein konnte.

Während man noch beisammen saß und sich besprach, trat die Gräfin Egloffstein ins Zimmer: „Hier sieht es aus wie Verschwörung!" rief sie. „Aber nur nicht gegen das Dannerstagskränzchen! Denn ich denke, daß es sich darum handelt." Und nachdem sie van Amalies Nöten und Walzagens Ablehnung erfahren, fuhr sie fort: „Nun, was mich betrifft, so gehe ich hin, ohne Zwang und Verpflichtung, aus freien Stücken, und zwar aus ge-

meiner Neugier, denn ich will wissen, was da vorgehen wird."

Man lachte über ihr Bekenntnis. „Ich bin nicht nur ehrlich," redete sie weiter, „ich handle sogar nach Klugheit, denn ein geheimer Spürsinn sagt mir, daß wirklich etwas vorgehen wird — vielleicht nicht schon am ersten Donnerstag, aber am zweiten wird schon deutlicher werden, was im Plane liegt. Kotzebues Ausspruch über ‚Turandot' ist allgemein bekannt. Seit gestern mittag um vier Uhr — es kann auch halb fünf gewesen sein — hat eine Schwenkung seiner Ansicht über ‚Turandot' stattgefunden. Es war an der Mittagstafel des Ministers beim Dessert, da eben Citronencrême mit Mandelspänen herumgereicht wurde und mein Nachbar mein Gehör durch eine ungeheure Dummheit beglückte, als Kotzebue seine Stimme vernehmen ließ —"

Die Sprecherin ließ sich durch die Heiterkeit ihrer Zuhörer nicht aus ihrem großartigen Pathos bringen, sondern fuhr fort: „Als, sage ich, Kotzebue sich mit Enthusiasmus zu gunsten ‚Turandots' vernehmen ließ und dieses Stück eine entzückende Dichtung nannte, einen neuen Triumph für Ilm-Athen, ein Glanz- und Prachtstück Schillerscher Phantasie: Laut — laut sprach er, man sollte es von ihm hören! Hofrat Böttiger (berühmt durch unliebsame Kritik gegen Schiller) schüttelte ausdrucksvoll den Kopf und brummte in allerlei O-Tönen, Kotzebue aber fuhr fort, sich mit Wärme in Lobpreisungen Schillers zu ergehen und wußte das so überzeugend darzuthun, daß auch ich zu der Überzeugung kam — er spiele uns eine Komödie vor! Er verfolgt einen Zweck damit, darum rüsten wir uns auf Großes! Er hat etwas vor! Und das Donnerstagskränzchen ist die Einleitung dazu. Ich gehe hin, und müßte ich befahren, daß er zum unschuldigen Anfang uns seine „Hussiten vor Naumburg" vorläse!"

Die Gräfin hatte den Zuhörern die gute Stimmung wiedergegeben, allein Amalie warf doch wieder die besorgte Frage auf, was Goethe dazu sagen werde, wenn zwei Mitglieder seines Kränzchens in das des Widersachers übergingen?

„Sie, meine ängstliche Freundin," entgegnete die Gräfin, „sind ja durch den Befehl der Herzogin-Mutter entschuldigt; was mich aber betrifft, so denke ich, mein Unterhaltungsbedürfnis Goethe gegenüber persönlich zu verteidigen. Ich fühle sogar die Pflicht, mich im anderen Lager gründlich umzusehen und das, was jedenfalls demnächst von dort her verlauten wird, nicht bloß vom Hörensagen zu erfahren, sondern selbst genauer zu wissen."

Der Oberst fand die mit so viel Wichtigkeit behandelte Sache immer spaßhafter und sah dem Donnerstagskränzchen, wenn auch aus anderen Beweggründen, mit nicht geringerer Spannung entgegen als die übrigen Eingeladenen. Kotzebue hatte eine geräumige Wohnung, in welcher sich am bestimmten Abend etwa dreißig Personen versammelten: Mitglieder der Hofgesellschaft, Gelehrte, einige Beamte und Schauspieler. Von letzteren Fräulein Jagemann, die ausgezeichnete und schöne Darstellerin der ersten Heldinnen im Schauspiel wie in der Oper; dann Vohs, Schillers bevorzugter Max Piccolomini und Mortimer, der auch neulich als Kalaf sich ausgezeichnet; endlich Heinrich Becker, der bereits unangenehm berührt war, da der Hausherr ihn mehrmals als Herr von Blumenthal angeredet hatte.

Gleich beim Eintritt erkannte die Gesellschaft, daß Vorbereitungen zu künstlerischen Leistungen gemacht worden waren. Eine mit Teppichen bedeckte Estrade zeigte einen Lesetisch, vor welchem die Stühle im Halbkreise geordnet standen. Der Wirt und seine Gattin, sowie seine Mutter und Schwester — die beiden letzteren in Weimar ansässig und als liebenswürdige Damen bekannt — sorgten für angenehme und heitere Bewegung in der Gesellschaft. Nachdem diese vollzählig versammelt war, eröffnete der Hausherr den künstlerischen Teil der Genüsse, indem er die Estrade betrat und verkündete, daß er etwas aus einer der schönsten Dichtungen vorlesen

werde, nämlich einen Gesang aus den „Schwestern von Lesbos" von Amalie von Imhof, was mit einem allgemeinen Ah! begrüßt wurde.

Amalie fühlte sich erschreckt und durchschauert von Überraschung, als Kotzebue sofort begann. Er las gut, einfach und augenscheinlich mit innerer Hingabe an die Dichtung, so daß dieselbe des angenehmen Eindrucks nicht verfehlte. Und als er geschlossen, ging er unter allgemeinem Beifall auf die Dichterin zu, um ihr die Hand zu reichen und ihr für das schöne Werk zu danken. Man drängte nun von allen Seiten nach, und Amalie, die sich so in den Mittelpunkt der Gesellschaft gestellt sah, war Poet und zugleich Mädchen genug, um sich durch dieses allseitige Entgegenkommen geschmeichelt und freudig berührt zu fühlen.

Plötzlich sah sie sich um, als fehlte ihr noch jemand, der ihr ein Wort des Beifalls zu spenden hätte. Ihre Augen trafen auf Herrn von Helwig, der in einer Ecke des Saales im Gespräch mit dem Hofrat Bötticher stand und gar nicht zu ihr herüberblickte. Ein leiser Groll stieg in ihrem Herzen auf, der sich mehr und mehr zu einer Regung des Trotzes ausbildete.

Inzwischen hatte bereits Fräulein Jagemann die Estrade betreten, um Schillers „Hero und Leander" vorzutragen. Ihr folgte Voß mit den „Kranichen des Ibykus". Beide, als Meister des Vortrags, ernteten reichlichen Beifall.

„Und nun, Herr von Blumenthal," rief der Wirt, „machen Sie uns die Freude —!" Mehrere Gäste hatten den Namen gehört und lächelten verständnisvoll, während Becker mit einem ablehnenden und vorwurfsvollen Blick herankam, um sein Versprechen zu lösen. Er hatte Schillers schöne Elegie „Das Glück" zum Vortrag gewählt, fühlte jedoch, daß ihm derselbe in seiner Mißstimmung nicht nach Wunsch gelang. Auch waren wohl nur wenige in der Gesellschaft, die dieses Gedicht, voll der schönsten Gedanken und Empfindungen, recht zu empfangen und zu würdigen verstanden. Da aber der Wirt des Hauses mit geräuschvollem Beifallspenden voranging, folgte die Gesellschaft seinem Beispiel.

Nachdem noch einiges vorgetragen worden und Fräulein Jagemann eine große Opernarie und ein paar Lieder gesungen hatte, schien das künstlerische Programm geschlossen, und man ging zu Tische. Die Tafel stand prächtiger hergerichtet, als man es in Weimar zu sehen gewohnt war, reich versehen mit massigem Silbergeschirr, welches russischen Ursprung verriet. Die Gänge folgten einander unabsehbar, auserwählt, weit über das sonst Übliche hinaus. Der Champagner floß gleich bei Beginn der Tafel verschwenderisch in die Gläser, und sehr lebhaft sprachen die Herren ihm zu. Die Stimmung erhöhte sich, zumal der Wirt selbst sehr laut wurde, doch blieb man in gehörigen Schranken. Die Gesellschaft schien sich auf das allerbeste zu unterhalten. Als man endlich Miene machte, sich zu erheben, erbat sich der Hausherr noch einmal das Wort. Mit einer fein gesetzten Dankrede an seine Gäste erklärte er das Kränzchen für den Verlauf des Winters eröffnet und lud die Versammelten auf Donnerstag über vierzehn Tage wieder ein. Als ein Meister in der Rede wußte er seine Einladung so hübsch und liebenswürdig zu fassen, daß nur wenige die häufige Wiederholung einer Gesellschaft mit so opulenter Ausstattung innerlich beanstandeten.

„Nun ja," sagte die Gräfin Egloffstein am Tage darauf, als sie bei Wolzogens eintrat, um ihren Bericht abzustatten, „es war Marktschreierei," und die Bewirtung ging über das Zulässige, ja sogar über das Anständige! Aber, wie ich richtig vermutet, ist noch nichts vorgekommen, was auf einen besonderen Zweck hinwiese — abgesehen von demjenigen, sich überhaupt wichtig zu machen, sich viele zu verbinden, auf sie rechnen zu können. Aber warten wir das nächste Kränzchen ab! Es fällt sehr geschickt in die Woche, in welcher keine Mittwochsversammlung bei Goethe stattfindet."

Wie verhielten sich nun aber Goethe und Schiller zu diesem „Ereignis“? Denn als solches wurde es in der Gesellschaft aufgefaßt und überall besprochen.

Da der Oberst zum nächsten Mittwochskränzchen nicht wieder eine Einladung erhalten hatte, erfuhr er nur durch Wolzogen gelegentlich darüber. „Zur Sprache kam die Angelegenheit freilich,“ sagte dieser. „Unsere Amalie Imhof saß sehr beängstigt dabei, obgleich sie eigentlich entschuldigt war, die Egloffstein aber spielte, wie sie es versteht, den pathetischen Hanswurst, als sie die Geschichte jenes Abends zum besten gab. Man lachte, und Goethe ging mit einem ruhigen: ‚Nun, das ist ja auch recht schön!‘ zur Tagesordnung über. Schiller ist allerdings etwas befremdet über die Gunst, die ihm plötzlich zu teil geworden, zumal Kotzebue ihn auch persönlich mit entgegenkommender Höflichkeit belästigt. Inzwischen ist er, so wie Goethe, innerlich viel zu beschäftigt, um sich um diesen gesellschaftlichen Kleinkram zu bekümmern.“

Die ersten Februarwochen vergingen unter buntem Gesellschaftstreiben, der Karneval zu Alt-Weimar war sehr lebhaft. Herr von Helwig ergab sich darein, Amalie nur in der Gesellschaft aufzusuchen und zu finden, denn, durch ihre Hofstellung sehr gebunden, war sie im Hause ihrer Eltern nur selten zu treffen. Aber, obgleich häufig an ihrer Seite und im Gespräch mit ihr, konnte er sich nicht zugestehen, daß seiner Neigung, die er nun schon deutlicher blicken ließ, ein Zeichen von Entgegnung zu teil geworden wäre. Amalie wich ihm nicht gerade aus, aber sie gab sich im Gespräch mit einer hofdamenartigen Kühle und Knappheit, die er bisher an ihr nicht wahrgenommen hatte; ja, zuweilen befremdete ihn eine etwas hochfahrende Wendung, die ihn herausforderte. Er wußte sie zu entgegnen, und Amalie, durch seine Überlegenheit verletzt, hoffte ihn zu strafen. Es fehlte nicht viel, so standen sie auf ernstem Kriegsfuß miteinander. Regte das seine Beharrlichkeit nur noch mehr an, so fühlte sich Amalie durch diesen Verkehr mehr beeinträchtigt als angenehm berührt.

Sie war eigentlich eine rein weibliche und sanfte Natur. Nur Erziehung, Weltverkehr und Lebensstellung hatten ihr gewisse Formen geläufig gemacht, welche sie innerhalb der nur äußerlich bewegten Gesellschaft handhaben konnte. Aber sie besaß Ehrgeiz, sie wollte ihr dichterisches Talent anerkannt wissen, auf welches sie durch die Teilnahme Goethes sich nur noch stolzer fühlte. So hatte jene Vorlesung ihres Werkes durch Kotzebue an einem Abend, da sonst nur Dichtungen von Schiller zum Vortrag gekommen waren, ihrer Eitelkeit doch sehr geschmeichelt, und im stillen fing sie an, von dem Manne schon etwas besser zu denken.

Herr von Helwig dagegen hatte ihr noch niemals ein Wort über ihr poetisches Talent gesagt. Sie meinte, an jenem Abend nach der Vorlesung wäre der richtige Augenblick dafür gewesen; ja, wenn er sich wirklich um ihre Gunst bewerbe, hätte er ein Wort für sie finden müssen. Und wäre es nur eine unbedeutende Wendung gewesen, sie würde sich in diesem Augenblick darüber gefreut haben. Sie hatte dergleichen erwartet, sich aber nicht nur enttäuscht gesehen, sondern seine augenscheinliche Gleichgültigkeit dagegen zu erkennen geglaubt. Und so auch hatte der Oberst, so oft er ihre Unterhaltung in der Gesellschaft gesucht, niemals eine Andeutung auf ihre Dichtung hin gemacht. Achtete er diese so gering? War das der Fall, dann glaubte sie ihm andeuten zu müssen, daß sie sich ihrer Gemeinschaft mit den ersten Geistern Weimars bewußt sei.

Allein das Unglück wollte, daß ihr unter solchen Vorsätzen und Übungen im Trotze Herr von Helwig innerlich immer wichtiger und bedeutender wurde. Er war ein ganzer Mann, ein Charakter, hatte Bildung genug, um von dem eigentlichen Weimarer Bildungskreise anerkannt zu werden, und bewegte sich darin ohne Vordringlichkeit, nur um zu lernen, sich geistig zu fördern. Daß er auch in der höheren Gesellschaft anerkannt war, brachte sie weniger in

Anschlag. Er hätte von bürgerlicher Geburt und in geringerer Lebensstellung sein mögen; wenn sie wirklich liebte, traute sie sich zu, allen Vorurteilen zu trotzen. Dergleichen erwog sie bereits hin und her und fühlte sich einigermaßen beruhigt, daß nicht auch dieser Trotz noch vonnöten sei. Es erwachten auch noch andere, ihr bisher unbekannte Regungen in ihrem Herzen, Regungen von Eifersucht. Wenn der Oberst mit einer Dame etwas länger sprach, etwa mit ihrer Freundin Egloffstein, deren Wesen ihn sehr belustigte, dann empfand Amalie eine quälende Ungeduld. Denn sie erinnerte sich noch wohl eines im Scherz gesprochenen Bekenntnisses der Gräfin, daß auch ihr der Mann gefalle. Und sie dachte: Wenn jetzt, da ich ihn so kühl behandle, aus jenem Scherz Ernst würde? Kam er dann aber auf sie zu, dann wurde sie, trotz der Freude, zugleich von einer Verwirrung ergriffen, aus der sie sich hinter die Formen der Hofdame flüchten mußte, um ihrer selbst Herr zu bleiben. Die arme Hofdame machte im stillen mehr in sich durch, als ihr Lächeln und gefaßtes Aussehen den Umgebungen verriet. Und es sollte noch viel schlimmer kommen.

Es war nur ein paar Tage über die Mitte des Februar hinaus, als durch die ganze vornehme Gesellschaft eine aufregende Bewegung ging. Eine große dramatische Schaustellung sollte öffentlich stattfinden, wobei die Vertreter der ersten Kreise selbst als Darsteller auftreten wollten. Daß man auf eine Festfeier gerade zu gunsten Schillers gekommen war, konnte vielen aus dieser Gesellschaft selbst auffallen. Es hätte immerhin auch ein anderer sein können, um dessentwillen man glänzende Kostüme vorbereitete, um eigentlich nur sich selbst zu feiern. Also, da es sich nur um das letzte handelte, warum sollte nicht Schiller unter dem Namen des Gefeierten gehen? Und zwar mußte es beschleunigt werden, denn der festliche Abend war auf den 5. März, Schillers Namenstag, angesetzt worden, und bis dahin gab es herzurichten, umherzulaufen, sogar auswendig zu lernen, wer weiß wie viel. Ein paar Tage lang schwirrten Gerüchte und einander widersprechende Nachrichten in das Haus Wolzogen ein und aus, bis dann die Gräfin Egloffstein erschien, um die Angelegenheit klar zu legen.

„Ich hatte richtig prophezeit," rief sie, „daß am zweiten Donnerstagskränzchen ein Plan sich enthüllen werde! Wenn ich freilich etwas Gutes nicht erwartete, so ist es um so besser, daß doch etwas ganz Annehmbares zu Tage gekommen ist. Kurz, es ging so zu: Kotzebue las mit der Jagemann, Vohs und Becker Schillers ‚Glocke' und zwar in dramatisch verteilten Rollen vor. Das gefiel sehr. Bei Tische kam er darauf zurück und meinte, die Dichtung müsse sich auch gut dramatisch darstellen lassen, setzte das gleich zurecht, und mit einmal war sein Vorschlag da, wir sollten das unter uns vorbereiten und zu Ehren Schillers aufführen. Es fand sich Zustimmung, und er ging weiter. Die Hauptgestalten aus den Dichtungen Schillers sollten in einem großen lebenden Bilde unter musikalischer Begleitung vereinigt stehen, um sich dann abzulösen, hervorzutreten und ihrem Charakter gemäß dem Dichter ihre Huldigung darzubringen. Und auf diesen heroischen Teil wäre dann als zweiter die Werkstatt des Glockengießers mit allen Vorgängen und Reden darin zu bringen. Unter allgemeinem Beifall konnten die Rollen gleich verteilt oder freiwillig angeboten werden. Da die Schauspieler taktvoll genug waren, sich von der Darstellung auszuschließen — sie wußten es durch ihre beruflichen Pflichten zu begründen —, so bleibt das Ganze im Kreise der Gesellschaft. Kotzebue hat die Rolle des Meisters in der ‚Glocke' übernommen. Eine riesige Glockenform wird aufgestellt, zum Schluß durch den Hammer des Meisters zerschlagen, und darunter soll sich Schillers Büste zeigen, welche dann festlich bekränzt wird."

„Und Sie —? Sie werden auch daran teilnehmen? Und Amalie Imhof? Hoffentlich nicht!" fragte Frau von Wolzogen.

„Warum denn nicht?“ rief die Gräfin. „Für Amalie ist die Jungfrau von Orleans bestimmt. Zwar zögert sie noch, aber sie wird zusagen. Ich aber werde mich als Frau Glockengießermeisterin sehr schön altdeutsch herrichten! Eigentlich wollte man mir die Königin Elisabeth aufreden, aber die Wolfskeel mag sie geben, da sie es wünscht.“

„Auch die Wolfskeel?“ fragte Frau von Wolzogen immer befremdeter.

„Nun selbstverständlich! Auch die alte Göchhausen — sie wird zwar nicht mit auftreten, aber sie ist doch ganz dafür gewonnen.“

„Ich höre Wunderdinge, die mich wenig freuen,“ sagte Frau von Wolzogen gedankenvoll. „Sie hätten sich nicht sollen gewinnen lassen, liebe Freundin! Und eigentlich — begreife ich Sie nicht!“

„Aber liebe Karoline!“ rief die Gräfin lachend. „Ich werde doch nicht zurückbleiben, wenn alle übrigen dabei sind! Und dann — wenn sich meine Zunge manchmal etwas vorlaut gegen Schiller vergangen hat — Sie wissen ja, es ist nur aus einer gewissen Oppositionslust! Ich schätze ihn darum doch von Herzen. Und so verhält es sich mit den anderen auch. Unser Mittwochskränzchen darf eigentlich gar nicht unbeteiligt bleiben. Wenn Schiller und Frau und Sie beide sich davon ausschließen — nun wohl, Sie bilden zusammen die Familie. Goethe darf man billig auch aus dem Spiele lassen. Die übrigen aber müssen daran teilnehmen; ja, sie müssen! Schiller gehört zum Mittwochskränzchen, und wo er gefeiert werden soll, dürfen die Mitglieder desselben sich nicht zurückziehen. Es sähe aus wie eine Unfreundlichkeit gegen ihn.“

„Daß dergleichen aber von Kotzebue und seinem Anhang — verzeihen Sie! Es ist doch einmal sein besonderer Kreis, mit dem er das Fest unternimmt — daß das von ihm ausgehen soll, ist mir peinlich. Es steckt auch noch mehr dahinter. Und meinen Sie denn, daß Schiller so sehr erfreut darüber sein werde? Er weiß ja doch, was er von Kotzebue zu halten hat, er kennt ihn als bisherigen erbitterten Widersacher. Er liebt dergleichen öffentliche Kundgebungen gar nicht, und nun gar, wenn sie von solcher Seite kommen! Das sonderbare Freundschaftsstück muß ihm verdächtig erscheinen.“

„Unnütze Sorge!“ entgegnete die Gräfin. „Ich glaube, der Unternehmer kann bei der Sache ziemlich gleichgültig sein. Ob Ihr und Schillers Verdacht gerechtfertigt ist, daß Kotzebue noch einen besonderen Zweck dabei im Auge habe, weiß ich nicht. Aber gesetzt, es wäre der Fall, worin könnte er Schiller irgendwelchen Schaden zufügen? Meine Ansicht ist, Kotzebue wünscht nichts anderes, als sich mit einem großen Kreise öffentlich wirksam zu zeigen. Befriedigt er damit seine Eitelkeit, so hofft er vermutlich, Schiller damit zu versöhnen, gegen den er öffentlich oft genug gesündigt hat. Und gelingt es ihm nicht bei Schiller, so hofft er doch, daß es ihm damit bei dem großen Publikum gelingen werde, da man manche seiner Äußerungen über Schiller sehr übel genommen haben soll. So lege ich mir die Sache zurecht, und darum, beste Karoline — muß ich gehen und für meinen Anzug als Frau Meisterin noch einiges besorgen!“

Unter den Darlegungen der Gräfin Egloffstein hatte es nur mit einem Gesichtspunkte, nämlich dem letzten, seine Richtigkeit, das heißt, er spielte mit unter den Zwecken, zu deren Vereinigung Kotzebue einen Hauptschlag vorbereitete. In der That lag ihm an der Versöhnung des Publikums, welches er sich durch seine bitteren Auslassungen über Schiller (und bereits lange vor der Aufführung der „Turandot“) aufsässig gemacht hatte, so sehr, daß neulich bei einem seiner rührendsten Stücke im Parterre eine dauernde Heiterkeit geherrscht und man es ausgepocht hätte, wenn dergleichen in Weimar Sitte gewesen wäre. Er wollte daher etwas thun, die mittleren, das heißt die gebildeteren Klassen, die zuerst applaudierende Jugend eingeschlossen, wieder zu gewinnen, und so erschien ihm ein Ehrenfest für Schiller das zweckmäßigste.

Allein, daß er noch mehr im Hinterhalt hatte, davon überzeugte sich der Oberst von Helwig bald, der sich zu seiner Überraschung durch die Gunst und das Vertrauen Kotzebues ausgezeichnet sah. Da der Oberst nicht Mitglied des Goetheschen Kränzchens war, sich in der weimarischen Gesellschaft nur als vorübergehender Gast bewegte, ohne litterarische Ziele lebte, als Weltmann über allen diesen Händeln zu stehen schien, so ging Kotzebue gegen ihn mehr mit der Sprache heraus als gegen andere. Nicht, daß er ihn in seinen Plan eingeweiht hätte. Aber er ließ doch manches, sogar unvorsichtige Wort fallen, woraus der klug blickende und zusammenfassende Zuhörer sich einen bestimmten Plan nachbildete und damit nahezu das Richtige traf. Denn — so fügte der Oberst seine Beobachtungen zusammen — Kotzebue haßte Goethe noch erbitterter, als er Schiller haßte, daher denn die Spitze seines Angriffsplans gegen Goethe gerichtet war. Gleichwohl gebot ihm sein Ehrgeiz, sich um jeden Preis den Platz als Dritten in ihrem Bunde zu erringen. Da er nun erkannte, daß das trotz alles Zudringens nicht gelingen wollte, sann er auf ein anderes Mittel. Durch eine großartige Ovation sollte zuerst Schiller unter Weihrauchduft und Schmeichelei gewonnen und auf seine Seite gebracht werden. So konnte es ihm gelingen, wenn die Verbündeten denn doch unzertrennlich wären, auch Goethe herüberzuziehen und so seine Absicht durchzusetzen. Aber an diese Unzertrennlichkeit glaubte er nicht; im Gegenteil hoffte er auf die mehr befriedigende Wendung, Schiller von Goethe zu trennen. Denn nach Kotzebuescher Weltkenntnis mußte nach solch einer Dichterfeier Goethe verstimmt gegen Schiller werden, Rivalität, Eifersucht und andere Regungen mußten in ihm erweckt und konnten sorgfältig gefördert, andererseits bei Schiller die Überzeugung genährt werden, daß Goethe es nicht ehrlich mit ihm gemeint, daß er ihn bisher absichtlich nur die zweite Rolle und eine sehr üble Rolle habe spielen lassen. Ein Bruch zwischen ihnen war unvermeidlich. Dann hatte er Schiller für sich, Goethe aber stand isoliert. War das noch nicht der letzte Abschluß seines Planes, so war es doch schon ein erfreuliches Ziel, auf welches er mit Vergeltungslust hinarbeitete.

Diese Beobachtungen und Vermutungen beschäftigten Herrn von Helwig einige Tage, und er fragte sich, ob es nicht rätlich sei, Schiller zu warnen, ihm mindestens etwas davon mitzuteilen. Denn er verkehrte bereits häufiger in seinem Hause, da er von ihm und Frau Charlotte freundlich aufgenommen wurde. Dennoch zog er vor, sich zuerst gegen Wolzogens auszusprechen, welche seine Vermutungen beachtenswert genug fanden, um sie den verbündeten Freunden nicht vorzuenthalten.

Am Abend des folgenden Tages trat Frau von Wolzogen, welche einige Stunden bei Schillers zugebracht hatte, in das Zimmer ihres Gatten, den ein Unwohlsein an das Haus fesselte. „Goethe war auch den ganzen Abend da, und zwar in der rosigsten Laune!“ so begann sie. „Nun, über meine Mitteilungen lächelten sie nur, und ich merkte, daß sie dergleichen unter sich schon besprochen hatten. Schiller war sehr komisch in seinem Ärger über die Rolle, die man ihm zugedacht hat, und Goethes Neckereien gingen bis zur Ausgelassenheit, indem er ihm die ganze Glorie der Vorgänge im voraus schilderte. Wir lachten Thränen dabei, und zugleich hätte ich ernsthafte Thränen vergießen mögen! Charlotte ist glücklicherweise unbefangener und mag die Sache nicht so schwer nehmen, was denn für Schiller ganz gut ist. Er aber erklärt, er möchte krank werden — was Gott verhüten wolle! — um nur von diesem Judasfest loszukommen! Wir sprachen auch von einer Ablehnung. Aber wie soll man etwas ablehnen, was einem nicht angeboten worden ist? Schiller ist bisher nicht eingeladen worden, nicht einmal nach seiner Zustimmung hat man gefragt. Die ganze Angelegenheit wird hinter seinem Rücken, das heißt ganz öffentlich betrieben, und die Einladung

wird erst erfolgen, wenn alles fertig ist. Dann noch abzulehnen, wäre gefährlich — auch Goethe sprach sich dagegen aus. Der Lärm in der ganzen Gesellschaft müßte fürchterlich werden! Und so wird denn die Feier stattfinden, und Schiller muß sie über sich ergehen lassen."

Und wiederum einen Tag später sah der Oberst eine weibliche Gestalt auf der Straße vor sich her gehen, in welcher er Amalie von Imhof erkannte. Da sie auf ihr väterliches Haus zuging, folgte er ihr eilig, erreichte sie noch auf der Schwelle und bat um Gehör für ein paar Worte, da er einen Wunsch, eine Bitte auf dem Herzen habe. Amalie stutzte, nicht ohne einen kleinen Schreck, gestattete ihm aber einzutreten.

Sie waren allein im Wohnzimmer. „Mein gnädiges Fräulein," begann der Oberst, „Sie haben, wie ich höre, für die von Herrn von Kotzebue veranstaltete Schillerfeier auch eine Rolle übernommen?"

„Nun ja!" entgegnete Amalie, ihn etwas befremdet ansehend. „Oder vielmehr," fuhr sie fort, „man wünscht, daß ich sie übernehme. Ich war noch nicht entschieden dafür, aber endlich muß ich zu einem Entschlusse kommen — heute noch."

„Dann mache ich es mir zur Pflicht," entgegnete der Oberst, „Ihnen von der Mitwirkung bei dem Fest abzuraten. Nehmen Sie die Rolle nicht an, gnädiges Fräulein, weder diese noch eine andere!"

„Und weshalb nicht, Herr Oberst? Sie bringen Ihre Abmahnung in so dringendem Tone vor, als ob Sie mich vor einem Unrecht warnen wollten. Haben Sie gegen die übrigen Mitwirkenden dieselbe Warnung ausgesprochen?"

„Keineswegs!" entgegnete Herr von Helwig. „Sie aber stehen Schiller und stehen Goethe persönlich näher, und — wer weiß —?" Der Oberst stockte, denn er mochte von seinen Vermutungen nichts aussprechen, und mit einer ablenkenden Wendung fuhr er schnell fort: „Ich kann mir nur mit Widerstreben Ihre Gestalt mitten unter den Maskenfiguren denken. Kurz, ich bitte Sie, als aufrichtiger Freund bitte ich Sie, die Rolle abzugeben!"

„Ich würde einem Freunde gewiß gern eine Bitte erfüllen," sagte Amalie. „Aber wird er denn verlangen, daß ich um seines Wunsches willen einen ganzen Kreis verletze, der auf mich gerechnet hatte?"

„Er hat bis heute noch nicht mit Bestimmtheit auf Sie gerechnet — Sie selbst nehmen nicht Anstand, mit Ihrer Einwilligung zu zögern, also erschien Ihnen die Verpflichtung gar nicht so groß! Folgen Sie Ihrer ersten Regung, welche auf ein Ablehnen hinausging! Bewahren Sie sich vor unangenehmen Enttäuschungen! Das Fest wird vor sich gehen. Es kann sehr schön und stattlich ausfallen. Das Nachspiel dürfte nicht so schön werden. Wie Schiller sich zu der Sache stellt, weiß noch niemand; wie sich die Kritik des Publikums dazu stellen wird, ist vorauszusehen. Von der Mitwirkung ausgeschlossen, wird es, was öffentlich vorgeht, nicht schonen, um so weniger diejenigen, welche nicht von Hause aus, ich meine vom Theater her, der öffentlichen Darstellung angehören."

„Ich weiß nicht, Herr Oberst," begann Amalie etwas befangen — „Sie scheinen gerade mir sehr wenig zuzutrauen! Aber ich will mich wirklich besinnen —"

„Nein, nicht lange besinnen!" rief er. „Geben Sie mir gleich das Versprechen, zurückzutreten! Denn Sie dürfen nicht teilnehmen — Sie dürfen nicht!"

„Ich darf nicht —? O!" In Amalies Herzen begannen Widerspruch und Groll sich lebhafter zu regen.

„Nein, Sie dürfen nicht!" fuhr der Oberst in noch eindringlicherem Tone fort. „Ihr eigenes Gefühl hat Ihnen das von Anfang an gesagt. Ich freute mich Ihres richtigen Taktgefühls, freute mich Ihrer Selbständigkeit, welche auch allen übrigen zum Trotz in sich beharren wollte. Wenn Sie sich jetzt doch durch kleinliche Rücksichten gewinnen ließen, so wäre das ein Abfall von ihrer eigensten Natur, dem ich als Ihr Freund nicht müßig zusehen will. Und so wiederhole ich: Sie dürfen

an der elenden Maskerade nicht teilnehmen, Amalie! Sie dürfen nicht!" Der Oberst hatte sich so in Eifer gesprochen, daß ihm die letzten Worte fast im befehlenden Tone über die Lippen drangen.

Amalie erschrak, aber sie zwang sich zu lachen. Der Oberst erkannte, daß es nur erzwungen war, und sah sie mit durchdringenden Blicken an, welchen sie ausweichen mußte. „Was ich darf oder nicht darf, Herr Oberst, das werde ich ja wohl selbst finden!" So rief sie mit einer etwas wegwerfenden Art, indem sie sich erhob, als wollte sie das Gespräch beendet wissen. Sie war in diesem Augenblick entschlossen, seinem Wunsch entgegenzuhandeln und ihre Rolle anzunehmen. „Dort kommt meine Mutter!" fuhr sie mit einem Blick in das Nebenzimmer fort. „Versuchen Sie ihr gegenüber die Abmahnung nicht noch einmal! Man würde Sie gar nicht verstehen. Überdies ist ja die Sache abgemacht."

Frau von Imhof trat ein, und der Oberst mußte noch einmal Platz nehmen. Er kannte die Dame und wußte, daß mit ihr ernstlich nichts zu erörtern sei, da sie dem allgemeinen Zuge der Gesellschaft blindlings zu folgen pflegte. Frau von Imhof, welche von einem Ausgang nach Hause kam, begann auch gleich über Kleider und Goldborten zu sprechen. Sie war entzückt von den Anzügen einiger anderer Damen, die sie betrachtet, und berichtete, daß sie den Helm und die Lanze für die Jungfrau von Orleans zum Vergolder geschickt habe, um die etwas verbrauchten neu aufzufrischen. Es laufe das alles zwar sehr ins Geld, werde dafür aber auch ganz wunderschön werden. Dann erging sie sich in Lobeserhebungen des Unternehmers. Der Herr von Kotzebue sei doch ein einziger Mann, und ein Dichter, an den kein anderer hinanreiche. An einem Tage und in einer halben Nacht dazu habe er nach seinem eigenen Ausspruch die Rollen für zwanzig bis dreißig Personen zu stande gebracht. Lauter wunderschöne Gedichte, so wunderschön, daß sie dem Hofrat von Schiller die größte Freude bereiten würden. Und dann kam sie wieder auf den Anzug der Gräfin Egloffstein, der zwar einfacher als die übrigen, aber doch auch sehr schön sein werde; kurz, es war in ihren Augen alles „wunderschön".

Da sich Amalie bei diesen Berichten schweigend verhielt, brach der Oberst plötzlich auf und empfahl sich in sehr förmlicher Weise. Amalie aber schrieb im Verlauf der nächsten Stunde einige Zeilen an den Unternehmer des Festes, wodurch sie ihm ihre Teilnahme zusagte und die Verse zu deklamieren versprach, welche er der Jungfrau von Orleans zugeschrieben hatte. Es ward ihr nicht wohl dabei, aber der Bevormundung des Obersten wollte sie sich unbedingt entgegensetzen.

In der nächsten Woche lebte die weimarische Gesellschaft nur in den Vorbereitungen und Proben zum Feste, und so waren alle Unterhaltungen nur von dem einen Gegenstande beherrscht. Die beiden Schauspieler Becker und Vohs, obgleich sie sich von der Darstellung ausgeschlossen, hatten sich bei ihrer Verehrung für Schiller doch gewinnen lassen, bei der Regie behilflich zu sein, denn der Unternehmer, da er auch als Mitwirkender auftreten wollte, hatte reichlich zu thun. Auch die bürgerlichen Kreise, welchen ja das große Schauspiel geboten werden sollte, waren längst aufmerksam geworden und freuten sich, daß der neu geschmückte Rathaussaal gerade zu rechter Zeit dafür fertig gestellt zu sein schien. Man kannte im Publikum bereits die Darsteller aller Rollen; man wußte, bei welchem Buchbinder die ungeheure Glocke, die aus Stücken zusammengesetzt sein sollte, gemacht wurde; man hatte Schwerter, Lanzen, Rüstungen über die Straße tragen sehen, und in der wachsenden Erregung eilte man, sich Plätze für das Fest zu sichern.

Nur erregte es einige Verwunderung, daß der Bürgermeister der Stadt gesagt haben sollte: es sei ihm ganz neu, daß das Fest im Rathaussaale abgehalten werden sollte. Er wisse nichts davon. Doch vergaß man das auch wieder, in

der Voraussetzung, daß die Sache inzwischen mit dem Bürgermeister zum Austrag gekommen sein werde.

Herrn von Helwig wurden es der Gespräche über ein und denselben Gegenstand, den er bereits verwünschte, zu viel, und so brachte er seine Tage in der Bibliothek zu, um in der Stille seine Studien wieder aufzunehmen. Dahin drang nichts von dem Faschingstreiben der aufgeregten kleinen Residenz, und er dachte daran, wie auch Goethe und Schiller sich in dieser Zeit unzugänglich gemacht hatten für alles, was belästigend an sie treten wollte, um auf ruhigen Geisteshöhen ihrem Schaffen und Bilden weiter zu leben.

Da nun alles, was geschah oder erwartet wurde, sich in der Öffentlichkeit schnell herumsprach, so verlautete eines Tages, die Schauspieler Becker und Vohs hätten sich mit Herrn von Kotzebue überworfen und wären von der Regie zurückgetreten. Und so verhielt es sich. Becker, der dem Willen des Herzogs gemäß sich in der Gesellschaft nicht als Herr von Blumenthal bewegen durfte und doch von Kotzebue während der Proben nicht anders genannt wurde, mußte sich das verbitten; da sein Wunsch nicht beachtet wurde, kam es zu Auseinandersetzungen, nach welchen Becker die Erklärung gab, seine Hilfe zurückziehen zu müssen. Ein heftigerer Austritt ereignete sich mit Herrn Vohs, der die Regie gewissenhafter und ernster in die Hand nahm, als dem Unternehmer recht war. Meinungsverschiedenheiten traten hervor, und bei dem hohen Ton, welchen der Unternehmer gegen den Schauspieler plötzlich annahm, übermannte diesen die Heftigkeit bis zu dem Ausspruch, daß er mit Kotzebueschem Versekram nichts mehr zu thun haben wolle.

Und wieder wurde eine Nachricht verbreitet, über die es Verwunderung gab. Schillers Büste sollte am Schluß aus den Trümmern der zerschlagenen Glocke hervortreten, um bekränzt zu werden. Nun gab es aber in Weimar nur eine einzige Büste von Schiller, und zwar ein Kunstwerk von Dannecker, welches in einem Saale der herzoglichen Bibliothek aufgestellt war. Auf diese mochte man als sicher gerechnet haben. Allein der Vorstand der Bibliothek verweigerte dieselbe aus dem zutreffenden Grunde, daß man eine Büste noch niemals von einem Feste unverletzt zurückerhalten habe; daß man um so weniger ein so wertvolles Werk den Zufällen von Hammerschlägen aussetzen könne. — Was nun beginnen? Der Tag des Festes stand vor der Thür, eine andere Büste Schillers war nicht zur Verfügung, während doch gerade auf ihr der Schlußeffekt der Darstellung beruhte. „Nichts aber“ (so schreibt Goethe in seinen „Tag- und Jahresheften“ darüber) „glich dem Erstaunen, dem Befremden, dem Ingrimm, als die Zimmerleute, die mit Stollen, Latten und Brettern angezogen kamen, um das dramatische Gerüst aufzuschlagen, den Saal verschlossen fanden und die Erklärung vernehmen mußten: er sei erst ganz neu eingerichtet und dekoriert, man könne daher ihn zu solchem tumultuarischen Beginnen nicht einräumen, da sich niemand des zu befürchtenden Schadens verbürgen könne.“

Hatten nun Kotzebue und seine Verbündeten mit solcher Bestimmtheit auf den Saal gerechnet, daß sie sich nicht einmal rechtzeitig darum bemühen mochten, oder waren auch da bereits harte Auseinandersetzungen vorausgegangen — kurz, der Rathaussaal war nicht zu haben. Es scheint, man verlor gleich den Kopf, verdarb durch Überstürzung alles und bemerkte nicht, „daß mit einigen diplomatisch-klugen Schritten alles zu beseitigen gewesen wäre.“ Ein anderer Saal scheint auch nicht zur Verfügung gewesen zu sein, und so stand man vor der Unmöglichkeit, die vorbereitete Feier zu begehen.

„Das erste Finale des unterbrochenen Opferfestes macht nicht einen so entsetzlichen Spektakel,“ so fährt Goethe fort, „als diese Störung, ja Vernichtung des löblichsten Vorsatzes, zuerst in der obersten Societät und sodann stufenweise durch alle Grade der sämtlichen Population an-

richtete.“ Nach unseren Begriffen und Erfahrungen von „entsetzlichem Spektakel“ würde uns, die wir an den Lärm der „großen Oper“ gewöhnt sind, das Finale aus jener alten Oper von Winter noch als ein ziemlich sanftes und erträgliches Geräusch vorkommen; aber das „Unterbrochene Opferfest“ ist dafür ein um so passenderes Vergleichsobjekt.

Auch das weimarische Opferfest war unterbrochen, ja unmöglich geworden. Man hatte sein Geld für Kostüme weggeworfen, hatte auswendig gelernt, drei Wochen lang umsonst vorbereitet, vor allem, man hatte ein Vergnügen verloren. Wehe aber dem, der den Leuten einen Spaß verdirbt! Die allgemeine Wut will ein Opfer haben. Das war schnell gefunden. Rasch und geschickt wußte Kotzebue alle Verweigerungen in den tyrannischen Willen eines Einzigen zu vereinigen und den Ingrimm von sich abzulenken. Goethe stellte er als den Schuldigen hin. Goethe mußte zuerst den beiden Schauspielern die Regie verboten haben; er hatte Schillers Büste verweigern lassen; durch seinen Einfluß war der Saal verweigert worden; er hatte die Feier hintertrieben, aus Eifersucht gegen Schiller, dem er sie nicht gönnte. Was wird nicht alles geglaubt, wenn die allgemeine Erregung ein bestimmtes Ziel verlangt, um sich auszutoben! Einige Tage lang schalt und verwünschte man Goethe als den einzig Schuldigen, und in gewissem Sinne hatte Kotzebue trotz der Niederlage einen Sieg gewonnen, denn der Gegenstand seines Hasses war nun wirklich auch der einer allgemeinen anklägerischen Verurteilung geworden.

Dann aber kam den Leuten die Besinnung wieder und der Rückschlag erfolgte. Man gelangte zu der Einsicht, daß Kotzebue selbst die Schuld trage, daß seine Selbstüberhebung, seine Unfähigkeit, ein solches Unternehmen zu leiten, den Erfolg verdorben habe. Und plötzlich kam alles zur Sprache, was von jeher gegen seinen Charakter einzuwenden gewesen war, und die Gesellschaft zog sich von ihm zurück. Sein nächstes Donnerstagskränzchen hatte nur ein paar Gäste in befangener Stimmung aufzuweisen, die nächste Aufführung eines seiner Stücke geschah vor einem fast leeren Hause. Rasch entschlossen, rüstete er sich, die Stadt zu verlassen, um von Stunde an in Zeitschriften als ein Todfeind des weimarischen Geisteslebens aufzutreten.

Aber auch Goethes Mittwochskränzchen ging darüber zu Grunde. Die Mehrzahl der Mitglieder hatte sich zu tief mit dem Widersacher verstrickt, war durch ihn zu unbedachtsam zu Äußerungen des Grolles fortgerissen worden, als daß sie noch mit reinem Bewußtsein an der alten Stätte hätten zusammenkommen können. Und abschließend mit diesen Dingen fährt Goethe zu erzählen fort: „Alles jedoch, was ich mir mit Schiller und anderen verbündeten thätigen Freunden vorgesetzt, ging unaufhaltsam seinen Gang; denn wir waren im Leben schon gewohnt, den Verlust hinter uns zu lassen und den Gewinn im Auge zu behalten. Und hier konnte es um so eher geschehen, als wir von den erhabenen Gesinnungen der alleroberſten Behörden gewiß waren, welche nach einer höheren Ansicht die Hof- und Stadtabenteuer als gleichgültig vorübergehend, sogar manchmal als unterhaltend betrachteten.“

Der Oberst von Helwig hatte Amalie wohl vierzehn Tage lang nicht zu Gesicht bekommen, obgleich er keinen Weg scheute, um ihr zu begegnen, und sogar im Sturm dieser Tage Gesellschaften besuchte, obgleich die Gespräche über ein und denselben Gegenstand seine Geduld oft auf die Probe stellten. Amalie ließ sich nirgends blicken, auch nicht bei Wolzogens, bei welchen der Oberst häufig nach ihr anfragte. Karoline hatte sie nur einmal flüchtig gesehen. „Sie sieht blaß und angegriffen aus,“ berichtete Frau von Wolzogen. „Sie beschränkt sich auf ihren Dienst bei der Herzogin-Mutter, lebt aber sonst still zu Hause und nimmt Besuche nicht an. Möglicherweise hat sie etwas Poetisches vor. Sie wäre darum zu beneiden!“

Niemand war betrübter als Wolzogens, daß auch die schöne Geselligkeit, wie sie in dieser Form bei Goethe bestanden, eine Trübung erfahren habe. Sie hatten ihn gesprochen und wußten, daß er viel zu groß dachte, um seinen einst Verbündeten um ihres Abfalls willen ernstlich zu zürnen, allein es leuchtete ihm ein, daß diese selbst zu viel auf dem Gewissen hatten, um schon harmlos wie vordem bei ihm erscheinen zu können.

Inzwischen hatte der ausgehende März schon sonnig warme Tage gebracht, und im Park wurden die Wege belebter durch Spaziergänger, welche die ersten Frühlingsboten begrüßten. Auch der Oberst richtete eines Vormittags seine Schritte dahin, als er einer Gruppe von Damen begegnete, in welcher er auch die Gräfin Egloffstein erkannte. Diese hatte ihn nicht sobald erblickt, als sie sich von den übrigen verabschiedete und auf ihn zukam. „Herr Oberst,“ begann sie, „ich bin geneigt, Ihnen eine Privataudienz zu geben oder eine solche von Ihnen zu erbitten — wie Sie wollen! Denn kurz, ich will mit Ihnen sprechen. Wir gehen nicht den Weg nach Belvedere hinauf, sondern, um allein zu sein, dort den Gang an der Ilm entlang.“ Und indem sie an seiner Seite die Richtung dahin nahm, fuhr sie fort: „Sie sind ein beneidenswerter Mann, da Sie außerhalb der letzten Ereignisse gestanden, daher von dem allgemeinen Schwindel auch nicht befallen worden sind. Ich, die ich alle Verrücktheit mitgemacht habe, muß nun auch mit allen büßen. Setze ich mich mit meiner Reue auch nicht in Sack und Asche, so weiß und fühle ich doch, daß sich meine Eitelkeit und die Sucht, jede Thorheit mitzumachen, von einem intriganten Pfuscher hat fortreißen lassen. Ich kann nicht beschwören, daß es das letzte Mal sein werde, denn ich habe nicht die Absicht, mich von der Gesellschaft ganz und gar zu trennen, aber ich bin für diesmal doch innerlich stark mitgenommen. Ich habe gefrevelt, indem ich mit anderen Thoren von Goethe geringer gedacht und geurteilt, als ich pflegte. Die Scharte muß ich auswetzen, ich werde ihm selbst ein Bekenntnis thun. Jetzt ist nicht an ihn zu kommen, da ihn Universitätsangelegenheiten nach Jena gerufen haben. Später aber werde ich vor ihn treten, und — ein Gott wird mir die Worte auf die Lippen legen!“

Der Oberst konnte nicht umhin, über ihr wohlgespieltes Pathos zu lächeln. Sie aber fuhr fort: „Um mich bin ich nicht besorgt, eher schon für meine Freundin Amalie Imhof, die zwar sonst in Goethes Gunst fester noch gestanden als ich, aber unter den Verhältnissen leidet, als habe sie ein unsühnbares Unrecht gethan. Anders kann ich mir ihren Zustand nicht deuten. Sie ist wie innerlich gebrochen, und ich fürchte, sie wird melancholisch! Gestern dringe ich bei ihr ein, finde sie mit rotgeweinten Augen und in einer Stimmung, die sich für eine Hofdame ganz und gar nicht schickt. Amalie paßt auch gar nicht für eine solche Stellung. Sie ist zu sehr Poet.“

Da der Oberst nicht gleich etwas Zweckmäßiges zu entgegnen wußte oder es nicht beabsichtigte, gingen beide einige Augenblicke schweigend nebeneinander hin. Dann nahm die Gräfin die Rede wieder auf: „Amalie bedarf jetzt eines Freundes! Eines ratenden und hilfreichen Freundes! Wüßte ich einen solchen, ich führte ihn selbst zu ihr. Aber sieh da! Kommen dort nicht Wolzogens? Wir wollen ihnen entgegengehen!“

Obgleich der Wink der Gräfin nicht mißzuverstehen war, zauderte der Oberst doch, sich den Kummer Amalies zu seinen gunsten zu deuten. Da sie eine tiefer angelegte Natur war als die Mehrzahl ihrer Umgebungen, so ging ihr — das war seine Meinung — die Beschämung mehr zu Herzen, trotz seiner dringenden Warnung, sich in den kläglichen Ausgang eines zweideutigen Festes verstrickt zu haben. Wenn sie eine rechte Neigung zu ihm empfände, dann hätte sie Vertrauen in seinen Rat gesetzt, wäre nicht ihrem Eigensinn gefolgt, und so fühlte er sich

jetzt erst recht von Zweifeln erfüllt, obgleich seine eigene Neigung sich ungetrübt und dauernd erhielt. Aber trotz seiner herzlichen Liebe konnte er doch nicht umhin, Amalie die kleine Demütigung zu gönnen, die ihr immerhin eine gute Lehre sein mußte. Jedenfalls wollte er sie sprechen, nichts übereilen, aber, nachdem der öffentliche Sturm sich ausgetobt, noch einmal prüfen, was er zu erwarten habe. Und zwar beabsichtigte er, schon am nächsten Tage seinen Besuch zu erneuern. Da er aber bereits wußte, zu welchen Zeiten sie von ihrem Hofdienst frei war, und daher die gemessene Stunde abzuwarten hatte, begab er sich nach der Bibliothek, um seinen täglichen Studien zu obliegen. Auf einem besonderen Tische, den man ihm eingeräumt, hatte er Bücher um sich her getürmt, und die feierliche Stille der schönen Räume brachte Sammlung und Ruhe in seine Gedanken.

Über eine Stunde war ihm so vergangen, als er von der anderen Seite des großen Saales her zwei Stimmen vernahm, deren eine ihm sogleich als bekannt zum Herzen drang. Wirklich erkannte er Amalie, welche sich mit Professor Meyer langsam näherte. Er hörte, wie sie Bücher verlangte, nach einem Werke über altgriechische Geographie fragte, wie sie eine Übersetzung des Hesiod begehrte. Professor Meyer, welcher zu verstehen schien, daß es sich um Vorstudien zu einer neuen Dichtung handelte, war gern bereit, das für sie Zweckmäßige zu suchen und zu wählen. Sie gingen weiter und verschwanden hinter einer Bücherwand, aber nicht so fern von dem Oberst, daß er nicht Bruchstücke ihres Gesprächs hätte vernehmen können. Die Bücher schienen nun beisammen, und es folgte eine Unterhaltung in mehr gedämpftem Tone. Amalies Stimme klang traurig, Herr von Helwig hörte mehrmals den Namen Goethes aussprechen, während der Bibliothekar tröstend und ermutigend zu sprechen schien. Endlich lachte dieser sogar, und gleich darauf traten beide um die Pfeiler, um hart an Herrn von Helwig vorüberzuschreiten. Dieser schwankte, ob er sich tief hinter seine Büchermauer hinunterbücken oder sich erheben sollte, allein er war bereits entdeckt.

„Um Verzeihung, Herr Oberst, daß wir Sie stören!“ rief Professor Meyer, während Amalie erschreckt stehen blieb. Der Angeredete ging ihr entgegen, begrüßte sie und wußte das Gespräch sogleich in schicklicher Weise auf die Schätze dieses Museums und ihre ansprechende Anordnung zu bringen. Professor Meyer beteiligte sich daran, und auch Amalie, welche ihre Fassung wiedergewonnen hatte, zeigte, daß sie kein ungewohnter Gast in diesen Räumen war. Da der erstere die Dame in guter Unterhaltung sah, nahm er die Bücher, um sie abstäuben und in ihre Wohnung bringen zu lassen, und entfernte sich.

Nachdem der Oberst und Amalie, welche sich jetzt ungestört glauben konnten, das angesponnene Gespräch noch kurze Zeit und schon etwas erzwungener fortgeführt hatten, brach Herr von Helwig es plötzlich ab. „Endlich, mein gnädiges Fräulein,“ rief er, „sind wir einmal allein! Unser letztes Gespräch trennte uns in unerfreulicher Weise. Ich fürchte, Sie durch meine Mahnung, die wohl etwas schroff ausgesprochen wurde, verletzt, vielleicht Ihre gute Meinung für immer verloren zu haben!“

„Nein, Herr Oberst!“ entgegnete Amalie mit bewegter Stimme; „obgleich ich damals thöricht genug war, mich zum Widerspruch verleiten zu lassen. Jetzt nicht mehr. Ich habe meinen Eigensinn hart gebüßt. Um so mehr, da ich schon während Ihrer Warnung fühlte, daß Sie recht hatten, und wider mein Gewissen das Unrechte that. Noch weiß ich nicht, wie viel ich dadurch verscherzt habe —“ Ihre Rede stockte, die Thränen standen ihr nahe.

„Es wird sich alles begütigen lassen, Amalie!“ sagte er. „Was Sie verscherzt zu haben fürchten, könnte doch nur die Gunst Ihres großen Freundes sein. Der aber denkt doch wohl zu edel, um etwas

menschlich Geringes nachzutragen. Bis Sie aber die Versicherung seiner Versöhnung gewonnen haben, sollten Sie die Hand eines unbedeutenderen Bundesgenossen annehmen, der Ihnen doch auch etwas nützen könnte. Wenigstens hat er die Absicht und bringt Ihnen ein aufrichtiges und warmes Herz entgegen." Leise bemächtigte er sich der Hand Amalies, welche ihm dieselbe zu entziehen vergaß.

„Diese kleine Hand hat viel zu verschenken," fuhr er fort, „und ist vielleicht reicher, als sie selbst weiß. Sie ist auch das holde Werkzeug, welches uns so reizende Gebilde der Phantasie zu vermitteln weiß." Der Oberst begann plötzlich in Versen zu sprechen:

„Grausam übst du die Macht, die über Götter und Menschen
Dir verliehen ist, aus, o schmerzenerregender Eros!
Kein Gesetz ist dir heilig, du überspringest mit Willkür
Kühn die Schranken der Pflicht, die ernst den Menschen gebietet.
Frevelnd versendest den Pfeil du, den leichtbeschwingten, vom goldnen
Bogen, wie dir's gelüstet. Der sittlichen alten Gewohnheit
Achtest du nicht und zerreißest geprüfte Bande der Freundschaft.
In des Jünglings Brust, in den reinen Busen der Jungfrau
Gießest du lodernde Gluten, der Liebe schmerzliche Sorgen
Und die bittere Qual des Vorwurfs beiden bereitend.
Keines entgehet dir je, und oft noch wähnet sich sicher
Einer, dem sich der Pfeil schon tief in den Busen gesenket."

Amalie fühlte sich von freudiger Überraschung durchschauert. Es waren ihre eigenen Worte, Verse aus ihrer Dichtung „Die Schwestern von Lesbos", welche er anführte. Er nahm nicht nur Anteil an ihrer Dichtung, er wußte sie sogar auswendig! Amalie lächelte und fühlte trotz ihrer Freude jetzt erst recht eine Beschämung vor dem ernsten und innerlich gefesteten Manne, der ihrem Wesen so nahe trat. Sie mußte die Augen von ihm abwenden.

Er aber fuhr fort:

„Aber allein geschützt vor dir und deinem Geschosse
Sind Mnemosynens Töchter, die lieblich redenden Musen,
Sie, die kundig des Lieds und kundig der tönenden Leier
Thaten der Menschen singen, sowie der unsterblichen Götter,
Welche die Liebe bethört; doch sie beschützt des Gesanges
Zauber, den Busen bewegt allein der liebliche Wohllaut."

Und will Amalie," so fuhr der Oberst jetzt in Prosa fort, „wie eine Tochter Mnemosynes sich ganz dem verschließen, was uns Menschen menschlich beglückt? Selbst die Priesterin des Gottes bedarf noch des Tempelhüters, der ihr die Stätte schützt und rein erhält. Wenn Sie sich mir vertrauen, wenn Sie mit einem Bundesgenossen meiner Art fürlieb nehmen wollten, so könnten wir manchen Weg gemeinsam gehen, auf dem auch das Schöne nicht versäumt zu werden brauchte. Amalies Dichten und Bilden sollte dem Freunde eine Herzensangelegenheit sein. Aber sie müßte viel Anderes, Verlockenderes aufgeben. Amalie, soll ich diese Hand behalten? Wollen Sie mir in die weite Ferne folgen als mein Lebensglück, als mein Weib?"

Amalie stand tief ergriffen, und doch ging es wie ein innerliches Aufatmen durch ihre Seele. „Ist es denn möglich," entgegnete sie, „nachdem Sie so schlimme Regungen in mir erkannt haben? Eigensinn, Widersetzlichkeit, Abfall von meiner besseren Natur — Sie nannten es selbst so, ich habe es nicht vergessen! O, Sie wissen nicht, wie strafbar, wie gedemütigt ich mich fühle!"

„Solche Gefühle dürfen uns nicht beherrschen," wendete der Oberst ein, „selbst wenn wir ihnen ein Recht über uns zusprechen. Thatlose Reue ist ein krankhafter Zustand, durch kräftiges Wollen und Handeln haben wir uns daraus zu befreien. Was aber hätte Amalie so schwer zu bereuen? Daß sie auf ihren Willen bestand oder bestehen wollte gegenüber einer Mahnung, deren Berechtigung sie nicht anerkannte? Wir wollen uns bei vergangenen Irrtümern nicht aufhalten! Wir wollen in Zukunft gemeinsam überlegen, beraten und zum Schlusse zu kommen suchen. Lassen wir auch diese Stunde

nicht erfolglos vergehen, sondern beginnen wir unser gemeinsames Leben von heute an!"

Er führte ihre Hand an seine Lippen; Amalie aber, wie innerlich befreit, sah in seine Augen und legte ihre Linke auf seine Schulter. „So will ich hier in Zukunft eine Stütze suchen," entgegnete sie, „wenn ich wanken sollte! Aber ich will mich aufrecht erhalten, um des Freundes künftig wert zu sein! Ja, ich liebe Sie — von ganzem Herzen!"

Die Stunde, da man die Bibliothek zu schließen pflegte, war gekommen; die Kustoden gingen nach Hause, der Bibliothekar blickte ein paarmal herein, verwundert über das lange gelehrte Gespräch der beiden Gäste. Endlich entschloß er sich doch, sie zum Aufbruch zu mahnen. Sie kamen ihm entgegen, Amalie jetzt am Arme des Obersten. „Herr Professor," rief dieser mit vor Freude strahlendem Gesicht, „ich habe die Ehre, Ihnen als dem Ersten meine Braut vorzustellen!"

„Ei was!" rief dieser halb verdutzt, halb lachend. „Ich habe bis heute gemeint, unsere Bibliothek wäre zu anderen Zwecken da! Nun denn, meinen Glückwunsch! Aber die altgriechische Geographie und den Hesiod kann ich nun wohl zurückbehalten?"

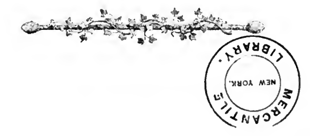
„Schicken Sie beides immerhin, Herr Professor!" entgegnete Herr von Helwig. „Wir machen unsere Studien fortan gemeinsam!"

Am Abend dieses frohen Tages, der auch im Hause Imhof als ein beglückender anerkannt wurde, entschlossen sich die Verlobten zu einem kurzen Besuch bei Wolzogens. Als sie an Ort und Stelle erfuhren, daß Gesellschaft da sei, wollten sie sich still wieder entfernen; allein die Hausfrau trat ihnen entgegen. Sie ahnte, was geschehen war, es bedurfte kaum der Bestätigung. „Sie konnten zu keiner günstigeren Stunde eintreten!" rief sie heiter. „Schillers bringen den Abend bei uns zu, und Goethe ist unvermutet dazu gekommen und will ebenfalls bleiben! Also nur hinein, um den Freundes- und Dichtersegen zu empfangen!"

Sie traten ein, und auch bei den Versammelten bedurfte es keiner tieferen Begründung ihres gemeinsamen Erscheinens. Denn Frau Charlotte Schiller rief ihnen entgegen: „Sie sind endlich einig! Amalie, hab ich recht?"

Amalie war sehr befangen, als sie die schwarzen Augen Goethes auf sich gerichtet fühlte. Sie begann eine Abbitte zu stammeln, Goethe aber wußte das Gespräch über vergangene Dinge abzulehnen. Nur mit einer Anspielung darauf sagte er: „Es ist erfreulich, daß die Jungfrau von Orleans auch einmal einer fröhlicheren Laufbahn zugeführt wird; daß sie nicht mit dem Leben abschließt, wie Freund Schiller verfügt hat, sondern ihrem Dunois, oder la Hire, oder dem Schäfer Raimond, oder sonst einem von den vielen, die sich um sie beworben, ihre Hand reicht. Das Friedensfest wird dadurch nur schöner besiegelt!" Damit reichte auch Goethe ihr lächelnd die Hand entgegen.

„Nun beiseite mit allen Tragödien und Tragikomödien!" fiel Schiller ein. „Leben wir heute der schönen Wirklichkeit, die ja doch in dieser Stunde für die Liebenden beglückender ist als alle Dichtung!"





Berthold Auerbach.

Briefe an seinen Freund Jakob Auerbach.

Von

Friedrich Spielhagen.

> Was man zu erzählen hat von Menschen, die einem lieb gewesen, es ist nur ein Schatten, denn sie selber fehlen dabei.
>
> B. Auerbach · Schatzkästlein des Gevattersmanns.

Je länger ich mich mit den „Briefen“* beschäftige, um so mehr festigt sich bei mir die Überzeugung, daß wir an denselben ein höchst schätzenswertes, merkwürdiges, ja in vielfacher Beziehung einziges Werk gewonnen haben. Ich wenigstens kenne keine Sammlung von Briefen eines gleich ausgezeichneten Mannes, welche, immer an den identischen Adressaten gerichtet, einen so großen Zeitraum — volle zweiundfünfzig Jahre — überspannten und, da der Briefschreiber selbst der mitteilungsbedürftigste der Menschen, der Adressat aber sein intimster, treuester Freund und Herzensbruder ist, sich zu einem fast vollständigen Repetitorium von allem, was des Briefschreibers Brust bewegte, was seine Seele erfüllte, man könnte sagen: zu einer beinahe ununterbrochenen Generalbeichte im Goetheschen Sinne gestalteten.

Einer Generalbeichte, wie sie jede Autobiographie ist oder sein sollte. Ja, die vor einer solchen, und wäre es die beste, ehrlichste, einen Vorzug hat, welcher in meinen Augen eine Menge von selbstverständlichen Nachteilen aufwiegt.

Jede Autobiographie ist ein Gespinst aus Dichtung und Wahrheit, muß es sein. Auch wenn dem Autobiographen in Briefen, Tagebüchern und anderen Dokumenten ein gutes Material für seine Arbeit zu Gebote steht — in vielen Punkten, ja für ganze Episoden und manchmal lange Zeiträume wird er sich auf seine Erinnerung verlassen müssen, und man weiß, wie trügerisch die Erinnerung ist. Nicht nur, daß sie launenhaft oft genug das Wertvolle in die Nacht der Vergessenheit auf Nimmerwiederfinden fallen läßt, um das Wertlose treu zu bewahren; nicht nur, daß sie Daten und Zahlen, selbst Personen zu verwechseln und zu vertauschen liebt — sie ist in sich selbst eine Phantastin und Dichterin, welche, ohne daß sie es weiß und will, an der Wirklichkeit des Geschehenen unablässig modelt, formt und koloriert. Was für das leibliche Auge die Raumferne, ist für das geistige die Fernung der Zeit. Wie jene mit den Gegenständen ihr lustiges Spiel treibt: das Hintereinanderliegende nebeneinander rückend, das Auseinanderstrebende gruppierend, die Lokalfarben verwischend oder doch mitsammen zu einer allgemeinen Hintergrundsstimmung ab- und zusammentönend, so wirkt diese in völlig analoger

* Zwei Bände. Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt (Rütter & Loening), 1884.

Weise. Ja, sie muß es thun, soll aus den disjectis membris des Rohstoffes der äußeren und inneren Erlebnisse sich für den Verfasser selbst und nach ihm für seine Leser ein übersichtliches Bild gestalten, das sich freilich zu der gemeinen Wirklichkeit verhalten wird wie ein ausgeführtes Gemälde zu der betreffenden Skizze nach der Natur, wie eine subtil retouchierte Photographie eines zu dem Zweck sorgfältig arrangierten Gegenstandes zu einem Augenblicksbilde.

Und ein je kräftigerer Faktor in dem Geistesleben des Autobiographen von vornherein die Phantasie war, um so inniger wird der Bund sein, welchen diese mit ihrer Schwester: der Erinnerung, schließt; um so tiefer wird die Schale der Dichtung sinken, während die Schale der Wahrheit in der Luft schwebt — es wäre denn der Autobiograph ein Goethe, dessen göttliche Kraft mächtig genug ist, die beiden Schalen stetig in schönem Gleichgewicht zu halten.

Aber, wird man einwenden, kann der Briefschreiber, wenn er sonst des Willens und der Mann dazu ist, ich meine: die nötige Phantasie hat und seine Kunst versteht, nicht jene dichterische Seite der autobiographischen Arbeit anticipieren, indem er mit einer gewissen Absichtlichkeit, die darum noch keineswegs offenbare Lüge, sondern etwa nur Selbstrespekt ist, gewisse unschönere Züge seines Wesens dem Freunde gegenüber nicht zur Offenbarung bringt; weniger rühmliche Handlungen verschweigt oder beschönigt; mit einem Worte sich nur so zeigt und giebt, wie er nicht in der Wirklichkeit des Lebens dasteht, sondern in den Augen des Freundes dastehen möchte? Ja, kann diese Selbstbeschönigung und Selbstverschönerung ihm nicht durch den Respekt aufgenötigt sein, den er aus guten Gründen vor dem ehrwürdigen Freunde empfindet, wie sich denn eben jeder von uns auch im gewöhnlichen Leben vor hochgestellten und verehrten Personen in Haltung, Miene, Sprache zusammennimmt, sorgfältig alles vermeidet, was ihn in den Augen jener als ein minderer, weniger wohlerzogener, weniger gebildeter Mensch erscheinen lassen könnte?

Ist eine von diesen Annahmen oder sind sie gar beide für unseren Fall zulässig?

Manches scheint dafür zu sprechen. So findet sich bereits in dem neunten Jahre des Briefwechsels die in Anbetracht der relativen Jugend des Schreibers doppelt merkwürdige Stelle: „Ich schreibe dir auch aus egoistischem Grunde, denn in künftigen alten Tagen will ich hier die Erinnerungsmale meines Lebens wiederfinden."* Und wenn wir in einer Äußerung über den Briefwechsel Goethes mit Zelter lesen: „Die Briefe sind mit dem Blick auf die Publicität vielfach geschrieben und dann noch redigiert,"** mag mancher sich unwillkürlich fragen, ob Auerbach, was er hier für Goethe als recht erachtet, nicht für sich selbst als billig beansprucht haben werde. Wiederum hat die unbegrenzte Hochachtung, die ihm, dem Ruh- und Rastlosen, der Freund einflößt, dem „ein stetiges, wie Naturnotwendigkeit sich fortsetzendes Dasein und Wirken gegeben war",*** an zahlreichen Stellen der Briefe einen adäquaten Ausdruck gesucht und gefunden. Zuletzt, wie wir aus dem Vorwort des Herausgebers erfahren, sind die Briefe, wie Auerbach in seinem litterarischen Testament und die Sache selbst es verlangten, wenn nicht in dem Sinne, wie er von den Goethe-Zelterschen meint, redigiert, so doch ausgewählt und mit Auslassungen wiedergegeben. Dies alles, wohl erwogen, scheint, wie gesagt, die Frage zu rechtfertigen: Haben wir in diesen Briefen ein treues, ein vollständiges Bild des Verfassers?

Ein vollständiges wohl sicher nicht, wenn man darunter eines versteht, das jeden Zug des Originals ausnahmslos mit minutiöser Genauigkeit und pragmatischer Gewissenhaftigkeit reproduziert; und wenn zur Treue Vollständigkeit in diesem Sinne gehört, auch kein treues. Und dennoch eines, auf dessen Wahrhaftigkeit wir uns

* I, 34. — Die römische Ziffer bedeutet hier und immer den Band, die deutsche die Seitenzahl.
** I, 338. *** I, 366.

absolut verlassen können und das trotz jener Auslassungen als ein nahezu erschöpfendes betrachtet werden darf.

Dafür sprechen meines Erachtens zwei Gründe.

Einmal die Widerspruchslosigkeit der Mitteilungen in Bausch und Bogen von Anfang bis zu Ende. Da ist kein Satz, welchen der nicht geschrieben haben könnte, der alles andere geschrieben hat. Hätte sich Auerbach in diesen Briefen ein ideales Standbild errichten wollen — es ist undenkbar, daß er zweiundfünfzig Jahre hindurch sich, so zu sagen, in derselben Pose, mit demselben Gesichtsausdruck Modell gestanden haben sollte. Irgendwo und wann müßte der Mann vor uns treten, wie er war, bevor er in den Spiegel geblickt; vergebens würde man sämtliche 730 Briefe nach einem solchen Moment durchforschen: idem semper vultus, eademque frons! Und eben dies Argument, welches ihn vor dem Verdacht der Selbstbespiegelung rettet, würde ihn auch schützen gegen den des geflissentlichen Versuches, dem verehrten Freunde gegenüber als ein anderer, das heißt besserer, reinerer, idealerer Mensch zu erscheinen, wenn nicht jedes Bedenken nach der einen oder anderen Seite schwinden müßte vor einem anderen Argument, das für mich entscheidend ist.

So, genau so, und ausnahmslos so, wie er hier in den Briefen erscheint und sich dem Freunde giebt, haben die ihn gekannt, die — ihn wirklich gekannt haben. Ich meine damit diejenigen, die ihm nicht ein oder das andere Mal, vielleicht auch recht häufig, in der Gesellschaft oder in einem Klub, oder bei ähnlichen Gelegenheiten und Veranlassungen, welche, wie vertraulich immer, den rein privaten Charakter ausschließen, entgegengetreten sind, sondern solche, mit denen er Stunden, Tage, Wochen in traulichem Tête-à-Tête auf dem Zimmer, auf Spaziergängen, auf der Reise, im Badeaufenthalt u. s. w. verlebt hat. Wem dieses Glück zu teil geworden, der wird nach bestem Gewissen versichern können, daß in den Briefen auch nicht ein Gedanke, er sei so tiefgehend oder so beiläufig wie immer, und ebenso keine Betrachtung, Empfindung — mit einem Worte keine Manifestation seines seelischen Lebens in irgend einer Richtung gegeben ist, welche er nicht aus Auerbachs Munde — mindestens in dem hauptsächlichen Gehalt — entweder selbst vernommen hätte, oder bei der er doch überzeugt wäre: so kann Auerbach, ja, so muß er gedacht, empfunden haben; und das sind die identischen Wendungen und Worte, in denen er seinen betreffenden Gedanken und Empfindungen Ausdruck gegeben.

Ich gehöre zu denen, welchen dieses Glück eines intimen Verkehrs zu teil geworden ist. Keineswegs durch mein Verdienst allein. Ich verdanke es mit dem freundlichen Zufall, der uns — man weiß, was das in einer Stadt wie Berlin bedeutet! — jahrelang in derselben Straße, zuletzt nur noch durch ein Haus voneinander getrennt, wohnen ließ. Die Hauptsache blieb freilich, daß wir uns, je länger dieser nachbarliche Verkehr währte, immer inniger zueinander hingezogen fühlten. Ich darf das von Auerbach mir gegenüber ohne Ruhmredigkeit behaupten; und was mich selbst betrifft, setze ich kein Verdienst darein; ich betrachte es als ganz selbstverständlich, daß ich mich mit ganzer Seele dem Zauber einer Freundschaft hingab, die ich in ihrem vollen Wert viel zu spät erkannt hatte. Ja, wenn ich streng mit mir ins Gericht gehe, erst erkannt habe, als der Tod das Band zerrissen; als ich ihm keine trübe Stunde mehr erheitern, keine freudige mehr mit ihm teilen durfte. Aber wem wäre noch nicht, sobald der Stein auf das Grab des Freundes gewälzt ist, das Wort des Dichters: „O, lieb, so lang du lieben kannst!“ ein Donnerwort gewesen!

Das wohl auf uns, die wir Auerbach näher gestanden, mit seiner ganzen Schwere erst fiel, als uns aus seinen Briefen an den Freund, welchen er von allen zumeist geliebt, der ihm sich ganz, dem er sich ganz gegeben, das volle Bild des Menschen mit allen seinen großen Eigenschaften

und seinen kleinen Schwächen entgegentrat, und wir uns nun mit noch ganz anderer Klarheit bewußt wurden, was wir, was die Welt an ihm besessen — und verloren.

Die schnelllebende Welt von heute, die im Handumdrehen zur Nachwelt wird, sich als Nachwelt fühlt, ausgestattet mit dem souveränen Totenrichteramt, bei dessen Ausübung sie den einzelnen Fall möglichst expediert, jeden Dahingegangenen am liebsten für einen „Mimen" nehmend, der seinen Lohn dahin, und dem Kränze flechten mag, wer sonst nichts Besseres zu thun hat.

Ich kann mich darin irren, aber ich bin das Gefühl nicht losgeworden, als hörte ich die Stimme eines Gerichtspräsidenten, der nach den gehörten Zeugenaussagen und den Plaidoyers des Staatsanwalts und der Verteidiger das abschließende Resumé des Falles giebt, während ich eine lange Reihe von Besprechungen der „Briefe" durchlas. Es sind unter denselben treffliche Arbeiten, voll kritischen Scharfsinns, reich an geistvollen Aperçus und, alles in allem, diktiert von dem gewissenhaften Streben, dem Dahingeschiedenen gerecht zu werden. Aber ich meine eben: der Fall ist noch nicht zum Abschluß reif; wir stehen dem Dahingeschiedenen noch viel zu nahe, um für sein Wesen und Wirken die richtige Perspektive gewinnen zu können; wir sollten uns bewußt bleiben, daß, was wir auch immer über ihn, von ihm auszusagen



Berthold Auerbach. Nach einem von seiner Tochter gemalten Aquarell.

haben, nur eben Zeugenaussagen sein können, deren Hauptverdienst weniger in der Vollständigkeit als in der skrupulösen Ehrlichkeit besteht. Dann mögen die, welche nach uns kommen, diese Aussagen miteinander vergleichen und benutzen zur Durcharbeitung und Detaillierung des Bildes, dessen Hauptzüge und richtige Proportionen die große Künstlerin Zeit inzwischen sicher festgestellt haben wird.

In der Erkenntnis der Psyche und Beurteilung der Geistesthaten eines bedeutenden Menschen ist die Kunde, welche wir von seiner Physis haben, gewiß nicht das Ausschlaggebende, oder wäre es doch nur für einen Blick, der die beiden Modifikationen des Seins auf einmal und in einem sähe; aber sie hilft uns doch, so weit sie reicht, ich meine: so weit sie der Wirklichkeit adäquat ist, das Rätsel des seelischen Lebens deuten. Es mag ja wie posthume Weisheit klingen, aber wer von uns könnte sich Auerbachs Seele in einem langen, schlanken, elastischen Leibe denken? Wir — ich meine seine Berliner Freunde — haben ihn ja erst als reifen Mann kennen gelernt und hernach als alternden Mann und als Greis gekannt; aber auch in der Blüte seiner Jugend kann er mit dem kurzen, gedrungenen Körper, auf dessen breiten Schultern der mächtige Kopf fast ohne Hals zu sitzen schien, unmöglich ein guter Tänzer, Turner, Schlittschuhläufer, Schwimmer, Reiter gewesen sein. Auch habe ich nie von ihm gehört, daß er in seiner Jugend irgend einen Sport mit Passion getrieben hätte, und so mochte er wohl von früh auf die unzähligen Stunden, die andere ihren physischen Exercitien widmen, für seine große Leidenschaft des Beobachtens, Betrachtens, Grübelns, Phantasierens, Spekulierens reservieren. Haben doch auch sicher die Verhältnisse, in denen er Kind war und zum Knaben heranwuchs, dazu beigetragen, seine Beschaulichkeit zu nähren in dem Maße, als sie ihm die äußere Aktivität erschwerten, wenn nicht gar verleideten. So erwähnte er einmal, als er sich in Erinnerungen aus seiner frühesten Jugend erging, einer schweren Unbill, die er, der Judenknabe, von den anderen Knaben des Dorfes gelegentlich zu erdulden hatte; und, wenn der Fall in seiner besonderen Brutalität auch gewiß ein außerordentlicher gewesen ist, er berechtigt doch zu einem Schluß auf das schiefe und ungemütliche Verhältnis, in welchem die Kinder der kleinen jüdischen Gemeinde seines Heimatsdorfes zu den anderen, den eigentlichen Bauernkindern, gestanden haben müssen. Auch auf der Schule zu Hechingen wird dem fleißigen Schüler die Zeit, um sich in Wald und Feld zu tummeln, kärglich genug zugemessen sein; ebenso wie später auf der Gelehrtenschule und der Universität die Knappheit seiner Mittel ihm die kecken „Spritzfahrten" verbot, in denen glücklicher situierte Kommilitonen den jugendlichen Übermut austoben mochten. Auch mag in diesem Zusammenhange erwähnt werden, daß Auerbach kurzsichtig war, was er begreiflicherweise als Kind nicht wußte, so daß er erst in späterem Alter, als er seine Heimat wieder besuchte und die Landschaft durch die Brille betrachtete, die Schönheit, Weite und Größe derselben recht zu erfassen glaubte.*

Aber wenn auch Justinus Kerner, da Auerbach ihn zum erstenmal besuchte, ausrufen mochte: „Kerl, wie schaust du denn aus? als ob dich der Herrgott einen Fuß tief in die Erd gestampft hätte!" ** — er stand mit festen, markigen Knochen auf dieser Erde. Ja, er hätte mit seinen bis zur krankhaften Sensitivität reizbaren Sinnen und seiner derben Lebenslust gar wohl ein Sklave der Sinnlichkeit und ein Knecht des Willens zum Leben werden können, wenn nicht das, was Vischer in „Auch einer" das obere Stockwerk nennt, so herrlich bei ihm bedacht und ausgestattet gewesen wäre, daß es auch in seiner äußeren Erscheinung für jeden, der Augen zu sehen hatte, sofort als das Dominierende und als das hervortrat, worauf

* II, 40.
** Aus Auerbachs Munde.

dieser Organismus angelegt war. Auch wer Auerbach nicht kannte und vielleicht die kleine stämmige Figur in der Gesellschaft zuerst nicht beachtet hatte, mußte frappiert werden, sobald sein Blick auf den prächtigen Kopf fiel mit der mächtigen Schädelwölbung und der breiten, hochgeschwungenen Stirn. Eine Schädelwölbung und Stirn, die nicht nur etwas Goethesches hatten, sondern sehr wesentlich mit den imponierenden Dimensionen und prächtigen Linien des Goethekopfes übereinstimmten, wie mir alle zugegeben haben, denen ich die wundervolle Maske zeigen konnte, welche von Auerbach nach seinem Tode abgenommen wurde. Es kann keine schönere Totenmaske geben. Keine leiseste Spur eines vorhergegangenen Kampfes; tiefster Frieden in den Zügen wie in dem Antlitz eines süß Schlummernden; und über dem milden Antlitz wie ein Himmel, der sich, leuchtend vom Licht der untergegangenen Sonne, wolkenlos über den beruhigten Wassern wölbt, die majestätische Stirn.

Und so bei diesem Vor- und Überwiegen der seelischen Kräfte mußte es wohl geschehen, daß ihnen der mächtige Wille zum Leben unterthan wurde. Gewiß nicht ohne manchen harten Kampf, von dessen Wirbeln und Strudeln noch einer und der andere in den Briefen des Jünglings aufwallt. Aber der Umstand, daß selbst dem Jugendfreunde gegenüber, vor dem er keine Geheimnisse hatte, von derartigen Trübungen so selten die Rede ist, scheint mir zu beweisen, wie verhältnismäßig früh sich der Kampf zu gunsten der idealen Mächte entschieden hatte, die Lebenslust sich als Schaffenslust äußern durfte, um sich immer mehr in den Dienst der letzteren zu begeben und schließlich in derselben aufzugehen. „Diese Kunst ist Freude am Leben, und das soll eigentlich der innerste Trieb aller Kunst sein," schreibt Auerbach einmal aus Amsterdam in sympathetischer Bewunderung der niederländischen Malerei.* Das Wort gilt buchstäblich von ihm. All seine Kunst und was er immer geschaffen und geleistet auf anderen geistigen Gebieten: jene zahllosen Augenblicksbilder des vorüberrauschenden Lebens, die er fixiert, sein Kritisieren, sein Philosophieren — alles, alles quillt aus dem unerschöpflichen Born seiner Freude am Leben. Von den unzähligen Betrachtungen, die er in den Briefen über sich selbst anstellt, trifft vielleicht keine mehr in das Herz seines Wesens als folgende, welche er bereits angesichts des Todes niederschrieb: „Ich war und bin heute noch ein homo novus in der Welt, mir sind alle Erscheinungen und Einrichtungen neu oder ich forsche nach ihrem Urgrund. Darin liegt der Mittelpunkt meiner Berufsbesonderheit, deren Wesen man Naivetät u. s. w. nannte, und aus diesem Grundmotiv schuf ich, was ich eben geschaffen habe, und alles Leben war mir so neu als heilig."* Er hätte noch mehr sagen dürfen: es blieb ihm neu und blieb ihm heilig, und ob er das betreffende Phänomen tausendmal beobachtet und, soweit es in seiner Kraft lag, bis zu dem Urgrund erforscht hatte. Wenn Dankbarkeit Gebet ist — er hat sich nie ohne Gebet zu Tisch gesetzt und vom Tisch erhoben; und jeder Lerchentriller über ihm, jedes Brunnenrauschen, der Duft frischgeschnittenen Grases, der warme Morgensonnenstrahl, die Abendröte jedes Tages — ihm war es alles eitel Wonne, als hätte er's nie gesehen, gehört, gefühlt, empfunden.

Und schwelgte er so mit immer neuer Ganymedeslust in der Natur und ihren Herrlichkeiten, seine heißeste Leidenschaft und Liebe bewahrte er doch den Menschen, als dem Höchsten der Natur und der Quintessenz alles Lebens. Durch sein ganzes Leben geht, wie der Herzschlag, der nicht aussetzen darf, soll nicht das Leben mit ihm vergehen, die Sehnsucht nach Menschen. Er war der echte Bruder seiner Schwester Estherle, von der er erzählt: „Sie war immer heiter, und ihre Hauptlust war Singen; sie schämte sich,

* II, 374.

* II, 477.

das in ihrer Unterstube bei der kranken Tochter laut werden zu lassen, und wo nur in der Familie ein kleines Kind war, da kam Estherle abends und sang das Kind in Schlaf und sang stundenlang fort, nachdem das Kind schon schlief. Kleine Kinder, das war ihre Freude vor allem, und noch voriges Jahr sagte sie: Man sollte immer ein kleines Kind haben."* So mußte er immer einen Menschen haben, der ihm gewährte, was er mit einem, ich glaube in Süddeutschland gäng und gäben Ausdruck „Ansprache" nannte. Er ist kaum ein paar Stunden an einem Orte, den er eigens zu dem Zwecke aufsuchte, um in Abgeschiedenheit und Einsamkeit eine Arbeit zu fördern, so treibt es ihn hinaus: auf den Bahnhof, in die Bauernschenke oder wo immer er hoffen darf, „Ansprache" zu finden. Dabei möge man aber nicht glauben, daß diese Ansprache eine einseitige und er es war, der allein zu sprechen und gehört zu werden wünschte. Wie gern und gut er sprach, er war bis zu einem gewissen Punkte ein nicht minder trefflicher Hörer. Es verlangte ihn aufrichtig, zu wissen, wes Geistes Kind der andere war, wie jener andere lebte, was er erlebt hatte; und nie war das bei ihm eitle Neugier, sondern echte Wißbegier, nicht bloß, wenn er den Betreffenden ausfragte und ausforschte in dem ganz bestimmten technischen Interesse, die gewonnenen Resultate für eine seiner dichterischen Figuren zu verwerten, sondern auch, wo dieses Interesse völlig fehlte und nichts in ihm lebte als die Teilnahme, die er allem Menschlichen entgegentrug. Ich habe ihn oft in einem solchen Falle zu beobachten Gelegenheit gehabt und war immer von neuem erstaunt, mit welcher Gewandtheit er das Gespräch so zu wenden verstand, daß der neue Bekannte von sich und seinen Angelegenheiten berichten mußte. Dann saß der sonst so Mitteilsame still da, und wenn das Berichtete ungewöhnlich war, entschlüpfte ein halblautes „Wunderbar!" seinen Lippen. Das war keine Phrase bei ihm. Das Nil admirari der alten Stoiker erschien ihm, gegenüber der unerschöpflichen Fülle des Merkwürdigen und Geheimnisvollen im Natur- und Menschenleben, als der bare Frevel; und niemand konnte freier sein als er von der Borniertheit so vieler Menschen von heute, welche über die enge Grenze ihrer speciellen Interessen hinaus nichts sehen wollen. Diese Menschenliebe, der eben nichts Menschliches gleichgültig war, diese kindliche Unbefangenheit, mit welcher er allen, sie mochten hoch oder niedrig geboren sein, entgegentrat, sind ihm denn selbstverständlich von den Weltklugen und Zugeknöpften übel ausgelegt worden. Wie oft hat er — und ach, von welchen Philisterseelen und banausischen Gesellen! — den Vorwurf der Petulanz, der Taktlosigkeit, täppischer Zudringlichkeit und, was noch schlimmer ist: falscher, das heißt gespielter Naivetät über sich ergehen lassen müssen! Wie oft sich verspotten lassen müssen, weil er sich mit Hunderten von Leuten „du" nannte, die er für seine Freunde hielt und die doch in Wahrheit kaum eine lauwarme Teilnahme für ihn empfanden! Wie haben sich die witzigen und witzlosen Geschichtenträger auf seine Kosten gütlich gethan! Von ihrem Standpunkte hatten die Leute ja recht. Ob freilich der Standpunkt der richtige war, ist eine andere Frage, die der verneinen muß, der sich ehrlich bemüht hat, in Auerbachs wahres Wesen einzudringen, und es dann freilich liebgewinnen und lieb behalten mußte. Auch meine ich, diese Mühe war in keinem Falle groß, selbst da, wo Auerbach einmal die Sache, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, durch jenes ihm eigentümliche Ungestüm der Initiative verfahren hatte. So erinnere ich mich deutlich meiner ersten Begegnung mit ihm und daß es dabei allerdings ohne ein kleines Opfer der Selbstliebe meinerseits nicht abging. Es mag Ende 1862 oder Anfang 1863 gewesen sein; jedenfalls war ich bereits seit mehreren Monaten nach Berlin übergesiedelt, ohne Auerbach aufgesucht zu haben, wie ich ihm denn auch in der Ge-

* I, 193.

sellschaft zufällig nicht begegnet war. Ich hatte eben gar viel mit der Ordnung meiner Angelegenheiten, zu denen u. a. die Einrichtung einer neuen Wochenschrift gehörte, zu thun gehabt. Als ich dem von mir hochverehrten Dichter der „Dorfgeschichten“ dann endlich meine Aufwartung machte, hörte er meine Begrüßungsworte kaum an, um mir eine in eifrigem, fast mit meiner norddeutschen Art so wenig harmonierte und gegen die Formen, in denen ich mich von Jugend auf zu bewegen gewöhnt hatte, so beträchtlich verstieß, ein wenig betreten und überlegte, ob ich es mir nicht schuldig sei, sofort meinen Rückzug anzutreten und denselben durch ein paar Worte, in denen ich meinen Empfindungen einen höflich-entschiede-



Berthold Auerbachs Geburtshaus in Nordstetten.

heftigem Ton vorgebrachte Standrede zu halten über „das Hinterwäldlertum, das immer mehr in der deutschen Litteratur um sich zu greifen drohe, wo denn jeder sich seine Blockhütte am Rande des Urwaldes zimmern und sich sein Jagdgebiet erobern zu können glaube, ohne sich nach den älteren Ansiedlern umzuthun, deren guten Rat und kräftige Beihilfe er doch in schwierigen Lagen, die nicht ausbleiben würden, so hoch nötig habe.“ Ich gestehe, ich war über diesen Empfang, der nen Ausdruck gab, zu decken. Dann aber sagte ich mir zu meinem Glück, daß der eifrige Mann da vor mir sich in der Form vielleicht vergriffen, in der Sache jedoch recht habe; jedenfalls aus ehrlicher Überzeugung spreche und es wohl zweifellos gut mit mir meine. So ließ ich denn die Philippika ruhig über mich ergehen, erwiderte, als ich endlich zu Wort kam, einlenkend und beschwichtigend und wir durften für diesmal, wenn nicht in Freundschaft, so doch in einem gegenseitigen Wohlwollen

scheiden, das sich allmählich zu wirklicher Freundschaft erhöhen mochte.

Ich habe die kleine Anekdote mitteilen zu sollen geglaubt als einen Beweis, welche große Gefahr Auerbach bei dem Ungestüm seiner Menschenfreundlichkeit lief, von weniger Wohlwollenden und mit dem Organ der Verehrung nicht sonderlich Ausgestatteten verkannt zu werden. Er war sich vollkommen darüber klar, wo der Fehler in der Rechnung steckte. „Ich kann in die Todesstunde hinein bekennen: ich wollte stets nur das Gute mit dem ganzen Einsatz alles meines Seins und Denkens, und nur das eben war und ist mein Fehler, daß ich immer und überall den vollen Einsatz des Lebens gab und ihn auch von anderen heischte. Das ist das, was mit Recht Fanatismus genannt werden kann, denn anderen Menschen ist das Böse und das Gute nicht eigentlich ernst, sie thun alles in Gleichgültigkeit."* Diese Klage, welche sich wie ein düsteres Leitmotiv durch die Briefe zieht, wie oft habe ich sie aus seinem Munde in dieser oder jener Variation gehört! Jedesmal verschwor er seinen „Fanatismus", um bei der nächsten Gelegenheit wieder in denselben zu verfallen. Um wieder von dem anderen „den vollen Einsatz" zu heischen und, was die Konsequenz des ersten Fehlers war, eine Zeit lang zu wähnen, daß jener Einsatz wirklich eingezahlt sei, bis die Enttäuschung folgte und mit der Enttäuschung der Schmerz und der Kummer. Er hat Unsägliches auf diese Weise gelitten, und er hätte sich unzweifelhaft, wie so mancher, „Menschenhaß aus der Fülle der Liebe" getrunken, wäre seine Lebens- und Liebekraft nicht so groß gewesen; hätte er nicht, wie er selbst es einmal bei einer schmerzlichen Gelegenheit wehmütig scherzend ausdrückt, „einen so guten Gemütsmagen" gehabt. Diese kräftige Assimilierung kränkender und bitterer Erfahrungen nahm denn auch erst in den letzten Jahren mit der Lebenskraft selber ab, ohne daß ihm freilich selbst jetzt die zweifelhafte Wohlthat des Hasses vergönnt gewesen wäre. Er war eben nur „um mitzulieben" da und das Testament des Johannes: „Kinderchen, liebet einander!" gleichsam die moralische Centralsonne, um die all sein Denken, Sinnen, Empfinden gravitierte. Hier ist der Schwerpunkt seines Wesens, den man fixiert haben und an dem man festhalten muß, um dieses Wesen in seiner Stärke und seiner Schwäche zu begreifen und auszubeuten.

Denn daß der seltene Mensch auch die Fehler seiner Tugenden gehabt, darf und soll nicht verschwiegen werden. Es ist gewiß schöner und menschlicher, jeden für gut zu nehmen, bis das Gegenteil bewiesen ist, als von dem entgegengesetzten Standpunkte auszugehen, aber aus einer einseitigen Auffassung der menschlichen Natur resultieren beide Annahmen. Ich deutete bereits oben darauf hin, wie zweischneidig jenes Auerbach eigentümliche rücksichtslose Ungestüm seiner Menschenfreundlichkeit war, wie leicht sich die Schneide gegen ihn kehren konnte, wie oft sie sich gegen ihn kehrte und wie viele Wunden sie ihm geschlagen hat. Das gereicht ja seinem Herzen nur zur Ehre; aber man muß an seiner Weltklugheit, an seiner Menschenkenntnis zweifeln, daß er sich wieder und immer wieder über etwas verwunderte, was doch ganz unvermeidlich war. Und die bittere Erfahrung, welche er in seinen privaten und freundschaftlichen Beziehungen machen mußte, konnte ihm bei seiner öffentlichen Wirksamkeit ebensowenig erspart bleiben. „Ich sehe leider zu spät," schreibt er einmal, „daß ich die Menschen nicht verstand, die keine Ahnung davon haben, daß die Geistesthätigkeit eine Mission hat, die nicht im Abspielen von Capriccios besteht, und freilich, diesen Menschen muß ich als schwerfälliger Pedant und Schulmeister erscheinen, wie alle, die das Dasein ernst nehmen und keinen Zeitvertreib kennen."* Diese Einsicht wäre ihm allerdings im Jahre 1873 „zu spät" gekommen, hätte

* I, 254.

* II, 133.

er aus derselben den Schluß gezogen, daß er es fortan anders anfangen und etwa auch das Leben leichter nehmen müsse; mit einundsechzig Jahren kann man keinen neuen Menschen anziehen. In Wahrheit meint er das auch nicht: es ist nur ein Versuch der Berichtigung seines Urteils über die anderen, nicht seiner Auffassung von der Würde und Bürde seines selbstgewählten, vielmehr für ihn, wie er nun einmal war, unabweislichen Berufes. Er war eben — und er fühlte das selbst sehr wohl und hat es wiederholt in den Briefen ausgesprochen — zum Missionär geboren. Und zwar nicht für die Heiden, sondern, da es ihn niemals in die Ferne, immer nur zu dem Nahen und Nächsten zog, als zu seinem natürlichen Erbe und gegebenen Wirkungskreis: für seine Landsleute, für sein Volk, das zu einem freien, einigen zu machen, er helfen wollte, so weit seine Kraft reichte. Im Jahre 1850, als der politische Katzenjammer so viele gerade unter den Hochgebildeten und Geistreichen der Reaktion in die Arme trieb, schreibt er: „Ich gehe, wenn ich manche verkehrte Richtung höre und sehe, oft gar nicht mehr darauf ein und habe nicht mehr den natürlichen Bekehrungsberuf, der mich ehedem so oft fortriß. Nur gegen eines werde ich mich wehren, so lang ich kann, ich meine gegen die Mißachtung der Gesamtheit, gegen die Volksverachtung, wie man es nennt. Vermöchte es diese, sich in mir einzunisten, das fühle ich, ich wäre halb getötet und in meiner Produktion gelähmt."* Ganz gewiß, denn seine Produktion steht und fällt mit der Ausübung jenes „Bekehrungsberufes"; und nicht bloß seine litterarische, sondern auch die er im unmittelbaren Sein: im bürgerlichen, gesellschaftlichen Leben, entwickelte. Sein unermüdliches Wirken nach dieser Seite im Zusammenhang zu überblicken, wird auch der eingehendsten und liebevollsten Forschung nicht möglich sein, denn vieles davon ist nie in die Öffentlichkeit getreten und konnte es nicht, sondern ging vor sich im Privatkreise, oft unter vier Augen, in Form von Ermahnungen, Anfeuerungen, Aufrichtungen — unvergeßlich denen, welchen sie zu teil wurden, unverzeichenbar in der Lebensgeschichte des eifrigen Säemanns. Und auch von seiner öffentlichen Thätigkeit in dieser Richtung hat so manches die Welle des Tages, von der es gehoben und getragen wurde, wieder fortgespült; es hat mir einen eigenen wehmütigen Reiz gewährt, in den „Briefen" den oft halb verlöschten Spuren derselben nachzugehen. Wehmütig, weil ich gedenken muß, wie manche bittere Enttäuschung er auch hier zu erfahren hatte; wie oft sein schöner Enthusiasmus, seine selbstlose Hingabe bespöttelt und bewitzelt wurden von denen, die „nicht wissen und bekennen wollen, daß es auch für die tagesläufigen Dinge eine höhere Betrachtnahme geben muß."* Wie billig dieser Spott! wie bequem dieser Witz! Man braucht ja nur mit kritisch gespannter Miene dazusitzen und überlegen zu lächeln, wenn den Festredner sein Feuereifer über das Ziel hinaustreibt oder ihm die klare Formgebung eines Gedankens nicht glücken will! Man braucht sich ja nicht um Dinge zu kümmern, die einen gar nichts angehen, wenn man die Augen schließt und die Ohren zuhält! z. B.: ob ein Normal-Schullesebuch existieren soll und wie es einzurichten ist; ob das Volk seiner Freude über die Rettung des Monarchen einen Ausdruck geben soll und in welcher Form! u. s. w. Wir laufen nicht als Hans Dampf durch alle Gassen; wir bleiben hübsch bei unserem Leisten, biderbe Schuster, die wir sind!

Glücklicherweise hat sich Auerbach durch keinen Spott und keine Enttäuschung zu dieser spießbürgerlichen Gesinnung je bekehren lassen; er hat früher und später unentwegt der Mission obgelegen, in welcher er seinen Beruf sah und zu der er in so eminentem Sinne berufen war. Wer hat in Schrift und Rede mehr als er dazu gewirkt, daß wir in Norddeutschland süd-

* I. 79.

* II, 163.

deutsches Wesen und süddeutsche Art verstehen und schätzen lernten? wer ist eifriger als er ein langes Leben hindurch bemüht gewesen, echt bürgerliche Gesinnung zu lehren und zu verbreiten? die schroffe Kluft auszufüllen, die zwischen den verschiedenen Ständen der Gesellschaft klafft? Und wie im schönsten Sinne liberal und unparteiisch verfuhr er in diesem Streben! „Wenn ich meine Thätigkeit übersehe," schreibt er im Jahre 1870, „so habe ich dahin zu wirken gesucht, den sogenannten höheren Ständen eine bessere Anschauung vom sogenannten niederen Volk zu geben. Und jetzt? Jetzt sollte man dahin wirken, dem Volke zu zeigen, daß nicht alle Besitzenden und Gebildeten selbstsüchtige und verworfene Menschen sind. In das, was man sociale Frage nennt, spitzt sich das Problem der neuen Welt zu, und da muß Verständigung angebahnt werden nach oben und unten."*

Dies Wort — und bei ihm blieb es ja nicht beim Worte! — sollten ihm doch die nicht vergessen, denen sein politischer und ethischer Liberalismus ein Greuel ist. Aber freilich, wie müßte man nicht einen Menschen mit Haut und Haaren verloren geben, der — als hätte er in die Blätter der Zukunft geschaut — bereits im Jahre 1846 schreiben konnte: „Der Jahrtausende alte Volksgeist bequemt sich nicht nach Theorien, die einzelne Hochweise aushecken. Wenn der durch die lange Geschichte sich entwickelnde Geist eines Volkes nicht größer wäre, nicht mehr vermöchte, als was ein noch so hochbegabtes Individuum in seinem kurzen Leben aus sich entwickelt, so wäre die Weltgeschichte ein Narrenspiel."** Und der sein Schwelgen in alter Burschenherrlichkeit mit ein paar Monaten Hohenasberg viel zu billig erkaufte; und 1848 auf den Wiener Barrikaden — gleichviel aus welchem Grunde — hätte sterben mögen;*** und der noch im Jahre 1871 den 1866er Krieg das

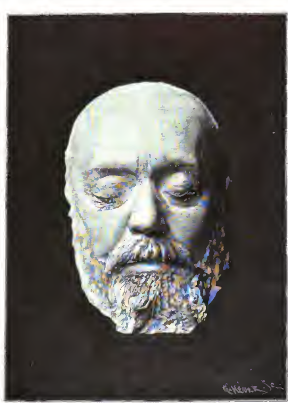
* II, 20.
** „Schrift und Volk". Ges. Werke. Zweite Gesamtausgabe XX. Band, S. 53.
*** I, 66.

„Entsetzlichste" und einen „Bruderkrieg" nannte und es in der Ordnung fand, daß er „klanglos", das heißt ohne ein einziges singbares patriotisches Lied hinterlassen zu haben, aus der Welt gegangen;* und selbst noch 1871 nicht einsehen konnte, daß wir Deutschen in der besten aller Welten lebten mit „socialdemokratischer Chaosmacherei und ultramontaner Knechtung und allerlei Prätensionen daneben"** und, alles in allem, „jetzt, nach errungener nationaler Einheit, uns und andere dazu anhalten müßten, nicht das Errungene für etwas zu halten, das mehr sei als die Möglichkeit, zu den reinen Zielen des Menschentums zu gelangen."*** Das alles ist denn freilich in den Augen der sehr praktischen matter-of-fact-Menschen die pure hirnverbrannte Ideologie.

Aber bekanntlich machen es die Mittler niemandem recht. Und wenn Auerbach in den Augen der Pächter politischer Erbweisheit ein „Demagoge" und „Aufklärungs-Kehricht-Sammler" und „leidiger Schwätzer" und — „der Hofjude" war und bis auf den heutigen Tag geblieben ist, so konnte er den Antipoden derselben ebensowenig zu Dank leben und wirken. Er, der doch schon in jenem bereits citierten Buche, das man als sein eigentliches politisch-dichterisches Glaubensbekenntnis ansehen darf und dessen genaues Studium ich seinen Freunden nicht eindringlich genug empfehlen kann: in „Schrift und Volk", erklärt hatte, daß „die Darstellung des Volkstumes für den Dichter ein Kultus sein müsse"!† und der wahrlich diesem Kultus durch sein ganzes dichterisches und schriftstellerisches Schaffen unentwegt treu geblieben ist! Aber freilich stimmte der Fortschritt, den er im Sinne hatte, nicht immer zu dem Tenor der Beschlüsse liberaler Bezirksvereine, sondern wollte gesehen und bemessen sein von einem Standpunkte, hoch über dem Getriebe in blindem Eifer gegeneinander wütender Parteien. Auf diesem Standpunkt steht

* II, 68. ** II, 344. *** II, 154.
† Schrift und Volk, S. 34.

er, wenn er ebendaselbst schreibt: „Ein Liberalismus, der weiter nichts könnte und wollte, als jetzt auch wieder von oben herab, aus der Abstraktion heraus, Gesetze zu diktieren und alles am Schnürchen zu leiten, ein solcher wäre weiter nichts als der links gewendete Uniformrock der Bureaukratie."* Und so ertönt von eben diesem Standpunkte herab das wahrhaft prophetische Wort — man bedenke, daß es im Jahre 1845 gesprochen wurde! —: „Ein moderner Nihilismus versucht es bereits vielfach, die atheistische Verzweiflung im Volke auszubreiten; er denkt nur an Untergrabung der faulen Zustände und kümmert sich nicht um die von ihm verbreitete Bodenlosigkeit aller Zukunft." Er aber wollte keine bodenlose Zukunft; wollte — eingedenk des Goetheschen Wortes, daß „man nicht nach seinen Idealen springen dürfe" — den Boden der Vernunft und Sittlichkeit unter den Füßen behalten und zögerte, vorwärts zu schreiten; ja, schien auch einmal einen Schritt rückwärts zu thun, wo er fühlte oder zu fühlen glaubte, daß jener Boden unsicher wurde, daß man im Begriff stand, von demselben fort ins Bodenlose zu stürzen. Er, der seine Mission des Vermittlers — gleichviel, ob bewußt oder unbewußt — zu erfüllen hatte, konnte nicht anders. Er wollte die Ideale, in



Berthold Auerbachs Totenmaske.

* Schrift und Volk, S. 186.

deren Kultus die Vergangenheit zur Gegenwart sich nach schweren Kämpfen herangebildet, in die Zukunft hinüberretten, allerdings umstrahlt von reinerem Glanz, entkleidet von dem unschönen Brimborium, mit welchem Irrtum und Aberglauben sie umhängt und schier entheiligt hatten. Ich kann und will nicht leugnen, daß er sich in diesem Bestreben einer und der anderen Inkonsequenz schuldig gemacht hat; hier allzu ängstlich hat festhalten wollen, was nicht mehr zu halten war, dort eine Zuversicht mit tönenden Worten verkündet, die in fröhliche That umzusetzen, er sich nicht entschließen mag. So werden es resolutere Geister unstatthaft finden, daß man den Liberalismus ein für allemal auf seine Fahne schreibt und doch „die Liberalen" mit den Medizinern vergleicht, „die wohl die Krankheit der Volksverwilderung erkennen, aber kein Heilmittel dagegen wissen"; unstatthaft, in der Naturwissenschaft die (notwendige) Auflösung alles Konfessionalismus zu sehen* und doch zu beklagen, daß „Philosophie und Naturwissenschaft nichts einzusetzen haben gegen das Christkindchen, das (zur Weihnachtszeit) das Kindliche in allen Menschen auferweckt".** Es wird ihnen als eine Folgewidrigkeit erscheinen, in Strauß' „Der alte und der neue Glaube" eine „Befreiungsthat" zu erblicken, der man aus voller Seele zujubelt, bis man sich besinnt, daß die Vorstellung, „die Erde sei so geworden und werde einmal wieder anders werden müssen", in ihrer notwendigen Konsequenz „doch etwas unendlich Bedrückendes habe", und daß man „den Philistern nichts werde zu antworten wissen, wenn sie sagen, es wird nicht möglich sein, der großen Masse ein bestimmtes Religionsbekenntnis zu nehmen; der Bestand der menschlichen Gesellschaft ist dann nicht möglich".*** — Als ein Widerspruch, wieder und immer wieder die Notwendigkeit (oder doch Opportunität) eines solchen bestimmten Religionsbekenntnisses zu betonen und dann doch (gelegentlich Virchows Rede in der Rostocker Anthropologenversammlung) auszusprechen: „Die Theologie bringt der neuen Menschheit nichts mehr, ganz andere Wissenschaften treten das Erbe des Geistes an. Man wird in künftigen Zeiten (freilich in sehr künftigen) kaum mehr fassen, wie wir uns noch so lange mit der theologischen Flausenmacherei abkämpfen mußten."*

Nun könnte man sich ja freilich ohne großes Risiko anheischig machen, zu beweisen, daß diese Folgewidrigkeiten und Widersprüche in Auerbachs Munde so gar groß und schroff nicht sind; aber wie sie nun einmal dastehen — ohne die umschwebenden Nebengedanken und ausgleichenden Mittelglieder —, sind sie ein Ärgernis für die Freidenker von der strikten Observanz und ein Gaudium für die „Positiven", welche in denselben nicht das gelegentliche Schwanken eines nach allen Seiten hin wohlwollenden und auf die Vermittelung der Extreme bedachten Geistes sehen, sondern den Beweis, daß diesen verneinenden Geistern im Grunde bei ihrem Thun herzlich bange sei, und wenn sie nicht Retraite bliesen und mit fliegenden Fahnen in das Lager ihrer jetzigen Gegner übergingen, das aus allen möglichen Gründen unterbleibe, nur nicht aus einem Mangel der Überzeugung von der Schlechtigkeit ihrer Sache. Dergleichen schwankende Seelen, welche nur durch wer weiß welche Rücksichten vom öffentlichen Aussprechen ihres Renegatentums abgehalten werden, giebt es ja gewiß. Der Mann, welcher, als schon die Schatten des Todes schwer auf ihn fielen, den Freund bitten konnte, ihn sich „immer als frischauf strebend zu denken", gehörte nicht dazu. Er glich in der unendlichen Beweglichkeit seines Geistes und überleichten Affizierbarkeit seines Gemütes jenen elastischen Bäumen, die der Sturm bis zu einem Winkel beugen kann, in welchem andere mit straffterer Faser brechen müß-

* II, 262. ** II, 299. *** II, 123 ff.

* II, 92.

ten, und die dann doch immer wieder in die normale Stellung zurückschnellen. Mag er auch einmal in schlimmer Stunde „die Kulturgeschichte die Geschichte Sisyphus" genannt haben, an dem Fortschritt der Erziehung des Menschengeschlechtes durch die Bildung zur Freiheit hat er so wenig gezweifelt, wie er nie müde geworden ist, an sich selbst sein Ideal des homo liber nach besten Kräften herauszuarbeiten.

Auf keinem Gebiete aber hat Auerbach die Erfüllung seiner Vermittelungsmission so viel Kummer und Herzeleid bereitet, sind seine liebsten Wünsche so wenig erfüllt worden, ist sein heißes Mühen und Ringen so scheinbar resultatlos geblieben als auf dem der sogenannten „Judenfrage". Nachdem sämtliche Zeitungen und Journale, welche über die „Briefe" berichtet, diesen Punkt mehr oder weniger ausführlich besprochen, einige sogar in das Centrum ihrer Betrachtungen gerückt haben, würden die Leser der „Monatshefte" sich wundern, wollte ich denselben mit Stillschweigen übergehen. Ich könnte das aber auch schon deshalb nicht, weil ich mich mit keiner der mir vorgekommenen Auffassungen der Sache in völliger Übereinstimmung finde. Ich meine, man macht es sich hüben und drüben zu leicht, wenn man Auerbach in der Stellung, welche er in der Frage einnahm, entweder durchaus recht oder ebenso unrecht giebt und ihn infolgedessen als Märtyrer glorifizieren oder als Düpe seiner eigenen grundlosen Schwarzsichtigkeit hinstellen möchte. Zuerst, man vergißt nur zu oft: die Hitze des Kampfes fand Auerbach als alternden und bald darauf als positiv kranken Mann, und — wie er gelegentlich des Todes von Gervinus sagt —: „das erträgt man bei gesundem Leibe, aber nicht, wenn man krank ist und daniederliegt."* So ist denn meiner Ansicht nach so manche bis zur Verzweiflung bittere Äußerung über die betreffenden Zustände, so mancher bis zur Gehässigkeit scharfe Ausfall gegen die Gegner von dem kranken, nicht von dem gesunden Auerbach geschrieben worden und deshalb einfach von der Rechnung zu streichen. Aber, sagen die Gegner, auch so bleibt ja noch genug übrig, aus dem klärlich hervorgeht, daß der Mann „krank" war, freilich in einem ganz anderen als dem obigen Sinne, das heißt, daß bei ihm, dem Genialen, philosophisch Geschulten, gesellschaftlich Freigestellten, die seinem Stamme nachgesagte dünkelhafte Überhebung auf der einen, die nervöse Verletzbarkeit auf der anderen Seite genau so ausgeprägt waren wie bei dem geringsten, beschränktesten, ungebildetsten Juden und diese Eigenschaften ihm ein klares Urteil und normales Empfinden in der „Judenfrage" ebenso unmöglich machten wie dem letzteren.

Aber kann ein Jude — und wäre es ein Auerbach in seinen besten, gesundesten Stunden — an die „Frage" mit der kühlen Objektivität herantreten wie etwa ein deutscher Gelehrter?

Bei Kannstadt hinter dem Kurhause hatte man, ohne daß er davon wußte, zu seinen Ehren eine Linde gepflanzt, in einem Wäldchen, wo er vordem oft und gern war. Bei einem späteren gelegentlichen Aufenthalt (1877) besuchte er den Platz in Begleitung zweier Verwandten, die — es war gerade der jüdische Versöhnungstag — von Stuttgart zu ihm gekommen waren. Er schreibt:

„Wir gingen den Berg hinan und fanden bald die wunderbar prächtig, symmetrisch gebaute Linde, von Ruhebänken umgeben (der Stamm mit Draht umhegt, und auf einer Tafel daran steht: „Auerbachs Linde"). Ja, sagen läßt sich's nicht, wie das Herz bewegt ist, wenn das Auge solches sieht. Wir saßen eine Weile dort oben, dann ging ich mit unseren Geschwistern zur Synagoge und heim. Wenn ich zurückdenke und wenn ich vorwärts denke, das Dasein wird mir zu einem Wunder. An diesem Abend war ich von Kindheit an so mächtig ergriffen vom Gedanken über Leben und Tod, Sünde und Reinheit, ich stand neben meinem Vater, der sein Totenhemd über den Kleidern trug,

* II, 56.

in der Synagoge, alle verheirateten Männer trugen das Leichengewand und mir war immer so tief bang. Und wenn ich vorwärts denke: ich werde tot sein, und der Baum da oben wird in der heimischen Erde grünen und dem stillen Wanderer meinen Namen künden."*

Warum ich diese Stelle ausgeschrieben? Nur, um den vorurteilsfreien Leser zu bitten, sich die Gedanken des Mannes noch weiter auszuspinnen, zu lesen, was unsichtbar zwischen den Zeilen steht: die Geschichte seines Lebens, wie sie in dieser Stunde an seinem geistigen Auge vorübergehen mochte: seine — des bäuerischen Judenkindes — armselige Jugend inmitten der braven, strenggläubigen Verwandten; und wie er sich aus der Beschränktheit des socialen und geistigen Kreises, in welchen er durch die Geburt, durch die zäheste Tradition, durch das ehrwürdigste Beispiel, durch die Starrheit der von außen her gezogenen Schranken ein für allemal gebannt schien, mit heißem Bemühen heraus- und emporgerungen zur Religion des reinen Menschentums, deren praktische Bethätigung er doch wieder nur in der heißen Liebe zu dem Volke fand. Zu seinem Volke, dem deutschen Volke, dessen Wesen in seinen Höhen und Tiefen er zu begreifen und im verklärenden Spiegel der Dichtung ihm zurückzugeben suchte: zur Freude und Erbauung, aber auch zu ernster Mahnung des Strebens nach immer höheren Zielen. Und der das Höchste nun erreicht zu haben und, wie er sein Volk geliebt, auch fest in der Liebe seines Volkes zu stehen schien, um am Abend seines fleißigen, thatenfrohen und thatenreichen Lebens hören zu müssen: Es hat dir alles nichts geholfen, du glaubst, ein deutscher Dichter zu sein, und bist und bleibst in unseren Augen doch nur der geistreich-anempfindende, die Mängel seiner Abstammung klüglich verdeckende, im tiefsten Grunde des Fühlens und Denkens von uns durch eine unausfüllbare Kluft getrennte — Jude.

Das klingt sehr hart und — was schlimmer: sehr ungerecht; aber — Hand aufs Herz! — mußte er nicht so empfinden? Wer es leugnen will, der lese die Referate gewisser Blätter über die „Briefe", ob aus denselben nicht immer wieder herausklingt und als Cæterum censeo übrigbleibt: er er war ja doch nur ein Jude!

Vorurteil! — aus jenen dunklen mittelalterlichen Zeiten, in welchen Jude und Wucherer synonym war und das sich nur so auf die moderne Zeit übertragen und eine andere Form angenommen hat: die Form, daß man auch bei denjenigen Juden, die mit Eifer und Erfolg liberale Wissenschaften und Künste treiben, den Verdacht nicht loswerden kann: sie stecken denn doch, genau besehen, in dem alten schmutzigen Banausentum und treiben Kunst und Wissenschaft im letzten Grunde nur um des Geldgewinstes willen.

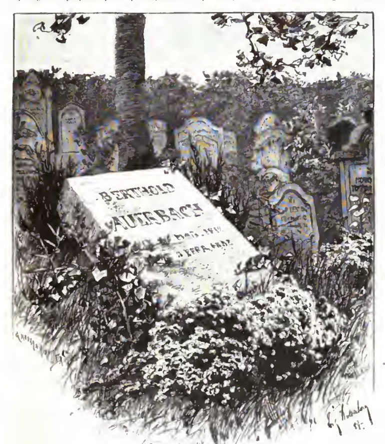
Es ist naiv, die Existenz dieses Vorurteils einzuräumen; ja, es ausdrücklich zu konstatieren und in demselben Atem die Empfindlichkeit zu beklagen, mit welcher der gebildete Jude Vorwürfe zurückweist, die dann plötzlich wieder gar nicht ihm gelten sollen, sondern dem polnischen Schacherjuden und dem aus dem Schacherjuden in die Berliner oder Wiener hautefinance transponierten Börsenbaron!

Und diesen konfusen Rechtfertigungsversuch sollte ein logischer Kopf gelten lassen, noch dazu, wenn derselbe einem Juden gehört, dem die Sache zu Haus und Hof kommt?

Die Sache ist aber die, wird der logische Jude sagen, daß alle jene Herrlichkeiten, welche, da sie zu den Voraussetzungen des modernen Staates gehören, man uns hat zukommen lassen (oder lassen müssen): Anerkennung unserer Religion, Verleihung der gleichen bürgerlichen Staatsrechte, das Konnubium in Form der Civilehe u. s. w., wohl de jure auf dem Papier im vollsten Umfang, aber nicht ebenso de facto, in der Wirklichkeit des Lebens existieren, deshalb nicht, weil jenes einmal eingeräumte, dann wieder aus der Rechnung fortgelassene Vorurteil aller-

* II, 326.

dings vorhanden ist. Wäre es nicht der Fall, nähme man allen Ernstes die Tausende und Abertausende ehrenwerter, hochgebildeter Juden von dem Verdammungsurteil aus, wie sollte es geschehen können, daß ein hochcivilisiertes, nach vielen schachern. Das Wahre aber ist: man nimmt jene vielen einwandfreien, unsträflichen Menschen nicht rückhaltlos aus, läßt vielmehr den häßlichen Verdacht über ihnen schweben, es komme ihnen ja doch nicht auf Förderung der guten



Berthold Auerbachs Grab auf dem jüdischen Kirchhof in Nordstetten.

Millionen zählendes Volk von seinen Denkern aufgefordert werden müßte, die nationalen Güter vor dem Andrängen von ein paar hunderttausend ungebildeter schachernder Menschen zu bewahren — ungebildet, ob sie nun im kleinen oder großen, mit Pfennigen oder Millionen Sache, immer nur auf das Poussieren ihrer persönlichen Vorteile an. Läßt es darauf ankommen, daß der Beweis des Gegenteils (den man selbst durch Mißtrauen in jeder Weise erschwert) angetreten wird. Und — damit diese saubere Prozedur doch den entsprechenden reinlichen

Abschluß finde: stellt sich im gegebenen Falle die Unschuld des Angeklagten mit Evidenz heraus; muß man zugeben, daß ihn von den den Juden gemachten Vorwürfen auch nicht ein einziger trifft — einer Schuld kann er sich nicht entziehen, die denn auch freilich eine Urschuld ist: der Schuld, in einen Stamm hineingeboren zu sein, der „die Menschenmäkelei zuerst getrieben" und immer weiter getrieben durch die Jahrtausende, mit Zähigkeit an einer Religion festhaltend, die er mit der Rasse identifizierte.

Aber wie denn? Es ist ja von diesen gerechten Richtern ausdrücklich stipuliert, daß von der peinlichen Frage die Sache der Religion auszuscheiden — rein und glatt auszuscheiden sei! So bliebe denn, nach Abzug derselben, schlechterdings nichts übrig als die Rasse.

Und so ist es in der That; die ehrlichen Leute haben dessen auch gar kein Hehl.*

Und damit sind wir denn freilich an dem Punkte angelangt, wo jedes Argumentieren und jede Möglichkeit der Verständigung mit dem Gegner aufhört. Blut ist eben ein besonderer und Rasseblut ein ganz besonderer Saft. Man kann zwar Hammelblut in Menschenadern transfundieren; aber — es läßt sich das nicht mehr in Worte fassen, man muß es fühlen. Fühlen, daß ein jüdischer Justizminister (trotzdem die Religion von der Frage ein für allemal durchaus auszuscheiden) eine Absurdität, ein jüdischer General eine Lächerlichkeit ist, und so mit Grazie in infinitum.

Und in dieser Lage der Dinge, während die Denker der Nation eine sich in hochgradiger Frivolität und krassem Materialismus äußernde Vergiftung des Volksgemütes konstatierten, dabei lauter oder leiser von den unausrottbaren Nücken und Tücken des Judentums murmelnd, und der Pöbel in seinem doch wohlbekannten Mangel an schulgerechter Logik sich daraus die unvermeidlichen, von dem Verstand jedes Verständigen voraussehbaren Schlüsse zog und das Hep-Hep-Geschrei der dreißiger Jahre für die Bedürfnisse unserer Tage variierte, saß der Dichter der „Dorfgeschichten" unter der Linde zu Kannstadt, bewegten Herzens sein reiches Leben rekapitulierend, vorwärts, rückwärts denkend. Denkend, daß der Baum seines Lebens, wie hoch er auch gewachsen, wie weit er seine Zweige gestreckt und wie viel Tausende und Abertausende in dem Schatten derselben gesessen und geruht und sich erlabt — die tiefsten Wurzeln der Liebe, aus denen er seine beste, erquicklichste Kraft sog, doch in dem warmen Nährboden der Familie habe — seiner jüdischen Familie, da oben in dem stillen, weltverschollenen Schwarzwalddorf. Wohl mochte da dem Sinnenden sein Dasein als ein Wunder erscheinen! Und es wäre ja eines, wenn seine Gegner recht hätten: ein Dichter, der aus dem Herzen eines Volkes sich in das Herz eines Volkes gesungen, das — nicht sein Volk ist, das von seinem Volke durch eine unübersteigbare Schranke geschieden ist!

Aber es giebt keine Wunder. Die Schranke ist nicht unübersteigbar. Berthold Auerbach hat sie überstiegen; hat durch sein Dasein und Wirken bewiesen, daß man als Jude geboren werden kann und doch keinen Blutstropfen in den Adern zu haben braucht, der nicht durchglüht wäre von heiliger Liebe zu seinem deutschen Volke und seines Volkes Macht und Herrlichkeit; hat bewiesen, daß man ein Jude und ein deutscher Dichter sein kann, dessen Namen man nennen wird, so man die besten Namen nennt.

Was aber einer kann, das können — jeder nach Maßgabe seiner Kraft und in seiner Weise — auch andere, das können viele, das werden schließlich alle können.

* Zum Beispiel: Viktor von Scheffel. Siehe: „Sollen die Juden Christen werden?" Von J. Singer, Wien 1884, wo sich im „Anhang" ein die Frage betreffender Brief des Genannten findet.



Das Schloß zu Dublin, Wohnsitz des Vicekönigs von Irland.

Aus Irland.

Von

George v. Alvensleben.

II.

Im Anfang der sechziger Jahre dieses Jahrhunderts trat in dem Ringen Irlands eine neue Partei, eine ganz neue Erscheinung in das Leben, die Großbritannien sehr viel Schwierigkeiten und Ärger bereiten sollte.

Es sind die Fenier, Fenians, die jetzt auf den Kampfplatz treten. Ihren Namen von der alten Kriegerkaste Irlands nehmend, ist ihre Losung der Kampf bis auf das Messer und ihr Programm die gänzliche Losreißung der grünen Insel von Großbritannien und die Errichtung einer irischen Republik. Die Verzweiflungskämpfe früherer Zeit jetzt auszuführen, war unmöglich, die Fenier traten nun an deren Stelle, um die alten Herzenswünsche der Iren durchzusetzen. Sie sind die neueste Phase in den Entwickelungskämpfen Irlands gegen England.

Der volle und ganze Besitz der Nachbarinsel ist für Britannien eine politische Notwendigkeit, gegen die sich niemand verschließen kann; die Wünsche der Fenier waren also von vornherein utopisch und konnten und können nie auf Erfüllung rechnen. Sie zu bekämpfen, trat England mit höchster Energie in die Schranken. Neu ist bei dieser Erscheinung, daß sich in Amerika die Basis der neuen Kämpfe, die sich in jenen Jahren vorbereiteten, befand, nur das Operationsfeld lag in Irland. Für England wurden hierdurch die Schwierigkeiten groß; es war nicht möglich, an die Basis der Empörungen heranzugehen, sie zu zerstören, die größte Wachsamkeit, die größte Schnelligkeit und Energie im Handeln waren nötig, um alle Pläne der Fenier zu vereiteln, ihnen zuvorzukommen und diese Partei so zu überwinden, wie es sie in der Hauptsache entschieden überwunden hat.

Nach jenen Jahren des Elends 1845

bis 1846 waren ganze Scharen Iren über den Ocean gewandert, um sich in Amerika eine neue Heimat zu suchen; sie fanden hier schon große Massen ihrer Rasse, welche vor ihnen eingewandert waren, und alljährlich strömten Tausende nach. Unter diesen Millionen, diesen Unzufriedenen, in denen der Wunsch nach Rache an England glühte, breitete sich, durch einige Ehrgeizige hervorgerufen, die fenische Partei schnell aus, durch ihre Häupter, John O'Mahoney in Amerika und James Stephens in Irland, mit der Heimat in Verbindung bleibend. Die große Sicherheit, unter der in Amerika, geschützt gegen alle Maßregeln Englands, die Ausbreitung der Brüderschaft geschehen konnte, der dortige Krieg, der viele Iren zu den amerikanischen Fahnen führte, die nach Beendigung desselben für alle Pläne willig zu Gebote standen, ließen ihre Macht rasch anwachsen und eine Organisation entstehen, deren Netz bald Amerika und Irland überzog und dessen Enden bis in die großen Städte Schottlands und Englands reichte. Geld floß reichlich zu; Agitatoren durchzogen die grüne Insel, um dort die keltischen Elemente aufzuwühlen, und zwischen den Regierungen Amerikas und Großbritanniens suchte man mit allen Mitteln Spaltungen und Feindschaft hervorzurufen.

Der Erfolg war nicht den Plänen und der Großartigkeit der Organisation entsprechend.

Amerika und England zu entzweien, mißlang vollkommen, und alle Aufstandsversuche, gegen Canada sowohl 1866, wo die Fenier nur mit 6000 Mann auftreten konnten, als auch in England, verliefen dem Unternehmen und seinen gewaltigen Vorbereitungen nicht entsprechend. Die größte Insurgentenzahl, die sie in Irland zum offenen Kampfe stellen konnten, betrug nicht mehr als 2000 bis 3000 Mann, die natürlich nicht im stande waren, den Briten starken Widerstand zu leisten (1867). Und hiermit brach eigentlich die Angriffskraft im offenen Felde zusammen; ein späterer Landungsversuch, von einer Hand voll amerikanischer Fenier unternommen, scheiterte zu kläglich, um in Betracht zu kommen. Die Leistungskraft der fenischen Partei im offenen Kampfe war folglich bei weitem überschätzt worden, das hatte sich zur Evidenz erwiesen.

Die Verschwörung war trotz jener Niederlagen aber nicht zu Ende, nur lenkte sie von jetzt an in eine Bahn, die zu bedauern und verwerflich ist; was sie im Kampfe auf freiem Felde, Mann gegen Mann, nicht erringen konnte, das suchte sie durch Thaten abscheulichster Art, durch Mord und Brand, zu erreichen. Daß die fenische Partei auf diese Weise nicht zum Ziele kommen wird, daß sie durch ihre Drohungen England nicht einschüchtern wird, ist selbstredend, sie ladet nur durch diese Schandthaten den Zorn und die Empörung der gebildeten Welt auf sich, und anstatt die Sympathie derselben anzuregen, ruft sie ihr Entsetzen und ihre Entrüstung hervor. Die englische Regierung ließ sich jedoch auch jetzt durch Milde leiten, schon 1871 wurden fast alle fenischen Gefangenen amnestiert. Mit welchem Dank die Fenier dieses Vertrauen und diese humane Handlungsweise aufgenommen haben, das haben jene Thaten, die in den letzten Jahren die Geschichte Irlands beflecken, klar gezeigt!

Der jetzige Führer der Partei in Amerika ist O'Donovan Rossa; er ist es, der mit seinen Drohungen, von denen eine immer abenteuerlicher als die andere, die Spalten der amerikanischen Journale füllt, und seine Sendboten sind es, welche die Greuelthaten von 1881 bis 1884 geleitet oder selbst verübt haben.

O'Donovan Rossa, geboren um 1830 in ärmlichen Verhältnissen zu Roßcarbery, Grafschaft Kerry, hieß eigentlich Jeremia O'Donovan. Da sein Familienname ziemlich häufig auftritt, so nahm er von seinem Geburtsort den Namen Rossa an. Zunächst war er Krämer in Skibbereen und handelte mit allem, was seine Nachbarn an Kleidung und Nahrungsgegenständen nötig hatten. 1853 trat er in Beziehung zu den Feniern, die sich eben zu entwickeln

begannen, und wurde bald von James Stephens, der seine Eigenschaften zu würdigen wußte, zum Distriktskommissar ernannt und zu vielen Sendungen zwischen Irland und Amerika gebraucht. 1867 wurde er gefangen genommen und deportiert für Lebenszeit, dann später amnestiert. Seit jener Zeit trat in seinem Charakter eine große Wandlung ein: früher offen und vertrauenerweckend, ließ diese Leidenszeit nur seine Energie und Entschlossenheit zurück, und so wurde er das Haupt der wildesten Partei, der Dynamitpartei, die nur durch den Terrorismus ihre Pläne zu erreichen sucht.*

Die Unternehmungen der Fenier, in der Hauptsache völlig gescheitert, haben sich dennoch unzweifelhaft nutzbringend für die keltische Sache erwiesen, sie haben die englische Regierung veranlaßt, die nötigen Reformen zu beschleunigen, und sie gezwungen, endlich die Hand an die Wurzel der Übel zu legen, die so recht mit am Lebensmark Irlands zehrten.

Mit der Stellung der anglikanischen Kirche, mit dem agrarischen System, das sich im Laufe der Jahrhunderte so unheilvoll erwiesen, sollte nun endlich gebrochen werden. Und wahrlich, nichts war geeigneter, die Beruhigung Irlands allmählich zu erreichen! Es handelte sich nur darum, den Weg zu finden, um diese beiden wichtigen Fragen einer richtigen Lösung zuzuführen.

Der Premierminister Großbritanniens war damals Mr. Gladstone, der Führer der Liberalen und zwar des radikalen Teiles derselben.



Gladstone.

William Ewart Gladstone, geboren 1809 als Sohn des Liverpooler Kaufherrn Sir John Gladstone, hat in den letzten fünfzig Jahren in der englischen Politik eine bedeutende Rolle gespielt und ist zweimal, stets nach heißem Kampfe mit seinem Gegner Mr. D'Israeli (später Lord Beaconsfield), an die Spitze des Ministeriums getreten. Die liberale Partei hat ihn zu Zeiten mit Enthusiasmus unterstützt, und doch hat er auch in ihr zahlreiche Gegner, die ihm nur folgen, da er wohl der einzige bedeutende Staatsmann der letzten Jahrzehnte ist, welcher die Führerschaft der großen Partei übernehmen konnte, auch ihnen sind seine Ansichten zu radikal. Die Konservativen aber halten seine innere Politik geradezu für gefährlich, seine äußere für zu unklar und zu unentschlossen, der Machtstellung Großbritanniens nicht entsprechend, ja diese schädigend dem Ausland gegenüber. Zu leugnen ist auch nicht, daß er als leitender Minister und als Staatsmann Fehler

* St. James-Gazette.

gerade in dieser äußeren Politik begangen hat, die er entschieden hätte vermeiden müssen: so während des deutsch-französischen Krieges, als er, ein heftiger Gegner Deutschlands, seine Meinung in Zeitungsartikeln äußerte, und so auch gegen Österreich, kurz bevor er zum zweitenmal an die Spitze des Ministeriums trat. Eine seiner großen Gaben ist seine glänzende Beredsamkeit.

Dies ist der Mann, der nun mit voller Energie an die Lösung jener Fragen herantrat. Im Dezember 1868 wurde er Premierminister, und schon im nächsten Jahre gelang es ihm, die Kirchenbill nach hitzigen Debatten, die er aber mit großer Beharrlichkeit zu führen wußte, zur Annahme im Parlament zu bringen. Die anglikanische Kirche Irlands wurde hierdurch des Charakters als Staatskirche völlig entkleidet. Damit war nun der eine Faktor, der so einschneidend in die irischen Verhältnisse eingegriffen hatte, freilich endgültig beseitigt; aber es war doch wohl zu weit gegangen worden, die Beseitigung war zu radikal, man hatte der Kirche alle Macht genommen und sie, wie schon früher angedeutet, auf sehr schwache Füße gestellt, namentlich der in Irland so einflußreichen katholischen Kirche gegenüber.

Schon 1870 setzte Gladstone dann die zweite wichtige Reform, den „Land-act“, durch.

Zur Beurteilung der bedeutenden Tragweite dieses Schrittes ist ein kurzer Rückblick auf die agrarischen Verhältnisse früherer Zeit und ihre allmähliche Entwickelung wohl geboten.

In jenen Zeiten, als „the Irish land to the Irish people“ noch voll gehörte, war der Besitz, das Eigentum an Grund und Boden, im großen und ganzen auf dem kommunistischen Princip basiert. Die einzelnen Clane oder Sippen besaßen das Land, das sie bewohnten und bebauten, als gemeinschaftliches freies Eigen, das zur Benutzung an die Glieder der Geschlechter verteilt wurde, die dann nach bestimmten Zeitabschnitten sich Neuteilungen zu unterwerfen hatten. Das brach liegende Land blieb Gemeindeland. Ausnahmen von dieser Regel fanden allerdings statt, denn der stets aus derselben Familie erwählte Chef des Clans und wohl auch einige hervorragende Männer hatten abgesonderten, sehr reichen Besitz. Dieses Oberhaupt war in Kriegszeiten der Führer der Bewaffneten und im Frieden der Ordner und Leiter sämtlicher Angelegenheiten seines Stammes, unter dessen Autorität auch die Kultur des Grund und Bodens betrieben wurde. Zuweilen waren diese „chiefs“ durch ihren eigenen Besitz sehr reich und hatten große, zahlreiche Herden Rindvieh, von denen sie dann an einzelne ihrer Stammgenossen austeilten, die dafür in ein Vasallen- und Lehnsverhältnis zu ihnen traten, ähnlich wie es bei Belehnungen mit Grund und Boden in anderen Ländern stattfand. Außer diesen Belehnten gab es noch eine Klasse unter der Bevölkerung: die von anderen Sippen Ausgestoßenen, Exilierten, die recht zahlreich war und die auch Vasallen des Clanhäuptlings wurden, die aber durch die volle Abhängigkeit, in die sie zu ihm traten, doch sehr verschieden von den ersteren waren; sie lebten unter seinem Schutz und bebauten seinen Grund und Boden. Sie sind die ersten „Tenants“ (Pächter), die man in Irland kennt.*

Daß diese Chefs in jenen alten Tagen recht oft von großer Härte waren und große Anforderungen an die Leistungskraft ihrer Sippe und Vasallen stellten, daß auch schon damals Teile ihres Volkes in sehr traurigen Verhältnissen lebten, ist jetzt ganz vergessen; die Neigung des Iren, sich das Leben seiner Väter im goldenen Lichte auszumalen, die lebhafte Phantasie, die ihm nur das Glänzende der Vergangenheit vorgaukelt, erfüllen ihn leider mit falschen Bildern von der Freiheit, der Unabhängigkeit und Herrlichkeit seines Volkes in jenen längst vergangenen Tagen, als noch die Iren und ihre Sippen Herren des grünen Erin waren.

Mit der englischen Herrschaft kam auch

* Siehe The Irish Question by D. B. King.

das englische Landsystem der großen Grundherren und der Pächterscharen nach Irland; zwar gewann es nur sehr langsam an Ausdehnung, herrschte auch zuerst nur in einem sehr kleinen Teile neben dem alten Landgesetz der Kelten, aber es breitete sich doch allmählich immer mehr aus. Einige Clanhäuptlinge wurden vermocht, das Grundeigentum ihres Stammes, über das sie bisher nur das Recht der Kontrolle hatten, als Herren selbst in Besitz zu nehmen; Konfiskationen führten englische „landlords“ in das Land, und 1603, bald nach der Niederwerfung des Aufstandes unter Hugh O'Neill, hatte es so festen Fuß gefaßt, daß der altirische Brauch als ungesetzlich verboten wurde.

Die Besitzverhältnisse an Grund und Boden in Irland waren natürlich infolge dessen im Laufe der Zeit gänzlich verschoben worden; wo früher das freie Eigen in den Händen der Sippen und Clans war, da gebot jetzt der einzelne Grundherr, der seinen oft weit ausgedehnten Besitz parzellierte und diese Parzellen, die an Größe sehr verschieden (einen halben, einen bis mehrere hundert Acker), an Tenants verpachtet hatte; wo der Kelte früher seine Nutznießung des ihm angewiesenen Bodens hatte, da saß er jetzt oft auf dürftigstem Besitz, der ihn nicht ernährte, oder er mußte Renten zahlen an einen Herrn, der als Räuber, wie er es ansah, in das Land gekommen war, den er aus tiefstem Herzen haßte, der seiner Rasse fremd war, mit dem er nichts gemein hatte und den er oft niemals in seinem Leben mit Augen sah.

Auch heute hat sich diese Physiognomie der Insel noch nicht verändert. Irland hat ungefähr 20000000 Acker Land (25000000 preuß. Morgen), und sie gehören (1876) 68711 Eigentümern; von diesen waren es 744, die über die Hälfte von Erin besaßen, 3746 teilten sich in weitere 15800000 Acker, unter den übrigen waren viele, die kaum mehr als ein Acker Land (= 1¼ preuß. Morgen) ihr Eigen nannten. Der größte Besitz ist der von Mr. R. Berridge mit 169000 irische Acker, dann folgen Lord Conyngham und Lord Downshire, die jeder mehr als 100000 Acker haben.* Die Zeitdauer der Pachtverträge war verschieden, sie liefen von Jahr zu Jahr, auf mehrere Jahre, auf Lebenszeit, auch kam die Erbpacht häufig vor. Gegen das in ihnen herrschende System aber ist von alters her die heftigste Klage geführt worden und in mehr als einer Hinsicht nicht mit Unrecht.

Da es für die Iren in früherer Zeit unmöglich, später sehr erschwert war, ihren heißen Herzenswunsch nach eigenem Besitz, nach einer eigenen Scholle, die sie ihren Kindern hinterlassen konnten, erfüllt zu sehen, so mußten sie sich, wohl oder übel, schon entschließen, wenn sie nicht auswandern wollten, eine Pachtung zu erwerben. Durch diese Notlage wurden sie dem Landlord gegenüber aber in eine Stellung gebracht, die sie geradezu zwang, dessen Bedingungen anzunehmen; sie wurden völlig abhängig von ihm. Die härteste Seite des herrschenden Systems lag unzweifelhaft darin, daß die vom Pächter ausgeführten Verbesserungen, Meliorationen, nicht vergütigt wurden. „Was auf dem Grund und Boden steht, geht mit dem Boden,“ war der maßgebende Grundsatz. War die Pachtzeit abgelaufen, so erhielt die meliorierte Farm für den Grundherrn nur einen höheren Wert, und der Tenant mußte, wenn er nicht sein Arbeitsfeld und Heim verlieren wollte, infolge seiner Verbesserungen sogar eine gesteigerte Rente zahlen. Hatte z. B. jemand ein Stück Torfland gepachtet, dessen Wert gering war, vielleicht nicht mehr als sechzig Mark betrug, das er aber drainieren ließ mit einem Kostenaufwand, der gewiß das Fünf- oder Sechsfache des Bodenwertes erreichte, so hatte er auf keine Entschädigung für alle seine Mühen und Ausgaben zu rechnen; der Grundherr nahm bei einer Neuverpachtung nur höheren Zins für das drainierte Land.

* The Irish Question by D. B. King, aus der auch im Folgenden manches entnommen ist.

Ein anderer Nachteil entstand dadurch, daß zuweilen die großen Grundbesitzer ihre liegenden Güter an einzelne Unternehmer verpachteten, sogenannte Middlemen, die selbst ihr Pachtrecht nicht ausübten, das ihnen übertragene Land, nur parzelliert, an kleine Tenants weiter gaben und diese durch die Vermittelung nötigten, eine höhere Rente zu bezahlen, um das Geschäft der Unternehmer recht gewinnbringend zu gestalten.

Die Steigerung des Zinses war ganz willkürlich, auch stieß sie selten auf heftigen Widerstand bei den Farmern, die lieber jede höhere Rente zu bezahlen versprachen, als daß sie sich der Gefahr einer Ausweisung von Haus und Hof aussetzten, die für sie ganz besondere Schrecken hatte. Ob sie die Zahlung dann auch später richtig leisteten, war freilich eine andere Frage!



Sullivan.

Das Gedeihen der Pächter hing daher, abgesehen von ihrer eigenen Leistungskraft und Ausdauer, häufig von dem Charakter ihres Grundherrn ab, auf dessen Seite das Gesetz stand, das ihm eine fast despotische Gewalt und die volle Freiheit des Handelns verlieh.

Aus diesem Grunde sahen die Pächter das Gesetz und das Gericht mit größtem Mißtrauen an, für sie war beides nur die Handhabe ihrer Herren, das Werkzeug für deren Ungerechtigkeit und Tyrannei. Sie gingen eben in ihrem Hasse gegen alles, was von England kam, zu weit, und so auch hier; denn wenn so manche Härte gewiß im Landrecht vorhanden war, so daß dieses sie oft geradezu von Verbesserungen ihrer Farm zurückhielt, um keine Rentensteigerungen zu erfahren, so zeigten doch auf der anderen Seite sehr viele Fälle, und zwar gerade bei Pachtungen, die von Jahr zu Jahr erneuert wurden und die durch Generationen hin stets in derselben Familie geblieben waren, daß sich auch unter ihm recht günstige Resultate erzielen ließen. Leichter ist es freilich, die Hände in den Schoß zu legen, zu trauern oder müßig zu gehen und alle Schuld auf einen anderen zu laden, wie es der Ire thut. Für ihn ist der Landlord der Grund alles Übels, ihm schiebt er alle Schuld und alle seine Mißerfolge zu: wenn er versäumt, zur richtigen Zeit die Aussaat vorzunehmen, wenn Unkraut seine Felder überwuchert, die Ernte ganz mißrät — es ist der Herr des Grund und Bodens, der alles dies verursacht. Anstatt den Grund in seiner eigenen Trägheit, in seinem laissez-aller zu suchen und zu finden, liegt es ihm viel näher, dem anderen, dem Gehaßten, die Schuld aufzubürden und gegen ihn die Faust zu ballen.

Das Landgesetz, wenn in der Grundlage auch auf derselben Basis ruhend, wies nach den örtlichen Verhältnissen der einzelnen Distrikte Verschiedenheiten auf,

es herrschte durchaus nicht überall derselbe Brauch. Am günstigsten lag dies in Ulster und wurde deshalb auch aus allen Teilen Irlands darauf hingewiesen, denn dort hatte der Brauch des Ulster-Tenant-Right (Ulster Pächterrecht) versucht, zwischen Grundherren und Pächtern einen Ausgleich herbeizuführen, der für beide Teile günstig war. Auch hier variierten manche Einzelheiten, in der Hauptsache aber stimmten sie darin überein, daß der Pächter, wenn er seine Rente pünktlich zahlte und sein Betragen ein geordnetes blieb, berechtigt war, seine Farm von Jahr zu Jahr, auf unbestimmte Zeit hin zu bewirtschaften, ohne der Gefahr einer Kündigung ausgesetzt zu sein, während der Grundherr von Zeit zu Zeit den Zins, den Verhältnissen entsprechend, erhöhen konnte. War ferner der Tenant aus irgend einem Grunde, Schulden oder Auswanderung, veranlaßt, seine Pachtung aufzugeben, so durfte er sein Interesse an der Farm verkaufen, doch stand dem Eigentümer wieder zu, sich über die Wahl des Käufers zu entscheiden; wollte jener schließlich selbst sein Land benutzen, so mußte er dem Pächter eine Abstandssumme zahlen.

Parnell.

Gladstone erkannte die Vorzüge dieses Ulster Pächterrechtes an und benutzte sie als Grundlage des Gesetzes, das im Jahre 1870 die agrarischen Verhältnisse Irlands neu regeln sollte; es war die Hand der Milde und Versöhnung, die er den Iren bot.

Das Ulster-Tenant-Right, das bis dahin nur ein Brauch gewesen war, wurde jetzt für jene Teile der Insel, in denen es geherrscht hatte, zum Gesetz erhoben, den anderen Distrikten wurde das Recht zuerkannt, für Meliorationen und für Ausweisungen Ersatz zu verlangen, dadurch aber den Grundherren die Macht genommen, die Pächter nach Gutdünken zu behandeln; sie waren indirekt sogar veranlaßt, das Recht der letzteren auf eine ununterbrochene Pachtung anzuerkennen, da sie bei jeder von ihnen ausgehenden Änderung Schadenersatz zu leisten hatten. Brach der Tenant den Kontrakt oder zahlte er seine Rente nicht, so fielen natürlich alle Entschädigungen fort.

Dies waren die Errungenschaften, welche Gladstone nach heftigem Kampf zur Durchführung brachte; damit war nun eine neue Bahn beschritten, zum erstenmal trat das Gesetz voll für die Pächter ein. Der Erfolg entsprach aber den Erwartungen nicht so ganz; den Klagen war die alte Spitze freilich dadurch abgebrochen, daß nun die Meliorationen, um die sich bei dem Pächter, dessen Hauptarbeit oft im Verbessern unkultivierter Landes bestand, fast alles drehte, Entschädigungen finden sollten; aber gerade in dieser Frage entwickelte sich die Quelle neuer Streitigkeiten, die durch die Festsetzung des Wertes

der Verbesserungen zwischen den Parteien hervorgerufen wurden und welche die Wohlthaten des Gesetzes sehr verminderten. Auch hörten die Ausweisungen von Pächtern noch nicht auf, und die Rentenerhöhungen alter Art fanden statt, wenn auch in geringerem Maße, als es früher der Fall gewesen war. Die Hoffnungen, die man an dies Gesetz geknüpft hatte, waren zu sanguinische gewesen.

Noch während der Kämpfe im Parlament und gleich nach Einführung des neuen Landrechts brachen wieder Unruhen aus, die die Regierung zu scharfen Gegenmitteln zwangen, und zu derselben Zeit entwickelte sich eine neue politische Richtung, deren Ursprung allerdings von früher her datierte, die aber jetzt erst voll zur Geltung kam und nun mit frischer Kraft und großer Energie den Angriff gegen England aufnahm oder vielmehr fortsetzte. Es war die Partei der „Homeruler“, die in die Schranken trat. Neu organisiert, alle bis dahin vielfach zersplitterten Elemente in sich vereinigend — denn Konservative und Liberale, Katholiken und Protestanten, auch Anhänger der Fenier fand man in ihr vertreten —, hob sie nun die Fahne, um für ihre Heimatsinsel ein eigenes Parlament, das allein die Leitung und Gesetzgebung der irischen Angelegenheiten haben sollte, durchzusetzen. Es lag nicht in der Absicht der „Homeruler“, Irland von Großbritannien loszureißen, sie wollten nur die Verwaltung der internen Fragen selbst in die Hand nehmen, daneben aber dem Parlament in London die Führung in den großen Angelegenheiten, die das ganze Reich betrafen, lassen, auch an den nötigen Ausgaben desselben nach richtigem Verhältnis participieren. Die utopischen Pläne der Fenier, die über jedes mögliche und erreichbare Ziel weit hinausschossen, zu vertreten, lag ihnen fern, und doch konnten sie es nicht verhindern, daß diese sich, als der Streit heftiger wurde, in den Kampf einmischten nach ihrer Weise und ihm dadurch ein recht häßliches Gepräge gaben.

Wie aber immer in Irland die großen Agitationen, das Anregen der großen Fragen aus dem Einfluß einzelner Persönlichkeiten entsprang, so war es auch hier der Fall. Mit kleinem Anhang nur beginnend, ihr Programm allmählich erst genau festsetzend, wuchs die Partei doch schon in den nächsten Jahren schnell und bedeutend an. Bereits 1874 traten durch die Wahlen anstatt der früheren zwölf nun sechzig Homeruler ins Parlament, so daß sie sich sofort als eine geschlossene, ausgesprochen irische Fraktion konstituieren konnten.

Sie gingen sogleich zum Angriff vor und suchten durch Einbringen von Gesetzvorschlägen, die zur Verbesserung der agrarischen und Municipalverhältnisse Irlands dienen sollten, den Boden vorzubereiten, doch fanden sie damit kein Gehör, ihre Vorschläge wurden einfach abgelehnt, kaum diskutiert und ihnen nicht das geringste Entgegenkommen gezeigt; selbst Gladstone, auf den die Iren große Hoffnungen setzten, verhielt sich abweisend. Gerade aber diese Geringschätzung von seiten Englands erregte tiefe Bitterkeit in der irischen Fraktion und bei deren Hintermännern in der Heimatsinsel und reizte die energischen Mitglieder der Partei zur Aktion.

Um diese Zeit trat Mr. Parnell an ihre Spitze. Er, der Sohn einer alten protestantischen, sehr geachteten Familie, die durch viele Generationen hin in der Geschichte Irlands hervorgetreten war, erzogen in englischen Schulen und zu Cambridge, genau mit England bekannt durch seinen Aufenthalt und Verkehr dort, populär, jung und energisch, schien so recht geeignet, die Führung zu übernehmen. Auch sprach die hohe Stellung seiner Familie sehr zu seinen gunsten bei den Iren, da sie stets besondere Achtung vor einer guten Herkunft und einer langen Ahnenreihe bewiesen hatten. Er war Aristokrat und lebte, bevor er in die Öffentlichkeit trat, nach vielen Reisen auf seinem Gute bei Avondale in der Grafschaft Wicklow, wo er sich durch die Sorge für seine Pächter und die Verbesserung

ihrer Lage auszeichnete. Sein erstes Auftreten als Politiker, seine ersten Redeversuche fielen sehr unbedeutend aus, er ist überhaupt kein hervorragender Redner, er spricht nicht fließend und muß oft nach Worten suchen. Seine Art zu sprechen ist zwar immer durchaus gentlemanlike, jedoch kalt und ohne Leidenschaft, aber was er sagt, ist klar und einleuchtend. Sein Erfolg liegt in seiner großen Ruhe und Entschlossenheit, mit der er seinen Weg verfolgt.

Durch ihn wurde zuerst das Verschleppungsverfahren der Debatten, die Obstruktion, ins Parlament gebracht, infolgedessen selbst unbedeutende Vorlagen stets eine Verhandlung ohne Ende hervorriefen; er wollte dadurch die englische Regierung ermüden und zwingen, sich mit ihm und seiner Partei zu beschäftigen. Daß die Würde des Parlaments durch diese Handlungsweise litt, war für ihn ohne jegliche Bedeutung, er ging direkt auf sein Ziel los, trotz aller Nichtachtung und aller harten Worte, denen er in der Presse und im Hause der Gemeinen (House of Commons) ausgesetzt war. Am kräftigsten und energisch stand ihm Mr. Biggar zur Seite, der für Cavan im Parlamente saß. Er war der Sohn eines reichen Banquiers in Belfast und zeichnete sich namentlich durch die völlige Gleichgültigkeit gegen die Feindschaft und den Haß des Parlaments aus, den er hervorrief durch die kühle Art, mit der er ihm die gröbsten Insulten sagte. Unter den anderen Mitgliedern der Partei treten noch besonders Mr. O'Connor Power, ein brillanter Redner, Mr. F. H. O'Donnell und Mr. Sullivan hervor.

Als 1878 nach einer geringen Ernte der Ausbruch neuer Not und neuen Elends nicht unmöglich war, begannen auch die Fenier, die bis dahin seit ihrer Niederlage fast ganz zurückgetreten waren, sich langsam zu regen. Von den Homerulern schlossen nur die extremsten sich ihnen an, dadurch aber wurde eine Spaltung in dieser Partei hervorgerufen, die sich bald in ihrer verschiedenen Auffassung der agrarischen Verhältnisse äußern sollte.

Die Ernte 1879 bis 1880 war noch schlechter als die vorige, und die gefürchtete Not trat wirklich ein, ja nahm in den armen Teilen des Westens sehr traurige Dimensionen an; das Gespenst von 1846 bis 1847 und die Erinnerung an jene entsetzlichen Zeiten tauchten wieder auf und setzten die darbende Bevölkerung in Schrecken. Ein hungernder Mann ist aber leicht zu allem zu reizen, was ihm eine Besserung seiner Lage verspricht, und so begann sich denn in jenem Winter, auch wieder in den armen westlichen Distrikten anfangend, durch Agitatoren verbreitet, das System der Landliga, das so anarchische Verhältnisse heraufbeschwören sollte, zu entwickeln. Im Parlament sprachen es die Führer der irischen Opposition aus, daß, wenn von seiten der britischen Regierung kein Entgegenkommen bewiesen werde, man mit Drohungen und mit Gewalt eine Besserung der Notlage erreichen und erzwingen müsse und würde, und auf dem Meeting zu Westport gab Parnell den zahlreich erschienenen Pächtern den entschiedenen Rat, eine feste Hand auf ihre Heimstätten und ihr Land zu legen und es sich nicht nehmen zu lassen. Daß von England aus, durch den Staat sowohl als auch auf privatem Wege, viel geschah, die Not zu lindern, daß eine große Zahl der Grundbesitzer ihren Tenants die Pacht ganz oder doch zum Teil erließ, wurde ganz vergessen. Die Fenier aber und unter ihnen ein Mr. Davitt ganz besonders reizten zu offenem Widerstande auf; er rief den entzückt zuhörenden Pächtern zu, doch zuerst sich selbst zu nähren, bequem und angenehm zu leben, ihre Hütten reinlich und ordentlich zu halten, ihre Kinder in die Schule zu schicken und erst dann an die Bezahlung der Grundrente zu denken. Das war aber der Aufruf zum Kampf, eine Herausforderung, die allen Grundherren entgegengeschleudert wurde und die von ihnen nicht gleichgültig aufgenommen werden konnte.

Die Regierung traf aber vorläufig keine besonderen Maßregeln, um diese Unruhen im Keime zu ersticken.

Parnell war mit der Auffassung der Fenier nicht ganz einverstanden, er riet von Gewaltthaten ab und suchte eine friedliche Einigung zwischen den Grundherren und den Pächtern zu erreichen, doch gab auch er den letzteren das Mittel an die Hand, durch Nichtbezahlung des Zinses die Eigentümer von Grund und Boden dahin zu bringen, ihre Wünsche zu bewilligen. Sein Einfluß war schon sehr gewachsen, als er im Dezember 1879 nach Nord-Amerika ging, um die 15 000 000 Irländer, die dort leben, zur Unterstützung ihrer leidenden Brüder aufzufordern. Er wurde dort mit Ovationen empfangen und kehrte im März, zur Zeit als die Auflösung des britischen Parlaments stattfand, mit 250 000 Dollars zurück.

Die Neuwahlen zeigten den wachsenden Einfluß der irischen Partei, die Homeruler hatten zehn Sitze gewonnen und kehrten gekräftigt in das Parlament zurück.

Unterdessen wurde die Not in den leidenden Distrikten immer größer und damit die Sprache auf den Meetings in Irland immer heftiger; vereinzelt griffen selbst Priester ein, obgleich die Mehrzahl derselben zur Ruhe mahnte. Das Oberhaus, das Haus der Landlords, wie es genannt wurde, war das Objekt der gehässigsten Angriffe. Die englische Regierung schritt nun endlich zur Verhaftung Parnells und der übrigen Führer der irischen Bewegung; die urteilende Jury konnte sich jedoch zu keinem Spruche einigen, und so verlief das Verfahren, das ohne Energie begonnen, nicht allein ohne positives Resultat für die Zwecke des Ministeriums, sondern es steigerte die Wut und dann, als die Freilassung der Verhafteten erfolgte, den Beifall aller Iren, die nun, durch die Haltung der Regierung ermutigt, zu vollem Widerstand entflammt waren und jetzt, 1880, 1881 und 1882, jene Grausamkeiten begingen, die ein so schreckliches Licht auf die Bewohner der grünen Insel warfen.



O'Donnell.

Die Anarchie schwang jetzt in schrecklicher Weise ihre Geißel; Mordversuche, Mordthaten aller Art fanden statt, jeder Landlord und Agent war in dringender Lebensgefahr; Pächter, die ihre Rente bezahlen wollten, wurden gequält, gemartert, erschossen, die Frauen und Kinder brutal geschlagen und verwundet, ihr Vieh verstümmelt, ihre Häuser verbrannt, so daß oft die Familien sich kaum retten konnten, die Ernte zerstört, und dies alles auf heimliche Weise, bei nächtlicher Zeit. Hinter jeder Hecke, auf jedem Wege lauerte der Mörder, durch die Fenster fiel oft der tödliche Schuß, auch Frauen wurden zu ermorden versucht, wie Mrs. Smythe, die auf dem Wege zur Kirche, im Wagen neben ihrem Schwager sitzend, erschossen

wurde, so daß jeder Gang, jeder Ritt nur unter Begleitung Bewaffneter oder unter dem Schutz von Polizei unternommen werden konnte. Eine Verfolgung der Mörder und Brandstifter, die gewöhnlich in Banden erschienen, die Gesichter geschwärzt oder maskiert (Moonlighters), war sehr erschwert, da aus Schrecken und aus Angst vor Rache selten ein Zeugnis zu erlangen war; manche sind allerdings gefaßt und aufgehängt worden.

Die Grundbesitzer litten unter diesen anarchischen Verhältnissen auch pekuniär sehr bedeutend, denn sie erhielten gar keine oder nur geringe Zinszahlungen, also keine Mittel, um ihren eigenen Verpflichtungen gerecht zu werden. Es entstand deshalb unter ihnen, unterstützt von den Orangisten und den ruhigen Pächtern in Ulster, eine Vereinigung, welche die gegenseitige Hilfe und die Verteidigung des Eigentums zum Zweck hatte. Der erste Fall, bei dem diese Vereinigung ins Leben trat, war der des Kapitän Boycott, der von den Iren aus dem Lande vertrieben werden sollte. Um ihn dazu zu zwingen, waren durch die Anhänger der Landliga die Diener und alle Arbeiter von der Farm veranlaßt worden, bei Gefahr des Lebens Kapitän Boycott zu verlassen; er und seine Frau waren in ihrer Sorge für Haus, Land und Vieh auf sich allein angewiesen, sogar Kaufleute durften ihnen keine Waren liefern. Ihm zog nun eine große Schar von Orangisten und Leuten aus Ulster zu, die unter dem Schutz von Polizei und Soldaten seine Ernte einbrachten und sein Korn ausdraschen.


Biggar.

Diese Sache rief so viel Aufsehen hervor, daß der Name Boycott von jetzt an die Bezeichnung wurde für alle diejenigen, die man dadurch, daß man sie völlig und systematisch verließ, aus dem Lande oder aus dem Distrikt vertreiben wollte.

Im Jahre 1881 erfolgte durch Gladstone der Erlaß eines neuen Gesetzes, das die Schäden und Ungerechtigkeiten der Landbill von 1870 endgültig beseitigen und den Pächter besser in seinem Rechte schützen sollte und das in der That den Wünschen der irischen Agrarier ein weites Entgegenkommen bewies. Der Pächter wurde durch dasselbe gewissermaßen ein Teilhaber des Grundbesitzers, der ihm sein Land verpachtete; er durfte das Interesse, das er in seiner Farm besaß, verkaufen und konnte diese durch Testament vererben, nur mußte er für beide Fälle dem Grundherrn die Mitteilung von seiner Absicht machen, da dieser seine Einwilligung zu geben hatte. Beim Verkauf stand das Vorkaufsrecht dem Eigentümer des Grund und Bodens zu; der Preis der Farm wurde dann entweder durch die beiden

Kontrahenten oder eventuell durch eine Kommission bestimmt; trat jene jedoch zurück, so hatte der Pächter die Pflicht, den Namen des Käufers und die Summe, für die er sein Interesse zu verkaufen dachte, anzugeben, da dem Grundbesitzer das Recht der Einwendung gegen die Person des Käufers oder die abzuschließenden Bedingungen zustand. Waren die Meliorationen auf der Farm durch den Landlord gemacht oder früher schon von ihm gekauft, so war seine Ablehnung eine definitive, im anderen Falle entschied der Friedensrichter des Distriktes. Von dem Gelde, das der Pächter beim Verkauf erhielt, waren zuerst alle Rückstände und dann der nötige Schadenersatz für etwaige Beschädigungen an den Grundherrn zu bezahlen. Um die willkürliche Festsetzung der Kaufsumme endgültig zu regeln, wurde bestimmt, daß jeder Vertrag auf eine Dauer von fünfzehn Jahren abzuschließen wäre, daß vor dem Ablauf dieser Zeit keine Zinserhöhungen vorgenommen werden dürften und daß, wenn sich der Landlord und der Pächter nicht über die Rente einigen könnten, diese durch den Friedensrichter oder eine Kommission zu normieren wäre.

Eine Ausweisung des Pächters von der Farm konnte der Eigentümer nur dann verfügen, wenn der erstere das Land vernachlässigte, sein Pachtrecht an andere, kleinere Farmer weiter gab, dadurch also eine Zersplitterung des ihm zugeteilten Grund und Bodens herbeiführte, wenn er seine Rente nicht bezahlte und schließlich, wenn er ohne Erlaubnis des Landlords ein Wirtshaus auf der Farm errichtete; erfüllte er dagegen alle im Kontrakt vorgesehenen Bedingungen, so schützte ihn das Gesetz vor jeder Störung seines Rechtes.

Von ganz besonderer Wichtigkeit war die Einführung einer Landkommission für Irland, die aus drei vom Parlament berufenen Mitgliedern, unter denen sich ein Jurist befinden mußte, bestehen sollte und die nun Subkommissionen für die einzelnen Distrikte zu bilden hatte. Durch die Zusammensetzung und durch ihre ganze Stellung, die eine durchaus unparteiische sein sollte, mußten diese von größtem Einfluß werden für die Beruhigung und die Wohlfahrt der Bevölkerung, sobald die aufgeregten Pächter Vertrauen zu ihnen gewannen und den Vorteil einsahen, der ihnen durch ihre Einführung geboten war. Denn diese Kommission und Unterkommissionen sollten nicht allein jeden schützen, der an sie appellierte, jedem zu seinem Recht verhelfen, der sich übervorteilt glaubte, sondern sie sollten es auch dem Tenant leichter machen, eigenen Grund und Boden zu erwerben, als dies früher möglich war, und zu diesem Zweck ihm Gelder leihweise geben, die sich amortisierten, oder ihm billiges Land vermitteln.

Der Kampf, um dieses Gesetz zu erreichen, das ein sehr großer Eingriff in die Privatrechte der Grundbesitzer war, war ein äußerst schwieriger und langwieriger für die Regierung; im Parlament wurde jeder Satz und jeder Paragraph angefochten, aber schließlich gelang es Mr. Gladstone doch, die Zustimmung beider Häuser zu erhalten. Der heftige Widerstand war nur natürlich, da in beiden Häusern Männer saßen, deren Einkommen durch die Neuerung bedeutend geschmälert wurde und die, um ihre Einwilligung zu geben, erst mit den Principien ihres ganzen Lebens brechen mußten.

Die Haltung der irischen Partei, der unbedingt die Wohlthaten des neuen Gesetzes, die doch die verwegensten Wünsche übertrafen, einleuchten mußten, war aber charakteristisch. Ein großer Teil derselben verhielt sich ihm ablehnend gegenüber, und als im Parlament die Abstimmung vollzogen wurde, verließen von fünfundvierzig anwesenden Homerulers sechsunddreißig den Saal, um die Verantwortung für dasselbe nicht zu tragen; ja, Mr. Parnell sprach in Irland sehr heftig dagegen und rief dadurch die Abneigung der Majorität der Pächter hervor, die Vorzüge der neuen Maßregel zu versuchen oder anzuerkennen, und doch soll gerade Mr. Parnell zu Mr. R. Pigott sich dahin geäußert haben, daß dieses Gesetz ausgezeichnet wäre, viel

besser, als die Kerls es verdienten und erwartet werden konnte, man dürfe dies aber doch nicht sagen.*

Es sollte eben kein Friede herrschen zwischen Irland und England, es galt Opposition um jeden Preis, um die englische Regierung immer weiter zu treiben und sie der Anerkennung des Homerule näher zu bringen. Die Verhältnisse nahmen infolge der Aufreizungen durch die Führer sogar eine so drohende Gestalt an, daß das Ministerium gezwungen war, mit Bewilligung des Parlaments ein Zwangsgesetz (Coercion-Bill) über Irland zu verhängen, das massenhafte Verhaftungen nach sich zog. Auch Mr. Parnell, der denunziert und beschuldigt wurde, die Pächter dazu aufgehetzt zu haben, keine Renten an die Grundbesitzer zu entrichten, und sämtliche Führer der Landliga waren unter den Verhafteten.

Es war natürlich, daß diese Maßregel die ungeheuerste Aufregung in Irland hervorrief; die Landliga wühlte und agitierte für Nichtbezahlung des Grundzinses, und ihr Netz spannte sich fast über die ganze Insel und umfaßte alle Gesellschaftskreise; gab es doch auch eine Frauen- und eine Kinder-Landliga, sie wollte die Mittel geben zur Erhaltung der dann ausgewiesenen Pächterfamilien und die Regierung auf diese Weise zwingen, die Verhaftungen aufzugeben. In Cork schlossen die Kaufleute ihre Läden; Mr. Gladstone und Mr. Forster, der Staatssekretär (chief-secretary) für Irland, wurden in effigie durch die Straßen und den Schmutz geschleift, in Stücke zerrissen und verbrannt, und die Geschworenen, die in allen Teilen der Insel über die Verhafteten zu urteilen hatten, konnten sich in den meisten Fällen zu keinem Spruche einigen.

Unbegreiflicherweise wollte die Regierung diesen völlig anarchischen Vorgängen gegenüber einlenken, die Verhaftung der drei Parlamentsmitglieder Parnell, Dillon und O'Kelly aufheben und die Liste der übrigen Gefangenen revidieren, um auch diejenigen, die kein Verbrechen begangen, zu entlassen. Diese energielose, schwache Haltung erzeugte einen Sturm des Unwillens und der Empörung in England. Lord Cowper, der Vicekönig, und Mr. Forster reichten ihre Entlassung ein, da sie mit dem Vorgehen des Ministeriums nicht einverstanden waren und die Verantwortung desselben nicht tragen wollten. Mr. Gladstone glaubte aber, auf einem Brief von Parnell, aus dem Gefängnis Kilmainham datiert, fußend, diese Maßregel rechtfertigen zu können.

In Irland brach der größte Jubel über die Freilassungen aus, und alles triumphierte, wie auch nicht anders zu erwarten war.

In dieser Zeit der Entlassung der Gefangenen war es, als durch eine entsetzliche Greuelthat der Fenier nicht bloß der Zorn und das Entsetzen der englischen Regierung und Großbritanniens, sondern auch der Abscheu der ganzen Welt hervorgerufen wurde.

Am 6. Mai 1882, um halb sieben Uhr abends, wurden Lord Frederick Cavendish, der als Nachfolger des Mr. Forster erst seit vierundzwanzig Stunden in Irland und im Amte war, und Mr. Burke, Unterstaatssekretär, auf die brutalste, schrecklichste Weise ermordet, als sie eben im Phönixpark zu Dublin, in der Nähe des Schlosses des Vicekönigs, einen Spaziergang zu ihrer Erholung unternahmen, nachdem sie den ganzen Tag mit den Freilassungen der Verhafteten beschäftigt gewesen waren.

Mr. Parnell lehnte mit Entrüstung die Verantwortung für eine derartige That von seiner Partei und den Landligisten ab, und sie sind auch sicher frei davon, sie alle waren entsetzt und im höchsten Grade erregt darüber, daß in einem Augenblicke, als die Regierung eine so große Milde für die Iren zeigte, sich eine solche Handlung vollziehen konnte.

Es war ein Schachzug der Fenier, die in ihrer Angst, daß nun eine Versöhnung zwischen Mr. Parnell und seiner Partei einerseits und der Regierung andererseits

* Recollections of a Journalist, p. 410.

stattfinden würde, zu dem extremsten Mittel griffen, um diese Verbindungen abzubrechen, um den ewigen Unfrieden zu erhalten und um Gladstone wieder zu einer Politik des Zwanges und der Gewalt zu bringen, unter deren Wirkungen sie dann im Trüben fischen konnten. Dies sind die wahren Motive, die jener Greuelthat zu Grunde liegen und die auch jene anderen Schandthaten der letzten Jahre vollbrachten, jene Explosionen in London und den übrigen großen Städten Englands, wo jetzt die Fenier ihr Angriffsfeld hinverlegt haben, um diese Verkehrscentren in fortwährender Beunruhigung zu erhalten. Jene beiden Opfer des fenischen Fanatismus waren Männer von hohem persönlichem Wert und hervorragender Befähigung für ihre Stellungen, sie waren in ihrer Pflicht gestorben und wurden tief betrauert von der Nation zu Grabe getragen; aber auch die Iren bewiesen eine tiefe Sympathie mit ihrem traurigen Schicksal.



Lord Frederick Cavendish.

Die Regierung versuchte alle Mittel, setzte eine Belohnung von tausend Pfd. Sterl. (20000 Mark) aus, um die Entdeckung der Mörder herbeizuführen. Aber erst im Februar 1883 gelang es, ihre Spur zu finden und sie zu fassen, die Angst vor der Rache der „Irischen Unüberwindlichen" (Irish Invincibles) hielt alle Zeugen ab, mit ihrem Zeugnis hervorzutreten, und auch jetzt konnte man die volle Überführung der Verbrecher, den klaren Beweis der That nur durch einen Mann erhalten, der aus der Mitte der Mörderbande selbst heraustrat, um sich der Regierung, für Rettung seines eigenen Lebens, als Kronzeugen, als Angeber seiner früheren Genossen anzubieten. James Carey ist der Name dieses Mannes, der, ein Stadtverordneter von Dublin und Baumeister, mit an der Spitze der Verschworenen gestanden hatte, der bei der Vollziehung der Schandthat Dienste geleistet und das Vertrauen aller jener Subjekte genossen hatte, das er jetzt verriet, das ihn aber in den Stand setzte, die geheimsten Verhältnisse des Fenierbundes in Irland anzugeben. Es war dies für die Regierung ein großer Erfolg, da sie durch die Informationen Careys nicht allein über den Mord im Phönixpark und andere Mordversuche und Mordthaten, sondern auch über die Verzweigung der Verschwörung vollen Aufschluß erhielt; jenes traurige Verbrechen trat zur Zeit des Prozesses in seiner Bedeutung sogar zurück, als eine Entdeckung, eine Enthüllung auf die andere folgte.

Nach der Hinrichtung derjenigen Glieder der Mörderbande, welche die Blutthat wirklich ausgeführt, versuchte die Regierung, den James Carey heimlich außer

Landes zu schaffen; die Rache der Fenier reicht aber weit und hat ihre Spione überall, und so wurde denn jener Angeber und Kronzeuge auf dem Dampfer, der ihn und seine Familie nach Südafrika bringen sollte, erschossen von O'Donnell, kurz bevor er den Fuß auf afrikanischen Boden setzen konnte. O'Donnell wurde nach England transportiert, hier ihm der Prozeß gemacht und seine Hinrichtung gegen Ende des Jahres 1883 vollzogen, trotz allem Geschrei der national-irischen und irisch-amerikanischen Presse, die alles aufbot, um diesen Mörder zum Helden zu erheben, ihn zu retten und, als dies nicht mehr möglich war, sein Andenken zu feiern.

Burke.

Wie schon angedeutet, bewegte eine tiefe Sympathie mit dem Schicksal der Ermordeten, Lord F. Cavendish und Mr. Burke, die Herzen des größten Teiles der irischen Bevölkerung, und hätte die Regierung, hierauf fußend, Gnade für Recht ergehen, Milde walten lassen, es hätte leicht eine Versöhnung angebahnt werden können; es war eine günstige Stunde, die jetzt schlug, um die Iren zu gewinnen, die jetzt lebhaft den Wunsch nach Frieden hatten. Die Regierung benutzte dies leider nicht; in ihrem Gefühl nach Rache, bei dem sie übersah, daß die Verbrecher doch nur aus einer geringen Minorität des Volkes hervorgegangen waren, schlug sie gerade den Weg ein, auf den die Fenier sie hindrängen wollten, das heißt den der Gewalt, des Zwanges.

Wieder trat Gladstone vor das Parlament, um neue Zwangsmaßregeln, neue Machtvollkommenheiten für den Vicekönig zu erlangen. Der Kampf war schwieriger denn je; durch das Verhalten der irischen Fraktion dehnten die Debatten sich oft bis zur Unendlichkeit aus, ja einmal hatte das Unterhaus eine Sitzung von neunzehn Stunden, ohne Unterbrechung, und die Bewilligung des Gesetzes wurde nur erreicht, nachdem fünfundzwanzig Mitglieder der irischen Partei von den Sitzungen suspendiert worden waren.

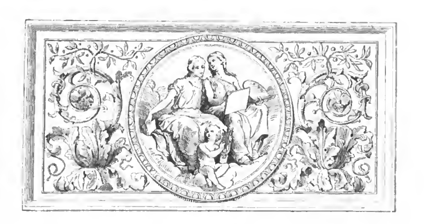
Während der Kämpfe im Parlament und mit der Verkündigung der neuen Zwangsmaßregeln war die Sympathie der Iren, die Stimmung für Versöhnung und für Frieden in Zorn verwandelt, und wenn sich auch allmählich das Land beruhigte, eine Besserung der Verhältnisse war doch auf lange Zeit hinausgeschoben. Denn wenn auch die Agrarverbrechen nachgelassen haben, Ruhe herrscht noch keineswegs. Im Norden der Insel, in Ulster, hat sogar sich eine neue Spannung entwickelt, die diese bisher verhältnismäßig ruhigen Teile in Aufregung versetzen muß: es ist die Stellung, welche die National-Iren und die Orangemen gegeneinander eingenommen haben und die sehr vorsichtig behandelt sein will, wenn sich nicht dort ein Bürgerkrieg entspinnen soll. Die Regierung hat durch Verbot der Aufzüge und durch Polizeiaufsicht versucht, den äußeren Grund zu Reibungen zu beseitigen, doch finden hinter ihrem Rücken Meetings statt, und es ist sehr die Frage,

ob sie im stande ist, die Sache zu unterdrücken.

Trotzdem, wenn nicht durch jene unglückliche That der Fenier der alte Riß so schrecklich erneuert wäre, es würde sich die segensreiche Wirkung des Landgesetzes von 1881 schon überall bemerklich machen und in Irland Ruhe herrschen. Die Regierung hat in ihrer Agrarpolitik ihre volle Pflicht gethan; wenn sie auf diesem Wege beharrt, so muß und wird sie trotz des Fluches des Fenianismus doch ihr Ziel erreichen und das Land und die Bevölkerung zum Wohlstand führen. Daß trotz aller Klagen, trotz des Elendes, unter dem der Ire zu seufzen vorgiebt, die Not doch nicht so groß sein kann, zeigt so recht klar das Geld, das er immer noch findet für die Agitatoren und deren politische Zwecke. Erst gegen Ende des Jahres 1883 sind in Irland, als ein Dankesopfer für Mr. Parnell, 700000 Mark gesammelt und ihm dargebracht worden, und als in einem kleinen Kirchspiel bald nach dem Gottesdienst aufgefordert wurde, zu einem Grabmal, das dem O'Donnell, der den James Carey erschoß, errichtet werden sollte, beizusteuern, da betrug die Summe, die sofort gegeben wurde, 700 Mark.

Die Regierung ist allein aber nicht im stande, die Zustände in Irland günstiger zu gestalten, sie bedarf dazu, ganz abgesehen von der Haltung der irischen Bevölkerung, der energischen Unterstützung der Grundbesitzer. Ein großer Teil derselben lebt aber nicht einmal im Lande und ist nie mit seinen Pächtern in persönlichen Verkehr getreten. Wie soll der Landmann aber Vertrauen haben zu einem Herrn, den er nie gesehen und der für ihn nur eine Geldschraube war! Es ist unzweifelhaft eine ernste Pflicht, vielleicht, unter den jetzigen noch halb anarchischen Verhältnissen, eine sehr schwere Pflicht, die an den Grundherrn herantritt und die von ihm verlangt, auf seinem Eigentum zu leben, um Hand in Hand mit der Regierung die Heilung der Schäden Irlands vorzunehmen. Die Brücke zur Versöhnung und zum Frieden kann hier nur durch persönlichen Verkehr allmählich geschlagen werden, wenn der Grundherr unter seinen Pächtern wohnen und ihnen zeigen wird, daß ein warmes Interesse für ihr Wohl und Wehe ihn bewegt; dann wird er schließlich ihre Herzen auch gewinnen. Jetzt gehen Millionen Pfund Sterling alljährlich aus dem Lande durch Zinszahlungen an die Grundherren, die in England oder Schottland ihren Wohnsitz haben. Wenn diese Summen in Irland bleiben würden, wenn die Grundbesitzer durch ihren Haushalt, ihren Aufwand das Geld im Lande hielten, es zur Verbesserung der Lage der Bevölkerung verwendeten, man könnte wohl das Ende der schrecklichen Zustände berechnen. Freilich auf einmal dies zu erreichen, ist nicht thunlich, nur langsam werden Fortschritte gemacht werden können, aber sie müssen begonnen werden, sobald als möglich. Leider sind die Iren noch viel zu verblendet von den politischen Wirren und dem Haß gegen England, um ihren Grundherren jene Pflicht zu erleichtern, die ja doch auch zu ihrem eigenen Vorteil gereichen muß. Blind gegen alles, was dazu dienen könnte, die Kluft zwischen jenen und sich zu schließen, werfen sie dem Besitzer bei jeder Gelegenheit den Fehdehandschuh hin; erst neulich ist von seiten vieler Pächter an die Landlords die Mitteilung ergangen, daß sie, um alle Fuchsjagden zu verhindern, ihre Äcker mit Gift bestreut hätten, um die Hunde dadurch zu töten.

So ist denn die Zeit noch nicht da, in der Ruhe und Frieden ihren Einzug halten können in das von der Natur so reich gesegnete Land; aber endlich muß und wird sie doch kommen, endlich werden diejenigen Kräfte des Volkes, die für Ordnung und Gesetz einzutreten bereit sind, doch die herrschenden werden, und dann wird auch das herrliche grüne Erin sich des Glückes und Wohlstandes erfreuen können.





Nidiace.

Novelle
von
Robert Waldmüller.

I.



Der Zuruf faccia a terra! ist alten Datums. Wer ihn in der römischen Campagna oder in der Umgegend Neapels vernimmt, läßt sich kaum die Zeit, um sich nach dem Gebüsch oder dem Gemäuer umzublicken, aus deren Versteck das unliebsame Gebot erscholl. Statt einem nochmaligen faccia a terra! könnte leicht ein Schuß sich vernehmen lassen.

Es war an einem trüben, wolkenumflorten Septemberabend des Jahres 17.., als unweit des Kirchleins Santa Maria del Pianto, östlich von dem alten Campo Santo Neapels, ein ehemaliger Schweizer Soldat Namens Bertram Häfelin diesen Zuruf hörte. Statt sich mit dem Gesicht auf die Erde zu werfen, griff er nach einem Feldstein und wurde im nächsten Augenblick von einem Schusse mitten in die Brust getroffen. Ehe er nur ein „Herr Gott, nimm meine Seele gnädig auf!“ stammeln konnte, war er ein toter Mann.

Er hatte etwas über hundert Ducati in der ledernen Geldtasche bei sich, eine kurz zuvor für sein Weib in der Nachbarschaft von Capua aus dem Nachlaß einer ihrer dortigen Verwandten von ihm erhobene Erbschaft. Der Räuber, ein schielender, erbärmlicher Bursche, machte sich mit dem Funde aus dem Staube. Dann verzogen sich nach einiger Zeit die Wolken, und die untergehende Sonne kleidete alles ringsum in Gold und Purpur.

Santa Maria del Pianto war damals ein fast einsames Kirchlein. Auch die nächste Landstraße, die Strada vecchia, wurde nur spärlich begangen und befahren. Eine volle Stunde verstrich daher, ehe jemand des Weges kam, und nur die Stieglitze, Zeisige und Ammern trieben ihr Wesen um den Toten oder vielmehr ließen aus Busch und Hecke friedlich ihr Abendlied erschallen, nachdem der Schuß lange genug verklungen war, daß sie den gehabten Schreck glücklich vergessen hatten.

Dann fuhr ein Ölkärrner vorüber,

wandte zufällig den Kopf nach der Seite, wo der Erschossene zu Füßen eines Kaktus lag, peitschte erschreckt auf seinen Schimmel los und verschwand im wirbelnden Staube der Heerstraße.

Ein reitender Bauer, hinter welchem sein Söhnchen aufhockte, war der nächste Passant. Er lenkte sein braunes Rößlein an den Toten heran, stieg ab, und als er fand, daß der Mann schon verschieden war, zuckte er ratlos die Achseln und wies seinen neugierig dreinschauenden Knaben an, das Haupt zu entblößen und die Hände zu falten. Darauf sagte er, ebenfalls barhaupt, ein Totengebet her, verscheuchte eine Biene von dem blassen Gesicht des Entseelten, stieg mit dem Knaben wieder aufs Pferd und ritt kopfschüttelnd davon.

Zuletzt kam ein alter Weltpriester, der in der Kirche Santa Maria del Pianto den englischen Gruß zu beten hatte. Dieser, gewohnt mit Sterbenden zu verkehren und Entseelte mit dem Segen der Kirche zu verabschieden, schob gleichmütig seine messingene Brille auf die Stirn, nahm eine Prise, blickte sich dann um, ob nicht Leute in Sicht seien, durch welche der Mann irgendwo unter Dach geschafft werden könne, und da er niemand herankommen sah, setzte er sich auf einen rohen Grenzstein, zog sein Gebetbuch aus der Tasche und blätterte in demselben mit benetztem Finger, bis er das für am Wege Erschlagene vorgeschriebene Gebet fand, das er dann halblaut ablas.

Ein Weinfuhrmann kam endlich singend im Schritt dahergefahren. Er hielt an und rief beim Gewahren des Toten: „Affè!" — meiner Treu! — „so mußte es kommen!"

Redselig setzte er auf die Frage des Geistlichen: was er damit meine? hinzu, er meine: so strafe sich der Geiz. „Vor zwei Stunden kam der Mann durch meinen Ort," erklärte er weiter; „er hatte die alte reiche Mutter Bertolotti beerbt — Ihr müßt sie ja gekannt haben, geistlicher Herr —; nun, wollt Ihr glauben, daß er sich weigerte, mir eine Foglietta zu spendieren? Jetzt ist ein Stranddieb ihm mit dem ganzen Mammon davongegangen! Hab ich recht, geistlicher Herr? In anima mia! So straft der Himmel. Man soll nicht am Gelde hangen. Keinen Deut kann man ins Jenseits mit hinübernehmen. Hab ich recht, geistlicher Herr? Aber so sind die Swizzeri."

Der redselige Mann meinte es bei alledem nicht böse. Er ließ sich bedeuten, daß der arme Schweizer vielleicht die Erbschaft nicht selbst gemacht habe — „nein," räumte der Weinkärrner ein, „sie gehörte seinem Weibe, der Michelina" — und daß es für diesen Fall sogar zu loben sei, wenn er sich nicht an dem Gelde vergriffen habe. Von dieser Seite angesehen, sei er im Recht gewesen, pflichtete der Weinkärrner dem Geistlichen bei; man müsse freilich überhaupt vor allem das traurige Ende des Mannes als guter Christ herzlich beklagen. Und so verstand er sich denn auch dazu, auf seinem Wagen für die poverina creatura Platz zu machen, so daß er sich zuletzt als derjenige erwies, der sich der meisten Handreichungen unterzog, wie wenig er vorhin auch geglaubt hatte, die ihm verweigerte Foglietta verschmerzen zu können.

Die Sonne war inzwischen im Meere untergegangen, und ihr über die Stadt und die Landschaft ausgegossen gewesener Glanz verblaßte. Was eben zuvor noch rötlich geschimmert hatte, nahm violette Farben an, und erst als die Sonne jenseits der Gesichtsgrenze noch tiefer gesunken war, gab es eine Wolkenverschiebung im Westen, die nun nach und nach bis fast auf die Ostseite des Himmels alle Wölkchen so rot färbte, als seien sie Rosen in der Fülle ihrer Pracht, aber unglaublich viel schöner, als deren jemals auf Erden gesehen worden.

Unter dieser Beleuchtung, die noch einmal jeden Turm und jedes Fenster Neapels mit rosigem Schimmer überhauchte und selbst den tiefblauen Golf so farbenwechselnd erscheinen ließ wie das irisfarbene Innere einer Perlmutterschale, fuhr der Carretiere mit seinem stummen, sorglich

mit Bastmatten zugedeckten Passagier nach Neapel hinein. Der Carretiere war auch Soldat gewesen, und wenn er als solcher die im Solde günstiger gestellten Schweizer, die der König beider Sicilien nicht entbehren zu können glaubte, nicht eben liebte, so hielt er es doch für seine Pflicht, kameradschaftlich den Toten nicht an der ersten besten Polizeiwache abzuladen.

Kurz vor der Piazza del Mercato, in dessen Nähe, wie er sich zu erinnern glaubte, Häselin einen Verkaufsstand mit allerlei Eisenwaren und Nägeln hatte, besann sich der Carretiere eine Weile auf die Art, wie er die Witwe auf den Anblick, der ihrer harrte, behutsam vorbereiten sollte. Da sein Geist aber nicht sonderlich entwickelt war, so kam er mit dem Überlegen nicht aus der Stelle und machte endlich vor einem ihm bekannten Aquavita-Laden Halt, um sich bei dem Besitzer des Ladens Rats zu erholen. Nun war viel müßiges Volk ringsum auf den Beinen, und namentlich trieben Straßenkinder, wie allabendlich, sich mit ihren Spielen zwischen den Marktständen tobend herum, wußten auch beim Haschespiel immer neue Hindernisse rasch zu nützen. Zu einem solchen Hindernis taugte der auf einige Augenblicke unbewachte Weinkarren. Drunter und drüber ging's mit Schlüpfen, Kriechen und Klettern, und plötzlich hatten sich die Matten verschoben, und der unter ihnen verborgen Gewesene lag offen da.

Die Kinder liefen schreiend davon. Statt ihrer drängte jetzt alles heran, was nur einen Hals recken konnte; der Kärrner wurde aus dem Laden herausgepocht, die Polizei legte sich ins Mittel.

Während aber von Minute zu Minute der Zusammenlauf sich vergrößerte, war einer der beim Spiel beteiligt gewesenen Knaben von dem gehabten Schrecken so weit wieder zu sich gekommen, daß ihm einfiel, wer der Tote sei. In seiner kindischen Aufregung war sein nächster Gedanke, was Nidiace — die kleine Tochter desselben — sonst eine der abendlichen Spielgenossinnen, wohl dazu für ein Gesicht machen werde, und um überhaupt mit der großen Neuigkeit allen anderen Nachbarskindern voran zu sein, lief er spornstreichs nach dem ihm wohlbekannten Häselinschen Quartier.

Die Mutter der kleinen Nidiace war eben mit einem Säugling auf dem Arm unter die Thür getreten, denn der Lärm vom Mercato drang in das enge Gäßchen, das sie bewohnte. Sie war eine schmächtige Frau, und man hätte wünschen mögen, daß sie meilenweit fern gewesen sein möchte, um erst in Wochenfrist die schlimme Kunde zu empfangen.

Dem Knaben ging auch wohl, als er statt Nidiace die blasse Mutter derselben erblickte, so etwas durch den Kopf. Aber er war ein Kind, brach auf die besorgte Frage der Frau in Thränen aus und schilderte dann schluchzend alles, was er gesehen hatte.

Die Frau hatte kaum begriffen, um was es sich handle, als sie den Säugling ihren Armen entgleiten ließ und auf der Thürschwelle zusammenknickte. Sie hatte nur noch die Kraft, ihre Hände zu falten und dann, indem sie mit halb geschlossenem Auge sich nach dem schreienden Säugling umblickte, fast unhörbar die in Neapels Armenviertel wohlbekannte Weisung „all' Annunziata!“ zu hauchen. Dann war sie eine Leiche. Ein Herzschlag hatte sie getroffen.

Das Gäßchen war leer. Starr vor Bestürzung suchte der Knabe, indem er den Kopf nach allen Seiten wandte, ein helfendes Wesen zu erspähen. Ein dunkles Gefühl kam ihm, daß er durch seinen Vorwitz die Frau getötet habe. Der Säugling schrie; der Knabe hielt fürs beste, auch zu schreien. „Nidiace!“ jammerte er dazwischen, „Nidiace!“

Aber Nidiace war schon beim ersten Herübertönen des Lärmes von ihrer Mutter auf Erkundigung nach dessen Ursache fortgeschickt worden, und in diesem Augenblick mußte sie unmittelbar neben dem Weinkarren, weinend und in unfreiwilliger Haft, auf dem Arm eines Schusters aus der Nachbarschaft aushalten, der mitten im Gedränge, um Ratschläge zu geben

und dabei alles mit anzusehen, Posto gefaßt hatte und dem Kinde immer nur wiederholte: „Non pianga; è un altro padre nel cielo!“ Weine nicht; im Himmel ist noch ein anderer Vater! — Wenn sie aber auf die Erde gesetzt zu werden verlangte, so wurde ihr von allen Seiten bedeutet: sobald hier alles zu Ende sei, werde man der Mutter die Sache schon pian piano beibringen. Das könne man nicht Kindern überlassen.

Und so mußte die arme Kleine das Traurigste, was ein Kind sehen kann, ohne dem Anblick entfliehen zu können, ganz aus der Nähe mit anschauen, bis ihr die Augenlider so geschwollen waren, daß nur noch ein Schimmer zu ihr drang, wo sie dann ihr Gesicht gegen die Achsel des Schusters preßte, nicht ohne jetzt noch einmal alles in der Erinnerung wieder vor sich stehen zu sehen.

* *
*

Nidiace, zu deutsch Nesthäkchen, von ihren Eltern so betitelt, als sie noch allein im Nest gesessen hatte und auch am liebsten bei der Mutter daheim geblieben war, Nidiace hatte nun kein Nest mehr.

Wer die Geschichte des Nesthäkchens aber deshalb und weil sie mit zwei Trauerfällen begonnen hat, für eine nun auch trübselig sich weiterspinnende gehalten hat, der ist im Irrtum. Dafür spielt sie sich in Neapel ab. Nicht, daß Neapel eitel Lust und Fröhlichkeit wäre. Es giebt auch dort viel Grauseliges. Aber die Not des Daseins nimmt für sich doch einen reicheren Teil auch der guten Dinge des Lebens in Anspruch, und er kann ihr nicht vorenthalten werden.

Ja, unter einem Himmelsstrich wie unser nordischer, der alljährlich bis auf einige dreißig oder vierzig Ausnahmetage umwölkt und von frostig scharfen Winden so unliebsam heimgesucht ist, daß die Mehrzahl der Menschen das Freie meidet und meiden muß, da heißt es sich seiner Haut wehren. Die Ernten sind karg oder mißraten auch einmal ganz. Lange dauern die Winter und nötigen zu immer neuer Vorsorge. Kleider, Heizung, sichere Unterkunft — wie emsig muß der Unbegüterte sich abmühen, um sich und die Seinen vor Mangel zu schützen! Stirbt der Ernährer, sinkt die Mutter ins Grab — welche Wirrnisse über die Gefühlssphäre hinaus! Aber in dem sonnigen Süden spendet die Natur nicht nur mit freigebiger Hand, sie mildert auch den Druck der Entbehrungen, sie erfüllt den verdüsterten Sinn mit rasch zerstreuenden, bunten, lebhaft ansprechenden Eindrücken. Und zumal in Neapel hat sie so viel des Schönen, Lachenden, Reizvollen aus dem üppigen Füllhorn ihrer Schätze umhergestreut, daß die Trauer dem Frohsinn fast so hurtig Platz macht wie im April ein Wolkenschatten dem vollen und erquickenden Strahl der Sonne.

So kam es denn, daß die Bestattung der beiden Gatten Häselin am Nachmittag nach dem Unglückstage eigentlich wie ein Freudenfest anmutete. Mehr, als dies heute der Fall ist, war es damals in Italien noch Sitte, die Toten in offenen Särgen zu Grabe zu tragen. Man zog ihnen ihre besten Kleider an oder, wenn sie keine besten Kleider besessen hatten, man verschaffte sich leihweise weißen oder farbigen Taffet und deckte diesen über ihren für die letzte Reise nicht genügend schmucken Anzug. Darüber streute man dann die schönsten Blumen, so daß sie besser und für das Auge gefälliger gebettet lagen als je früher in ihren Lebzeiten. Zumeist werden sie ja auch noch heute auf vergoldeten Wagen gefahren, an deren Kanten Engel auf Spiralen im steten Schwanken begriffen sind, um nur überall den Ernst des Todes durch den Schein heiter bewegten Lebens zu mildern.

Ein solcher Wagen war auch für die beiden so plötzlich aus dem Leben abgerufenen Gatten beschafft worden. Er hatte zwei Stockwerke: das untere für die im offenen Sarge liegende, in ein veilchenblaues Sonntagskleid gekleidete Frau Häselin — es war ihr eigenes —, das obere für den getöteten Häselin selbst. Einer seiner früheren Kameraden hatte

Sorge getragen, daß der Vater Nidiaces uniformiert im Sarge liege, und es fehlte auch sonst der Bestattung nicht an militärischem Aufputz. Bertram Häselin war zwar aus irgend einem Grunde vor Ablauf seiner Dienstzeit aus der königlichen Armee ausgetreten, und so konnten ihm nicht die üblichen Trommel- und Salutschuß-Ehren zu teil werden; dafür hatte man dem Toten jedoch nach damaligem militärischem Brauch das Haupthaar gepudert, und ein geborgter Säbel war ihm zum Schultern in die Hand geklemmt. Außerdem folgte seinem Sarge eine große Menge der früheren Kameraden Häselins, denn die Schweizer hielten in Neapel zusammen und benutzten gern jede Gelegenheit, um dies allen kund und zu wissen zu thun.

Endlich war auch von den Hadschiren einer dieses nicht eben beliebten Corps an der Spitze des Zuges zu sehen und wußte durch seinen großen weißen Federbusch den Eindruck des üblen Geredes wett zu machen, das hier und da gegen ihn verführt wurde. Er hatte nämlich den Mörder bald nach dessen Missethat, als derselben verdächtig, erkannt und ihn zum Stehenbleiben angerufen. Da der Bursche aber nur um so rascher gelaufen war, so hatte er nach ihm geschossen und ihn — unversehens, wie er sagte — getötet. Wie er gleichfalls sagte, war von den Ducati aber nichts mehr in den Taschen des Bösewichtes zu finden gewesen, und diese Angabe, welcher nur wenige Leute Glauben schenkten, war an jenem üblen Gerede schuld.

Glücklicherweise hielt der ehrliche Schuster, welcher die kleine Nidiace an der Hand führte, gegen das Kind mit seiner Meinung über den Vorgang zurück und beeinträchtigte solcher Art nicht den Genuß, den ihr der schöne weiße Federbusch bereitete. Man hatte dem fünfjährigen kleinen Mädchen ein weißes Kleid angezogen, ihr die lichtbraunen Haare mit dem Brenneisen gekräuselt und ihr zuguterletzt auch noch einen Granatblütenkranz aufgesetzt. Sie glich, wie alle, die sie sahen, ausriefen, einem piccolo angelo, und es war nicht zu verwundern, daß sie weniger an ihre armen Eltern als an die Ehre dachte, die ihr zu teil wurde.

Donna Nenella oder, wie sie an Werkeltagen schlichtweg hieß, Signora Caroglio, die Frau des Schusters Andrea Caroglio, trug den Säugling auf dem Arm, unmittelbar hinter dem vergoldeten Wagen, und die Mütter, an denen der lange Zug vorüberkam, begannen beim Anblick dieses hilflosen Bambino fast ohne Ausnahme laut zu schluchzen. War das Kindchen nicht mehr in Sicht, so trockneten sie sich die Augen und fanden bald ihre Fassung wieder; aber auf beiden Seiten des Zuges wurde an den Stellen, wo der Säugling vorüberkam, laut geschluchzt, und während des stundenlangen Weges fehlte der im übrigen heiter gearteten Festlichkeit solcher Art keinen Augenblick das Geleit eines leidenschaftlich angeschlagenen Mollaccords.

Signor Caroglio, der biedere Schuster, der mit der kleinen Nidiace an der Hand unmittelbar vor den Köpfen der Trauerpferde schritt und mit den Zuschauern Blicke über den prahlerischen Federbusch des vor ihm herstolzierenden Hadschiren wechselte, guckte sich von Zeit zu Zeit um, als liege es ihm ob, den Zug in Ordnung zu halten. Eigentlich wollte er aber nur sehen, welche Miene sein Weib zu dem Weinen und Schluchzen machte; denn er war ein Kindernarr und hatte gleich gestern außer Nidiace auch noch den Bambino behalten zu wollen erklärt, im Widerspruch zu der bereits mit sieben Kindern gesegneten Signora Caroglio, die auch heute nicht daran dachte, ihm mit dem pflegebedürftigen Säugling zu Willen zu sein.

Als die kleine Kirche Santa Maria delle Grazie erreicht war und nun die Einsegnung der beiden Särge in möglichster Geschwindigkeit vor sich ging, entdeckte Nidiace im Gedränge den Spielgenossen, der ihre Mutter Tags zuvor hatte umfallen sehen und der das kleine Brüderchen auf den Armen gehalten haben sollte, bis es ihm von der Schusterfrau abgenommen worden war.

Sie rief: „Basilio!“ und wollte ihn heranwinken, aber der Schuster verbot es ihr, und als sie verwundert den sonst so gutherzigen Mann darauf ansah, wies er den Knaben gar mit hartem Worte aus der Kirche. „Daß du nie wieder eine Silbe mit dem Nichtsnutz redest!“ sagte er barsch zu Nidiace.

„Ich denke, Basilio hat gestern mein Brüderchen auf den Armen gehalten,“ wagte Nidiace nur zu antworten.

„Hier, spritze das Weihwasser auf die Särge deiner armen Eltern,“ sagte der Schuster und gab ihr den großen im Kreise herumgehenden Borstenpinsel in die Hand; „es war nicht nötig, daß deine Mutter auch schon starb,“ setzte er hinzu. „Und jetzt komm; da geht schon meine Frau; wir wollen sehen, ob ihr der Bambino nicht doch bereits ans Herz gewachsen ist; dann bleibt ihr beide bei uns. Aber Gehorsam verlange ich von meinen Kindern. Sonst tanzt ihnen mein Knieriemen auf dem Buckel. Verstanden? Ich bin nicht schwer zu nehmen. Wer folgsam ist, der hat es gut bei mir. Aber wer mir oder meiner Frau nicht folgt oder wer hinter meinem Rücken Heimlichkeiten treibt, der bekommt meinen Knieriemen zu kosten. Nun weißt du, wie du dich zu verhalten hast.“

Er steckte sein Gesicht in seinen grauen Spitzhut, faltete die Hände, betete, knixte gegen den Hochaltar, benetzte bei dem Weihbecken der Kirchenthür seine und des Kindes Hände mit Weihwasser und trat dann mit seinem kleinen Adoptivtöchterchen ins Freie.

Nidiace hatte die Lippe verzogen. Sie fürchtete sich vor dem Knieriemen, und sie dachte an ihren Vater, der sie so manches Mal von seinem Stande auf dem Mercato aus gegen die wüsten Rangen in Schutz genommen hatte, denen sie und andere kleine Kinder unversehens in den Weg gekommen waren.

„Komm, weine nicht,“ sagte der Schuster; „da sehe ich einen Fransellicaro; ich habe gerade noch zwei Grau in der Tasche.“

Und Nidiace durfte sich von dem durchsichtigen Honigzucker des Fransellicaro ein gelbes und ein rotes Knäuel aussuchen. „Das gelbe ißt du selbst,“ sagte Signor Caroglio „und das rote bringen wir dem Brüderchen.“

* * *

Es war nicht die Art der Signora Caroglio, heute nein und morgen ja zu sagen, und beide Gatten wären besser miteinander ausgekommen, wenn das Nein der Signora Caroglio ein für allemal als unwiderruflich Geltung erlangt hätte. Denn im Grunde stand das Häuschen, das die Caroglios in dem Vico dei Pallottinari zu eigen hatten und ebenso das ganze Hauswesen samt Lädchen, Werkstatt und Lagerraum nur fest und sicher fundamentiert, weil die Gattin in wichtigen Angelegenheiten bei ihrem Nein verharrt war. Wie vielen Kunden, die jahraus, jahrein dem gutmütigen Signor Caroglio neues Fußzeug abschwatzten, ohne je zum Zahlen zu gelangen, hatte sie endlich doch das Wiederkommen verleidet! Welchen Massen brandigen oder schlecht gegerbten Leders, die kein Schuster in Neapel kaufen wollte und für deren bessere Würdigung der „kluge Signor Caroglio“ der rechte Mann sein sollte, hatte sie den Einlaß in den ihnen schon halb geöffneten Lagerraum vereitelt! Wie lockend war der Aufriß für einen Umbau des alten Hauses von dem Architekten des Ospedale della Trinità in Tusche und bunten Wasserfarben dem Signor Caroglio in Rahmen und unter Glas als Freundschaftspräsent an die Wand seines besten Zimmers gehängt worden, und doch hatte ihr Nein den Sieg davongetragen! Sieben Kinder, ein bescheidenes Erspartes, ein Häuschen, das die Kunden zu finden wußten — Signora Caroglio sah nicht ein, warum man sich nicht genügen lassen wolle. Sie war jetzt fünfunddreißig Jahre alt, ihr Gatte vielleicht ein oder zwei Jahre jünger — Genaues hatte sich darüber nicht gefunden —; warum wollte man es nicht noch zehn bis fünfzehn Jahre im alten

Geleise forttreiben? Hatte Signor Caroglio inzwischen das große Los gezogen — denn Lotto zu spielen, mußte sie ihm schon gestatten —, da war es immer noch früh genug. Basta.

Und so hatte sie denn auch nein gesagt, als er ihr gestern beseligt den Bambino ins Haus getragen hatte.

Das kleine Mädchen — gut, die kleine Ridiace mochte sich am Tische mit satt essen. In weiteren fünf Jahren konnte sie schon Schuhe nähen helfen oder sonstige Dienste verrichten. Aber bei sieben Säuglingen hatte Signora Caroglio zur Genüge kennen gelernt, was es heißt: ein kleines Menschenkind aus dem Gröbsten herausbringen. „Will es der Himmel," remonstrierte sie, „so lasse ich mir auch mit noch weiteren sieben die Mühe nicht verdrießen. Aber fremdes Fleisch und Blut — nein und nochmals nein." So hatte es gestern geklungen.

„Wir wollen nicht mit der Thür ins Haus fallen, mein Töchterchen," sagte der Schuster zu Ridiace, als er, von der Beerdigung zurückgekehrt, in den Vico einbog, „meine gute Nenella liebt nicht, daß man sie drängt. Gieb du deinem Brüderchen dein Zuckerknäuel; ich gehe in die Werkstatt. Vielleicht vergißt sie darüber die Annunziata. Und höre: hat sie dich wegen deines Brüderchens nicht mehr nötig, schläft es etwa oder siehst du, daß schon eins von meinen Kindern sich mit ihm zu thun macht, dann komm zu mir in die Werkstatt; ich habe ein Buch mit schönen bunten Bildern, das kannst du dir ansehen — das schenke ich dir hiermit," setzte er hinzu, denn er konnte sich nicht daran gewöhnen, etwas Verschenkbares auf den Augenblick zu versparen, wo sich's als eine Belohnung wegschenken ließ.

Jetzt war die Thür des Hauses erreicht. Das Kind hielt den Schuster am Rockschoße fest. „Was ist's mit der Annunziata?" fragte sie.

„Warum?"

„Weil du sagtest: vielleicht vergäße deine Nenella die Annunziata."

„Wenn du meine gute Frau kurzweg Mama nennst, so wird ihr's lieber sein."

„Aber," versetzte Ridiace verwirrt, „so heißt ja meine Mutter."

„Kind," sagte der Schuster und streichelte ihr die lichtbraunen Haare aus dem Gesicht, „deine Mutter haben wir ja eben zur Ruhe gebracht; die ist jetzt nel paradiso, und wir wollen sie nicht in ihrem Freudengarten stören. Thu nun, wie ich dir sagte. Warum hältst du mich am Rocke fest?"

„Weil deine Mama die Annunziata vergessen soll," gab Ridiace kleinlaut und immer noch nicht beruhigt zur Antwort; „warum soll sie die Annunziata vergessen?"

„Die Annunziata ist ein schönes, großes Haus," belehrte sie der Schuster, der wohl merkte, daß dem Kinde das Weinen wieder nahe war, „und dort kann man ganz kleine Kinder in Pflege geben. Am Thor ist eine Art Krippe oder Korb angebracht und daneben befindet sich ein Klingelzug. Will man nun ein Kindchen dort in Obhut geben, so zieht man die Klingel und legt den Bambino in den Korb; im selben Moment dreht sich der Korb, worin das Kindchen liegt, nach inwendig, und dann geht man wieder seiner Wege, denn drinnen sind gute pflegsame Nonnen, und die, kannst du denken, haben gerade solche Freude an dem ihnen geschenkten Kindchen wie du an deinen Puppen — du hast doch Puppen?"

„Zwei," sagte Ridiace schon etwas beruhigt, „nur hat die eine keine Beine mehr."

„Die soll sie wiedererhalten," versetzte der Schuster; „komm jetzt," und er zog sie ins Haus.

Aber auf dem Vorplatz hielt sie den Schuster nochmals am Rockschoße fest: „Du sagtest mir noch immer nicht," flüsterte sie, „warum deine Mama die Annunziata vergessen soll?"

„Kleine Mädchen," gab der Schuster ärgerlich Bescheid, „brauchen nicht alles zu wissen."

So traten sie ins Lädchen.

„Wo hast du Nr. siebzehn stehen?"

fragte Signora Caroglio über die Achsel; denn sie kniete am Boden und war vollauf beschäftigt, einer alten Bäuerin Schuhe anzupassen.

Nebenan schrie der Bambino nach der Brust seiner Mutter.

Der Schuster schickte Nidiace zur Beschwichtigung des Kindes, ins Nebenzimmer. „Nr. siebzehn?" sagte er dann; „warte, ich werde mich gleich besinnen." Und er spekulierte, mit der Hand am sauber rasierten Kinn, im Lädchen umher. Er wußte recht wohl, daß er Tags zuvor die sämtlichen Nr. siebzehn einem Hausierer auf dessen Bitten anvertraut hatte. „Sie müssen ausgegangen sein," sagte er dazwischen; „warum soll es denn auch immer gerade Nr. siebzehn sein? Ihr habt ein so zierliches Füßchen, Signora Bosco," wandte er sich an die alte Bäuerin, „ich wette, in Nr. sechzehn tanzt Ihr noch trotz der Jüngsten in eurem Ort."

„Sie tanzt ja nicht mehr," lehnte Signora Caroglio ab; „es waren doch immer noch reichlich Nr. siebzehn da; sieh doch besser nach."

„O, was das Tanzen betrifft," widersprach die Bäuerin, „mit der Tarantella komm ich schon noch zu stande."

„Was hab ich gesagt?" rief der Schuster von der Trittleiter seines Glasschrankes herunter; „hier, probiere der guten Signora dieses Paar an; es kann kein besseres Paar Schuhe diesseits des Faro geben."

„Aber sie hat geschwollene Füße," lehnte Signora Caroglio von neuem ab.

„Nur wenn es regnen will oder ein Erdbeben in der Luft liegt," beschönigte die Bäuerin ihr Befinden.

„Bene," sagte der Schuster, indem er herabstieg und mit dem verschiebbaren Maße neben seiner Frau vor der Bäuerin niederkniete, „dann sind wir ja gleich auf dem rechten Damme; jetzt laß mich nur machen und gieb währenddessen dem Kinde zu trinken; es schreit sich ja die Seele aus dem Leibe."

Damit ergriff er den Fuß der Bäuerin und drückte ihn mit Kennermiene in das Maß hinein.

Signora Caroglio begab sich mit einem mißbilligenden Blick auf ihren Gatten ins Nebenzimmer. Er hatte nun statt Nr. sechzehn in der That, wie sie vermutete, ein Paar Nr. achtzehn unterm Arm und bewies der alten Bäuerin im nächsten Augenblick, daß bei Empfindlichkeit für Regenwetter und Erdbeben keine Sorte bessere Dienste thue als Nr. achtzehn. Sofort holte er noch ein Paar Korksohlen aus der Tischschieblade; „die legt Ihr allemal, wenn Euch die Schuhe zu weit vorkommen, hinein," sagte er, „ich schenke sie Euch. Und die Schuhe zahlt Ihr mir, wenn Ihr einmal wieder zur Stadt kommt; denn die Wahrheit zu sagen, ich habe drinnen" — er wies auf das Nebenzimmer — „ein dringendes Geschäft, und hier ist Euer Schirm, Signora Bosco, und hier, vergeßt nicht die Korksohlen ..." mit welchen Worten er die Alte unter Händedrücken und treuherzigem Lächeln auf die Wanderschaft brachte.

Mit einigem Herzklopfen öffnete er darauf die Thür des Nebenzimmers.

Signora Caroglio hatte den Säugling auf dem Schoß und mühte sich ab, ihn mit einer Saugflasche voll Milch zu befreunden. „Heute morgen und ebenso heute mittag," sagte sie, „ist er ganz verständig gewesen; jetzt will er keinen Tropfen."

„Ich werde mich in der Nachbarschaft nach einer Amme umsehen," gab der Schuster zur Antwort, indem er dem kleinen Schreihals die Wangen tätschelte, „und ist keine auf der Stelle zu haben, so komme ich mit einer Ziege zurück; heute ist Viehmarkt gewesen, und alle Ziegen werden doch wohl noch nicht verkauft sein."

„Warum nicht lieber gleich mit einer Kuh?" rief Signora Caroglio, indem sie mit der Flasche zugleich das Kind auf den Tisch legte; „setze deinen Hut auf; wir tragen das Kind nach der Annunziata."

„Du sprichst im Ernst?"

„Hier ist dein Hut."

„Nachdem dich soeben erst ganz Neapel um das schöne Kindchen beneidet hat?"

„Wir schließen so lange zu. Nimm das Kind auf den Arm."

„Du hast kein Herz im Leibe, per San Cristallo!"

„Oder wir stellen das kleine Mädchen hier in den Laden. Wenn jemand nach uns fragt, Ridiace, so sagst du, wir seien gleich wieder da. Wo ist mein Shawl?"

„Nach der Annunziata! aus meinem Hause ein Kind nach der Annunziata!"

„Hat seine Mutter nicht ausdrücklich gesagt: nach der Annunziata! Wo ist Basilio? Aber du hast ja gestern selbst dabei gestanden, als Basilio mir den ganzen Vorgang erzählte! Wo ist der Junge? Er lungerte doch den ganzen Vormittag in unserem Vico herum."

Sie war bei den letzten Worten mit Heftigkeit in den Laden gegangen und von da aus, gefolgt von ihrem ebenfalls zornig werdenden Gatten, auf die Schwelle des Hauses. „Wo ist Basilio?" wiederholte sie trotz seiner Einsprache, „er mag das Kind selbst nach der Annunziata tragen; ihm gab die Sterbende den Auftrag. Wo ist Basilio?"

Der Schuster wurde rot vor Verdruß. „Schweig!" rief er, und da sie nicht schwieg, hielt er der Rufenden den Mund zu. „Ich erwürge dich," schrie er; „der Name komme nicht wieder über deine Lippen!"

„Basilio!" versuchte sie nur um so stärker zu schreien. Und dann, da er den Mund der Widerspenstigen mit nur noch verdoppeltem Kräfteaufwand zuhielt, schrie sie, so gut es gehen wollte, um Hilfe, bis die Nachbarn herbeiliefen und den nun bis zur Sinnlosigkeit in Wut versetzten Gatten mit Gewalt bändigten.

Signora Caroglio hatte ihren Mann nicht zum erstenmal aufs äußerste gebracht. Sie bereute, schon während sich die Nachbarn ins Mittel legten, wieder einmal weiter gegangen zu sein, als sie zu gehen brauchte. Aber geschehen war geschehen. Einräumen konnte sie nicht, daß auch auf ihrer Seite ein Teil der Schuld war. Der größere Teil war ja doch auf seiner Seite, und zuletzt hielt er ihr wohl gar künftig ihre Schuld noch vor, statt sich zu bessern. Genug, sie ließ lieber ihren Zähren freien Lauf, und so hatten denn die Nachbarn fast eine Stunde lang zu thun, ehe die Thränenflut der Frau versiegte und der zum dampfenden und feuerspeienden Vesuv gewordene Schuster wieder vernünftig mit sich sprechen ließ.

Gleich anfangs hatten die gescheitesten unter den Friedensstiftern alle hereingedrungenen bloß Neugierigen aus dem Hause hinausgewiesen und die Hausthür gesperrt, so daß trotz der vielen Müßiggänger des Vico der üble Austritt endlich nicht mehr außerhalb des Hauses ruchbar blieb und auch die vor den Fenstern noch Gaffenden die Sache satt bekamen und sich trollten.

Anders hatte sich's im Hinterstübchen gestaltet. Viele Häuser des Vico waren von der Rückseite zugänglich, darunter auch das Schusterhäuschen, denn ein Gartenpförtchen desselben mündete auf den freien Raum hinter der Kirche Sant Eligio.

Diese Schlupfthür sollte für das Schicksal des kleinen Weltbürgers von entscheidender Bedeutung werden.

* * *

Während der Zank der Ehegatten nämlich erst im Entstehen gewesen war, hatte der zehnjährige schwarzlockige Range, um dessenwillen der Zornfunke im Gemüt des sonst so sanftmütigen Schusters zur verzehrenden Flamme wurde, von Sant Eligio aus ins Hinterstübchen hinübergelugt. Er war ein kleiner Herumtreiber, wie deren Tausende am schönen Golfufer aufwachsen, durch kein Elternhaus an einen bestimmten Stadtteil gebunden, durch keinen Schulzwang mit einer täglichen Arbeitsportion behelligt, sich selbst ohne Mühe durchbringend, sei es, daß sie für Geld einen Botengang verrichten, ins Meer springen, das Kohlenbecken eines Maccaroni- oder Frittauverkäufers mittels eines Flederwisches im Glimmen erhalten oder Fremde den Mietwagen zu-

treiben, sei es, daß sie aufgefischte Holztrümmer oder aufgelesenen Dünger oder von den Prozessionskerzen niedergeträufeltes Wachs zum Verkauf bringen. Unzählige andere kleine Einnahmequellen sprudeln für diese geweckte Däumlingsarmee auf Schritt und Tritt in und um Neapel, und da der milde Himmel ebensowenig wie die Polizei denjenigen Unbequemlichkeiten bereitet, welche auch nachts ihr Lager im Freien aufschlagen — im Sommer wie im Winter —, so wachsen sie wie die Lilien im Felde sorglos und sorgenlos in den Tag hinein, ohne eigentliche fühlbare Entbehrungen, daher zumeist fröhlich und auch im Grunde öfter gut- als bösartig.

Als Basilio heute von dem Adoptivvater der kleinen Nidiace so barsch aus der Kirche gewiesen war, hatte er anfangs die Sache leicht genommen. Einer seiner Kameraden war indessen der Meinung gewesen, dem Schuster gehöre die Kirche keineswegs allein, und beide waren keck wieder hineinmarschiert, ohne übrigens den Schuster noch darin anzutreffen. Basilio hatte dann Gelegenheit gefunden, bei einem Fleischer der nahe bei der Kirche gelegenen Strada Antieaglia allerlei von dem Fleischer weggeworfene Gedärme und Fleischreste aufzulesen, und da er auf dem Mercato das Eckchen kannte, wo die Besitzerinnen von Katzen dergleichen kauften, so hatte er seinen Warenvorrat dorthin getragen und ihn auch ohne Mühe für einige Gran losgeschlagen.

Nahebei stand, wie ihm wohlbekannt war, ein Maccaronikoch, der von seinem köstlichen Gericht armen Sposetos, wenn sie sich als solche meldeten, nicht zu kleine Portionen zu geben pflegte, da er selbst, nämlich der Koch, Sposeto war (Dialektwort für Esposto oder Ausgesetzter); und obschon Basilio nur ein Waisenkind war, aber nicht ein wirklicher Sposeto, so passierte er doch für einen solchen und fand daher für den Erlös aus jenem Katzenfutterhandel seine reichliche Sättigung.

„Ein voller Bauch studiert nicht gern“, sagt das Sprichwort, und Abraham a Santa Clara behauptet: aus einem vollen Bauche kämen die bösen Gedanken.

Basilio wußte nicht, was Studieren war, aber er machte es wenigstens nicht anders als jeder, dem nach einer guten Mahlzeit die Augen zufallen: er suchte nach einem ungestörten Schlummerplätzchen und hatte auf der Treppenrampe des Sant Eligio-Kirchleins gar bald ein solches gefunden.

Nun brauchte es in dem bewußten Hinterstübchen nur noch lautes Reden und Widerreden zu geben, und auch das Wort von den bösen Gedanken fand seine Bestätigung. So kam es denn in Wirklichkeit.

Mitten aus seiner Siesta durch die lärmender werdende Uneinigkeit des Schusterpaares aufgescheucht, besann sich Basilio auf die barschen Worte des Signor Caroglio, und gleich darauf fiel ihm ein, daß derselbe ohnehin nicht das Recht habe, sich den Bambino anzueignen.

Der letztere lag drinnen platt auf dem Zuschneidetisch des Schusters und schrie, daß es einen Stein hätte erbarmen können. Die streitenden Gatten hatten ihn im Stich gelassen. Wenn die „Kreatur“ vom Tische herabfiel, gab ihr keiner ihre gesunden Gliedmaßen wieder.

„Ich trag's nach der Annunziata,“ sagte Basilio, und wenige Augenblicke darauf stand er im Hinterstübchen.

„Du hier?“ raunte er, als er die ängstlich unter den Tisch gekrochene Nidiace gewahrte; „komm mit.“

„Wohin? Hörst du den Lärm?“ Sie konnte vor Furcht kaum Atem holen.

„Ob ich ihn höre! Geschwind! Ich weiß den Weg.“ Er zog sie beim Arm unter dem Tische hervor.

„Aber doch nicht zum Papa und zur Mama?“

„Was du einfältig bist! Die sind ja nel cielo. Nach der Annunziata bringen wir zunächst das Brüderchen, und dann gehen wir zwei nach der Mergellina hinüber. Da treibt immer Holz ans Ufer. Man braucht nur zuzugreifen. Das ist viel lustiger, als hier im Ledergestank er-

sticken. Komm, kamm, der Schuster hat über dich nichts zu sagen — ich meine nur, für den Fall er uns einholte. Aber das wird er nicht. Mich holt kaum ein Pferd im Galopp ein, und es kommt mir auch nicht darauf an, dich noch mit aufzuladen. Die Mergellina ist aber fast so weit wie der Posilip. Dahin läuft uns der Signor Caraglio nimmer nach. Der hat ja gar keine Beine."

„O doch!" sagte Nidiace, die heute Mühe genug gehabt hatte, mit ihm Schritt zu halten.

Basilio war mit dem schreienden Säugling schon aus der Thür. „Komm, Nidiace, kamm," rief er; „hör nur, wie der Schuster seine Frau traktiert!"

„Mit dem Knieriemen, ich weiß schon!" rief sie und lief weinend ihm nach.

„Ein solcher Unmensch!" hörte sie den nun hurtig ihr vorauf Eilenden noch sagen; „der ist gar kein christiano; und so ein Zaffo del Santo Diavolo weist mich aus der Kirche! Pitoccone! Mascalzone!" — Es war nicht ratsam, unter die Zunge Basilios zu geraten, wenn es in ihm bradelte. Kaum wagte Nidiace noch Fragen zu thun. Aber es hätte ihr auch der Atem dazu gefehlt. Freilich hatte er recht: mit einem Pferde, selbst wenn es galoppierte, durfte er es schon aufnehmen.

„Basilio, ich kann nicht mehr!" rief Nidiace schon an der nächsten Straßenbiegung.

„Schäm dich; bist wohl eine Schnecke?"

Sie strengte sich von neuem an, immer weinend: „Basilio! Basilia!"

„Dummes Ding!" rief er und kehrte um, denn eben war sie auch noch auf die Nase gefallen. „Aber was machen wir uns daraus? Nicht wahr? Das war sehr lustig, Nidiace! Das hat uns Spaß gemacht!" Und damit hob er sie vom Boden auf, und den Säugling auf den rechten Arm schiebend, Nidiace auf den linken, setzte er im Eilschritt seinen Marsch fort.

* *
*

Signor Caroglia hatte nicht unrecht gehabt, als er der Annunziata auf die Fragen der kleinen Nidiace nur Gutes nachsagte. Zu jeder Zeit konnte das große neapolitanische Findelhaus für eine sehr wohlthätig wirkende Anstalt gelten, weshalb sie im Volksmunde denn auch den Namen Casa Santa führte, das Heilige Haus. Durch Schenkungen ins Leben gerufen, hatte sie sich bald Ländereien, Zölle, Zehnten und allerlei sonstige Einnahmen verschafft, und alljährlich wurden ihr noch Vermächtnisse zugewandt. Man konnte annehmen, daß sie eine halbe Million Gulden im Jahre ausgeben durfte. Sie nahm dafür aber auch nicht nur alle Säuglinge auf, die in die Krippe oder den Korb hineingelegt wurden, sie stattete die Mädchen, wenn sie erwachsen waren und zur Ehe begehrt wurden, auch noch mit einer Mitgift aus, die zuweilen bis zweihundert Ducati, das heißt vierhundert Gulden stieg. Sie hatte damit noch nicht einmal alles gethan. Mißriet solche Ehe ohne die Schuld des weiblichen Teils, so öffnete sich der auf diese Weise von neuem hilfsbedürftig Gewordenen die Thür der Casa Santa zu abermaliger Unterkunft.

Auch zu der Zeit, wo der Tod der Häfelins ihr einen neuen Pflegling zuführen sollte, verfügte die Anstalt noch über große Mittel. Sie hatte sich zwar zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts verführen lassen, eine kaufmännische Bank zu gründen, und war dadurch in so große Verlegenheiten geraten, daß sie 1701 förmlich bankerott wurde mit einer Summe von neun Millionen Gulden; ihre sehr geschmälerten festen Revenuen erhielten bald aber von allen Seiten wieder erhebliche Zuschüsse, und so brauchte sie ihren eigentlichen Wirkungskreis nicht fühlbar zu verengen.

Die herkömmliche Prozedur bei der Aufnahme eines Kindes war die denkbar einfachste. Irgend eine Auskunft über die Herkunft des Kindes durfte nicht verlangt werden. Lediglich im Interesse des Kindes wurde gefragt, ob man ihm ein Zei-

chen mitgeben wolle, das bei seiner Eintragung in das libro della ruota mit vermerkt werden könne; ebenso auf welchen christlichen Namen der Täufling hören solle. Wurde kein Zeichen gegeben und kein Name genannt, so hinderte dies nicht die Aufnahme; die Taufe wurde dann nachgeholt, denn selbstverständlich sorgte die Anstalt dafür, daß — mochten nun Protestanten-, Juden- oder Türkenkinder in den Korb gelegt werden — aus ihnen sämtlich Katholiken wurden.

„Jetzt gieb acht, wie geschwind er hineinfliegen wird," sagte Basilio, als am Ende der Strada San Pietro ad Aram ein großes Gebäude sichtbar wurde, das sich durch eine Menge vor den zahllosen Fenstern zum Trocknen ausgehängter Windeln, Hemdchen und Betttücher als das berühmte Findelhaus verriet. Er kannte es gut. Alle Straßenkinder Neapels kennen es. Das Mauerloch mit der sich so willig drehenden Ruota zu beobachten, galt immer für ein großes Vergnügen. Zuweilen fanden sich auch kinderliebe Leute, welche als zufällige Zeugen in dem Augenblick, wo eine abgehärmte Mutter ihr Kind in den Korb legen wollte, sie davon zurückhielten und für dasselbe sorgen zu wollen versprachen. Solche Auftritte hatten einen dramatischen Reiz, und ein neapolitanischer Herumstreicher wußte dergleichen zu schätzen.

Basilio hatte Nidiace auf die Erde gesetzt und ließ sich nur noch Zeit zu einem flüchtigen Umblick nach der Seite, von welcher der Schuster etwa kommen konnte. Wie in den meisten Straßen der volkreichen Stadt war aber auch hier der Menschen- und Wagenverkehr ein großer. Ob Signor Caroglio im Anzuge war, ließ sich daher nicht sicher ermitteln, und so sputete Basilio sich denn, an die Ruota heranzukommen.

Ein ältliches Weib gab eben auf allerlei Fragen, die durch ein Sprachrohr unterhalb des Klingelzuges an sie gerichtet wurden, redseligen Bescheid und versperrte den Zugang zu der Ruota.

„Macht mir Platz, bisavola," sagte Basilio.

„Eines nach dem anderen," lautete die Antwort.

„Ich habe Eile."

„Und ich habe keine."

„So schwätzt ein andermal mehr," versetzte Basilio und schob die Alte auf die Seite.

„Bruttissima creatura!" sprudelte die Alte; aber der Range wußte seinen Ellbogen zu gebrauchen, und ehe sie nur Luft schöpfen konnte, um ihm als einem avanzo di forca, einem impicatello, einem furfante die ganze Schale ihres Zornes zu kosten zu geben, quiekte die Ruota, und der Säugling war in den Mauern der Casa Santa.

„Un baccio! un ultimo baccio!" — einen letzten Kuß! — hatte Nidiace, während sie das Brüderchen in den Korb hinabgleiten sah, gefleht. Aber es war zu spät gewesen. Drinnen klang noch sein wimmerndes Stimmchen. „Un ultimo baccio!" flehte sie. Und da ihr von Basilio nur die Antwort wurde, jetzt sei es damit zu spät, so brach sie wieder in lautes Weinen aus.

* *
*

Im Vico dei Pallotinari hatte sich das Schusterpaar inzwischen wieder versöhnt. Die Friedensstifter standen draußen, und nur diejenigen unter ihnen, welche im Grunde ihres Herzens bei Vesuvausbrüchen, Feuersbrünsten und sonstigen aufregenden Ereignissen sich am wohlsten fühlten, konnten, wie sie sagten, noch nicht glauben, daß die Sache schon vorüber sei.

Aber sie war vorüber, wenn auch noch nicht gründlich vorüber.

„Nun muß ich dir nur sagen, daß wir beide uns wie Kinder betragen haben," begann der Schuster, als der letzte Friedensstifter endlich hinaus war.

Nenella hauchte in ihr Taschentuch, um die rot geweinten Augen damit zu tupfen.

„Nimm meins, es hat mehr Weichheit,"

sagte der Schuster und zog sein seidenes Tuch aus der Tasche.

„Laß nur," gab sie, ohne aufzublicken, zur Antwort; ihr leinenes fazoletto di naso war in der That von reichlich so kühlender Wirkung.

„Welches Gerede wird es morgen auf dem Mercato geben!" begann er von neuem. „Seit fünf Jahren ist nichts Ähnliches unter uns vorgefallen; ich glaubte, wir seien über unsere zänkische Zeit hinaus! Aber nein! Schlimmer als je!"

„Nicht schlimmer als je," milderte Nenella, indem sie tupfte.

„Doch, doch! schlimmer als je!"

„Diesmal raunte ich nicht bis auf die Straße."

„Weil ich dich nicht geschlagen hatte; das war keine Kunst. Wer schreit denn gleich nach Hilfe, wenn einem das Wort verboten wird?"

„Ich war ja nahe am Ersticken."

„Aus Trotz, aus Bosheit!"

„Soll es nochmals losgehen?"

Der Schuster schlug sich ärgerlich auf den Mund. „Da siehst du, was beim Zanken herauskommt; es ist mir ein übler Splitter im Fleische sitzen geblieben; ich stehe für nichts. Das ist nun einmal nicht anders: kam man einmal ins Rumoren, so wird man bei jedem Anlaß wieder rückfällig."

Nenella stand von ihrem Stuhle auf. „Ich will mich besser zusammennehmen," sagte sie; „ich kenne ja deine Reizbarkeit."

„Den Zusatz hätte ich dir geschenkt."

„Schon wieder!"

„Ja, schon wieder! Reizbarkeit! Oho! Ich sollte wohl ruhig zusehen, wie meine Frau einen Mörder zum Zeugen gegen mich aufruft?"

„Basilio?"

„Wen anders!"

„Caroglio," versetzte die Frau, „reden wir wie zwei vernünftige Christen. Mörder ist ein arges Wort. Mit dem soll man nicht so leichthin um sich werfen. Ich weiß, die Häselin hat der Schreck getötet. Aber ist der Junge aus Tücke der armen Frau mit der Schreckenspost ins Haus gelaufen? Das glaubst du selbst nicht."

„Was weiß ich! Er ist schuld, daß sie umfiel. Nie komme er mir wieder unter die Augen."

„Ich habe als Kind mit seiner Mutter manchen lieben Nachmittag beim Pater Fiorelli in der Kinderlehre geschwitzt," sagte die Frau; „sie war damals in seinem Alter, und er sieht ihr ähnlich, als sei er ihr aus den Augen geschnitten."

„Was geht mich das an?"

„Nichts, gar nichts! Aber mir geht es nah, wenn ich ihn nun unter die Mörder werfen sehe. Deshalb mein dummes Widersprechen. Versteh mich doch recht."

„Ich will dich ja auch gar nicht anders, als du bist," seufzte der Ehemann; „mir allein bin ich böse."

„Warum nicht gar!"

„Bitterböse."

„Du beschämst mich."

Signor Caroglio zog seine Frau in seine Arme und gab ihr einen Kuß auf die Stirn. „Wie konnte ich dir zumuten," sagte er, „dich auch noch mit dem Bambino zu beladen!"

Die Schusterfrau entwandte sich leise seinen Armen und blickte vor sich nieder, wie sie zu thun pflegte, wenn ihr ein Verschweigen lästig zu werden begann. „Andrea," sagte sie dann, „komm einmal hierher."

Er that, wie sie verlangte, nicht ohne bei dem Wandkalender, vor welchem sie Posto gefaßt hatte, von eigentümlichen Ahnungen beschlichen zu werden, die seine schwarzen Augen mit heiterem Glanze füllten.

„Nun, Nenella?" fragte er gespannt.

Sie hob sich auf den Zehen und raunte ihm etwas leise, leise ins Ohr, indem sie verschämten Blickes mit dem Finger auf einen der Monate des nächsten Winters deutete.

Dem ehrlichen Schuster traten Freudenthränen in die Augen. Er war stumm vor Bewegung und konnte nur durch Händedrücken sich Luft machen. Dann nahm er den Kalender von dem Nagel

herab. Aber die Namen der Heiligen schwammen vor seinen Augen. „Ein andermal,“ sagte er nicht lauter, als sie selbst geflüstert hatte, „vielleicht heut abend vor dem Schlafengehen. Und morgen erzähl ich's auf dem ganzen Mercato; ja, das thue ich; sie sollen alle erfahren, warum du so halsstarrig warst. Per Dio! Ich bin mir so böse wie nie zuvor ...“ Auf einmal unterbrach er sich. „Und nebenan?“ rief er, plötzlich auffallend findend, daß nebenan alles totstill geworden war.

Nenella erschrak und lief an die Thür; dieselbe ließ sich nicht öffnen. „Drinnen ist zugeriegelt,“ sagte Nenella.

„Mach auf, Nidiace!“ rief der Schuster.

„Hörst du, mach auf!“ rief Nenella.

„Sie wird sich vor unserem Lärm gefürchtet haben,“ sagte der Schuster; „bist du da, Nidiace?“ rief er; „mach auf, wir sind längst wieder ausgesöhnt!“

Beide horchten.

„Keine Antwort!“ sagte Nenella bedenklich.

„Sie wird samt dem Bambino eingeschlafen sein,“ tröstete Signor Caroglio.

„So gehe über die Straße nach hinten herum,“ versetzte die Frau; „aber eile dich.“

„Ich höre sie atmen, denk ich,“ sagte der Schuster, dem Sorgen und Befürchtungen immer viel später als seinem Weibe kamen. Und er eilte von dannen.

Nenella blieb beklommen an der Thür stehen. „Eine Stunde lang das hilflose kleine Geschöpf sich selbst zu überlassen!“ sagte sie zu sich selbst; „was kann ihm alles zugestoßen sein! O, dies abscheuliche Zanken! Warum kann ich so schwer nachgeben? Und hier war ja nur mein Schweigen an allem schuld. Bin ich doch ein unverständiges Weib!“ — Und sie klagte sich laut und schonungslos vor der im Winkel hängenden Madonna an, keine Christin zu sein, sondern eine Kreatur ohne allen Anspruch auf dereinstige Erlösung, eine persona ostinata, dura, crudela.

„Das Zimmer ist leer!“ hörte sie jetzt drüben die Stimme ihres Gatten rufen.

Der Riegel ging zurück, und beide standen mit bestürzter Miene einander gegenüber.

„Sie wird sich mit dem Kinde geflüchtet haben,“ sagte Andrea, schon wieder eine leidliche Wendung findend.

„Certo! Aber wohin?“

„Vielleicht ist sie in die Kirche gelaufen.“

„Oder auf den Mercato.“

„Geh du in den Laden, Nenella,“ sagte der Schuster; „mir ist's gesund, wenn ich mich etwas vertrete.“

Ihr war in der That keine weitere Aufregung vonnöten. Sie zog sich nachdenklich in den Laden zurück, und der Schuster begab sich auf die Suche, zugleich mit ihm seine drei eben aus der Kinderlehre heimgekehrten Jüngsten — die vier älteren waren schon in dienstlichen Stellungen —, und so wurde denn bis zum Ave Maria-Läuten redlich, wenn auch erfolglos Nidiace und ihrem Brüderchen nachgeforscht.

* *
*

Wie war es ihr mittlerweile ergangen? Keineswegs so schlimm, wie der Schuster sich's ausgemalt hätte, wäre er nämlich auf den Gedanken verfallen, daß der Schlingel Basilio sie entführt haben könne.

Neapel besaß damals noch nicht eine halbe Million Einwohner, aber es war doch schon sehr bevölkert, und zwar von mindestens ebenso daseinsfreudigen, heiterbeanlagten Geschöpfen bevölkert, wie sie sich heute im goldenen Kies des Golfufers sonnen, wie sie in den klarblauen salzigen Wellen umherplätschern, auf den flachen Dächern zum Klange der Guitarre und des Tamburin die Tarantella tanzen, buntgeschmückt in den Prozessionen unter Böllerknallen und Fahnenflattern von Kirche zu Kirche ziehen, dann wieder heimische oder fremde Kriegsschiffe vor Anker gehen sehen und zwischen dem Moraspiel mit unglaublichem Behagen Frittura oder Wassermelonen oder Granito oder Maccaroni verspeisen.

Man war noch im schönen September,

nach dem heißen August ein laulicher Erholungsmonat, einer der umgänglichsten, freundlichst temperierten des ganzen Jahres. Sind doch selbst Oktober und November noch Lieblingsmonate der Neapolitaner; ja, es giebt Landeskinder, welche den bei uns als unwirsch verrufenen November in Neapel für den lieblichsten Monat des Jahres erklären. Aber was fragt der Neapolitaner von echtem Schrot und Korn nach diesem oder jenem Monat! Er ist in der schönsten Stadt, an dem schönsten, lachendsten Golf der Welt. Das genügt. Und auch Nichtheimische fühlen rasch die Wirkung eines ähnlichen Zaubers.

„Daß," sagt Goethe, „kein Neapolitaner von seiner Stadt weichen will, daß ihre Dichter von der Glückseligkeit der hiesigen Lage in gewaltigen Hyperbeln singen, ist ihnen nicht zu verdenken, selbst wenn auch noch ein paar Besuve in der Nachbarschaft ständen. Man mag hier an Rom sich gar nicht zurückerinnern; gegen die hiesige freie Lage kommt einem die Hauptstadt der Welt im Tibergrunde wie ein altes übelplaciertes Kloster vor."

„Jetzt sind wir ganz frei," sagte Basilio, als er mit Ridiace, bald sie tragend, bald sie führend, bis an den Strand der Mergellina gelangt war; „dein Schreihals ist versorgt; der garstige Schuster hat hoffentlich die Gelbsucht und liegt im Bette; Signora Caroglio kuriert an ihrem zerbläuten Rücken; kein Mensch denkt daran, sich über dein Verbleiben den Kopf zu zerbrechen; hier setz dich in den warmen Sand, ich hole drüben bei dem Friggitore etwas Leckeres."

Damit entsprang er, und ehe Ridiace noch über die sauberste Stelle einig geworden war, auf welche sie sich in ihrem weißen Kleidchen niederlassen könne, war Basilio schon wieder mit einer Tute voll Schmalzgebackenem bei ihr.

„Erinnere mich an den Namen Salvatore," sagte er, indem er in die dampfende Tute hineinblies; „so heißt nämlich der Friggitore drüben; er hat keinen festen Stand; weiß ich also morgen seinen Namen nicht mehr, so kann ich ihn nicht erfragen; kann ich ihn aber nicht erfragen, so finde ich ihn nicht wieder; finde ich ihn nicht wieder, so kann ich meinen Ohrring nicht auslösen; meinen Ohrring hat er aber zum Pfande behalten, da ich eben nichts in der Tasche hatte; und in der Tasche hatte ich nichts, weil ich immer vergesse, daß sie ein Loch hat."

Er griff hinein, wendete sie um und steckte zwei seiner Finger durchs Loch.

„Ein spanischer Thaler," sagte er, „fällt schon nicht durch; aber mit den Grani ist's ein Elend! Und nun gar erst mit den winzigen Tornesi und Calli! — Da liegt schon wieder ein Callo!" rief er, indem er mit seinem scharfen Auge eine dieser schier wertlosen Kupfermünzchen im Ufersande erspähte; und als er, nachdem er das erbärmliche Metallblättchen aufgehoben, seiner kleinen Freundin nachgewiesen hatte, daß durch die jetzt unkenntliche Präge einst ein Pferdchen (cavallo = callo) dargestellt worden war, sagte er: „Jetzt gieb acht, wie ich das Pferdchen galoppieren mache," und damit schnellte er den Callo flach auf das Wasser, daß der Wurf mehr als ein dutzendmal dasselbe aufspritzen machte.

Das hatte Ridiace noch nie gesehen, und sie wollte es auch versuchen; aber flache Steinchen waren nicht zur Hand, und Calli lagen auch nicht mehr umher; so setzten sich beide denn in den Sand und verzehrten den inzwischen abgekühlten Inhalt der Tute.

Ridiace hatte über dem Steinchensuchen vergessen, daß ihr weißes Kleid geschont sein wollte. Als nun gar die fettige Kost hier und da Flecken machte, begann Ridiace die Lippen zu verziehen.

„Natürlich!" sagte Basilio; „was ist aber dabei zu thun?"

Er dachte einen Augenblick nach.

„Komm mit zur Signora Donavaro!" rief er dann und sprang auf die Füße; „bei der entleihen die Weiber, deren Kinder bei irgend einer Festlichkeit mitlaufen sollen, immer die weißen Kleider; sie wohnt in einem Seitengäßchen der Chiaja; komm, komm! Ist es erst dunkel und wir

kriechen zur Nacht irgendwo unter, da verderben wir an dem Kleide leicht noch mehr. Ohnehin — wir sind hier am Strande zumeist Jungen. Die alte Signora Donavaro mag dir einen Anzug geben, wie wir anderen tragen. Dann fällst du nicht auf."

Nidiace begann zu weinen. Sie hätte auch geweint, wenn ihr von ihrer Mutter das schöne Festkleid abends beim Schlafengehen wieder abverlangt worden wäre.

„Wir sagen der Alten, daß sie's für dich aufheben muß," tröstete Basilio, und da dies bei der Kleinen noch nicht verschlug, setzte er hinzu: „sie soll auch bunte Schleifen hier und da und dort daran nähen — nicht wahr, die sind lustig? und eine Korallenkette für Nidiace ihren Hals muß sie auch noch herausrücken; sie ist nämlich so etwas wie meine Pate."

Dies war nicht gerade wörtlich zu nehmen; aber der bildschöne Junge hatte in allen Winkeln Neapels Personen, die, wenn sie einmal mit ihm zu thun gehabt hatten, ihn gern wieder einsprechen sahen, und wie sie ihm aus herzlichem Wohlwollen wohl mit dem zutraulichen figlioccio begrüßten — also etwa „mein liebes Patchen" —, so sprach er sie wieder als patrino oder matrina an, und sie ließen sich's gern gefallen.

Nidiace beruhigte sich denn auch, und beide verließen den Strand.

„Wir kommen bei der Piedigrottakirche vorbei," sagte Basilio, der mit seinen Kirchgängen zumeist das Nebengeschäft verband, nach liegengebliebenen Hüten, Tüchern, Taschen, Rosenkränzen oder Ähnlichem Umschau zu halten und daneben das von den Votivlichtern herabgeträufelte Wachs zu sammeln; „komm rasch, sie singen drinnen eben den englischen Gruß."

So war es in der That. Beide traten in das schmucke Kirchlein ein. Die Abendsonne vergoldete einen der Seitenaltäre, an welchem überdies noch eine Menge Kerzen brannten. Nur wenige Beter hatten sich eingefunden. Um so lieber machten sie den Kindern Platz, und Basilio, der allenthalben gleich heimisch war, sang sofort, so laut er nur konnte, das in den neapolitanischen Kirchen übliche Abendlied mit, indem er Nidiace mit Blicken und Ellbogenzeichen zum Einstimmen ermunterte.

Sie fand alles wunderschön und ließ nach besten Kräften ihr Stimmchen auch mit erschallen.

Als der Gesang zu Ende war, holte Basilio seine Tute aus der Mütze und bat den die Votivlichter ausblasenden Kirchendiener um die Erlaubnis, von einigen derselben etwas Wachs abzubröckeln.

Das pflegte sonst ohne Erlaubnis hinter dem Rücken des Kirchendieners zu geschehen; er nickte daher freundlich lächelnd mit dem Kopfe, indem er mit aufgehobenem Finger lehrhaft antwortete: „Sei immer so höflich und ehrlich, figlioccio, dann wirst du als Mann dein gutes und reichliches Brot haben."

Basilio errötete, denn er hatte schon an einem der Nebenaltäre ohne Erlaubnis tüchtig zugegriffen, und der Boden der Tute konnte das leicht verraten. Aber der Kirchendiener war ohne Arg, und so half ihm derselbe sogar zu abgetropften Stücken Wachs, zu denen Basilio nicht hinaufreichen konnte.

Zuletzt streichelte der wohlwollende Mann noch das kleine Mädchen und fragte, bei welcher Prozession sie mitgegangen sei.

„Bei keiner," gab Basilio Bescheid; „sie war nur bei einer Beerdigung."

„Und wie heißt du, mein Töchterchen?" fragte der Kirchendiener.

„Nidiace," antwortete das Kind mit schüchterner Stimme.

„Nidiace, das Nesthäkchen, bravo!" lächelte der Frager, und zu Basilio gewandt, sagte er: „Wie ist aber ihr Taufname?"

„Barbara," half Basilio sich rasch heraus, denn er wußte, daß es eine Kirche dieses Namens in Neapel gab.

„Gute Nacht denn, kleine Barbara," sagte der Kirchendiener, nachdem er aus seinem Gebetbuche eins der darin lose verwahrten kolorierten Bildchen herausgeholt und es der Kleinen geschenkt hatte;

„wir wollen die Kirche jetzt schließen. Die heilige Barbara war vor allem artig und folgsam. Das wirst du gewiß auch sein. Folge deinem Bruder, er hat so hell und rein mitgesungen, daß ich meine Freude an ihm hatte. Gute Nacht, liebe Kinder; die heilige Mutter Gottes behüte euch."

Basilio küßte dem Kirchendiener die Hand, Nidiace that desgleichen, und beide, sehr verschämt, entfernten sich.

Sie hatten bis zur Wohnung der Kleiderhändlerin noch ein artiges Stückchen Wegs.

Keins von beiden redete. Nidiace hielt das bunte Bildchen zusammengerollt in der Hand. Daß sie Barbara hieß, beschäftigte ihr Nachdenken nicht gerade angenehm. Aber um so mehr freute sie das schöne Bildchen.

„Die Mama soll mir's über meinem Bette an die Wand hängen," sagte sie; „gehen wir jetzt nach Hause?" Sie hatte über dem Bilde und dem Gedanken an seine Unterbringung alles andere vergessen.

„Nach Hause? Zum bösen Schuster, meinst du wohl!" gab Basilio Bescheid; „sage nur, daß du nach dem stinkenden Loche heim willst; mir kann's recht sein. Heim bringe ich dich gleich."

Nidiace bedeckte ihre Augen mit den Händen und begann bitter zu weinen. Sie sah ihren Vater auf dem Weinkarren liegen, blutüberströmt und mit schmerzlich verzerrter Unterlippe. Sie sah ihre Mutter bleich und regungslos im Sarge liegen. Alles stand wieder deutlich vor ihr.

Basilio klopfte ihr die Wange. „Weine nicht," sagte er; „siehst du, was da drüben über dem Piccolo St. Angelo flimmert? Rechts, wohin ich mit dem Finger weise. Siehst du den ganz, ganz kleinen Stern, Nidiace? Aber wenn man weint, kann man freilich nicht sehen. Das ist nämlich der Stern deiner Mama. Komm, wisch die Thränen aus den Augen. Siehst du ihn jetzt?"

Eingedenk der Mahnung, sie solle folgsam sein, versuchte sie, ihre Thränen zu stillen, und unter Schluchzen gelang es ihr, den ihr gewiesenen Stern zu sehen.

„Siehst du ihn?" fragte Basilio wieder; „er ist noch ganz, ganz klein. Aber wenn deine Mama erst ihr Abendessen kocht, wird der Stern schon heller werden. Ei, glaub nur nicht, daß sie im Himmel hungern muß! Die Wolken sind beständig mit Maccaroni, Prosciutto und was weiß ich? auf der Reise. Da giebt's andere Leckerbissen als hier bei unserem knauserigen Friggitore. Ja recht, unser Friggitore! Nun, hast du seinen Namen behalten? Ich wette, die Nidiace hat ihn ausgeschwitzt."

„Salvatore," schluchzte das Kind.

„Warum weinst du denn noch immer?" zürnte Basilio.

Sie gab keine Auskunft; endlich brachte er aber doch als Grund heraus, daß der Papa also nicht in den Himmel gekommen sei.

„Der nicht in den Himmel!" rief Basilio, „du wirst dich wundern, ein Soldat mit so vielen Orden! Wahrscheinlich hat der heilige Petrus ihn im Gespräch festgehalten. Ich bin zuweilen bei den Predigten zugegen gewesen, die zur Fastenzeit zwischen den Fischerständen vor der Kirche Sta. Lucia gehalten werden; da sprach der Vater auch einmal von einem Ohr, das der heilige Petrus jemandem im Jähzorn mit einem Säbel abgehauen hatte. Also war der heilige Petrus jedenfalls auch ein Soldat. Was wunder dann, wenn er deinen Vater bei seinem Passieren des Himmelsthores erst etwas ausfragt. Jetzt sehe ich übrigens den Stern deines Papa — ganz links von dem anderen, gerad über dem Vesuv. Kannst du ihn sehen? — Ei, den mußt du ja ganz leicht sehen können. Gerad über dem Rauchwölkchen des Vesuvs flimmert er. Grüß ihn — so! noch einmal — so! Und hier sind wir vor der Thür meiner guten Matrina."

Signora Donavaro, durchaus noch keine Alte — Kinder machen aus jeder Runzel sich schon eine Greisin zurecht — saß vor ihrem offenen Lädchen auf einem

sehr schadhaften Binsenstuhl und hatte eine Kaffeemühle zwischen ihren Knien eingeklemmt. Sie war sehr wohlbeleibt, und die Anstrengung des Mahlens hatte ihr daher den Atem versetzt.

„Du kommst zur rechten Zeit,“ begrüßte sie den ihr wohlbekannten Überall und Nirgend; „hier setz dich auf meinen Platz und mahle; aber behutsam; nicht als wolltest du ganz Neapel umreißen. Und wenn der Widerstand drinnen auffallend stark wird, so hältst du gleich im Augenblick inne. Die Araber sind keine Christen, mußt du wissen, und um uns, die wir keine Heiden sind, zu ärgern, thun sie allerhand Wüstensteine unter die Kaffeebohnen. Das bekommt die arme Mühle dann in die Zähne.“

Und so redend, hatte sie ihre umfangreiche Gestalt in Bewegung gesetzt, während Basilio ihren Platz einnahm und mit weit geöffneten Nasenlöchern sich emsig ans Mahlen machte.

Dabei fand er noch Atem genug, um auf ihre Fragen nach dem kleinen Mädchen allerlei Auskünfte zu geben, die sich Nidiace nur schwer als auf sie bezüglich deuten konnte, so wenig kam darin von Dingen vor, von denen sie Kenntnis hatte.

Als er dann mit dem Tauschgeschäft herausrückte, auf das es abgesehen war, vermißte Nidiace wieder die Erwähnung der bunten Schleifen und die Ausbedingung der Korallenkette; doch eingedenk ihrer durch Artigkeit und Folgsamkeit ausgezeichnet gewesenen Schutzpatronin Barbara, verfügte sie sich geduldig mit der keuchenden Kleiderhändlerin in deren Lädchen, ließ sich dort ihr schmuckes weißes Kleid ausziehen und stieg dagegen in kurze leinene Kniehosen hinein, worauf ihr eine braune wollene Jacke um die Achseln gehängt und eine rote wollene Schiffermütze über den Hinterkopf gezogen wurde.

„Den Zopf schneidet ihr nur getrost ab!“ rief Basilio zwischen dem Mahlen; „wer trägt denn in Neapel Zöpfe? Soldaten und Mädel. Für Soldaten wollen wir aber doch nicht angesprochen sein; nicht wahr, Nidiace? Sonst gelten wir am Ende für Ausreißer, und der König läßt uns Spießruten laufen. Für Mädel ebensowenig. Warum nicht? Nun, weil der Schuster mit seinem Knieriemen hinter den Mädeln drein ist; nicht wahr, Nidiace? Ei, der würde dich schön durchwalken und dabei immer am Zopfe festhalten! Weg damit! So, hier ist Euer Kaffee gemahlen, Matrina, und nun mög er Euch gut bekommen.“

Er nahm Nidiace auf den Arm, und wenige Augenblicke später waren sie wieder auf der Chiaja.

„Jetzt trage mir meine Wachstute,“ sagte er, nachdem er sie niedergesetzt hatte; „ich habe mich heute redlich um dich geplagt, da kannst du mir auch schon etwas an die Hand gehen.“

Neapels Bevölkerung hatte Feierabend gemacht und erholte sich, wohin man nur blickte, von des Tages Lasten und Mühen. Hier saßen plaudernde Gruppen von Mädchen und Weibern. Dort belustigte sich eine dichtgedrängte Menschenmenge an den Späßen eines als Grenadier ausstaffierten Affen. Dicht daneben stand ein Pulcinellakasten, darin ein Bäuerlein mit einem schwarzen Teufel stritt. Wieder umgab ein großer Kreis Menschen einen freien Raum, in welchem auf einem zwischen zwei Pfählen aufgespannten schwanken Eisendraht eine Seiltänzerin ihre Kunst produzierte. Ein Ariost-Deklamator saß auf einem Stuhle, der auf einem Ölfaß stand, hatte seinen blechgefütterten Filzhut auf die Erde gestellt und gab von Zeit zu Zeit einen Gesang aus dem Rasenden Roland zum besten, in den Zwischenpausen seine Zuhörer auf den Hut, seine Sammelbüchse, mit dem Bemerken hinweisend, er bereite ihnen zwar gern Vergnügen, aber sie müßten nicht glauben, daß er von der Luft leben könne. — Endlich predigte, mit dem Rücken gegen ein Schilderhaus gelehnt, ein Pater Franziskaner, umringt namentlich von einer großen Menge Weiber und Mädchen, denn zu dem Schilderhause ge-

hörte ein hübscher junger Kriegsmann, dessen Gewerbe der Franziskaner zum Gegenstande einer satirisch-moralischen Untersuchung machte und der nun bald sich ärgern wollte, bald lachen mußte, was die Zuhörerschaft im hohen Grade belustigte.

Aber eigentlich war nicht die Chiaja und auch nicht die Sta. Lucia-Promenade der Ort, wo es am meisten zu sehen und zu hören gab, und so wagte sich Basilio denn mit Nidiace im Schutze der beginnenden Nacht bis nach der Strada del Molo vor, ein gut Stück näher dem Mercato als der Mergellina. Hier freilich hätte man zehn statt fünf Sinne haben mögen, um nicht verwirrt zu werden. Ein Feuerwerker bot Pulvermännchen aus und ließ zur Probe immer neue abblitzen; ein Charlatan griff Knaben und Mädchen aus der ihn umgaffenden Menge heraus, bespritzte sie mit wohlriechenden Essenzen und entließ sie dann wieder, damit sie seine „unvergleichlichen Parfums“ unter die Nasen der Leute brachten und ihm Käufer verschafften; ein Fleckenreiniger seifte jeden ihm erreichbaren Rockkragen ein; ein Wichseverkäufer mühte sich mit so viel Stiefeln oder Schuhen ab, wie ihm nur immer dazu hergereicht wurden, wenigstens dem Schein nach, denn in Wirklichkeit war es fast immer der nämliche Stiefel oder Schuh, mit dem er herumhantierte, und der Herleiher konnte währenddessen sich in Geduld üben. Aber auch Schlangen, weiße Mäuse, Murmeltiere, Pudel und sonstige gelehrige Geschöpfe gab es auf der Molostraße zu sehen. Genug, es wäre zu verwundern gewesen, wenn Nidiace Zeit gefunden hätte, an anderes zu denken als an die Zauberwelt, die sie umgab.

Auch hatte sowohl sie wie der umsichtigere Basilio über der allgemeinen Heiterkeit und dem fröhlich sorglosen Treiben das Ausspähen nach dem gefürchteten Signor Caroglio endlich schier vergessen, als der letztere plötzlich den Entführer Nidiaces hinten beim Ohr faßte.

Basilio wollte sich losmachen, aber der Schuster hielt fest.

„Ladro,“ donnerte er, „wo ist der Bambino? Wo ist Nidiace?“

„Weiß ich's!“ heulte Basilio, dem der Schreck in die Glieder gefahren war.

„Heraus mit der Sprache!“

„Ah, ah!“

„Wirst du reden?“

„In der Annunziata!“ ächzte der Zwerg.

„Schlingel!“

„Ah, ah!“

„Und wo ist das kleine Mädchen?“

Hier brach die von dem Schuster nicht beachtete Trägerin der Wachstute in Thränen aus.

„Wirst du schweigen!“ zischelte ihr Basilio zu.

„Was?!“ rief Signor Caroglio, sie erkennend und das Ohr Basilios loslassend; „unglaublich! Und ich gucke schon so lange nach deinem weißen Kleidchen aus, daß mir schier die Augen weh thun!“

Er hatte mit raschem Griff sie in seine Gewalt gebracht, während Basilio mit Preisgebung seiner Tute wie ein Aal entschlüpfte.

* *
*

Dies waren zwei bewegte Tage aus der Kindheit Basilios und Nidiaces.

In zehn Jahren wird Basilio ein zwanzigjähriger Jüngling sein, und Nidiace steht dann als frühreife Neapolitanerin mit ihren fünfzehn Jahrringen in der Blüte ihrer jungfräulichen Reize. Noch zwei oder drei Jahre weiter, und viele, mit denen sie einst Kind war, tragen die Frauenhaube und reden von den Tagen ihrer Jugend wie von einer längst verklungenen Zeit. Aber noch sind Basilio und Nidiace Kinder.

Wie ist es den beiden seit jenen zwei bewegten Tagen ergangen?

Wieder gar nicht so schlimm, als man vielleicht erwarten wird, obschon freilich ein gut Teil schlimmer, als sie selbst gehofft haben mochten, daß es ihnen bei einiger Fürsprache seitens ihrer Schutzpatrone ergehen werde.

Zunächst Nidiace.

Signor Caroglio hatte seine Abneigung gegen den Schlingel Basilio begreiflicherweise durch dessen Einbruch in das Hinterstübchen nicht widerlegt gesehen. Schon auf dem Heimwege nach dem Hause ihres Adoptivvaters war Nidiace daher von dem letzteren über den Tod ihrer Mutter aufgeklärt worden. „Der arge Schlingel ist schuld, daß du keine Mutter mehr hast,“ hatte er der Kleinen gesagt; „meine gute Nenella will zwar nicht, daß ich ihn Mörder schelte, und sie hat recht; aus bösem Herzen hat er deine arme Mutter ja nicht unter die Erde gebracht; aber sagte ich dir nicht, als ich dich gestern auf dem Arme festhielt: Bleib hier; Kinder darf man dergleichen Trauerbotschaften nicht überbringen lassen; das will ganz pian piano gemacht sein? Ja, das sagte ich! Und statt dessen rennt der wüste Range zu deiner Mutter! Sage selbst: müßte deine arme Mutter inmitten ihrer himmlischen Freuden nicht blutige Thränen vergossen haben, hätte sie ihr Töchterchen heute mit dem, der sie, die Mutter der kleinen Nidiace, ins Grab brachte, davonlaufen sehen?“ So hatte Signor Caroglio auf das kleine Mädchen hineingeredet.

„Daß nur ja niemand in der Nachbarschaft von Nidiacees dummem Streiche etwas erfährt!“ hatte Nenella, als Nidiace wieder eingerückt war, gesagt; „zum Glück ist es schon dunkel; man wird nicht bemerkt haben, daß sie in Knabenkleidern heim kam. Sonst hätte sie zeitlebens von der bösen Nachrede zu leiden. So etwas bleibt wie Kletten an einem Mädchen hängen. Und wenn meine Kinder dich fragen, wo dein Zopf geblieben ist, Nidiace, so schick sie wegen der Antwort nur zu mir.“

Die leinenen Höschen, die braune Wolljacke und die rote Schiffermütze hatte der Schuster ins Feuer stecken wollen. „Das wäre doch schade darum,“ hatte die besser haushälterisch beanlagte Nenella abgewehrt, und damit waren diese Verräter des Abenteuers in einem entlegenen Winkel versteckt worden.

Nidiace hatte sich über die Maßen geschämt. Ein großer Teil ihrer harmlosen Kindlichkeit war dahin. Sie durfte über das Wichtigste, das sie erlebt hatte, nicht Rede stehen. Sie hatte, wenn sie an Basilio dachte, auch das Bewußtsein, daß sie gegen ihre Mutter ein Unrecht beging.

Dazu kam etwas anderes. Signor Caroglio hatte in den Taufregistern nachschlagen lassen, um ihr genaues Alter zu ermitteln. Dabei war zu Tage gekommen, daß sie gar nicht Barbara heiße, sondern Zingara. Schuld daran sollte ihr Vater sein, über den der Schuster sagte, er sei kein Katholik gewesen und habe daher an keine Heiligen geglaubt. Häfelin war freilich gleich vielen seiner Schweizer Kameraden aus einem protestantischen Kanton gebürtig gewesen. Nun gab es also für Nidiace keine aparte Schutzpatronin, wie deren die sämtlichen Kinder des Schusters hatten, und mit der heiligen Barbara war es auch nichts gewesen; es dauerte aber lange, ehe Nidiace sich nicht für zurückgesetzt hielt, daß sie einzig auf die Fürbitte der vielbeschäftigten Mutter Gottes angewiesen war. Zingara — Zigeunerin — war überhaupt kein schöner Name. — „Deine Eltern,“ sagte Signor Caroglio, „gerieten auch wohl einmal aneinander; bei solcher Gelegenheit wirst du zu dem üblen Namen gelangt sein. Aber laß dich das nicht schmerzen. Wir heißen dich Nidiace. Sei nur artig und folgsam. Das ist dann dein bester Schmuck.“

Folgsam zu sein, hatte ihr auch der gute Kirchendiener in der Piedigrottakirche empfohlen; aber gegen ihren „Bruder“, hatte er gesagt, solle sie folgsam sein, gegen Basilio. Was das alles für ein Wirrwarr war!

Eine große Freude erlebte übrigens Nidiace wenige Monate später und mehr noch als sie der Schuster: der für immer verloren gewähnte Bambino fand sich wieder. Verloren gewesen war er allerdings nur insofern, als keine Nonne Auskunft geben konnte: welcher von den an dem bewußten Septembertage in die

Ruota geschobenen Säuglingen der kleine Häselin war. Es hatte sich eben getroffen, daß sie sämtlich ohne Namennennung und ohne hinzugefügtes Erkennungszeichen ihren Weg in das große Findelhaus zurückgelegt hatten. Auch kam der richtige kleine Häselin nur durch einen glücklichen Zufall heraus und zwar auf folgende Weise.

Ganz Neapel strömt alljährlich am Tage der Verkündigung Mariä vormittags in die Santa Casa, um dort die Einrichtungen der Anstalt und ihre zahlreichen Pfleglinge in Augenschein zu nehmen. Die Schriftsteller Neapels stimmen in ihren Berichten darüber nicht durchweg überein. Einer der glaubhaftesten, Galanti, zählte in seinem Bericht über die Santa Casa fünfhunderteinundzwanzig Säuglinge zusammen, für welche zweihundert Ammen zu sorgen hatten; außerdem waren in drei Abteilungen noch zweiundsiebzig Laienschwestern beschäftigt; diese beaufsichtigten in der ersten Abteilung zweihundertsechsundvierzig Mädchen, welche täglich Brot und fünf Gran erhielten und für eigenen Gewinst arbeiteten; ferner hundert Mädchen, welche zum Vorteil der Anstalt arbeiteten und dafür freie Kost und Wohnung hatten; endlich pericolate (oder Verunglückte), die, wie Galanti sagt, nach ihrer Entlassung aus der Santa Casa an irgend eine Klippe geraten und deshalb wieder dahin zurückgekehrt waren; auch sie arbeiteten für die Anstalt. — Die Knaben wurden baldmöglichst aus der Anstalt in die Lehre gegeben oder an die militärischen Schulen abgeliefert.

Die kleine Nidiace hatte am Tage der Verkündigung Mariä nun mit Signor und Signora Caroglio diejenigen Säle durchwandern dürfen, in denen sich die ohne Namen und Erkennungszeichen eingelieferten Säuglinge befanden. Ganz ohne solche Zeichen waren einige derselben allerdings nicht, insofern z. B. ein ungewöhnliches Kleidungsstück als Merkzeichen dienen konnte. Herkömmlicher waren aber Amulette, Kruzifixe, durchlöcherte Münzen an einem Halsbande, Zettel mit dem Taufnamen und dem Geburtsjahre, Börsen mit Geld und Ähnliches, und wenn bei der Einlieferung nicht der Wunsch geäußert worden war, die Anstalt möge diese besonderen Abzeichen bei der Eintragung in das libro della ruota notieren lassen und bei der Ausstellung am Annunziatatage das betreffende Kind damit behängen, so stand es ihr frei, dies zu thun oder auch zu unterlassen. Im letzteren Falle konnte das betreffende Kind, wenn ein Ehepaar es an Kindesstatt annehmen wollte, weggegeben werden.

Vor allem pflegen aber Knaben in Neapel adoptiert zu werden, da sie ja den Namen der Adoptiveltern behalten können und nicht wie die Mädchen ihn schon bei ihrer Verheiratung wieder verlieren; und so hatte man der kleinen Nidiace gesagt, wenn ihr sehr daran liege, ihr Brüderchen wiederzufinden, so möge sie sich eilen, sonst könne der Zufall wollen, daß es weggegeben worden sei, ehe es ihr zu Gesicht komme.

„Im Grunde thaten wir nicht recht, Nidiace mit hierher zu nehmen," sagte Signora Caroglio, welche Nidiace bei jedem dritten oder vierten Säugling ausrufen hörte: „Das ist er! ganz gewiß, das ist er!" um gleich darauf, wenn Signor Caroglio das Eintragungsdatum herausbuchstabiert hatte, den Kopf hängen zu lassen.

„Laß sie doch gewähren," antwortete der Gatte begütigend; „ist es nicht rührend, mit anzusehen, wie mächtig, wenn auch unter Irrtümern, die Blutsverwandtschaft sich geltend macht?"

„Glaube doch das nicht," sagte Nenella; „kleine Mädchen spielen gern mit Puppen; sie möchte einen Bambino für sich allein haben. Der unsere kommt ja nun einmal von dem Schoße des Papas nicht fort."

Der Schuster schmunzelte, zog aber doch die Uhr, denn er war in seinen Jüngsten schier vernarrt und hatte, seit derselbe geboren war, ihn noch nie eine halbe Stunde aus den Augen gelassen. „Cielo!" rief er entsetzt, „wir sind bald eine Stunde vom Hause fort!"

„Das hat nichts zu sagen," beschwichtigte Nenella den Beunruhigten, „er ist gut aufgehoben" — in der That hütete ihn das älteste Fräulein Caroglio —, „und überdies will ich auch einmal mit Augen sehen, was es mit dem Taschentuchwerfen für eine Bewandtnis hat. Bist du fertig, Nidiace?"

Signor Caroglio bezwang seine Unruhe; er war seit dem Freudentage, den die Gnade des Himmels ihm und seiner Nenella ohnlängst bereitet hatte, voll guter Vorsätze, und jede ungeduldige Wallung verflüchtigte sich unter einem beseligten Lächeln.

„O Mama!" rief plötzlich Nidiace, „ich hab ihn, diesmal hab ich ihn sicher und gewiß!"

Sie wollte unter der Leine durchschlüpfen, welche die Findlinge von dem Publikum schied, wurde aber zurückgehalten.

„Thorheit!" sagte Signora Caroglio.

„Das Datum stimmt," sprach der Gatte; „was weiter?"

Nidiace konnte vor freudiger Aufregung nicht reden. „Dort, dort!" war alles, was sie herausbrachte.

Sie wies mit allen zehn Fingern auf eine kleine rote Stange gekräuselten Honigzuckers hin, die an einer Schnur am Halse des Kindes hing.

„Und was weiter?" wiederholte der Schuster; aber in seiner Erinnerung begann etwas zu tagen.

Es stellte sich heraus, daß eine der von Signor Caroglio am Begräbnistage bei dem Fransellicaro gekauften zwei süßen Stangen mit in die Ruota gelangt war — nicht die gelbe — vermutlich hatte die sich Basilio schmecken lassen — wohl aber die rote Nidiaces; denn als der Bambino damals plötzlich in die Ruota hinabglitt und Nidiace mit dem Rufe „un ultimo baccio!" ihm nachjammerte, da war ihrer Hand die Stange Honigzucker entfallen — sie dachte erst jetzt wieder daran —, und eine gutherzige Nonne hatte Sorge getragen, daß dem kleinen Weltbürger dies sein einziges Mitbringsel am Ausstellungstage um den Hals gehängt werde.

Nun durfte Nidiace unter der Leine durchschlüpfen und ihr Brüderchen herzen. Sie war wie verwandelt. Alle ihre Stirnfalten hatten sich auf einmal verloren. Signor Caroglio zerdrückte eine Thräne in seinem Auge. Die Zuschauer machten sich in Ausrufen Luft. Es war ein Bild, das jedem das Herz bewegte. Eine Menge kleiner Geschenke wurde dem Geschwisterpaar zugeworfen. Aber Nidiace sah und hörte nichts als ihr wiedergefundenes Brüderchen.

* *
*

Das Taschentuchzuwerfen, auf dessen Anblick sich Signora Caroglio gespitzt gehabt hatte, war ein sagenhafter Brauch, der schon damals in der Casa Santa für etwas ausgegeben wurde, was nie thatsächlich existiert habe. Es sollte seitens der am Annunziatatage in der Casa Santa Brautschau haltenden jungen Burschen geübt worden sein. Man sagt, meldet ein alter Chronist, daß heiratslustige Burschen durch ihre Mütter oder Schwestern unter den erwachsenen Mädchen der Casa Santa Umschau halten lassen, daß sie darauf ohne weitere Erklärung sich den Mädchen der gemeinsamen Wahl durch Zuwerfen eines ungesäumten Taschentuchs als Freier zu erkennen geben und daß ihnen die erwählten Mädchen, wenn die Freier ihnen gefallen, dann als Bräute folgen, per far' l'orlo — um den Saum zu machen — wie der Volksmund es umschreibt.

Aber auch Signora Caroglio, obschon sie sich schweigend verhielt, war durch die Scene zwischen Nidiace und ihrem Brüderchen so ergriffen worden, daß sie nicht noch weiteres zu sehen verlangt hatte, und beim Verlassen der Casa Santa war sie sogar so weit gegangen, an den gerührt mit Nidiace ihr folgenden Gatten die Worte zu richten: „Sollen wir's thun?"

„Zu unserem Bambino noch einen Kostgänger?" gab der Schuster zur Antwort, — „unmöglich!"

„Er hat es hoffentlich gut," sagte Signora Caroglio.

„Wo könnte er's besser haben!" beruhigte sich und sie der Schuster.

Signora Caroglio schwieg, und so war man heimgegangen.

Aber sie war minder als ihr Gatte im stande, sich rosigen Täuschungen hinzugeben, und im Laufe des nächsten Monats wußte sie es einzurichten, daß ihr Bambino auf etwas knappere Rationen gesetzt wurde, so daß sie bei ihren täglichen Besuchen in der Casa Santa dem kleinen Häfelin noch etwas Besseres spenden konnte als bloß freundliche Blicke und Worte.

Es bekam ihm vortrefflich, und auch der kleine Caroglio ging dabei nicht zurück, so daß, als der närrisch in seinen Jüngsten verliebte Vater hinter den geheimen Nebenzweck der Visiten seiner Nenella kam, er den anfänglich ihn fast starr machenden Schreck rasch verwand und aus seinem Laden nur mit doppelt stolzem Vatergefühl auf das Gewühl des Mercato hinausblickte.

Dies waren die erheblichsten weiteren Vorfälle aus der Kindheit Ridiaces.

Sie hatte Gründe genug, um Signora Caroglio trotz deren Kühle lieb zu gewinnen; auch vor dem Knieriemen des Adoptivvaters war ihr bald nicht mehr bange. Mit den drei von ihr im Hause vorgefundenen Kindern des Schusterpaares stand sie wie mit rechten Geschwistern. An dem hinzugekommenen kleinsten Verzug des Hauses — er hieß Simone, eigentlich sogar Don Simone — hatte sie schier ebensoviel Gefallen wie irgend eins der übrigen. Mit diesen teilte sie sich hinwieder in die Sorgen und die Freuden, die der munter gedeihende Pflegling der Casa Santa hervorrief. Und da auch der architektonische Aufriß, welcher unter Glas an der Wand hing, den einst so projektenreichen Schuster nicht mehr im bisherigen Grade mit Luftschlössern erfüllte, das Geschäft in dem alten Häuschen unter dem Schutz und Schatten des heiligen Eligio vielmehr jahrein, jahraus seinen gewiesenen Gang ging und niemand sich nach gewaltsamen Veränderungen sehnte, so gab es auch keine Auftritte mehr zwischen dem Schuster und seiner rundlich gewordenen Frau Liebsten.

Und der Schlingel Basilio?

So herzensgut Signor Caroglio war — daß nie eins der Seinigen dem kleinen Missethäter wieder begegnet sein wollte, weder auf dem Mercato, noch auf der Chiaja oder in der Strada del Molo, dies gänzliche Verschwundensein des ungeratenen Jungen, es that dem Signor Caroglio doch wohl.

Den Namen Basilio in seiner Gegenwart auszusprechen, hatte Nenella sich längst verboten; noch minder durften ihre Kinder von Basilio reden, selbst nicht, wie man wohl vom santo diavolo spricht. Sie sollten Umschau nach ihm halten, aber ganz im stillen, ohne den Vater an ihn zu erinnern.

Und doch verstrich bis zu Ridiaces Firmelung kein Jahr, ohne daß sie Basilios einmal ansichtig wurde. Allemal zu ihrem Schrecken. Die ersten Male hatte sie vor Angst zu weinen begonnen, mitten in der Straße oder in der Kirche oder in der Thür des Ladens mit ihrer Spindel stehend. „Was ist dem Kinde?“ war die herkömmliche Frage gewesen, aber sie hatte nicht zu reden vermocht. — „Es hat sie etwas an ihre arme Mutter erinnert!“ — „Sie wird jemanden gesehen haben, der ihrem Vater ähnlich sah!“ So redete man über ihre durch nichts sonst erklärlichen Weinanfälle. „Das verliert sich mit den Jahren,“ hieß es dann; „gottlob geht es ihr ja gut. Es ist eine Freude, zu sehen, wie sie gedeiht.“

In den folgenden Jahren verlor sich das angstvolle Weinen in der That. Sie hielt, wenn jener Schreck über sie kam, die Hände vor die Augen, nicht ohne zornige Wallung. „Er hat meine arme Mutter unter die Erde gebracht,“ sagte sie sich, „das kann ihm dereinst noch schlecht genug bekommen.“

Als sie gefirmelt worden war, zählte sie zehn, er fünfzehn Jahre; da stand er hinter einem Pfeiler und nickte ihr lustig zu; sie hatte ihn gerade ein ganzes Jahr lang nicht gesehen. Er kam ihr sehr verändert vor, fast so groß wie Signor Caroglio. Sie fürchtete, er werde ihr ein

Leides thun, wenn sie die Hände vor die Augen halte, denn er sah schon so ganz wie ein Erwachsener aus. Und so blickte sie nur rasch in anderer Richtung. So ging ihre Firmelung unter gewaltigem Herzklopfen von statten.

Dann verstrichen volle drei Jahre, ohne daß sie seiner ansichtig wurde. Es war möglich, daß sie ihn übersehen hatte. Aber sie ward auch nicht mehr so häufig wie sonst zu allerlei kleinen Einkäufen auf die Straße geschickt. Nenella hatte gesagt, sie sei bald ein großes Mädchen und müsse wie ihre älteren Schwestern — die drei Fräulein Caroglio — sich so halten, daß niemand sie für eine Straßenläuferin ansehen könne. Auch begleitete der „alte“ Caroglio und einer seiner Söhne sie zum Abendsegen oder bei sonstigen späten Gängen.

Darüber verlor sich ihre große Furchtsamkeit. Und da diese vor allem dem Zusammenhange mit Basilio zu Grunde gelegen hatte, kam er ihr allmählich völlig aus dem Sinn.

Eines Tages begegnete er ihr dann aber zu ihrer großen Überraschung mitten in dem Vico dei Pallotinari. Sie wurde leichenblaß, denn er mußte gar nicht ahnen, daß sein Feind, der Signor Caroglio, noch lebte und jetzt auch handfeste Söhne hatte. Er trug Schifferkleidung und hatte freilich ein großes Messer am Gürtel hängen. Auf dem schwarzen Bande seines gelben Strohhutes stand in goldenen Lettern Nettuno. Er sah nicht wie ein Hasenfuß aus.

Ehe sie vorübergehen konnte, hatte er sie angeredet. „Kennst du mich noch, kleine Nidiaee?“ fragte er mit ganz männlicher Stimme. Er war achtzehn, sie immer nur erst dreizehn Jahre alt.

„Das thu ich,“ sagte sie und entlief.

Herzklopfen benahm ihr wiederum fast den Atem, als sie die Haustreppe hinaufeilte. Sie stolperte ins Haus hinein, faßte sich aber rasch bei dem Anblick des Signor Caroglio und seines Ältesten.

„Da ist sie ja!“ rief ihr auf dem Hausflur der Schuster entgegen; „reich ihr den Arm, Filippo, wir kommen eben noch zurecht.“ Und zu Nidiaee sagte er: „Alle Welt will heute den König und die Königin an Bord fahren sehen. O weh, da geht das Kanonieren schon an!“

Vom Hafen her donnerten Geschütze, daß die Scheiben klirrten.

Nidiaee hatte nicht den Mut, etwas zu antworten; Filippo, der älteste Caroglio, reichte ihr den Arm, und alle drei begaben sich, von einem dichten Strom Eiliger umflutet, auf den Weg nach dem Hafen.

„Ich mache mir wenig aus einem König, der nur spanisch spricht,“ sagte der Schuster, wie um nicht für neugierig zu gelten; „aber er schickt endlich ein Schiff gegen die Korsaren aus, dafür soll ihm ein Evviva werden. Es ist ja kaum noch Leder aufzutreiben. Alle Zufuhr stockt. Evviva Carlo III.! Jetzt wird es schon anders werden.“

„Wie heißt das Schiff?“ fragte Filippo.

„Der Nettuno,“ gab ein Eiliger Bescheid und drängte sich durch die Menge.

„O, der Nettuno?“ hörte Nidiaee wiederholen; „nun, der wird schon nicht lange Federlesens machen.“

„Er hat zwanzig Kanonen,“ sagte ein Zweiter.

„Vierzig,“ korrigierte ihn ein Dritter.

„Und eben erst von den Azoren zurückgekommen!“ hieß es wieder.

„Evviva il Nettuno!“ jubelte der Schuster.

Nidiaee verhielt sich ganz still. Aber während Filippo sie dem Vater möglichst eilig nachzog, jagten sich in ihr mehr Gedanken, als einer von beiden sich träumen ließ. Wenn wir ihn nur nicht etwa überholen, dachte sie, es könnte ja furchtbaren Spektakel geben! — Und dann wieder: Wer hätte gedacht, daß er für so etwas brauchbar sei? — Und dann wieder: Vierzig Kanonen! Aber die Korsaren haben vielleicht noch mehr; und was dann?

Man kam übrigens für die Abfahrt des Nettuno nur noch eben zurecht Es war ein günstiger Wind aufgesprungen, weshalb das Königspaar die Besichtigung des Schiffes aufgegeben hatte und nur vom Ufer aus Zeuge der Abfahrt war.

Als das stolze Schiff unter Segel ging, kletterten drei Matrosen, die sich verspätet hatten, aus dem Nachen, mit dem sie ans Schiff gerudert waren, hurtig die Leiter hinauf und an Bord.

„Er ist noch glücklich mitgekommen!" rief Nidiace.

„Wer?" fragte Filippo; „es waren ihrer ja drei."

Nidiace verstummte, und über das ihr entschlüpfte verräterische Wort wurde sie von Vater und Sohn nicht weiter inquiriert.

Aber auf dem Heimwege war sie mehrmals auf dem Punkte, die Antwort nachzuholen. Wie lange sollte sie ihr kindisches Schweigen über Basilio fortsetzen? Warum durfte Signor Caroglio nicht wissen, daß Basilio lebe und jetzt gegen die Korsaren in See gestochen sei? Um des Leders willen, das wieder billiger werden würde, konnte Signor Caroglio füglich wohl seinen alten Haß gegen Basilio etwas dämpfen.

Sie hatte eben den Mund geöffnet, um ihrem Herzen Luft zu machen, als der Schuster vor einer Trattoria in förmlicher Weise seinen roten Schirm schulterte und, stehen bleibend, dem Paare — Filippo und Nidiace — den Vortritt zu nehmen bedeutete.

Als sie eingetreten waren, beorderte er eine Flasche Avellino, und alle drei tranken auf den Untergang der Korsaren.

Filippo wechselte dabei so ungewöhnlich fröhliche Blicke mit seinem Vater, daß Nidiace kaum noch an ihren Plan zu denken vermochte. Erst nach allerlei wunderlichen Scherzen zwischen Vater und Sohn wurde aufgebrochen.

„Aus Kindern werden Leute," sagte Signor Caroglio, als das Kleeblatt in das laute Treiben der Strada del Molo hineingeriet, und er blickte sich dabei im Kreise um, als suche er sich auf eine ihm denkwürdige Stelle der Straße zu besinnen.

„Da ist's gewesen!" rief er dann und zeigte mit der Hand auf einen am Boden sitzenden Alten; „und der alte blinde Bettler hat noch heute denselben Platz inne wie damals, als ich fluchend über seine langen Beine wegstolperte. Acht Jahre sind dahingegangen, ohne daß er heute weniger vergnüglich ausschaut als an jenem Abend. Acht lange Jahre! Du, Filippo, warst damals knapp zehn Jahre alt. Ja, ja, aus Kindern werden Leute! Hier unser Nesthäkchen bezengt's. Gelt, als Papa Caroglio an jenem Abend dich beim Schopf faßte und nicht wieder losließ, obschon du keinem Mädchen glichst und in Hosen und Schifferjacke stecktest — gelt, Nidiace, wer hätte damals für möglich gehalten, daß du am Arme meines Filippo heute, als seiest du seine Braut, in dieser selben Strada del Molo mit seinem Vater promenieren würdest, ein sittsames, ehrbares und auch, trotz deines Namens Zingara, durchaus nicht zigeunerhaft aussehendes Mädchen. Nun, übers Jahr gehen wir wieder einmal selbander aufs Weintrinken, und auf was wir dann mit unseren Gläsern anstoßen, will ich mir bis dahin in Gemächlichkeit überlegen."

Nidiace war sehr rot geworden und hatte, während man weiter ging, sich von Filippo losgemacht.

Der Schuster that, als habe er keine Acht darauf, aber er schmunzelte verstohlen und dachte: Gerade so purpurrot wurde meine Nenella, als ihre Mutter ihr einst meinetwegen auf den Zahn fühlte, und führen ließ sie sich von mir auch nicht so bald wieder. Gut Ding will Weile haben. Noch müssen sich beide ein Jährchen oder zwei gedulden. Mich jetzt schon zur Ruhe zu setzen, bin ich ohnehin zu jung. — Und bis der Laden in dem Vico dei Pallotinari erreicht war, beschäftigten den Signor Caroglio Zukunftspläne, welche sämtlich von dem freundlichen Sonnenschein eines glücklich liebenden Paares beleuchtet waren.

(Schluß folgt.)



Une confidence.

Ernest Meissonier.

Eine Skizze
von
H. Heinecke.

Die letzten Monate brachten dem Pariser kunstliebenden Publikum ein Fest von ganz besonderem Interesse: das fünfzigjährige Jubiläum des berühmten Malers Meissonier. Der mit allen Ehren längst gekrönte Jubilar beging dasselbe in höchst uneigennütziger Weise, indem er, dem Drängen seiner Freunde nachgebend, eine Ausstellung seiner in diesen fünfzig Jahren entstandenen Gemälde begünstigte und den Ertrag derselben der „Hospitalité de nuit“ überwies, einer seit verschiedenen Jahren funktionierenden Wohlthätigkeitsgesellschaft, die es sich zur Aufgabe stellt, obdachlosen Männern und Frauen ein anständiges Nachtasyl zu verschaffen.

Der Erfolg hat das Unternehmen in jeder Weise gekrönt, und der Zudrang in der eleganten Galerie des George Petit war ein so bedeutender, daß die Ausstellung von zwei bis auf drei Monate verlängert werden konnte. Die Armen gewinnen dabei in erheblicher Weise, denn man spricht von der Eröffnung eines neuen Asyls, dem man den Namen des großmütigen Gründers beilegen will, und die jetzige Generation erlangt Fühlung und Verständnis für einen Maler, der ihr eigentlich nur vom Hörensagen bekannt war.

Seit vielen Jahren schon stellt Meissonier selten mehr als ein oder zwei Porträts in dem sogenannten „Cercle des Mirlitons“ auf dem Vendômeplatze aus; alle seine Bilder mit Ausnahme von zweien, die der Staat angekauft und die sich zur Zeit im Luxemburger Palast befinden, sind im Besitze reicher Privatleute, deren Galerien nur wenigen Freunden geöffnet sind; viele derselben und besonders die letzten Arbeiten fanden Liebhaber in England und Amerika zu fabelhaft hohen Preisen. Dennoch umfaßt die Ausstellung etwa ein Drittel der Gesamtprodukte, 146 Nummern, von denen fast jede einzelne ein Meisterwerk zu nennen ist.



Ernest Meissonier.

Von ganz besonderem Interesse sind die beiden ersten Schöpfungen des Jubilars, mit denen er als neunzehn- und zwanzigjähriger Jüngling vor die Öffentlichkeit trat und in denen man trotz ihrer Unvollkommenheit bereits die Eigenschaften des Meisters: eine charaktervolle Zeichnung der Figuren und eine harmonische Behandlung der Farben, wahrnimmt. Auch die künstlerische Richtung des Malers, der er sein ganzes Leben mit geringen Ausnahmen treu geblieben, tritt bereits in ihrer ganzen Autorität hervor: Vorliebe zu kleinen Dimensionen, dem Leben abgelauschte Genrebilder und enger Anschluß an die holländischen Meister.

In Nr. 1, 1834 datiert und „Bourgeois flamands“ betitelt, machen zwei flämische Bürger ihrem Bürgermeister einen Besuch;

alle drei sitzen im Halbkreis, die Köpfe vorn übergebeugt, und diskutieren. Die drei dicken Halskrausen und sechs weißen Manschetten bilden auf dem dunklen Gemälde einen etwas harten Kontrast, der jedoch durch den roten Mantel des einen und die roten Hosen des anderen Bürgers so viel als möglich gemildert wird.

Das zweite, 1835 datierte Bild: „Partie d'échecs“, zeigt uns zwei Männer aus der Holbeinschen Epoche, die miteinander Schach spielen. Der Ausdruck in den beiden Gesichtern, die Nebenumstände: Wand, Tisch, Schachfiguren



Le liseur.

u. s. w., sind bereits mit jener Vorliebe und Sicherheit behandelt, die eben Meissoniers Gemälde zu so vollendeten Kunstwerken stempeln.

In den Jahren 1836 bis 1840 tritt Meissonier als Maler von dem Schauplatz zurück, aber diese Zwischenzeit gab ihm Gelegenheit, seine reiche Begabung in anderer Weise zu bekunden und die erste Stufe jener Berühmtheit zu erklimmen, auf deren letzter er jetzt so sicher thront. Er entwarf während dieser Jahre — die auch für ihn nicht ohne Entbehrung, Kampf und Enttäuschung waren — die Illustrationen zu Bernardin de St. Pierres „Paul et Virginie“ und „La case indienne“, für welche der junge Künstler sich den besten Zeichnern seiner Zeit zugesellen durfte — ein Wettstreit, aus welchem er mit einemmal geachtet und bekannt hervorging.

Diese von dem Verlags-Buchhändler Curmer unternommene Prachtausgabe war ein wahres Ereignis auf dem französischen Büchermarkte durch die Eleganz und den Luxus ihrer Ausstattung. Meissonier hatte sich ganz in die Seele des Dichters hineingelebt und schuf aus der Vegetation und dem Leben in Indien Bilder von so überraschender Wahrheit und einer damals ungeahnten Vollendung, welche oft bedauern lassen, daß er dieses Fach so bald wieder und für immer aufgab.

Die Vignetten und Initialen — auf einem Tische angehäufte Bücher, spielende Käfer unter Blumen, Säcke, deren reicher Goldinhalt malerisch herabfällt — waren augenscheinlich der Natur entlehnt und doppelt anziehend durch den sich gleichfalls ergebenden Reichtum an Phantasie und feinem Humor. In jener Zeit der künstlerischen Oberflächlichkeit und kränkelnden Poesie tritt der jugendliche Künstler fast vereinzelt auf für die Naturwahrheit, die er als höchstes Ideal erkennt, und obwohl er dadurch den Vorwurf auf sich geladen hat, der heutigen Schule des Realismus den Weg angebahnt zu haben, bleibt doch

sein Verdienst ein erhebliches, da die Romantiker in der Verstümmelung der Natur wirklich zu weit gegangen waren.

Eine harmonischere Behandlung der Farben, eine größere Freiheit der Formen und eine Wendung zu mehr naheliegenden französischen Typen sind die Wahrzeichen, mit welchen Meissonier nach dieser fruchtbaren Studienzeit wieder in die Öffentlichkeit trat.

Der 1840 datierte Soldat: „Un hallebardier“, im Besitze des Barons v. Rothschild, steht aufrecht, gegen die Wand gelehnt, seine Hellebarde in der Rechten. Ein weiter grauer Mantel, über den Schultern zurückgeschlagen, läßt den Ärmel von rotem Sammet und eine glänzende Rüstung frei, auf welche sich das Licht konzentriert; ein Helm, grüne Hosen und Schnallenschuhe vollenden das wohlgelungene Ganze.

Aus den gleichen oder den nächstfolgenden Jahren stammen die Illustrationen „Le liseur“, ein ältlicher Herr im Zopfkostüm, und „Fumeur flamand“, ein flämischer Bürger, die beide ganz besonders anheimeln durch die unbekümmerte Versunkenheit, welche der eine für sein Buch, der andere für seine Pfeife bekundet.

Hieran reiht sich nun eine unendliche Menge kleiner, meist auf Holz gemalter Bilder in den kleidsamen Kostümen Ludwigs XIII. oder Ludwigs XV., denen Meissonier eine besondere Vorliebe schenkt. Die meisten, ungefähr von der Größe einer Kabinett-Photographie, behandeln vier-, fünfmal denselben Gegenstand, der an sich wenig bietet und unter der Hand des Künstlers dennoch einen poetischen Reiz erhält. Der Reiter, welcher neben dem vollen Bierkrug behaglich seine lange Pfeife raucht; der Philosoph im hellroten Überrock und blondgelocktem Haar,



Fumeur flamand.

der über seinen Büchern sitzt, während das Licht bald durch die altertümlichen, in Blei gefaßten Scheiben, bald durch das halb geöffnete Fenster scheint; der Gelehrte, der, in seiner Bibliothek am Fenster lehnend, noch die letzten Strahlen der untergehenden Sonne benutzt; oder der Feinschmecker, der den wohlbesetzten Tisch an das offene Fenster gerückt hat, um

Augen und Gaumen zugleich zu ergötzen — alle fesseln den Beschauer und erfüllen ihn mit einem Abglanz jenes Wohlbehagens, den das Original selbst zu empfinden scheint.

Nicht minder gelungen sind auch die Landschaften mit Staffage, welche der Maler gern an das Mittelländische Meer verlegt, wo er viele Winter verlebte. Bald malt er den Meerbusen und das Fort von Antibes im Strahl der Mittagssonne, bald sich selbst, die brennende Küste entlang reitend, bald eine Gruppe von Männern, die auf dem Sande ihre Kugeln schieben, und doch fällt in alle die grellen Farben des südlichen Himmels, die er durch die hellen Kostüme, den roten Regenschirm u. s. w. noch zu verstärken beliebt, nicht ein Ton, der das Auge unangenehm berührte, so fein hat der Künstler alle Farben miteinander zu verschmelzen gewußt.

La halte.

Ein andermal behandelt er das Ballspiel auf der Terrasse von St. Germain und findet in einem, nicht ganz eine Kabinettphotographie messenden Bildchen Raum für zwölf Personen, zwei Hunde, den Musikpavillon, die Bäume und die Aussicht über das Land — ein wahres Meisterwerk an Eleganz und Klarheit.

Zu diesen Perlen an Innigkeit, Licht und Treue gehört auch „La halte“. Ein Kavalier, erschöpft von der brennenden Sonne, welche durch das dichte Laub schimmert, hält vor einem Hause und leert mit Behagen das Glas, das ihm ein Mann in Hemdsärmeln dargereicht. An der Thür lehnt eine Frau, ihr Kind auf dem Arme, wie es unser Bild getreulich wiedergiebt, doch leider ohne die herrliche Harmonie der intensiven Farben.

In gleicher Weise anziehend sind die

übrigen Gruppen: „Der Wein des Pfarrers“, „Die Schachpartie“, „Im Atelier“, „Der Sänger“, „Das Porträt des Sergeanten“, „Die vertrauliche Mitteilung“ u. s. w., unter denen wir „Eine Vorlesung Diderots“ und „Die Rauferei“ besonders hervorheben möchten.

Das erstere dieser beiden letztgenannten Gemälde versetzt uns in das trauliche Studierzimmer des Hauptes der „Encyklopädisten“, der, links am Tische sitzend, seinen Freunden und Mitarbeitern d'Alembert, Grimm, Helvetius, Holbach und anderen einen neuen philosophischen Abschnitt vorliest. Es ist wohl unmöglich, die gespannte Aufmerksamkeit der Gelehrten in Ausdruck und Haltung, ihre Zufriedenheit über den vorgelesenen Text in vollendeterer Weise auszudrücken, und die treue Ausführung bis ins kleinste trägt hier unbedingt zur harmonischen Einheit des Ganzen wesentlich bei.



La rixe.

Meissonier hat wie jedermann manchen Irrtum, manchen Fehlgriff begangen, aber sein ganzes Leben ist eine logische Entwickelung des einmal erfaßten Kunstprincips geblieben, und seine Fehler fließen nur aus demselben hervor.

Die Natur hatte den Meister mit ganz außergewöhnlich scharfen Augen begabt, denen in einem beschränkten Gesichtskreise auch das kleinste Detail nicht entgehen konnte, und seine kunstreiche Hand gefällt sich, dasselbe mit nicht minderer Genauigkeit zu behandeln als den Hauptgegenstand seines Gemäldes. Oft aber glaubt der Maler zu sehen, was in der Ferne auch ihm undeutlich erscheinen muß, und daher zeigen seine Bilder, sobald es sich um einen weiteren Gesichtskreis handelt, einen Mangel an Perspektive, der selbst dem Laien nicht entgehen kann.

Wenn wir bei den „Amateurs d'estampes“, „Une lecture chez Diderot“ u. s. w.,

die sich in einem kleinen Rahmen abwinden, nicht ohne Entzücken wahrnehmen, daß der Künstler nicht verschmäht hat, die Bilder und Bücher an der Wand, ja selbst die Knöpfe an den verschiedenfarbigen Röcken der Anwesenden zu zählen — und mit welcher Meisterschaft giebt er denselben Relief und Glanz! — so ist er doch manchmal in dieser Vorliebe zu weit gegangen. In den „Joueurs de boules à Antibes“ z. B. malt er mit stration, um zu gestehen, daß dies Bestreben ihm in jeder Weise gelungen ist: Tische und Stühle sind umgeworfen, die Karten, die unschuldigen Urheber des Streites, liegen zerstreut auf dem Boden; die beiden Gegner, im Begriff aufeinander loszustürzen, haben ihre Waffen ergriffen. Der wildeste kämpft mit allen Kräften, um sich den Armen seiner Freunde zu entreißen, deren einer ihn um die Taille gefaßt hat, um ihn zurückzuhalten, wäh-



Le vin du pasteur.

derselben liebenswürdigen Beredsamkeit nicht allein die zuschauenden Spieler im Vordergrunde, sondern auch die mikroskopische Figur in der Ferne, welche die Kugel wirft und welche in Proportion zu den anderen wohl eine halbe Meile entfernt sein muß.

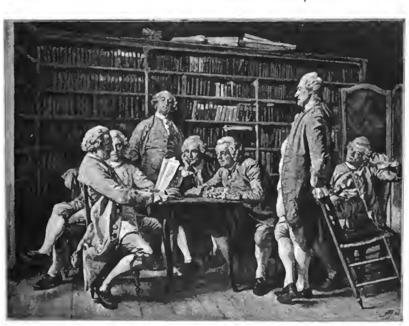
Mit „La rixe“, das für eines der bedeutendsten Bilder Meissoniers gilt, wollte der Künstler diejenigen Lügen strafen, die ihm vorwarfen, daß er nur gemütliche Genrebilder zu malen im stande sei. Es bedarf nur eines Blickes auf unsere Illu-

rend der andere ihm den Dolch zu entwinden sucht. Der zweite kaltblütigere Raufer schickt sich an, den Degen aus der Scheide zu ziehen, woran ihn ein dritter Freund verhindert, der mit vorgestrecktem Arm den ungestümen Gegner abzuhalten strebt. Wie laut und heftig der Streit, bezeugt noch eine sechste Person, welche bereits das Weite gesucht hat, aber in Sicherheit durch die halbgeöffnete Thür voller Neugier dem Ausgang der Rauferei zuschaut. Und dennoch war dieser Vorwurf gewiß nicht Meissoniers wahres Element,

denn das Bild steht fast vereinzelt da in seiner Art. Lustige oder schmollende Kartenspieler, Trunkenbolde, Haudegen und Musketiere in ihrer malerischen Zerlumptheit waren ihm augenscheinlich sympathischer, denn er kehrt immer wieder zu denselben zurück, wenngleich er sich später den nationalen Soldatenscenen zuwendet, für die er durch seinen Verkehr am kaiserlichen Hofe angeregt wurde.

trätähnlichkeit jedes einzelnen Gesichtes zu geben vermag.

Der Kaiser hält etwas abseits von seinem Stabe und verfolgt gespannten Auges den Angriff der Gardevoltigeurs auf den Turm von Solferino. Wie um besser zu sehen, hebt er sich etwas im Sattel; hinter ihm, ihre vom Pulverdampf unruhigen Pferde zurückhaltend, die Generale Fleury, Edgar Ney, Frossard,



Une lecture chez Diderot.

Im Gefolge Napoleons III. machte er 1859 den Feldzug in Italien mit, und diesem Umstande verdanken wir das berühmte „Solferino", das eine Zierde des Luxemburger Museums ist. Hier mißt die Leinwand, das heißt das Holz, 75 cm in der Länge und 43 cm in der Höhe, ist also erheblich größer; aber der Maler hat der Landschaft so viel Raum gelassen und lassen wollen, daß die Figuren fast noch kleiner sind als gewöhnlich und man sich folglich nur in nächster Nähe Rechenschaft von der Por-

Vaillant und andere; einige Schritte ferner der Maler selbst; zur Linken die Leichname einiger österreichischer Soldaten.

Unstreitig das bedeutendste dieser Schlachtenbilder ist im Besitz einer Madame Stewart in Amerika, 1807 betitelt und die Schlacht bei Eylau vorstellend.

Es sind nur siebzig Studienteile von demselben ausgestellt, die aber von den Kennern zu dem Besten gerechnet werden, das Meissonier je geschaffen hat; Bruchstücke von Armen, Beinen, Köpfen, welche alle die künstlerische Gewissenhaftigkeit

des Malers bekunden, der auch das kleinste Detail naturtreu wiederzugeben strebt und es drei-, sechsmal versucht, bis er das Rechte findet. Das Bild selbst zeigt links Napoleon I. an der Spitze seines Stabes, rechts ein Regiment Kürassiere, welche angesprengt kommen, um den glücklichen Ausgang der Schlacht mitzuteilen; als Hauptfigur ein Offizier, der mit geschwungenem Säbel und weitgeöffnetem Munde Viktoria ruft.

Napoleon I. war unbedingt ein Lieblingsheld des Malers; er hat ihn in den verschiedensten Gestalten gebracht, unter denen besonders sein großes Porträt in Grau, 1814 betitelt, von der ergreifendsten Wirkung ist. Allein auf seinem Schimmel, den grauen Überrock weit offen, hält der Kaiser auf einer Anhöhe, um das Schlachtfeld für den nächsten Morgen zu inspizieren. Seine Stirn ist kummervoll, seine Blicke schweifen über die Ebene hinaus, als wollten sie nicht das Schlachtfeld, sondern die Zukunft selbst ergründen. Der Himmel ist mit schweren Wolken bedeckt, die Sonne von Austerlitz scheint nicht mehr.



Le rieur.

Auf einem anderen, ebenfalls 1814 betitelten Gemälde reitet der Kaiser über ein von den fliehenden Truppen tief aufgerissenes Schneefeld, finster, starr und fest, die Hand im Überrock, sich apathisch der Führung seines Pferdes überlassend. Dicht hinter ihm eine lange Reihe von Generalen, Ney und Berthier an der Spitze; alles finstere, starre Gesichter, bleich und abgezehrt, vom Hunger und Frost erschöpft, einer derselben, eingeschlafen, hängt schlaff auf seinem Pferde, von niemand beachtet. Zur Rechten des Kaisers marschieren die Linientruppen, halb in Nebel gehüllt, und der graue Winterhimmel darüber giebt dem ganzen Bilde

etwas so unendlich Trauriges, daß man es nicht ohne Herzzerreißen anblickt und sich doch nicht davon abwenden kann.

Der geneigte Leser erinnert sich vielleicht noch eines Gerüchtes, demzufolge die nicht umhin, zu bekennen, daß Meissonier wirklich nicht die Gabe hat, die Frauen zu idealisieren, ja selbst ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die wenigen Frauenporträts, die man in der Rue de



Mousquetaire Louis XIII.

bekannte Geldfürstin, Madame Mackay, anfangs verweigerte, ihr von Meissonier gefertigtes Porträt anzunehmen, und es dann nach der Zahlung sofort zerstörte. Ohne Partei für diesen kleinlichen Vandalismus nehmen zu wollen, können wir Sèze sah, sind weder graziös noch interessant, und dürften wir höchstens das einer Baronin Thénard ausnehmen, wo vielleicht das Modell selbst großen Reiz hatte. Meissonier malt zu wahr, zu fest für den Frauentypus, aber seine männlichen Por-

träts sind gerade deshalb ausgezeichnet. In kleinem Rahmen und dadurch weniger prätentiös, geben sie ein Gesamtbild des Originals, das ungemein anzieht und das die Ähnlichkeit beim ersten Blick erraten läßt. Alexander Dumas fils, der Buchhändler Hetzel, der Akademiker John Lemoine, der berühmte Arzt Guyon, der Skulptor Gemito, wie er des Freundes Büste meißelt, beschließen glänzend die Reihe der Kunstwerke, die wir dem Leser vorgeführt, und zeugen von dem vielseitigen Genie des Malers, den Frankreich mit Recht zu den Ersten seines Landes rechnet.



1814.

Meissoniers Leben, ohne Kampf und Wechselfälle, findet in wenig Zeilen Abschluß; es scheint glücklich und befriedigt vom Anbeginn an, soweit es dem Unbeteiligten gestattet ist, ein solches Urteil zu fällen. Er war der Sohn eines Kaufmanns aus Lyon und ward mit siebzehn Jahren nach Paris geschickt, um sich dort im Handel zu vervollkommnen. Sein Äußeres: klein, braun, mit kurzen Beinen, breiten Schultern und einem unverhältnismäßig großen Kopf, ließ nichts weniger als einen Künstler in ihm vermuten, auch war die Kunst, der er zuerst huldigte, die Musik, und vielleicht ist sein berühmter Flötenspieler eine Erinnerung an diese seine erste Leidenschaft. Schon nach kurzer Zeit vertauschte er den Laden mit dem Atelier und blieb einige Jahre lang ein Schüler Cogniets; doch sind seine wahren Meister die Holländer Terburg, Metzu, Mieris, deren Bekanntschaft er wahrscheinlich im Louvre machte. Die Originalität und sinnreiche Einbildungskraft, die er in seinen Illustrationen bekundete, erwarben ihm schnell eine für seine Jahre außergewöhnliche Berühmtheit, die sich immer glänzender bestätigte. Er vermählte sich früh mit der Tochter eines Malers, und von seinen beiden Kindern ist auch der Sohn wieder ein Maler geworden.

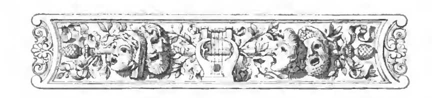
In dem modernen Kunstviertel der Avenue de Villiers am Malherbe-Platz hat sich Meissonier ein elegantes Hotel für den Winter erbaut; im Sommer bewohnt er eine reizende Villa in Poissy an der Seine, für deren Unterhalt und Verschönerung er bedeutende Summen

verausgabt. Dort auch soll er ganz besonders schöne Stallungen besitzen, denn der kleine, gedrungene Mann hat eine wahre Passion für die Pferde, die er stets nach eigenen Modellen gemalt hat, sobald es ihm möglich war, dieser Leidenschaft zu huldigen.

Trotzdem Meissonier jetzt mit der oberflächlichsten Skizze Tausende erwerben könnte, läßt er nur wirklich fertige Sachen aus seinem Atelier wandern und giebt so das Beispiel einer Achtung für die Kunst und für seinen Namen, die unbedingt anzuerkennen ist. Er hat die Malerei um ihrer selbst willen geliebt, denn er hat sich derselben ergeben zu einer Zeit, wo noch wenig Gold damit zu erringen war, und gehörte so zu jenen wenigen Beglückten, die früh wissen, was sie wollen, und auf dem einmal betretenen Wege ohne Schwanken, ohne Enttäuschung zu immer größerer Vollendung schreiten.



Napoléon.



Noch einmal Beethovens Symphonien.

Von

Otto Gumprecht.

I.

Man darf wohl behaupten, daß unter allen, die je in Tönen zur Welt geredet, Beethoven am innigsten mit unserem musikalischen Empfinden verwachsen, daß dieses ganz und gar von ihm getränkt, durch ihn recht eigentlich erzogen ist. Obschon Bach und Mozart an schöpferischer Genialität gewiß nicht hinter ihm zurückstehen, übt er doch ungleich umfassenderen und tiefer greifenden Einfluß auf das Schaffen und Genießen der Gegenwart. Erscheinen bereits unsere älteren Romantiker aufs mannigfachste von ihm angeregt und befruchtet, so müssen wir ihre Nachfolger geradezu die nachgeborenen Kinder seines Geistes nennen. Noch mit viel größerem Recht als Mozart von Emanuel Bach mögen sie von ihm sagen: Er ist der Vater, wir sind die Buben. So viel Schubert* auch Beethoven verdankt — er hat in der That von diesem mehr empfangen als irgend einer der Späteren — um ganz in ihm aufzugehen, war doch seine Seele zu voll von ureigenem Sang und Klang, und ähnlich verhält es sich mit Weber. Mendelssohn, der sein Bestes im Gebiet des Oratoriums und der Kantate gegeben, stand schon deshalb in noch engeren Beziehungen zu Bach und Händel als zu den Wiener Meistern. Erst seit Schumann gelangte die Einwirkung Beethovens immer ausschließlicher zur Herrschaft, und zwar sind es vor allem dessen tiefsinnige Spätwerke, an die sich die gesamte weitere Produktion geklammert. Nicht bloß die eigentlichen Tonangeber unter unseren Komponisten, auch die meisten ihrer geringeren Berufsgenossen trachten bald mit klarem Bewußtsein, bald nur einem dunklen, aber unwiderstehlichen Drange folgend, den ihnen in der neunten Symphonie, der großen Messe, in den letzten Quartetten und Klaviersonaten gewiesenen Zielen nach.

Keiner nimmt in der musikalischen Tagesordnung des heutigen Geschlechtes so breiten Raum ein wie Beethoven. Vom gesamten Konzertrepertoire fällt der Löwenanteil auf ihn. Er ist der eigentliche Held unserer Symphonie- und Quartettabende, ihre Programme pflegen in dem Vortrag seiner Schöpfungen zu gipfeln, sind nicht selten nur aus ihnen zusammengesetzt. Und wie im Konzertsaal, so sehen wir ihn auch im häuslichen Musiktreiben vor allen anderen geehrt und bevorzugt. Seine dem Lieblingsinstrument des Dilettantismus teils unmittelbar zugeeigneten, teils nachträglich zugänglich gemachten Werke sind jedem Klavierspieler, dem die Tasten mehr bedeuten als bloßes Fingerspielzeug, eine stets bereite, unversieglich strömende Quelle edelster künstlerischer Anregung und Erbauung. Wäh-

* Man vergleiche des Verfassers „Neuere Meister. Musikalische Lebens- und Charakterbilder.“ Zweite Auflage. Leipzig. 1883.

rend zu so manchen Bachschen, Händelschen, Haydnschen, Mozartschen Partituren nur die Forscher und Schriftgelehrten den Weg finden, haben wir die Beethovensche Erbschaft fast ihrem vollen Umfange nach angetreten. Was von ihr nicht Gemeingut geworden, fällt gegenüber der Menge des Übrigen kaum ins Gewicht. Werden wir solchergestalt nicht müde, entweder nur empfangend oder auch selbst Hand anlegend uns der Gebilde des Meisters zu freuen, so gewähren sie zugleich unerschöpflichen Stoff der denkenden Betrachtung. Je mächtiger und geheimnisvoller die durch jene erweckten Eindrücke sich erwiesen, um so stärkeren Drang mußte diese empfinden, die ihr aufgegebenen Rätsel zu lösen, hineinzuleuchten in die dunkelsten Regionen des Gefühls, seine Aussagen zu prüfen, zu deuten, zu verstehen. Der Kopf durfte sich dem Versuche nicht entziehen, die tausend Fragen zu beantworten, die das beseligte Herz an ihn gerichtet. Erst damit war der musikalischen Ästhetik der Boden bereitet. Nicht früher konnte dieselbe ernstlich an die Arbeit gehen, als bis sie sich den Wundern der zur höchsten siegreichsten Bethätigung ihres Vermögens gelangten instrumentalen Kunst gegenübergestellt sah. Beethoven ist der einzige Herrscher in der Welt der Töne, um dessen Besitz und richtiges Verständnis alle gerade in unseren Tagen so laut hadernden musikalischen Parteien sich streiten. Die Tempelhüter des klassischen Geschmacks, die Bannerträger Mendelssohns und Schumanns, die jungdeutschen Stürmer und Dränger, sie sprechen ihn sämtlich als den Ihrigen an, entlehnen ihm ihre Waffen gegen die Andersgläubigen. Riehl hat in einem geistvollen Aufsatz („Die beiden Beethoven" im dritten Band der „Musikalischen Charakterköpfe") dies seltsame Schauspiel näher ins Auge gefaßt und geschildert.

Eine der staunenswertesten Schöpfungen des Menschengeistes ist gewiß die von keinen Worten geleitete Musik, diese Sphinx unter den Künsten. Plastik, Malerei, Architektur bilden Vorgefundenes nach. Ihre gemeinsame Lehrmeisterin ist die Natur, sie liefert ihnen die Typen, die von der in freiem Spiel die Formen wandelnden und verklärenden Hand des Künstlers die reine Weihe der Schönheit empfangen. In einem ähnlichen Verhältnis zur Wirklichkeit steht der erzählende und beschreibende Dichter. Er ist nie Autor des Rohstoffes, sondern bloß der Arbeit daran. Ganz anders die lyrische Poesie, die gleich ihrer Zwillingsschwester, der Musik, nicht Geschautes oder Gehörtes, sondern einzig innerlich Empfundenes uns vor die Seele bringt. Jener dient zur Vermittelung das Wort, die geprägte Münze des Geistes; dieser dagegen der zunächst noch völlig im Sinnlichen haftende Ton, und zwischen beiden bleibt deshalb trotz aller Verwandtschaft ein sehr wesentlicher Unterschied. Die eine wendet sich lediglich durch unser Vorstellungsvermögen, die andere geradeswegs an die Empfindung. Dort verblaßt der Stimmungsgehalt zu schattenhafter Allgemeinheit, hier bietet er sich in lebendigster, ursprünglichster Unmittelbarkeit dar. Als vornehmste Dienerin des Verstandes hat die Sprache weder ein Interesse noch überhaupt die Fähigkeit, dem Gefühl durch den unendlichen Reichtum seiner ebenso mannigfaltigen wie seinen Schattierungen zu folgen. Sie begnügt sich damit, ganze Gruppen ohne Rücksicht auf die in ihnen waltende Verschiedenartigkeit unter einem gemeinschaftlichen Namen zusammenzufassen. Die von ihr unbeachteten elementaren Vorgänge, die auf dem verborgensten Grunde der Seele in rastlosem, vielgestaltigem Wechsel sich drängen, sie werden uns allein durch die Musik kundgethan. Noch ein Umstand fällt dabei ins Gewicht. Das einzelne Wort ist Träger einer mehr oder minder bestimmten Vorstellung. Glück, Liebe, Sehnsucht, Leid, für wie viele Unterschiede auch alle diese Ausdrücke Raum haben, bei jedem derselben denken wir uns doch immer etwas. Der einzelne Ton sagt uns dagegen nichts, erst als Glied einer Reihe erhält er Sinn und Bedeutung. Völlig entspricht deshalb die

Goethes Ohr so mißfällige Bezeichnung „Komponieren“ dem Wesen der Sache, denn die schöpferische Thätigkeit des Musikers ist nichts anderes als ein dem innersten Kausalitätsgesetz seiner Kunst gemäßes Zusammenfügen von Tönen. Eben weil sie jedes eigenen Inhalts entbehren, einen solchen einzig durch ihre Verbindung und Gestaltung empfangen, geben sie das denkbar bildsamste, den Geboten der Phantasie willfährigste Darstellungsmittel ab.

Aber was in aller Welt hat dies graue Gedankengespinst mit dem herrlichen Meister zu schaffen, von dem hier die Rede sein soll? Nur noch einen Augenblick Geduld, es wird uns gleich auf ihn zurückführen. Die Musik, durchaus lyrisch geartet, setzt also gerade da ein, wo das Ausdrucksvermögen der Poesie ein Ende hat. Sie kann der letzteren hilfreich sich gesellen, deren Wirkung auf Ohr und Gemüt durch Sang und Klang steigern oder auch selbständig zu Werke gehen, aus ureigenem Stoff ihre Gebilde formend. Im ersteren Falle begiebt sie sich in eine doppelte Abhängigkeit: sie ist gebunden an den Sinn des Textes und muß zudem stets gleichen Schritt halten mit dem ruhelos weiter drängenden Strom der Worte. Der Stimmungsgehalt wird ihr vorgeschrieben, die Freiheit der formellen Gestaltung beeinträchtigt, jener durch den Positivismus des Wortes, diese durch dessen geflügelte Eile. Unangetasteter Selbstherrlichkeit erfreut sich nur die instrumentale Kunst, in der darum auch die lyrische Natur aller Musik wie ihr Trieb nach breiter architektonischer Gliederung zu vollster Entfaltung gelangt. Das Zarteste, Geheimste, Verschämteste, das unsere Brust in ihren dunklen Tiefen birgt, nicht durch die Stimme des Menschen wird es offenbar, sondern durch die wunderbaren Geschöpfe aus Holz und Metall, die er für solchen Zweck sich hergerichtet. Sie sind zugleich die promptesten, geschicktesten Willensvollstrecker des Komponisten, liefern ihm, den man nicht mit Unrecht einen Tonbaumeister genannt, das gefügigste Material. Wir wissen jetzt, wie es gekommen, daß Beethoven sein eigenstes Wesen in der Instrumentalmusik aussprechen mußte, daß er in ihr als oberster Herr und König gewaltet. Sie allein bot volles Genüge einem Genius, der mit reichster Innerlichkeit den unwiderstehlichen Drang nach freiester, rückhaltlosester Bethätigung seiner Individualität verband. Lediglich sie gewährte Formen, bald so zart und biegsam, bald so breit und mächtig, um die ganze überquellende Fülle dieses nicht minder weichen und mitteilsamen als weiten und starken Herzens in sich aufzunehmen und wiederzugeben.

In der Vokalmusik herrscht das melodische Princip, das Gesetz der Gedankenassociation. Während die Töne dem Faden des Textes folgen, gleicht die von ihnen beschriebene Bahn einer mehr oder minder geraden Linie. Die wortlose Musik hat nur sich selbst, das heißt das Gefüge ihrer kunst- und sinnvoll gegliederten Formen zum Inhalt. Demgemäß ist die Gestaltung um vieles straffer, einheitlicher, nicht melodisch, sondern thematisch, nicht Association, sondern Variation in der weiteren Bedeutung und darum unter dem Bilde eines Kreislaufes sich darstellend. Eine ähnliche Bewandtnis wie mit der Symmetrie in der Architektur hat es mit der Wiederholung in der Instrumentalmusik. Diese muß, wenn sie nicht jedes inneren Zusammenhanges verlustig gehen soll, die bereits ausgesprochenen Gedanken sich und uns immer von neuem in die Erinnerung rufen. Weil sie aber kein Sein, sondern ewiges Werden ist, nicht den Raum, sondern die Zeit mit ihren Gebilden erfüllt, fordern wir von ihnen zugleich bewegtesten Wechsel, reichste Mannigfaltigkeit; kurz, statt der einfachen Wiederkehr organische Entfaltung. Wie eine Pflanze aus ihrem Keim, so wächst ein Instrumentalsatz aus seinem Grundmotiv hervor. Dasselbe ist nichts anderes als der einfachste, unmittelbarste Ausdruck der den Komponisten erfüllenden Stimmung. Je energischer, reichhaltiger diese, um so

triebkräftiger, fruchtbarer jene. Als thematische Entwickelung ist das Wesen aller echten und rechten, nicht bloß mit Tönen spielenden Instrumentalmusik zu bezeichnen. Betrachten wir nun die Beethovenschen Symphonien, Ouverturen, Quartette, Sonaten, so fällt zunächst die charaktervolle Bestimmtheit der Hauptmotive ins Auge. Diese sind zumeist viel kürzer, gedrungener als die Haydnschen und Mozartschen, nicht liedartig ausgebreitet, sondern kernhaft zusammengefaßt.

Jeder Tongedanke birgt unzählige Möglichkeiten der weiteren Gestaltung in seinem Schoße. Die Weise, in der von ihnen Gebrauch gemacht wird, entscheidet darüber, ob wir es mit handwerksmäßigem Formalismus oder mit der geist- und lebensvollen Bethätigung der schöpferischen Phantasie zu thun haben.

Von sämtlichen Meistern ist nun Beethoven nicht bloß der reichste an bedeutsamen instrumentalen Motiven, er macht auch aus ihnen mehr als irgend einer der Vorgänger und Nachfolger. Sie wachsen, gedeihen, verändern sich unter seiner Hand, liefern ihm den Stoff zu einer wunderbaren Fülle und Mannigfaltigkeit neuer Bildungen, bleiben uns in allem Wechsel stets gegenwärtig. Wie einfach sie auch in der Regel zu sein pflegen, ihre Zergliederung ergiebt doch eine Anzahl melodischer, harmonischer, rhythmischer Elemente, die der verschiedenartigsten Wandlungen fähig sind. In demselben Sinne, in dem Hegel behauptet, das philosophische Denken sehe nur der logischen Entwickelung der Idee zu, kann man sagen, die Kunst des Instrumentalkomponisten laufe einzig darauf hinaus, das Thema gewähren zu lassen. In der Beethovenschen Tonsprache erscheint nichts zufällig, bis hinab in das kleinste gesellt sich zu kräftigster Freiwilligkeit höchste Gesetzlichkeit. Weil die thematische Arbeit unter den Begriff der Variation fällt, mußten wir in dieser die Grundform der gesamten Instrumentalmusik erkennen. Was den Namen in seiner engeren Bedeutung anlangt, so denkt man bekanntlich dabei an eine Reihenfolge zumeist äußerlich abgeschlossener, aber stets innerlich zusammenhängender Stücke, die, dem nämlichen bald längeren, bald kürzeren Tonsatz entsprechend, entweder nur dessen Oberfläche gefällig umspielen und verzieren oder als ebenso viele neue Lebenstriebe aus seinem Kern hervorgewachsen sind. Auch die Variation in diesem Sinne ist von Beethoven mit besonderer Vorliebe gepflegt worden, teils als selbständige Gattung, teils als Glied der großen sonatenförmigen Werke.

Die künstlerische Persönlichkeit empfängt ihren Inhalt von der menschlichen, wird durch diese ernährt und erzogen. Vergegenwärtigen wir uns darum jetzt noch einmal rasch den Charakterkopf, wie ihn das Lebensbild Beethovens abspiegelt. Selbst der flüchtigsten Betrachtung kann nicht entgehen, daß er vor Haydn und Mozart die reichere, stärker bewegte Innerlichkeit vorausgehabt, daß ihm die Natur einen nachdenklicheren Sinn, heißere Leidenschaften, aber auch einen festeren männlicheren Willen gegeben. Er fand sich viel schwerer ab mit den tausenderlei Fragen, welche die Welt und das eigene Herz an jeden von uns fort und fort richten, war strenger gegen sich und andere, das Schicksal nahm ihn in eine härtere Schule, mit einem Worte: ungleich gewaltiger hat es in seiner Seele gestürmt und gewogt. Nach Freiheit lechzte die Zeit, in die seine Jugend gefallen. Während die deutsche Philosophie voraussetzungslose Erkenntnis, unsere großen nationalen Dichter echtestes, edelstes Menschentum auf ihr Banner geschrieben, brach in Frankreich unter den Donnerschlägen der Revolution die alte Ordnung der Dinge zusammen. Haydn und Mozart sind gute Österreicher und gläubige Katholiken gewesen. Ihre Heimat war durch eine ängstlich bewachte geistige Scheidewand von der ganzen übrigen Welt getrennt. Daß jene um ein beträchtliches Stück hinter dem Entwickelungsgang unseres Volkes zurückgeblieben,* dafür hatten Staat und Kirche wetteifernd

* Man vergleiche des Verfassers „Neue musikalische Charakterbilder“ (Leipzig 1876), S. 309 ff.

gesorgt. Der patriarchalische Friede, der über Österreich lag, seine begnügsame Abkehr, seine traumhafte Versunkenheit kamen dem Gedeihen der Kunst, die in Tönen denkt und dichtet, zunächst trefflich zu statten. Keinen günstigeren Boden konnte unsere jugendliche Instrumentalmusik finden. Das Werkzeug war solchergestalt bereit für die volleren, mächtigeren Weisen des jüngeren Meisters. Dieser, weit draußen im Reiche geboren, in einer von protestantischer Bildung erfüllten Luft aufgewachsen — Haydn schalt ihn einen Atheisten —, in nächster Nähe Zeuge des größten welthistorischen Ereignisses seit der Reformation, hatte bei der Wende des Jahrhunderts kaum die Schwelle des Mannesalters überschritten. Redet aus den Instrumentalwerken der beiden Vorläufer die Vergangenheit, so vernimmt in seiner Tonsprache die Gegenwart ihren eigensten Herzschlag. Sie weiß sich mit Beethoven geeint in ihren teuersten und heiligsten Gefühlen, in ihren Freuden und Schmerzen, Hoffnungen und Kämpfen. Naturanlage und Erlebnisse hatten ihn, den Sohn der neuen Zeit, berufen und befähigt, deren innerstes Empfinden künstlerisch zu verklären. Er ist der Unserige mit der ganzen Hoheit und Innigkeit, Kraft und Weichheit seines Wesens. Der Vereinigung dieser gemeinhin einander ausschließenden Eigenschaften verdankt er die unbeschränkte Herrschaft über die Gemüter. Wir stehen bei ihm unter dem Eindruck einer ebenso großen wie rückhaltlos gewährenden Natur. Nach jeder Richtung hin mußte die Instrumentalmusik ihr Ausdrucksvermögen erweitern und vertiefen, um den ihr jetzt zugewiesenen Aufgaben zu entsprechen. Es war von der markigen Gedrungenheit der Beethovenschen Hauptmotive die Rede. Neben ihnen finden sich in den Seitensätzen der Allegros und namentlich in den Adagios Melodien von so quellendem Fluß, so breitem Wurf wie sonst nirgends. Die Rhythmen sind bald wie aus Eisen geschmiedet, unbeugsam, eigenwillig bis zum Trotz, bald aufs wunderlichste durcheinander geschoben oder fast ganz verwischt und verflüchtigt. Bereits von hier stammen alle den späteren Romantikern so geläufigen Reize der Synkope, des Wechsels zwischen geradem und ungeradem Metrum, der Auflösung des Taktes in lauter gleichwertige Atome ohne Hebung, Senkung, Cäsur. Ähnlich wie mit dem Rhythmus verhält es sich mit der Modulation. Auch diese zeigt die denkbar mannigfaltigsten Gegensätze zwischen festestem Insichbeharren und kühn ins Freie und Weite schweifendem Drange. Kurz, Beethoven ist von allen Herrschern im Reich der Instrumente der größte Melodist, Harmonist, Metriker. Auch für ihn möchte man die schönen Worte in Anspruch nehmen, mit denen Alcibiades in Platos Symposion den Sokrates preist: „Weit heftiger als den vom Korybantentanz Ergriffenen pocht mir das Herz, wenn ich ihn höre, und Thränen werden mir ausgepreßt von seinen Reden. Wenn ich dagegen den Perikles reden hörte oder andere gute Redner, dachte ich wohl, daß sie gut sprächen; dergleichen begegnete mir aber nichts, noch geriet meine Seele in Unruhe darüber und in Unwillen, daß ich mich in einem knechtischen Zustand befände. Von diesem Marsyas aber bin ich oft so bewegt worden, daß ich glaubte, es lohnte nicht zu leben, wenn ich so bliebe, wie ich wäre."

Das Wesen der Instrumentalmusik war als ein ewiges Werden zu bezeichnen, und wie sie selbst, so gewährt auch das Tagewerk ihres obersten Meisters den Eindruck rastlosen Fortschrittes. Kein echter Künstler bleibt unwandelbar derselbe. Nicht nur, daß sich in der Seele des Jünglings Welt und Leben anders spiegeln als in der des Mannes, das wirklich schöpferische Vermögen läßt auch nie ab, von sich selbst zu lernen, aus den vollbrachten Thaten Kraft und Anregung zu noch höherem Fluge zu gewinnen. Das erreichte Ziel wird ihm ein neuer Ausgangspunkt, aus jeder gebrochenen Frucht schießen frische Triebe empor. In unserer Kunst begegnet man aber einer Entwickelung wie

der Beethovens nicht zum zweitenmal. Wären wir nicht in der Lage, ihren Verlauf an der Hand seiner Werke Schritt für Schritt zu verfolgen, der innere Zusammenhang zwischen Anfang und Ende würde sich uns gänzlich entziehen. Welche himmelweite Kluft trennt die F-moll-Sonate op. 2 von der in C-moll, op. 111, das F-dur-Quartett op. 18 von dem anderen op. 135, die erste Symphonie von der neunten! Zunächst völliges Aufgehen in Haydn und Mozart. Nachdem der junge Bonner Musikus sich an ihren Arbeiten gebildet, sie gründlich studiert, bei deren Aufführungen mitgewirkt, zog es ihn unwiderstehlich nach der Stätte, die durch jene beiden Mittelpunkt des gesamten Tonlebens geworden. Obwohl schon in manche seiner Frühwerke eigenes Empfinden sinnfällig hineinklingt, weshalb auch Vater Haydn zu den drei Trios op. 1 gar bedenklich den Kopf geschüttelt, standen sie doch durchaus auf dem Boden der Wiener Schule. Aber Beethoven wuchs immer weiter und höher über diese hinaus; ja, er trat zuletzt in schärfsten geistigen Gegensatz zu ihr. Mehr und mehr schien sich der Mensch und Künstler in der Stadt, mit deren leichtlebiger, sorglos dem Genusse des Augenblicks hingegebener Bevölkerung er auch gar nichts innerlich gemein gehabt, auf sich und die in der Jugend empfangenen Eindrücke zu besinnen. Je länger er in der zweiten Heimat weilte und schuf, um so weniger sehen wir ihn vom genius loci beeinflußt. Nichts ist vielleicht merkwürdiger in der Geschichte der modernen Musik als die Thatsache, daß die zwei Meister, die den Anfang und den Schluß der klassischen Periode bezeichnen, über die anderen hinweg sich die Hände reichen. Die letzten Beethovenschen Schöpfungen sind gänzlich durchtränkt vom Geiste Bachs, an dessen wohltemperiertem Klavier die Finger des Knaben sich geschult. Jahrzehnte hindurch sollten die damals in die Seele gesenkten Keime auf deren tiefstem Grunde still und verborgen ruhen, aber sie brachen doch endlich siegreich hervor und entfalteten sich zu einer Fülle der erhabensten, erdenentrücktesten Gebilde. Die von Bach durch dessen zweiten Sohn Philipp Emanuel zu den Häuptern der Wiener Schule geradeswegs hinüberführende Entwickelung hatte sich hiermit ihrem Ausgangspunkt wieder zugewandt. Verdankt unsere Instrumentalmusik der norddeutschen Orgelkunst ihren Ursprung, den österreichischen Meistern die weichen, biegsamen Formen, den warmen Empfindungsgehalt, den blühenden Wohllaut, so rief ihr der Nachfolger Haydns und Mozarts die weltfremde Herkunft in die Erinnerung zurück.

Drei verschiedene Perioden lassen sich im Schaffen Beethovens unterscheiden. Daß dieselben aufs mannigfaltigste ineinander greifen, einzelne Werke bald ihrer unmittelbaren Umgebung vorangeeilt, bald hinter ihr zurückgeblieben sind, darf uns nicht irre machen; denn wer könnte von irgend welcher künstlerischen Produktion, so folgerichtig sie auch in ihrer Weise verlaufen mag, die unverbrüchliche Logik eines philosophischen Systems oder einer mathematischen Schlußkette erwarten. In die erste Periode gehören neben zahlreichen Sonaten die Symphonien in C-dur und D-dur, die sechs Quartette op. 18, die Trios op. 1 und op. 11, das Quintett für Klavier- und Blasinstrumente op. 16, das Septett op. 20, das Streichquintett op. 29. Die Gestaltung ist hier überall mehr melodisch als thematisch, Harmonie und Rhythmus fließen gleichmäßiger, die Leidenschaft, zwar in mächtigen Schlägen bereits vielfach hervorbrechend, giebt sich doch weit leichter zur Ruhe, taucht bald wieder unter in der spielseligen Eintracht der Töne, dem Urelement aller Musik. Weit verbreitet ist heutzutage die altkluge, blasierte Geringschätzung der duftigen Blüten, die uns in Hülle und Fülle der Frühling dieses Künstlerlebens gespendet. Gleich dem Inhalt des Ideals sind auch seine Erscheinungsformen unerschöpflich. Weil es Raum hat für das Erhabenste, Gewaltigste, für die über sich hinausweisende

charakteristische Bedeutsamkeit, sollen wir darum das Naive, Liebliche, Anmutige, die harmonisch in sich befriedigte Schönheit verachten? Nicht bloß der gestirnte Himmel, die hehre Pracht des Hochgebirges, das sturmbewegte Meer, auch der stille, mit Wasserrosen bedeckte, im Mondlicht träumende See, blumendurchwirkte Wiesen, krystallklare Quellen offenbaren uns die Herrlichkeit der Natur, und die Kunst macht es nicht anders. Der Komponist der großen Messe und neunten Symphonie pflegte heftig aufzubrausen, wenn man seine Jugendwerke lobte. Bloß Worte des Spottes hatte er für das köstliche Septett. Was jedoch ihm, dem Schaffenden, der nur vorwärts blickte, wohl anstand, wäre in unserem Munde ungerecht und borniert. So gewaltige Stürme, so schwere Wetterwolken wie in den späteren Schöpfungen giebt es gewiß noch nicht in denen der ersten Periode. Statt des Jupiter tonans finden wir einen Apollo; aber erst beide zusammengenommen machen den ganzen, großen, unermeßlich reichen Beethoven aus, dessen Herz auch einmal jung gewesen und in einer Flut des Wohllauts sein Glauben, Lieben, Hoffen gekündet. Gegenwärtig ist die Reflexion die zehnte oder vielleicht gar die erste Muse, unser gesamtes musikalisches Dichten und Trachten steht unter ihrem Einfluß, denn kein Arbeiter im Reiche des Schönen kann eigenmächtig den Platz verändern, auf den ihn die geschichtliche Entwickelung seiner Kunst gewiesen. Etwas unendlich Erfrischendes hat aber darum die stets erneuerte Berührung mit jenen heiteren, vom unangetasteten Zauber lächelnder Unschuld umflossenen Gebilden aus dem sonnigen Lenz der Instrumentalmusik, wo gleichsam an jedem Ton eine Tauperle hängt.

Die zweite Periode reicht etwa bis zum Jahre 1815. Ihren Stempel tragen u. a. die meisten Klaviersonaten von op. 26 bis op. 90 — daß in ihnen Beethovens eigenste Natur sich uns am frühesten offenbart, findet seine Erklärung in dem der Subjektivität freiesten Spielraum gestattenden Wesen des Instrumentes —, die Violinsonaten op. 47 und op. 96, die Cellosonate op. 69, die drei Trios op. 70 und op. 97, die fünf Streichquartette op. 59, op. 74 und op. 95, das letzte bereits in die dritte Periode hinüberweisend, die Symphonien drei bis acht, die Klavierkonzerte in G-dur und in Es-dur, das Violinkonzert, die Coriolan-Ouverture, die Egmontmusik. An die Stelle jugendlicher Anmut ist nun strotzende Kraft und Fülle getreten. Alles erscheint gesteigert: die Bedeutsamkeit der Motive, die Kühnheit der Modulation, die Macht des Rhythmus. Zu reichster Entfaltung sind die beiden vornehmsten, einander ablösenden und ergänzenden Charakterzüge des Meisters gelangt: das Pathos und der Humor. Mit jener Gemeingültigkeit, die Goethe als das Symbolische bezeichnet und von jedem echten Kunstwerk gefordert, verbindet der Stimmungsgehalt höchste Wärme des Ausdrucks. Man hat überall die Empfindung, daß gleich einer Beichte die Töne vom Herzen sich gelöst. Jedes einzelne Gebilde wirkt auf uns mit der siegreichen Gewalt und Wahrhaftigkeit eines inneren Erlebnisses. Bewunderungswürdige Genialität waltet in der thematischen Arbeit. Wie sehr die letztere auch in die Breite und Tiefe geht, stets wahrt sie doch aufs feinfühligste die Gesetze des Maßes und des Wohllautes. Immer fester wird das geistige Band zwischen den einzelnen Sätzen. Dasselbe läßt sich allerdings wie so vieles in unserer Kunst kaum beweisen. Wer es nicht herausfühlt, dem ist mit Gründen schwer beizukommen. Handgreiflichere Belege für diesen psychologischen Zusammenhang fehlen indessen nicht ganz. Wie bedeutungsvoll klingt z. B. in die ersten Allegros des Es-dur-Konzertes und des B-dur-Trios op. 97 dort das H-dur des Adagio, hier das D-dur des Andante hinein. Durch das f und das b im fünften und sechsten Takt des D-dur-Trio op. 70, Nr. 1 werden wir bereits an das D-moll des Largo gemahnt. Das Andante der C-moll-Symphonie prophezeit mit seinem hellen Trompetengeschmetter

in C-dur den Siegesjubel des Finale. Auch aus den späteren Arbeiten wäre manches ähnliche Beispiel anzuführen, man denke an das so stark hervorgehobene Fis-dur im ersten Satz der großen B-dur-Sonate op. 106, an das überraschende D-dur beim Eintritt des dreiviertel Taktes im Adagio der neunten Symphonie. „Ich kann mir," sagt Moritz Hauptmann, „in der (Mozarts) G-moll-Symphonie den letzten Satz als ersten denken — die Verkehrung wäre nur äußerlich; nicht innerlich, als wenn ich z. B. die Wirkung zur Ursache machen wollte. Dies geht bei Beethoven, wo er ganz Beethoven ist, z. B. in der C-moll-Symphonie, nicht, hier ist der Übergang, das Werden der Inhalt, wie dort das Sein" u. s. w.

Fast ganz verstummt ist heutigestags das unbesonnene Gerede, daß die Schöpfungen der letzten Periode abenteuerliche Ausgeburten eines verstörten, mit sich und der Welt zerfallenen Künstlergemütes seien, daß mit dem äußeren Sinn auch das innere Ohr des Meisters taub geworden, er in seiner Vereinsamung, in seinem Mißmut den von ihm und den Vorgängern aufgeführten Prachtbau der Töne zu zertrümmern versucht. Wie nie in seiner Seele der Urquell des Wohllautes versiegt, so rauscht er auch weiter in diesen wunderbaren Spätwerken, freilich hier nicht immer und überall, was gleich näher in Betracht kommen soll. Weil die Musik nichts anderes ist als geregelte Bewegung, sind stets die größten Musiker auch die formenfestesten gewesen. In der ganzen Reihe der Beethovenschen Kompositionen finden sich nur zwei Phantasien: die für Klavier in G-moll, op. 77 und die für Klavier, Chor und Orchester in C-moll, op. 80. Beide machen von der durch ihren Titel angekündigten Ungebundenheit bloß sehr mäßigen Gebrauch, ein Thema mit Variationen bildet den Kern der einen wie der anderen. Es wäre sicherlich weit gefehlt, den Stilcharakter der dritten Periode als Auflösung der Form zu bezeichnen. Mit ungleich größerem Recht könnte man das Gegenteil behaupten, von rücksichtslosester Fülle und Folgerichtigkeit der thematischen Arbeit, von einem unersättlichen, jedes Motiv bis in die äußersten Konsequenzen zur Anschauung bringenden Gestaltungstrieb sprechen. Welchen Abschnitt dieses Künstlerlebens wir auch ins Auge fassen, in den Gebilden, die ihm ihre Entstehung verdanken, ist von phantasierender Willkür nichts zu gewahren. Damit soll keineswegs geleugnet werden, daß es mit dem Empfindungsgehalt der Spätwerke seine besondere Bewandtnis hat, daß in sie ein rein subjektives Element hineinklingt. Bei weitem mehr als von der D-dur-Messe und der neunten Symphonie gilt das von den letzten Sonaten und Quartetten, diesen Herzensergüssen des aus dem sinnlichen Dasein der Musik verstoßenen, den Geisterstimmen der Einsamkeit lauschenden Tondichters. „Die Welt buchstabiert Entsagung, das allerschwerste Wort, das Wort immer wieder von der armen Menschenlippe vergessen," heißt es in Immermanns Münchhausen. Nun, dies unsäglich schwere und doch allein erlösende Wort ist uns nie lauter, freudiger, siegesgewisser zugerufen als von Bach und von Beethoven. Die Kraft dazu kam dem einen aus den im Evangelium niedergelegten Heilsbürgschaften, dem anderen aus der idealen Welt, aus der jedem äußeren Mißgeschick trotzenden festen Burg, die er sich in der eigenen Brust auferbaut.

Die holdeste Blüte der Musik ist die schöne Melodie. Mit ihrem süßen Reiz uns gefangen nehmend, stiehlt sie sich durchs Ohr ins Herz. Wie viel dieses aber auch von ihr empfangen mag, sie spendet nur mühelosen und darum vorwiegend sinnlichen Genuß. Nicht wenn alles einer einzelnen Melodie sich gefällig unterordnet, sondern mehrere sich gegenübertreten, einander kreuzend und beschränkend, deutend und ergänzend zum wechselreichsten und doch zusammenhangsvollsten Stimmgewebe sich verschlingen, wird unsere Kunst und mit ihr der Hörer der höchsten geistigen Weihe teilhaftig. Wie deshalb dem Spiritualismus Bachs

die Polyphonie als einzig gemäße Ausdrucksweise sich dargeboten, so gelangte sie auch in dem Schaffen Beethovens immer mehr zur Herrschaft. Gewiß giebt es da neben edelstem Wohllaut genug des Befremdlichen, ein gehäuftes Maß von Dissonanzen, gewagteste Sprünge der Harmonie, die seltsamsten Verschiebungen des Taktes und des Rhythmus, weit gespannte, gleichsam körperlose Accorde, rätselhafte Recitative, die nach dem befreienden Wort zu ringen scheinen, überschwengliche Ansprüche an die Leistungsfähigkeit der Darstellungsmittel, Härten und Reibungen jeder Art. Alles das findet jedoch seine Erklärung und Rechtfertigung in der innersten Natur der nicht im Fleisch, sondern im Geist wandelnden, bereits an die letzten Dinge rührenden Tonsprache. Den mitzuteilenden Stimmungsgehalt konnte sie gar nicht anders kund thun. Die in ihr waltende Gesetzmäßigkeit entzieht sich freilich dem nur an der Oberfläche haftenden Ohr. Wir stehen hier an der äußersten Grenze des musikalisch Darstellbaren, wo das sinnliche Urelement des gesamten Tonwesens fast bloß noch symbolische Bedeutung hat, der Stoff sich mehr und mehr verflüchtigt, die Seele des Kunstwerks über den irdischen Leib hinauslangt nach der Unendlichkeit. Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis, wäre vielleicht das passendste Motto für die Schöpfungen der dritten Periode. Sie sind die Ergebnisse eines ganz individuellen Lebens- und Entwickelungsverlaufs und deshalb nicht vorbildlich. Unsere jungen Komponisten können kaum einem verhängnisvolleren Irrtum verfallen als dem Wahn, es sei ihre Aufgabe, da anzufangen, wo der Meister geendet, dem seine Kunst alles war und der alles in ihr vermochte. Welch thörichtes Unterfangen, wenn sie, denen kein anderes Leid widerfahren als ein paar unsanfte Kritiken oder die ablehnenden Antworten der gegen ihre ungebärdigen Erstlinge mißtrauischen Verleger, die gierige Hand ausstrecken nach Beethovens Märtyrerkrone, um damit die blonden Locken zu schmücken!

* * *

Schon im Oktober 1878 habe ich einmal den Lesern der „Illustrierten Deutschen Monatshefte“ von den Beethovenschen Symphonien gesprochen. Wenn es bei jenem Anlaß vornehmlich darauf ankam, deren Gesamtcharakter in seinen allgemeinsten Grundzügen anschaulich zu machen und nur mit wenigen Worten die einzelnen Werke gestreift werden konnten, so wollen wir uns jetzt diese etwas näher betrachten. Die erste Symphonie (C-dur, op. 21) wurde 1800, die zweite (D-dur, op. 36) 1802 vollendet. In der einen überwiegt der Haydnsche, in der anderen der Mozartsche Einfluß. Beide beginnen, wie es ehedem zumeist geschah, mit einem langsamen Einleitungssatz. Beethoven ist in seinen späteren Symphonien nur noch zweimal, in der vierten und der siebenten, diesem alten gemächlichen Herkommen gefolgt, nach dessen psychologischer Erklärung man nicht lange zu suchen braucht. Aller Anfang ist schwer, lautet ein bekanntes Wort. Schwer oder langsam läuft aber ungefähr auf dasselbe hinaus. Wir halten gern, sobald es sich um Wichtigeres handelt, zuvor Einkehr in unser Inneres, pflegen uns zu sammeln, zu besinnen, und diesen seelischen Hergang spiegelt die Einleitung wider. Der Verzicht auf sie zeugt gemeinhin von besonderer Entschiedenheit der den Komponisten beherrschenden Empfindung. Haydn hat fast immer seinen Orchesterwerken — von den Quartetten gilt das Gegenteil — ein kurzes Andante oder Adagio vorausgeschickt. An ihn gemahnt die C-dur-Symphonie auf Schritt und Tritt durch die Knappheit der Proportionen, die Harmlosigkeit der thematischen Arbeit, die viel eher als wohlgemutes Spiel mit allerlei freundlichen Tongestalten zu bezeichnen wäre, durch den unangefochtenen Frieden der Stimmung, ihre lächelnde Heiterkeit, die Fülle modulatorischer und instrumentaler Neckereien. Was den letzten Punkt betrifft, so sei hier nur der köstliche Zug beim Beginn des Schlußsatzes hervorgehoben, wo die Violinen, denen der Schalk im Nacken sitzt, scheinbar ganz zaghaft und nur wie

versuchsweise ihr Abc buchstabieren, erst von g bis h, dann einen Ton weiter, endlich zu f, der Septime des Dominantaccords, gelangt, Hals über Kopf in den Jubel des Finale sich stürzen und das gesamte Orchester mit fortreißen. Unseres Meisters eigenstes Antlitz blickt freilich oft genug aus der Haydnschen Umhüllung hervor. Echt beethovenisch ist gleich der erste Einsatz auf dem Septimenaccord der Unterdominante, eine bis dahin unerhörte harmonische Kühnheit, die in der Prometheus-Ouverture wiederkehrt. Die reizvollste rhythmische Täuschung wird dem Ohr unmittelbar vor den beiden Teilschlüssen des Andante bereitet. Zu den in geradem Metrum miteinander wechselnden Begleitungsaccorden der Streicher und Bläser deuten die Hörner und punktierte Paukenschläge ganz leise den Dreiachteltakt an. Durchaus eigenartig ist ferner der chromatische Übergang vom Trio des Menuett zum Hauptsatz, desgleichen das so ausdrucksvolle zweite Thema des Finale und hier namentlich wieder die Steigerung von F-dur nach C-dur. Der charakteristische Tiefklang des Beethovenschen Orchesters begegnet uns schon in der ersten Symphonie. Wesentlich unterscheidet sich von ihr die zweite durch die breiteren Formen, den voller quellenden Fluß und Guß der Melodie, den größeren Reichtum der thematischen Entwickelung. Die stolzeste Pracht der Harmonien zieht an dem staunenden Hörer in der Coda des ersten und des letzten Satzes, in der Durchführung des Larghetto vorüber, dessen Hauptmotiv die süße, träumerische, von Wohllaut gesättigte Innigkeit der Mozartschen Adagios auf den Lippen trägt. In dem ganzen Werke glaubt man eine dem älteren Meister dargebrachte Huldigung zu erkennen. Wer würde nicht durch die Einleitung mit ihrem wie Stoß und Gegenstoß aufeinander folgenden Läufen der Geigen und Bässe an die Duellscene im Don Juan, durch das Thema des Finale an die Ouverture sinnfällig erinnert. Die erste wie die zweite Symphonie ist ganz erfüllt von sonniger Heiterkeit, jene von der eines glücklichen Kindes, diese von der eines schwärmenden Jünglings.

Verwundert horchte die musikalische Welt auf, als ihr die „Eroica" (Es-dur, op. 55, komponiert vom Sommer 1803 bis zum Frühling 1804) eine neue Ära der instrumentalen Kunst weissagte. Um der vollen Bedeutung des Werkes inne zu werden, muß man die späteren Beethovenschen Symphonien für einen Augenblick zu vergessen suchen. Schon der beispiellose Umfang verblüffte höchlich die Zeitgenossen. Durch drei Viertelstunden sollten sie mit gespanntester Teilnahme einer Tonsprache folgen, die von allem Gewohnten gänzlich abwich. Keine andere Instrumentalschöpfung hatte ihnen ein ähnliches Maß geistiger Anstrengung abgefordert. Überquellende Fülle der thematischen Gestaltung breitet der erste Satz aus. Ein paar Kraftschläge, um mit A. B. Marx („Ludwig van Beethovens Leben und Schaffen." 3. Auflage, 1875) zu reden, uns gleichsam „hört, hört" zurufend, gehen dem keimartigen, nur vier Takte zählenden, aus den Tönen des Dreiklangs gebildeten Hauptmotiv voran, das, von den Violoncells eingeführt, immer höher sich emporschwingt und so allmählich Besitz vom ganzen Orchester ergreift. Das eigentliche zweite Thema tritt auf dem Septimenaccord der Oberdominante ein, durch dessen Intervalle es im freundlichen Wechselspiel der Holzbläser sich abwärts senkt. Offenbar, weil es vom Komponisten zu leicht befunden worden, um den so machtvollen ersten das Gleichgewicht zu halten, erscheint — ein bei Beethoven einziger Fall der Art — in der Durchführung noch ein drittes. Nach den wildesten Zuckungen der Harmonie und des Rhythmus, dem stürmischsten Gewoge der Klänge — es ist in der That, als wollte das Meer noch ein Meer gebären — bricht plötzlich aus dem Schoße des Orchesters jene thränenschwere Melodie im weit entlegenen E-moll hervor. Sie vermag freilich nicht den Siegeslauf des Heldenmotivs zu hemmen. Wie von

heißer Kampfesbegier getrieben, stürzt es sich, aus dem ehernen Munde des Hornes in der Tonika erklingend, auf die von den Violinen behauptete Dominante. Welches Ärgernis mag die Stelle unseren Großeltern gegeben haben, wenn noch in neuester Zeit ein berühmter Dirigent keine Scheu getragen, das anstößige as in g zu verwandeln. Ein F-Horn lediglich für diesen Zweck bereit gehalten, bringt das Thema in F-dur. Dasselbe wendet sich weiterhin, ohne jede Vermittelung, von Es-dur nach Des-dur nach C-dur und steigt zuletzt auf den breiten Schwingen eines mächtigen, mit hellstem Glanz übergossenen Crescendo zu den Sternen empor. Nicht individuelles Weh, sondern das Leid eines ganzen Volkes erhebt seine Stimme im Trauermarsch. Er ist ein instrumentales Seitenstück zu den Klagechören der Griechen in Händels Herakles, der Römer in Mozarts Titus, nur noch ungleich schwerer gewogen als beide. Zu seinem bescheidenen Vorgänger in der As-dur-Sonate verhält er sich wie zum tonkargen Klavier der Klangreichtum des Orchesters; alles ist groß, gewaltig, weihevoll in diesem monumentalen Gebilde, einem wahren actus tragicus. Zum erschütterndsten Pathos gesellt sich höchster Adel des Ausdrucks. In den reinsten Wellenlinien der Schönheit wogt eine unerschöpfliche Flut des Schmerzes auf und nieder. Nachdem sie in der ersten Entwickelung des Hauptgedankens immer mächtiger emporgeschwollen, sänftigt sie sich zu weicheren Klängen in dem C-dur-Satz, wo über den wie im Leeren umherirrenden Triolenfiguren der Begleitung vereinzelte Klagerufe schweben. Dann das so bedeutsame, in einem der wuchtigsten Orgelpunkte auslaufende Fugato. Das erste Thema kehrt wieder in G-moll, in G-dur, um wie erstickt abzubrechen auf dem as der Violinen, dem ein paar Oktaven tiefer das der Kontrabässe und die dröhnende Terz der Hörner und Trompeten antworten. Nun von neuem heftigster Aufruhr des ganzen Orchesters, darauf eine unaussprechlich milde, trostreiche Melodie in As- und Des-dur, endlich das Hauptmotiv in lauter Bruchstücke zerpflückt, wie von einem Sterbenden geflüstert. Viel ist an dem dritten Satz, dem ersten Beethovenschen Symphonie-Scherzo, und am Finale, einer Mischung von Variationen und Rondoform, herumgedeutet worden. Zwei ausführliche Programme findet man bei Marx, sein eigenes und ein von Richard Wagner ersonnenes. Wir wollen den Tönen nicht mehr abfragen, als sie freiwillig bekennen. Ob bei dem Scherzo „Lagerlust, der Ausbruch des Heeres nach der lieben Heimat" oder „der liebenswürdige frohe Mensch, der wohl und wonnig durch die Gefilde der Natur dahinschreitet," dem Komponisten im Sinne gelegen — wahrlich, man kann es getrost dahingestellt sein lassen. Bedarf es denn noch irgend welcher Neben- und Hintergedanken, um sich immer von neuem zu erquicken an dem überschäumenden Lebensdrang eines Satzes, in dem es nicht anders ist, als ob sämtliche Instrumente von einem unbändigen Lachkrampf geschüttelt würden? Im Trio jubeln die Hörner bis zum hohen es auf. Selbst der Rhythmus wird zuletzt vom allgemeinen Taumel fortgerissen. Während der Wiederholung der ersten Hälfte schlägt urplötzlich bei dem auf den Intervallen des Es-dur-Accords absteigenden Gang der Dreivierteltakt in den Viervierteltakt um. Ein der Prometheusmusik entlehntes, auch schon für die Klaviervariationen op. 35 benutztes Thema liegt dem Schlußsatz zu Grunde. Er beginnt mit einem Lauf in G-moll, derselben Tonart, in der später eine wie von bacchantischem Wahnsinn ergriffene Variation dahinstürmt. Zuerst vernehmen wir nur die Unterstimme des Hauptmotivs. Nachdem es in ganzer Figur erschienen, spricht es in reichster, breitester Entwickelung seinen Inhalt aus.

(Schluß folgt.)



Bemalte Klaviere.

von

Julius Lessing.

Am 25. Januar 1883 feierte in Berlin das kronprinzliche Paar des deutschen Kaiserhauses seine silberne Hochzeit. Es ist unvergessen, daß von dem hohen Paar alle Geschenke abgelehnt wurden, zu deren Darbringung die weitesten Kreise des Vaterlandes sich rüsteten, daß vielmehr aus den bereit gestellten Mitteln lediglich Wohlthätigkeitsanstalten bedacht wurden und daß es nur den persönlich Nächststehenden verstattet war, durch künstlerisch veredelte Andenken ihrer Verehrung einen bleibenden Ausdruck zu geben. Die umfassendste Gabe nach dieser Richtung hin war das Speisezimmer; die Herstellung desselben wurde dem Kunstgewerbe-Museum zu Berlin als demjenigen Institut übertragen, dessen Existenz und weitere Wirksamkeit in erster Linie auf das persönliche Mitwirken des hohen Paares zurückzuführen ist. Die Mittel für dieses wohnliche, mit höchster künstlerischer Sorgfalt, aber ohne Prunk hergerichtete Gemach wurden von den Hauptstädten Preußens zur Verfügung gestellt; bis zum Frühjahr des Jahres 1884 wurde daran gearbeitet, und jetzt wird es möglich sein, Abbildungen des Raumes und seiner Einrichtungsstücke zu veröffentlichen. An diese Zimmer schlossen sich andere künstlerisch ausgeführte Festgaben, die auch zumeist den Kräften des Kunstgewerbe-Museums ihre Entstehung verdanken. Unter diesen war ein Werk, das bei der Ausstellung der Festgeschenke im Frühling 1883 den Mittelpunkt des Interesses bildete. Es ist das Klavier, welches, in Schnitzerei, Vergoldung und Bemalung hergestellt, von den Hofstaaten des kronprinzlichen Hofes gestiftet wurde und dessen künstlerische Ausstattung aller Voraussicht nach einen wichtigen Wendepunkt für erhebliche Gebiete unserer heimischen Industrie bilden wird.

Als das „bemalte Klavier" auf der Ausstellung sichtbar wurde, ging ein Ruf des Entzückens durch alle Kreise des künstlerisch sachverständigen und des harmlos sich erfreuenden Publikums. Man verstand, daß hiermit ein sicherer Griff in ein neues Gebiet ornamentaler Kunst gethan sei; man sah ein, daß dieses Gebiet bei der unabsehbaren Verbreitung des Klaviers durch alle begüterten Schichten der Bevölkerung ein fast unbegrenztes sein wird, und man begriff auch, daß gerade das Princip des Bemalens eine beliebige Gliederung des aufzuwendenden Luxus zulasse. Man fragte sich erstaunt, warum man nicht früher darauf verfallen sei, die Klaviere künstlerisch zu schmücken.

Während man heißhungrig nach Objekten sucht, welche sich mit dem reichen Ornamentenschatz unserer neuesten Renaissancebewegung umkleiden lassen, während man schon in Schlafstube und Küche mit Formen und Farben jeder Art eingedrungen ist, blieb gerade das kostspieligste Stück der Einrichtung, das Pianino, der Flügel, unberührt und stand mit seinem dunklen Holz in einer Art von düsterer Feierlichkeit inmitten der lustig verzierten Stubeneinrichtung; und doch ist es klar, daß sich für kein anderes Möbel so viele Motive künstlerischen Schmuckes finden lassen als für diesen Spender froher oder feierlicher Klänge.

Wer die kunstgewerbliche Bewegung der letzten Jahrzehnte etwas genauer verfolgt hat, wird allerdings wissen, daß es an Versuchen zur künstlerischen Bewältigung des starren Klavierkastens nicht gefehlt hat. Doch diese Versuche nahmen zumeist einen ganz bestimmten Weg, auf welchem sie bald genug am Ende anlangten. Man ging von der Voraussetzung aus, daß es bei der Einrichtung eines Zimmers oder noch mehr eines Hauses in einem bestimmten Stil nicht wohl angängig sei, das Klavier außerhalb dieses Formenkreises zu belassen und ihm zu gestatten, mit seinem modernen Salonkleid die erwünschte Gleichmäßigkeit der historisch beglaubigten Erscheinung zu stören. Daß jede Zeit im Mobiliar nicht bloß ihre besonderen Zierate, sondern auch ihre besonderen Geräte hatte, entsprechend den Wohnungsgebräuchen, Sitten und Lebensverhältnissen der Zeit, daß man also nicht willkürlich Sofa, Schreibtisch, Chaiselongue romanisch oder gotisch herstellen konnte — alles das kümmerte jene Methodiker nicht, und wie die übrigen modernen Möbelformen, so mußte auch das Klavier in die jeweilig beliebte Uniform sich einkleiden lassen. Wer einmal die Königszimmer auf der Burg von Nürnberg besucht hat, wird sich des wunderlichen Zwitterbalges, des „gotischen Klaviers“, erinnern, das seinen Erfindern jedenfalls mehr Mühe als Befriedigung gebracht hat. Beim Sofa oder Schreibtisch können wir noch auf Kosten der Bequemlichkeit und Benutzbarkeit gewisse Zugeständnisse machen und können uns eine steiflehnige gotische Bank u. s. w. aufschwatzen lassen, aber an den Formen eines Flügels ist nun einmal nichts zu ändern, und dem Ornamentisten bleibt nichts übrig, als seine gotischen Krabben oder barocken Kringel außen heranzukleben. Jedoch selbst das ist schwierig, da die Wände der Resonanz halber dünnschalig bleiben müssen und keine festen aufgesetzten Schnitzereien vertragen.

Das Piano schien den gleichen Bestrebungen etwas weniger Widerstand entgegenzubringen, besonders seit die gotische und klassische Richtung von der Renaissancebewegung abgelöst war. Der obere Aufbau des Pianos läßt sich mit wenigen Strichen in eine Art von breitgestreckter Tabernakelarchitektur umwandeln; Hausorgeln des sechzehnten Jahrhunderts, Truhenwände, Schrankaufsätze und andere Möbelteile geben Vorbilder genug, um diese Form mannigfach umzugestalten. Wir haben denn auch auf allen Ausstellungen des letzten Jahrzehntes solche in Renaissanceformen gebildete Pianogehäuse gesehen, welche sich in Form, Farbe und Dekoration den jetzt modernen Bücherschränken, Büffetts und anderen Möbeln vollständig anschließen; was man nur von geschnitztem naturfarbenem Eichenholz, von Intarsien, durchbrochenen Arbeiten, von Säulen, Friesen, Füllplatten, von Engelchen, stilisierten Blattgewinden, Palmetten, Voluten und Schnörkeln irgendwo an unserem Mobiliar angebracht hat, fand man hier wieder, namhafte Firmen hatten Preise für die besten Entwürfe ausgeschrieben, tüchtige Architekten hatten sich bei der Erfindung beteiligt, hervorragende Kunstinstitute — auch das Berliner Kunstgewerbe-Museum — haben sich mit Hilfe von Staatskonkurrenzen für die Aufgabe interessiert, und dennoch ist es nicht gelungen, diese geschnitzten Renaissance-Pianinos ernstlich einzuführen, während zu gleicher Zeit die ganzen

Zimmereinrichtungen in diesem Stil eine herrschende Mode wurden und sich Büfetts, Möbel des Speise- und Herrenzimmers selbst bei mittlerer Wohlhabenheit gar nicht anders mehr vorstellen ließen. Und gerade das Pianino blieb zurück, welches doch eigentlich ein Luxusstück ist, bei dem auf den Preis nicht allzu genau gesehen wird; und gar an den Flügel getrauten sich selbst die kühnsten Vorkämpfer der Renaissancebewegung nur schüchtern heran, kaum daß sie den Füßen etwas mehr Schwung und Fülle gaben.

Woher schreibt sich dieses Scheitern ches sich im allgemeinen gern leiten läßt, jedoch auf gewissen Punkten stutzt und seinen eigenen Instinkten folgt, kann es nicht verwinden, daß sein liebes Klavier ebenso aussehen soll wie sein Bücherschrank; es will sein Klavier als etwas Besonderes sehen, was nicht zum Mobiliar gehört, und widersetzt sich mit ungewohnter Hartnäckigkeit gerade in diesem Punkte allen weltbeglückenden Verbesserungsvorschlägen der Renaissancekünstler. Ich habe selbst Kommissionen angehört, welche Pianinogehäuse gedachter Art auf dem Wege hochbelohnter Preiskonkurrenzen



Spinett des Herzogs Alfons II. von Ferrara.

fast aller Versuche, dem Klavier eine künstlerische Gestalt zu geben? An der Qualität der Arbeiten kann es nicht liegen, denn für alle anderen Stücke der Hauseinrichtung ist das Publikum durch die gleichen Leistungen der nämlichen Künstler und Handwerker durchaus zufriedengestellt. Es muß wohl daran liegen, daß die betreffenden Versuche sich in falscher oder doch einer dem Publikum nicht zusagenden Richtung bewegen. Die Versuche gehen sämtlich darauf aus, das Klavier möglichst den Formen der übrigen Möbel einzuordnen, und in den betreffenden Prospekten wird dies immer wie eine unumstößlich richtige, ja eigentlich selbstverständliche Forderung des guten Geschmackes angesehen. Das Publikum aber, wel- ausschrieben; aber ich kann nicht umhin, schließlich dem passiven Urteilsspruch des Publikums zuzustimmen. Es ist wahr und richtig: das Klavier ist etwas Besonderes und will auch künstlerisch als etwas Besonderes behandelt sein; kann man dies letztere nicht erzielen, so bleibt man am besten entsagend bei dem glatten schwarzen Kasten, der nichts vorstellen will und sich deshalb überall einfügt.

Ein erfreuliches Resultat ist aber diese Entsagung keineswegs. Denn schließlich muß man doch allseitig zugestehen, daß das Klavier seiner ganzen Natur nach als Freudenspender den heiteren Schmuck der Kunst nicht nur ertragen kann, sondern geradezu beansprucht. Mit dem jetzigen Zustande eines Musikzimmers, in welchem

alle Wände und Möbel in reichster Zierde prangen, während in der Mitte das Klavier düster und feierlich wie ein dunkler Sargkasten dasteht, ist das Verhältnis auf den Kopf gestellt. Geradezu umgekehrt dürften alle übrigen Möbel einfach gehalten zurücktreten, das Klavier dagegen müßte wie ein Festaltar so schön geziert sein, als die Kunst der Zeit es nur immer vermag.

Dieser Eindruck reicher Freudigkeit war es, den das bemalte kronprinzliche Klavier hervorbrachte und der sich siegreich aller Gemüter bemächtigte. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß mit diesem Werke der richtige Weg bezeichnet ist, auf welchem die Ausstattung unserer Klaviere zu einem richtigen allgemeinverständlichen Ziele geführt werden kann.

Das Klavier soll nicht eingeordnet werden in das übrige Mobiliar, es soll seinen Charakter als etwas Besonderes behalten, es soll das Festliche, Phantastische seines Wesens zur Geltung bringen, es soll — schon aus akustischen Gründen — sich im Gehäuse fern halten von allen wuchtigen architektonischen Gliederungen; es wird daher nicht dem Tischler zufallen, das Gehäuse in seinen Formenbann zu ziehen, es wird vielmehr Aufgabe des Malers sein, die eigentümlich gebildeten Flächen mit mannigfaltigem Schmuck zu beleben.

Wenn wir eine Umschau halten in früheren Zeiten der Kunst, so werden wir bald genug gewahren, daß dies auch wirklich der Weg gewesen, auf dem sich die Verzierungslust im Instrumentenbau bewegt hat.

Der künstlerische Schmuck der Musikinstrumente ist sicherlich so alt als der Instrumentenbau überhaupt. Es liegt durchaus im Sinne aller Kunstübung, vornehmlich diejenigen Stücke zu schmücken, die zur Freude geschaffen werden und die noch überdies der stehende Begleiter und das Wahrzeichen des ausübenden Mannes sind. Es giebt kaum etwas Mannigfaltigeres in Form und Ausstattung als die musikalischen Instrumente der Orientalen und der halbbarbarischen Völker. Vielen der letzteren erscheinen die Instrumente wie belebte Wesen, welche eigentümliche Töne auszustoßen geneigt sind und welche daher mit grotesken Hälsen und Köpfen gar wunderlich versehen werden. Aber auch den Kulturvölkern Europas ist diese Lust am Schmuck zu allen Zeiten eigen gewesen, und ähnlich wie sich in einer Waffensammlung alle dekorativen Künste der verschiedenen Perioden vertreten finden, so bilden auch die neuerdings in verschiedenen Museen entstandenen Abteilungen für musikalische Instrumente eine Art Kunstsammlung für sich, in der man genau verfolgen kann, wie jede Epoche zu verzieren gewohnt war. Allen voran steht die Lyra der griechischen Kunst, die in den Händen Apollos zum lebendigen, bis heute allgemeingültigen Wahrzeichen von Musik und Gesang geworden ist. Aus einem der Königsgräber in Kertsch sind uns Teile einer solchen Lyra erhalten, welche in eingelegter Arbeit Apollo auf seinem Viergespann zeigen; auch Teile der Lyra in zierlicher Elfenbeinschnitzerei sind auf uns gekommen. Bei den Instrumenten, welche in der Hand gehalten werden, welche daher möglichst leicht sein müssen und den Griffen der Finger keinerlei Unebenheit entgegensetzen dürfen, die noch außerdem technisch auf ganz bestimmte Linienführung angewiesen sind, bleibt für die schmückende Kunst sehr wenig Raum. An der Violine konnte nur eben die Schnecke mit einem zierlichen Köpfchen versehen werden, einer Bemalung des Kastens steht schon der Gebrauch des Kolofoniums entgegen; wo Malerei vorkommt, wie bei der bekannten Delfter Violine von Fayence, handelt es sich nur um Spielereien. Ebenso unnahbar ist die Flöte und die Posaune. Aber auch für die letztere fand man einen Schmuck; bei festlichen Gelegenheiten wurde an ihr ein hängendes Tuch befestigt, welches das Wappen der hochzeitenden Familie oder sonstige Embleme enthielt. Schon geschmeidiger erweist sich die Nachfolgerin der antiken Lyra, die Zither und Laute, die im Arme des

verliebten Sängers oder des schönen Mädchens auf rosenumlaubtem Altane ruht. Hier ziehen sich eingelegte Streifen zierlich gravierten Elfenbeins über die rundliche Fläche, die Schallöffnung ist mit fein durchbrochener Scheibe bedeckt, und auf dem glatten Resonanzboden von hellem unpoliertem Holz zieht nicht selten der Pinsel des Malers ein



Spinett von Antonio Basso. (Venedig, 1523.)

Netz von Blüten- und Rankenwerk phantastischer Erfindung. Noch allgemeiner ist der Schmuck bei der Harfe, welche sich in einfachen Formen hielt, solange sie noch im Arm getragen und daher möglichst wenig beschwert werden durfte. Sobald man aber zur stehenden Harfe überging und die Rücksicht auf das Gewicht fortfiel, wurde sowohl das Pedal als auch der Hauptbalken auf das reichste mit Schnitzwerk und Vergoldung ausgestattet; besonders aus der Zeit Louis' XVI., in welcher das Harfenspiel am französischen Hofe wieder einmal Mode wurde, existieren viele höchst reizvoll ausgestattete Stücke, von denen übrigens jedes einzelne als Harfe der Marie Antoinette ausgegeben zu werden pflegt.

Zur höchsten Pracht steigert sich dann der künstlerische Schmuck bei demjenigen Instrument, welches fest in eine monumentale Umgebung eingefügt wird: bei der Orgel. Wir haben vom fünfzehnten Jahrhundert an eine Fülle der herrlichsten Beispiele, wie stattlich diese Königin der Instrumente ausgestattet zu werden pflegte; Meister ersten Ranges wetteiferten, das architektonische Rahmenwerk zu entwerfen, die Holzschnitzereien auszuführen und die Flügelthüren, welche in alter Zeit vielfach den Verschluß bildeten, zu bemalen. Die Kirche zu Basel darf sich einer Orgel von der Hand Hans Holbeins rühmen; die Orgel des Baldassare Perruzzi in Siena ist eines der schönsten Werke, welches uns die Dekoration der Renaissance hinterlassen hat; zu der Orgel selbst gesellt sich dann der künstlerische Abschluß der Schranken, für welche im Dom zu Florenz Ghiberti die herrlichsten Gebilde schuf. Fast noch reicher ist im Verhältnis zu der übrigen Kirchenausstattung die Orgel im

sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Protestantische Kirchen, für die das Kirchenlied einen wichtigen Mittelpunkt des Gottesdienstes bildet, besitzen nicht selten in einer sonst schlichten Umgebung die prachtvollsten Ausbauten kolossaler Orgelwerke, auf deren Ausstattung alles verwendet ist, was die dekorative Kunst der Zeit nur zu leisten vermag, und die Holzschnitzerei, welche nicht mehr wie früher die Altäre mit einer Schar von Heiligen bevölkern darf, entschädigt sich an den Orgeln mit ganzen Wolken von musizierenden Engeln mit Pauken, Becken und Posaunen. Die kolossalen blanken Pfeifenrohre sind häufig nur eine vorgesetzte Dekoration, lediglich dazu bestimmt, das Bild des verehrten Instrumentes in das Monumentale zu steigern.

Dasselbe Bestreben, das Instrument mit dem höchstmöglichen Glanze zu umgeben, waltet aber auch bei den bescheideneren Geschwistern der Kirchenorgel: bei den Hausorgeln, welche in ihrer Bestimmung dem heutigen Harmonium entsprechen. Die Konstruktion derselben ist sehr einfach. Sie bestehen zumeist aus einem Kasten, der kaum so groß ist wie der Aufsatz eines Pianino. Ein solcher Kasten hatte keinen besonderen Sockel, sondern wurde, wo man ihn brauchte, auf den Tisch gestellt. Innen lag das Pfeifenwerk, nach außen durch metallene Röhren maskiert, vorn eine kurze Klaviatur, der Blasebalg war ein Instrument für sich, das an die Windöffnung angesetzt und von einem Gehilfen, solange das Spiel dauerte, mit der Hand bedient wurde. Die Gehäuse solcher Orgeln erscheinen regelmäßig im reichsten Schmuck und haben für die oben erwähnte Ausstattung unserer Pianinos nicht selten als Vorbilder gedient. Auch hier wetteifern Schnitzerei und Bemalung, denn viele wurden durch Thüren verschlossen, deren beide Seiten man mit Bildern schmückte. Das Dach, welches gewöhnlich das Pfeifenwerk abschloß, war durchbrochen und mit Seide unterlegt. Die Verzierungskunst des sechzehnten Jahrhunderts feierte in diesen Kabinettstücken ihre schönsten Triumphe. Neben ihnen kommt das Klavier jener Zeiten als Kunstwerk nur mäßig in Betracht.

Das Klavier nimmt in seiner frühesten Gestalt als Klavizimbel, Spinett oder wie es sonst in verschiedenen Ländern mit einzelnen Abweichungen im Bau verschieden benannt wurde, eine mittlere Stellung ein. Es wird zwar beim Spielen nicht im Arm getragen und brauchte daher in seinem Gewicht nicht allzu beschränkt zu sein, es ist aber bis tief in das siebzehnte Jahrhundert hinein kein feststehendes, sondern ein bewegliches Instrument von sehr viel geringerer Ausdehnung als das jetzige Klavier, und hat daher nicht nur andere Abmessungen, sondern dem entsprechend auch andere Bedingungen der Ausschmückung.

Von Spinetten, die hinter das sechzehnte Jahrhundert zurückreichen, ist mir nichts bekannt. Die musikgeschichtlichen Fragen, wie weit die Spinette mit mittelalterlichen hackbrettartigen Schlaginstrumenten verwandt sind, selbst wie sie sich technisch von den späteren Pianofortes unterscheiden, kommt für die Frage der künstlerischen Ausstattung nicht in Betracht.

Im sechzehnten Jahrhundert, als das Spinett künstlerisch abgeschlossen auftritt, ist es zumeist ein kleiner, ganz leichter und flacher Kasten ohne Füße, selten breiter als ein halber Meter und noch nicht einmal so lang. Die Klaviatur, die nur wenige Oktaven umfaßt, sieht fast genau aus wie die jetzt übliche; die Saiten liegen wie bei unserem Flügel, und es hat daher das Instrument häufig genau die heute gebräuchliche Kontur. Zumeist wird aber der Ausschnitt ausgefüllt, entweder lediglich, um das Rechteck des Kastens herzustellen, oder es wird auch ein zweites kleineres Spinett eingefügt, dessen Tasten nun auf der Langseite liegen, während die Hauptklaviatur an der Schmalseite sich befindet.

Im sechzehnten Jahrhundert scheint ein selbständiges Gestell, welches nicht einmal

für die so viel schwerere Hausorgel hergestellt wurde, für ein Spinett gar nicht gebräuchlich gewesen zu sein. Der Spieler führte es mit sich wie eine Laute oder Harfe; meistens ist es so klein, daß es in der Schublade eines Schreibtisches Platz hat und bequem von dem Spieler unter den Arm genommen werden kann; selbst die größten, die fest im Hause blieben, können mit voller Leichtigkeit von zwei Frauen fortgehoben werden. Man stellte das Spinett zum Spielen auf einen Tisch, gerade so, wie jetzt noch der Tiroler sein Hackebrett hereinträgt und vor sich auf den Tisch stellt; man hatte auch für Reisezwecke zusammenlegbare Spinette, die zusammengepackt nicht größer sind als ein moderner Bratschenkasten.

Unter den uns erhaltenen Spinetten ist nun kaum eines, das nicht künstlerischen Schmuck aufwiese. Die Seitenwände des Kastens, die niedrige Wand über den Tasten werden durch Malerei oder, wenn es kostbarer hergeht, durch Einlagen von Elfenbein und edlen Hölzern geschmückt; der Resonanzboden ist in den meisten Fällen bemalt und zwar immer mit leichtem Rankenwerk, welches das helle Holz des Grundes nur wenig deckt und das auch keine anspruchsvollen Kompositionen enthält, die durch die überliegenden Saiten gestört werden könnten. Hierbei geht also die Verzierung nicht erheblich über das hinaus, was auch die Lauten aufweisen. Allerdings gab es auch in diesem Maßstab der Instrumente besondere Prachtstücke. So wissen wir von einem Spinett, welches sich in dem Tische befand, der zu dem berühmten Pommerschen Kunstschrank gehörte, welcher von 1612 bis 1617 in Augsburg für Herzog Philipp II. von Pommern angefertigt wurde. Nach den uns bekannten Maßen des Tisches kann dieses Spinett höchstens einen halben Meter



Holländisches Spinett. (17. Jahrhundert.)

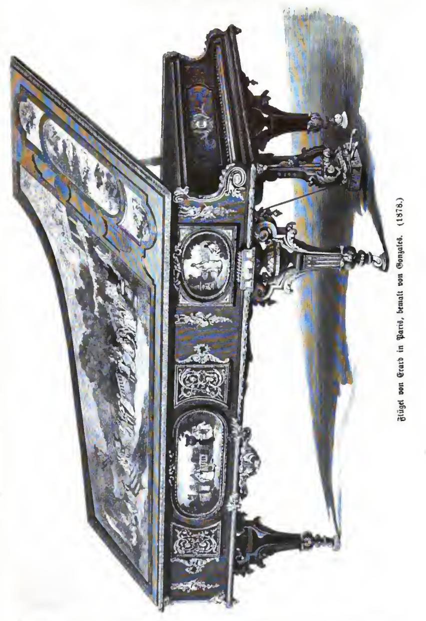
breit und noch nicht einmal so tief gewesen sein. Die merkwürdige alte Beschreibung dieses leider verlorenen Stückes lautet: „Vornen hero schleuſt man in der mitten zwischen Drilipen (Triglyphen) auf, so hänget sich ain inwendig zypressiner dekhel herunder, in dessen kasten ain Instrument von zypreß, leberholz, bain (Elfenbein) und dergleichen stehet, welches man ganz auß der laden nemmen khan, bei 2 seiten knöpflen verschieben und es ainfach mit ainem oder dopplet mit 2 saiten spilen und jehen machen. Vor dem clavier heraußen auf dem großen bain (Elfenbeinplatte) zur linkhen hand ist gemahlt der Midas, wie er das juditium über der satyrorum music fellet. Nebenhero allerhand musicalische instrumenta hangen. Zur rechten Hand sein 2 grose feld neben einander vor dem clavier heraußen, auf dem ainen der Arion, welchem allerhand füsch zuschwimmen und seiner music zuhören, auf dem andern der orpheus gemahlt, wie er allerhand irdische thier und vögel wegen seiner lieblichen music zuzuhören hat." Die Beschreibung enthält dann noch eine Menge von Wappen, Emblematen und symbolischen Bildern, darunter das „schifflin Christo darinnen er schlaaft", ferner „der David wie er zum Künig gesalbt würd" u. s. w.

Ein kleines Spinett von ganz ähnlichem Reichtum der Ausstattung und von denselben Augsburger Meistern hergestellt, welche den Pommerschen Kunstschrank gearbeitet haben, befindet sich seit einigen Jahren im National-Museum zu Pest. Natürlich waren derartige reiche Stücke auch zu ihrer Zeit etwas Ungewöhnliches, aber sie bezeichnen doch nur eine Steigerung der auch sonst üblichen Verzierungsweise, eine Steigerung, die gerade in jener Zeit und in jenem Künstlerkreise leicht in ein spielendes Zuviel ausartete.

Von den Klavieren, welche wir in Abbildungen mitteilen können, ist eines der ältesten ein überaus vornehmes, von jeder Überladung freies Stück italienischer Arbeit aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts (s. Abbildung S. 549). Das Klavizimbel, welches vier und eine halbe Oktave umfaßt, stellt sich als ein Flügel dar, der, kleiner und schmaler als die modernen, genau die nämliche Grundform hat. Das Instrument ist aus hellem Sandelholz, die Verzierungen sind mit Ebenholz und Elfenbein eingelegt im zierlichsten maureskèn Ornament. Auch die Innenseiten der umfassenden Leisten sind in ähnlicher Weise behandelt, die obere Kante ist mit feinen Elfenbeinknöpfchen besetzt. Auf dem Holze des Steges findet sich noch der anmutige Pentameter: Dum vixi tacui mortua dulce cano (Als ich noch lebte, schwieg ich; nun ich tot bin, singe ich süß).

Dieses Klavier bietet für uns ein ungewöhnliches Interesse dadurch, daß es aus dem Besitze des Herzogs Alfons II. von Ferrara († 1598) stammt, an dessen Hofe Torquato Tasso lebte. Es trägt die volle unzweifelhaft echte Namensinschrift des Fürsten und in dem durchbrochenen Schalldeckel seinen Wappenadler. Wenn sich gefühlvolle Seelen die beiden Leonoren am Klavier denken wollen und Tasso zuhörend daneben, so können sie dies jetzt vor dem Originalinstrument im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin ausführen. Dieses Klavier stand, wie wohl alle gleichartigen der Zeit, in einem besonderen Kasten, der auch noch erhalten ist, aus dem es aber zum Gebrauch herausgenommen wurde, um frei auf den Tisch gestellt zu werden. Ein solcher von allen Seiten fest geschlossener Kasten wird keinen besonderen Schmuck gehabt haben, er diente nur zur Aufbewahrung; der unserige, welcher durch einen späteren Anstrich entstellt ist, hat geschweifte Ausschnitte, welche die maureskèn Füllungen auch bei geschlossenem Kasten sichtbar machen.

Das Herausnehmen eines so großen Spinetts aus dem Kasten ist umständlich. Man kam daher schon früh auf den einfachen Gedanken, die Wände des Kastens beweglich zu machen; man ließ die vordere Wand als Klappe herunterſinken, so daß die Klaviatur frei lag, und schlug den Deckel seitwärts in die Höhe. Bei dieser



Flügel von Erard in Paris, bemalt von Gonzales. (1878.)

Einrichtung hing die kleine Vorderklappe störend vor den Knien des Spielenden; es war dann eine weitere spätere Verbesserung, dieselbe an dem großen Deckel zu befestigen und mit in die Höhe zu schlagen. Bei den Klavieren des sechzehnten

und siebzehnten Jahrhunderts fällt sie noch meistens herunter, und das Klavier ist immer noch ein selbständiges herausnehmbares Instrument in einem gleichfalls selbständigen Gehäuse; erst im achtzehnten Jahrhundert wachsen Instrument und Gehäuse zusammen.

Mit den großen Gehäusen kommen dann auch eigene Fußgestelle auf. Dieselben bestehen aber nicht wie bei uns aus eingebohrten Füßen, sondern sind ein tischartiges Gestell, bei dem nur die Platte fehlt. Selbst bei den Klavieren der Rokokozeit, wie dem Friedrichs II. im Stadtschloß zu Potsdam, ist die Trennung von Instrument und Fußgestell noch vollständig durchgeführt.

Sobald das Klavier beim Spielen in dem aufklappbaren Kasten verblieb, wurde der Kasten naturgemäß in das Bereich des Schmuckes hineingezogen, und nunmehr war auf den breiten Flächen desselben dem künstlerischen Belieben der breiteste Spielraum gegeben. Da, wie erwähnt, das Fußgestell abgesondert blieb, auch die Dünnwandigkeit notwendig war, so war von einer struktiven Weiterbildung tragender und stützender Teile, überhaupt von irgend welcher architektonischen Gliederung des Gehäuses nicht die Rede; die Flächen blieben — in allen mir bekannten Beispielen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts — vollständig glatt, und hier trat nun als einzig mögliche und zugleich hochwillkommene Verzierungsweise die Malerei als Helferin ein. Der Kasten wurde in allen Teilen außen bemalt; den schönsten Schmuck erhielt aber die Innenseite des Deckels, die gewöhnlich gegen Berührung geschützt war, aber beim Öffnen und Spielen sich dem Zuhörer als freudige Überraschung darbot. Unsere Abbildung S. 551 zeigt einen solchen italienischen Flügel aus der Blütezeit der Kunst, der sich jetzt im South-Kensington-Museum zu London befindet. (Die häßlichen Füße gehören zu dem für die Ausstellung im Museum hergerichteten Gestell.) Derselbe ist zu Venedig 1523 von Antonio Basso bemalt. Die naturgemäße Teilung des Deckels, welche auch ein halbes Öffnen ermöglicht, ist auch in Richtung und Anordnung der Malerei festgehalten; der Grund ist mit zierlichstem Groteskenwerk bedeckt, in welchem Apollo und die Musen hausen; nach außen hin erscheint der Kasten mit leichten Blumengewinden behangen. Diese Art der Bemalung war jedenfalls im sechzehnten Jahrhundert eine ganz allgemein gebräuchliche. Mir sind viele Instrumente ähnlicher Art vorgekommen, deren mäßige Ausführung deutlich zeigt, daß auch für Stücke niedrigeren Wertes die Bemalung beliebt wurde. In Italien hat sich der hier abgebildete Typus bis tief in das achtzehnte Jahrhundert hinein erhalten; das Kunstgewerbe-Museum in Berlin besitzt einen bemalten Deckel dieser Zeit, der noch vollkommen das Formenschema des sechzehnten Jahrhunderts aufweist. Die Instrumente von der Art des hier vorliegenden sind wohl am meisten geeignet, als Vorbilder für moderne Arbeiten zu dienen. Für die Herstellung eines derartigen Gehäuses kann ganz einfaches abgeschliffenes Holz verwendet werden; in der Bemalung könnte selbst ein kunstgebildeter Dilettant mit Benutzung guter Vorbilder etwas Erfreuliches leisten, und wenn selbst die Malerei mangelhaft ausfällt, richtet sie noch weitaus nicht so viel Unbehagen an als das allseitig geduldete dilettantische Spielen auf selbigem Instrument. Aber wir brauchen dem Dilettantismus gar nicht das Wort zu reden, auch für den geschulten Künstler ist es eine überaus dankbare Aufgabe, eine solche Fläche mit phantastischem Bildwerk zu füllen. Die großen dekorativen Aufgaben, das Ausmalen ganzer Räume, wird doch nur den wenigsten zu teil; auf diesem begrenzten Felde bietet sich aber die Gelegenheit zu immer wechselnder Erfindung, die, anknüpfend an das weite Thema der Musik und des damit verbundenen Lebensgenusses, sich in schier unerschöpflichen Variationen ergehen kann. Einen sehr hübschen Einfall hat auf diesem Gebiet der Maler Alma Tadema in London gehabt. Er hat in einem mit höchster Vollendung



Flügel im Besitz des kronprinzlichen Paares. (Berlin, 1883.)

der Tischlerarbeit hergestellten Flügel das Innere des Deckels mit weißem Pergament ausschlagen lassen, und auf dieses schreibt jeder Künstler seinen Namen, der in des Meisters gastfreiem, mit allen Reizen der Kunst und Geselligkeit geziertem Hause an diesem Flügel musiziert hat. Es wird eine stolze Gesellschaft großer Namen.

Etwas anders gestaltet als die italienischen Klavizimbel sind die niederländischen Spinette des siebzehnten Jahrhunderts, von denen das Kunstgewerbe-Museum in Berlin das S. 553 abgebildete schöne Exemplar besitzt, welches aus der königlichen Kunstkammer stammt. Diese Spinette sind zumeist tafelförmig; es steckt darin das flügelförmige Spinett mit viereinhalb Oktaven, das von der Schmalseite gespielt wird, und, in den Ausschnitt eingeschoben, das kleine Spinett von drei Oktaven, das an der Langseite gespielt wird. An unserem Exemplar ist das Gehäuse nicht mehr im alten Zustande erhalten, ein vollständiges gleiches Exemplar im Hause Plantin zu Antwerpen zeigt die Konstruktion des ursprünglichen Gehäuses; dasselbe klappt an beiden Stellen herunter, wo sich die Klaviaturen befinden, und läßt außerdem die ganze Seitenwand bewegen. Es hat daher so viele Bänder, Scharniere und Schlösser, daß eine Bemalung der Außenwand nicht möglich ist; dieselbe ist glatt mit roter Farbe gestrichen, auf welcher sich die Scharnierbänder aus blankem Messing in echt holländischem Geschmack absetzen. Das abgesonderte Fußgestell ist höchst einfach. Der malerische Schmuck erscheint erst, wenn der Deckel sich öffnet. Während die phantastische Form des Flügels in Italien zu Groteskornamenten veranlaßte, bietet hier die rechteckig begrenzte Platte den Raum für ein abgeschlossenes Bild, wie solches dem realistischen Sinne der holländischen Kunst auch genehmer war. Sehr tüchtige Meister wurden für den Schmuck solcher Platten herangezogen; das Bild unseres Klaviers stammt von einem Künstler H. Janssens, der besonders für die Darstellung derartiger Lustbarkeiten berühmt war. Dieses Bild ist namentlich interessant dadurch, daß es uns das Innere eines holländischen Zimmers zeigt aus der Zeit, in welche unser Klavier gehört. In dem Zimmer wird getanzt; nach der Sitte der Zeit tanzt aber nur ein einzelnes Paar in zierlichem Menuett, während die anderen schwatzend zuschauen. Aufgespielt wird von einem Mann sitzend an gerade solchem Klavier wie das unserige. An diesem Klavier, dessen Kern übrigens schon 1594 von dem berühmten Hans Rückers in Antwerpen gebaut ist und das, wie viele seinesgleichen, im siebzehnten Jahrhundert neu ausgestattet wurde, zeigt sich auch der Resonanzboden bemalt und zwar mit lustig bewegten Einzelfiguren in der Tracht der damaligen Komödien. Von solchen niederländischen gemalten Spinettdeckeln hat sich so mancher erhalten, der als eingerahmtes Bild seiner vortrefflichen Ausführung wegen einen Platz in einer Gemäldegalerie erhalten hat, geradeso wie die bemalten Florentiner Truhenwände des fünfzehnten Jahrhunderts jetzt vielfach zu Galeriebildern befördert sind. Auch das Kunstgewerbe-Museum in Berlin besitzt noch einen einzelnen Deckel mit einer sehr schönen Darstellung der von Engeln umgebenen heiligen Cäcilie, von einem Schüler des van Dyck gemalt.

Mit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts, der Zeit Ludwigs XIV., wird die Malerei durch die plastische Ausgestaltung übertrumpft; die Verzierungslust ergreift mehr das Untergestell, welches im Geschmack jener Periode mit reicher Schnitzerei und voller Vergoldung versehen wird. Ein höchst pomphaftes Klavier dieser Art befand sich 1878 auf der Trocadero-Ausstellung zu Paris. Das Untergestell soll so etwas wie den Olymp oder den Parnassus darstellen. Schwere goldene Wolkenmassen bäumen sich empor, auf denen sich halb-lebensgroße Figuren von Musen und Göttern in verzückten Bewegungen herumwinden; inmitten die-

ser kuriosen Gesellschaft hat der Spieler — oder es ist hier wohl mehr an eine Spielerin gedacht — Platz zu nehmen, hinter ihr schließen sich Wolken und Genien, zwischen denen die bevorzugte Dame als eine Art von zehnter Muse ihres klavierspielenden Amtes waltet. Ein solches Klavier, bei welchem das eigentliche Instrument fast verschwindet, ist natürlich nur Ausgeburt einer absonderlichen Laune, hat aber seine nahen Verwandten unter den Schlitten der Höfe jener Zeit, in welchen gleichfalls die Dame inmitten rund herausgearbeiteter Allegorien als verkappte Göttin Platz nahm.

Von solcher barocken Überschwenglichkeit hält sich das zierliche Rokoko in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts frei. Ein sehr schöner Typus der Instrumente dieser Zeit ist das schon erwähnte Klavier Friedrichs des Großen im Stadtschloß, sowie ein gleiches im Neuen Palais zu Potsdam. Bei beiden ist das Instrument (Silbermannsche Pianoforte) sehr einfach und durchaus als abgesonderter Teil behandelt, das Fußgestell ist von Holz geschnitzt und völlig vergoldet, mit den üblichen Schnörkeln, Blumenranken und musikalischen Symbolen reichlich geschmückt, aber doch als Ganzes anmutig und durchsichtig und, da es nur den ganz leichten Kasten zu tragen hat, auch sehr viel dünner und feiner, als heutzutage ein solches Gestell sein kann.

Im letzten Viertel des Jahrhunderts verschwindet mit der übrigen Pracht des Rokoko auch der Schmuck des Klaviers; man begnügt sich mit einem ganz schlichten rechteckigen Kasten, der zumeist tafelförmig gestaltet wird; unter denselben werden vier dünne spitzige Beine geschraubt, die nicht miteinander verbunden sind und nicht einmal einen festen Stand abgeben. Aber an diesem traurig aussehenden Kasten von dünner Klangfarbe ist die ganze Herrlichkeit unserer modernen Musik, Mozart und Beethoven erblüht! An solchem „wohltemperierten“ Kasten saß Laura, wenn ihr Finger durch die Saiten meisterte und durch das Wimmeln seelenvoller Harmonien den zur Statue entgeisterten Schiller zu der Annahme verleitete, daß dies die Sprache sei, die man in Elysien spricht.

Das Klavier mit aufrecht stehenden Saiten, das Pianino, zu welchem unsere engen Wohnungsverhältnisse uns nötigen, ist im wesentlichen ein Kind der neueren Zeit; dennoch giebt es auch ältere Beispiele. Das Kunstgewerbe-Museum besitzt ein solches von etwa 1770. Der Oberteil baut sich pyramidenartig auf, die beiden Thüren desselben sind durchbrochen, aus vergoldeter Schnitzerei und mit grüner Seide hinterlegt.

Unser Jahrhundert übernahm zunächst die Erbschaft des vorigen und baute Tafelinstrumente ohne irgend welche Ausstattung mit sehr dünnem Gehäuse und noch dünneren Beinen. Allmählich aber stiegen die Ansprüche an die Klangfarbe, das Instrument selbst wurde seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts mit seinen Vervollkommnungen als Pianoforte immer schwerer, eiserne Teile nahmen zu, und so mußte vor allem die Standhaftigkeit erhöht werden. Da den schweren Teilen zuliebe auch das Gehäuse kräftig gebildet werden mußte, so schlossen sich die Pfosten des Kastens und die breit ausladenden Füße konstruktiv zusammen, und so bekommt selbst der schlichteste Flügel neuerer Konstruktion ein ganz anderes festes und zuverlässiges Aussehen als die schwindsüchtigen Spinette unserer Voreltern. Das Tafelinstrument, welches für die Bemalung so bequem war, wurde durch das Pianino verdrängt, dessen kastenartiger Aufbau dazu verlockt, es bei künstlerischen Gelüsten wie eine Art von Schrank zu behandeln.

Wenn man nun in neuerer Zeit an den weiteren Schmuck des Klaviers dachte, so war es klar, daß man einen großen Flügel nicht ganz so leichter Hand dekorieren kann als die Klavizimbel, Virginalien, Spinette ꝛc. früherer Jahrhunderte. Jene Spinette waren leichte und gewiß auch ziemlich wohlfeile Instrumente, das abgesonderte Gehäuse war nichts als ein

Kasten, den man fröhlich dem Pinselwerk überließ; unsere großen Flügel sind dagegen höchst kostspielige Möbel von sehr schwerer Konstruktion, bei welchen auch die Dekoration eine Art von monumentaler Güte und Dauerhaftigkeit haben muß. Daher kommt es denn, daß man sich bisher nur in Ausnahmefällen entschlossen hat, die erheblichen Kosten einer durchgreifenden dekorativen Gestaltung zu tragen, und daß man dann zu diesem Behufe Künstler ersten Ranges herangezogen hat. Ein glänzendes Beispiel solcher modernen Dekoration war der Flügel, welchen Erard auf der Weltausstellung von 1878 zu Paris ausgestellt hatte (siehe Abbild. S. 555).

Im Stil Louis' XVI. war das Holzwerk reich mit fein ciselierter Bronze beschlagen, die Flächen waren von dem vortrefflichen spanischen Maler Gonzales mit Bildern bedeckt, welche Schäferscenen im Geschmack des Hofes von Trianon zeigten, Meisterwerke einer lichten, eleganten und mit wenigen Strichen fein und sicher charakterisierenden Malweise.

Es ist klar, daß in ähnlicher Kostbarkeit Klaviere für das bürgerliche Haus nicht hergestellt werden können. Wenn man nach den oben citierten Beispielen des sechzehnten Jahrhunderts mit der Bemalung vorgehen will, so muß vor allem wieder Gestell und Kasten getrennt werden; das Gestell muß in möglichst einfachen konstruktiven Formen behandelt sein, der Kasten ganz glatt ohne jeden Schmuck, den er nur von der Malerei erwartet.

Deckel des Flügels im Besitz des kronprinzlichen Paares. (Berlin, 1883.)

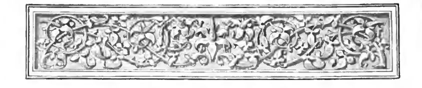
In London sah ich im Hause von Alma Tadema außer dem oben erwähnten Prunkflügel noch ein kleines Pianino, welches ganz in dieser Weise unter Beiseitelassung jeder nur entbehrbaren Leiste und jeglichen Profils aus glatten, unpolierten Brettern her-

gestellt war und auf dessen Flächen Tadema mit spielender Hand leichte Verzierungen, Blüten und Insekten in japanischer Art hingestreut hatte. Ich erfuhr, daß solche Pianinos für die Engländer in Indien gebaut werden, um leicht verpackt werden zu können; der Künstler, welcher ein Instrument bemalen wollte, hatte seinen Vorteil wohl verstanden, wenn er einen solchen schlichten ungegliederten Kasten wählte.

Aber neben derartigen Stücken, welchen — wenn der Geschmack an bemalten Klavieren durchdringen sollte — die Zukunft im Bürgerhause gehören würde, behalten ihre abgesonderte Stellung die großen Prachtstücke, welche für die Paläste der Fürsten und Großen ausgeführt werden. Und hier müssen wir an das herrliche Werk wieder anknüpfen, von dem unsere Besprechung ausging: das Klavier des kronprinzlichen Paares (s. Abbildung S. 557). Der eigentliche Urheber des Werkes ist der selbst als Maler sehr tüchtige und in allen Gebieten alter Kunst höchlichst bewanderte Kammerherr Graf v. Seckendorff. Der Flügel selbst ist edelstes Gewächs aus der Werkstatt von Ludwig Bechstein zu Berlin. Der gesamte Aufbau, vom Baurat Adolf Heiden entworfen und in der Ausführung geleitet, lehnt sich an die Form des Klaviers Friedrichs des Großen; aber entsprechend den schweren Massen des modernen Flügels gegenüber dem leichten Kasten der alten Zeit, sind auch alle stützenden und tragenden Teile breit und wuchtig ausgebildet. Das Holzwerk ist geschnitzt und vergoldet, einzelne Ranken greifen vom Gestell aus auf den Kasten herüber und umrahmen breite Masken, welche den Anschluß decken. Am spitzen Ende ist die frei gearbeitete Figur eines geflügelten Genius als Stütze angefügt. Die Flächen des Kastens sind in voller Ausdehnung von Professor Ernst Ewald bemalt. Wie auf den alten Spinetten sind die Seiten festonartig mit Trophäen von Musikinstrumenten dekoriert, auf der breiten Fläche des Deckels (s. Abbild. S. 560) schlingen sich um ein allegorisches Mittelbild auf Goldgrund ornamentale Gruppen, in welchen der Wappenadler von Preußen und der Löwe von England die Hauptmasse bilden, denen sich verschlungene Kränze, das Einhorn von England, Tauben, Blumen und ähnliche auf das Fest bezügliche Embleme anschließen. Der vordere besonders aufklappende Teil (siehe Abbild. am Kopfe dieses Aufsatzes) zeigt Noten und Instrumente mit musizierenden Engelsknaben. Sehr graziös ist die Innenseite des Deckels, welche auf hellem Grunde die Namen aller früheren und jetzigen bei dem Geschenke beteiligten Hofstaaten enthält — an ihrer Spitze der Namen des Grafen Moltke — und rings von ornamentalem Beiwerk umgeben ist, den unteren Abschluß bildet die Darstellung einer festlichen Auffahrt in der Tracht des Rokoko, an der Seite ist das Allianceewappen des hohen Paares angebracht.

An der Innenfläche des kleinen Deckels befindet sich dann noch von der Hand des Professors Albert Hertel eine ideale Landschaft, in deren festlichen Glanz Motive der Potsdamer Schlösser eingestreut sind. Das Geigenpult schließt sich ähnlich wie bei dem Instrument Friedrichs des Großen der übrigen Ausführung vollständig an; auch hier ist der Fuß geschnitzt und vergoldet, die Platte mit musikalischen Emblemen bemalt. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß alle Details, die bronzenen Griffe, Scharnierbänder und sonstige Teile mit höchster Sorgfalt nach eigenen Modellen ausgeführt sind.

Als das Klavier im Lichthofe des Kunstgewerbe-Museums ausgestellt war, haben es viele Tausende gesehen und bewundert; alle namhaften Klavierbauer Deutschlands kamen herbei, um es zu studieren, und wir werden wohl nicht mit Unrecht annehmen dürfen, daß, wie an alle Arbeiten, die unter der Ägide des hohen Paares im Laufe segensreicher Jahre entstanden sind, so auch an diese sich eine nachdrückliche Belebung des heimischen Kunstbetriebes knüpfen wird.



Störungen der Sprache.

Von

G. H. Schneider.



Die geheimnisvollen und wunderbaren Vorgänge im Gehirn des Menschen, auf denen die uns so wenig begreiflichen geistigen Erscheinungen beruhen und um deren Enträtselung sich die Menschheit jahrhundertelang ohne bemerkenswerte Erfolge bemüht hat, werden unter der Hand der heutigen Physiologen und Pathologen mehr und mehr unserem Verständnis nahe gebracht. Von allen Gehirnfunktionen sind es aber die Vorgänge beim Sprechen, welche nicht nur am vielseitigsten und gründlichsten, sondern auch mit den meisten Erfolgen untersucht worden sind, und welche uns einen hochinteressanten Einblick in die geistige Werkstatt gewähren, die jeder Mensch mit sich herumträgt und in der jede gute und böse That, alles Glück und Unglück der Menschheit entspringt.

So lückenhaft die Untersuchungen der Sprachstörungen auch bis jetzt noch sind, so geht doch aus den in der neueren Zeit gewonnenen und von dem berühmten Physiologen Kußmaul in Straßburg gesammelten Material unzweifelhaft hervor, daß alle einzelnen Funktionen des Gehirns lokalisiert sind und für jede geistige Thätigkeit besondere Centren und Bahnen existieren, deren Erkrankung nicht etwa immer eine allgemeine geistige Zerrüttung, sondern in der Regel nur den Verlust ganz bestimmter Fähigkeiten zur Folge hat. Nicht nur, daß die artikulierte Sprache überhaupt lokalisiert, das heißt an ganz bestimmte Teile des Gehirns gebunden ist, daß zum Sehen und Hören, zum Schreiben und Sprechen verschiedene Centren existieren, sondern die Auffassung und Wiedergabe der Silben kommt durch andere Nervencentren zu stande wie diejenige der Buchstaben und Laute, und die Auffassung und Wiedergabe der Worte und Sätze wieder durch andere als wie diejenige der Silben.

Es besteht also eine sehr weitgehende Arbeitsteilung zwischen den einzelnen Nervencentren und Nervenbahnen, so daß das Gehirn in der That einer Werkstatt oder vielmehr einer vielseitigen Fabrik zu vergleichen ist, in welcher jeder Arbeiter nur ganz bestimmte Thätigkeiten zu verrichten hat. Wie hier jeder Arbeiter und jede Arbeitergruppe nur auf vereinzelte Arbeiten eingeschult ist: der eine Teil zur Herbeischaffung des Materials, ein anderer zur Anfertigung gewisser Teile bestimmt ist (etwa einer Maschine), wieder ein anderer das Zusammensetzen der einzelnen Stücke, noch ein anderer das Expedieren der fertigen Produkte besorgt und das Ganze von bestimmten Organen überwacht und geleitet wird — ganz ebenso ist jede einzelne Nervenzelle und jedes Centrum auf ganz bestimmte Funktionen eingeübt; durch die Sinnesorgane werden die Eindrücke, die Materialien von außen dem Gehirn zugeleitet, in den Silben- und Wortcentren werden

die gehörten Laute zu verstandenen Silben und Wörtern zusammengesetzt, im Vorstellungscentrum kommen die den Worten entsprechenden Vorstellungen hinzu, im Denkcentrum wird bestimmt, wie die aufgenommenen Eindrücke verwertet werden sollen, was und in welcher Form der Organismus auf dieselben antworten, das heißt nach außen expedieren will, und die Sprech- und Schreibcentren endlich besorgen gleichsam das Zurechtlegen, Einpacken und Expedieren der geistigen Produkte, welche durch die Muskeln nach außen transportiert werden.

Ja, die Parallele läßt sich noch weiter ziehen. Die Arbeitsunfähigkeit auch nur weniger Arbeiter verursacht momentan eine Stockung, welche die ganze Fabrikthätigkeit mehr oder weniger beeinträchtigt. Aber die Störung wird allmählich dadurch beseitigt, daß anderen Arbeitern, welche ähnliche Verrichtungen haben wie die erkrankten, deren Thätigkeit, soweit es möglich, aufgebürdet wird. Ebenso verursacht die Erkrankung irgend welcher Nervencentren momentan eine Störung der ganzen geistigen Thätigkeit oder doch eines größeren Teiles derselben. Bald aber übernehmen andere naheliegende Nerven die Funktionen der erkrankten, so daß die Störung mehr oder weniger vollständig beseitigt wird, auch wenn die Funktionsunfähigkeit der erkrankten Zellen fortdauert. Diese Ersatzfunktionen sind gerade bei Sprachstörungen mehrfach beobachtet worden. Manche Sprachstörung kann durch ein abermaliges mühevolles Einüben des Sprechens allmählich wenigstens zum Teil beseitigt werden. In solchen Fällen sind es neue Nerventeile, welche zu den Sprachfunktionen eingeübt werden müssen.

Die Arbeitsteilung der Nervencentren zeigt sich uns darin, daß bei fast allen Sprachstörungen nur ganz bestimmte Funktionen, etwa nur die Zusammensetzung der Laute und Silben zu Worten, das Verbinden der gehörten Worte mit den entsprechenden Vorstellungen, das Erinnern bestimmter Wörter, das Umsetzen des Wortbildes in Lautbewegungen, das Zusammensetzen der artikulierten Laute oder Lautzeichen zu gesprochenen oder geschriebenen Wörtern oder irgend welche andere, aufgehoben sind. Einzelne Fälle von Sprachstörungen haben schon im Altertum das Aufsehen und Interesse der Forscher erregt. Aber erst in den letzten Jahrzehnten ist denselben besondere Aufmerksamkeit gewidmet worden. Einer der auffallendsten Fälle der Neuzeit war derjenige des bekannten französischen Naturforschers Broussonet. Derselbe hatte nach einem Schlaganfall alle Eigennamen vergessen, während sonst sein Sprachvermögen nicht alteriert war. Solche Erinnerungsstörungen, welche in geringerem Grade auch beim normalen Menschen im höheren Alter auftreten, aber nur bei Erkrankungen der betreffenden Gehirnteile so ausgeprägt sind, daß der Kranke z. B. alle Hauptwörter, selbst seinen eigenen Namen vergißt, wurden seitdem noch mehrfach beobachtet, und man illustriert dieselben mit Vorliebe durch die bekannte Anekdote Crichtons von dem Gesandten in St. Petersburg, der bei seinen Besuchen, nach seinem Namen gefragt, erst seinen Begleiter bitten mußte: „Um des Himmels willen sagen Sie mir, wie ich heiße!“ In allen diesen Fällen haben die Kranken die betreffenden Vorstellungen; sie wissen, was sie sagen wollen, finden aber das entsprechende Wort nicht dazu und suchen dies nun zu umschreiben. Statt Schere sagen sie „das, womit man schneidet“, statt Fenster „das, wodurch man sieht“ rc. Wird den Kranken das geschriebene oder gedruckte Wort gezeigt, so erkennen sie dasselbe als dasjenige, welches sie vergebens suchten, und — was das Merkwürdige dabei ist — sie können das gesehene Wort auch aussprechen.

Es beweist dies mit Evidenz, daß für die Vorstellung des gehörten und erinnerten Wortes und für die Wahrnehmung der geschriebenen und gedruckten Worte verschiedene Centren im Gehirn vorhanden sind und nicht nur die ersteren, sondern auch die letzteren mit den Willens-

centren in Verbindung stehen, durch welche die Aussprache der Worte ermöglicht wird.

Einen besonders interessanten Fall beobachtete der englische Forscher Graves. Der Kranke hatte alle Hauptwörter, nicht aber die Anfangsbuchstaben derselben vergessen. Statt des ganzen Wortes konnte er also immer nur den Anfangslaut sagen. So lange er das geschriebene oder gedruckte Wort mit den Augen fixierte, vermochte er es auch auszusprechen, im Augenblick nachher war er dazu unfähig. Das Artikulationsvermögen ist in diesem Falle also vollständig erhalten, ebenso das Vorstellungs- und Denkvermögen, aber die Verbindung zwischen der Vorstellung des Dinges und der Erinnerung des entsprechenden Wortes ist unterbrochen.

Nach Dr. Huns Erfahrungen kann in solchen Fällen die Worterinnerung durch die Schriftsprache, durch häufiges Buchstabieren und Lesen allmählich wieder hergestellt werden.

Diesen Sprachstörungen durch Schädigung des Erinnerungsvermögens (amnestische Aphasie) steht eine andere Gruppe von Sprachstörungen gegenüber, bei denen das Gedächtnis (und oft auch das Schreibvermögen) vollständig erhalten, die Zunge auch frei beweglich ist, aber kein Wort mehr gebildet werden kann. Die Wörter sind als akustische Zeichen ganz wohl im Gedächtnis, aber der Wille kann die vorgestellten Wörter nicht mehr in die geeigneten Bewegungen der Sprachwerkzeuge umsetzen; der Kranke, der alles versteht, richtig denkt, seine Gedanken auch korrekt niederzuschreiben vermag, bringt, je nach der Krankheit, nur unartikulierte Laute, einzelne Silben oder höchstens einige ein- und zweisilbige Wörter hervor (ataktische Aphasie). Dabei ist häufig die merkwürdige Erscheinung konstatiert worden, daß, wenn der Kranke in heftige, ärgerliche Erregung gebracht, der Trieb zum Sprechen also sehr stark wird, geläufige Flüche noch am leichtesten gelingen.

Wie vollkommen hierbei das Denk- und auch das Schreibvermögen erhalten sein kann, zeigt ein von dem französischen Forscher Trousseau beobachteter Fall. Der Kranke, ein Beamter, der plötzlich die Sprache verloren hatte, brachte nur noch einzelne unartikulierte Laute hervor, obgleich er seine Zunge frei nach allen Richtungen hin bewegen konnte. Dabei besorgte er trotzdem sein Amt, weil er im stande war, seine Geschäfte schriftlich abzumachen; ja, er überreichte Trousseau eine sehr sorgfältig von ihm abgefaßte Geschichte seiner Krankheit.

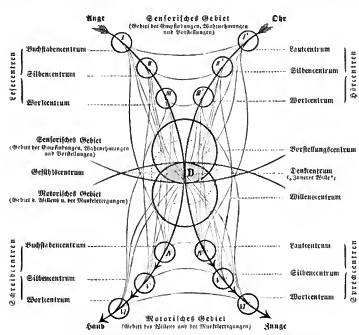
In anderen Fällen freilich ist mit der Sprachlosigkeit auch das Unvermögen zu schreiben (Agraphie) verbunden, und die Kranken können entweder nur noch einzelne Buchstaben oder sinnlose Buchstabenreihen hervorbringen, oder es gelingt ihnen auch das nicht mehr, und sie kritzeln vergeblich Striche auf das Papier, bis sie ihr völliges Unvermögen zum Schreiben einsehen.

Bei all diesen Sprech- und Schreibstörungen zeigt sich eine hochinteressante Beziehung derselben zur Erlernung des Sprechens und Schreibens. Das, was das Kind zuletzt lernt, nämlich die Wortbildung, geht bei Erkrankungen zuerst wieder verloren; die Erzeugung von einzelnen Lauten und sinnlosen Strichen, die sich beim Kinde zuerst entwickelt, bleibt bei den Erkrankungen am längsten bestehen.

Dies gilt auch für die amnestisch aphatischen Kranken, denen das Wortgedächtnis verloren gegangen ist. Dieselben haben in den meisten Fällen keine selbständige, keine Willenssprache mehr, allein sie können noch vorgesprochene Wörter nachsprechen. Geht auch die Nachahmungsfähigkeit verloren, so bleibt schließlich noch die interjektionelle Sprache, das heißt das Ausstoßen von Gefühlslauten, bestehen. Dieser unartikulierte Ausdruck von Lust und Schmerz entsteht aber beim Kind zuerst, danach entwickelt sich die Nachahmung vorgesprochener Laute, Silben und Worte, und erst dann beginnt das Kind allmählich selbständig zu sprechen. Ganz wie dem sprechenlernenden Kinde

gelingen dem Aphatischen die Nachahmungen besser, wenn er die Augen fest auf den Mund des Vorsprechenden richtet. Die gesehenen Mundbewegungen unterstützen das Sprechvermögen. Höchst eigentümlicher Art sind manche leichtere Störungen, die nicht in einer Erkrankung, sondern nur in mangelhafter Funktion der betreffenden Denk- und Willenscentren ihre Ursache haben. Hierher gehört vor der Klasse: „Der kleine Engländer, der erst einige Tage unserer Klasse angehörte, ist schon in verflossener Nacht wiederum gestorben, dawiederumda."

Ebenfalls bloß auf mangelhafter Funktion der betreffenden Centren beruht das Stammeln, Stottern, Poltern und Silbenstolpern. Das letztere besteht in einer fehlerhaften Zusammensetzung der Silben und Laute. Der Stolperer sagt z. B.



Schematische Darstellung der Centren und Bahnen der Sprache.

allem das sinnlose Einmischen von Silben und Lauten in die Rede, besonders wenn diese pathetisch wirken soll. Der berühmte Leipziger Pädagoge Ziller unterbrach seine Sätze in den Vorlesungen immer mit der eingeschobenen Silbe „ham". Ein Gymnasialdirektor aber flickte, wie Kußmaul erzählt, in seine Reden, wenn er eine große Wirkung erzielen wollte, die Wörter „wiederum", „dawiederum" oder gar „dawiederumda" ein. Und als nun ein Schüler gestorben war, berichtete jener „Keping" statt „Peking", „goten Murgen" statt „guten Morgen", „Artrallerie" oder „Rartrallerie" statt „Artillerie". Dem Stammler gelingen in der Regel ganz bestimmte Laute (am häufigsten r oder l) nicht und er setzt dann andere an deren Stelle. Jemand, der das l nicht aussprechen konnte und stets ein n an dessen Stelle setzte, wollte sagen: „Lills Luise ist verliebt bis in den Hals," und that's mit den Worten: „Ninns Nuise ist verniebt bis in den Hans." Von einem Dachs,

der nicht in den Fuchsbau schlupfen wollte, sagte er, daß er nicht „schnupfen“ möge.

Das Stottern beruht im wesentlichen auf einem ungeeigneten Zusammenwirken und krampfhaften Kontrahieren der Sprachmuskeln. Durch methodische Übungen kann — dies sei den Eltern stotternder Kinder zur Beruhigung gesagt — das Übel in den meisten Fällen gehoben werden.

In all den bisher angeführten Sprachstörungen ist die Verarbeitung des aufgenommenen geistigen Stoffes oder die Wiedergabe alteriert oder aufgehoben. Der Fabrikleiter hat die Aufträge vergessen und spediert die Ware in falscher Form oder an falsche Adressen, oder es fehlen die Verpacker und Spediteure.

Wie aber, wenn der Mensch gar nicht hört, dem Geist also keine Worte zugeführt werden? Wie, wenn die Fabrik kein geeignetes Material zur Verfügung hat? Sie sucht weniger passendes zu verwerten, und so macht es das Gehirn auch.

Aber wie die Verwertung des ungeeignetsten Materials zu bestimmten Kunstprodukten eine hohe Intelligenz und mannigfache Erfindungen voraussetzt und erst in der neuesten Zeit möglich geworden ist, so auch das Sprechen ohne Gehör.

Bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts hat kein Taubgeborener sprechen gelernt oder überhaupt artikulierte Laute zu stande gebracht. Erst dem sächsischen Lehrer Samuel Heinicke ist es gelungen, das höchste Problem des Taubstummenunterrichts zu lösen, das heißt den Tauben nicht nur Schrift- und Gebärdenverständigung beizubringen, sondern ihnen tönende Worte und eine artikulierte Lautsprache zu geben. Dies wird aber dadurch erreicht, daß man die Aufmerksamkeit des Taubstummen nicht nur auf die sichtbaren Bewegungen der Sprachwerkzeuge, sondern auch auf die fühlbaren Erschütterungen des Brustkastens und Kehlkopfes lenkt. Das Befühlen der Brust des Sprechenden ist für den Tauben von großer Wichtigkeit, und gerade für die Wahrnehmung der Erschütterung der Sprachwerkzeuge scheinen dieselben ein sehr feines Tastgefühl zu erlangen. Von einem taubgeborenen Mädchen wird erzählt, daß es sich mit dem Dienstmädchen nachts im Bett unterhielt, wenn es dessen Sprechbewegungen also nicht sehen, aber seine Hand auf dessen bloße Brust legen konnte.

Nach der hier folgenden schematischen Darstellung der Bahnen und Centren der Sprache kann sich der Leser leicht jedwede Sprachstörung versinnlichen. Vom Ohr und Auge werden die Laute und Schriftzeichen den sensorischen Centren zugeführt, im Denkcentrum die Laut- und Schriftäußerung bestimmt und durch die Sprech- und Schreibcentren die geeigneten Bewegungen der Sprach- und Schreiborgane ermöglicht. Sind die Bahnen und Centren im sensorischen Gebiet gestört, so leidet das Verständnis; eine Zerstörung der Bewegungscentren macht den Ausdruck unmöglich.

Je nachdem der Leser seine Hand auf die Seh-, Hör-, Schreib- oder Sprechcentren legt, hat er in den noch sichtbaren Centren und Bahnen das Bild derselben vom Blinden, Tauben, Agraphischen (der nicht schreiben kann) oder Aphatischen (der nicht sprechen kann). Die Verdeckung irgend eines einzelnen Centrums oder einer Bahn versinnlicht uns allemal ein bestimmtes Krankheitsbild der Sprachstörung im weiteren Sinne, und fast alle dadurch gewonnenen Krankheitsbilder sind in der Praxis bereits beobachtet worden.

Bei Erkrankung der Höreentren III′ und II′ versteht der Betreffende kein Wort mehr, obgleich sein Gehör sehr fein ist, alles Gesprochene vernimmt er nur noch als Schall oder Geräusch; geht auch das Centrum I′ verloren, so wird er ganz taub. Ebenso hat eine Erkrankung der Lesecentren II und III, während I gesund bleibt, zur Folge, daß der Kranke kein Wort mehr lesen kann, obgleich er doch noch sieht.

Der Leser verdecke mit der Hand das Sprechcentrum VI′, und er hat das Bild der ataktischen Aphasie; oder das Schreibcentrum VI, und er sieht dasjenige der Wortagraphie. Erstere Krankheit macht

ein Aussprechen von Worten unmöglich, obgleich der Kranke alles versteht und seine Zunge bewegen, auch noch Laute und einzelne Silben äußern kann; die letztere dagegen besteht in dem Unvermögen, ganze Worte zu schreiben. Haben die Bahnen im Denk- und Willenscentrum ihr Leitungsvermögen eingebüßt oder sind sie vernichtet, dann findet der Kranke das auszusprechende Wort nicht mehr, obgleich er alles versteht und Vorgesprochenes nachsprechen kann (amnestische Aphasie).

Die Verbindungen der Seh- und Hörcentren mit den Schreib- und Sprechcentren sind teils direkte, welche das Denkcentrum gar nicht berühren, teils indirekte, die das letztere passieren. Durch die ersteren kommt die unabsichtliche Nachahmung, durch die letzteren dagegen das absichtliche Sprechen und Schreiben mit Verständnis zu stande. Beim Kinde, das noch auf der Stufe der unabsichtlichen Nachahmung steht, fehlt nicht nur das Denkcentrum, sondern überhaupt die beiden Vorstellungs- und Willenscentren, und es sind demnach nur die direkten Bahnen zwischen den Sinnescentren und den Bewegungscentren vorhanden.

Da die Hörcentren auch Verbindungen mit den Schreibcentren und die Lesecentren solche mit den Sprechcentren haben, so ist es möglich, daß der Blinde das Schreiben, der Taube das Sprechen lernt. Aber diese Verbindungen sind nur indirekte; und während der Hörende irgend welche Worte oder Laute oft unabsichtlich nachspricht, die Sprache teils instinktiv erlernt und auch eine unwillkürliche Nachahmung gesehener Zeichen stattfindet, so ist dagegen die Umsetzung der gelesenen Schrift in Lautsprache und der gehörten Worte in Schriftsprache, wie unsere Darstellung der betreffenden Bahnen versinnlicht, nicht möglich ohne die Mitwirkung des Verstandes und Willens, wenigstens nicht, so lange es sich um die Erlernung dieser Umsetzung handelt. Ein gedankenloses unabsichtliches Niederschreiben gehörter Worte kann nur nach sehr häufiger Übung stattfinden, aber auch dann erfolgt dasselbe nicht etwa, weil ganz direkte Verbindungen zwischen den Hör- und Schreibcentren existierten, sondern weil die Bahnen von den ersteren zu den letzteren durch das Denkcentrum so gangbar sind, daß die Leitung resp. Umsetzung schon stattfindet, ohne daß unsere Aufmerksamkeit darauf gerichtet ist.

Wie der Blinde das Schreiben, der Taube das Sprechen nur mit Hilfe des Verstandes und Willens zu erlernen vermag, so gelingt auch dem Aphatischen das Schreiben und dem Agraphischen das Sprechen nur, wenn sein Denkvermögen nicht geschädigt ist.

Von all diesen Verhältnissen wird die beigefügte Tafel, hoffe ich, dem Leser eine verständliche Anschauung geben.





Litterarische Mitteilungen.

Ein monumentales Geschichtswerk.

Schwerlich hat je ein Buch eine solche schicksalsschwere Lebens- und Leidensgeschichte gehabt wie das riesenhafte Werk: **Geschichte der europäischen Staaten.** Herausgegeben von A. H. L. Heeren, F. A. Ukert und W. von Giesebrecht. Von 1829 bis 1883. (Gotha, Friedrich Andreas Perthes.) Fast hundert Bände umfaßt das ungeheure Opus gigantischen Gelehrtenfleißes, und doch ist es noch nicht fertig, und die Zeit läßt sich auch nicht annähernd bestimmen, wann es endlich zum Abschluß kommen soll. Aber selbst in dieser seiner torsohaften Gestalt ist das monumentale Buch eine der hervorragendsten Schöpfungen auf dem Gebiete der deutschen Geschichtschreibung und eine Zierde der deutschen Litteratur sowohl wie des buchhändlerischen Unternehmungsgeistes, und verdient nicht nur in quantitativer, sondern auch in qualitativer Beziehung die Beachtung aller Geschichtsfreunde und aller Gebildeten überhaupt. Ich betone den Ausdruck „gebildeten" ganz besonders, denn die „Europäische Staatengeschichte" ist nicht ausschließlich für Gelehrte und Forscher, sondern für alle Gebildeten, welche ein tieferes Interesse für die historische Darstellung hegen, bestimmt. Von vornherein sei hier bemerkt, daß sich das Werk, wie zahlreich auch die Verfasser sind, welche an demselben mitgearbeitet haben, in rühmlicher Weise fern hält einerseits von citatenreicher Gelahrtheit und Katenenschreiberei und andererseits von steifer Schulmäßigkeit und flacher Popularität. Der Stil ist fast durchweg ein klarer und die Darstellung eine lichtvolle, so daß jedermann an der Lektüre der einzelnen Staatengeschichte seine Freude haben wird.

Die in ihrer Art einzig dastehende Sammlung wurde bereits vor sechzig Jahren in Angriff genommen, und zwar von einem der namhaftesten Buchhändler Deutschlands, dem 1843 verstorbenen Friedrich Perthes, dem sein Sohn, Professor Klemens Perthes, ein so schönes biographisches Denkmal gesetzt hat. Friedrich Perthes begann 1823 die Vorarbeiten für das umfassende Monumentalwerk. Nicht so sehr der buchhändlerische Spekulationsgeist, als vielmehr das lebendige nationale Interesse bestimmte ihn, sich in das weitaussehende und schwierige Unternehmen einzulassen. Der in den Zeiten der Unterdrückung und der Freiheitskriege in Deutschland erwachte nationale Gedanke hatte mit Notwendigkeit eine lebhaftere Teilnahme für die historischen Studien, namentlich die vaterländische Geschichte, hervorgerufen. Patriotische Männer erwarteten mit Recht von einer Vertiefung der Geschichtswissenschaft nicht nur eine gesundere Befriedigung der litterarischen Bedürfnisse der Nation, sondern vor allem auch eine heilsame Einwirkung auf die Neugestaltung der politischen Verhältnisse, in welcher man begriffen war. In diesem Sinne entwarf der Freiherr von Stein den Plan zu einer vollständigen Ausgabe der Quellen für die ältere deutsche Geschichte. Es ist bekannt, daß mit den Monumenta Germaniæ historica, nachdem Stein in Georg Heinrich Pertz den rechten Mann zur Ausführung dieses Planes gefunden, für die deutsche Geschichtswissenschaft eine ganz neue Ära begonnen. Den Gedanken Steins hatte nun Perthes sehr lebhaft erfaßt; doch konnte es ihm nicht entgehen, daß es noch etwas anderes als Quellensammlung und gelehrter Geschichtsforschung bedürfe, wenn der Nation das historische Verständnis erschlossen, ihr Bedürfnis nach demselben befriedigt und alle die heilsamen Wirkungen erreicht werden sollten, welche man von der Geschichte auf die Gegenwart erwartete. Perthes war nun vor allem bemüht, eine geeignete Redaktion für das Werk zu finden. Er gewann zunächst den berühmten Historiker A. H. L. Heeren in Göttingen und später F. A. Ukert in Gotha als Herausgeber; aber sechs Jahre der Vorbereitung verflossen, bis die erste Lieferung der

Staatengeschichte im Jahre 1829 erscheinen konnte. Die beiden Redacteure betonten in all ihren Aufforderungen an mehrere namhafte Historiker zur Mitarbeiterschaft folgende Grundsätze, die sich in der That wie ein roter Faden durch das ganze Buch hindurchziehen: Man muß vor allem das Hauptaugenmerk auf das richten, wodurch Staat und Nation Staat und Nation sind: auf die Entwickelung der Verfassung und des Nationalgefühls. — Die Quellen müssen aufs neue durchforscht werden, um zu sehen, ob man nicht die Fragen beantworten könne, wie sich ein dritter Stand gebildet habe, wie sich die Verhältnisse der Stände untereinander und zu den Regenten entwickelten, was in Hinsicht auf Steuern und Finanzen geschehen, wie das Kriegswesen beschaffen sei, welchen Grad der Bildung die einzelnen Stände hatten, wie der sittliche und religiöse Zustand aller Klassen in den verschiedenen Perioden war, wie es mit Ackerbau, Handel und Verkehr stand. — Die Darstellung muß Einfachheit mit Würde und Klarheit vereinen, und man gebe weniger Betrachtung der Geschichte als Geschichte selbst; man lasse die Thatsachen sprechen, damit der Leser zum Nachdenken angeregt wird und selbst beurteilen kann, ob die Beweise, welche jede Partei der neuesten Zeit aus der Geschichte hernimmt, stichhaltig sind oder nicht.

So weit ging alles gut, aber alsbald begannen die zahllosen Fatalitäten. Perthes, der sich einbildete, daß die „Europäische Staatengeschichte“ in wenigen Jahren in all ihren Bänden vollendet sein sollte, denn er meinte, „das Stückeln und Bröckeln sei eine häßliche Unart in der deutschen Litteratur“, bemerkte bald, daß ein so großartig angelegter Plan Jahrzehnte zur Ausführung bedürfe. Jahrelang klopfte er vergebens an die Thür namhafter Historiker wie Rehberg, Schlosser, Raumer und Eichhorn — alle diese Männer gaben ihm Rat und gute Lehren, arbeiteten aber nicht mit. Nach unsäglichen Mühen gelang es endlich dem Verleger, sich einen verläßlichen Stab von Mitarbeitern zu sichern: Pfister, Leo, Stenzel, Dahlmann, Ranke, Katteck, Löbell, Rehm, Münch und Evers hatten ihre Thätigkeit versprochen — jedoch wie viel hatte sich später an dem geändert, was damals als festgeordnet galt! Die erste Lieferung des Werkes nun erschien, wie bereits bemerkt, im Jahre 1829: den ersten Band der „Geschichte der Deutschen“ von J. C. Pfister und zwei Bände der „Geschichte der italienischen Staaten“ von H. Leo umfassend. Am Schlusse des Vorworts zu ersterem Werk erklären Heeren und Ukert: „Jeder bedeutende Staat Europas erhält seine eigene Geschichte. Allgemeine Übereinstimmung in allen Ansichten ist, da jede einen verschiedenen Verfasser hat, nicht zu erdenken und wäre selbst nicht wünschenswert, weil sie nur Einseitigkeit herbeiführen dürfte. Darin aber kommen alle Mitarbeiter überein, vom regsten Eifer für Wahrheit und Recht beseelt, daß nur die ruhige Untersuchung ihre Stimme hören lassen, leidenschaftliche Parteilichkeit entfernt bleiben soll.“ Das Unternehmen hatte trotz der Lauheit und Flauheit, mit welcher die litterarische Kritik sich verhielt und welche zum großen Teil auf die Antipathie zwischen Heeren und Schlosser zurückzuführen war, einen sehr bedeutenden Erfolg. Pfisters „Geschichte der Deutschen“ liegt uns in fünf Bänden abgeschlossen vor. Der letzte Band erschien im Jahre 1835 und endigt mit dem Tilsiter Frieden von 1807. Als Fortsetzung und Schluß der Pfisterschen „Geschichte der Deutschen“ ließ Professor F. Bülau 1842 die „Geschichte Deutschlands von 1806 bis 1830“ erscheinen. Leos „Geschichte der italienischen Staaten“ kam gleichfalls 1832 in fünf Bänden zum Abschluß. Selbstredend konnte die Geschichte Deutschlands nicht mit dem Jahre 1830 aufhören, und die Verlagshandlung hat noch weitere Ergänzungen sowohl der Geschichte Gesamtdeutschlands wie derjenigen der Einzelstaaten folgen lassen, wie ich noch weiter unten zeigen werde. Spanien und Portugal sollten zuerst in einer Abteilung von mäßigem Umfang behandelt werden, bald aber wurde die Bearbeitung beider Staaten getrennt. Die „Geschichte von Spanien“ von F. W. Lembke kam 1831 heraus. Die Fortsetzung des Buches wurde von H. Schäfer bearbeitet und umfaßt zwei Bände. Die neueste Geschichte Spaniens harrt noch ihres Historikers. Die „Geschichte Portugals“ liegt uns gleichfalls in der Bearbeitung H. Schäfers in fünf Bänden vor. Beide Geschichtsbücher zeichnen sich durch große Übersichtlichkeit in der Gruppierung des Stoffes und einfache und lichtvolle Darstellungsweise aus.

Notgedrungen kam man immer mehr aus der Bahn, welche der ursprüngliche Plan vorzeichnete. Als Heeren 1842 und F. Perthes ein Jahr darauf starben, war bereits die Zahl der Bände erreicht, welche man in Aussicht gestellt hatte, und doch war man von dem Abschluß des Unternehmens weit entfernt. Im Jahre 1845 waren dreiundvierzig Bände erschienen, und die Verlagshandlung glaubte jetzt versichern zu können, daß die Geschichte von sieben Staaten in kurzem, das ganze Werk in wenigen Jahren fertig sein werde. Aber auch als Ukert, der letzte, welcher an der Wiege der Herausgabe der „Europäischen Staatengeschichte“ gestanden hatte, 1857 verschied, stand die Vollendung der Sammlung noch in weiter Ferne; und, wie gesagt, auch jetzt läßt sich über den Endtermin nichts Bestimmtes sagen. Die Erweiterung hing, wie W. v. Giesebrecht mit

Recht meint, mit einer bei weitem größeren Vertiefung der Arbeiten zusammen, als man beim ersten Anschlage angenommen hatte. Die Jahre, in welche die ersten Publikationen der „Europäischen Staatengeschichte" fielen, waren gerade die entscheidenden für den Sieg der neueren kritischen Geschichtsforschung, und bald sah man, daß ohne Anwendung derselben die Sammlung nicht eine würdige Stellung behaupten könne. Nachdem die klassischen Arbeiten von Dahlmann: „Geschichte von Dänemark" (drei Bände, 1840 bis 1843), Stenzel: „Geschichte des preußischen Staates" (fünf Bände, 1830 bis 1853) und Lappenberg: „Geschichte von England" (1834) in der Staatengeschichte erschienen waren, sahen sich alle Nachfolger Aufgaben gegenübergestellt, die sich weder in kurzer Zeit noch auf einem knapp bemessenen Raume lösen ließen. So wurde aus einer Geschichte der europäischen Staaten eine Sammlung von selbständigen, umfangreichen Geschichten europäischer Staaten. Dennoch erhielten sich die wesentlichsten Vorzüge der ursprünglichen Anlage, und wo von ihr abgegangen wurde, gewann man manches, was dem Werke festeren Bestand sicherte. Ein neues Leben erhielt und einen sehr gedeihlichen Aufschwung nahm das Werk aber erst, als der berühmte Münchener Historiker W. v. Giesebrecht (geb. den 5. März 1814) vor zehn Jahren, im Sommer 1874, die seit Ukerts Tode verwaiste Redaktion der „Europäischen Staatengeschichte" übernahm. Die Sorgfalt, Umsicht und Gewissenhaftigkeit, womit er seitdem die Weiterführung beziehungsweise Neubearbeitung des Kolossalbaues besorgt, verdient das höchste Lob. Im fünften Band der „Geschichte Schwedens" von F. F. Carlsen spricht er sich über seine diesbezügliche Thätigkeit in durchaus zutreffender Weise aus. Er sagt dort u. a.: „Es mußten sich vor allem mir die Fragen aufdrängen, ob die Vervollständigung jetzt nach in dringendes Bedürfnis und, wenn dies der Fall, ob sie unter den jetzt obwaltenden Verhältnissen auch ausführbar sei. Ich habe geglaubt, beide Fragen bejahen zu müssen... Friedrich Perthes gründete einst seinen Plan auf den in großen Ereignissen erwachten historischen Sinn unseres Volkes. Niemand wird nun die Thatsache leugnen wollen, daß die historischen Studien in den letzten Jahrzehnten immer breiteren Boden gewannen, immer lebhafter die Geister erfaßt haben... Die Grenzen zwischen den Männern gelehrter Bildung und jenen gebildeten Geschäftsmännern, für welche Perthes zunächst die Staatengeschichte bestimmte, sind zugleich immer flüssiger geworden. Mit jedem Tage erweiterte sich der Kreis derer, die in einem Werke gründlicher Forschung und ungefärbter Darstellung der Thatsachen sich über die Genesis unserer Lebensverhältnisse zu unterrichten suchen. Entspricht die Staatengeschichte so einem sich immer stärker aufdrängenden Bedürfnis, so wird sie dies doch nur in ihrer Vollständigkeit ganz befriedigen können... Es steht nach meiner Ansicht unserem Jahrhundert wohl an, ein Werk, welches es im größten Stile begannen, auch in würdiger Weise zu vollenden. Mögen spätere Zeiten, wenn sie es vermögen, Besseres leisten!" Unter der Leitung W. v. Giesebrechts ist nun eine größere Teilung der Arbeit, als sie bisher stattfand, eingetreten, wodurch der Fortgang des Ganzen wesentlich beschleunigt wird. Ihm ist es in erster Linie zu verdanken, wenn die unter der Redaktion Giesebrechts bewerkstelligte Neubearbeitung nicht nur dem Standpunkt der historischen Forschung der Gegenwart entspricht, sondern wahrhaft Vorzügliches und Mustergültiges leistete. Die Gediegenheit der modernen kritischen Schule zeigt sich bereits in den Fortsetzungen der noch weiter zurückgebliebenen Abteilungen, am meisten jedoch in den selbständigen Arbeiten. Ich will hier kurz die Ergebnisse der redaktionellen Thätigkeit Giesebrechts innerhalb dieses Jahrzehnts hervorheben.

In der „Europäischen Staatengeschichte" befriedigte am wenigsten die deutsche Geschichte die jetzigen Ansprüche. Seit der Publikation von Pfisters „Geschichte der Deutschen" ist ein halbes Jahrhundert verflossen, und seitdem hat sich auf dem Gebiete unserer nationalen Geschichte eine außerordentlich reiche und fruchtbare Thätigkeit entwickelt, nicht ohne Verbindung mit den Ideen, welche zur Gründung des neuen Reiches führten. Giesebrecht faßte nun den Plan, ein Werk ins Leben zu rufen, welches, auf vollständiger Kenntnis des Quellenmaterials fußend, durch selbständige Auffassung und Darstellung die Wissenschaft fördern und zugleich über die gelehrten Kreise hinaus Teilnahme erwecken sollte. Er verband sich mit den Historikern F. Dahn, A. Dove, K. Th. Heigel, A. v. Kluckhohn und F. X. v. Wegele zu diesem Zwecke. So entstand die „Deutsche Geschichte", welche acht Bände umfassen soll. Der bereits vorliegende erste Band von F. Dahn behandelt die „Geschichte der deutschen Vorzeit" mit großer Gründlichkeit, kritischem Scharfsinn und zugleich formeller Meisterschaft. Gleichzeitig erschien der sechste, der „Geschichte Friedrichs des Großen und Josephs II.", gewidmete Band, von Professor A. Dove in Breslau, dem gründlichen Forscher und geschmackvollen Darsteller, bearbeitet. Die anderen Bände werden in kurz bemessenen Zwischenräumen folgen. Neben der Bearbeitung der Gesamtgeschichte liegen nach einzelne Partikulargeschichten deutscher Staaten von großem Wert vor. S. Riezler lieferte eine „Geschichte Bayerns" in zwei Bänden (1878

und 1880). Von der „Geschichte Würtembergs“ von P. F. Stälin ist 1882 der erste Band erschienen; die „Neuere Geschichte des preußischen Staates“ hat E. Reimann 1882 bearbeitet, und die von C. W. Böttiger 1867 begonnene „Geschichte des Kurstaates und Königreichs Sachsen“ hat mit dem zweiten und dritten Band (1870 und 1873) ihren Abschluß gefunden. In neuer Bearbeitung resp. Fortsetzung liegen noch ferner vor: „Geschichte Polens“ von J. Caro (vierter Band, 1875), „Geschichte der Niederlande“ von K. Th. Wenzelburger (1879), „Geschichte Schwedens“ von F. F. Carlsen (fünfter Band, 1875), „Geschichte von Spanien“ von F. W. Schirrmacher (vierter Band, 1881). Ganz neu und selbständig gearbeitet sind die nachstehenden Geschichtswerke: „Geschichte Griechenlands“ von G. F. Hertzberg (vier Bände, 1876 bis 1879), „Geschichte des Kirchenstaates“ von M. Brosch (zwei Bände, 1880 bis 1882), „Geschichte Frankreichs von 1830 bis 1871“ von C. Hillebrand (1877 bis 1879) und „Geschichte Toskanas“ von A. v. Reumont (zwei Bände, 1876 bis 1877).

Der nur knapp zugemessene Raum verbietet es mir zu meinem lebhaften Bedauern, auf alle diese Werke, welche zum Teil eine wesentliche Bereicherung der historischen Wissenschaft bezeichnen, hier näher einzugehen. Nur so viel sei hervorgehoben, daß W. v. Giesebrecht sich überall als ein ebenso fleißiger wie gewissenhafter Redacteur bekundet. Die Register, welche die Verlagshandlung anfertigen ließ, erleichtern die Übersichtlichkeit über das weitschichtige Material, und wäre nur zu wünschen, daß die noch fehlenden Register gleichfalls nachgeliefert würden. Der größte Fehler der „Europäischen Staatengeschichte“ besteht in ihrer Unvollständigkeit, aber zu bedauern ist auch der Umstand, daß manche der unter der Redaktion von Heeren und Ukert erschienenen Bücher zu oberflächlich und zu wenig kritisch ihres Amtes walten. Doch trotz all dieser Schwächen, Mängel und Unvollkommenheiten bleibt das Werk ein staunenswertes Monument deutschen Gelehrtenfleißes und ein Triumph des deutschen Buchhandels. Schon jetzt haben wir eine historische Sammlung vor uns, welche die allgemeinste Beachtung verdient, und man wird nicht umhin können, die Worte Giesebrechts zu unterschreiben, daß die „Europäische Staatengeschichte“ im großen und ganzen sich als ein sehr brauchbares, ja unentbehrliches Hilfsmittel für historische Studien aller Art erwiesen hat, daß sie eine Schatzkammer des reichsten Materials ist und daß sie alle ähnlichen Unternehmungen, welche früher entstanden, weit übertroffen hat, ohne daß spätere von gleicher Reichhaltigkeit auch nur versucht wären. A. K.

Litterarische Notizen.

Gruß vom Elbstrand. Fünfundzwanzig Lichtdrucke nach Originalen Dresdener Künstler. (Dresden, A. Gutbier.) — Ein rechter Festtagsgruß vom schönen Elbe-Florenz, der sicher überall, wo Liebe zur echten Kunst genährt wird, einen freundlichen Wiederhall finden wird. Es haben die besten künstlerischen Kräfte Dresdens Zeichnungen gratis zur Verfügung gestellt, da das Werk zum Besten des Sächsischen Künstlerunterstützungs-Vereins herausgegeben wird. Es sind Bilder ohne Worte, doch jedem leicht verständlich. Drei Blätter mit vier Bildern bringen Zeichnungen des in diesem Jahre verstorbenen Künstlernestors L. Richter; da sie bisher noch nicht publiziert wurden, so werden sie seinen vielen Freunden um so willkommener sein. Eine weihevolle Kompositian, Melanchthon bei Luther von F. Pauwels, dürfte um ihres tiefen Ernstes wie der gediegenen Ausführung willen allgemein ansprechen. Es ist hier nicht möglich, einzeln den Inhalt jedes Blattes zu besprechen. Auch der Humor fehlt in dem Album nicht: O. A. Stichart führt uns einen Maler vor, der eine Abundantia malt und, die Arbeit unterbrechend, sein mehr als frugales Frühstück verzehrt. Das militärische Leben, das Jagdvergnügen sowie das Tierstück sind vertreten, letzteres durch S. Dahl (Katzen) und A. Friedrich (Pferde). Sechs Blätter enthalten Landschaften, darunter von F. Preller Ansicht von Canossa. Die Lichtdrucke von Römmler und Jonas geben die Vorbilder treffend, die Mappe ist sehr geschmackvoll von Prof. Graff entworfen. Es ist also ein wahres Prachtwerk nach Inhalt und Form, das wir hier vor uns haben. W.

* * *

Um noch einige empfehlenswerte Prachtausgaben zu erwähnen, gedenken wir zweier Bände, welche textlich außerordentlich populären Inhalt haben und beide von demselben Künstler illustriert sind. Das erste ist die Fritz Reuter-Galerie mit Bildern von Konrad Beckmann und erklärendem Text von Karl Theodor Gaedertz, bei Friedrich Bruckmann in München erschienen; das zweite giebt die reizende Elfengeschichte **Das Heimchen**

auf dem Herde von Charles Dickens, ebenfalls illustriert von Konrad Beckmann, und erschien bei Adolf Titze in Leipzig. Beide Bücher enthalten mehrere ganzseitige und kleinere, in den Text eingefügte Bilder, bei der Reuter-Galerie sind die größeren Zeichnungen photographisch wiedergegeben. Die Manier Beckmanns will uns bei dem Dickensschen Weihnachtsmärchen nicht überall gefallen, da er den Realismus darin etwas stark betont; bei den derben Lieblingsgestalten unseres großen plattdeutschen Dichters, dem Bräsig, der Mutter Swartsch, Triddelsitz u. s. w., empfindet man diese Eigenart als mehr am richtigen Platze. — An das frühere Düsseldorfer Künstleralbum erinnert ein neues schönes Unternehmen, die **Münchener Bunte Mappe**, herausgegeben von Max Bernstein (München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft), welche Originalbeiträge Münchener Künstler und Schriftsteller enthält, darunter auch eine musikalische Komposition von Robert v. Hornstein. Es ist in der That eine stattliche Anzahl von erlauchten Namen in dem Buche vertreten, und auch jüngere strebsame Kräfte haben Zutritt gefunden. Das Ganze macht einen ungemein künstlerisch vornehmen und dabei flotten Eindruck.

* *

Ein sehr ansprechendes Geschenk für heranwachsende junge Mädchen ist der erste Band eines Jahrbuches, das unter dem Titel **Blüten und Ähren** im Verlage von Richter und Kappler in Stuttgart erscheint. Jeder Band bildet ein abgeschlossenes Ganzes und enthält eine Sammlung von Beiträgen anerkannter Verfasser nebst Illustrationen nach Zeichnungen von der Herausgeberin Marie Beeg. Der diesjährige erste Band bringt Gedichte, Novellen und populär-wissenschaftliche Abhandlungen von Karl Gerock, Johannes Trojan, Klementine Helm, Marie v. Olfers, Herm. J. Klein und verschiedenen anderen. Wir können diesem Unternehmen, welches für die Töchter gebildeter Kreise bestimmt ist, nur das beste Gedeihen wünschen, da es in der That ein Schatzkästlein für die junge Mädchenwelt zu werden verspricht. — Von der Riegerschen Verlagshandlung in Stuttgart wird eine Serie von Reiseschilderungen herausgegeben, die den Gesamttitel führen **Bei Freund und Feind in allen Zonen**, für die reifere Jugend bearbeitet von J. H. O. Kern. Der letzte Band enthält „Der Flüchtling im Gran Chaco“ und schildert südamerikanische Gegenden und ihre Bewohner. Die Illustrationen sind gut ausgeführt und der Text anschaulich gehalten.

* *
*

In zweiter vermehrter Auflage ist im Verlage von Hermann Grüning in Hamburg, sehr hübsch ausgestattet und mit dem Bildnisse des Verfassers versehen, das Buch **Die Psychologie der Liebe** von Julius Duboc versandt worden — ein Werk, welches durch die Feinheit der Beobachtung und die Wärme der Darstellung schon bei seinem ersten Erscheinen den günstigsten Eindruck hinterließ. Zufällig trifft diese neue Auflage mit einer zweiten, gleichfalls verbesserten Auflage von Paul Mantegazzas **Physiologie der Liebe**, welche in der Übersetzung von Eduard Engel bei Hermann Costenoble in Jena erschienen ist, zusammen. Man kann die Untersuchungen des italienischen Gelehrten mit den Anschauungen des deutschen Denkers in vieler Hinsicht vergleichen, denn abgesehen von dem ganz verschiedenen wissenschaftlichen Standpunkt, da Mantegazza die physische und Julius Duboc die seelische Bedeutung der Liebe zum Gegenstand der Betrachtung macht, berühren sie sich in einzelnen Stücken, und man nimmt gar oft wahr, daß bei dem Italiener die hohle Phrase in Fällen dominiert, wo der Deutsche mit gründlicher Offenheit den Gegenstand behandelt und überall der edlen Richtung in der menschlichen Natur ihr Recht gewährt. — In dem Verlage von Grüning erschien auch eine Sammlung einzelner Aufsätze von Julius Duboc unter dem Titel **Gegen den Strom**, sämtlich sehr geistvolle und schön geschriebene Abhandlungen über hervorragend wichtige Themata. Auch dieses Buch ist sehr hübsch ausgestattet.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



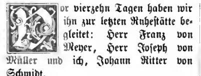


Der gute Mond.

Novelle

von

Marie v. Ebner-Eschenbach.



Vor vierzehn Tagen haben wir ihn zur letzten Ruhestätte begleitet: Herr Franz von Meyer, Herr Joseph von Müller und ich, Johann Ritter von Schmidt.

Ja, er ist tot, der gute Mond; nun giebt es keinen Königrufer mehr, und sind wir reduziert auf einen Tapper. Einen anderen Stammgast des „Blauen Raben“ einzuladen, den leer gewordenen Stuhl des Freundes zu besetzen, ist uns nicht eingefallen, so viele Prätendenten sich derohalber auch direkt und indirekt bei uns gemeldet, und so anständige Leute es auch waren, an denen unser Städtchen überhaupt, zu seiner Ehre sei es gesagt, keinen Mangel leidet. Der Platz, den der gute Mond durch neunzehn Jahre allabendlich drei Stunden lang eingenommen hat, ist infolge des hohen Alters seines Inhabers und des Ratschlusses der ewigen Vorsehung leer geworden und soll denn leer bleiben. Was die Erinnerung an den Verblichenen betrifft, so wird sie uns niemals entschwinden, und werden wir die Geschichte, die er am liebsten erzählte, niemals vergessen. Aber, derweil sie noch frisch in uns lebt und seine Ausdrucksweise uns auch noch ganz geläufig ist, habe ich, der ich mich des besten Gedächtnisses erfreue und auch gut in der Feder bin, es unternommen, dieselbe aufzuschreiben. Durchaus genau, wie er sie zu erzählen pflegte. Der Herr von Müller wird das Titelblatt zu dem Manuskript ausfertigen, und es wird den Verewigten vorstellen, wie er beim Tarock sitzt, mit seiner rosigen, etwas ins Karmoisinene spielenden Gesichtsfarbe und seinen schneeweißen Haaren.

Die Frau von Meyer, die eine gute Hausfrau und sehr praktisch ist, hat ihn immer verglichen mit einer zur Hälfte verzuckerten Erdbeere, und die Frau von Müller, die mehr poetisch fühlt und zur Schwärmerei neigt, wurde stets durch ihn an einen beschneiten Rosenhügel gemahnt. Dies in Parenthese.

Der Herr von Meyer spitzt schon einen

Bund Gänsekiele (da er sich absolut nicht zur Stahlfeder bequemen will) zu einer kalligraphischen Abschrift.

Die schlechtesten Witze, das weiß jeder, werden von den Jägern und von den Kartenspielern gemacht, und so war es denn auch ein schlechter Witz von uns, daß wir ihn den guten Mond nannten. Mond, weil er diese Karte so oft in die Hand bekam, und den guten, weil er mit ihr, statt den anderen, sich selbst einen Schaden zufügte, sintemalen er sie fast regelmäßig vom Skis fangen ließ. Sein wirklicher Name war Franz Edler von Bauer, und er hatte ein ansehnliches Gut besessen, das er bis in sein siebzigstes Jahr ausgezeichnet verwaltete. Als er jedoch seine Kräfte schwinden und sich nicht mehr fähig fühlte, die Wirtschaft mit der gewohnten Energie und Genauigkeit zu führen, und vielleicht auch aus anderen Gründen, verkaufte er die Besitzung und zog ins Städtchen, wo er bald zu sterben gedachte. Dieses traf jedoch lange nicht ein, und er brachte es zu einem Alter, das ihn berechtigte, uns, die wir sämtlich zwischen dem fünften und dem sechsten Jahrzehnt herumhüpfen, per grüne Grasteufel und rote Erdzeisel zu traktieren. Verheiratet war er gewesen und nicht gewesen. Aber — das ist eben die Geschichte, und die beginnt somit.

* * *

Es ist so lange her, daß ich mich nicht zu genieren brauche, sondern aufrichtig sagen darf: wir sind ein paar schöne Leute gewesen, mein Vetter Franz und ich. Franz! Ihr wißt schon, wir führten denselben Familien- und denselben Taufnamen, und er war ein einziger Sohn wie ich, und wir haben einander auch im Äußeren ähnlich gesehen. Beide blond mit blauen Augen, stattlichen Nasen und Vollbärten, nur daß bei ihm alles in die Länge und bei mir in die Breite ging. Und er so fein! Ach, was war euch dieser Mensch so fein! Ich habe nie einen so feinen Menschen gesehen... Ich dafür immer mehr brüsk, aber sonst — ganz ähnlich.

Meine Eltern starben früh, setzten mir einen schläfrigen Vormund, der mein Interesse nicht zu wahren verstand, und weil ich als Bub schon auf mein Interesse war wie der Teufel, kümmerte ich mich selbst um meine Sache und dirigierte und kommandierte bereits als ein Unmündiger bei mir herum. Zeit hatte ich dazu; damals verdummten und verweichlichten die jungen Leute noch nicht wie jetzt auf der Schulbank. Bei meinem Vetter und lieben Nachbarn ging's anders zu; seine Eltern trieben Abgötterei mit ihm und hätschelten ihn, als ob er eine brustkranke Prinzessin gewesen wäre. Wenn er ein Gewehr in die Hand nahm, wurden sie blaß, und wenn er junge Pferde zuritt oder einführte, beteten sie für ihn. Wenn er aber ein Gedicht machte — denn er machte Gedichte; ja, Gedichte in Versen, und die Verse reimten sich sogar — und wenn er die Poesie dem Papa oder der Mama am Geburtstag oder Namenstag unter die Serviette legte, da weinten sie vor Freude. Kurz, die Aufgabe ihres Lebens war, den Sohn zu verzärteln, und als sie dieselbe fertig gebracht hatten, verließen sie ihn — just, da sie ihm am nötigsten gewesen wären, dem unerfahrenen und unschuldigen Kind von fünfundzwanzig Jahren. Die Mutter wurde plötzlich von einem Herzschlag hinweggerafft, der Vater folgte ihr bald nach — aus Sehnsucht, meiner Treu. Auf dem Totenbett empfahl er mir den Sohn und das Gut, das, wie gesagt, an das meine grenzte. Da hatte ich ihn auf dem Hals und die Ehre, alle Tage mit ihm auf den Friedhof zu laufen zu den Gräbern seiner Eltern, die er mit Kränzen schmückte und mit sentimentalen Inschriften. Und nach Dresden ist er gereist und hat bei einem berühmten Bildhauer einen Engel machen lassen, der seine Züge trug. Sie können denken, was das gekostet hat — mich nämlich; erst die Statue und dann der weite Transport von Dresden bis herunter zu uns nach Siebenbürgen. Aber dafür welch ein Aufsehen! von weit und breit kamen die Leute aus der Nachbarschaft, den schönen

Grabesengel zu sehen und die Inschriften zu lesen, und was jung war und eine Frau oder ein Fräulein, das verliebte sich in das Urbild des Engels und in den Urheber der Inschriften. Es regnete nur so Einladungen und Brieschen, und er hatte bald eine Korrespondenz wie ein Minister. Was mir recht war, denn es zerstreute ihn doch. Und Partien hätte er machen können — prächtige! und hätte nur die Wahl gehabt zwischen einem halben Dutzend Erbtöchtern. Aber diese Unentschlossenheit und Zaghaftigkeit und dieses Nichtwissen, in welche er verliebt war! ... Heute schien es ihm die und morgen jene, und wenn ich es mir einfallen ließ, auch einmal der oder jener die Kur zu schneiden, dann fühlte er sich tief gekränkt, und dann wäre gerade diese die eine und einzige gewesen, die ihm gefallen und gepaßt hätte. So, daß ich richtig immer zurücktreten mußte, wenn ich eben anfing Feuer zu fangen. Wenn ich aber sagte: Gut, so bewirb du dich, machte er den Großartigen und rief, er brauche kein Opfer, und jetzt sei ihm die Freude schon verdorben, und deklamierte etwas von einem kalt gewordenen Bissen auf Cäsars Teller.

Um seine Besitzung kümmerte er sich gerade so viel, um zu bemerken, daß sie ihm nichts eintrug. Hat auch nicht anders sein können, die Regie fraß ihn auf. Ich war mein eigener Verwalter, Förster, Stallmeister und Barbier. Er hat für das kleinste Amt einen eigenen Menschen besoldet und wäre dabei weiß Gott wie oft zu Grunde gegangen, wenn ich nicht ausgeholfen hätte. Was ist mir anderes übriggeblieben? War es aber geschehen, das beruhigte ihn mit nichten, da ging erst das Wimmern los, daß seine Verpflichtungen gegen mich ihn niederdrückten. Um nur sein Lamentieren nicht hören zu müssen, habe ich die dummen Quittungen, die er mir aufnötigte, mehr als einmal vor seinen Augen zerrissen.

Einige Jahre ging es so fort, er näherte sich schon seinem dreißigsten, da geriet euch der Mensch in die Bande einer koketten Frau. Hochgebildet, wie bereits ihr Taufname Aglaja verriet. Ich that, was ich konnte, um ihn los zu machen, aber es wollte mir nicht gelingen, die Dame hielt ihn fest mit schmachtenden Blicken und mit geistreichen Gesprächen. Mit Absicht machte ich mich zum unwillkommenen Dritten in ihrem zarten Bunde, scherte mich nicht um die üble Laune, mit der sie mich merken ließen, daß ich überflüssig sei, und langweilte mich wie ein Toter bei ihren Konversationen. Sie warfen herum mit Namen wie Schopenhauer, Eliot, Sand, Chopin, und ich hatte keine Idee, ob von Männlein oder Fräulein die Rede war.

Nun denn! dieser schwärmerische Umgang und seine vielen Sorgen wegen seiner Mißwirtschaft und seine innere Friedlosigkeit und — glauben Sie mir — hauptsächlich sein ewiges Dichten brachten ihn endlich so herab, daß der Arzt ihn zur Nervenstärkung ins Bad schickte.

Drei Wochen war er dort, da bekam ich einen Brief von ihm, wißt ihr, so einen, den man meint nur mit der Feuerzange anrühren zu können, so einen, bei dem man staunt, daß das Papier dem Glutstrom widerstanden hat und nicht in Flammen aufgegangen ist.

Der Franz ist verliebt wie ein Italiener aus der Gegend des Vesuvs, wo sie am hitzigsten sind. In ein blutjunges Fräulein, das er in dem Badeorte kennen gelernt hat. Er ist auch schon verlobt, die Hochzeit wird im nächsten Monat gefeiert, auf dem Gut der alten Tante, der einzigen weiblichen Verwandten der „göttlichen Kleinen“, männliche hat sie gar keine. Ich weiß nicht, warum es mir, wie ich das gelesen habe, gleich durch den Kopf gefahren ist: Du armes schutzloses Ding. Am Schluß des Briefes teilt mir der Mensch noch mit, daß er in acht Tagen nach Haus kommt, um seine Angelegenheiten zu ordnen (o weh! denk ich und schau meine eiserne Geldkasse im Winkel recht traurig an), in vierzehn Tagen aber wieder abreisen wird, zu ihr! zu ihr! seiner Sonne, seiner Wonne, seinem wei-

ßen Schäfchen, seiner Taube. Und ganz am Schlusse heißt es: Tiefstes Schweigen! Aglaja darf um Gottes willen nichts erfahren, bevor die Hochzeit vorüber ist.

Das gefällt mir nicht, ich thu ihm aber den Willen, halte mein Maul und erkundige mich sub rosa nach den Verhältnissen der Braut. Alles in Ordnung, alles sehr anständig, nur im Geldpunkt, da hapert's. Das Gut der Tante (es hieß Folt, lag an der Grenze des Banats und war viel wert) kriegt die Kleine nicht, das hat die Tante einem Kloster verschrieben, in das sie eintreten will, sobald die Nichte angebracht sein wird.

Aus den acht Tagen, nach denen Franz heimkehren wollte, werden vierzehn. — Er hat sich nicht losreißen können von der Geliebten, dunkle Ahnungen haben ihn bedrängt, und beim Abschied, den er für ein paar Wochen genommen, ist ihm gewesen, als sei es ein Abschied für immer. Ich lache ihn aus, ihn und seine Nerven, und meine nichts Besseres thun zu können, als ihn aufzumuntern, sein Haus herzurichten zum Empfang der jungen Frau. Aber da geht der sentimentale Teufel in ihm erst recht los. Auf Tritt und Schritt begegnen ihm Erinnerungen an seine „goldene Junggesellenzeit". Trockene Blumen- und Lorbeerkränze mit seidenen Bändern und Widmungen, gestickte Pantoffeln und Kissen und Schlafsessel ... mir ein Graus, das Zeug. Um jedes Stück, das ich vernichten oder verschenken wollte, feilschte er, und als ich über die Kassette kam, in welcher Aglajas Briefe lagen, in Paketen zusammengebunden mit rosafarbenen Schleifen, da wurde er wild und erklärte, die Briefe dürften nicht vernichtet werden, die müsse er ihr, die seine Muse gewesen war, selbst zurückbringen. — „So thu's!" rief ich, „bring ihr die Briefe und sag: Es ist aus; sei ein Mann und sag: Es ist aus und vorbei, ich heirate." — Er versprach's — hat auch gewiß in dem Augenblick die besten Vorsätze gehabt, das heißt, daß er geholfen hat den Weg zur Hölle pflastern. Ist euch von der Aglaja zurückgekommen wie ein getaufter Pudel.

Bald darauf finde ich ihn ausgestreckt auf dem Ruhebett, und er hat neben sich auf dem Tisch einen offenen Brief liegen. — „Von wem denn schon wieder?" frage ich. — „Von meiner Braut." — „So? hat sie geschrieben, die Wonne, die Sonne?" ... Da wird euch sein Gesicht ellenlang und seine Miene essigsauer, und er giebt dem Blatt einen Schneller, daß es bis zu mir hinübergleitet, und seufzt, als ob ihn ein schweres Unglück getroffen hätte: „Unorthographisch."

Ich konnte nicht umhin, auszurufen: „Gott sei Dank dafür!" und nehme den Brief und lese ihn, und es ist ein solcher Schatz von einem unschuldigen liebreizenden kindlichen Brief, daß mir das Herz hüpft, der neuen Cousine entgegen. — „Du hast ja heute reisen sollen," sage ich; und er: „Ich habe geschrieben, daß ich erst am Hochzeitstage komme; sie sollen nur alle Vorbereitungen treffen."

Nun, wie ich das höre, da steigen mir die Grausbirnen auf. Weil ich ihn aber kenne und seinen Stütz nicht reizen will, thue ich nichts dergleichen, sondern bemerke einfach: „Und wenn dir unterwegs der Wagen bricht oder wenn dir ein Pferd ausspannt, was dann?" Er schweigt und schaut mit seinem hochmütigsten Blick zum Fenster hinaus, und mir übertäuft die Galle und ich schreie ihn an: „Schreib doch lieber ganz ab!" — „Du weißt recht gut, daß ich nicht mehr aus kann," entgegnet er, „werde schon zur rechten Zeit dort sein. Sie erwarten mich gar nicht vor der letzten Stunde."

„Aha," versetze ich, „die Braut muß am Altar stehen, dann wirst du erscheinen, wie der Prinz im Feenmärchen — wirst du?" — Keine Antwort. Der Mensch versinkt wieder in seine träumerische Stummheit und erhaben sein sollende Ruhe.

Glaubt mir, wenn es damals wie jetzt auf eine Tagereise von meinem Gut ein Telegraphenamt gegeben hätte, aufs Pferd würde ich mich geworfen haben, hingeritten wäre ich und hätte auf eigene Gefahr nach Folt depeschiert: Unvorhergesehene Hindernisse, Ankunft zweifelhaft, Brief

folgt. Aber damals, da war es so bei uns, daß, wie ich zum erstenmal vor dem Postmeister von Türsdorf das Wort Telegraph ausgesprochen habe, er der Meinung gewesen ist, das sei etwas Eßbares.

Eine gräßliche Woche vergeht; der Tag, an dem der Franz durchaus hätte reisen müssen, um noch knapp zurechtzukommen, ist da, und wieder finde ich ihn auf seinem vermaledeiten Lotterbett, diesesmal mit Eisumschlägen auf dem Kopf. Wie eine kranke Schlange wand er sich: „Ich kann nicht fort, Bruder, ich kann nicht! Sie stirbt, meine Muse stirbt, wenn ich gehe, es ist ihr Tod!" — So winselt er... „Bruder, fahre du hin, entschuldige mich, sage der guten Kleinen, es war ein Irrtum, ich habe mich übereilt; nein, sage ihr, ich habe mich besonnen — ich verdiene sie nicht!"

Von jeher habe ich gewußt, daß ich ein heftiger Mensch bin und rauh von Natur. Die Wut aber, die in dem Augenblick bei mir losgebrochen ist, deren hätte ich mich nicht für fähig gehalten. „Weißt du," sag ich ihm, „du bist doch ein miserabler Kerl," sag ich ihm... „Und wenn du noch einen meiner Namen führtest; aber du führst beide, und ein schlecht Unterrichteter kann glauben, daß von mir die Rede ist, wenn jemand sagt: Franz heißt die Canaille!" So rase ich, der Zorn umnebelt meinen Geist, trotzdem aber steht es klar vor mir, daß mit dem elenden Waschlappen von einem Menschen nichts anzufangen ist und daß ich nur gleich meine sieben Zwetschen zusammenpacken und davonkutschieren muß.

Ein paar Stunden später bin ich auf der Reise gewesen und bin gefahren mit der Post, mit dem Bauer, mit allem, was mir den Wagen vom Fleck gebracht hat — er war zum Glück neu und gut —, bin gefahren vom äußersten Nordosten des Landes bis zum äußersten Südwesten, Tag und Nacht, in der linken Hand die Geldkatz, in der rechten die Peitsche... Herr Gott im Himmel! nur einen Tag einbringen, einen einzigen, damit die armen Damen wenigstens den Hochzeitsgästen absagen und die Musikanten nach Haus schicken können. — Das hab ich erreichen wollen. Ist mir aber nicht geglückt... In der Geldkatz haben die letzten Muttergottes-Zwanziger gescheppert, von der Peitsche war das Schmißl abgehauen, und der 31. August hat mich noch auf dem Weg gefunden.

Kinder! keinem von euch wünsche ich, daß er sich einen Begriff davon machen könne, wie mir war, als ich beim Dorfe Folt ankomme und den ersten Böllerschuß höre, der mich begrüßt... Was — mich! den Bräutigam, den sein sollenden — und ich dahinfahre unter dem ersten Triumphbogen, und die ganze Bevölkerung im Sonntagsstaat auf den Beinen ist. Vom Kirchturm bimmelt Glockengeläute, vor dem Herrenhause stehen Wagen an Wagen, Menschen an Menschen, und auf dem Balkon schimmert's blau und rosenfarbig vor lauter Kranzeljungfern. Und ein so donnerndes Hurrah empfängt mich, als ich in den Hof hineinfahre, daß mein Geschrei: Ich bin's nicht! Still geschwiegen! — Ich bin's nicht! gerade so viel Wirkung macht wie das Stöhnen eines Verwundeten im Schlachtgewühl. Eine Unzahl Hände streckt sich mir entgegen, mir aus dem Wagen zu helfen... Ich stoße alle fort und rufe einem alten Diener zu, der dasteht mit schlotternden Knien und wackelndem Kopf und dem Thränen des Entzückens und der Rührung über die Wangen laufen: „Führe mich zur gnädigen Frau. Ich muß mit ihr sprechen unter vier Augen." — „Bitte, bitte," stammelt er und macht noch Ceremonien wegen des Vortritts. Das war, sag ich euch, zum Teufelholen.

Nun, der alte Mensch geleitet mich in ein Zimmer, einfach, solid; an der Wand ein großer Schreibtisch wie von einem Amtmann, drüber ein Kruzifix. Da warte ich kaum eine Minute. Eine hohe Gestalt tritt ein — klösterlich gekleidet, streng, majestätisch. Stutzt nicht einmal bei meinem Anblick, zieht nur die Brauen finster zusammen, als ich mich nenne, und wird

nur bleicher, während ich ihr kurz und bündig melde, wie die Sachen stehen.

„Und was gedenken Sie jetzt zu thun, Herr von Bauer?“ fragt sie.

„Das weiß ich nicht, Gnädigste,“ antworte ich.

Sie richtet die Augen auf das Kruzifix; ich glaube, daß sie gebetet hat.

Dann wendet sie sich wieder in ihrer steinernen Hoheit zu mir und fragt: „Sind Sie verheiratet?“

„Nein, Gnädigste.“

„Ist Ihr Herz frei?“

„Ja, Gnädigste.“

„Sie haben gegen kein weibliches Wesen Ihres oder eines anderen Standes irgend welche bindende Verpflichtung?“

Ich mußte lächeln.

Eine bindende Verpflichtung — ich! Ich hatte nie eine Liebschaft gehabt und mit den Weibern überhaupt so wenig als möglich zu thun. Sie verdienen keinen Respekt, meinte ich damals, und fühlte höchstens Mitleid mit ihnen, wenn ich sah, wie sie dem Franz nachliefen, an dem ja gar nichts war, einzig und allein wegen seines hübschen Gesichtes und seiner verdammten Versschmiederei.

Ich mußte also lächeln und verneinte.

Die Dame sah mich mit Augen an, mit Augen, wie ich vorher keine gesehen hatte und nachher keine gesehen habe, Augen, die Herz und Nieren prüfen, und sagte: „Sie sind brav und redlich.“

Ja — Sie sind! sagte sie und nicht, wie es doch natürlich gewesen wäre: Ich halte Sie für brav und redlich.

Noch einen Blick nach dem Kruzifix, noch ein Stoßgebet, und sie sprach: „Der gute Name meiner Nichte fordert, daß meine Nichte heute mit Herrn Franz von Bauer vor den Traualtar trete.“

„Fordert? würde fordern,“ versetzte ich — „es giebt leider kein Auskunftsmittel.“

„Es giebt eines, Herr von Bauer, ein gefährliches allerdings... Herr von Bauer, wollen Sie verhindern, daß ein unbescholtenes Mädchen Schmach erfahre durch ein Mitglied Ihrer Familie?“

„Weiß Gott, daß ich's verhindern wollte!“ rief ich. „Wäre ich sonst hier? Hätte ich mich sonst zum Überbringer der elendesten Botschaft gemacht? Meine Schuld ist es nicht, daß ich zu spät gekommen bin!“

„Nicht zu spät,“ lautete ihre Entgegnung, „wenn Sie sich entschließen könnten, Ihren wortbrüchigen Verwandten zu vertreten.“

Da wurde mir schwindelig, und ich fragte: „Am Traualtar?“

Sie erhob die rechte Hand wie aus Wellen von allerlei Spitzenzeug, das um sie herumflutete, und sah mich an. Eine Norne, sag ich euch, eine Sibylle! ich sag euch — etwas Überirdisches.

„Nur am Traualtar,“ sprach sie feierlich, ging an den Schreibtisch, schellte und gab dem herbeieilenden Diener Befehl, ihre Nichte zu rufen.

Liebe Jungens, da kam euch ein Kind herein, ein Kind im Brautschleier und Myrtenkranz, das holdeste, das die Welt je gesehen, keine Schönheit, etwas tausend- und tausendmal Lieblicheres als eine Schönheit.

Ich habe immer meinen Spaß gehabt an den plötzlichen Verliebungen, die in Romanen und in Theaterstücken vorkommen, und gesagt, mir selbst muß so was passieren, sonst glaub ich's nicht... Als das Kind im Myrtenkranz hereintrat, da hat mich's gepackt... Versteht mich! nicht à la Romeo; behüt der Himmel! in viel sanfterer Manier, aber mit einer großen Macht... Wo ist denn nur geschwind eine Gefahr, aus der ich dich retten könnte? — Das war mein Gefühl. Eine ungemeine Verlegenheit dazu, wegen meiner bestaubten Stiefel und Kleider, und die bestürzte Frage: Wie seh ich aus?

Das Kind, heiter wie das Sonnenlicht, dankt meinem tiefen Gruße und sagt zu mir: „Wo ist Herr Franz?“ und zur Tante: „Das ist der gute Vetter, nicht wahr? von dem er uns so oft erzählt hat.“ Die Tante nickt, führt mich einige Schritte weiter und flüstert: „Nun?“ — und ich antworte:

„O — was mich betrifft — aber sie — wird sie denn wollen?“

„Meine Nichte hat keinen Willen,“ erwidert die Gnädigste und giebt dem Diener — es ist immer derselbe Alte, der kein Ende finden kann mit Flennen — Befehl, den Herrn Bräutigam auf sein Zimmer zu geleiten und ihm behilflich zu sein beim Ankleiden.

Es war mein Glück, daß ich mir einen anständigen Anzug mitgebracht hatte, und während ich mich wasche und mir die Haare bürste, nimmt der Alte meinen Frack aus dem Koffer, drückt ihn an seine Brust und weint, daß mir bange wird, der sammetene Kragen könne Spiegel kriegen.

„So ein Engel, gnädiger Herr! und ich habe ihre Mutter — und die war auch schon so ein Engel — auf diesen meinen Armen getragen... Und seien der gnädige Herr gut mit dem Engel; wir alle, wir haben ihm unsere Hände unter die kleinen Füße gelegt... Und die Allergnädigste sind wie eine Königin in ihrem Reich, aber weiches Wachs in den Fingern der kleinen Alma.“

„So?“ entgegne ich und lebe auf; denn wie die Gnädige gesprochen hatte: Meine Nichte hat keinen Willen, ist sie mir vorgekommen wie Iwan der Schreckliche und ich mir wie sein gehorsamer Henker. — „So hat die Kleine doch einen Willen?“

Der Diener geriet in Bestürzung und stotterte: „Willen? Halten zu Gnaden, das nicht, wie sollte sie? — einen Willen hat sie nicht.“

Ich wandte mich von dem alten Esel ab und hörte nicht mehr auf sein Geplapper.

Eine volle Stunde verging.

Die Kleine wehrt sich, hoffte und — fürchtete ich; die Kleine macht Gebrauch vom Recht des Schwachen, vom Recht, „nein“ zu sagen.

Das Jubilieren der Gäste, denen man vermutlich brav einschenkte, um ihnen die Wartezeit zu versüßen, drang zu mir herüber. Die Glocken begannen mit erneuerter Kraft zu läuten, an der Thür pochte es. Ein Geistlicher von kleiner Statur und klugem Aussehen näherte sich:

„Unsere Allergnädigste,“ sprach er mit leiser, etwas heiserer Stimme, „beliebten mir mitzuteilen, daß Euer Hochwohlgeboren in der Eile der Abreise einige Ihrer Dokumente zu Hause vergessen haben, aber hoffentlich doch nicht alle.“

Ich hatte meinen Paß, und damit Punktum. Den reichte ich dem geistlichen Herrn. Er nahm ihn in genauen Augenschein und sagte: „Das ist ja gut. Was noch fehlt, werden Euer Hochwohlgeboren die Gnade haben, nach der Vermählung herbeizuschaffen.“

„Vermählung? — so ist Vermählung?“

Der Geistliche überhörte meinen unwillkürlichen Ausruf. — „Unsere Allergnädigste,“ fuhr er fort, „die nicht mehr Zeit hat, das Geschäftliche noch einmal mit Euer Hochwohlgeboren durchzusprechen, läßt Euer Hochwohlgeboren durch mich in Erinnerung bringen, daß Fräulein Nichte keine Anwartschaft auf die Herrschaft Folt besitzt, diese vielmehr nach dem Ableben der Allergnädigsten, laut getroffener testamentarischer Verfügung, in das Eigentum der Kirche übergeht. Hingegen erhalten Fräulein Nichte als Heiratsgut von hochdero Frau Tante ein Geschenk von fünfzigtausend Gulden Konventionsmünze, das nach geschlossener Trauung Euer Hochwohlgeboren übergeben werden wird.“

„Hat gar keine Eile,“ antwortete ich und verließ von dem Pfäfflein geleitet das Zimmer.

Notabene. Hier pflegte unser verehrter Gönner und Freund eine Pause zu machen, und ich pflegte ihm meine Dose hinzureichen, lediglich als Zeichen der Hochachtung, sintemal er eigentlich kein Schnupfer war. Und er, aus Artigkeit, nahm eine Prise, hielt sie eine Weile zwischen den Fingern, sagte plötzlich: „Aha!“ und deponierte sie in das Markenkästchen des Nachbars oder in sein eigenes.

„Kinder,“ rief er, „wo sind wir?“ und einer von uns antwortete: „Auf dem Weg zur Kirche.“ — „Ja, ja, zur Kirche!“ Und regelmäßig wurde bei der Stelle der

alte Herr ganz weich und bewegt und fuhr also fort:

Zur Kirche, zwischen Bäumen, über gestreute Blumen wandere ich, neben mir zwei rosenfarbige Fräulein und vor mir die Kleine, die Weiße, im Myrtenkranz und Brautschleier.

Ringsum ein Menschengedränge, in dem es dumpf und leise und gleichsam ehrerbietig wogt. Keine Stimme ist laut als die eherne der Glocken... Und auch die verstummt — ich steh vor dem Altar und an meiner Seite steht die Braut. Ich wünschte innig, daß sie sich ein Herz fassen und mich nur ein wenig ansehen möge, daß ich ihr mit einem Blick hätte sagen können: Fürchten Sie sich nicht. Aber sie wandte kein Auge von dem Priester und war mehr einer bleichen jungen Nonne ähnlich als einem lebensfreudigen Mädchen, das einem Manne angetraut wird.

Die Rede des Geistlichen dauerte lang, und bei jedem Wort der Ermahnung, das der Kleinen galt, dachte ich: Zu viel! zu hart! — und bei jedem, das mir galt: Das versteht sich ja alles von selbst.

Beim Hochzeitsschmaus bin ich neben ihr gesessen, habe aber mit ihr nicht sprechen können, weil fortwährend Toaste ausgebracht wurden, auf die ich antworten mußte, und weil ich über eine kleine Rede nachsann, die ich selbst zuguterletzt halten wollte. In dieser sagte ich denn, daß ich kein Flausenmacher sei und eher derb, daß ich jedoch gestehen müsse, ich hätte bei den Hochzeiten, denen ich bisher angewohnt, immer tüchtig geweint — mir ist leid um die Braut gewesen. Sei es, wie es sei; komme, was da wolle; für die Frau ist der Schritt in die Ehe der wichtigere Schritt. Davon aber hat noch keiner, den ich den ehelichen Trauring wechseln sah, etwas wissen wollen, vielmehr jeder sich als die Hauptperson bei der heiligen Handlung betrachtet. Als ob es nicht eine kleinere Sache wäre, eine Verantwortung — oft schlecht und recht, und meist nur vor dem eigenen — in dem Punkt gewöhnlich sehr dehnbaren Gewissen — zu übernehmen, als überantwortet zu werden mit Gut (ich dachte an die fünfzigtausend Gulden) und Blut und für das ganze Leben. Daher meine innige Rührung bei jeder fremden Hochzeit, daher auch meine Standhaftigkeit bei meiner eigenen. Die Jungfrau, welche heute vertrauensvoll ihre Hand in die meine gelegt, befände sich nicht in dem eben von mir angeregten Fall — ich wisse, wer von beiden, Mann oder Frau, mehr riskiert bei der Schließung eines unlösbaren Bundes. Und so, wie sich ein Starker, der wenig wagt, einem Schwächeren gegenüber, der viel wagt, zu benehmen hat, so werde ich mich allzeit meiner Gemahlin gegenüber benehmen.

Ein großer Jubel, besonders von seiten der Damen, belohnte diese meine Erklärung. Die Gnädigste erhob sich von ihrem Platz und umarmte mich vor der ganzen Gesellschaft. Nach der Tafel gab es feierliche Aufzüge der Dorfbewohner, glückwünschende Deputationen aus den nächsten Ortschaften und endlich Ball vor dem Haus, unter Gottes freiem Himmel, bei Mondenschein und Sternenschimmer, und Ball im Hause unter den Kronleuchtern bei Kerzenglanz. Eine Polonaise eröffnete ihn, bei welcher mir die Auszeichnung zu teil wurde, mit der Gnädigsten, die ihre Fingerspitzen auf meinen Arm legte, die Runde um den Saal zu machen. Den ersten Ländler aber tanzte ich mit der verehrten Kleinen. Bis tief in die Nacht dauerte das Fest, und nachdem der letzte Gast sich bei uns empfohlen hatte, empfahlen die Gnädigste und ihre Nichte sich bei mir.

Und ich sage euch, liebe Freunde, ich habe gut und sanft geschlafen und angenehm geträumt und zwar von der Kleinen. Wir gingen miteinander spazieren, daheim in meinem Garten, und ich hielt sie umschlungen, und sie sprach zu mir: „Das war ein Irrtum, das mit dem anderen Franz. Du bist der Rechte — du!“

Ein Mensch, der mir die Hand küßte, weckte mich — der Alte, der heute viel weniger ängstlich that und mich in schmel-

zendem Tone ersuchte, ich möge geruhen, mich ankleiden zu lassen und mich dann zum Frühstück zu begeben, zu der Allergnädigsten und zu meiner jungen Frau Gemahlin. Das letztere hatte er mit einem für den Scherz um Verzeihung bittenden unterthänigen Bückling hinzugesetzt. Ich gab ihm einen leichten Schlag auf den gekrümmten Rücken und sagte: „Was nicht ist, kann werden," worauf er mit freundlichem Ernst erwiederte: „Das walte Gott!" und mir wieder die Hand küßte.

Dieser alte Mensch ist mein getreuer Anhänger geblieben während der ganzen Zeit, die ich noch in Folt zugebracht habe, hat mir auch manchen nützlichen Wink gegeben und mir manches Licht aufgesteckt, das meinen sehr nebeligen Pfad freundlich erhellte. So zum Beispiel erfuhr ich durch ihn, daß die Gnädigste, als Franz sich um Fräulein Alma bewarb, an einen Gewährsmann in unserer Gegend geschrieben und sich bei ihm nach Herrn Franz von Bauer erkundigt hatte. Infolge eines Irrtums in ihrem Briefe mußte besagter Gewährsmann meinen, die gewünschte Auskunft beträfe mich, und auf meinen Leumund hin hat Franz das Jawort erhalten. Was die Repräsentation anbelangt, die verstand er, und die Gedichte haben auch ihren Effekt gemacht. Von einer Neigung des Kindes zu ihm fand ich keine Spur, und ihr könnt euch denken, wie ich darauf aus war, zu erfahren: Hat sie ihn lieb gehabt, die Kleine? hat sein niederträchtiges Benehmen sie empört? und schließlich: welches Mittel hat die Gnädigste angewendet, um sie zu bewegen, mir zum Altar zu folgen?

Die Lösung des Rätsels war einfach — die Kleine war eben ein Kind; ahnungsvoll und doch gedankenlos, verwöhnt und doch willenlos. Willenlos! der einzige dunkle Punkt in der Sache... Wenn ich fragte: Beliebt es Ihnen, spazieren zu gehen? Ja, es beliebte ihr. Beliebt es Ihnen, zu Hause zu bleiben? Es beliebte ihr gleichfalls. Thäten wir nicht besser, auszureiten? Gewiß, wir thäten besser.

Eines schönen Morgens wanderten wir zusammen im Wald herum. Und sie war euch so herzig in ihrer sanften und aufmerksamen Heiterkeit. Merkte alles, wußte genau, daß hier zwischen den weggescharrten Blättern Rehwild gerastet und daß sich dort im aufgewühlten Boden ein Hirsch niedergethan. Scharfsichtig wies sie hin auf die Spuren der Wilddiebe, und entdeckte sie an den Bäumen böswillig befestigte Vogelschlingen, gleich heraus mit dem Taschenmesserchen und fort mit ihnen.

Ich, ich stand neben ihr und bewunderte sie; keine Sprache spricht es aus, wie gut sie mir gefiel. Fräulein sagte ich nicht mehr zu ihr, sondern einfach Alma, aber immer noch Sie. Damals im Walde kam mir dieses Sie so dumm vor, daß ich sie frischweg fragte: „Alma, wollen wir nicht du zueinander sagen?"

Sie war eben mit dem Wegtilgen einer Vogelschlinge fertig geworden, steckte ihr Messerchen ein, machte mir einen kleinen Knicks und erwiderte: „Wenn Sie erlauben."

„Ich bitte darum!" rief ich heftig.

Sie erschrak, wurde rot, sah sich um wie nach Hilfe und stammelte: „Sie haben zu befehlen."

„Ich werde dir nie etwas befehlen, Alma, am wenigsten in dieser Hinsicht," versetzte ich so ruhig, als mir möglich war bei meinem Naturell.

„Nie etwas befehlen?" wiederholte sie und brauchte ein paar Minuten, um sich von ihrer Verwunderung so weit zu erholen, daß sie die Erklärung abgeben konnte: „Ich werde Ihnen aber doch gehorchen."

„Ihnen?"

„Dir... O, verzeihen Sie: dir."

Sie vergaß noch sehr oft, mir du zu sagen, und geriet darüber jedesmal in große Bestürzung und Reue. Ich gab mir Mühe, einen Spaß aus der Sache zu machen, aber es wollte mir nicht recht gelingen. Zu tief verdroß mich das unglückliche Sie, das ihr so von selbst auf die Lippen kam; zu wenig freute mich das

zögernde Du, zu dem sie immer erst einen Vorsatz fassen mußte.

Kindisch! kindisch! Wer wußte das besser als ich, wer hätte verstanden, mir so tüchtig die Leviten zu lesen, wie ich selbst es that? Aber von Tag zu Tag wurde meine Neigung zu der Kleinen inniger und wärmer, und ebenso der Wunsch, daß sie Zutrauen zu mir gewinne, wenn schon kein anderes, doch ein solches wie zu einem älteren Bruder. Deshalb verfehlte ich's meistens und war, zu meinem eigenen Schaden, bitter und grämlich. Und an dergleichen war die Kleine nun gar nicht gewöhnt. Geführt werden auf Tritt und Schritt, nach Pflicht und Vorschrift fühlen, denken, atmen, geleitet werden wie ein Maschinchen, o ja! aber wohlgemerkt, ohne ein rauhes, ohne womöglich ein lebhaftes Wort.

Die Gnädigste hatte ein scharfes Auge auf mich, und der geistliche Herr, der mir am Hochzeitstage meine Papiere abgefordert, gleichfalls, und dito noch einige andere geistliche Herren, die im Hause ein- und ausgingen. Ich sah wohl, daß sie mich beobachteten, aber ich dachte: Nur zu! wie ich bin, so bin ich. Müßte übrigens lügen, wenn ich behaupten sollte, daß sie mir das Geringste in den Weg gelegt haben; bin vortrefflich mit ihnen ausgekommen. Glaube auch, daß die Gnädigste ihrem Rat Folge geleistet hat, als sie mir nach Verlauf von ungefähr sechs Wochen eröffnete, wenn es mir genehm wäre, heimzureisen, wolle sie mich nicht länger aufhalten.

Es würde sich nicht für mich schicken, die Komplimente, die sie mir damals gemacht hat, zu wiederholen. Als sie jedoch mit ihnen fertig war, sagte sie: „Das Walten einer gnädigen Vorsehung über meinem Hause hat sich mir stets geoffenbart; niemals jedoch so sichtbarlich wie in dieser letzten Zeit, bei der letzten weltlichen Angelegenheit, die zu bestellen mir noch auferlegt war. Gott hat meine Ziehtochter einer großen Gefahr entrückt, in welcher sie untergegangen wäre ohne seine Dazwischenkunft. Statt des Unwürdigen, an den ich im Begriffe stand, sie zu vermählen, hat er einen ihrer würdigen Lebensgefährten, hat er Sie gesandt. Lieber Sohn“ — zum erstenmal nannte sie mich so — „Sie haben Alma aus der Hand der Kirche empfangen; empfangen Sie Ihre Frau jetzt aus der meinen und meinen mütterlichen Segen und Glückwunsch dazu.“

„Alles wohl und gut, Gnädigste,“ entgegnete ich, „aber die Hauptsache fehlt.“

Sie sah mich steif und groß an: „Wie so?“

„Das Herz der Kleinen hat noch nicht ja gesagt.“

„Ihr Herz? Haben Sie nicht ihren Schwur vor dem Altar? Ihr Herz? Wo ihre Pflicht ist, da ist ihr Herz.“

Dieses schöne Wort rührte mich nicht, schien mir vielmehr eines von denjenigen zu sein, mit welchem die Schwärmer sich aus der Verlegenheit helfen und ihrer eigenen Empfindung ein X für ein U vormachen. Aber froh war ich, von der Gnädigsten und ihrem Anhang das Absolutorium erhalten zu haben, und traf mit Almas Einwilligung — daß Gott erbarm, die Einwilligung einer Willenlosen! — meine Reisevorbereitungen.

Der Abschied der Kleinen von ihrem Zuhause und von jedem einzelnen Hausgenossen war schwer. Nie wieder habe ich so viele Weinende auf einem Fleck beisammen stehen gesehen wie an jenem Tage. Das Bild der Gnädigsten, die uns noch vom Balkon aus mit erhobenen Händen und zum Himmel gerichteten Blicken segnete, wird mir unvergeßlich bleiben. Den alten Diener hätten wir gern mitgenommen und er wäre gern mit uns gegangen, fühlte sich aber zu gebrechlich zur Reise und mochte uns keine Ungelegenheiten verursachen. — „Sterben muß ich,“ sagte er zu seiner kleinen Herrin; „da ist's schon besser, ich sterbe hier in der Heimat aus Sehnsucht nach Ihnen als dort bei Ihnen aus Sehnsucht nach der Heimat.“ Einige Monate später haben wir denn auch die Nachricht seines Todes erhalten.

Es versteht sich von selbst, daß ich

längst an meine Leute geschrieben und Befehl gegeben hatte, den Garten und das Schlößchen so gut als nur möglich zum Empfang der Gebieterin herzurichten. Da war fast mehr geschehen, als ich gewünscht hatte, aber zu meiner Verwunderung keine einzige Ungeschicklichkeit, und auch im größten Jubel der festlichen Begrüßung kam keine von den Derbheiten und plumpen Anspielungen vor, die einem neuvermählten Paar von einer getreuen Landbevölkerung sonst nicht erspart werden und die bei uns am wenigsten am Platz gewesen wären.

Als ich meinen Wirtschafter herzlich belobte, that er zuerst geheimnisvoll und gestand sodann, der Herr Franz von drüben sei in der verwichenen Woche täglich dagewesen, habe alle Vorbereitungen geleitet, aber dringend aufgetragen, mir nichts von seiner Einmischung zu verraten. Und gestern war er abgereist, und niemand wußte wohin, und hatte sehr übel ausgesehen und so aufgeregt, daß jedem um ihn bange geworden.

Was soll das wieder heißen? fragte ich mich und ging ernstlich mit mir zu Rate, ob ich mit der Kleinen von ihm sprechen sollte oder nicht. Bevor ich aber zu einem Entschluß kam, hatte ich nicht mehr nötig, einen zu fassen. In der Gegend wurde allgemein bekannt, daß der Franz seiner treulos gewordenen Muse nachgefahren war, sie in der Nähe von Vatra-Dorna in der Bukowina eingeholt und den Begleiter, in dessen Gesellschaft sie an den Ufern der goldenen Bistriza lustwandelte, herausgefordert hatte. Dies mußte in einem jener Anfälle blinder Wut geschehen sein, denen der Sklave seiner Impulse unterworfen war, und mit großer Übereilung und ohne Beachtung der üblichen Formalitäten hat das Duell stattgefunden. Die Gegner sollen (ich glaube es heute noch nicht) zugleich geschossen haben. Einer war maustot auf dem Platz geblieben, der andere, der Franz, hatte eine Kugel in die Hüfte bekommen und wurde in jammervollem Zustand heimtransportiert.

Ich befand mich im Garten mit der Kleinen, als ein Reitender daherjagte und mir meldete, es gehe zu Ende mit dem Herrn Franz, und er wünsche mich noch einmal zu sehen. Das hört die Kleine, verfärbt sich und sagt: „O, der arme Herr Franz! der Arme! Komm, fahren wir gleich zu ihm.“

Wir, sagte sie, und, denkt euch, mir gefiel's, daß sie es so frank und frei und natürlich aussprach. Erst später fanden sich Skrupel bei mir ein, und auf dem Wege zum Sterbebett meines nächsten Anverwandten dachte ich nicht an ihn, sondern fortwährend an das junge Wesen neben mir und fragte mich voll Herzensangst: Was mag sie fühlen? Was geht in ihr vor? ... Und nie war es mir so sehr aufgefallen wie damals, um wie viel schöner das Gut des Vetters doch lag als das meine. Schöner, romantischer, eine grüne Zunge im Gebirgsrachen.

„Bemerkst du, Alma, wie hübsch diese Gegend ist?“ sagte ich zu ihr, und sie antwortete:

„Ich habe nichts bemerkt, ich bin zu sehr in Sorgen um den armen Herrn Franz.“

„So hast du ihm verziehen?“

„Was denn?“

„Nun,“ rief ich, „wenn du fragen kannst!“

Sie lächelte mich an mit ihren klugen, klaren, unschuldigen Augen: „Ach, freilich,“ sagte sie.

Wir fanden ihn schwach zum Auslöschen und trotz seiner zahlreichen Dienerschaft schlecht versorgt und verpflegt. Es war wirklich nichts zu thun, als dazubleiben und sich seiner anzunehmen. Ist denn geschehen und er langsam genesen, und nach seiner Genesung in meinem Hause oft ein- und ausgegangen wie in der früheren Zeit.

Die Kleine war mit ihm viel unbefangener als mit mir, und wenn er etwas sagte, was ihr nicht gefiel, widersprach sie ihm ohne Umstände.

„Widersprich auch mir einmal!“ bat ich sie.

„Dir nie!“ war ihre rasche Antwort; sie besann sich ein Weilchen und wiederholte mit heiligem Ernst: „Dir nie!“

Es kam vor, daß sie ganz plötzlich und ohne Grund meine Hand ergriff und küßte, und das war mir das Ärgste — so ein kindlicher Handkuß.

Nicht immer habe ich mich überwinden und schweigen können, ich habe sie leider nicht selten angefahren: Wofür bedankst du dich? Oder gar: Bittest um Verzeihung? Aber dann — ihr Entsetzen! und meine Verzweiflung... Um tausend Meilen zurückgeworfen von meinem Ziel — das hatte ich davon. Herrgott! was für ein plumper Bengel bin ich euch gewesen, und was war sie für ein holdseliges Mädchen — holdselig! wie kein zweites paßte dieses Wort auf sie. Dabei war sie aber auch ganz klug und vernünftig, waltete ruhig und emsig im Hause, konnte nicht einen Augenblick müßig bleiben. Denkt euch nicht etwa eine träumerische Romanprinzessin, die nicht im stande ist, Gerste von Weizen zu unterscheiden, und immer in höheren Regionen schwebt. Davon keine Spur. So gut wie im Walde kannte die Kleine sich unter den Ähren der Felder, den Blumen der Wiesen aus und fühlte sich recht daheim auf der Erde, deren lieblichstes Kind sie war... Und wenn ich sie auch hier und da barsch anließ, mein höchstes Kleinod ist sie doch gewesen, und ich habe sie gehütet und gehegt mit mehr Liebe, als ich ihr zu zeigen wagte. Übrigens ging es ihr nicht schlecht bei mir; ihre früher so blassen Wangen färbten, ihre zarte Gestalt kräftigte sich, und Augenblicke gab es, in denen mir vorkam, als erwache in der aufblühenden Jungfrau — das Weib.

Der Franz hat sich — in seiner Weise natürlich — musterhaft benommen. Ein gewisses Kokettieren konnte er allerdings jungen, hübschen Frauen gegenüber nicht lassen. — Es war seine Natur, es kam ihm unbewußt, im Schlaf, wie ihm seine Gedichte kamen. Diese verfluchten Gedichte, um die ich mich sonst nicht gekümmert hatte und die mir jetzt so viel zu denken gaben, weil sie der Kleinen gefielen. Sie waren hübsch, und merkwürdigerweise, dieser Mensch, der eitel war auf seine Augen, auf seinen Schnurrbart, seine Nägel — auf sein Bestes, eben die Gedichte, war er's nicht. Hat sie nie gesammelt, nie drucken lassen; aber sie leben, viele von ihnen leben im Munde unseres Volkes. Es sind lauter Liebeslieder, Mädchen und Bursche singen sie, ich habe es oft gehört und mit Vergnügen.

Als jedoch eines wonnigen Sommerabends die Kleine anhob, eines dieser Lieder zu singen mit ihrer wunderbaren Stimme, dem tönenden Schlüssel zu allen Geheimnissen meiner Brust, da faßte mich ein heißer Zorn, und von der Stunde an war ich eifersüchtig... Verachtete mich darum und war's, und alles, wovon mein Verstand mir riet: Das solltest du nicht thun, nicht sagen — das that ich, das sagt ich. Und so kindisch machte mich die thörichtste von allen Leidenschaften, daß mir, dem praktischen Mann, nichts wünschenswerter schien, als nur eine Stunde lang ein Dichter sein und ein Lied erfinden zu können, ein Lied, das zum Herzen geht. Einige Strophen sollte es haben und nach jeder derselben den Schlußreim bringen: Du Meine und nicht Meine!

Umsonst zerbrach ich mir den Kopf, der Schlußreim war da — die Strophen wollten mir nicht einfallen.

Aus diesen poetischen Anwandlungen wurde ich durch die nüchternste Prosa gerissen.

Eine Seuche war bei uns unter dem Geflügel ausgebrochen und lockte Zigeuner herbei, die das gefallene Vieh ausgruben und aßen. Ich wollte den Unfug nicht dulden, paßte den Leuten auf, und wo ich einen auf frischer That erwischte, packte ich ihn zusammen und ließ ihn aus dem Dorfe jagen.

„Unglaublich," meinte Franz, „daß du dich darum kümmerst, ob sich das Gesindel die Pest an den Hals frißt."

Ich war just besonders bärbeißig und rief: „Es kümmert mich, und ich duld's einmal nicht!" und bemerkte, daß Franz und die Kleine einander so ansahen, wie zwei thun, die von einem Dritten denken: Ja, so ist er, der Mensch! Und zum Un-

glück muß die Kleine sagen: „Laß die Zigeuner gewähren, sie sind bös und werden uns noch etwas anthun.“

Immer hatte ich sie aufgefordert: Rede, sprich deine Meinung aus; nun that sie's einmal — o, hätte sie es lieber nicht gethan! Alles würde anders gekommen sein, ich hätte der glücklichste Mensch werden können... Aber daß sie ihm recht und mir unrecht gab, das reizte mich blinden Maulwurf, der ich war! ... Und wie zum Trotz übte ich schärfer denn je meine polizeiliche Gewalt aus.

Einige Zeit darauf — wir hatten den siebzehnten Geburtstag der Kleinen gefeiert und saßen auf dem Balkon beim Abendessen — da wirbelte uns gegenüber im Thal, so auf ein halbtausend Schritte, eine Rauchsäule in die Höhe... Franz streckte den Arm aus und sagte: „Die Zigeuner lassen sich empfehlen!“

Hol mich der Teufel, die alte Scheuer brannte. Eine Baracke, um die mir nicht leid gewesen wäre, hätte sie nicht voll Heu gesteckt.

Wir laufen in den Meierhof; dort spannen sie schon die Feuerspritze ein, und mein Wirtschafter steht dabei und ruft mir entgegen: „Brennt wie ein Span, die Scheuer! Ist nichts zu machen!“

Ja, so gescheit bin ich auch; aber um das Arbeiterhaus in der Nähe, um das ist mir's zu thun. — Mein Wirtschafter steckt den Finger in den Mund, zieht ihn naß heraus und hält ihn an die Luft: „Nichts zu machen. Der Wind bläst alles hinüber.“

Nun, ich ruf: Vorwärts! spring auf die Spritze, der Franz mir nach, und der Knecht jagt, was er kann, den Berg hinunter. — „Warum hast nicht die Schwarzbraun genommen?“ frag ich ihn noch. — „Daß wir früher drüben sind,“ antwortet er. — „Was hilft's,“ geb ich zurück, „wenn uns die Rappen vorm Feuer ausreißen?“ Und zu gleicher Zeit fliegt mir der Gedanke durch den Kopf: Die Kleine wird sich's doch nicht einfallen lassen, uns nachzulaufen?

Wir sind an Ort und Stelle, die Rappen ruhiger, als ich erwartet hatte; ich kann mich dicht am Haus aufstellen und die Pferde ausspannen lassen. Die Scheuer brennt lichterloh, jeder Windstoß treibt einen Funkenregen auf das Dach, das ich schützen möchte, so lange wenigstens, bis die Leute ihre Habseligkeiten geborgen haben... Alles ist voll Menschen; die meisten gaffen, einige erweisen sich hilfsreich; rein wie besessen stürzt der Franz herum, rettet Sessel, Kissen, Pfannen mit einer Hingebung, als ob es lauter Kinder wären, die er aus den Flammen trägt... Ja, ja, leider schon Flammen... Wasser war in Fülle vorhanden, die Spritze that ihre Schuldigkeit, reichte aber nicht aus; furchtbar qualmte der Rauch, die Sparren krachten. „Franz,“ ruf ich, „laß es gut sein!“ Und er: „Nichts mehr zu retten?“

„Das Kind vom Schlosser ist vergessen, o Jesus, das Kind in der Wiege!“ kreischt eine Tagelöhnerin. — Ich hätte sie tot schlagen mögen, und ihn auch — besonders ihn. Weil er keinen anhört, der ihm sagt: Das Kind ist da, ist längst geborgen. Er will nichts, er hat nichts im Kopf, als gelobt werden vor der Kleinen. Ein Held, sollte es heißen; o, hätten sie ihn gesehen, wie er aus den rauchenden Trümmern sprang, ein Kindlein in seinen Armen... Das hat er gewollt, ich kenne ihn, den Schwärmer, der nichts umsonst thut, den Unberechenbaren, der immer rechnet; ich verlier kein Wort, als er zurückrennt, zum allgemeinen Entsetzen, in das brennende Haus. Hinter ihm poltert der ganze Krempel zusammen, aus den Fenstern, aus der Thür bricht die Lohe — lebendig kommt er da nicht heraus... Die Leute in lauter Verzweiflung klagen: „Der gnädige Herr! Gott im Himmel, er ist verloren!“ ... Weiber werfen sich auf die Knie und beten, Kinder weinen. Ich rufe in den Lärm hinein: „Herum ums Haus mit der Spritze! Nehmt Äxte — wir schlagen die Lehmwand durch!“

Drüben hoff ich noch des Feuers Meister zu werden, bis man ein Loch gebrochen hat, durch das er schlüpfen kann, der Narr. Ein halbes Dutzend Männer

springt vor, taucht an. „Mehr rechts!“ befehl ich, „sonst geht's in den Graben ...“ Da war's schon geschehen, und wir stecken... Ich mein aus der Haut zu fahren: „Die Rappen her! die Rappen!“

Es ist ein Gedränge, ein Wechsel von Licht und Dunkelheit; jetzt glüht weithin der grelle Feuerschein, eine Minute später umhüllt mich ein Qualm, daß ich den Schlauch nicht sehe in meiner Hand. Ich höre nur, daß sie die Pferde bringen... Mit Müh und Not, denn jetzt scheuen sich die Luder und schlagen aus... Plötzlich ertönt ein Schrei: Franz! ... ein unsagbar jammervoller Schrei. — Das war sie! ... Kinder, ich steh im Feuer wie ein Salamander, und vom Wirbel bis zur Sohle wird mir eiskalt ... und die Leute sind starr vor Schrecken, und ich spring zur Erde... Da liegt eine weiße Gestalt, da liegt mein Liebstes. — „Tot,“ sagt jemand neben mir, „das Roß hat sie geschlagen — ich hab's gesehen.“ ... Einbildung! — nicht tot, nur besinnungslos, denk ich, entdecke auch kein Zeichen von Verletzung an ihr, außer einem einzigen großen Blutstropfen, welcher aus ihrem Munde gequollen ist... Und vergesse alles andere — oder vielmehr mit allem anderen ist's aus, und beuge mich und hebe sie sanft vom Boden auf und bitte die Leute: „Macht mir Platz, daß ich sie nach Hause tragen kann!“ Alle weichen zurück — ein einziger wagt sich heran, ein rauchgeschwärzter, verstörter Mensch (es ist ein Wunder, daß er da ist, aber in dem Moment wundere ich mich über nichts); der Mensch, dem sie nachfliegen wollte ins Feuer wie ein kleiner Schmetterling ins Licht, und ich wettere ihn an: „Aus dem Weg! Du bleibst und machst dich weiter nützlich!“

Und der Franz spricht kein Wort und gehorcht.

Beim Nachhausegehen ist es mir manchmal vorgekommen, als ob sie atme, die Kleine... Als ich sie in ihrem Zimmer auf ihr Bett legte, blieb sie lange Zeit ganz starr, und wir verzweifelten schon, ihre Dienerinnen und ich. Bis nach Besztercze mußte gefahren werden um einen Arzt, und der konnte im besten Fall am Abend des nächsten Tages bei uns sein. Es war mir recht, als ich hörte, daß der Franz sich's nicht hatte nehmen lassen, das Abholen des Doktors selbst zu besorgen.

Nach Mitternacht sank die Kleine allmählich aus ihrer Ohnmacht in einen tiefen Schlaf, ich fühlte unter meinen Fingern das leise Klopfen ihres Pulses, und als ich ihr Händchen betrachtete, das in meiner rauhen Hand lag, that mir der Kontrast weh. Da saß ich an ihrem Bett, und derjenige, an dem ihr armes thörichtes Herz hing, kutschierte draußen auf der Landstraße. Wenn sie erwacht und sieht nur mich, es wird ihr sehr traurig sein. Sie war so hilf- und harmlos und — daran zweifelte ich nicht — so schwer krank... Ein grenzenloses Erbarmen kam über mich; eine größere Liebe, als ich je für sie gehabt hatte, erfüllte meine Seele, und ich that ein Gelübde: Wenn sie gesund wird, will ich jedem Anspruch auf sie entsagen. Unsere Ehe ist leicht gelöst. Mag sie mit dem leben, mit dem sie sterben wollte. Auf ihn acht geben und dafür sorgen, daß er keine Dummheiten macht, das soll meine Sache sein, dazu bin ich der Stärkere.

Mit diesem Vorsatz steh ich auf von meinem Platz am Fußende ihres Bettes, und wie ich mich über sie beuge — was seh ich? Sie hat die Augen offen und richtet einen unsicheren, fragenden Blick auf mich: „Franz?“ sagt sie, und ich antworte: „Er kommt, mein Kind, kommt bald ...“

„Wer kommt? ... o Lieber!“ und auf einmal hebt sie die Arme und schlingt sie um meinen Hals. „Bist du's? fehlt dir nichts? bist da?“

„Jawohl, ich bin da.“

„Dann ist alles gut,“ flüstert sie, „alles gut, du Bester!“

Was hat das zu bedenten? Ich habe es nicht gleich begriffen und gefragt: „Träumt mein Kind?“

„Nein, ich bin wach.'

„Wach — und nennst mich Bester?“

„Weil du's bist,“ antwortet sie und lächelt mich so zutraulich an wie noch nie.

Ich ringe mit der Wonne, die, geleitet von tausend Schmerzen, einziehen möchte in meine Brust. „Jetzt weiß ich, daß du träumst, du Kind. Ich bin ja immer so barsch mit dir gewesen.“

„Du? Ach geh!“

Ewige Güte! Ach geh, sagte sie — und ich habe mich nicht mehr beherrschen können, ich bin auf meine Knie gesunken und habe ihre Wangen und ihre Augen geküßt und meinen Kopf neben den ihren auf das Kissen gelegt und mit zitternder Seligkeit gefragt: „Besinne dich, warum wolltest du in das brennende Haus?“

„Nicht ins Haus — nur zu dir, nur dir nach, nur dich abhalten... Aber“ — unterbrach sie sich plötzlich — „warum weinst du?“

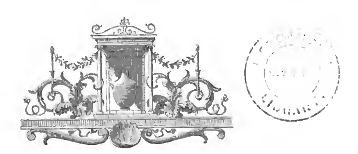
Ihre Augenlider waren schwer geworden, sie lehnte ihr Gesicht an das meine und schlief wieder ein.

Der Arzt kam zur Zeit, um welche ich ihn erwartet hatte. Er sprach von einer inneren Verletzung, er gab keine Hoffnung. Einige Wochen haben wir ihr teures Leben aber doch gefristet. Sie hat wenig gelitten und bis zum letzten Augenblick die feste Zuversicht auf ihre baldige Genesung bewahrt. An ihrem Sterbebett ist keine Thräne geweint worden; ich habe jeden, der seine Rührung nicht zu unterdrücken vermocht hätte, fern gehalten — und auch die letzten Tröstungen der Religion. Die Kleine brauchte keine Tröstung, denn sie hatte keinen Gram, und den meinen verbarg ich ihr.

Daß es mir gelang, das war meines Herrn und Gottes wundersames Geschenk. Wer außer ihm hätte mir diese Kraft geben können? Und so hab ich denn alles allein mit ihm abgemacht und mich nicht erschüttern lassen in meinem Glauben, daß ich keinen Frevel beging, indem ich sie unvorbereitet scheiden ließ, die Seele, die zurückgekehrt ist zu ihrem Schöpfer, so rein, als er sie dereinst ins Leben entließ.

In meinen Armen, an meiner Brust ist sie oft eingeschlafen, einmal denn auch, um nicht wieder zu erwachen — die Meine und nicht Meine!

Unser verehrter Freund pflegte seine Erzählung mit diesen Worten zu beschließen. Es bedurfte auch für uns keiner Fortsetzung, da wir aus anderweitigen Berichten wußten, daß er auf seinem Gute noch manches Jahr still und ruhig verblieb. Erst nach dem Tode seines Herrn Vetters Franz von Bauer hörte der Aufenthalt in dortiger Gegend auf, ihm angenehm zu sein, und er vertauschte ihn mit demjenigen in unserem Städtchen.





Iwan Turgenjew.*

Von

Otto Brahm.

Schon Hegel sagte, daß wir Russen irgend etwas Bedeutendes im Geist unseres Volkes schaffen sollten, etwas, das ausschließlich national geartet sein dürfe, aber bedeutend genug sein müsse, um für die gesamte civilisierte Welt in Betracht zu kommen. Die russische Litteratur, Kunst, Malerei hat meiner Überzeugung nach noch nichts Derartiges hervorgebracht."

Es war am Abend seines Lebens, da Turgenjew diese Äußerung that; und als er, am 3. September 1883, aus dem Dasein schied, durfte von ihm gesagt werden, daß er selbst reich und schön erfüllt hatte, was der Philosoph gefordert.

Seine Poesie wurzelt tief im russischen Sein, ist „national geartet" wie eine; und sie gehört doch zum allgemeinen Besitztum der europäischen Kultur, zur modernen Weltlitteratur.

Als im Anfang unseres Jahrhunderts die Poesie bei den Russen zu eigenem Leben erwachte, da war es vor allem einer, der der Puschkin und Lermontow Meister ward: Lord Byron. Der Byronismus durchdrang Litteratur und Leben, und sich mit Byronschen Manieren zu drapieren, zeugte von vorgeschrittener Bildung. Bis tief in die dreißiger Jahre erhielt sich diese Mode, welche die Ausprägung der nationalen Art wenn nicht ganz hemmte, so doch vielfach zurückdrängte; und Turgenjew selbst hat ihr Tribut zahlen müssen: sein Erstlingsdrama „Stenio" (von 1836) war völlig getränkt mit dem Byronschen Unwesen. Der achtzehnjährige Student hatte in den fünffüßigen Jamben dieser Dichtung Byrons Manfred nachgeahmt, „mit kindischem Unverständnis", wie Turgenjew selbst später gesagt hat. Gleich so manchem anderen Poeten hatte er für die Werke seiner Frühzeit das Verständnis verloren; er bekannte, daß er gegen seine Versdichtungen eine „beinahe physische Abneigung" fühle; und diese Abneigung war um so größer, je stärker er einst im Banne jener Vorbilder gestanden hatte. Auf den „Stenio" waren die gereimten Erzählungen „Paraschа" und „Das Gespräch" gefolgt, die eine in Nachahmung Puschkins, die andere in Nachahmung Lermontows entstanden. Ein Jahrzehnt beinahe lag zwischen dem Erstlingswerk und diesem „Gespräch", der Dichter war inzwischen zum Manne herangereift, er hatte, zwei Jahre auf der Berliner Hochschule weilend, sich „kopfüber in die deutsche Flut gestürzt", er hatte die weite Welt gesehen — und doch war er aus der Obmacht des russifizierten Byro-

* Vergl. Iwan Turgenjews Ausgewählte Werke. Zwölf Bände. Hamburg und Mitau, E. Behres Verlag. — Erzählungen von Iwan Sergius Turgenjew. Zwei Bände. Leipzig, Otto Wigand. — Iwan Turgenjew. Eine litterarische Studie von Eugen Zabel. Leipzig, Otto Wigand.

nismus nicht herausgekommen: mit siebenundzwanzig Jahren zählte er noch immer unter die Nachahmer.

* * *

Aber wenig später — und es war Turgenjew geglückt, auf die eigenen Füße zu kommen. Mit einem Ruck, als er sich entschloß, von der Versdichtung zur Prosa überzugehen, hatte er sein Talent entdeckt. Er ließ Manfred Manfred sein und schilderte, was „nationaler Art" gemäß war.

Zwei kleine Novellen sind das erste, was Turgenjew nun niederschreibt: „Drei Porträts" und „Der Raufbold". Wie im bewußten Gegensatz zu dem Byronismus scheinen ihre Helden gestaltet zu sein: keine weichen, weltschmerzlich angehauchten Grübler, sondern rauhe und rohe Kumpane, recht im russischen Stile. Ein Peter der Große, ein Suwarow sind aus demselben Stoffe wie dieser Wassili Iwanowitsch, der gewissenlos die Braut des armen Pawel verführt und den betrogenen Liebhaber, als er sich weigert, die Entehrte zu heiraten, in frecher Kaltblütigkeit über die Klinge springen läßt. Mit grausamem Realismus sind diese Vorgänge gestaltet, aber der Dichter ist darum von pessimistischer Weltanschauung doch weit entfernt; er schildert nicht nur, wie Willkür und rücksichtslose Gier verwüstend in ein stilles Dasein greifen — er schildert auch in knappen, energischen Zügen, wie der im Geist arme, aber wackere Pawel vor dem überlegenen Petersburger Stadtherrn tapfer besteht und vor keiner Drohung weicht und wankt: lieber das Leben als die Ehre will er lassen, und wenn er fällt, fällt er als ein Mann und Held. Und in dem naiven Wunsch, das Walten einer ausgleichenden Gerechtigkeit offenbar zu machen, läßt der Dichter den Frevler schnell von seiner Strafe ereilt werden: vom Schlage gelähmt und der Sprache beraubt, kehrt er auf sein Gut zurück und stirbt elend dahin. .

Turgenjew trägt die Geschichte in der Ich-Form vor: ein junger Adeliger berichtet die Begebenheit seinen Jagdfreunden, angesichts dreier Familienporträts. Jenen Wassili nennt der Erzähler seinen Großoheim: er ist in Wahrheit der Großoheim des Dichters selbst gewesen, und mit mutigem Realismus hat Turgenjew hier in die Chronik seines eigenen Geschlechtes hineingegriffen. Den Bedingungen der Ich-Form, welche er gleich für seine erste Prosanovelle gewählt hat und welche ihm für alle Zeit eine Lieblingsform geblieben ist, trägt er nur zum Teil Rechnung; er weiß zwar vortrefflich die Stimmung vorzubereiten und der Geschichte ihre individuelle Einkleidung und ihre besondere Färbung zu geben, aber er läßt den Erzähler ohne Scheu von intimen Scenen berichten, die sich seiner Kenntnis entziehen mußten, und bleibt uns die Rechenschaft darüber schuldig, woher denn seine Wissenschaft von den Dingen sich schreibt. In der Folge hat der Dichter wohl gelernt, hierin sicherer zu operieren; allein in allen den zahlreichen Verkleidungen, in die er seine Novellen gesteckt hat, den Ich-Erzählungen, Berichten, Briefwechseln, aufgefundenen Handschriften, Tagebüchern, treffen wir irgendwo auf den Punkt, wo die Fiktion durchbrochen wird. Trotzdem hat er mit dieser Erzählungsmanier Schule gemacht, und es ist zum nicht geringen Teil sein Vorbild, unter dem sie sich zu einer besonderen Modegattung der neueren Novellistik ausgebildet hat.

Von einer Zusammenkunft adliger Jäger nimmt Turgenjews erste Geschichte, in unmittelbarer Anknüpfung an seine eigenen Jagdzüge, ihren Ausgang, und bald kam es an den Tag, wie glücklich der Griff gewesen war, den der Dichter damit gethan hatte. Aufgefordert, für das russische Blatt „Der Zeitgenosse" einen kleinen Beitrag zu liefern, ging er wieder von den Wanderungen durch seine Güter und die der Nachbarn aus, welche er von früh an als ein Jägersmann unternommen hatte. Er schrieb die kurze Skizze „Chor und Kalinitsch"; und als ein lauter, ihm ganz unerwarteter und ungewohnter

Beifall sie empfing, gab er in schneller Folge eine große Anzahl verwandter Bilder, welche über seinen Ruf entschieden: der Dreißigjährige erwachte eines Morgens und fand sich berühmt. Seither haben diese „Skizzen aus dem Tagebuch eines Jägers“ durch ganz Europa Bewunderer und Nachahmer gefunden, und selbst aus dem äußersten Ende der Neuen Welt ist in den „Kalifornischen Skizzen“ Bret Hartes ihr Echo zurückgekommen.

Turgenjew seinerseits, das sieht sich leicht, war auch diesmal von einem englischen Vorbilde ausgegangen. Aber nicht mehr ein Romantiker, ein ganz moderner Realist hatte ihm zum Muster gedient; von Byron war er bis zu Charles Dickens gelangt. Dickens' Londoner Skizzen hatten zu diesen russischen den Anstoß gegeben, allein Turgenjew hatte für die seinigen eine neue Form und eine eigene Seele gefunden: völlig waren sie national geartet. Russisches Land und russische Leute, Natur und Menschen in nie gesehener Klarheit stellten sie hin; und schwer war es, zu entscheiden, ob der Dichter seinen Stoffen oder die Stoffe ihrem Dichter mehr verdankten.

Ein enges Verhältnis zur Natur eignet der gesamten russischen Poesie; bei Turgenjew jedoch nimmt es sogleich eine ganz individuelle Färbung an. Mit den frischen Sinnen des Jägers in die Natur blickend, hat er ihre Farben und Formen in aller Fülle von Stimmung und Nuancen aufgefangen und gehalten; rein und scharf und exakt, objektiv und persönlich zugleich. Dem Auge kommt das fichere Ohr zu Hilfe; er *sieht* nicht nur in die Welt, er nimmt sie aus allen Poren wahr: alle seine Sinne, sagt treffend Alphonse Daudet, verkehren untereinander durch weit geöffnete Thüren. Alles sieht er aus der Natur heraus, nichts sieht er in sie hinein; er macht sie nicht zum Träger romantisch-lyrischer Empfindungen und weiß, auch ohne eine „mondbeglänzte Zaubernacht“ heraufsteigen zu lassen, poetische Stimmung auszubreiten.

Ganz ist sein Naturgefühl mit seinem Heimatsgefühl verkettet: Wald und Steppe und Fluß und Thal seines Landes zu schildern, ist seines Herzens Lust; aber vor der Gewalt des Hochgebirges oder der blendenden Schönheit italienischer Natur verstummt er schnell. „Die Natur wirkte mächtig auf mich,“ sagt einer seiner russischen Helden, „ich liebte jedoch nicht ihre sogenannten Schönheiten, ihre gewaltigen Berge, Felsen und Wasserfälle; ich liebte nicht, daß sie sich mir aufdränge, daß sie mich störe.“ Als aber denselben Russen am Rhein unerwartet ein scharfer, in Deutschland nicht gewöhnlicher Geruch trifft und er verwundert stehen bleibt vor einem mäßig großen Hanfbeet — fühlt er sich sogleich an seine heimatliche Steppe erinnert; ein heftiges Heimweh wird in ihm rege, und es wandelt ihn die Lust an, russische Luft in die Lungen zu ziehen und auf russischer Erde dahinzuschreiten.

Wie die Steppe sich in endlos grauer Ferne ausdehnt, die unbegrenzte, die unabsehbare, die große Steppe, wie der junge Tag strahlend heraufzieht über die breiten Wiesen und die grünenden Hügel, von Wald zu Wald, stellt der Dichter dar mit nie erschöpfter Lust. Schön schildert er die Ruhe im Walde, wenn den ermüdeten Jäger das wogende Holz aufnimmt, und findet von der Außenwelt den Weg ins Innere des Menschenherzens:

„Welch angenehme Beschäftigung, im Walde auf dem Rücken zu liegen und emporzuschauen! Es ist, als schautet ihr in ein bodenloses Meer, das sich weit über euch ausbreitet, als ob die Bäume sich nicht von der Erde erhöben, sondern vielmehr wie die Wurzeln riesiger Pflanzen herabfielen und sich senkrecht in die krystallhellen Wogen senkten; die Blätter der Bäume schimmern bald in durchsichtigem Smaragd und bald verdichten sie sich zu einem sammetartigen, fast schwarzen Grün. An einer Stelle, weit weit, am äußersten Ende eines dünnen Zweigleins steht unbeweglich ein einzelnes Blättchen auf einem blauen Fleck des durchsichtigen Himmels, und neben demselben wiegt sich ein anderes, das durch seine Be-

wegung an das Spiel der Fischflossen erinnert, denn sie erscheint selbständig und nicht durch den Wind hervorgebracht.

Zauberhaften Inseln unter dem Wasser gleich schwimmen runde, weiße Wölkchen leise heran und ziehen vorüber ... und auf einmal bewegt sich dieses ganze Meer, diese leuchtende Luft; alle diese in Purpur getauchten Zweige und Blätter fangen an sich zu regen und in flüchtigem Glanz zu erzittern; es erhebt sich ein frisches, lebendes Rauschen, das dem ununterbrochenen Plätschern einer an den Sand des Strandes schlagenden Welle gleicht. Und ihr liegt regungslos und schaut. Ihr schaut — und dieses tiefe, reine Azurblau lockt euch ein Lächeln auf die Lippen, so unschuldig wie das Blau selbst, wie die Wolkenflocken am Himmel, und mit ihnen ziehen euch langsam glückliche Erinnerungen in langer Reihe durch die Seele, und es ist euch, als wenn euer Blick immer tiefer und tiefer hineindränge und euch selbst nachzöge in jenen stillen, leuchtenden Raum, und es ist unmöglich, sich von dieser Höhe, dieser Tiefe loszureißen."

Zwischen der Natur und der menschlichen Seele stellt sich so für den Träumenden die Verbindung her; allein weiß sie, Natur, auch von unserem Thun, liebt sie den Menschen, wie der Mensch sie liebt? Die Frage beschäftigt den Dichter intim, von den Tagen dieser „Skizzen" an bis zu dem Ende seines Lebens; und grausam dünkt ihn die Wahrheit, der er doch nicht zu widerstreben wagt: daß Natur gleichgültig und kalt dem Treiben der Menschen, „dieser zweibeinigen Käferchen", gegenübersteht. Aus dem tiefsten Inneren der Waldung, aus dem ewigen Schoß der Gewässer tönt ihm die gleiche Stimme entgegen: „Ich habe mit dir nichts zu schaffen, ich herrsche — du aber sorge um dein Leben." Tief und unwiderstehlich dringt ihm in solchen Augenblicken das Gefühl menschlicher Nichtigkeit ins Herz. Was auch gilt er vor der ewigen Macht? vor jener Isis, deren teilnahmlosen Blick er so schwer zu ertragen vermag? Er, das gestern geborene und heute schon dem Tode geweihte Eintagswesen? Nicht nur die kühnen Hoffnungen und die hochfliegenden Träume erlöschen in ihm vor dem Eiseshauch der elementaren Kräfte: seine ganze Seele zieht sich scheu und gebeugt in sich selbst zurück. Und er fühlt, daß der letzte seiner Brüder vom Angesicht der Erde verschwinden könnte, ohne daß nur eine Kiefernadel an den Zweigen darob erzitterte. Selbst vor dem Leben des Tieres, dem er sonst gern mitempfindend folgt, scheut der Poet in solcher Stimmung zurück, und in einem der wenigen Gedichte, welche wir von ihm besitzen, fragt er sorgenvoll die Meise, deren weltfreudigen Sang er zuerst gepriesen:

> Die mir tief zu Herzen dringen,
> Sind die süßen Töne nur
> Ein bewußtlos leeres Klingen
> Der gleichgültigen Natur?
> Oder ist auch dir gegeben,
> Wie dem Menschen, jene Lust,
> Jene Freud am schönen Leben,
> Die du strömst aus voller Brust?

Je leidenschaftlicher er für die Natur empfindet, je stärker in ihm ist das Verlangen, ein Echo seiner Empfindung zurückkommen zu hören; immer wieder wünscht er, das Weltganze als ein zweckvolles, den Menschen aber als dessen Mittelpunkt zu erfinden: tief steckt ihm im Gemüt ein teleologischer Drang. Noch in seinen letzten Lebensjahren hat er, in Gesprächen mit seinem Freunde Polonski, diesem Empfinden Ausdruck geliehen: „In der Unwandelbarkeit der Naturgesetze," bekannte er, „liegt etwas, das mich grausen macht, da ich kein Ziel in ihnen, weder ein böses noch ein wohlthätiges, zu erblicken vermag. Der Mensch steht über der Natur, und doch kann er aus der Natur nicht heraus. Was wir auch thun und schaffen — alle unsere Gefühle, Werke, Heldenthaten werden vergessen sein. Welches ist also das Ziel des menschlichen Lebens?"

Der melancholische Klang, der uns aus solchen Äußerungen entgegentönt, hallt in der gesamten russischen Poesie, wie in der Poesie Turgenjews im besonderen wieder. Ein Hauch von sanfter Wehmut breitet

sich wie ein Schleier über diese Dichtungen aus; Molltöne, bald laut, bald leiser, immer aber dem schärferen Ohre vernehmbar, begleiten sie. Man denkt an jenes eigentümlich einschmeichelnde Singen, das die Sprache der Russen von allen anderen unterscheidet. Schwermut wohnt in den Herzen, blickt aus den Augen dieser Menschen; und auch der fest auf sich selbst zu ruhen scheint, findet sich jählings von Stimmungen grundloser Traurigkeit hingenommen. In jener ersten Skizze des Jägers, „Chor und Kalinitsch“, hatte der Dichter zwei Gestalten russischer Leibeigenen einander entgegengesetzt: den starken, praktischen, verständigen Chor und den gutmütigen, leichtlebigen, liebenswürdigen Kalinitsch; Chor, der wie ein Mann sein Leben gestaltet, Kalinitsch, der wie ein Kind es sich gestalten läßt. Aber selbst die kräftige Sicherheit dieses Chor scheint zu Zeiten ins Schwanken zu kommen, wehmütige Laune fällt ihn an, und wenn Kalinitsch auf der Balalaika singt und spielt, senkt er den Kopf auf die Seite und fällt in klagendem Tone mit ein: „Schicksal, o mein traurig Schicksal!“ Sehr charakteristisch ist das nämliche Empfinden in dem riesigen Edelmann Charkow, dem stolzen, selbstgewissen „König Lear des Dorfes“, von dem Dichter gestaltet worden; auch dieser stattliche Herr wird ohne sichtbare Veranlassung jeweilen von der Melancholie gepackt; dann wiegt er sein Haupt, gedenkt der Vergänglichkeit und daß alles zu Staub werden müsse und verwelken wie ein Kraut. Und er übergiebt in einem ähnlichen Anfall von Trübsinn und Vorahnung des Todes all sein Hab und Gut den herzlosen Töchtern und zieht das Schicksal des Lear auf sein Haupt herab.

Grundlose Melancholie überfällt zu Zeiten solche Gestalten; aber in zahlreichen anderen aus den „Skizzen“ ist die Stimmung der müden und stillen Resignation die bleibende, und tief in dem Schicksal dieser Menschen ist sie gegründet. Leibeigenschaft heißt das eine Wort, das alles erklärt.

Ein untilgbarer Widerwille gegen die Leibeigenschaft hat früh in Turgenjews Seele Wurzel gefaßt; „die Umgebung hat ihn mir eingeimpft,“ bekennt er, „die herzlich häßlich war.“ Besonders seine Mutter, nach des Vaters frühem Tode, hatte ganz im Stile des alten Rußland ihre Herrscherrechte geltend gemacht — grausam, unerbittlich; und die Akte ihrer schnellen Justiz hatten schwer auf das weiche Herz des Knaben gedrückt. Der Herangewachsene, in dem die Anschauungen des Westens immer fester Wurzel schlugen, empfand so, daß es für jeden echten Sohn seines Landes nur diesen einen Feind gebe: die Leibeigenschaft. „In diesem Namen,“ sagt er, „konzentrierte sich für mich alles das, was ich mich entschlossen hatte bis an mein Lebensende zu bekämpfen, mit dem ich mich nie zu versöhnen geschworen hatte... Das war mein Hannibalsschwur, und ich war nicht der einzige, der ihn damals ablegte.“ Wie treulich der Dichter diesen Schwur gehalten hat — jeder weiß es; und als nach einer ununterbrochenen Fehde gegen die Institution am 19. Februar 1861 Alexander II. die Leibeigenschaft aufhob, konnte Turgenjew sich voll Stolz gestehen, daß sein Wort es gewesen, welches das Herz des Monarchen am sichersten getroffen hatte.

Liest man die Skizzen und Novellen, in denen der Dichter jenes Thema angepackt hat, so drängt sich der Vergleich zu einer anderen, einst vielgepriesenen Dichtung auf: zu der Geschichte vom „Onkel Tom“. Die Sklaverei im Westen war dort das Thema; aber wie anders als jene im Osten war sie gestaltet worden. Seht, was für edle, selbstlose Menschen diese armen Neger sind, die ihr so peinigt! hatte in wackerem, aber falschem Pathos dort der Dichter gerufen und eine lichte Engelsgestalt idealistisch ausgemalt. Seht, was für arme, geknickte, müde Menschen diese Leibeigenen sind! ruft der realistische Dichter, und der Eindruck, welchen seine scheinbar ruhige, objektive Darstellung hervorruft, hallt um so überzeugender nach.

Indem der Jäger durch das Land zieht und seiner zahlreichen Begegnungen gedenkt, wie sie der Zufall und ein planloses Streifen in die Weite hervorrufen, läßt er alle diese Gestalten vor uns erstehen. Hier verschlägt ihn die Ungunst des Wetters in ein fremdes Herrenhaus, und er sieht in Willkür und Druck, in leere Geschäftigkeit, Betrug und Roheit hinein. Vom Wege verirrt, trifft er dort auf ein armseliges Menschenkind, das in frierendem Elend dahinlebt, hierhin und dahin gestoßen, jeder eigenen Regung unfähig. Die blinde Ergebung der Unglücklichen, die völlige Aussichtslosigkeit ihres Seins schildert er mit ergreifender Wahrheit: diese stumme, kalte, ewige Nacht, in die kein Strahl der Hoffnung fällt und in der mit der Kraft des Widerstandes zuletzt auch der Gedanke an den Widerstand abstirbt.

Ganz haben sich die Knechte in ihren Zustand gefunden; und ganz die Herren. Wie unter diesen selbst die besten, in dem Bewußtsein ihres Rechtes, mit einer Art von väterlicher Grausamkeit das Regiment führen — das vollendet erst das traurige Bild. Wie oft trifft der Jäger auf wohlwollende Naturen oder doch auf solche, die sich für wohlwollend halten und die, nach guter alter Sitte, die „Seelen", welche ihnen zu eigen sind, elend drücken und verkommen lassen. Daß der Leibeigene einen Willen für sich, ein selbständiges Empfinden hat, kommt ihnen nicht in den Sinn; und wenn die Herrin unvermählt ist wie jene Tatjana Wassiliewna es war — wozu denn brauchen ihre Leute zu heiraten? Herr und Diener, beide sind in solchem Empfinden einig; und der ihnen darin entgegentritt, läuft Gefahr, beiden als ein Thor zu erscheinen. So, als eines Abends der Jäger bei einem alten Gutsnachbar zu Besuch ist und er aus der Ferne den Ton von Schlägen vernimmt, fragt er erstaunt nach der Ursache. „Da wird auf meinen Befehl ein Schelm gestraft," sagt der Gastfreund. „Aber was ist Ihnen, junger Herr? Bin ich denn ein Bösewicht, daß Sie mich so ansehen? Wer seine Kinder lieb hat, der züchtigt sie." Und der grimmigste Unwille, fügt der Erzähler hinzu, hätte dem klaren sanften Blicke des Alten nicht Stich halten können. Als er aber kurz darauf dem Gezüchtigten begegnet, fragte er ihn:

„Wofür hat dich denn der Herr bestrafen lassen?

Weil ich es verdiente, Väterchen! weil ich es verdient habe. Für Kleinigkeiten wird bei uns nicht gestraft; das kommt bei uns nicht vor — nie. Unser Herr ist nicht so einer; unser Herr ... solch einen findet man im ganzen Gouvernement nicht mehr.

Vorwärts! rief ich dem Kutscher zu. Das also ist unser altes, liebes Rußland! dachte ich bei mir auf der Rückfahrt."

Allein die Begegnungen des Jägers mit Gutsherren und Leibeigenen sind, wenn auch die häufigsten, doch nicht die einzigen, die er hat. Nichts von russischem Wesen achtet er sich fremd, und diese ganze seltsame Welt mit ihren Sitten und Unsitten, ihren socialen und religiösen Vorstellungen steigt aus seinen Skizzen vor uns auf. Auf den Pferdemarkt und in die Branntweinschenke, in die Öde einer Poststation im Inneren des weiten Reiches und in die träumende Märchennacht der Steppe werden wir geführt. Wir sehen eine geduldige Kranke in sanfter Ergebung auf ihrem Schmerzenslager und lernen das Wort verstehen: „Du Heimatland der Märtyrer — du Land des russischen Volkes"; wir sehen in die orthodoxe Vorstellungswelt des Russen wie in seine Sagenwelt hinein, und der Glaube an gute und böse Geister, an die Kobolde, Fluß- und Waldnixe, an die Domovoi, Russalka und Trischka wird in prächtigen Stimmungsbildern vor uns lebendig. Und einen echt volkstümlichen Vorgang, den Sängerkampf in der Hitze eines Julitages, sehen wir, und wie über den glänzenden Virtuosen mit seinen Verzierungen und Koloraturen der Fabrikarbeiter Jakob mit seinem einfach-schwermütigen Liede den Sieg davonträgt: „denn die Hörer wehte

aus jedem Tone seiner Stimme etwas Heimatliches, unübersehbar Weites an, als wenn die wohlbekannte Steppe sich in endloser Ferne ausdehnte."

Wie viel Fremdes und Seltsames aber aus des Dichters Schilderung uns entgegentritt — der unverkennbaren Treue seiner Beobachtung, der sinnlichen Frische seiner Darstellung ist es in jedem Falle gegeben, uns zum Glauben zu zwingen und fest in sein Interesse hineinzubannen. Nirgends bewunderungswürdiger ist ihm das gelungen als in der Geschichte von dem stolzen adeligen Schlucker Tschertapchanow, dem Don Quichotte von Bessonow und dessen Gegenbild, dem „Hamlet des Stschigrowschen Kreises". Hat er später einmal in einem Vortrage voll geistreicher Paradoxien die Helden des Shakespeare und des Cervantes kontrastiert und sich mit seinen Sympathien auf Seite der Don Quichotte, der halb verrückten, einseitigen Idealisten, welche allein die Menschheit vorwärts bringen, um so entschiedener gestellt, als er das thatlose Hamlettum in sich und seinen Zeitgenossen schmerzlich empfand — so hat er hier diese beiden Gestalten erneuert und ihnen, in Gemäßheit der nationalen Art, ein eigenes Leben eingehaucht. Mit Dickensschem Humor malt er das Eintreten Tschertapchanows und seines Sancho-Pansa-artigen Freundes: wie der selbstbewußte Edelmann auf dem ausgemergelten, keuchenden Fuchs einherstürmt, während der dicke Begleiter fast geräuschlos auf dem schwarzen Pferdchen angeritten kommt. In dem Verlauf der Geschichte aber weiß er die rasende Leidenschaft des armen Tschertapchanow für seinen edlen Renner Malek-Adel mit so wahrer Glut zu schildern, daß all dem Übertriebenen, Albernen, Wahnsinnigen dieser Leidenschaft zum Trotz, dem abstoßenden Hochmut und der Entartung des Mannes zum Trotz, wir in tiefer Erregung der Entwickelung folgen; unsere Sympathie wird erweckt und wachgehalten, so gleichgültig uns an sich das Pathos des Helden auch sein mag.

Dickenssche Laune waltet auch in dem Anfang der Geschichte vom Stschigrowschen Hamlet; eine ganze Gesellschaft russischer Landadeliger, hoher und niedriger, wird vorgeführt, und unermüdlich ist der Dichter in kleinen humoristischen Zügen zur Kennzeichnung der Beschränktheit, des Hochmutes, der schlechten Manieren zumal der Vornehmen unter diesen Steppenbewohnern. Aus ihrem Kreise aber tritt ein mit westlicher Bildung durchtränkter Weiser hervor, und mit deutlicher Selbstironie läßt sich der Erzähler von ihm, der nächtens sein Schlafkamerad wird, also anreden: „Ich bin kein Steppensohn, wie Sie glaubten; ich bin eines Geistes Kind mit Ihnen. Ich habe den Hegel studiert und kann Goethe auswendig; auch ich bin reflexionswurmstichig und es ist gar nichts Unmittelbares an mir." Und immer noch im Bette liegend, mit der Nachtmütze auf dem Kopf, welche lange Schattenstreifen gegen die Wand wirft, erzählt ihm das arme, schlaffe Menschenkind, was das Unglück seines Lebens ward: daß er kein Original ist und weder in seinem Denken noch in seinem Leben ein eigenes Wollen wahrnimmt: „Ich habe gelernt, mich verliebt, geheiratet — immer, als wenn ich eine Pflicht, eine Aufgabe erfüllte — mag einer daraus klug werden."

Ist dieser Hamlet also zu seinem Schmerz kein Original, so sind doch seine Forderungen „in betreff des eigenen Geruches", den jeder Mensch von Rechts wegen haben sollte, keineswegs groß. Originale, ruft er, giebt es in Menge; wo man nur hinsieht: überall ein Original; jeder lebende Mensch ist ein Original.

Das ist ganz aus dem Sinne des Dichters herausgesprochen; auch er, wo er nur hinsieht zu den lebenden Menschen — überall erblickt er Originale; und seine Lust zu schildern ist ihnen gegenüber so unerschöpflich wie vor der Natur: ein jeder scheint ihm wert, mit seinen reinen wie mit seinen kleinen Eigenschaften gesehen und beschrieben zu werden. Es geht ihm darin wie dem Helden in der Novelle „Assja", welcher planlos durch

die Welt streift und bleibt und geht, je nachdem er das Bedürfnis empfindet, andere und wieder andere Gesichter zu sehen. „Mich interessierten ausschließlich nur die Menschen," sagt er, „die Gesichter, die lebendigen menschlichen Gesichter — die Rede der Menschen, ihre Bewegungen, ihr Lachen — das war es, was ich nicht entbehren konnte. Es belustigte mich, die Menschen zu beobachten; ja, ich beobachtete sie nicht allein, ich betrachtete sie mit einer gewissen freudigen und unersättlichen Neugier." Wie ausschließlich seine Phantasie gemacht war, an Gestalten zu denken, hat Turgenjew selbst, als er die Erinnerungen seines Lebens niederschreiben sollte, gegen Ludwig Pietsch bekannt: „Sobald ich nicht mit Gestalten zu thun habe," schreibt er, „bin ich ganz verwirrt und weiß nicht wo ein oder aus. Es kommt mir immer vor, als ob man jedesmal mit gleichem Recht das Entgegengesetzte behaupten könnte von alledem, was ich sage. Spreche ich aber von einer roten Nase und blonden Haaren, so sind die Haare blond und die Nase ist rot — das läßt sich nicht hinwegreflektieren." Und wie sinnlich bestimmt dem Dichter solche Phantasiegestalten vors Auge traten, das zeigte er am besten durch die Erfindung jenes eigenartigen Spieles, welches er mit seinen Freunden von der Familie Viardot-Garcia zu betreiben pflegte und welches er „faire des têtes" nannte: er zeichnete ohne Besinnen, rein improvisatorisch, mit dem Stift Köpfe nieder und fügte dann so schlank und ohne Stocken, wie er den Umriß gegeben hatte, eine Charakteristik der Person hinzu — etwa folgendermaßen: „Anglais; homme de travail, sanguin; vigoureux; intelligent dans son métier, hardi; boit, mange et dort ferme — a une femme pâlotte et maladive et huit enfants qui lui ressemblent et font un tapage du diable. N'a jamais porté des gants et transpire beaucoup."

Manche Besonderheiten von Turgenjews Kunst, und daß er in „Skizzen" zuerst seine Eigenart frei aussprechen konnte, erklärt sich von hier aus. Jede Person, auch die gleichgültigste, ihrem Äußeren nach beim Eintritt sogleich zu beschreiben, ist ihm geläufig; und als er in der Skizze „Die Bjäschin-Wiese" auf fünf Knaben trifft, sagt er uns nacheinander, wie der erste, zweite, dritte, vierte, fünfte aussehen. Wie bei jenem Spiel trägt er in seinen Erzählungen gern charakterisierende Eigenschaften in Menge zusammen, psychologische Züge, die er aus Eigenem, als Berichterstatter, auf einen Haufen wirft, nicht aber vor unseren Augen sich entfalten läßt an handelnden Personen. Ehe er die eigentliche Geschichte vorzutragen sich anschickt, giebt er meist in einem allgemein resumierenden, längeren Vorbericht bereits das Wesentliche der Charakteristik dem Leser an die Hand, und es kann ihm dann wohl passieren, daß der Vorbericht länger als die eigentliche Erzählung ausfällt. Er ist der Führer, der uns zu neuen Leuten bringt und der uns je und je zur Seite bleibt, auch nachdem er uns, wie er zu sagen pflegt, mit ihnen „bekannt gemacht hat"; und in der Freude, ein Original mehr entdeckt zu haben, gilt des Dichters Interesse dem Menschen mehr als dessen Thun: er zeigt uns ein Gesicht, aber nicht ein Schicksal ganz. Die Form der Skizze erleichtert ihm das, und das Abgebrochene, Ungelöste wird in ihr wohl gar zu einem Reiz mehr; aber daß diese Art ihre schweren Mängel mit sich führt, ließ sich schon hier wahrnehmen, und ein kompetenter Beurteiler hat gleich nach dem Erscheinen der Skizzen seine Bedenken so formuliert:

„Das novellistische Interesse wird hier und da so stark, daß man sich fast versucht fühlt, mit dem Dichter darüber zu rechten, warum er diesen oder jenen erschütternden Stoff nicht wirklich mit aller Ruhe der eigentlichen Darstellung, sondern lieber in seiner Art, sprungweis, andeutend, als Tagebucherinnerung an die Gelegenheit, wo er diese Geschichte erfuhr, überliefert habe. Hier aber offenbart sich Turgenjews innerste Natur, und die Begebenheit ist ihm nur insoweit wichtig, als sie die Person, mit der er es gerade zu thun hat,

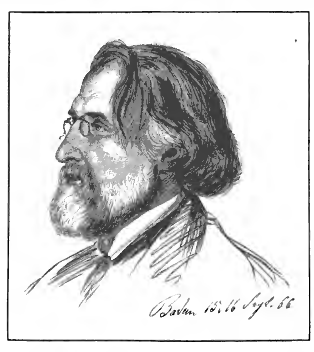
charakterisiert. Der Mensch steht ihm in erster, das Schicksal in zweiter Linie. Eine Menge von Ereignissen werden in diesen Blättern angerührt, die den Keim zu ganzen Romanen in sich bergen. Unser Dichter ist gegen diese Fruchtbarkeit unempfindlich. Seine größte Lust, weil seine größte Meisterschaft, ist, uns etwa in einen gefüllten Saal zu führen und die Personen der Gesellschaft mit kurzen scharfen Lichtern zu beleuchten. Er ist dann von unerschöpflichem Humor, von einer bezaubernden Lebendigkeit, die uns spielend in die innersten Geheimnisse der Umgebung einweiht. Und mitten unter den lächerlichen oder widerwärtigen Figuren tritt dann das Bild eines schönen, ernsthaften Mädchens oder eines verkannten armen Freundes hervor und giebt uns die volle Gegenwart des Lebens zu empfinden, in welchem die Gegensätze eine wunderliche Nachbarschaft halten. Dann eine Anekdote, ein kurzer biographischer Abriß, ein dunkler Ton des Schmerzes, der Klage, des Mitgefühls — und der Dichter bricht ab und verläßt uns vielfach angeregt, verwundert, zwischen Lachen und Weinen."

Es ist der vierundzwanzigjährige Paul Heyse, welcher dieses treffende Urteil gefällt hat, und nicht ohne Grund ist gerade seine Meinung hier in aller Ausführlichkeit wiedergegeben: sie kennzeichnet scharf die Merkmale, die Turgenjews Erzählungsart von der neueren deutschen trennen, wie sie durch Heyse selbst ihre entscheidende Ausprägung erfahren hat. Wenn die deutsche Novelle, in Übereinstimmung mit der historischen Entwickelung der ganzen Gattung, zunächst auf eine prägnante Fabel, einen entschieden ausgeprägten, individuellen Verlauf der Geschichte hinsteuert, so ist für Turgenjew der Reiz gerade der „Geschichte" an sich gering; seine Lust wie auch seine Kunst, zu fabulieren, sind nur wenig ausgebildet, und er ist — selbst ein so eifriger Verehrer seiner Poesie wie Julian Schmidt hat es zugestanden — kein Epiker „im strengen Sinne". Nicht Handlung, Schilderung giebt er; nicht in seinen Fabeln, in den Gestalten offenbart sich das Eigenste des Dichters: von dieser Erkenntnis aus treten wir an seine Novellistik heran.

* * *

Das Thema der Leibeigenschaft, das Turgenjew in den „Skizzen" angeschlagen, hat er auch in größeren Schöpfungen fortgebildet — unentmutigt durch eine kurze Gefängnishaft und die zweijährige Verbannung auf sein Gut, welche ihm die Unbefangenheit seiner Schilderungen sowie seines Nachrufes an Nikolaus Gogol eingetragen hatte. In dem „Gasthof an der Heerstraße" liegt der Nachdruck wieder auf der hilflosen Zerbrochenheit der Knechte, wenn ihnen ein Unrecht angethan wird: obgleich der Bauer Akim von der Herrin seines Hab und Gutes geradezu beraubt wird, ohne einen leisesten Schein von Berechtigung, steht er doch demütig und ergeben vor ihr; und wenn der in seinem Elend fromm Gewordene vom Wallfahrten zurückkehrt, verfehlt er nicht, der gnädigen Frau ein geweihtes Brot als glückbringende Gabe zu überreichen. Rührender noch in ihrer schlichten Beredsamkeit wirkt die Geschichte von dem Riesen Garassim, dem taubstummen Leibeigenen, dem eine bloße Laune der Herrin zuerst die Geliebte, dann das letzte, an dem sein armes Herz hängt, den Hund Mumu, raubt. Erstaunlich ist es, hier und öfter, wie der Dichter die Sentimentalität fern zu halten weiß; seine Erzählung ist rührend, aber nirgends rührsam. Den Anteil seiner Seele nicht auszusprechen, ist ihm bewußtes Kunstprincip; und er wendet sich von hier aus polemisch gegen die Art neuerer deutscher Novellisten. „Wenn der deutsche Autor mir etwas Rührendes erzählt," sagt er, „so kann er nicht umhin, mit dem einen Finger auf sein eigenes weinendes Auge zart hinzuweisen, mit dem anderen aber mir, dem Leser, einen bescheidenen Wink zu geben, daß ich ja nicht das Rührobjekt unbeachtet lasse. Deutsche Schriftsteller, meidet den Fingerzeig, sei der Finger auch noch so schön und dessen Bewegung noch so zart!"

Ganz im Sinne dieses Kunstprincips wird die Polemik gegen die Leibeigenschaft auch diesmal mit keinem Worte direkt ausgesprochen; der Leser selbst, nachdem ihm das Material an die Hand gegeben ist, soll sich sagen, was da zu sagen ist. In vielen einzelnen Zügen, mit reichem Detail der Stimmung, entrollt sich uns das düstere Bild: der Druck, der auf allen Gemütern liegt, das Gewitterschwüle der Situation, das doch nicht Blitz noch Schlag lösen will. Wenn es auch hier ein weiblicher Herr ist, der das Geschick des Leibeigenen entscheidet, so hat die Erinnerung an seine eigene Mutter den Dichter abermals geleitet: ein erlebter Vorfall aus seiner Jugend soll der Novelle zu Grunde liegen. Von der Geschichte „Punin und Baburin" gilt das Nämliche; aber hier sehen wir nicht nur die Zeit der Leibeigenschaft, wir erleben auch ihre Aufhebung, den großen Tag des 19. Februar 1861.



Durch dreißig Jahre zieht sich diese kleine Erzählung, und die springende Art, wie sie der Dichter vorträgt, ist äußerst charakteristisch für seine poetische Technik. Er erzählt in vier einzelnen Abschnitten: nicht eigentlichen Kapiteln, sondern willkürlichen Teilen von ganz verschiedener Ausdehnung; und diesen vier Abschnitten entsprechen vier durch lange Jahre getrennte (persönliche oder briefliche) Begegnungen der Helden mit dem Erzähler. Nur jene Begegnungen sehen wir; was zwischen ihnen liegt, bleibt uns verborgen. Nun ist zwar die intuitive Sicherheit, mit der der Erzähler seine angeblichen „Begegnungen" wählt, und seine Kunst des Erratenlassens groß, aber das Ruckweise des Vortrages durchbricht doch alle Augenblicke die strengere Kontinuität der Fabel; wir erhalten zwar im allgemeinen einen bestimmten Eindruck, aber vieles Ungelöste bleibt zurück: als ob wir vor

einer Landschaft stünden und wohl das Bild im ganzen erkennten, aber da und dort dichter Nebel, der nicht weichen will, den Blick aufhielte. Der Dichter aber scheint sich solchem Ungelösten gegenüber auf das Fragmentarische menschlicher Erkenntnis zu berufen: So ist das Leben, glauben wir ihn sagen zu hören, es gönnt uns nur einen halben Einblick, es äfft uns und läßt uns vor Rätseln hilflos stehen. Das Leben, gewiß; aber darf es darum die Dichtung thun?

* *
*

Indessen nicht vor diesen Vorwürfen hat Turgenjews Novellistik ihre eigentlichste Ausprägung erhalten. Ihr Hauptthema ist das Thema aller Novellendichtung: die Liebe.

Als der Hamlet des Stschigrowschen Kreises sich anschicken will, sein Leben zu erzählen, unterbricht er sich plötzlich und ruft: „Doch nein, ich will Ihnen lieber erzählen, wie ich heiratete. Die Heirat ist eine wichtige Angelegenheit, der wahre Probierstein des ganzen Menschen. In ihr spiegelt sich das Leben." So, als von der bezeichnendsten Offenbarung menschlichen Seins, erzählt Turgenjew von der Liebe.

Von der Liebe, nicht von der Heirat, wie jener Hamlet meint. Weder ist die Ehe für ihn der ersehnte Hafen, in dem am Schluß das Paar oder die Paare benedixisch einlaufen, noch ist sie ihm, wie so oft in modernster Poesie, der Ausgangspunkt tiefgegründeter Konflikte zwischen ungleichen Naturen. Selten schildert er das Glück der Ehe, und am leichtesten noch in den Figuren von treuen Alten, von russischen Philemon und Baucis scheint es für seine Poesie einen Anreiz zu haben. Die heiße Liebesleidenschaft, die quälende, grausame, todbringende ist sein Thema.

Denn nicht in der Gestalt einer freundlichen, glückstiftenden Macht — als unerbittlich heischende, vernichtende Herrin erscheint sie, wie oft! dem Dichter; und von ihm selbst überträgt dieses Gefühl sich auf seine Personen.

Die Großen wie die Kleinen, die Weisen wie die Thoren empfinden so, und der Trottel Kuprian, welcher meint: „Hat sich der Mensch verliebt, so ist er verloren — und alles hat ein Ende", spricht so gut im Sinne aller wie der sterbende Alexei Petrowitsch im „Briefwechsel", der als ein „reflexionswurmstichiger" Gebildeter seiner Weisheit letzten Schluß weitläufiger also faßt: „Die Liebe ist kein Gefühl, sie ist eine Krankheit, ein eigentümlicher Zustand des Körpers und der Seele; sie entwickelt sich nicht allmählich, sie ist da; man kann an ihrem Dasein nicht zweifeln und vermag nicht mit ihr Versteckens zu spielen, obgleich sie nicht immer in gleicher Form auftritt; gewöhnlich bemächtigt sie sich des Menschen ungebeten, plötzlich, gegen seinen Willen, auf Leben oder Sterben, wie die Cholera oder das Fieber. Sie packt ihr Opfer wie der Geier das Küchlein und trägt es fort, wohin sie will, wie sehr es sich auch dagegen sträube. In der Liebe giebt es keine Gleichheit, keine sogenannte freie Vereinigung der Seelen und der übrigen von deutschen Professoren in ihren Mußestunden erdachten Abstraktionen. Nein, in der Liebe ist die eine Person — Sklave, die andere — Herr, und nicht umsonst singen die Dichter von den Fesseln der Liebe."

Die eine Person ist Sklave, die andere Herr — so in der That zeigen es zahlreiche Liebesnovellen Turgenjews: einerlei, ob der Mann oder die Frau der Sieger ist — sie üben ihre Obmacht rücksichtslos aus.

Schon in einer kleinen Skizze des Tagebuches hatte der Jäger aufgezeichnet, wie er das „Stelldichein" zwischen einem Bauermädchen und einem herrschaftlichen Diener beobachtet: demütig hingegeben sie, kalt und herzlos im Gefühl seines Sieges er. Wenig später, in der Novelle „Drei Begegnungen", hat er dasselbe Thema variiert: recht nach seiner Erzählungsmanier, in wiederholten Begegnungen, die nur einen lückenhaften Einblick in die Vorgänge gönnen, trifft der Dichter auf einer

italienischen Reise, auf einer Jagd, auf einem Maskenfest ein geheimnisvolles Paar und wird Zeuge ihres kurzen Liebesglückes, der unschuldigen Seligkeit der Frau, der hochmütigen Siegerfreude des Mannes und seines schnöden Verrates. Tiefer ergreift uns in einer anderen Novelle der Erzähler, im „Antschar", die unter seine schönsten zählt. Der Vortrag ist auch hier sprunghaft und knüpft an die Begegnungen an, welche ein Petersburger junger Adeliger bei einem Landaufenthalt hat: mit ihm erleben wir die Geschichte, ohne daß der Verfasser doch direkt die Ich-Form gewählt hätte, diese bleibt gleichsam embryonal; nur was jener sieht, sehen auch wir, wo seine Gegenwart abbricht, bricht auch unsere Einsicht in die Dinge ab. Beziehungsvoll spielt ein Gedicht Puschkins in die Erzählung hinein: von dem Antschar, dem Giftbaum der Wüste, zu dem der Sklave hingesendet wird, dem Herrn einen Zweig zu gewinnen:

> Brachte das Gift — und kraftlos legte
> Sich auf des Königszeltes Matten
> Der Arme — zu des Herrschers Füßen,
> Des ruhmgekrönten, starb der Sklave.

Ohne daß eine Deutung unpoetisch ausgesprochen würde, erhalten wir das Gefühl symbolischen Tiefsinnes: die Liebe selbst ist der Giftbaum, dessen tödlichem Atem der Sklave erliegt — wie die arme Mascha, welche zu dem liederlichen Genie Weretjew hingezogen wird in unbezwingbarer Neigung und erst in dem Teiche von Ipatowka ihrem Leiden ein Ende schafft. Wie das schöne starke Mädchen wehrlos ist vor dem übermächtigen Empfinden, wie sie das Lied von Antschar sprechen hört und von seinem tieferen Sinn sogleich getroffen wird, wie sie den letzten Weg sicheren Schrittes wandelt und die Nächsten in der tiefen Nacht sie in verzweifelter Hast suchen, finden, dem feindlichen Element zu spät entreißen, stellt der Dichter dar ohne die vordringliche Färbung einer empfindsamen Subjektivität, mit der ruhigen Anschaulichkeit seiner Kunst, deren sicherer Wirkung es sich nicht entzieht.

Und noch in einer dritten Novelle hat Turgenjew schön geschildert, wie ein starkes Frauenherz von dem Giftpfeil getroffen wird. In seine eigene Jugend greift die Erzählung von der „Ersten Liebe" zurück, er selbst ist der Knabe, der durch die verwöhnte Prinzessin Sinaïde zu früher Leidenschaft entflammt wird, sein eigener Vater schwebt in der Gestalt des stolzen eigenmächtigen Mannes vor, der des Sohnes Rivale wird und dem sich Sinaïde hingiebt, der Hoffnungslosigkeit ihrer Neigung nicht gedenkend. Aus der Erinnerung des Knaben heraus entfalten sich uns diese Vorgänge; seine keimenden Jugendgefühle und die unbestimmt süße Erwartung zukünftiger Dinge, die schwankende Hoffnung auf Erfüllung und das schmerzliche Gewahrwerden seiner unreifen Nichtigkeit vor dem Willen eines Mannes malt er uns in seinen Zügen voll dichterischer Anschauung, um in der Erkenntnis zu enden, daß Liebe eine bedrohende, nicht eine ungestraft beglückende Macht ist. „Meine Liebe," gesteht er, „mit allen ihren Aufregungen und Leiden, kam mir selbst wie etwas Kindisches und Erbärmliches vor im Vergleich zu jenem geheimnisvollen Etwas, von welchem ich kaum eine Ahnung hatte und das mir Furcht einflößte wie ein unbekanntes, schönes, aber drohendes Gesicht."

In der Charakteristik wie im Detail der Stimmung sind alle diese Novellen glücklich und reich, und der Ausdruck steigert sich oft von einfacher, wahrer Abschilderung des Umgangstones zu überraschender poetischer Gewalt; in der Erfindung sind sie einfach genug, und weder auf Spannung noch auf eigentliche Verwickelung und den Reiz der Begebenheiten zielt der Dichter ab: noch immer den Gestalten gilt sein Interesse. Wie entschieden wir hier an einer Grenze seines Könnens stehen, zeigt der Vergleich mit den Dramen, die wir von ihm besitzen: auch in ihnen fehlt es völlig an einer lebhaft gesteigerten Handlung, an einem nach vorwärts strebenden, im eigentlichen Sinne dramatischen Verlauf; und nur die charakteristische Wahrheit ihrer Gestalten ist es,

welche diese dialogisierten Scenen auszeichnet. Und Gestalten auch sind der Ausgangspunkt für die Phantasie des Dichters; ein Bild, eine charakteristische Situation, ein Gesicht und eine Gebärde prägen sich ihm ein und werden ihm Ansporn zu poetischer Darstellung. So beobachtet der Knabe in der „Ersten Liebe“, das Abbild des Dichters, einst Sinaïde im entscheidenden Gespräch mit seinem Vater; er beobachtet, wie der gewaltthätige Mann, von einem plötzlichen Zorn erfaßt, mit der Reitgerte einen Schlag gegen den Arm des Mädchens führt und wie diese in ihrer demütigen Hingebung die geschlagene Stelle schweigend zum Munde führt; er beobachtet das alles und gesteht: „Noch jetzt sehe ich ihr Gesicht vor mir; dieses traurige, ernste, schöne Gesicht mit dem Ausdruck von Ergebung, Gram, Liebe und einer herben Resignation. Die Überzeugung war mir geblieben, daß ich zeitlebens jene Gebärde, jenen Blick, jenes Lächeln Sinaïdes nicht zu vergessen im stande sein würde, daß dieses Bild, dieses neue, unerwartet vor mir entstandene Bild auf ewig meinem Gedächtnis eingeprägt bleiben werde.“ Und in einer anderen Erzählung von den Liebesleiden eines Mädchens, in der düsteren Novelle „Die Unglückliche“, ist der Dichter (wie Ludwig Pietsch überliefert hat) gleichfalls von einem solchen Bilde, einem geschauten Erlebnis aus seinen Studentenjahren, ausgegangen, das sich seiner Phantasie fest eingeprägt hatte: er hatte die Figur eines verlassenen Mädchens vor sich gesehen, wie es trostlos in einer Fensternische dastand; und die ganze ausführliche Geschichte entwickelte sich ihm von hier aus fast wider seinen Willen, indem an diesen Krystallisationspunkt das Vorwärts- und das Zurückliegende anschoß.

Wenn jene Sinaïde die Übermacht eines Mannes erfährt und sich tief vor ihm demütigen muß, so vollzieht sich darin die Nemesis ihres eigenen übermütigen Thuns: nicht nur den unreifen Knaben, eine ganze Schar von Männern versammelt sie, ehe sie ihren Herrn gefunden hat, in eigenwilliger Koketterie um sich, und alle hält sie an der Kette: den frechen Stutzer, den gutmütigen Dümmling, den mißmutigen Spötter und Cyniker. Und sie stellt sich, von dieser Seite gesehen, einer anderen Gruppe von Frauen zur Seite, welche der Dichter uns geschildert hat: die die Geißel schwingen, nicht sie fühlen.

Recht, wie um die rettungslose Macht der Liebe zu offenbaren, giebt Turgenjew diesen Frauen wenig von menschlich anziehenden Eigenschaften: die einen haben kein Herz, die anderen keinen Geist, sie sind frech, sittenlos, hochmütig — und doch wird ihnen der Mann als Sklave unterthan: ein Petuschkof, der in thörichter Neigung zu einem Bäckermädchen hingezogen wird und froh ist, in ihrer Nähe als ein Geduldeter, Rechtloser seine Tage zuzubringen; ein Brigardier Goußkof, der Held von Praga, der für die herzlose Agrafena Iwanowna alles geopfert hat, Hab und Gut, Ruhm und Ehre, und nun als ein kindisch gewordener Greis seine Tage in ödem Stumpfsinn beschließt. Auf sie alle trifft die Weisheit jenes Alexei Petrowitsch im „Briefwechsel“ zu, eine Weisheit, die der arme Philosoph an sich selbst ergründet hat: denn im Begriff, sich einer geistig ebenbürtigen Frau, deren Seele sich ihm im schriftlichen Austausch erschlossen hat, zuzuneigen, wird er von unsinniger Leidenschaft zu einer albernen Tänzerin erfaßt und stirbt, nachdem er tausend Thorheiten begangen hat und sich vor sich selbst aufs tiefste erniedrigt fühlt, in einsamer Verzweiflung an der Schwindsucht dahin.

Aber wie trübe auch die Anschauung, welche jene Dichtungen gestaltet hat, uns anmuten mag — einmal doch ist aus ihr heraus ein Kunstwerk von siegreicher Schönheit erwachsen. „Frühlingsfluten“ nennt Turgenjew die Geschichte, und ihr Bau steigt wieder in den einfachsten Linien auf; der Russe Ssanin ist ihr Held, und das Thema: wie der sensible, bestimmbare Jüngling, eben als er der schönen Italienerin Gemma sich verlobt hat, von der

stolzen Maria Nikolajewna erobert wird und nach kurzem schnödem Glück verlassen zurückbleibt, später Reue zur Beute. Aus der Erinnerung des gealterten, einsamen Junggesellen werden diese Ereignisse verschollener Tage vor uns lebendig, und die Glut ihrer Empfindung und die Kunst des Vortrages verhilft ihnen zu starker poetischer Wirkung. Durch sinnliche Bestimmtheit und den Reichtum angeschauter Details, durch klug berechnete Kontraste weiß der Dichter uns zum Glauben zu zwingen, auch er weiß sein Bild „unvergeßlich einzuprägen". Der jungfräulichen Gemma, dem reinen schwärmerischen Mädchen mit dem Temperament einer Künstlerin, mit der zur Heiterkeit wie zur mitempfindenden Trauer stets bereiten, beweglichen Empfindung und dem idealen Pathos der italienischen Patriotin setzt er die reife, herrschgewaltige Maria entgegen, die praktische Verwalterin ihrer Güter, die welterfahrene, rücksichtslose, aller Mittel der Koketterie kundige Frau. Wie prächtig malt der Dichter die Umgebung Gemmas aus: hier die empfindsame Mutter, die Beherrscherin der Konditorei in der stillen Frankfurter Gasse, da der drollige Pantaleone, einst berühmter Sänger im Theater von Modena, und der liebenswürdige Knabe Emilio, von dem echten Feuer der Jugend umhergewirbelt. Wie ein Traum, ein Märchen mutet den erstaunten Ssanin dieses idyllische Dasein guter Menschen an, in das er so unvermutet gerät, und seltsam gefesselt fühlt er sich: „Er hätte ewig so hinter dem Ladentische stehen und mit Konfekt und Mandelmilch handeln mögen, während jenes liebliche Wesen hinter der Thür ihm mit spöttisch lächelnden Augen zusah, die Sommersonne durch das dicke Laub der Kastanienbäume vor den Fenstern brach und das Zimmer mit dem grünlichen Golde ihrer mittäglichen Strahlen erfüllte und sich das Herz einer süßen träumerischen Trägheit und der Sorglosigkeit der Jugend — der ersten Jugend hingab."

Spricht man in diesem stillen Kreise von Webers Freischütz und von E. T. A. Hoffmanns Erzählungen und fehlt es in der süßen Dämmerstimmung der Konditorei selbst an einem veritabeln Kater nicht, der behaglich blinzelt und schnurrt und die Pfoten bewegt, so liegt die Existenz Maria Nikolajewnas im grellen Lichte der Realität da, und in ihrem unruhigen Hoteldasein wollen romantische Empfindungen nicht aufkommen. Nur um aus vollen Zügen zu genießen, hat diese starke eigenwillige Natur an einen trägen Mann sich äußerlich gebunden; ihre Lust und ihre Kraft, immer neue Sklaven sich zu erobern, ist unendlich, und nichts kommt ihrer Siegesfreude gleich, wenn sie das Ziel erreicht sieht. „Ist es dir gelungen, auszuführen, was unmöglich schien," ruft sie, „nun, so genieße es, Seele, bis an den Rand! Nur darum verlohnt es sich zu leben." Und so gelingt ihr denn auch dieses Unmögliche: Ssanin, der eben Gemma in seliger Bräutigamsstimmung verlassen hat, ganz erfüllt von dem neuen Glück — eben diesen Ssanin rettungslos zu sich hinüberzuziehen. Wie sie zuerst tändelnd die Attaque beginnt, mit kleinen Künsten, wie sie in scheinbar harmloser Vertraulichkeit mit ihrer warmen, kräftigen, lebensvollen Hand die Hand des Jünglings drückt, wie sie ihm den Thee bereitet, „mit den Fingern Zucker in die Tasse legend, während die Zuckerzange daneben lag", wie sie ihn zum Begleiter auf Spaziergängen und ins Theater wählt, bis endlich auf wildem Ritt durch den gewitterschwülen Tag volle Leidenschaft hervorschlägt und ihr Verlangen stillt — diesen ganzen Verlauf schildert der Dichter mit der Bestimmtheit und Wahrheit seiner Kunst. Ssanin liegt zu den Füßen Marias, ihr Geschöpf, ihr Sklave; sie aber steht hoch aufgerichtet da — gleichsam die Verkörperung der grimmen Leidenschaft, wie das Empfinden des Dichters sie zu fassen gelernt hat: „Ein triumphierendes Lächeln schlängelte sich um ihre Lippen, und ihre Augen — weit geöffnet und weißlich-hell — drückten nur die unbarmherzige Stumpfheit und Sättigung des Sieges aus. Der Habicht, wenn er

einen gefangenen Vogel in seinen Krallen hält, hat solche Augen."

An die glühenden Scenen dieses letzten Teiles hat der Dichter gedacht, als er bekannte, daß er „noch nie so unmoralisch gewesen" und daß er zu seinem „großen Erstaunen" bemerke, sein „lerchentrillerndes, himmelblaues Ding sehe wie ein Giftpilz aus". Nicht ohne den Einfluß der französischen Litteratur hatte er leidenschaftliche Empfindungen geschildert, welche in einem Bruch der Ehe gipfelten; aber hier und wo er sonst das Thema ergriffen hat, giebt er ihm eine selbständige, individuelle Wendung und bleibt von jedem unlauter verweilenden Ausmalen der Vorgänge fern. So gleich in der seelenvollen Erzählung in Briefen, welche er „Faust" betitelt hat und welche in seiner psychologischer Abschilderung die Liebesgeschichte des Briefschreibers aufrollt: wie er Wera Nikolajewna, zu der er einst durch eine ihrer selbst ungewisse Neigung hingezogen ward, als die Frau seines Gutsnachbarn wiederfindet; wie in beiden, dem reifen, vierzigjährigen Manne und der Frau, die neben einem unbedeutenden Gatten wie jungfräulich dahingeht, die Leidenschaft aufkeimt; wie Wera, in ruhiger Sicherheit für ihr Empfinden, früher als der Mann das Wort findet und zuletzt, durch das Bild der verstorbenen Mutter geschreckt, das wie körperlich vor sie tritt, von einem hitzigen Fieber fortgerafft wird. Hatte im „Antschar" Puschkins Gedicht in die Handlung hineingegriffen, so ist es hier Goethes Drama, das den Prozeß beschleunigt: Wera, von einer strengen Mutter erzogen, welche sie vor den stürmischen Wallungen schützen will, die ihrem Geschlecht im Blute liegen, hat nie „einen erdichteten Aufsatz" gelesen, bis ihr Pawel Alexandrowitsch im „Faust" zugleich mit der Welt der Poesie die Welt der Leidenschaft aufschließt.

So an litterarische Werke anzuknüpfen, ist Turgenjew und seinen Personen geläufig, und sie widersprechen dadurch der Vorstellung von einem unberührten russischen Autochthonentum, an das man zuweilen geglaubt hat; sie haben westliche Kultur in sich aufgenommen oder sind doch zum mindesten von ihr berührt worden, und ein starkes litterarisches Interesse macht sich, zuweilen selbst auf Kosten der Charakteristik, geltend. Gespräche über litterarische Dinge, ob einer viel oder wenig liest, diesen oder jenen Schriftsteller vorzieht, fehlen kaum in irgend einem Werk. Wenn diesmal Pawel Alexandrowitsch seinem Goethe-Enthusiasmus Ausdruck leiht, so spricht aus ihm das Empfinden des Dichters selbst, der für Goethe, den „Lehrer unserer aller", wie er ihn nannte, unbegrenzte Bewunderung hatte; und er scheint gerade hier, in der eigenartig zwischen „Werther" und „Wahlverwandtschaften" schwebenden Stimmung seiner Geschichte, bei dem Meister in die Schule gegangen zu sein.

Noch entschiedener als einen Freund deutscher Art, der sich verständnisvoll in das innerste Wesen unserer Anschauung und unseres Empfindens versenkt, zeigt den Dichter die liebliche Erzählung „Assja". An den deutschesten Strom, an den Rhein, führt sie ihren russischen Helden, und von deutschen, kleinstädtisch-engen Lebensformen fühlt er sich behaglich umfangen; deutsches Studentenleben blickt ihm lustig ins Gesicht, und in der Märchennacht, wenn der Mond hinter den spitzen Dächern der alten Häuser aufsteigt und über den majestätischen Fluß sein sanft die Seele erregendes Licht wirft, geht ihm das Herz auf. „Der Hahn auf dem hohen gotischen Glockenturm glänzte in mattem Golde; in demselben Golde schillerten auch die Wasserstreifen auf der dunklen Glanzfläche des Baches; die Weinreben steckten geheimnisvoll ihre gekrümmten Ranken aus der Mauer hervor, und die Luft umfing so milde das Gesicht, und die Linden dufteten so süß, daß die Brust unwillkürlich tiefer und tiefer aufatmete und das Wort ‚Gretchen' — halb Ausruf, halb Frage — auf den Lippen schwebte."

Der Dichter vertieft sich liebevoll in deutsches Wesen, aber sein nationales giebt er darum keinen Augenblick auf. Gerade

in diese Rheinluft, die uns so erquicklich anweht, versetzt er ein Mädchen ganz von russischer Art, die naive, eigenwillige Aßja, die sich mit stürmischer Leidenschaft, durch kein Bedenken der Sitte zurückgehalten, dem Helden zuwendet, von ihm aber, der vor dieser plötzlich ausbrechenden Glut ratlos und kraftlos dasteht, zurückgestoßen wird in unklarer Halbheit, obgleich auch sein Empfinden sich ihr zuneigen will. Beides aber, die starke Naturkraft des Mädchens und die unthätige Weichheit des Mannes, scheint bis zu einem gewissen Grade dem russischen Wesen gemäß.

Denn wenn wir die Männer- und die Frauencharaktere des Dichters, wie sie sich vor uns entfaltet haben, untereinander vergleichen, so stellt sich bei der Mehrzahl das nämliche Grundverhältnis heraus: die Frau von starkem, entschiedenem Wollen, der Mann weich, ohne Initiative, durch tausend Bedenken und Reflexionen in der Sicherheit seines Thuns gehemmt. Selten nur schildert Turgenjew jetzt jene eigenmächtigen wilden Männer, wie sie in den Anfängen seiner Novellistik uns entgegentraten; und er scheint unter den Einfluß früher Jugendstimmungen abermals zurückzusinken, denen er sich einst kräftig entrafft hatte. Des Dichters eigene Erfahrung und Empfindung, die Einwirkungen des Lebens so gut wie die Einwirkungen der großen russischen Vorbilder spiegeln sich darin; schon in Puschkins berühmtem Epos haben wir zwischen dem müden, zerrissenen Eugen Onägin und der kräftigen, frischen Tatjana dasselbe Verhältnis. „Der Mann ist schwach, das Weib ist stark," sagt einmal mit dürren Worten eine Figur des Dichters; und in der That, nicht wenige seiner Erzählungen könnten den Ausspruch als ein Motto an der Stirn tragen. Männliche Schwachheit zu schildern, russische Schwachheit, die das Leben nicht zu fassen weiß und die Stunde des Glückes verrauschen läßt, ermüdet er nimmer; und ermüdet nimmer, die naive Thatkraft russischer Frauen und Jungfrauen zu schildern, in denen Natur mächtiger ist als Geist und Sitte, Wille stärker als Reflexion. Nationale Art offenbart sich auch hierin, und es gilt für alle diese Frauen, wenn von einer gesagt ist: „Sie hing an ihm mit der ganzen Macht ihrer Seele — wie es nur russische Mädchenherzen im stande sind." Die Liebesnovelle, in der Behandlung des Dichters, wächst an zur Kulturschilderung.

* * *

Aber früh hat der Dichter gestrebt, darüber hinaus, auch mehr unmittelbar, in großen poetischen Schöpfungen das sociale Leben seiner Nation abzuspiegeln; von mühsamen Anfängen erhebt er sich darin bis zu gerundeten Kunstwerken. „Rudin" (von 1855) ist das früheste, „Neuland" (von 1876) das letzte Glied dieser Reihe. Von Gestalten geht er auch hier aus: „Weder ist es mein Wunsch, noch bin ich befähigt," sagt er, „irgend etwas mit vorgefaßter Absicht zu schreiben oder eine bestimmte Idee durchzuführen. Meine litterarischen Erzeugnisse wachsen wie das Gras. Begegne ich im Leben irgend einer Thekla Andrejewna, einem Peter oder Iwan, und ich bemerke an diesen irgend etwas, was ich sonst nicht bemerkte, so beobachte ich sie; er oder sie macht mir Eindruck, ich forsche der Ursache nach, aber der hervorgebrachte Eindruck erhält sich in mir und reist. Ich vergleiche diese Personen mit anderen, versetze sie im Geiste in eine andere Lebenssphäre, und so bildet sich in mir eine ganz eigene Welt. Komme ich dann in die Lage, diese Welt schildern zu müssen, so thue ich es mit Vergnügen, ja mit Genuß."

In „Rudin" hat Turgenjew so nach einem Vorbild aus dem Leben seinen Helden gestaltet: Michael Bakunin hat zu Rudin Modell gesessen. Turgenjew hat den Agitator, der ihm noch aus seinen Berliner Studentenjahren bekannt war, ungefähr so vor sich gesehen wie sein Freund Alexander Herzen, als er ihn ein Vierteljahrhundert später in London traf: „Im Kreise seiner aus Polen aller möglichen Parteien, aus Bulgaren, Franzosen

und Russen, aus alten Soldaten, Aristokraten, Katholischen u. s. w. zusammengesetzten Umgebung schrie, stritt, organisierte und konspirierte er von früh bis spät. Blieb ihm ein freier Augenblick übrig, so setzte er sich an seinen mit Tabaksresten übersäten Schreibtisch, um zehn oder fünfzehn Briefe nach Semipalatinsk in Sibirien, nach Arad, Belgrad, Konstantinopel, in die Moldau oder in die Bukowina zu schreiben." In kleineren Kreisen sich bewegend und an der Scholle haftend, ist Rudin dennoch von derselben Art, ein feuriger Redner, der durch die Musik seiner Beredsamkeit alle berauscht, nicht zuletzt sich selbst; ein unruhiger und unklarer Geist, dem es zum Handeln an Kraft gebricht und der selbst das Liebesglück, als sich ihm ein Mädchenherz darbietet, nicht zu halten weiß. Ganz wie jene Aßja offenbart Natalia in unschuldiger Natürlichkeit ihr Empfinden für Rudin; aber auch diesmal ist der Mann nicht gemacht, das schöne Leben an sich zu reißen und zu verteidigen gegen eine ganze Welt: scheu weicht er zurück und verläßt gedemütigt, aber immer noch schön redend das Haus, in das er mit einer rhetorischen Glanzleistung eingezogen war.

Nach einer Pause von zwei Jahren, mit einem jener springenden Übergänge, wie sie Turgenjew liebt, setzt die Erzählung wieder ein. Nur schattenhaft huscht Rudins Gestalt an uns vorüber, und wir erfahren, daß er noch immer ein ruheloser Waller auf Erden ist; aber wir wohnen einer längeren Debatte seiner ehemaligen Freunde über ihn bei, aus der uns sein Bild plötzlich in freundlicheren Farben anblickt, obgleich sich die Dinge in nichts geändert haben. Und gar nach einer weiteren Pause, in einem „Epilog", sehen wir einen alten Widersacher Rudins sich in überströmender Freundschaft ihm zuwenden und bekennen, daß sein Wirken doch nicht ohne Erfolg gewesen; habe er nicht geerntet, so sei er doch ein Samenausstreuer. So kommt, bei aller intimen Psychologie und so gut im ganzen die Figur gegriffen ist, der Charakter des Helden doch ungleich heraus; der Dichter schwankt in seiner Haltung zu ihm und erweist auch hierin wie in der kunstlosen, abgebrochenen Führung der Handlung seine Anfängerschaft, die der zum erstenmal versuchten größeren Aufgabe noch nicht gewachsen ist.

„Das adelige Nest" heißt der zweite Versuch zu einem Zeitbilde, und auch dieses ist von technischen Mängeln nicht frei. Um den Kern einer Liebesgeschichte schlingt sich die Schilderung der politischen Meinungen, Anschauungen, Empfindungen als loses Beiwerk, ein neuer Rudin geht über die Bühne, ohne irgend in die Handlung einzugreifen, und die Debatten über alte und neue Generation, über Beamtenreformen und den Einfluß des Westens tragen für den Verlauf der Fabel wenig aus. Seine Geschichte in einer Folge aufzurollen, will dem Dichter weniger als je gelingen; in bequemen Rückgriffen, die den Fortgang der Erzählung auf lange unterbrechen, schildert er ausführlich die psychologische Entwickelung seiner Figuren und holt etwa für die Heldin, erst nachdem zwei Drittel des Buches vorüber sind, in einer neuen Unterbrechung ihre Erziehungsgeschichte nach. Wie der Mensch geworden ist, bis ins Einzelne zu zeigen, reizt ihn an; aber so viel dichterischen Scharfsinn er in solchen Fällen auch aufbietet, er durchbricht damit die Schranken des Kunstwerkes. Die Familiengeschichte seines Helden Lawretzky, in einem dieser umständlichen Rückgriffe, verfolgt er bis in die vierte Generation zurück, so anschaulich und folgerichtig, daß jeder Freund der Descendenztheorien seine Lust daran haben muß; und für die Anschauung des Dichters scheint es notwendig, daß wir den Urgroßvater Lawretzkys kennen, um zu verstehen, wie dem Nachfahren seine Frau untreu ward. Und in seiner Freude an dem charakteristischen Detail, das ihm von allen Seiten üppig zuströmt, geht der Dichter selbst dem allernebensächlichsten nicht aus dem Wege; und so erfahren wir denn in der Unterbrechung, während wir ungeduldig nach dem Verfolg der

Fabel selbst verlangen, daß der Held von einer alten Jungfer erzogen wurde, die Augen wie ein Hase hatte, notdürftig Klavier spielte und vortrefflich Gurken einzusalzen verstand. Den quellenden Reichtum solcher Einfälle einzuschränken und sich selbst in die Zucht zu nehmen, hat Turgenjew nie versucht; und mehr eine glückliche Naturgabe als bewußte



strenge Künstlerschaft gestaltete seine Dichtungen.

Wenn jenem Lawretzky die Gattin treulos wird und er sie in geheimem Einverständnis mit einem „Ernest" überrascht, so finden wir uns wieder in der Atmosphäre der modernen französischen Litteratur, und wir empfinden diese Atmosphäre um so deutlicher, als dieser Teil der Handlung in Paris selbst sich zuträgt. Aber anders als in den Ehebruchsstücken wenden sich die Ereignisse; kein tue-là erfolgt und auch der Liebhaber kommt ungezüchtigt davon, da sich der weiche Mann zu keiner anderen That aufrafft, als die Gattin von sich zu stoßen; und nur den Ausgangspunkt der Erzählung bilden diese Vorgänge, aus dem sich das eigentliche Thema erst entwickelt. In Lawretzky erwacht nach trüben Tagen freudloser Einsamkeit neue Neigung zu Lisa Michailowna; und als er in einem Zeitungsblatt die Nachricht von dem Tode seiner Frau findet, wagt sich das Bekenntnis hervor und trifft auf Erhörung. Im Vollgefühl des Glückes kehrt er heim: da findet er, seiner harrend, die Gattin. Der Konflikt, in den er wider sein Verschulden geraten, ist hoffnungslos; denn die russische Kirche kennt keine Scheidung, und auf ewig ist er an eine Unwürdige gefesselt. Der Vergleich zu einem deutschen Roman drängt sich hier auf, der ein sehr nahe verwandtes Thema behandelt: Heyses „Paradies". Auch der Bildhauer

Jansen kann die Trennung von der unwürdigen Gattin nicht erlangen und scheint auf Julie verzichten zu müssen; aber in einer freieren Vorstellungswelt lebend, finden die beiden, die füreinander gehören, in einer Gewissensehe die Möglichkeit der Vereinigung. Bei dem russischen Dichter taucht nicht einmal der Gedanke an ein Ähnliches auf, einzig Ergebung in das Unvermeidliche erfüllt die Liebenden; ja, in schroffem Gegensatz zu der Mädchengestalt Heyses ist Lisa so fest in den kirchlichen Anschauungen befangen, daß sie die unschuldige Neigung, nun die Gattin lebt, als Sünde empfindet und im Kloster sie abzubüßen strebt.

Für Lawretzky ist diese Wendung die herbste; noch nach Jahren, als wir ihn, wie bei dem Dichter üblich, in einem Epilog wiedertreffen, ist der Gedanke an Lisa ihm peinigend und schwer: „Er gedachte ihrer wie einer Lebenden und konnte das junge Mädchen, das er einstmals geliebt hatte, nicht wiedererkennen in jenem undeutlichen Nebelgebilde im Nonnengewand, von Weihrauchswolken umhüllt." Lawretzky empfindet wie der Dichter selbst: er hat kein Verhältnis mehr zu der Kirche, er ist diesem ganzen Wust von abergläubischen Vorstellungen, welche die byzantinische Religion heißt, entfremdet; aber mit Staunen und mit Schrecken erkennt er die Macht, welche sie für das Volk wie für viele aus seinem Stande noch besitzen: „Was könnte diesen Leuten die Tröstungen der Kirche ersetzen", denkt er im Angesicht eines hastig knienden und knixenden armen Bauern. Der Glaube seiner Nation ist auch für Turgenjew ein unbegriffenes Phänomen, er schildert dessen Wirkungen, aber ohne die Hoffnung, in seine Geheimnisse einzudringen. Was er von Teufelsbannern und Besessenen, von heiligen Männern und Sektierern gehört und gesehen, stellt er dar, aber es ergeht ihm wie Lawretzky: er sieht alles nur im undeutlichen Nebelgebilde, und die Weihrauchswolken scheinen seinen Blick nicht durchlassen zu wollen. Es bleiben „seltsame Geschichten" für ihn, wie jene Begegnung mit einer schwärmerischen jungen Adeligen, die dem bäuerischen Propheten Wassily Nikitisch in weltverlorener frommer Selbstaufopferung überall hin folgt, aus der Sphäre ihrer Geburt, dem Kreise ihrer Nächsten gewaltsam losgerissen. Weder der Mensch noch der Künstler fühlen sich in dieser Glaubenswelt heimisch, und es ist aus dem Sinne des Dichters, daß eine seiner Figuren ausruft: „Zum Henker mit deinen Nixen! Wozu nützen mir, dem Bildhauer, diese Ausgeburten einer eingeschüchterten, starren Phantasie, diese in dicker Bauernstubenluft und im Dunkel der Winternächte ausgebrüteten Gestalten? Ich brauche Licht, Raum!"

Der diese Worte spricht, ist der geniale Schubin in dem Roman „Helene", und man kann seine Meinung um so mehr der des Dichters gleich achten, als ihm auch sonst die Aufgabe zufällt, die Tendenz des Buches auszusprechen — eine Aufgabe, die er reiner erfüllt als verwandte Figuren des Dichters, weil er nicht das bloße Mundstück für Turgenjewsche Anschauungen ist, sondern eine originelle, lebensprühende Gestalt. Auch sonst offenbart der Roman einen künstlerischen Fortschritt des Dichters: er hat gelernt, die Exposition, statt seine Erzählung durch sie fortwährend zu unterbrechen, zum Teil aus dem Dialog sich dramatisch entwickeln lassen, er findet zwischen der Liebesgeschichte und der socialen Schilderung die festeste Verknüpfung. Wenn Helene alles verläßt, Familie und Vaterland, um dem Bulgaren Inßarow, dem sie sich ohne Scheu hingegeben hat, in den Kampf um die Befreiung seiner Nation zu folgen, so ist das, im Zusammenhange mit dem Frauenideal des Dichters, individuell auf das schönste empfunden; und es hat doch zugleich eine symptomatische Bedeutung, welche uns Schubin in scharfen Worten aufschließt: „Wir haben noch niemand, wir haben keine Männer, wohin wir nur blicken. Alles entweder schofeliges, grämliches Pack, kleine Hamlets, Selbstverzehrer, oder dumpfe Nacht, unterirdisches Dunkel der Unwissenheit, oder

Pflastertreter, Strohdrescher und Trommelschläger! Dann giebt es auch noch solche Leute, die sich selbst bis auf ihre geringsten Niederträchtigkeiten studiert haben, jeder ihrer Regungen den Puls fühlen und sich selbst den Bericht erstatten: das hier sind meine Gefühle, das hier sind meine Gedanken. Nein, wenn es unter uns gescheite Leute gäbe, wäre dies Mädchen nicht von uns gegangen, diese empfängliche Seele wäre nicht wie ein Fisch im Wasser entschlüpft. Wann wird die Reihe an uns kommen? Wann werden bei uns die rechten Leute erscheinen?"

Der geistreiche Künstler spricht damit dasselbe Empfinden aus, das die einfachere Helene in die wenigen Worte zusammenfaßt: „Warum ist Insarow nicht Russe? Nein, er könnte nicht Russe sein." Als ein Held erscheint ihr dieser kräftige Bulgare, der nicht witzig ist wie ihr Vetter Schubin, nicht gelehrt wie ihr Verehrer, der wackere Berßenjew, sondern nur das eine Talent hat: ein Mann zu sein. Dem starken Mädchen, das von früh auf einen heftigen inneren Drang zur Thätigkeit empfunden hat, das ahnungsvoll auf die Erfüllung eines Gehofften wartet, welches doch nicht kommen will, erscheint Insarow als die Erfüllung all ihrer Träume; und ohne Schwanken noch Zaudern, in schrankenloser Leidenschaft giebt sie sich dem Geliebten hin. Allein das hastig geraubte Glück scheint den Liebenden zum Unheil ausschlagen zu sollen, und wie zur Sühne ihres maßlosen Thuns muß Helene den Helden der Bulgaren, fern von den Seinen, die um ihre Freiheit kämpfen, an einer schleichenden Krankheit thatlos dahinsterben sehen. Sie aber bleibt nach seinem Tode den Interessen seines Lebens getreu, und für die Aufgabe, der all sein Streben galt, will auch sie ihre Existenz mutig einsetzen. Es ist wieder der nämliche Typus, aus dem der Dichter diese Gestalt geformt hat; aber selten hat er ihn so kraftvoll und so rein wie in dieser Helene ausgebildet.

Zogen die drei Romane, welche wir bis hierher betrachtet haben, die socialen Fragen doch nur in beschränktem Maße in die Dichtung hinein, so macht Turgenjew in dem nun folgenden Werke den Versuch, sie unbedingt in den Mittelpunkt zu stellen. Erst mit „Väter und Söhne" (von 1861) greift er in das politische Leben seiner Nation voll und kühn ein.

Am 20. Mai 1859 — der Dichter in seinem Realismus fixiert gern wie den Ort, so die Zeit seiner Handlung bis auf den Tag genau — kehrt der junge Student Arkad zu seinem Vater und seinem Onkel, Nikolas und Paul Kirsanoff, zurück und bringt ihnen seinen älteren Freund, den Mediziner Bazaroff, zum Besuch auf das Gut mit. Dem aristokratischen Paul wollen die ungezwungenen Manieren dieses Bürgerlichen von Anfang an nicht gefallen, er nimmt den anderen Morgen am Theetisch den Neffen über ihn in peinliches Verhör, und es entwickelt sich dabei das folgende Gespräch:

„Was ist denn eigentlich Herr Bazaroff? sagte Paul und bewegte den Schnurrbart.

Was er ist? Arkad lachte. Soll ich Ihnen, lieber Onkel, sagen, was er eigentlich ist?

Thu mir diesen Gefallen, mein teurer Neffe.

Er ist ein Nihilist.

Wie? fragte der Vater. Paul aber erhob sein Messer, dessen Spitze ein Stückchen Butter trug, und blieb unbeweglich.

Ja, er ist ein Nihilist, wiederholte Arkad.

Ein Nihilist? sagte Kirsanoff. Das Wort muß aus dem Lateinischen nihil, nichts, kommen, soweit ich es beurteilen kann, und bedeutet mithin einen Menschen, der ... nichts anerkennen will.

Oder vielmehr, der nichts respektiert, sagte Paul, der wieder sein Butterbrot zu streichen fortfuhr.

Ein Mensch, der alle Dinge vom Gesichtspunkt der Kritik aus ansieht, erwiderte Arkad. Ein Mensch, der sich vor keiner Autorität beugt, der ohne vorgängige Prüfung kein Princip annimmt, und wenn es auch noch so sehr in Ansehen steht.

Ja, wir zu unserer Zeit, wir hatten Hegelisten, jetzt sind es Nihilisten."

Es klingt für uns heute, die wir von Nihilisten Tag für Tag lesen und sprechen, fast wie ein Märchen, daß das Wort, welches jedes Kind im Munde führt, solchergestalt noch erst eingeführt und erläutert werden mußte: wir stehen hier an seinem historischen Entstehungsort, denn es ist Turgenjew selbst, welcher das Wort erfunden hat. Früher als einer hatte er in seiner scharfsichtigen Beobachtung die Keime jener Bewegung erkannt, welche die russische Welt in Staunen und unabsehbaren Schrecken versetzen sollte.

Abermals hat der Dichter selbst es bezeugt, wie er von einer Gestalt seinen Ausgangspunkt genommen. „Wiederholt hörte ich und las ich," sagt er, „daß ich mich ‚von der Idee entfernt' oder ‚eine Idee durchgeführt hätte', bald wurde ich dafür gelobt, bald dafür getadelt. Meinerseits will ich hierzu nur bemerken, daß ich, da mir keine überreiche Erfindungsgabe zu Gebote steht, von jeher darauf angewiesen war, auf gegebenem Boden Fuß zu fassen. Ich habe überhaupt nie ‚Typen' geschildert, wenn ich nicht von einem festen Ausgangspunkt, einem Gesicht, welches ich wirklich gesehen, die Anregung dazu erhalten hatte. So ist es mir auch mit ‚Väter und Söhne' gegangen; die Figur des Basarow ist das Ebenbild eines jungen, kurz vor dem Jahre 1860 verstorbenen, in der Provinz lebenden Arztes, den ich kennen gelernt hatte und in dem mir das verkörpert zu sein schien, was man später Nihilismus nannte. Der Eindruck, den diese Persönlichkeit auf mich gemacht, war so stark, daß ich denselben nicht wieder loswerden konnte, obgleich es mir nie selbst klar zum Bewußtsein kam. Ich suchte vielmehr in meiner Umgebung nach einer Bestätigung der eigenen Empfindung. Mich verwunderte die Thatsache, daß in unserer gesamten Litteratur nirgend eine Richtung zur Darstellung gebracht wurde, die mir zu meinem Erstaunen allenthalben begegnete. Allen Ernstes fragte ich mich, ob ich nicht vielleicht Gespenster sähe. Ich entsinne mich, daß ich meinen Gedanken einem Landsmann mitteilte und dieser mir zur Antwort gab: ‚Hast du nicht schon einen ähnlichen Typus in Rudin geschildert?' Ich schwieg; was hätte ich auch sagen sollen? Rudin und Basarow sollten ein und derselbe Typus sein!"

In der That, man kann den Fortschritt in der russischen Freiheitsbewegung kaum schärfer ermessen, als wenn man im Geiste diese beiden Figuren nebeneinander stellte. In Rudin alles wortreiche, schwungvolle Begeisterung, Rede und Phrase; in Bazaroff alles kühle, schonungslose Kritik, sparsam im Wort, nüchtern und bestimmt. In Rudin die Begeisterung für deutsche Philosophie und deutsche Romantik, für Novalis und Hoffmann und Bettina; in Bazaroff die Begeisterung für „Kraft und Stoff" und die Vivisektion, der Glaube, daß Chemie mehr nütze als Poesie und Raphael nicht einen Groschen wert sei. In Rudin die kraftlose Unfähigkeit, das Liebesglück zu fassen, das in Nataliens Gestalt vor ihn tritt; in Bazaroff die wilde Energie einer starken Natur, deren unschöner Ausbruch keimende Neigung verscheucht.

Die Liebe ist der wahre Probierstein des Menschen, sagt der Hamlet des Stschigrowschen Kreises; und so bewährt auch Bazaroff, als er, der Feind aller „Romantik", von einer tiefen Neigung zu Anna Odinzoff erfaßt wird, seine Herbheit und feste Sicherheit: die kluge, ein wenig kokette Frau hat das Empfinden Bazaroffs neugierig herausgelockt, aber vor der Stärke seiner Leidenschaft schreckt ihre vornehme Passivität zurück wie vor etwas Häßlichem, und sie wendet sich von ihm ab; er aber bemeistert mit festem Willen sein Gefühl und zwingt sich aus allen Kräften seiner Seele, jene Anschauung zu bewahrheiten, die er ausgesprochen, ehe er die Liebe kennen gelernt: „daß ein Mann, der sein ganzes Leben auf die Karte einer Weiberliebe gesetzt hat und der, wenn diese Karte verliert, sich davon so niederbeugen läßt, daß er zu nichts

mehr taugt — kein Mann, kein Individuum männlichen Geschlechtes ist." Für den Dichter, dessen Auffassung von der Liebe wir kennen, hat es offenbar einen besonderen Reiz, den Streit dieses selbstwilligen Mannes mit der herrischen Macht zu schildern: das Interesse an dem Kampf ist um so größer, je stärker die Kräfte derer sind, die sich messen. Aber als wüßte er für die Liebesleiden seines Helden wie für sein sociales Wollen keinen Abschluß zu finden, läßt er ihn mit einer abrupten Wendung einer ansteckenden Krankheit zum Opfer fallen; und so schön er die letzten Stunden des Sterbenden schildert, seine männliche Tapferkeit auch im Angesicht des Todes, die etwas wie Verklärung selbst auf dieses harte Antlitz fallen läßt — wir werden dieses Ausganges nicht froh. Gewiß, die Möglichkeit ist vorhanden, daß Ärzte an ansteckenden Krankheiten sterben, und auch das Vorbild Bazaroffs, jener Kreisarzt Dmitrijew, ist plötzlich und in frühen Jahren verstorben; aber der Zufall, der so von außen sich in die Entwickelung drängt, behält etwas Häßliches, und Nihilisten, scheint es, sollten anders sterben als Kreisärzte. Und weil auch schon Held Inßarow in „Helene" so plötzlich und so unrettbar von einem schleichenden Übel ergriffen wurde, erscheint uns um so mehr dieser Ausgang als ein gewaltsames Mittel des Dichters, seiner Geschichte auf irgend eine Weise zum Abschluß zu verhelfen: es ist ein richtiger Verlegenheitstod, den Bazaroff stirbt.

Aber wo bleiben bei alledem „Väter und Söhne"? Es ist bezeichnend, daß man von der Fabel des Buches sprechen kann, ohne jenes Grundthemas zu gedenken, welches schon im Titel angedeutet wird. Eben weil Turgenjew von einer Gestalt, nicht einer „Idee" ausgegangen ist, ergiebt sich hier ein Bruch: der Gegensatz zwischen den Vätern und den Söhnen, ein typischer Gegensatz, der zu allen Zeiten sich ausprägt, in jener Epoche aber eine besondere Form annimmt, wird zwar an prächtigen Figuren, von dem vollendeten Aristokraten Paul bis zu dem bildungsfrohen Vater Bazaroff und seiner frommen, guten Ehehälfte, zur Anschauung gebracht, allein es gelingt dem Dichter nicht, diese Kontraste sich zu Handlungen auseinanderlegen zu lassen und mit den Vorgängen des Romans zu verknüpfen; er kommt über die Abschilderung des Zuständlichen und umfangreicher Gespräche nicht hinaus, welche auf den Verlauf der Dinge ohne Einfluß bleiben.

Der nämliche Mangel, in verschärftem Maße, haftet der Erzählung „Rauch" an. Auch hier ist ein kühner Griff in das politische Leben der Nation gewagt, und der mutige Dichter sagt seine Meinung über die leere Geschwätzigkeit der Agitatoren, über die Unfertigkeit der russischen Kultur mit einer Rücksichtslosigkeit und einer ätzenden Schärfe ohnegleichen. Aber er findet für seine Anschauungen keinen poetischen Körper, und in endlosen Gesprächen, Gesprächen, Gesprächen schreibt er die kahle Tendenz an den Rand eines Buches, dessen eigentlicher Inhalt ein ganz anderer ist. Gleichviel, ob die Bestrebungen der Patrioten, die sich in Baden-Baden versammeln, bloßer Rauch sind oder ein wirkliches Feuer: Litwinow wird darum doch im Anblick seiner Jugendgeliebten Irene die Pflichten gegen seine Braut Tatjana vergessen — wie jener Ssanin in „Frühlingsfluten" Gemma vergaß um Maria Nikolajewnas willen. Ein reiner Novellenstoff liegt der Fabel des Buches zu Grunde, und dieser freilich ist mit reifer Kraft wahr und warm und fein ausgebildet. Irenes unbezwingbare Neigung für die große vornehme Welt, die sie einst Litwinow die Treue brechen ließ, hat doch das alte Gefühl in ihr nicht erstickt; die Leere ihres Daseins, das an einen gleichgültigen Mann geknüpft ist, erschreckt sie, und so treibt sie ein starkes Verlangen, als sie den Freund ihrer Jugend wiederfindet, ihm in die Arme; aber zu tief schon in ihr hat die Lüge und die hohle Unsittlichkeit ihres Kreises Wurzel geschlagen, als daß sie den Weg aus ihm fort finden sollte: sie strebt hinaus ins

Freie, aber die Kraft zum Fliegen ist ihr gelähmt, sie ist „verdorben bis auf die letzte Ader". Die anziehende Gestalt vergleicht sich wieder einer Heyseschen, jener Toinette in den „Kindern der Welt", die auch aus Lust an Glanz und Reichtum einem ungeliebten Manne sich verbunden hat und nun aus ihrem Grafenschlosse zu Edwin, dem einfachen Philosophen aus der „Tonne", zurückstrebt. Aber wenn hier Edwin die sittliche Kraft findet, der geliebten schönen Verführerin zu widerstehen, gerade als ein „Kind der Welt", das auf Erden gut und brav sein muß, weil es keine Ewigkeit kennt, die Schuld abzubüßen — so ist Turgenjews Held völlig machtlos vor der Liebeskrankheit; er läßt sich von ihr packen „wie das Küchlein vom Geier". Ssanin, der Jüngling, verstrickt sich nicht schneller als der reife Mann Litwinow; nur daß dieser das Letzte, Unwürdigste nicht duldet und, weil er sich losreißt, als Irene die Flucht verweigert, zuletzt doch noch von seiner wackeren, klugen Tatjana zu kaum verdienten Gnaden wieder aufgenommen wird. Erst wenn man diese Vorgänge von den politischen Arabesken des Buches in Gedanken ganz ablöst, erkennt man, daß hinter dem angeblichen „Roman" eine der schönsten Turgenjewschen Novellen steckt.

Weit entschiedener als in „Rauch" und mit wirklich plastischer Kraft hat Turgenjew in „Neuland" die socialen Zustände ergriffen. „Es soll das Neuland nicht mit leicht die Oberfläche streifender Hacke, sondern mit tief einschneidendem Pfluge geackert werden" — diese Worte, angeblich den Aufzeichnungen eines Landwirtes entnommen, stellt er an die Spitze des Buches: seine Tendenz ist, zu zeigen, wie alle die Versuche der radikalen Patrioten, ein Neuland zu schaffen, die schlummernden Kräfte des „Volkes" zu erwecken, scheitern müssen, weil sie vorschnell die Entwickelung der Dinge überstürzen und bei dem Volke, das sie frei machen wollen, niemals auf ein Verständnis treffen. Schon in „Väter und Söhne" hatte der Dichter mit scharfem Humor gezeigt, wie Bazaroff, obgleich er stolz darauf ist, mit den niederen Ständen verkehren zu können, von den Bauern „für eine Art Hanswurst" angesehen wird; jetzt schildert er in einer Fülle satirischer Züge, wie die ganze Reihe der Agitatoren, Männer und Frauen, der träumerische Neshdanow, der finstere Fanatiker Markelow, die schwärmerische Marianne, bei ihrem Versuch, „ins Volk zu gehen" (nach dem Wort aus einem Manifest Michael Bakunins), auf allen Punkten scheitern. Mit einer Art von ehrfurchtsvollem Staunen sehen diese Verbündeten zu dem „Volke" auf, dessen Wesen ihnen so fremd bleibt, und spät erst kommt ihnen die Erkenntnis, daß nur eines dem Volke wahrhaft dienen heißt: es unterrichten.

Eine Reihe Verbündeter, zum Thun bereiter Radikaler führt uns dieser Roman vor und zeigt so den Fortschritt, welchen die unheimliche Bewegung gemacht hat. Bazaroff war ein auf sich beruhender, einsamer Mann gewesen, der, trotz seiner nihilistischen Überzeugungen, seinen medizinischen Studien in ruhiger Thätigkeit nachging; jetzt haben wir es mit einer ganzen Partei zu thun, und wer ihr angehört, gewöhnt sich leicht, auf jede andere Thätigkeit zu verzichten. Wozu am Tage vor dem jüngsten Gericht noch Frösche sezieren und seinen Acker bestellen?

Stets müssen diese Leute bereit sein, von einem als absoluter Herrscher befehlenden Oberhaupt hierhin und dorthin im Interesse der „Sache" geschickt zu werden und mit Gefahr ihres Lebens geheimnisvolle, ihnen selbst kaum verständliche Instruktionen auszuführen. Zwei fanatische Anhänger der Partei, Ostrodumow und die häßliche Maschurina, sehen wir so nach Vorschrift, zu Beginn des Romanes, von Petersburg in die Gegend von Moskau wandern; und da zugleich der Held, Neshdanow, als Erzieher in dieselbe Gegend kommt, so verlegt sich die ganze Handlung aus der Hauptstadt weg in einen entlegeneren Winkel des Reiches. Offenbar fühlt der Poet selbst in dieser ruhigeren, ihm von früh auf vertrauten

Landschaft sich wohler als in der Hauptstadt, in deren Atmosphäre er uns auch sonst selten führt: obgleich ein moderner Dichter im vollen Sinne des Wortes, hat er doch modernes großstädtisches Treiben nicht geschildert.

So finden wir uns denn auf einem jener Güter wieder, deren Insassen und Besucher der Dichter so meisterhaft zu zeichnen weiß, und eine bunte Gesellschaft vereinigt sich auch diesmal: von dem „liberalen", großartig redenden Ssipjagin und seiner Gattin, der kühlen, tugendhaften und koketten Valentine Michailowna, bis zu dem Stockjunker Kallomeyzew, der seine Bauern wucherisch auszusaugen versteht, auch nach der Aufhebung der Leibeigenschaft. Scheint zuerst der Nihilist Neshdanow von Valentine, im Stile jener Irene und Marie, erobert werden und die sociale Schilderung in die Liebesnovelle sich auflösen zu sollen, so tritt bald eine andere kräftigere Frauengestalt in das Interesse des Helden: Marianne, das mutige, starke Mädchen, das nach etwas unsicher Erhofftem, Unbekanntem ausschaut wie Inßarows Helene und der nun Neshdanow die Bestrebungen der Umsturzpartei aufschließt. Liebe keimt zwischen ihnen auf und verkettet sich mit dem gemeinsamen Interesse an dem großen Werk: wie in „Helene" verschlingen sich Persönliches und Allgemeines auf das innigste.

Und Persönliches und Allgemeines auch, die politischen Gegensätze, wie der Gegensatz zwischen Valentine und Marianne, sind es, die das Paar schnell, nachdem es sich gefunden, von dem Gute forttreibt: in einer Scene voll frischer Stimmung stellt der Dichter dar, wie die beiden in der Frühe des Morgens, von einem Bäuerlein geführt, sich auf den Weg machen, dem jungen Tag, der Freiheit entgegen. Bei einem Genossen in der großen „Sache" finden sie Obdach: bei Ssolomin, dem Leiter einer Fabrik, dem self-made man, der heiter und kräftig in den eigenen Schuhen steht. Anschaulich zeichnet sich der Kontrast zwischen den beiden Männern ab, zwischen der ruhigen Sicherheit Ssolomins und der genialischen Unruhe Neshdanows, des Romantikers und heimlichen Poeten. Es ist ein Kontrast ähnlich wie zwischen Schubin und Inßarow in „Helene": auf der einen Seite eine liebenswürdige Künstlernatur von reichen Anlagen, die sich an der eigenen Glut zu verzehren scheint und doch nicht zum Handeln gelangt, auf der anderen ein schlichter Mann, der ohne viel Bedenken gelassen das Rechte schafft; und wie in „Helene" trägt in dem Empfinden des Mädchens zuletzt über die problematische Natur die gesunde den Sieg davon. An den Erfolg der Bewegung glauben beide Männer nicht recht; aber während Ssolomin teilnehmend beiseite steht und an seiner Stelle das Rechte thut, wird Neshdanow zwischen gänzlicher Hoffnungslosigkeit und verzweifelten Versuchen, ins Volk zu gehen, hin- und hergeworfen, bis er endlich die Kläglichkeit seines Thuns erkennt und, als auch Marianne sich innerlich von ihm abwendet, seinem Leben selbst ein Ende macht. Mit einer erstaunlichen Bestimmtheit hat der Dichter dieses Ende seines Helden dargestellt, und die Wahrheit und die sinnliche Kraft seiner Schilderung prägen sie uns tief in die Seele.

Um eine Partei, deren geistreichster Kopf so endet und deren tüchtigster in passiver Haltung verbleibt, scheint es übel bestellt; und so bringt denn auch die ganze Bewegung, welche der Erzähler mit so überzeugender Eindringlichkeit vor uns abzeichnet, es nur zu einem unbedeutenden Putsch, der zu nichts weiter führt, als daß sein Urheber, Markelow, ins Gefängnis wandern muß und der ganze Kreis in Auflösung zu geraten droht. Nur Ssolomin bleibt als der Stärkste zurück, als der einzige, dessen Thätigkeit dem Vaterlande nützen kann, und der Dichter läßt durch einen jener geistreichen Raisonneure im Stile der französischen Komödie, welche er in seine Romane einzuführen pflegt, das Nötige über ihn — abermals in einem Epilog — aussagen: „Der wird seine Sache schon zu Ende führen!

Der wird sich schon durcharbeiten! Er hat einen feinen und dabei harten Schädel! Er ist — ein ganzer Mann! Namentlich aber tritt er nicht als plötzlicher Heilkünstler für gesellschaftliche Schäden auf. Denn was wir Russen für ein Volk sind! Wir warten immer, ob nicht irgend etwas oder irgend jemand kommt und uns plötzlich gesund macht, alle unsere Schäden ausbessert und alle unsere Gebrechen herauszieht wie einen kranken Zahn. Wer wird dieser Zauberer sein? Der Darwinismus? Das Dorf? Ein Krieg mit dem Auslande? — Alles, was du willst, nur den Zahn heraus! — Das ist aber weiter nichts als Faulheit, Schwäche, Gedankenmangel! — Ssolomin aber ist nicht so; nein — er zieht keine Zähne aus — er ist ein ganzer Mann!"

Hatte der Dichter in „Neuland" auch nicht so schneidende Wahrheiten seinen Landsleuten ins Antlitz geschleudert wie in „Rauch", so sprachen doch auch hier aus der objektiven, künstlerischen Schilderung lebender Gestalten bittere Lehren; und weil er wieder prophetischen Sinnes den Ereignissen vorausgeschritten war, so prasselten heftige Angriffe von allen Seiten auf ihn, als einen Feind des Vaterlandes, nieder. Der greise Dichter — er stand vor dem sechzigsten Jahre — erwiderte darauf mit der Erklärung, daß er von Stund an aufhören werde, poetisch zu produzieren.

* * *

Allein noch hatte Turgenjew einen reichen Lebensabend vor sich, und der innere Trieb erwies sich stärker als alle Vorsätze. Wie er voll von Entwürfen, Skizzen, Einfällen steckte bis an sein Ende, hat uns anschaulich sein Freund Polonski geschildert: wo man nur anstieß, traf man bei ihm auf Pläne zu Novellen, Geschichten, Märchen. So hat er bald denn die Feder, die er unwillig fortgeworfen, wieder zur Hand genommen; und wenn er auch keine größere Darstellung der socialen Kämpfe mehr gegeben hat, so beschäftigte ihn doch im Geiste gerade ein Entwurf dieser Art auf das lebhafteste: es läßt sich vermuten, daß der Dichter, nachdem er in „Väter und Söhne" die Anfänge des Nihilismus, in „Neuland" seine ersten Versuche praktischer Bethätigung geschildert, diesmal die fürchterlichen Thaten der Jahre 1878 bis 1881 zum Thema genommen hätte.

Indessen in ganz anderer Richtung bewegen sich die vollendeten Werke, welche seiner letzten Zeit entstammen. Zu der Welt des Überirdischen fühlt sich der Realist nun hingezogen.

Turgenjews Weltanschauung, wie sie uns aus seinen Dichtungen entgegentritt, ist weder sonderlich reich noch originell. Sie charakterisiert sich im wesentlichen als eine milde Skepsis, ein schwermütiges Resignieren auf Erkenntnis. „Und sehe, daß wir nichts wissen können" — das Goethesche Wort bezeichnet seine Anschauung. Aber gerade in diesem Gefühl des Nichtwissenkönnens reizt es ihn an, über die Grenzen menschlichen Daseins und menschlicher Erkenntnis hinaus in der Phantasie zu dringen und das Reich des Unbewußten, Traumhaften, Ahnungsvollen und Gespenstischen sich zu erschließen. Und um so stärker in ihm wird dieser Trieb, je eindringlicher, in Tagen peinigenden Leidens, das Denken an den Tod ihn festhält.

„Visionen" ist die früheste Dichtung dieser Reihe benannt, ein Frauenbild von seltener Schönheit. Eine nächtliche Erscheinung, die ihn bald mit den Zügen eines einst geliebten Weibes anzieht, bald wie im Nebel unfaßbar verschwimmt, lockt den Dichter in die Finsternis hinaus, und in ihren Armen durchfliegt er die Welt. Über den Wald und die weite Ebene, an die englische Küste und die Pontinischen Sümpfe findet er sich geführt; er sieht die Geister großer Toten aufsteigen, in deren Nähe es ihn mit Schrecken ergreift, und erblickt zuletzt ihn selbst, den Tod, in fürchterlichster schaudererregender Gestalt, wie er, ein schwarzgelber, gefleckter Gegenstand, nicht Wolke, nicht Rauch, sich

langsam, schlangenartig auf der Erde hin bewegt, in gemessenem, breitgestrecktem, wogendem Schwunge. Phantastische Einfälle solcher Art giebt der Dichter mit derselben Anschaulichkeit wie die Schilderung realer Dinge wieder, und der Gegensatz zwischen Gehalt und Form, diese eigentümliche Bestimmtheit des Unbestimmten, führt die tiefste Wirkung heraus.

Mit den „Visionen" war der Dichter ganz im Bereich des Phantastischen verblieben, in einer Welt, welche den Bedingungen des realen Lebens entrückt war; für einige jüngere Dichtungen dagegen ist das Bezeichnende, daß die beiden Welten sich in ihr vermischen und das Phantastische sich auch in das Licht des Tages wagt. Im „Traum" erzählt der Berichterstatter von einem geheimnisvollen Erlebnis seiner Jugend: daß er träumend den Vater, den er nie gesehen, in einer bestimmten Gestalt und Situation erblickt und daß die Wirklichkeit das Erträumte dann gerechtfertigt hat bis in den kleinsten Zug. Die Geschichte hält sich in einem Halbdunkel; weit mehr noch als in anderen seiner Erzählungen und mit besserer künstlerischer Befugnis gönnt uns der Dichter nur einen lückenhaften Einblick, und es ergeht uns ähnlich wie seinem Helden: auch wir glauben, vor einer halbgeöffneten Thür zu stehen.

Die deutlichste Verknüpfung zwischen realem und überirdischem Leben stellt eine dritte Geschichte dar: „Klara Militsch". Denn von einem wirklichen Vorfall ist der Dichter ausgegangen, von dem Tode einer russischen Provinzschauspielerin, welche sich im Theater selbst vergiftete und, noch als das Spiel währte, entseelt niederfiel. Aber er hat um diesen Vorfall ein geheimnisvolles Netz gesponnen: die Tote, welche um eines spröden Jünglings willen schied, scheint den Geliebten sich nachzuziehen, er wird von einer späten Leidenschaft für die, welche er einst verschmähte, erfaßt, er fühlt sich von ihrem Geiste umschwebt zur Nacht, und diese gespenstische Nähe versetzt ihn in schaudernde Seligkeit, deren Übermaß er erliegt; ein Nervenfieber rafft ihn dahin. Recht aus Turgenjews Auffassung von der Liebe heraus ist dieser Stoff gestaltet worden: noch nach dem Tode Klaras erliegt der Jüngling widerstandslos ihrer Macht. Er hat sie, als sie lebte, zurückgewiesen, er glaubt sie völlig vergessen zu haben — und doch gehört er nicht mehr sich selbst an, doch ist er ihr Gefangener. „Finde ich ihn, so nehme ich ihn, waren Klaras Worte; nun hatte sie ihn genommen."

Und noch einmal, in den stärksten Zügen erzählt der Dichter von der Allmacht der Liebe, und gleich im Titel kennzeichnet er sein Thema. „Das Lied der triumphierenden Liebe" heißt die Novelle, welche angeblich einer italienischen Handschrift entstammt. Angeregt durch eine erneute Lektüre des Boccaccio, versucht der Dichter im Stile der alten Novellisten sparsam und ohne überflüssiges Pathos seine Geschichte vorzutragen; er giebt, abweichend von seiner sonstigen Art, wenig Dialog und knapp zusammengehaltene Handlung und nimmt — das erste und einzige Mal — nicht seine russischen Landsleute zu Helden. In Ferrara läßt er seine Erzählung sich zutragen: Die Freunde Mutius und Fabius freien um dasselbe Weib, und als Valeria dem Fabius sich zuneigt, begiebt sich Mutius in resignierender Trauer auf weite Reisen in den Orient. Aber ein anderer, als er gegangen, kundig geheimnisvoller frevler Künste, kehrt er wieder, und er zieht Valeria in einer Art magnetischen Schlafes unwiderstehlich sich in die Arme. Die Liebe triumphiert.

Unter den Mitteln, durch welche Mutius sein freches Spiel gewinnt, ist eines der stärksten jenes leidenschaftliche Lied, das mit triumphierendem Jubel aus seiner indischen Geige aufflammt. So die Musik als stimmunggebendes Motiv zu verwenden, hat Turgenjew häufig verstanden, und seine eigene schwärmerische Neigung für diese Kunst überträgt sich auf seine Personen: wie von der Litteratur oft in seinen Dichtungen gesprochen wird, so wird oft Musik gemacht. Nicht die nationale

Musik ist es, die der Dichter am meisten liebt — trotz der inneren Verwandtschaft, welche ihre sanften Trauerklänge mit der weichen Schwermut seiner Poesie verbindet. Er verherrlicht die deutsche Musik, und die Figur eines deutschen Musikers, des alten Lemm im „Adeligen Nest", zählt unter seine rührendsten. Gluck, Mozart, Beethoven, Schubert sind seine Lieblinge; gegen Richard Wagner aber wendet er sich mit der entschiedensten Abneigung und findet für sein Gefühl des Widerwillens den prägnantesten Ausdruck, wenn er ihn „l'eunuque enragé" nennt.

Ganz in einer über die Wirklichkeit hinausgeschobenen Vorstellungswelt sich bewegend, zeigen den Dichter die „Senilia". Es sind tagebuchartige Skizzen, Einfälle, Bilder, Träume; aber welcher Abstand zwischen diesen Skizzen und jenen, mit welchen der Verfasser seinen ersten Ruhm gefunden hatte! Gedichte in Prosa hat er selbst diese knappen Aufzeichnungen genannt, die in einer prägnanten Sprache voll Kraft und Wohllaut, in großen Anschauungen und Vergleichen von den letzten Dingen erzählen. Die Unbarmherzigkeit der Natur gegenüber dem Menschen hatte der Dichter einst in einem lyrisch ausströmenden Gefühlsausdruck beklagt; jetzt läßt er dasselbe Empfinden mit reiferer Künstlerschaft aus dem Bereich des Subjektiven zu objektiver Gestaltung aufsteigen, wenn er etwa die Kälte der großen Naturmächte in dem Gespräch von Finsteraarhorn und Jungfrau offenbart oder die Natur selbst in ihrer unterirdischen Halle antrifft, die majestätische Frauengestalt in grünfarbigem Gewande, in tiefem Sinnen, nicht über die Schicksale der Menschheit und die Wege zu ihrem Glück, sondern über die beste Art — den Beinmuskeln des Flohes eine größere Kraft zu verleihen. In allegorischen Anschauungen bewegt sich der Dichter mit Vorliebe, aber der realistische Grundzug seiner Poesie bleibt ihm treu und hilft ihm den symbolischen Inhalt mit überzeugendem Detail lebensvoll ausmalen. Der Gedanke an den Tod, dem er sich selbst so nahe sieht, läßt ihn den Weltuntergang und das Ende aller Dinge in großartigen Bildern schauen; und die unabweisbare Macht des Todes, wie er sie in den „Visionen" erkannt, bezeugt sich ihm hier, und aus dem zahnlosen verzerrten Munde der gräßlichen Alten, in deren Gestalt das Gespenst vor ihn tritt, tönt es ihm entgegen: „Du entrinnst mir nicht!"

In den Tagen schweren Leides war der Dichter von solchen Anschauungen hingenommen worden, und, ein echter Poet, hatte er auch seine tiefsten Schmerzen seiner Dichtung unterthänig gemacht. Immer bedrohlicher wurde sein Zustand, bis endlich die Katastrophe eintrat: in Bougival, im Kreise der Familie Viardot, starb der Dichter. Sein leidenschaftliches Heimatsgefühl brach in Fieberphantasien noch einmal hervor; in Ausdrücken, wie sie etwa ein sterbender russischer Bauer anwendet, nahm er von den Freunden Abschied; er redete sie in der ihnen unverständlichen russischen Sprache an und rief einem unter ihnen zu: „Ich glaube dir, du hast ein echt russisches Gesicht!" Den Tag darauf, am 3. September 1883, verschied er. Der Tod, dem seine Gedanken mit so scheuer Neugier zugewendet waren, hatte von seinem Antlitz alles Weiche und Müde genommen und es mit dem Ausdruck erhabener Größe ausgestattet: und aus diesen majestätischen Zügen spricht zu uns ein Geist, der in das Reich der ewigen Mächte ahnungsvoll geschaut hatte.





Urwaldlichtung in Brasilien.

Acht Tage auf einer Fazenda in Brasilien.

Von

M. v. Mitzlaff.

Es war schon spät am Nachmittag, als wir den kleinen Flußdampfer, mit dem wir den Paraguassu hinaufgefahren waren, verließen, unsere Pferde sattelten und durch die Hüttenreihen der Stadt Caxoeira ritten. Wir drei Gefährten voran und die beiden gemieteten Sklaven William und Antonio hinterher, zogen wir einer dicht hinter dem anderen zwischen Tabaksfeldern und Kaffeepflanzungen dahin.

Nach etwa einer halben Stunde Wegs begegneten wir einigen hundert Sklaven, die von der Arbeit kamen. Die starken kräftigen Menschen sahen nicht sonderlich ermüdet aus und gingen in schnellem Schritt, einige singend, die anderen schwatzend, in langem Zuge an uns vorüber. Hinterher kamen sechs Aufseher, fünf Weiße und ein Mulatte, und hundert Schritte nach diesen folgten langsam drei Sklaven in Eisen. Es ist das eine barbarische Sitte. Wenn Sklaven gestohlen oder ein Verbrechen begangen haben, für das die Prügelstrafe nicht auszureichen scheint, so werden sie auf eine bestimmte Zeit in Eisen gelegt, das heißt sie bekommen einen breiten eisernen Ring um den Hals geschmiedet, an dem eine schwere, drei bis vier Fuß lange Eisenstange senkrecht aufsteht. Mit diesem Hemmnis müssen sie arbeiten, was einer Tortur gleich kommt, da sie jedesmal beim Bücken eine besondere Kraftanstrengung machen müssen, um sich wieder aufzurichten. Sie müssen so viel leisten wie die Kinder, mit denen diese in Eisen gehenden Sklaven in einer Reihe arbeiten.

Im allgemeinen werden, wie wir bald auf den Fazenden sehen sollten, die Sklaven hier nicht so gut behandelt wie die Haussklaven in den Städten.

Obgleich in den meisten Plantagen die Aufseherpeitsche abgeschafft ist und jeder Sklave ein bestimmtes Pensum arbeiten muß, was er sich nach Belieben einteilen kann, so ist es doch sehr barbarisch, wie

sie des Abends auf den Machtspruch eines dazu bestimmten Fattores (Aufsehers) hin geschlagen werden, wenn sie die vorgeschriebene Arbeit nicht erfüllt haben. Und zwar werden sie mit dem Bolo in die hingehaltene flache Hand geschlagen, was fürchterlich schmerzhaft sein soll. Das Bolo ist ein rundes, starkes, mit einigen Löchern versehenes Brett, an dem sich ein langer Stiel befindet.

Der einzige Schutz, den diese armen



Indianerin vom Stamme der Botokuden in Brasilien.

Schwarzen gegen die Aussprüche der Fattores haben, besteht in dem „Patrinia holen" von den Weißen. Zur Patrinia bitten, heißt eigentlich zu Gevatter bitten. Jeder Sklave hat das Recht, jeden beliebigen Weißen um Patrinia anzugehen, wenn er geschlagen werden soll, und die Strafe muß ihm sofort erlassen werden, sobald der betreffende Weiße ihm die Patrinia gewährt oder für ihn spricht. Ebenso muß jede Züchtigung aufhören, wenn ein Europäer interveniert.

Dieses erzählte uns unser Führer Antonio, der das Leben der Sklaven aus eigener Anschauung lange Jahre hindurch kannte. Und merkwürdig war, daß er nichts Unmenschliches in der Sklaverei und in der Behandlung der Sklaven fand. Auch auf unsere Frage, ob er das In-Eisen-Legen dieser Menschen nicht für eine grausame Strafe halte, antwortete er mit Nein, das sei nicht schlimm und auf jeden Fall nicht so hart als die Strafen, die man über verbrecherische Freie verhänge. Das Maß für die Züchtigungen der Nichtfreien sei durch das Interesse, welches jeder Besitzer an dem körperlichen Wohlergehen seiner Sklaven habe, sehr begrenzt, während man jeden Freien, ohne sonst jemandem zu schaden, töten oder lebenslänglich einsperren könne. Er für seine Person wolle lieber ein paar Monate in Eisen arbeiten (länger dauere es nie, da sonst die Gesundheit des Betreffenden zu sehr leide und er zur Arbeit untauglich werde), als wie ein Freier die Todesstrafe erleiden oder jahrelang ohne Licht und Luft eingesperrt werden.

Auf der Fazenda wurden wir mit der hier üblichen großen Gastfreundschaft aufgenommen. Wir stiegen in einem geräumigen, durch Häuser und einen hohen Bambuszaun eingeschlossenen Hofraum von unseren Pferden und wurden von dem freundlichen Herrn des Hauses über den hübsch gehaltenen Patio (Hof) nach unseren Zimmern geführt, die zur ebenen Erde lagen: zwei durch eine Thür verbundene Räume, deren weiße Wände mit einigen Heiligenbildern und Photographien dekoriert waren und deren Möbel aus Bambus und Rohrgeflecht bestanden. Das einfache Bett war mit einem großen weißen Vorhang umgeben und stand in vier kleinen Holzschalen, die abends der Insekten wegen mit Wasser gefüllt werden.

Unsere Koffer trug je ein mächtiger Sklave, der sie ganz behutsam in eine Ecke setzte und überhaupt damit umging, als sei es ein federleichtes zerbrechliches Schmuckkästchen. Wir ordneten schnell ein wenig die Toilette und gingen, um der

Frau des Hauses unsere Aufwartung zu machen. Wir trafen sie in einem sehr eleganten Salon und wurden von der graziösen Dame auf das liebenswürdigste empfangen. Das Zimmer, welches sie bewohnte, war ähnlich dem Boudoir einer Pariserin eingerichtet, nur daß auch hier, wie überall in dem heißen Klima, die Polstermöbel fehlten; dagegen waren die schön gestreckten Fauteuils sehr elegant und prächtig. Die Fenster waren jetzt durch schwere Strohmatten verhangen, und eine Lampe hing von der Decke herab und verbreitete ein angenehmes Licht. Die eine Wand wurde durch einen Blumentisch geziert, und alle übrigen Möbel waren von farbigen Hölzern, fein und zierlich eingelegt. Ein Tischchen, welches neben dem Stuhl der Dame stand und einen großen spanischen Fächer trug, schien aus einem Stück gefertigt und war mit kunstvollen Verzierungen geschmückt.

Der ganze Salon war reizend. Unsere gütige Wirtin selbst ließ sich auf einem der bequemen Fauteuils nieder, und ihr zierlicher Fuß, der schöne kleine Fuß der Brasilianerin, ruhte auf dem seltenen Fell eines dunklen Guanakas (Lama). Ihr zur Seite saß ein herrliches Exemplar eines grünen Arara-Papageis, der durch eine Kette an ein Tischchen befestigt war und sich von Zeit zu Zeit recht unverschämt in die Unterhaltung mischte, die zum Teil portugiesisch, zum Teil französisch geführt wurde, bis ein bildschöner, riesiger Minaneger, dem sein schneeweißes Gewand vorzüglich stand, die Thür zu einem Nebensalon geräuschlos öffnete und mit einer Senkung des mächtigen Kopfes davor stehen blieb. Wir erhoben uns und begaben uns durch zwei weitere Salons nach dem länglichen Eßsaal. Hier machten wir die Bekanntschaft eines französischen Hauslehrers und zweier sehr südländisch blickender Knaben.

Das Diner war, außer der auch hier nicht fehlenden Farinha und den Früchten des Landes, wovon namentlich die Abacate uns über alle Beschreibung gut schien, ganz nach französischer Art; und da wir unser Erstaunen darüber ausdrückten, wurde uns erzählt, daß der Koch, ein sehr talentvoller Sklave, diese Kunst in Bahia, wo es einen französischen Lehrkoch gebe, erlernt habe.

Die beiden bedienenden, riesengroßen Sklaven erregten unsere Bewunderung durch ihr leises Hantieren und durch die


Indianerin vom Stamme der Botokuden in Brasilien

große vorsorgliche Aufmerksamkeit, die sie für alles, was man hätte wünschen können, immer schon im voraus zu haben schienen.

Überhaupt erregten die Sklaven bald unsere ganze Sympathie. Die große Bescheidenheit, die behutsame Geschicklichkeit und der große Eifer, mit dem sie alles thun, verbunden mit ihrer enormen Körperkraft, machen sie zu ebenso guten und tüchtigen Arbeitern als trefflichen Dienern. Auch sollen sie ganz vorzügliche Krankenpfleger sein. Und unser Wirt erzählte, daß sie meist sehr zuverlässig wären und mit großer Liebe an ihrer Herrschaft hin-

gen, wenn diese sie gut behandele. Im Wald seien sie sehr unerschrocken, und man könne gewiß sein, daß sie zur Sicherheit ihres Herrn sich jeder Gefahr furchtlos entgegenwürfen. Eine ganz besondere Ehrfurcht schienen sie für ihre Herrin zu haben, wie überhaupt ein natürliches Gefühl sie jede Dame doppelt aufmerksam bedienen läßt. Dabei sieht man sie ihren Dienst nur mit Freude thun, und singen und tanzen hört man sie jeden Abend.

Nach Tisch führte uns der Hausherr durch alle Räume. Besonders interessant war uns sein eigenes Zimmer, in dem eine große Anzahl Jagdtrophäen den tüchtigen und passionierten Jäger erkennen ließen.

Vier schöne Felle der Unze (ein gefleckter Tiger, der an Größe und Stärke fast dem bengalischen gleich kommt) hingen, eine herrliche Drapierung bildend, an der gegenüberliegenden Wand. Die mächtigen Köpfe waren dicht zusammen und die scharfen Gebisse gegeneinander gekehrt und ruhten auf dem glänzend schwarzen Fell eines Gürtelbären; ein weit aufgerissenes Schlangengebiß mit glotzenden Glasaugen thronte über dem Ganzen. In den Ecken stand in Waffenhaltern eine große Anzahl Gewehre, einige schöne Faccons (Waldmesser) und der ganze komplette Federschmuck eines Indianerhäuptlings mit Wurfspieß, Pfeil und Bogen. Über dem Schreibtisch hing ein mächtiger Adler, dessen Flügel fast über das ganze Zimmer klafterten. Und die Wand daneben war ausgefüllt mit einer großen Anzahl Vögel von den seltensten Farben und Formen.

Zu jedem erzählte der glückliche Besitzer die dazu gehörige Jagdgeschichte. Er bedauerte, daß er uns wahrscheinlich keine Tigerjagd würde arrangieren können, da man schon seit einigen Wochen keins dieser Tiere in der Nähe der Fazenda gespürt hätte. Aber er glaubte sicher, daß wir bei unserer Tour nach den Chapadas welche antreffen würden, da sie in jenen Gegenden, ebenso wie der Jaguar und Kuguar, sehr häufig seien. Er erzählte ferner, wie er die vier Unzen, deren Felle sein Zimmer schmückten, geschossen hätte.

Es waren drei weibliche, hellere und buntere, und ein fast schwarzes Fell einer männlichen Unze. Letzteres ist etwas Seltenes, da der Tiger außerordentlich schwer zu jagen, während die Tigerin nicht so wild ist und oft sogar tagelang in der nächsten Nähe der menschlichen Wohnungen sich aufhält, um gelegentlich Haustiere von den Höfen wegzuholen. Die Jagd auf sie wird entweder mit einem Schaf oder einer Ziege als Lockspeise von der Kanzel ausgeführt, oder die Tigerin wird, was am gebräuchlichsten ist, in Fallgruben gefangen und dann leicht getötet.

Sie gilt hier am Tage für gar nicht und in der Nacht für wenig gefährlich. Sie greift fast nie einen Menschen an, wenn sie nicht gereizt wird; der harmlose Wanderer, der ihr unversehens begegnet, kann unbehelligt bleiben, wenn er jede aggressive Bewegung ihr gegenüber vermeidet, nicht ängstlich fortläuft, sondern seinen Weg, womöglich laut singend oder pfeifend, fortsetzt. Diese Töne können die Tiger am wenigsten vertragen, und man hört daher Menschen, die allein durch den Wald gehen, häufig singen oder pfeifen.

Anders ist es mit dem Tiger, der männlichen Unze. Er ist sehr scheu, kommt nie in die Nähe menschlicher Wohnungen und gilt für sehr gefährlich und grausam. Er soll auf alles springen, was ihm begegnet, und dabei den farbigen Menschen furchtloser angreifen als den Weißen. Seine Schlauheit ist sehr groß, und da er sich nie an Kanzel oder Fallgrube anlocken läßt, kann er nur gejagt werden, indem man ihm nachspürt und ihm zum Schuß frei gegenübertritt. Hierbei gilt als Regel, daß der Schütze nach dem Schuß einen Satz zur Seite macht, da der Tiger die Gewohnheit hat, nach dem blauen Dampf des Pulvers zu springen. Ebenso ist es günstig, wenn man ihn in hohem Gras oder Gestrüpp hat, da er aus dem Liegen springt und in dem Augen-

blick, wo er sich zum Sprunge kuscht, wegen des Grases das Gesicht verliert.

Seine größten Feinde sind die Indianer, die sich aus seinen schönen Zähnen Halsschnüre machen und ihm auch aus Lust am Kampfe unausgesetzt nachstellen. Sie bekämpfen ihn, indem sie ein starkes Fell sich um den linken Arm wickeln und sich auf das rechte Knie mit vorgehaltenem Jagdmesser niederlassen. Mit dem geschützten Arm fangen sie so den Schlag der Vordertatzen des Tigers auf, während sie mit dem bereit gehaltenen Messer in der Rechten dem Tiere im Moment seines Anpralls den Bauch aufschlitzen.

Diese Art Jagd bleibt jedoch dem gewandten und über alle Beschreibung kühnen Indianer überlassen, dessen Mut und Unerschrockenheit ins Fabelhafte geht, der die stärkste Boa mit dem Messer angreift, dem gefährlichen Alligator entgegenschwimmt, um ihm einen starken Holzkeil in den Rachen zu stoßen, und noch viele für den Europäer unfaßliche Dinge ausführt, wie unser Wirt rühmend erzählte.

Der ganze Abend wurde mit Jagdgeschichten und Urwalderlebnissen verplaudert, bis die späte Stunde zum Schlafengehen mahnte und wir uns von den freundlichen Wirten verabschiedeten. Die Nacht war so balsamisch und ruhig und der Mond stand so glänzend am Himmel, wie wir ihn noch nie gesehen zu haben glaubten. Wir traten noch einen Augenblick ins Freie. Der Himmel wölbte sich prächtig über der stillen tropischen Nacht, und das magische wunderbare Licht des Mondes machte die Luft durchsichtig bis in die größten Fernen. Der Hausherr führte uns bis an den Pallisadenzaun, der die Wirtschaftsgebäude und das Herrenhaus in weitem Bogen umschließt. Innerhalb desselben wachten zwei Sklaven; sie kamen heran und öffneten auf Geheiß ihres Herrn das Thor.

Wir sahen über die lieblich vor uns liegenden Felder, und „herrlich! wunderschön!“ entschlüpfte unwillkürlich unseren Lippen. Weiterhin sah man deutlich die dunkle Linie des die Besitzung auf dieser Seite umfassenden Urwaldes. Außer einer Anzahl Fledermäuse, die mit einem pfeifenden Ton umherschwärmten, war es ganz still. Die wachenden Leute hatten Perkussionsgewehre über der Schulter hängen, und wir frugen, ob denn mitunter wilde Indianer hierher kämen. Indianer wohl, entgegnete unser Wirt, aber zwischen wilden und zahmen ist hier wenig Unterschied; ein Verkehr ist mit ihnen unmöglich, und Angesessene giebt es hier nicht. Es kommen öfters kleinere Tribus aus dem Wald hervor, die dann nach Art unserer Zigeuner Felle, Früchte, Flechtwerk oder wertvolle Steine mit sich führen und gegen Tuche, Glasperlen oder Waffen vertauschen. Sie gehören hier in der Provinz Bahia zu dem Stamme der Botokuden. Auch erzählte er, daß sie den alten barbarischen Sitten in diesen Gegenden noch ganz treu geblieben seien und das Fleisch ihrer erschlagenen Feinde mit Vorliebe äßen. Die Dörfer und Niederlassungen haben jedoch wenig von ihnen zu fürchten, da sie einsehen gelernt haben, daß die Weißen ihnen nichts thun und ihnen sogar von Nutzen sind, wenn sie sich danach betragen. Auch teilen sie sich, wenn sie den Wald verlassen, immer in kleine Trupps, da sie ganz gut wissen, daß sie in der Nähe der Niederlassungen nicht in größerer Anzahl geduldet werden.

Als wir zu Bett gehen wollten, kamen die beiden großen Sklaven, die während der Zeit unseres Aufenthalts zu unserem speciellen Dienst gestellt waren — sie hießen Illario und Cyrillo —, und gossen mit der sanften Vorsorge, die merkwürdig mit dem wilden Aussehen, welches ihre Gesichter bei Abend hatten, kontrastierte, die Becken, in denen die Betten zur Abwehr des Ungeziefers standen, voll Wasser und zogen die Bettvorhänge, nachdem genau untersucht war, ob nicht Spinnen oder Baratten darin seien, fest zusammen.

Obgleich die Mosquitos, die uns schon den ganzen Abend geplagt hatten, auch in unseren Zimmern ihr geräuschloses, aber für den Menschen sehr empfindliches Werk fortsetzten, unterhielten wir uns

doch noch lange über das heute Erlebte und besprachen, ehe wir uns zur Ruhe begaben, was uns unsere Wirtin im Laufe des Abends mit Grausen von den Schlangen erzählt hatte. Diese unbequemen Tiere drängen sich oft in die menschlichen Wohnungen ein oder kommen durch den größten Zufall dahin. Zum Beispiel tragen die Mäuse oder irgend ein Haustier kleine Schlangeneier in das Haus, wo die Schlangen dann in irgend einem Schlupfwinkel auskommen, schnell in dem Mauseloche heranwachsen, allerdings die Mäuse vertilgen, aber auch sehr unangenehme Gäste für den Menschen werden können. Und da diese Tiere oft drei bis vier Monate ohne Nahrung still liegen, so ist es natürlich schwer, ihren Aufenthalt zu entdecken. So hatte die Frau des Hauses vor etwa drei Monaten zu ihrem größten Schrecken beim Eintreten in ihren Salon eine kleine Schlange bemerkt, die sich ganz vergnügt um ein Stuhlbein gewunden hatte und sie wütend anzischte. Die herbeigerufenen Sklaven, welche die Natur dieser Tiere übrigens sehr genau kennen und sich gar nicht vor ihnen fürchten, töteten sie und erkannten sie als eine junge Jiraraka, die sehr gefährlich und giftig ist. Nun wurde das ganze Haus durchsucht, um zu erforschen, wo das Tier hergekommen sei. Die Durchsuchungen waren noch nicht beendet, als man am nächsten Tage wieder eine derselben Art in demselben Zimmer fand. Und bis auf den heutigen Tag hat man nicht ermitteln können, wo diese Tiere hergekommen sind.



Brasilianischer Indianerhäuptling mit Wurfspieß, Pfeil und Bogen und Tigerzähnen um den Hals.

Unwillkürlich besah sich jeder von uns, als wir nun endlich zu Bett gingen, die Stuhlbeine, ob nicht vielleicht eine Schlange darumgewunden sei; aber es war außer den Baratten, die ihrer Gewohnheit gemäß in großer Eile umherliefen, nichts zu entdecken.

Bei dem beruhigenden Gedanken, daß die Bettbeine in Wasser stehen und die Vorhänge dicht zugezogen sind, schlief man schnell ein, trotzdem die außerordentliche Hitze sich doch sehr fühlbar machte und einen öfters aufwachen ließ, wobei man sich, obgleich man nur unter einer leinenen Decke schlief, dann immer zitternd und in Schweiß gebadet vorfand.

Der Morgen bricht hier jahraus, jahrein zwischen sechs und sieben Uhr mit großer Schnelligkeit ohne Dämmerung herein. Gegen acht Uhr kam Cyrillo, auf seinen mächtigen Schultern eine flache

hölzerne Wanne tragend, und weckte mich, indem er die Bettvorhänge auseinander machte und freundlich grinsend auf meine Uhr zeigte.

Das Bad, welches man am Morgen nimmt, ist verhältnismäßig erfrischend, da das Wasser aus eigens dazu gebauten tiefen Brunnen geschöpft wird. Der wahre Brasilianer wiederholt das Bad zwei- bis dreimal am Tage.

Nach dem Frühstück, welches aus dem vorzüglichen Kaffee der hiesigen Plantage bestand, gingen wir mit unserem Wirt durch die Wirtschaftsräume. Auf der einen Seite des Herrenhauses lagen die Sklaven-Wohnungen, für 52 männliche, 25 weibliche Sklaven und 15 Kinder.

Das längliche, scheunenartige Gebäude war in zwei große Abteilungen geteilt, zu denen nur zwei Stufen hinaufführten. In dem einen Gelaß schliefen die Männer, in dem anderen die Frauen und Kinder. Zwischen beiden war ein Verschlag für einen Aufseher. Jede Lagerstelle, etwa acht Fuß lang und vier Fuß breit, war von der anderen durch eine kleine Abteilung von Bambusstäben getrennt und enthielt außer dem matratzenartigen Lager ohne Zudecke eine Art Bambusschemel und eine Vorrichtung zum Aufhängen der Sachen.



Brasilianische Indianerin mit Kind.

Die Luft in diesen Räumen war ziemlich gut, wenn man sie in den Tropen überhaupt je so nennen kann. Die Wände bestanden aus Bambuspfählen, die mit Lehm beworfen waren und vielfach den Blick ins Freie gestatteten, und das Dach aus Palmen-Blättern ruhte nicht direkt auf den Wänden, sondern stand auf starken Stützen, einen schießschartenartigen Zwischenraum von zwei bis drei Fuß offen lassend und ein ausreichendes Licht und gute Ventilation bewirkend. Die Sklaven waren schon zur Arbeit, und man sah nur zwei, welche die Räume säuberten und unter dem Dach umherkletterten, um die Fledermäuse, fliegenden Hunde und die langhaarigen Vogelspinnen zu töten, resp. zu verscheuchen, die während der Nacht etwa eingedrungen waren — eine Arbeit, die jeden Morgen wiederholt werden muß.

Ein danebenstehendes etwas kleineres Haus war fast ebenso gebaut und ein-

gerichtet und wurde von den verheirateten Sklaven bewohnt. Jeder Verschlag ist hier etwas größer und mit über mannshoher Einfassung umgeben, gleichsam ein kleines Zimmer für sich bildend. Auf unsere Frage, ob den Leuten immer das Heiraten gestattet würde, antwortete der Besitzer, daß er in den meisten Fällen seine Einwilligung gäbe und es sogar sehr gern habe, wenn sie viel untereinander heiraten. Aber es schien nicht zu oft zu geschehen, da nur elf Ehepaare hier vorhanden waren, von denen drei keine Kinder hatten, während die übrigen acht Paare sich in fünfzehn größere arbeitende und acht kleinere und ganz kleine Kinder teilten. Bis zum dritten Jahre tragen die Mütter ihre Kinder stets bei sich. Die Sklaven, die im Herrenhause beschäftigt waren, wohnten auch in demselben in einem hinteren Flügel des Hauses, heißen Haussklaven im Gegensatz zu den Arbeitssklaven und sind in vielen Beziehungen bevorzugt. Sie sind die geschickteren und intelligenteren, und ihr Preis ist fast doppelt so hoch wie der eines Arbeitssklaven. Meist über 1 Conto de Milreis (2250 Mark).

Dann betraten wir das Küchenhaus, das ziemlich primitiv eingerichtet war. Ein männlicher und zwei weibliche Schwarze waren mit der Zubereitung des Essens für die Sklaven beschäftigt. Es giebt mit wenigen Ausnahmen täglich dasselbe: morgens und abends Kaffee mit Farinha und mittags getrocknetes Fleisch, Farinha und schwarze Bohnen, wozu sie sich nach Herzenslust Bananen, Orangen, Mangas, Abacates und noch andere Früchte, die täglich in großen Mengen gepflückt werden, nehmen dürfen.

Das getrocknete Fleisch kommt in langen Streifen aus den Campos (den Pampas von Spanisch-Amerika) und schmeckt gebraten oder gekocht, nachdem es die Nacht über in Wasser aufgeweicht ist, sehr gut. Es bildet wie die Farinhas der Mandiocca und die schwarzen Bohnen die Lieblingsspeise der schwarzen Bevölkerung. Nur Sonntags oder an Feiertagen giebt es etwas Besonderes, wie gebackene Bananen oder Pudding aus diesen oder jenen Früchten, oder auch zuweilen Batatas, die süße Kartoffel Südamerikas. Zum Nachtisch lieben die Schwarzen sehr die Leckereien; so sieht man sie immer, wenn sie vom Essen kommen und wieder zur Arbeit gehen, süße Früchte essend oder einen Zuckerrohrkolben aussaugend.

Sonntag ist ein vollständiger Ruhetag, welcher aber in der Regel von den Fazenderos auf einen beliebigen Tag in der Woche gelegt wird, der sich danach richtet, wann der dazu kommende Geistliche Zeit hat und die Nachbarfazenden ihren Sonntag nicht haben. Die Neger sind alle Katholiken, sollen sehr empfänglich für die Lehre der christlichen Religion sein und gern der Predigt und den Unterrichtsstunden, die ihnen der Geistliche alle acht Tage in der Religion giebt, beiwohnen.

Die Wirtschaftsräume weiter besichtigend, kamen wir an die Plätze, wo der Kaffee hergerichtet wird, wenn er gepflückt ist.

Die Ernte findet in den Wintermonaten statt und war gerade jetzt im Gange; sie beginnt mit Juli und dauert bis Anfang August. Die Kaffeekultur erfordert große Bodenkraft, und dieselbe beschränkt sich in Brasilien fast ganz auf frischgerodeten Urwaldboden, in welchem sie so lange betrieben wird, bis die Bäume nicht mehr lohnenden Ertrag geben, was je nach der Lokalität zehn bis zwölf Jahre dauert. Der Baum, der etwa sechs Fuß hoch wird, fängt durchschnittlich mit dem dritten Jahre zu tragen an und fährt damit bis zum zwölften fort. Jeder Baum kann vom vierten Jahre an drei bis fünf Pfund Kaffee liefern. Die Pflanzung wird verlassen oder gleichsam weiter hingeschoben, wenn die Bäume erschöpft sind, weil bei dem gegenwärtigen brasilianischen Ackerbausystem, das keine Düngung des Bodens mit Fruchtwechsel kennt, der Boden, der einmal eine solche Kaffeepflanzung getragen hat, kein zweites Mal mehr lohnenden Ertrag giebt.

Die Ernte sowohl wie die Herrichtung des Kaffees erheischen eine mühevolle Arbeit. In Brasilien läßt man nicht wie in Arabien die Früchte am Baume ganz reif werden, um sie alsdann auf Decken herabzuschütteln, sondern man pflückt die noch roten kirschenartigen Beeren ab, weshalb das Trocknen derselben nötig ist. Es geschieht auf eigens dazu eingerichteten steinernen Terrassen. Nach dem Trocknen werden die Bohnen, das heißt die Kerne der Beeren, durch Walzen von der fleischigen Hülle getrennt, gewaschen und wieder getrocknet, worauf man dann die Bohnen von einer Stampfmühle durch ein Windrad von der pergamentartigen Samenhülle befreit, hierauf vollends trocknet und nun in Säcke füllt.



Brasilianischer Indianer.

Nachdem wir diese interessanten Auseinandersetzungen unseres Wirtes mit angehört und die Einrichtungen und Maschinen gesehen hatten, rief uns Illario zum Lunch. Wir begrüßten unsere im eleganten Pariser Morgenkostüm erscheinende Wirtin und ließen uns die vielen selbstgezogenen Früchte, welche sie uns zu Ehren auf den Tisch gesetzt hatte, von ihr erklären. Am bemerkenswertesten darunter waren die Abagachis — eine Frucht, die der europäischen Ananas gleich kommt und hier in seltener Schönheit gedeiht. Nach dem Frühstück begiebt sich alles zur Ruhe; die Sklaven sind die einzigen, welche der schrecklichen Hitze trotzen und den heißen Mittag über auf den Beinen bleiben. Alle anderen Sterblichen schlafen oder ruhen bis um sechs Uhr, wo das Diner eingenommen wird. Heute wurde es später gelegt, da wir beabsichtigten, einen kleinen Jagdausflug nach dem Anstandsort unseres Wirtes im nahen Urwald zu machen. Wir waren glücklich darüber, denn wir brannten darauf, den Urwald endlich zu betreten.

Um fünf Uhr gingen wir, jeder mit einem Faccon und einer Doppelflinte bewaffnet und mit einem Sklaven, der eine Büchse trug, hinter sich, dem nahen Walde zu. Diese vier Neger waren prächtige Menschen. Wir haben sie oft bewundert, mit welcher Ruhe sie überall in den Urwald eindringen, wie sicher sie jede Schlange töten und wie vertraut sie mit dem Tierleben im Walde sind. Ihr Herr sagte, sie verirren sich nie und wittern das Wild und die Indianer auf weite Strecken. Ihr Tagewerk besteht nur darin, unausgesetzt den Wald meilenweit ins Innere zu durchstreifen und jede sich nähernde Gefahr auszukundschaften, wodurch sie außerordentlich zur Sicherheit der Niederlassung beitragen.

Der Hunde kann man sich in diesen Gegenden gar nicht bedienen, da der tropische Hund ein schlaffes, feiges Tier und zu nichts zu brauchen ist. Dafür giebt es aber merkwürdigerweise keine Tollwut in der heißen Zone. Unsere Jäger hatten gestern und heute weit ins Innere gespürt, um möglichst eine Unze für uns auszukundschaften, sie erzählten aber, daß sie außer der Fährte eines kleinen Jaguar, die sie am Ufer eines Flüßchens entdeckt, nichts gefunden hätten. Auf dem sogenann-

ten Anstande hatten sie Paranüsse gestreut, als Lockspeise für die Schweine, auf die wir jagen sollten.

Diese Tiere sind kleiner als die europäischen, halten sich überall in Trupps von fünfzig bis sechzig auf und haben auf dem Rücken eine Moschusdrüse, die einen fürchterlichen Gestank verbreitet, wenn das Tier gereizt oder geängstigt wird. Ihr Fleisch gilt als sehr schmackhaft. Ebenso werden hier häufig ihres vortrefflichen Bratens wegen Pacas (eine Art größeres Schwein), Catingarehe, einige Arten Jacuhühner, unseren Fasanen ähnlich, und Chahaß geschossen. Letztere haben die Größe unserer Auerhähne, und ihre Flügelellbogen sind mit Sporen zur Verteidigung versehen.

In der Nähe des Waldes durchschritten wir einige großblätterige Sträuche, auf denen Tausende von Parasiten aller Farben wucherten. Die ganze Luft funkelte und schillerte in allen Gold- und Silberfarben, und es schwirrten, die winzigen Flügelchen schwingend, unzählige Kolibris von Blume zu Blume. Die Abendsonne beschien dieses allerliebste Treiben der lieblichen Vögelchen.

Bis an den Urwald heran sahen wir viele dieser zierlichen Sonnentierchen, aber als wir da eintraten, hörte die Sonne auf und mit ihr auch Schmetterlinge und Kolibris.

Wie in einer anderen Welt marschierten wir auf der schmalen Piccada (so heißen die mit dem Faccon gehauenen Wege, von denen man sagt, daß sie bei der großen Fruchtbarkeit der tropischen Wälder in vierzehn Tagen wieder gänzlich zuwachsen), die Sklaven voran, mit wuchtigen Hieben nach rechts und oben und unten in dem verworrenen Pflanzenchaos den Weg erweiternd.

Wäre unsere Aufmerksamkeit nicht fortwährend durch die Fährlichkeiten der nach unseren Begriffen unwegsamen Straße, sowie durch die uns streifenden dornenreichen Zweige und Ranken der den Weg begrenzenden Pflanzen in Anspruch genommen worden, so hätten wir uns ungestörter an dem großartigen Anblick dieser majestätischen Pflanzenwelt weiden können. So streifte nur flüchtig unser Blick die wunderlichen Gewächse.

Da waren kolossale Blätter der Aronsstaude, zur anderen Seite stachelige Blätteransätze einer am Boden kriechenden Aloëart, das lichte Grün abenteuerlich geformter Farnkräuter und die herrlichen Blüten einer an einem Riesenstamm wuchernden Orchidee. Wie eine Ampel hing über dem Durchhau eine hochrot blühende Schmarotzerpflanze, und Ciboas von jeder Größe wanden sich schlangenartig um die rissigen, bald tiefdunkel, bald hellgrün schimmernden Rinden uralter Baumriesen.

Einzelne der mächtigen Pflanzen und Bäume scheinen sich feindlich gegenüberzustehen und im Kampfe um das Dasein begriffen zu sein. Es ist ein lautloses Ringen, was hier geführt wird, dem jedoch da und dort schon zahlreiche Opfer fielen. Entwurzelt liegen einige der riesigen Baumleichen umher, doch neues Leben entwickelt sich auf ihren zerfallenden Körpern. Manche der Stämme haben in ihrem Falle andere mit zu Boden gerissen, ohne selbst die Erde, durch die darauf wuchernde Pflanzenfülle aufgehalten, ganz zu erreichen; und diese wieder ziehen schwächere Gefährten mit der Krone abwärts. Hierdurch entstehen auf die natürlichste Weise architektonische Gebilde. Kühn gewölbte Bogen wechseln mit turmartig emporragenden Baumresten, und einzelne der gefallenen Riesen des Waldes verbinden brückenartig die blumenumsäumten Ufer eines zwischen Felsen gebetteten, wild rauschenden Baches. Solche Flüßchen und Bäche durchziehen unzählig den Urwald, seine Fruchtbarkeit erhöhend.

Auffallend war uns, als wir weiter eingedrungen waren, daß wir verhältnismäßig so wenig von lebenden Geschöpfen bemerkten. Denn außer dem Gekreisch der kleinen Sihuis-Affen über unseren Köpfen hatten wir nur einmal das widerliche Geheul des Brüllaffen in der Ferne gehört. Aber freilich, man sieht nie wei-

ter als einige Schritte nach den Seiten oder nach oben, und was sich auf den luftigen Zinnen des grünen Waldes bewegt, das hört man nur, und was hinter dem undurchdringlichen Dickicht vor sich geht, das ist einem in den seltensten Fällen vergönnt zu beobachten. Nur an den Ufern eines Flusses oder an einer durch den Sturz eines Baumes entstandenen Lücke glückt es mitunter, die Bewohner dieser geheimen Schleichwege flüchtig zu belauschen.

Und doch ist die Tierwelt so mannigfaltig wie die Pflanzenwelt in diesen Wäldern.

Auf dem feuchten Boden unter den grünen Wölbungen, welche die Riesenblätter der Aroideen und Scitamineen bilden, lebt die sonderbar gewundene Schnecke, ergeht sich der märchenhafte Salamander, treiben die beweglichen Eidechsen ihr mutwilliges Spiel, lauert das unheimliche Gezücht der unzähligen Schlangenarten, rollt sich das feiste Gürteltier; über die niederen Pflanzen hin eilt das flüchtige Reh, verfolgt von dem gierigen Tiger und der Pantherkatze, und geräuschvoll bricht sich der plumpe Tapir Bahn. Zwischen den Mimosen und unter dem schützenden Dach der großblätterigen Palmen fliegt der schillernde Kolibri von Blume zu Blume, und Riesenschmetterlinge schwingen sich in den Lüften. In den Kronen der hochstämmigen Cedern schreit der Tucan und wetzt seinen hornigen großen Schnabel, und zwischen den Baumkronen eines lichten Araukarienwaldes, wo köstliche Früchte reifen, hängt unbeweglich das Faultier und lebt in fröhlichen Scharen das mutwillige Volk der langgeschwänzten Affen, fliegen von Ast zu Ast zierliche und gelenke kleinere Vögel, verjagt von den kreischenden Schwärmen smaragdgrüner Papageien.



Sklavin auf einer Fazenda in Brasilien.

Nach einem halbstündigen mühevollen Marsch blieben wir einen Augenblick stehen, um zu verschnaufen. Tief atemschöpfend und schweißtriefend standen wir da und betrachteten das wunderliche Labyrinth von Gezweige und Geschlinge um uns her. Es fing schon etwas zu dunkeln an, und geisterhaft sah alles in der starren und unbeweglichen Luft aus, welche die Temperatur und den Geruch eines überheizten Treibhauses hat. Unser Wirt machte uns auf einige ganz besonders große Baumstämme aufmerksam. Die hauptsächlichsten Namen, die er uns nannte, waren die Miriti- und Puritipalme, aus denen vielfach Kähne gemacht werden und deren süßer Saft, welcher aus den abgehauenen Fruchtästen hervorquillt, den

Bewohnern ein kühlendes Getränk bietet; die mächtigen Bombaceen oder Spreubäume, die Mungubas oder Wollbäume, der Perubaassu, der als der größte Baum Brasiliens gilt und von dem es heißt, daß seine Blätter, die direkt vom Stamme ausgehen, so groß werden, daß die Indianer aus dem Blattstiel ein Kanoe machen.

Mein Begleiter hieb mit einem wuchtigen Messerhieb ein Stück von einer herabhängenden Liane ab und reichte es mir mit dem Bedeuten, das abgehauene Ende an den Mund zu halten; es war eine sogenannte Kreuzwurzel, die einen in der That sehr erfrischenden Saft enthielt und meinen brennenden Durst sogleich stillte.

Dann ging es weiter, und wir langten nach wenigen Minuten auf dem Anstandplatz unseres Wirtes an. Es war eine etwa hundert Schritt lang ausgehauene Lichtung, die sich an einem Flüßchen entlang zog und die nur zum Zwecke der Jagd alle vier Wochen von neuem freigelegt wurde. In der Mitte dieses Platzes war ein großer Baum stehen gelassen, eine Barriguda, deren Holz so leicht wie Kork ist und deren Stamm blattlos etwa achtzig Fuß aufsteigt, bis die weite Krone anfängt, drei bis vier Fuß über dem Boden sich oft zu einem Umfang von zwanzig Fuß faßförmig erweitert und dann nach oben wieder enger wird. Auf demselben war eine Kanzel für zwei Personen angebracht, zu der man vermittels einer Strickleiter über die merkwürdige Ausbauschung des Stammes hinweg emporkletterte.

Von dieser Kanzel war so mancher Schuß gefallen auf die Tiere, die hier sausen kamen; auch zwei Tiger hatte der Fazendero von hier aus geschossen.

Heute waren nur für Schweine oder Tapire Paranüsse gestreut, und wir stellten uns zu zweien, jeder mit seinem schwarzen Jäger, etwa fünfzig Schritte auseinander. Aber kaum standen wir still, als Mosquitos und Carapanas mit schrecklicher Wut über uns herfielen, und noch eine weit schlimmere Plage machte sich uns bemerkbar, gegen die es gar keinen Schutz giebt, die Carapatten. Kleine mit unbewaffnetem Auge unsichtbare Tierchen fallen von gewissen Blättern und Pflanzen den Menschen auf Gesicht und Hände und dringen in die Haut ein, bis ein brennender Schmerz und ein Anschwellen der betreffenden Stelle ihre Anwesenheit anzeigt. Man erkennt nur in der Mitte der Geschwulst ein kleines Pünktchen, welches sich unter brennendem Schmerz immer vergrößert, bis es mit dem Messer herausgebohrt wird, worin die Neger eine große Geschicklichkeit haben.

Nachdem wir etwa zehn Minuten mit diesen Feinden aller Menschen gekämpft, hatten wir ein für den Neuling höchst merkwürdiges Schauspiel. Es raschelte und heulte in pfeifendem Ton in dem Baum- und Buschwerk, und von Baum zu Baum springend, kamen drei große Brüllaffen heran; in unglaublicher Geschwindigkeit koboldartig sich von dem letzten Baume stürzend, liefen sie in ihrem höchst possierlich aussehenden Seitengalopp über die Lichtung und begannen sogleich unter großem Geschrei sich der Paranüsse zu bemächtigen.

Wie schwarze Teufel hüpften sie auf dem Boden herum, bis unser Wirt vortrat und sie zu einem schleunigen Rückzug brachte. Diese Tiere werden von Europäern sehr selten geschossen, dagegen stellen ihnen die Indianer, die ihr Fleisch sehr gern essen, vielfach nach. Man sagt von ihnen, daß sie sich gegenseitig unterstützten und, wenn man einen geschossen hätte, die anderen von den Bäumen kämen und den Jäger durchprügelten. Unsere Begleiter verwiesen letzteres jedoch in das Bereich der Fabel.

Leider wurde es rasch dunkel; immer schwieriger wurde es, aus den Umrissen der Umgebung einzelnes zu erkennen, immer gespenstischer ragten die Äste und riesigen Blattformen um uns her, und schon ließen sich die einförmigen Töne eines Fereiro vernehmen, eines weißgefiederten großen Vogels mit blauen Achselflecken, dessen Ruf untrüglich die nahende Nacht verkündet.

Schade, daß wir aufbrechen mußten; wir waren wohl etwas zu spät hergekommen, und der Mond kam erst um zehn Uhr abends heraus.

Einen Augenblick sahen wir noch dem Wasserlauf des Flüßchens zu und beobachteten einige dunkle Punkte, die langsam dahinzogen; die Schwarzen erklärten es für die Rücken von Jakares, und da wir es nicht gleich glauben wollten, schoß einer von ihnen blitzschnell dahin, und im Augenblick war alles verschwunden.

Der Schuß hallte merkwürdig weit hin im Walde und machte auf einige Momente Vögel, die hier so vielfach die Luft durchpfeifenden fliegenden Hunde und Fledermäuse, sowie eine in der Ferne schnatternde Affenherde verstummen.

Der Rückmarsch war viel beschwerlicher als der Hermarsch, da es, sobald wir die Lichtung verlassen hatten, absolut finster war. Öfters über die Unebenheiten des Weges oder die Schlinggewächse, die über die Piccade wie aus Schikane von der Natur gespannt sind und die man nun nicht sah, stolpernd oder fallend, von beiden Seiten gekratzt und gerissen, ging es langsam vorwärts. Dabei klang das Gekreisch der Affen, die beim Zubettgehen sich zu zanken schienen, laut durch den Wald und mischte sich mit dem heiseren Ruf des Urubu, einer Art Geier, ihres ärgsten Feindes, und ein lauter, stoßweise hervorgebrachter tiefer Ton, der ganz nahe schien, ließ uns jäh still stehen. Ein Brüllfrosch stieß diesen greulichen Schrei aus, ehe er in seinem Loch verschwand. Auf Schlangen traten wir nicht, aber es schien uns als der größte Zufall, da man sie bei Tage so oft über die Wege liegen sehen soll.



Sklavin mit Kind auf einer Fazenda in Brasilien.

Nachdem wir beim Verlassen des Waldes einen Tukan, der nur einige Schritte von uns saß, heruntergeschossen, erzählte der Fazenderos folgendes von den Schlangen dieser Gegenden: Trotz der großen Anzahl, die in den verschiedensten Arten den Wald und die Gegend hier bevölkern, wird doch selten ein Unglücksfall durch

dieselben hervorgerufen. Und der Hauptschutz gegen sie ist die genaue Kenntnis der verschiedenen Arten und ihrer besonderen Eigentümlichkeiten. Im allgemeinen gilt für alle Schlangen gleichzeitig, daß sie nur gefährlich sind, wenn sie auf Raub ausgehen, dann aber auch sehr scheu und selten dem Menschen sichtbar werden, und wird nichts zu ihrer Verteidigung thun. Hiervon giebt es nun allerdings einige Ausnahmen, wie z. B. die springende Schlange oder die Jiraraka, welche sich vom Baume auf ihr Opfer schnellt. Diese sind von den Eingeborenen aber sehr genau gekannt, und ihnen gegenüber wird mit größerer Vorsicht gehandelt.



Sklavenhaus in Brasilien.

daß sie ungefährlich sind, wenn sie nach glücklichem Raubzug vollgefressen ruhen. In diesem Zustand der Ruhe nun lieben sie Luft und Sonne und liegen daher hauptsächlich gern auf den Wegen. Begegnet man einer Schlange auf dem Wege oder auf dem freien Felde, so kann man sich ihr immer dreist nähern und sie durch einen Schlag auf den Rücken, wodurch ihr das Kreuz gebrochen wird, unschädlich machen. Sie ist vollgefressen und

Bei einem solchen Marsch wie heute abend ist also die Gefahr nicht groß, da die gesättigten Schlangen, die die freieren Stellen und die Piccaden lieben, sich während der Nacht in ihre Löcher zurückziehen, in denen sie oft monatelang verweilen, ehe sie wieder auf Raub ausgehen, und die jagenden Schlangen sicher bei unserer lauten Annäherung sich von dannen geschlichen haben, da sie, wie schon gesagt, in diesem Zustand sehr scheu sind.



Palmengruppe im brasilianischen Urwald.

Eine der häufigsten, aber auch trägsten und langsamsten ist die Klapperschlange; da sie sich beim Anschleichen ihrem Opfer durch die Klapper verrät, so macht sie nie die geringste Vorwärtsbewegung gegen ihre Beute, sondern schlägt nur, was ihr unmittelbar vor das Maul läuft.

Gewandt und schnell und daher gefährlicher ist die grüne Sipo, die aber ihre Giftzähne so weit zurück im Unterkiefer hat, daß sie nur nach rückwärts schlagen kann oder sich umdrehen muß, wenn sie sich eines Tieres vor ihr bemächtigen will.

Die großen Riesenboas, welche ganze Ochsen und Hirsche erdrücken und verschlingen sollen, sind meistens Wasserschlangen und kommen nur an größeren Gewässern und auch da nur vereinzelt vor.

Im ganzen zählt man in diesen Gegenden etwa zweiundvierzig verschiedene Schlangenarten, von denen neun giftig sind.

Weiter berichtete der freundliche Erzähler, wie im allgemeinen die Tiere des Urwaldes dem Menschen gegenüber dumm und harmlos seien und ihm die Jagd sehr erleichterten. Der Tapir geht täglich, wenn er auch noch so oft angeschossen wird, denselben Weg; die Schweine kommen immer wieder und holen sich ihre Paranüsse, wenn sie auch jedesmal dabei Feuer bekommen; und die Catingarehe scheinen nur scharf auf die Witterung der Raubtiere zu sein, den Menschen lassen sie meist auf Schußweite herankommen.

Der Abend verging beim Diner und im Salon unter Jagd- und Wirtschaftsgesprächen, und Madame erzählte uns, wie sie persönlich für das Wohl ihrer Sklaven sorge und daß sie, wenn die Kaffeeernte vorbei sei und die Männer mit der Zurichtung und Bearbeitung des Kaffees beschäftigt seien, den Frauen täglich selbst die Arbeit zuteile, die hauptsächlich im Fertigen von Kleidern für sie und die Männer und in anderen weiblichen Handarbeiten besteht.

Der Hausherr lobte seine Sklaven und ihren Fleiß und führte aus, daß Bestrafungen verhältnismäßig selten vorkommen und daß er noch nie einen in Eisen gelegt hätte, sondern sie in vorkommendem Falle lieber den Gerichten übergeben würde. Ihre Arbeit sei auch durchaus nicht zu schwer: die Männer hätten täglich zwei Aroben (Körbe) Kaffee zu pflücken und die Frauen und Kinder etwas weniger.

Nachdem noch für den nächsten Morgen ein Jagdausflug auf dem Flüßchen im Kanoe geplant war, trennte man sich und ging zu Bett, nicht ohne vor das Thor gegangen zu sein, um den schönen Abend mehr zu bewundern als zu genießen. Denn es war schwül und drückend und die Insekten schlimmer denn je.

Den nächsten Morgen standen wir schon um fünf Uhr auf und gingen noch im Dunklen nach dem kleinen Flüßchen; es fließt hinter dem Hof vorbei, mündet in einen Nebenfluß des Paraguassu und heißt Joaodoido, zu deutsch Hans Dummbart, der Name eines sehr bunten, aber sehr dummen Vogels dieser Gegend, von dem erzählt wird, daß man ihn mit dem Stocke vom Baume schlagen könne, da er zu dumm sei, fortzufliegen. Die große Trägheit des Wasserlaufes hat dem Flusse diesen Namen eingebracht.

Wir bestiegen zwei federleichte, aus dem Stamme der Barriguda gefertigte Kanoes, welche je von einem Sklaven gerudert wurden. Wir fuhren zunächst ganz leise an eine etwas erweiterte Stelle, an welcher Küchenabfälle und schlecht gewordene Kaffeebeeren in den Fluß geworfen wurden, und wie uns vorher gesagt war, erblickten wir alsbald die kolossalen Leiber von endlos langen Alligatoren, die höchst verwundert über die frühe Störung sich langsam ins Wasser ließen und verschwanden. Diese Tiere liegen hier gleichsam auf der Mast, und da sie nicht gejagt werden, so erreichen sie ein hohes Alter.

Nach etwa zehn Minuten fuhren wir wie in eine Laube in den Urwald ein. Die Faceons wurden aus der Scheide gezogen, um nötigenfalls den Weg zu erweitern, der auf dem zwanzig Fuß breiten Wasser doch mitunter ganz unpassierbar eng war.

Das Erwachen der Natur war herrlich, alles schien noch lebendiger wie gestern abend — ein unaufhörliches Schreien, Kreischen und Lärmen der Vögel und Affen drang von beiden Seiten an unser Ohr, und dabei erhellte die aufgehende Sonne die oberen Teile der Bäume immer mehr; und wenn der Wald mit seinem Chaos von Schlinggewächsen sich über unseren Köpfen, oft so dicht darüber, daß wir uns bücken mußten, verzweigte, so fuhren wir unter einem goldigen Laubengang dahin.

Ich saß in der Spitze des ersten Kahnes, hatte die Flinte wie die Büchse neben mir liegen und übte mich, das Messer ebenso zu brauchen, wie die Neger es thaten. Und dabei konnte man ohne die Anstrengung des gestrigen Abends die Stimmen der Tiere belauschen.

Meist hört man von ihnen ein Gekreisch nach Papageienart, dazwischen das Trommeln und das Kollern der Laufvogelsorten; ferner solche, die einen Ton wie das Läuten einer Glocke haben; wieder andere bringen ein Geräusch hervor, wie eine auf eine Steinplatte fallende und mehrmals aufspringende Metallkugel klappern würde; oft hört man auch ein Knacken, wie wenn man Haselnüsse öffnet. Dazwischen übertönt alles eine tiefbrummende Fagottstimme, die man weit durch die Wildnis schallen hört; sie kommt von dem Pavao (dem wilden Pfau), der wunderschön ist und Karfreitagvogel genannt wird, weil er an diesem Tage unverwundbar sein soll. Ein Vogel, der die Größe unserer Krähe hatte, mit blauweißem Gefieder versehen war und sich schon öfters durch seinen schrillen Ruf bemerkbar machte, kam uns so nahe, daß ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, ihn herunterzuschießen.

Weiter hin, als wir uns der lichten Stelle näherten, wo wir gestern-abend auf dem Anstand waren, sahen wir am flachen Ufer etwas sich bewegen, bald hoch in die Höhe springen, dann sich im wirbelnden Kreise drehen. „Es ist eine große Wasserboa," flüsterte der Fazenderos. Je näher wir, jetzt vorsichtig und geräuschlos vorwärtsgleitend, kamen, desto merkwürdiger sah dieses Sichauftürmen, Überpurzeln und Sichzusammenknäulen der lebenden Masse aus, bis wir endlich etwa auf hundert Schritte heran waren und erkannten, daß es zwei kleine Jakares (Alligatoren) seien, die zusammen spielten.

Das Schießen nützt nichts, winkten die Neger, da die Kugel meist nicht durch den dicken Panzer geht; doch: „Versuchen wir es," dachten wir; die Schüsse krachten und schnell fuhren die Tiere ins Wasser. Sie mochten noch jung sein, denn sie waren wohl nur sechs Fuß lang.

Mehrere Vögel wurden durch die Schüsse aufgeschreckt, und eine Affenfamilie floh schnatternd von Baum zu Baum; der Fazenderos erkannte sie als Brüllaffen und machte uns auf das letzte dieser Tiere aufmerksam, welches, ein Junges wie eine Amme an seine Brust drückend, den anderen nachhüpfte.

Die wechselnden Formen der oft riesigen Blätter und Pflanzen, die herrlich bunten Farben der Parasiten und eine merkwürdige Kletterpalme setzten uns immer mehr in Erstaunen, je weiter wir kamen.

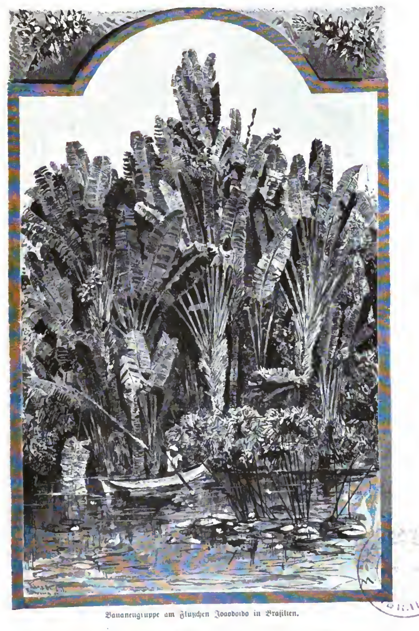
Mehrere Stellen passierten wir, an denen sich die Piranha — ein Fisch, welcher der Schrecken der Bewohner dieser Wildnisse ist — öfters gezeigt hat. Unser Wirt bestätigte, was Wappäus über dieses nur einige Fuß lange Tier sagt. Dieser Fisch sei mit seiner großen Kraft, Schnelligkeit und Gier, mit der er sich auf alles stürze, was sich in seinem Bereich zeige, das gefährlichste Tier Brasiliens. Oft werden Ochsen, Tapire und selbst Krokodile in Minuten von den messerscharfen Zähnen dieser Ungeheuer in Skeletts verwandelt.

Etwa fünf Schritte vom Ufer sahen wir eine Boa von etwa dreieinhalb Meter Länge liegen; gleich legten wir an, und einer der Schwarzen näherte sich dem still liegenden Tiere ohne weiteres und schlug in dem Moment, wo die Schlange nach rückwärts mit aufgerissenem Rachen nach ihm fuhr, ihr mit dem Faccon das



Urwald in Brasilien.

Rückgrat entzwei. Darauf hob er sogleich das zappelnde und mit dem mächtigen Kopf nach rechts und links schlagende Tier mit seinen starken Armen in die Höhe, um uns den riesigen Leib zu zeigen. Man erzählte uns, daß eine Schlange, nachdem sie getötet, sich noch bewege, bis die Sonne untergegangen sei.



Bananengruppe am Flüßchen Joaoboibo in Brasilien.

Weiterhin schossen wir eine ganze Anzahl Vögel, darunter einen Ararapapageien und einen der reizenden Reiher von rosa Farbe, von denen erzählt wird, daß sie

die Gewohnheit haben, ihren Fischfang in Gesellschaft und zwar in einer Reihe, einer neben dem anderen stehend, auszuführen.

Die Zeit war uns auf der interessanten Fahrt so schnell vergangen, daß wir gar nicht glauben wollten, es sei schon vier Uhr, als wir zu Hause ankamen.

Eine Merkwürdigkeit, die wir immer anstaunten, wenn wir in die Nähe menschlicher Wohnungen kamen, sind die Nester der Joao de Barro, zu deutsch Lehmhans; diese Tiere vertreten gleichsam die Stelle unserer Schwalben, nur daß sie etwas größer sind und ein violettes Gefieder haben; ihre fußlangen, melonenförmigen, aus Lehm kunstvoll gefertigten Nester hängen sie an Häuser oder an nahe Bäume.

Des Abends saßen wir wieder gemütlich beisammen und hörten den Mitteilungen unserer Wirte über das so reiche und merkwürdige Land zu. Wir erfuhren, daß Brasilien, wie an allem, was die Welt bietet, auch überreich an kostbaren Mineralien sei. Gold und Silber macht den Haupterwerb eines großen Teiles der Bevölkerung aus, und Diamanten, Amethysten und Topase werden namentlich in der Provinz Bahia in seltener Schönheit gefunden. Eisenerze, Kohlen u. s. w. würden eine große Ausbeute geben, wenn ihre Gewinnung rationell betrieben würde. Gold wird fast überall in den kleinen unzähligen Flüßchen der Umgegend gefunden. Und zwar legen die Einwohner wollene Decken an bestimmten Stellen in das Wasser und lassen den Strom darüber hinziehen; nach einigen Stunden nehmen sie dieselben wieder heraus und trocknen sie an der Sonne; dann bleibt der Goldstaub, den der Fluß mit sich führte, auf der Wolle zurück. Übrigens muß es nicht zu viel sein, da der Gewinst einer solchen Goldsuchung nur etwa zwei bis drei Milreis täglich beträgt.

Am nächsten Tage wurde ein kleiner Ausflug zu Pferde nach einer Nachbarfazenda gemacht, der vorher durch das Telephon angezeigt war, mit welchem fast alle diese Niederlassungen verbunden sind. Wir wurden sehr gastfrei aufgenommen und besahen mit Interesse die vorzüglichen Einrichtungen dieser Kaffeeplantage, die um ein Bedeutendes größer war als diejenige unseres Wirtes und etwa vierhundert Sklaven zählte. .

Beim Nachhausereiten sahen wir sie in langen Reihen hocken und Kaffee pflücken, drei Aufseher hinter ihnen auf- und abgehend. Die Hitze war barbarisch, und doch arbeiteten diese Leute scheinbar ohne zu große Anstrengung, ohne einen Augenblick auszuruhen. Sie schienen übrigens nicht so gut gehalten zu sein wie die Sklaven unserer Fazenda. Ihr Anzug war sehr dürftig, und manche hatten außer dem großen Strohhut auf dem Kopfe nur ein Stück zerrissene Sackleinwand um den Leib gebunden. Die Kinder männlichen und weiblichen Geschlechts waren ganz nackt und sahen mit dem breitkrempigen Strohhut aus wie wandelnde schwarze Pilze. Auch sahen wir einige dieser Unglücklichen in Eisen arbeiten. Unser Begleiter machte uns auf diese Mängel aufmerksam und sagte, daß diese Leute immer viel übler dran wären, wenn der Besitzer nicht auf der Plantage wohne und ein Verwalter das Regiment führe.

Hierbei sei noch erwähnt, was man hier von den verschiedenen Nationen in betreff der Behandlung der Sklaven sagt: der humanste Sklavenbesitzer sei der Deutsche, Holländer, Schwede, dann käme der Engländer, Italiener, Portugiese, Spanier, und zuletzt am schlechtesten und härtesten behandele der Mulatte und der Neger selbst seine schwarzen Brüder. Der Gedanke, an einen reichen Schwarzen verkauft zu werden, ist der Schrecken der Sklavenbevölkerung, und die Besitzer haben die Gewohnheit, ihnen diese Aussicht vorzuhalten, wenn sie nicht gut thun.

Übrigens scheinen diese armen Schwarzen wenig Gefühl für das Schreckliche ihres Loses zu haben und auch nicht die Empfindung der Kameradschaft zu kennen. Sie halten nie gegen ihren Herrn zusammen; daher finden auch keine Meutereien unter ihnen statt, und wenn einer wegläuft, so wird ihm einfach einer seiner Kameraden,

mit einem Gewehr versehen, nachgeschickt, der ihm im Walde nachspürt und ihn, bei der diesen Menschen eigentümlichen zähen Gewissenhaftigkeit, lebendig oder tot zurückbringt.

Als wir uns dem Wohnhaus näherten, hörten wir hinter einem Schuppen ein großes Geschrei und sahen bald, daß hier der Platz war, wo abendlich die Strafen vollzogen wurden. Da unser Fazenderos, der sich zu ärgern schien, daß wir zu dieser Scene kamen, nichts sagte, so sagten wir auch nichts und ritten schweigend näher. Als uns einer der Fattores erkannte, machte ihm sein Herr eine verneinende Bewegung mit der Hand; sogleich hörte die Exekution auf, und den übrigen wurde das Bolo erlassen. Vor Freude jubelnd und springend, liefen sie auf uns zu und verneigten sich viele Male zum Dank für die gewährte Patrinia, während ihre schon gestraften Gefährten betrübt zurückstanden und die zitternden geschwollenen Hände in die Höhe hielten. Die übrigen, fünf Männer und eine Frau, gingen singend und in die Hände klatschend hinter uns her, als wir in den Hof einritten.

Vor dem Diner sahen wir zu, wie Vögel gefangen wurden, deren Bälge in großen Mengen aus diesen Gegenden nach Europa exportiert werden und dort nach der herrschenden Mode die Hüte der Damen verzieren.

Ein halbes Dutzend Fallen, die halb in die Erde eingegraben waren, standen, mit Körnern gefüllt, an Bananengebüschen dicht beim Hof, und eine Menge kleiner reizender Vögel, in der etwaigen Größe unserer Zaunkönige, mit Gefieder der verschiedensten Farben, hüpften um die offenen Kasten und bezahlten die Kühnheit, hineinzuflattern, um sich des Futters zu bemächtigen, mit ihrer Freiheit, indem die Klappe eine Bewegung nach unten machte und die bethörten kleinen Buntröcke in einen darunter befindlichen Kasten warf.

Auch einen kleinen Gang durch den Garten machten wir noch schnell. Obgleich er sehr schön gehalten war, so wurde er, wie alle Gärten in den Tropen, sehr wenig benutzt. Am Tage zu heiß und des Abends unzählige Insekten und ab und zu auch Schlangen, welche trotz der größten Bemühungen nicht von Hof und Garten ganz zu entfernen sind. Doch war es sehr hübsch einmal durchzugehen und die vielen seltsamen Gewächse, riesigen Musas u. s. w. und die reizenden, von Blume zu Blume flatternden Kolibris zu bewundern.

Wir sahen dabei eine jener großen langhaarigen Vogelspinnen, die der Tarantel sehr ähnlich sind. Sie sind die größten Feinde der kleinen Kolibris, die sie im Schlafe überfallen und ihnen das Blut aussaugen. Auch sollen sie dem Menschen gefährlich werden, dessen Lagerstätten sie, namentlich im Urwald, eifrig aufsuchen, und wenn ihr Biß auch nicht gerade tödlich, so erzeugt er doch eine starke Geschwulst, und schon die Berührung mit ihren langen Haaren führt Entzündung herbei.

Die nächsten Tage vergingen mit kleinen Jagdpartien, angenehmen Ausflügen auf einige Nachbarfazenden und Streifereien im Urwald. Wir erblickten auch einige Ranchos, Häuser, welche man regelmäßig eine Tagereise voneinander entfernt im Urwald zum Übernachten antrifft. Die Försterdienste versehenden Sklaven machten stets die Führer und setzten uns immer mehr durch ihre außerordentliche Kenntnis der Gewohnheiten der Tiere und ihren Ortssinn in Erstaunen.

Nur die Unze konnten sie uns zu unserem größten Bedauern gerade nicht verschaffen. Was nützten uns die vielen Geschichten, die sie uns über die Verschlagenheit und Kühnheit dieser Tiere erzählten, und wie noch vor sechs Monaten sich zwei davon längere Zeit in der Nähe aufgehalten? Momentan konnte man nicht mit ihnen dienen, trotzdem die Waldläufer viele Meilen in den Wald hineinpatrouillierten, um welche aufzuspüren; umsonst, sie trafen keine an.

Die Zeit war übrigens gekommen, an unseren Ausbruch zu denken; wir bestellten uns Antonio und William, die während der ganzen Zeit, mit den kontrakt-

lichen zwei Milreis täglich, auf der Bärenhaut gelegen hatten, und befahlen ihnen, Pferde und Gepäck zum Aufbruch fertig zu machen.

Den letzten Abend unterhielten wir uns noch viel über die Sklaverei, und obgleich wir natürlich Gegner derselben sind, mußten wir doch unserem Wirt zugestehen, daß die Sklaven uns namentlich den Eindruck gemacht hätten, als ob sie gern ihre Arbeit thäten und innerlich zufrieden und glücklich seien.



Ein Rancho.

Die Fazenderos und überhaupt die besitzenden Klassen denken mit großer Besorgnis an die Zeit, wo die Sklaverei wird aufgehoben sein; denn die Erfahrung lehrt, daß der treue, fleißige und so vernünftig scheinende Neger nicht nur aufhört, zu arbeiten und zu dienen, wenn er frei ist, sondern sogar sich ein Gewehr verschafft und als Gapanges (die berüchtigten Wegelagerer Brasiliens) ein wahres Räuberleben führt.

Ob Selbstbestimmung und das Gefühl der Menschenwürde allmählich veredelnd auf die durch Sklaverei verwahrlosten Naturen wirken werden, muß die Zeit lehren.



Nidiace.

Novelle
von
Robert Waldmüller.

II.

Weitere Sommer und Winter verstrichen dennach, ohne daß in der Trattoria unweit der Strada del Mola die Gläser des Kleeblatts wieder fröhlich aneinander klangen. Im Grunde hatte der ehrliche Schuster auch genug andere Dinge in den Kopf zu nehmen. Mit dem kleinen Simone war zwar der Kindersegen in dem Hause des Vico dei Pallatinari zum Abschluß gelangt, aber für sieben tägliche Kostgänger, ihn selbst und Nenella mit eingegriffen, hatte es doch eine gute Weile zu sorgen gegolten, und je größer die Kinder wurden, desto minder reichten auch halb volle Schüsseln aus. Dabei stiegen, dem Nettuna zum Trotz, die Lederpreise alljährlich, und ob der Kapitän Clemente den Korsaren, wie die Regierung verbreiten ließ, den Garaus gemacht hatte, schien nun doch etwas für den Lederhandel ganz Gleichgültiges zu sein.

„Ich glaube aber gar nicht an die Heldenthaten des Nettuna," sagte Signor Caroglia, dessen Mißtrauen gegen die Beamten und die Truppen des spanisch redenden Königs eher zu- als abgenommen hatte; „wer war denn dabei? wer sah denn, wie man die Korsarenschiffe auf offener See verbrannte? Und warum hätte man sie denn verbrannt? Waren die Schiffe denn für uns nichts mehr nütze? Man will sie für pestverdächtig gehalten haben. Eine gute Ausrede! Auf dieselbe Weise reden sich allemal die Beamten unserer Dogana heraus, so oft sie etwas Konfisziertes für sich auf die Seite brachten. Und erinnerst du dich nicht nach des großmäuligen Bramarbas mit dem weißen Federbusch, Nidiace? Vor uns auf stolzierte er bei der Beerdigung deiner armen Eltern; erinnerst du dich nicht des unverschämten Patrans? Er hatte dem Mörder deines armen Vaters das Lebenslicht ausgeblasen; das hatte er schon verdient, notabene von Rechts wegen; aber warum hatte der Bramarbas selber ihn exekutiert? Nun, natürlich, um un-

gestraft auf die Seite bringen zu können, was der Mörder von den geraubten zweihundert Ducati noch im Sacke getragen haben mochte. So sind diese Herren, so sind sie alle. Gott bessere es."

Der Nettuno war dennoch bei seiner endlichen Ankunft der Gegenstand allgemeinen Interesses und großer Ehrenbezeugungen. Er hatte sich freilich Zeit gelassen. Drei ganze Jahre lang war nichts von ihm zu sehen gewesen, wenigstens im Golfe nichts. Dafür hatte man desto mehr von den Kämpfen, die er mit den Korsaren bald hier, bald dort im Mittelmeere bestanden haben sollte, gerüchtweise oder durch Regierungsplakate erfahren. Auch Flugblätter mit Holzschnitten und gereimten Schlachtberichten waren beflissen gewesen, die Ungeduldigen wie die Mißvergnügten zu beruhigen und die Annahme zu widerlegen, das Geschäft der Korsaren gehe nach wie vor seinen gewiesenen Gang.

So verhielt es sich übrigens in der That: nach wie vor stand der Seeraub in Flor. Der Kapitän des Nettuno hatte schon beim Auslaufen erklärt, ein einziges Schiff vermöge das Mittelmeer ebensowenig von Piraten zu reinigen wie ein einziger Kamm für ein ganzes Regiment Soldaten ausreiche. Aber die Regierungskassen waren leer gewesen. Mehr Schiffe auszurüsten, hätte sich nicht einrichten lassen. So hatte der Nettuno sich denn begnügt, bei gutem Wetter auf offener See umherzukreuzen, bei schlechtem sich in einem der sicilianischen Häfen zu schützen oder auch in französischen Häfen sich von der Langenweile des ewigen Schaukelns, Segelstellens und Steuerrichtens zu erholen. Hier und da war einmal eine Brigantine in Sicht gekommen, man hatte auch Kugeln gewechselt; viel weiter war man aber nicht gediehen, keinenfalls so weit, daß die Piraten sich erhebliche Beschränkungen auferlegt hätten. Es liefen denn auch alljährlich nicht wenige Schiffe ein, die von ihnen gebrandschatzt worden waren, welche letztere Unannehmlichkeit aber doch, wie die Regierung sich vernehmen ließ, überhaupt zu den Unvermeidlichkeiten des Seelebens gehörte, gerade so gut, wie auf dem Festlande das Stehlen und Totschlagen in keiner großen Stadt jemals ganz aus der Welt zu schaffen sei. „Oder wird etwa in Neapel nicht gestohlen?" so schloß sehr logisch eins der gelben Regierungsplakate, das an der Kathedrale San Gennaro in großen Lettern zu lesen war und das vor allem wegen dieses beweiskräftigen Schlusses sich sehr vielseitiger Zustimmung erfreute.

Nun der Nettuno endlich wieder im Golf vor Anker lag und von früh bis spät Toilette machte — denn er sollte von Korsarenkugeln arg mitgenommen sein —, hätte selbst Signor Caroglio kein zweifelndes Wort über die Leistungen dieses alten Meergottes auf der Straße laut werden lassen. Mit Ausnahme der durch die Seeräubereien zu Grunde gerichteten Schiffseigner und Kaufleute fühlten alle Neapolitaner beim Anblick des wetterbraunen Schiffes und seiner zerzausten Takelage etwas wie Respekt vor der kriegstrotzigen Physiognomie, so des Nettuno selbst wie seiner wild dreinschauenden Mannschaft, und wenn die letztere ans Land hätte kommen dürfen, so wäre sie auf Händen getragen worden, und zwar buchstäblich, denn die Fischweiber an der Chiaja hatten beim Könige um die Erlaubnis nachgesucht, seine braven Seeleute huckeback vor den Palazzo reale tragen zu dürfen.

Ob die Erlaubnis dazu erteilt worden ist, steht dahin. Wahrscheinlich wurde sie bereitwilligst erteilt. Kapitän Clemente hatte jedoch seine Gründe, seine Mannschaft nicht ans Land kommen zu lassen, und die Regierung war einverstanden, daß nach beendigter Reparatur und Neuverproviantierung der Nettuno den Neapolitanern wieder baldmöglichst aus den Augen komme.

Nidiace hatte, als Basilio ihr zuletzt vor drei Jahren zu Gesicht gekommen war, ihn auf die Frage: „Kennst du mich noch, kleine Nidiace?" mit der Antwort

abgefertigt: „Das thu ich.“ Und damit war sie entlaufen.

Sie hatte seitdem ihr sechzehntes Jahr erreicht, und ob sie auch nur mütterlicherseits Neapolitanerin war — väterlicherseits hatte sie ja Schweizerblut in den Adern —, konnte sie doch für erwachsen und ganz so dem Kindesalter entrückt gelten wie irgend eine rein neapolitanische Tochter des Golfusers. Dennoch unterschied sich ihr schmales Köpfchen mit dem schlicht gescheitelten hellbraunen Haar, den sein geschwungenen dunklen Brauen, den bläulich grauen Augen, dem wehmütig lächelnden Munde sehr merkbar von den meisten echt neapolitanischen Mädchenköpfchen und entbehrte insonderheit völlig jenes Zaubers lachender Heiterkeit, der den meisten der lieblichen Geschöpfe dieses gesegneten Landstriches gerade so eigen ist wie dem Himmel Neapels selbst. Ridiace war für ihr Alter eher von großer als von kleiner Statur, und ihr Haupt pflegte sich seitwärts zu neigen wie eine vom Morgentau beschwerte Rosenknospe. Hatte sie den Kopf voll schwerer Gedanken? Die so urteilten, würden irre gehen. Ihr Sinnen und Denken ging in der Regel nicht gar weit über den Kreis der ihr obliegenden häuslichen Pflichten hinaus, höchstens pflegte sie einmal über Predigtstellen zu grübeln, wie Nenella es ihr vormachte, wenn in dem Nachbarkirchlein Sant Eligio zu den Fastenpredigten andere Prädikanten als die gewöhnlichen herbeigezogen worden waren, darunter vor allem spitzfindige Karmeliter und Benediktiner; aber demungeachtet hatten ihre Züge hin und wieder einen Ausdruck leidenschaftlich bewegter Art, und ein alter Genremaler, der beim Signor Caroglio ab und zu als Schuh- und Stiefelkunde vorsprach, hatte sie einmal als Modell zu einem Bilde verwendet, auf welchem die Schwester Tassos dargestellt war, wie sie, in schwermütigen Ahnungen befangen, in ihrem Gärtchen zu Sorrent dem ihr angekündigten Besuche ihres Bruders entgegenharrt.

In der That wogten in ihr zu Zeiten unruhige Wünsche und Besorgnisse, über die sie sich selbst nicht klar war. Damals, als ihr Pflegevater sie mit seinem Ältesten in die Trattoria geführt und als beide so muntere Blicke gewechselt hatten, war ja erst kurz zuvor ihr die männlich gewordene Stimme Basilios ins Ohr geklungen; sie hatte den Schreck noch nicht verwunden gehabt und unter dem Bedürfnis, dem Pflegevater davon zu reden, und der Unfähigkeit, die rechten Worte dafür zu finden, nicht wenig gelitten. Im Verlauf der Zeit hatte sie dann viel von den Fährlichkeiten hören müssen, die der Nettuno bestand oder bestehen würde, und ihr Groll gegen denjenigen, der ihre Mutter unter die Erde gebracht haben sollte, war einer Art schwesterlicher Sorge für den ehemaligen Spielkameraden gewichen. Halbe Jahre lang wurde sie dazwischen von anderen Dingen in Anspruch genommen: von öfteren Erkrankungen Nenellas, von Verlobungen und Heiraten der drei Fräulein Caroglio — fast gleichzeitig hatten sie den Brautkranz getragen —, von Angelegenheiten, die ihr Brüderchen in der Annunziata betrafen, und von Geldverlegenheiten, in welche Signor Caroglio durch das allzu freigebige Ausstatten seines Töchterkleeblatts geraten war. Aber wieder hatte der Nettuno das Gesprächsthema gebildet und wieder hatte Ridiace um das Los ihres ehemaligen Spielkameraden gebangt.

„Was ist mit dir, Mädchen?“ war Nenella dann eines Tages in sie gedrungen, als sie Ridiace mit gefalteten Händen vor der alten verräucherten Land- und Seekarte stehen sah, welche zwischen den beiden Schuhschränken im Lädchen an der Wand klebte.

Ridiace hatte nicht reden wollen.

„Du hast etwas auf dem Herzen?“ war Nenellas nochmalige Frage gewesen.

„Euch könnt ich's freilich wohl sagen,“ hatte Ridiace zu beichten begonnen.

„Und weiter?“

„Es ist nur, weil der Papa so leicht in Zorn gerät.“

„Also um — Basilio handelt sich's?" Halbwegs schien Nenella es vermutet zu haben.

Beide steckten scheuen Blicks die Köpfe zusammen.

„Rede," flüsterte Nenella, „du hast ihn gesehen? wo? wann? Ich habe immer den armen Jungen verteidigt. Was hatte er Großes verbrochen! Ein Kind, wie er damals war!"

„Ihr waret unpaß, als Filippo und der Papa vor drei Jahren mit mir den Nettuno unter Segel gehen sahen," versetzte Ridiace, „sonst hätte ich Euch bei jener Gelegenheit Basilio zeigen können; er ist Matrose auf dem Nettuno; Gott weiß, wie es ihm geht! Allemal, wenn der Papa von dem Molo heimkommt und sich über die Leichtgläubigen lustig macht, die von Heldenthaten des Kapitän Clemente und seiner Mannschaft erzählen, da wird mir's bang ums Herz. Es wird schon etwas daran sein, daß man über dergleichen nicht so obenhin reden soll, ohne selbst dabei gewesen zu sein; gewiß giebt es bei Seegefechten ebensogut wie bei Landkriegen allemal zerschossene Arme und Beine. Und steh ich dann vor der Karte hier an der Wand und sehe das viele, viele Wasser und über dem Titel carta geografica das aus vollen Backen blasende Kind, auf dessen Kopf sich eine Windfahne dreht, da sag ich mir: Jahrelang so auf den Wellen umherzutreiben, selbst wenn einer keine Piraten auf den Fersen hat, das ist doch ein furchtbares Los, und ich bin mir böse, daß ich ihm, als er mich zuletzt ‚kleine Ridiace' ansprach, nicht wenigstens gesagt habe: ‚Ich trage dir nichts mehr nach, Basilio; der Himmel behüte dich, sei nur brav,' und was mir sonst an tröstlichen Worten für den armen Esposto eben auf die Zunge gekommen wäre."

So etwa war das einzige Gespräch verlaufen, welches zwischen Nenella und ihrer Pflegetochter über den im Hause Verfemten gepflogen worden war. Signor Caroglio hatte nichts davon erfahren. Nenella war nie auch nur mit einem Worte darauf zurückgekommen, denn im Beichtstuhl hatte sie sich einschärfen lassen, es betrübe die Madonna, wenn eine Frau hinter dem Rücken des Gatten sich um Personen kümmere, deren Namen derselbe in seinem Hause nicht genannt wissen wolle.

Aus diesem Grunde und aus anderen, welche Signor Caroglios noch keineswegs aufgegebene Pläne wegen Filippos betrafen, hatte sie vermieden, irgendwie von Ridiaces etwaigen Gedanken über das Ergehen Basilios Notiz zu nehmen. Und auch als der Nettuno im Hafen lag und ganz Neapel von dem wetterbraunen Aussehen des Schiffes redete, ging Nenella unbeirrt ihren häuslichen Geschäften nach, ohne sich zu einer Spaziertour auf den Molo abzumüßigen. Beunruhigter fühlte sich Ridiace. In den ersten Tagen nach der Ankunft des Nettuno war sie fast unfähig gewesen, ihre Gedanken zu sammeln. Lebte der Unglückliche und hatte er wirklich drei lange Jahre auf dem engen Raum eines Schiffes ausgehalten? Und wenn das der Fall war, konnte man nichts dazu thun, daß er dem gefährlichen Seefahren Valet sage, daß er auf dem Festlande einen Erwerb finde?

„Filippo," redete sie eines Tages zu dem ältesten Caroglio, „willst du mir etwas zuliebe thun?"

„Mit Freuden!" gab er zur Antwort. Er war ein sanfter gutgearteter Mensch, das Ebenbild seines schwarzlockigen, immer sauber rasierten Vaters, aber ohne dessen sanguines Temperament. „Was soll ich dir zuliebe thun? Du hast schon recht lange nicht so freundlich mit mir geredet."

„Es handelt sich um Basilio ..."

„Er ist nicht tot?"

„Das eben möchte ich durch dich erfahren."

„So will ich den Vater fragen."

„Nicht doch."

„Aber ..."

Sie blickten einander an. Ridiace legte den Finger auf den Mund.

„Was habt ihr miteinander?" fragte Signor Caroglio, der eben in unwirscher

Stimmung nach Hause kam; „hat Nenella wohl geplaudert? Ich konnte mir's denken. Gut, ja, wir müssen vielleicht aus diesem Hause hinaus. Ich bin seit Jahren mit Zinsen im Rückstande. Man will sich nicht länger gedulden. Man wird unser Haus an den Meistbietenden durchs Gericht verkaufen lassen, und wir können sehen, wo wir Unterkunft finden. Aber per bacco! was mache ich mir daraus! die Bettler sind am besten daran. Gran' nave, gran' pensier* — wie lustig wollen wir wieder werden, wenn wir uns die Maccaroni draußen an der Chiaja in den Mund hinein zumessen lassen, statt daß wir drinnen selbander in der Küche hocken!" Er warf seinen grauen Spitzhut auf den Estrich und lachte laut auf.

War er lustig oder wild vor Mißmut? Nidiace nahm den Hut mit besorgter Miene auf. „Papa," sagte sie, „Ihr seid nicht wohl."

Er gab keine Antwort und ging durch den Laden ins Hinterzimmer, wohin ihn Nenellas Stimme rief. „Schäme dich," hörten Nidiace und Filippo ihn von Nenella ansprechen, „solches Gerede mögen Trunkene im Munde führen. Komm, sei verständig und schenke mir einmal in Wahrheit reinen Wein ein." Sie zog die Thür hinter ihm zu.

„Lauschen wir!" flüsterte Filippo.

„Geh an deine Arbeit, Bruder," sagte Nidiace und wies ihn in die Werkstatt; „in solcher Zeit auch noch an den ungeratenen Schlingel Basilio zu denken, statt die Hände zu rühren! Per dio, wir sind dem armen Papa eine gute Hilfe!" Und sie nahm emsig die Nadel und die unterbrochene Arbeit zur Hand. „Was geht mich Basilio an?" redete sie vor sich hin, als sie im Laden allein auf ihrem Platze saß und den Nähfaden wächste; „länger als zehn Jahre schon habe ich wie ein Kind des Hauses hier immer mit in die Schüssel gegriffen und kaum etwas Nennenswertes dafür geleistet! Länger als zehn Jahre habe auch ich dazu gethan, daß es in der Kasse des guten Papa immer schlechter ausgesehen hat! Ich will einzig noch für meine Pflegeeltern leben!" — Sie hielt inne. „Und doch — und doch," seufzte sie nach einer Weile starren Brütens, und ihre Thränen rannen.

* * *

An diesem selben Tage schlenderte ein junger Mensch im Uferkiese des Golfes unterhalb der von Lustwandelnden belebten Villa Reale. Er trug auf den kurz gestutzten schwarzen Haaren eine rotbraune Lazzaronimütze und war auch sonst nach Art der Lazzaroni, also nur mit Hemd und kurzer Hose, bekleidet. Die Südländer haben frühen und reichlichen Bartwuchs. Daran fehlte es dem jungen Schlenderer denn auch nicht. Dagegen fehlten ihm einige Finger an der Linken, zwei zur Hälfte und einer ganz. Wenn er daher mit dem Rest der Hand, wie er es jetzt that, bald die Spitzen des Schnurrbartes zwirnte, bald den welligen Kinnbart kräuselte, so war es, als arbeite jemand mit einer von fünf auf zwei Zinken herabgekommenen Gabel. Aber Übung macht den Meister. Trotz des schadhaften Instrumentes ging das Zwirnen und Kräuseln flott genug.

Um seine Hüften hatte er einen roten wollenen Shawl geknotet. In dem mußte etwas stecken, das er lieber selbst behielt, als daß er es dem Uferkiese oder den Nichtsthuern gönnte, die, gleich dem Schlenderer selbst, längs dem Meere dahinstapften, den Blick auf die ans Ufer brandenden Wellen und die mit ihnen hin und her rollenden Muscheln und Steinchen gerichtet. Er hielt wenigstens die Rechte fast unabläßig auf einer gewissen Stelle des Shawls, und hatte er sich einmal nach flachen Steinen gebückt und dann einige derselben auf der blaugrünen Wasserfläche dahintanzen lassen, so griff er gleich darauf wieder nach jener selben Stelle, blickte sich auch wohl um, ob er nicht etwa von seinem Schatze etwas verloren habe.

Es war ein milder Märzabend, und

* Großes Schiff, große Sorgen.

schöner als heute hatte sich seit langem kein Abendhimmel im Golf gespiegelt. Nur am Ufer hatte das Meer Bewegung, hatte es Wellenrauschen. Die übrige weite Fläche glich einem blanken blauen Stahlschilde. Hier und da ging die Bläue ins Grüne, ins Rötliche, ins Violette über, je nachdem durch Wolkenreflexe oder durch Strömungen Strahlenbrechungen hervorgerufen wurden, welche die Grundfarbe auf längere oder kürzere Zeit umstimmten. Diese Grundfarbe war aber ein tiefes Stahlblau. Dauernd violett war daneben die Färbung der Golfinseln Ischia, Procida und Capri, jener großen schützenden Wellenbrecher, welche die Brandung des Mittelmeeres von dem Golfe fern halten. Orangefarben leuchtete im Gegensatz dazu der ganze Uferstrich von der Punta della Campanella bis zu Castellamare, ja bis zu Resina und Portici; und darüber dämmerte in unklaren Umrissen gespenstisch grau der Höhenzug des Monte Sant Angelo, während oberhalb Pompejis die Esse des Vesuvs das Grau von Zeit zu Zeit rosig färbte.

Wenn der einsame Schlenderer von allem diesem so gut wie nichts beachtete und in augenscheinlich sehr wechselnder Gemütsverfassung nur hin und wieder nach einem langsam am Horizont verschwindenden Dreimaster ausblickte, so fesselten die kaum noch erkennbaren Umrisse dieses Schiffes in noch höherem Grade die Aufmerksamkeit eines anderen — er mochte etwa fünfunddreißig bis vierzig Jahre alt sein —, welcher in der Kleidung eines Bürgers aus dem behäbigen Mittelstande mit den Händen auf dem breiten Rücken, wenige Schritte nur noch von Basilio entfernt — denn dies war der Schlenderer — breitspurig am Ufer stand. Bon viaggio! rief der Breitspurige dem Schiffe nach, als dasselbe hinter Kap Misene verschwand, und dabei schob er einen Knull Kautabak mit befriedigtem Lächeln in den Mund.

Basilio blickte auf und erblaßte.

Der andere, erst jetzt ihn gewahrend, stutzte nicht minder. Aber während er, um reden zu können, mit der Zunge den Kautabak hinter die Backenzähne schob, faßte er sich und donnerte Basilio dann mit den Worten an: „Also doch noch richtig erwischt! Ausreißer! Disertore!“

„Und was seid Ihr anderes?“ fragte Basilio, beherzt geworden durch das Stutzen des ihm nur zu wohl bekannten Mannes, denn derselbe war Obersteuermann auf dem Nettuno und hatte seinem Untergebenen manchen Tag und manche Wache zur Hölle gemacht.

„Impudente!“ sprühte der Steuermann und langte drohend nach der Stelle, wo er sonst im Ledergurt ein vielknotiges Tauende bei sich zu führen pflegte.

Basilio wich einen Schritt zurück; er hatte sich oft genug unter der abscheulichen Geißel gewunden. „Signor Vice-Capitano,“ sagte er einlenkend, „bindet nicht mit mir an. Wir sind nicht mehr auf dem Schiffe. Was wollt Ihr von mir? Ja, ich bin disertore. Aber was seid denn Ihr? Habt Ihr dem Nettuno nicht soeben bon viaggio! nachgerufen? Wozu tragt Ihr einen dreikantigen Filz auf dem Kopfe und stalziert in Stulpenstiefeln wie ein Mann, der nie den Teergeruch eines Seeschiffes roch? Wollt Ihr mir etwa weiß machen, Ihr haltet den Fasching nach? So frag ich Euch: Warum darf ich ihn nicht ebenfalls nachhalen? Geht Eure Wege und laßt mich die meinen gehen.“

Der Steuermann hatte ein Auge zugekniffen, wie der Jäger beim Zielen thut, und Basilios Stimme versagte bei den letzten Worten; es war ihm doch, als werde im nächsten Augenblick sein Kopf in der Schlinge sitzen.

„Mein Anzug,“ gab der Steuermann mit einem häßlichen Lachen zur Antwort, „ist nicht so übel, Bürschchen; und wäre der Nettuno so gescheit gewesen, bei seinen Kreuz- und Querfahrten seine prahlerischen Kanonen zu maskieren und wie ich als friedlicher Spießbürger umherzustreichen, die Herren Piraten hätten öfter, als es geschehen ist, die Zeche zahlen müssen. Wie viele waret ihr, die ihr ausrisset?

Eurer sechs oder sieben wurden gestern beim Ave Maria-Appell vermißt. Nun, drei sind mir, seit ich auf Suche ans Land geschickt worden bin, schon ins Garn gegangen und sitzen in der Vicaria hinter Schloß und Riegel. Der vierte bist du. Komm mit, giovanetto, zum Schwätzen habe ich nicht Zeit."

Er hatte, ehe Basilio es hindern konnte, den rechten Arm desselben mit einer seiner eisernen Fäuste am Handgelenk umklammert, und mit Bestürzung sah Basilio, daß der Auftritt bereits Zuschauer anzulocken begann, sowohl Müßiggänger, welche auf der Mauerumfriedung der Villa Reale saßen, wie auch die Schildwache selbst, die dort ihren Posten hatte und die, wenn benachrichtigt, daß es sich um einen Deserteur handle, bei einem Fluchtversuch ohne Zweifel mit ihrer Muskete rasch bei der Hand sein würde.

„Signor Vice-Capitano," stotterte Basilio, „seid ein Christ; ich habe den Mund etwas voll genommen; verzeiht mir's. Man glaubt zuweilen im Recht zu sein, und man ist's nicht. So geht es mir. Du bist doch kein Soldat, sagte ich mir; was ist denn groß dabei, wenn der Nettuno ohne dich wieder in See sticht? Spießruten sind doch nur für Soldaten erfunden. — Aber ich sage ja, ich war im Unrecht. Tragt mir's nicht nach, laßt mich durchschlüpfen, und ist's Euch um das Fanggeld zu thun, Ihr habt es ehrlich verdient, sagt mir, was ich Euch zahlen muß, und ich küsse Euch aus Dankbarkeit noch die Hand, Signor Vice-Capitano."

Der Steuermann lehnte den beleidigenden Antrag verächtlich ab, machte aber der Schildwache eins jener am ganzen Golfufer herkömmlichen Zeichen, aus denen sich abnehmen läßt, daß man keine weitere Zuschauerschaft wünscht, und ohne Basilio ganz loszulassen, führte er ihn, indem er ihm von der Unmöglichkeit redete, solchen Ausreißern zu Gefallen Gnade für Recht ergehen zu lassen, eine Strecke am Ufer fort.

„Was wird mir denn aber geschehen?" fragte Basilio, „wie lange muß ich denn in der Vicaria Thränenbrot essen? Mir ist schon das Schiff wie ein Gefängnis vorgekommen. Wie soll ich's denn hinter den eisernen Gittern aushalten? Lieber laufe ich ja ins Wasser. Liefert mich doch nicht ab, Signor Vice-Capitano!"

„Du verschwendest deine Worte vergebens," sagte der Steuermann; „glaubst du, ich bin ein Kind? Ich habe die Gesetze nicht gemacht, das ist Sache des Königs. Es ist vielleicht nicht mit den Lehren unserer heiligen Kirche in Übereinstimmung, daß ein armer Teufel wie du gehängt wird; aber ..."

„Gehängt!"

„Aber kann ich dafür? Mein Amt ist nicht das Gesetzemachen; dazu braucht der König besser unterrichtete Leute."

„Aber gehängt, sagtet Ihr?" Basilio schauderte. „Ich habe manchen aufknüpfen sehen — wollt Ihr mir glauben, daß ich hinterdrein allemal ganze Nächte lang Halsweh gehabt habe? Es ist so, in anima mia! Laßt mich los, ich gehe ins Wasser!"

„Poveretto te!" stimmte der Steuermann bei, ohne ihn loszulassen. „Übrigens wozu verriet ich's dir? das war unnötig; gleich morgen kommt ihr vier ja noch nicht an die Reihe. Die Richter haben jetzt Ferien. Einstweilen steckt man euch ins Loch. Dazwischen müßte man den Richtern etwas in die Hand zu drücken suchen. Freilich, wie kann das geschehen, ohne daß es Aufsehen macht? Und wird man dir deine Barschaft nicht vorher abnehmen? Ich weiß dir nicht zu raten."

„Denket nach!" bat Basilio.

„Wer wird sich zu so etwas hergeben?"

„Wenn Ihr selbst mir den großen Liebesdienst erweisen möchtet!"

„Das könnte mir den Hals kosten."

„Ich gebe Euch, was ich habe; darf ich?" er griff nach dem rotwollenen Shawl; „darf ich? Hier! Nehmt! Der Himmel wird es Euch vergelten!"

„Wozu?"

„Damit Ihr es den Richtern in die Hand drückt. Ich kann es doch nicht."

„Nein, ich thu es nicht," sträubte sich

der Steuermann, aber er hatte Basilios Schatz schon halb in die Tasche geschoben.

Beide standen einander gegenüber. Basilio blickte seitwärts. Keine Schildwache war mehr in Sicht. Der Steuermann hielt ihn nicht mehr. Es schien, er wolle ihn entschlüpfen lassen. Einen Augenblick darauf war Basilio mit seinem Gewissen im reinen. Er machte kehrt und lief davon.

Der Steuermann lachte. „Wieder eine gute Brise," sagte er vor sich hin und zählte das erbeutete Geld. „Und der Bursche hätte mich anfangs beinah außer Fassung gebracht! Es fehlte wenig! Nun, man soll aufhören, wenn es noch schmeckt. Neapel ist für ein paar rasche Fischzüge, wie ich sie heute gemacht habe, ein ganz vortreffliches Fahrwasser; aber in meinem Heimatstädtchen fragt man möglicherweise weniger als hier nach der Methode, nach der die Fische ins Netz gelockt wurden. Ich lege mich in meinem lieben Calvi auf die Bärenhaut. Das ist hübsch aus der Welt, und kein Hahn kräht dort nach dem Obersteuermann Giuseppe, den ein Dummkopf auf Suche nach Ausreißern ausschickte und der nun bis an der Tage Ende sich am Lande von seinen Seestrapazen erholen kann."

Damit schob er einen neuen Knüll Kautabak in den breiten Mund und verließ pfeifend den Strand.

Inzwischen hatte Basilio, als gelte es bei einem Wettlauf den ersten Preis zu gewinnen, eine Viertelstunde lang sich am Ufer matt und müde gelaufen. Er konnte endlich nicht mehr, verzögerte sein Tempo, schielte hinter sich, lief noch ein kleines Weilchen, sah wieder hinter sich, gewahrte keinen Verfolger und ließ sich auf den Uferkies niederfallen.

An seinem braungebrannten Halse hing ein Heiliger von dünnem Goldblech: Sant Antonio.

Den holte er hervor und warf ihn zornig in den Sand. Aber Sant Antonio und die Ohrringe Basilios waren die einzigen dem Gerupften übriggebliebenen Habseligkeiten. Er nahm den Heiligen wieder auf, ohrfeigte ihn, bis dem zornigen Strafvollstrecker die Hand schmerzte, besann sich dann jedoch auch auf den Strick, dem er als Ausreißer doch eigentlich schon verfallen gewesen, brachte den glimpflichen Ablauf des Vorgangs und das plötzliche Weichwerden des Vice-Capitanos auf Rechnung einer Verwendung und begütigenden Fürsprache des Heiligen, bog das zerknitterte Blechbild desselben wieder zurecht, führte es an die Lippen, bat ihm die Backenstreiche ab, hing das Amulett von neuem um und war eine Weile ganz guter Dinge.

Die Sonne war ins Meer hinabgegangen. Den ganzen Himmel bedeckten rosige Lämmerwölkchen. Die Schwalben strichen mit fröhlich-wildem Zwitschern umher. Im Boschetto diesseits der Villa Reale rief in langgezogenen Tönen eine Nachtigall. Der dem Meer und seiner Öde Entflohene streckte sich rücklings in den warmen Ufersand, faltete die Hände unter dem Hinterkopf, zog ein Bein heran, ließ auf dem Knie desselben das andere schaukeln und begann sich des Glückes bewußt zu werden, wieder im wohlbekannten Sande der Mergellina die Glieder zu dehnen, nach niemandes Pfeife tanzen zu müssen, fernes Wagenrasseln und Pferdetrampeln und dazwischen das Gekreische von Ausrufern aller Art zu hören.

Aber auf einmal änderte er seine Körperlage, warf sich auf die Vorderseite, stützte den Oberkörper auf die Ellbogen und ließ die Lippe hängen. Er hatte einen Friggitorenruf unter den Ausrufen erkannt, und im nächsten Augenblick hätte man ihn laut schluchzen hören können.

War es der Verdruß über sein armseliges Los? Eben vorher hatte er sich nahezu gefreut, daß die Sorge um seine wollene Geldkatze ihn nicht mehr zu plagen brauche. Er war nicht hungrig; die Zeit, wo er einen brodelnden und duftenden Kessel mit Schmalzgebackenem stundenlang umkreist hatte, bis seine verlangenden Blicke den gutherzigen Friggitore rührten, sie lag weit, weit hinter ihm. Aber bei dem wohlbekannten Ausruf fiel ihm der

Abend ein, wo er, ein zehnjähriger Knirps, hier am nämlichen Mergellinastrande die fünfjährige kleine Ridiace königlich traktiert hatte, mit einer ganzen Tute duftiger Schmalzkuchen, die er gegen Verpfändung eines seiner Ohrringe erhandelt hatte.

„Ich möchte wissen, wem es erbärmlicher ginge als mir!“ rief er dann. „Aus den elenden Batzen mache ich mir nichts. Was hätte ich mit ihnen anfangen wollen? Ins Lotto setzen? Hm, das wäre freilich das einzig Richtige gewesen. Per Dio, kam ein solcher Einsatz dann mit einer Quinterne heraus, da konnte ich den König fragen: Wofür wollt Ihr mir Neapel verkaufen? Per Dio, per bacco! — Hm! — Aber mit wem hätte ich im Schlosse wohnen sollen? Sie gefallen mir alle nicht, nein, keine einzige gefällt mir. Und statt allein im Schlosse zu sitzen — ei, da lieg ich hier doch millionenmal lieber im Ufersande!“

Er hatte sich wieder der Länge nach gestreckt und genoß einige Augenblicke in vollen Zügen das Bewußtsein uneingeengter Freiheit.

„Tropf, der ich war!“ schalt er sich dann. „Warum ging ich je hier fort? Warum? Warum, Einfaltspinsel Basilio, begabst du dich in jenen Galeerensklavendienst? Denn das ist die ganze Freude auf dem schwimmenden Gefängnis für dich ja doch gewesen. Also, warum thatest du's? Rede!“

Er errötete und sprang zornig auf die Füße; wußte er doch nur zu gut, was ihn zu jener Thorheit – jener stoltezza, wie er es nannte — veranlaßt hatte: die Eitelkeit! Er war vernarrt gewesen in die goldenen Knöpfe und die blaue Leinenbluse der königlichen Marine!

Dahinter steckte freilich etwas anderes: die Absicht, in solchem Aufputz unter Signor Caroglios Nase frank und frei in dem Vico dei Pallotinari auf und ab zu stolzieren, bis der grobe Pechdreher zur Strafe für so manches böse Wort sich die Gelbsucht an den Hals ärgere.

Steckte nur das dahinter?

O freilich nein! „Aber was machte ich mir damals aus dem dummen Kinde?“ rief er, „was mache ich mir übrigens auch jetzt aus Ridiace!“ Und seine Augen füllten sich wieder mit Wasser.

Währenddessen war er schon auf dem Wege nach der Chiaja. Wohin wollte er? — „Es wäre lustig, wenn ich ihr begegnete,“ sagte er und bog durch den Vico Freddo in die Richtung nach dem Palazzo Reale ein. „Wie alt kann sie jetzt sein? Fünf Jahre war sie, als ich doppelt so alt war. Jetzt bin ich einundzwanzig, also ist sie fünfzehn, nein sechzehn! Himmel, sechzehn Jahre! die kleine Ridiace sechzehn Jahre! Nein, ich kehre um.“

Er kehrte aber nicht um, so unmöglich es ihm auch schien, daß er in seiner Lazzaronitracht anderes von ihr erhalten werde als einen verächtlichen Seitenblick; er kehrte nicht um, schwenkte nach dem Molo Grande ab und erreichte endlich langsam, langsam — denn ganz Neapel ging in den Straßen am abendlich beleuchteten Golf spazieren — den ihm nur zu wohl bekannten Mercato.

Je länger er gegangen war, desto leichter war ihm wieder ums Herz geworden. Hier und da hatte er bekannte Gesichter gesehen, aber ihn hatte niemand erkannt. Sein schwarzer Vollbart machte ihn unkenntlich. Vor dem bewußten Vico fürchtete er sich dennoch, und so säumte er unter den Kaufständen des Mercato, bei deren einem vor langen Jahren Bertram Häfelin, der Vater Ridiaces, Nägel und Zwecken und Schrauben feil gehalten hatte; und dann ließ er sich Zeit, den grau gewordenen Aquavita-Wirt zu betrachten, wie derselbe in weißer Piquéjacke und langer weißer Leinenschürze gähnend und mit aufgedunsenem Gesicht in der Thür seines Lädchens stand, dem Lädchen, vor welchem einst der Wagen des Carretiere mit der Leiche des Erschlagenen gehalten hatte.

Basilio schüttelte nachdenklich den Kopf. Der Schreck, den er mit seiner übereilten Botschaft damals der Mutter Ridiaces in die Glieder gejagt hatte, zitterte in

diesem Augenblicke in ihm selbst ebenso heftig nach wie an jenem verhängnisvollen Abend, ja so heftig, daß ihm plötzlich der Mut verging, in die Straße, wo Nidiaces Pflegevater wohnte, einzubiegen.

* *
*

Auf einmal kam dem traurig sich zum Umkehren Wendenden ein Einfall. Wo lag noch die Casa Santa? Am Ende der Strada San Pietro ad Aram. Er sah sich um, fragte ein paar Müßiggänger, besann sich selbst, noch ehe sie antworten konnten, und pochte wenige Minuten später mit dem schweren Klopfringe an das Hauptthor der Casa Santa um Einlaß.

Andere Klöster wären um diese Stunde schon unzugänglich gewesen, aber die Klausur der Annunziata hat immer nur dem Namen nach bestanden und konnte nur dem Namen nach bestehen. Die Nonnen erfreuten sich ganz so großer Bewegungsfreiheit, wie solche nötig ist, um sie in ihrem anstrengenden Dienst frisch und munter zu erhalten, und die Erfahrung hat gelehrt, daß die Disciplin dabei nicht leidet.

Das Gitterfenster in der Thür öffnete sich nach einer Weile.

„Was soll's?" fragte eine noch junge Nonnenstimme. Es giebt ja Stimmen wie Gemüter, deren Jugendlichkeit nicht mit der Jugend flieht.

„Ich habe hier vor Jahren ein Kind untergebracht und möchte es zurückfordern, heilige Schwester."

„Nach Ave Maria?"

„Was thut das zur Sache?"

„Das thut viel zur Sache. Überhaupt, wer bist du?"

„Es wird wohl einerlei sein, welchen Namen ich führe, wenn ich nur genau angeben kann, wann ich den Säugling hier in die Krippe legte. Übrigens heiße ich Basilio."

„Wie sonst noch?"

„Das weiß ich nicht, bin selbst ein armer Esposito gewesen."

„Poverino," sagte die Nonne. Sie hatte im Grunde, bloß um noch ein wenig zu plaudern — denn das brauchte sie hin und wieder —, sich auf dies Ausfragen eingelassen. Dreißig Jahre alt und in dem Pflegeberuf ihres Klosters sich glücklich fühlend, mochte sie des Zusammenhangs mit den Dingen draußen dennoch nicht ganz entbehren. „Erzähle mir, was du von dem Kinde und von dem Tage noch im Gedächtnis hast," sagte die Nonne; „für heute ist es zu spät; aber erzähle, ich suche dann selbst in dem Buche der Oberin nach. War das Kind ein Knabe oder ein Mädchen? Hattest du ihm ein Merkzeichen angehängt? Welches Jahr und welches Datum hast du noch in der Erinnerung?"

Basilio brauchte gutwilliges Entgegenkommen, um mit dem Jahr und dem Datum über bloße Vermutungen hinauszugelangen; aber da bei dem Fehlen eines Merkzeichens nichts anderes als Jahr und Datum auf die Spur des Knaben führen konnte, so gab die Nonne sich redliche Mühe, ihm dabei behilflich zu sein. Zuletzt erinnerte er sich in der That, bei seiner Siesta auf der Treppenrampe des Kirchleins Sant Eligio durch eine Festtagsprozession gestört worden zu sein, und da dieser Heilige, wie die Nonne wußte, seinen Festtag am 17. September hat, so war damit das Wesentliche festgestellt.

Im Neapolitanischen waren die Klöster bis noch vor kurzem die Zufluchtsorte von Personen, denen die Behörden nachstellten. Hatte nun auch die Annunziata andere Aufgaben wie die vornehmlich der Andacht und den Bußübungen gewidmeten Klöster, so waren die Nonnen der Casa Santa doch nicht minder gewohnt, in die Kreuz- und Querfahrten Unglücklicher oder Verfolgter oder Gefährdeter eingeweiht zu werden, und so plauderte Basilio denn allmählich der gutherzigen Nonne alle seine kleinen und großen Erlebnisse aus, einschließlich seiner heute nicht zum Ziele gelangten Wanderung nach dem Vico dei Pallotinari, wobei die weibliche Gewitztheit der Hörerin das von ihm nicht Ausgesprochene gut genug ergänzte, um unge-

fähr zu erraten, was ihm bei dem Wiedernachfragen nach dem Knaben eigentlich am Herzen lag, nämlich ein Zusammenhang, wenn auch auf Umwegen, mit der Kindheitsgespielin, deren noch immer in ihm lebendigen Einfluß er sich nicht zu entschlagen vermochte.

Plötzlich fiel ihr ein, daß Basilios Geschichte, wenn auch als die eines argen Thunichtguts, ihr früher schon einmal zu Ohren gekommen war, eben von dem Pflegevater Nidiaces, der sie der Oberin erzählt hatte, und sie wußte nun auch, um welchen Knaben sich's handelte: um den jetzt elfjährigen Knaben Häfelin, der unter dem Namen Fabrizio in dem libro della ruota stand und als kleiner Korallenarbeiter in der Anstalt bereits ganz Löbliches leistete.

Basilio hatte den Knaben bis vor einer Stunde schier aus dem Gedächtnis verloren gehabt, und er war nicht wenig betroffen, als die Nonne ihm sagte, sie kenne denselben. „Aber," fügte sie hinzu, „wie kommst du denn darauf, ohne Erlaubnis seiner Schwester ihn zurückfordern zu wollen?"

Basilio blieb vor Überraschung einige Augenblicke stumm.

„Die weiß also, daß ihr Bruder wieder aufgefunden wurde?" fragte er dann trübseligen Tones.

Die Nonne erzählte die ihr über den Hergang berichteten Einzelheiten.

Basilio schüttelte mißmutig den Kopf. „Ich bin doch immer ohne rechtes Nachdenken," sagte er. „Weil mir das Kind über all meinen Nöten und Fahrten ganz entfallen war, dachte ich, auch anderen müsse es damit ebenso ergangen sein."

„Und was wolltest du mit dem Knaben anfangen?" fragte die Nonne.

„Was ich mit ihm anfangen wollte? O, ich bin anstellig! Es hätte ihm bei mir an nichts fehlen sollen. Nach so vielen Jahren, die er im Käfig verbracht hat! Das müßte ein sonderbarer Vogel sein, dem da draußen in der Freiheit nicht neue und frischfarbige Federn wüchsen! Darauf hatte ich's abgesehen. Und dann ... eines Tages ... dann ..."

„Nun," sagte die Nonne, „dann hättest du ihn eines schönen Tages in prächtige Kleider gesteckt ..."

„Ja, das hätte ich gethan!" rief Basilio mit funkelnden Augen.

„Und wärest mit deinem Schützling an der Hand ..."

„Nach dem Vico gegangen," ergänzte Basilio freudestrahlend; „Ihr erratet's!"

„Wo Nidiace wohnt, und hättest zu ihr gesprochen ..."

„Ohimé!" seufzte Basilio und rang die Hände, „wozu das aber jetzt! Ich bin und bleibe ein Unglückskind."

„Und daß der Knabe, den du nicht aus Gutem, sondern aus Bösem hierher brachtest, daß er nicht verkümmert ist wie so viele andere unserer Kostgänger; daß er lebt, daß er gedeiht — alles das rechnest du für nichts?" fragte die Nonne vorwurfsvoll. „Es war ein arger Streich, den du damals dem Signor Caroglio, deinem Feinde, spieltest! Der Himmel hat ihn zum Guten gewendet. Hast du dafür keinen besseren Dank als die Worte: Ich bin ein Unglückskind?"

„Heilige Schwester," sagte Basilio kleinlaut, „Ihr habt gut reden und Moral predigen — liegt nur einmal wie ich an der Kette, es wird Euch die Fähigkeit schon vergehen, aus jeder Pore Loblieder zu schwitzen."

„Ich denke, du entsprangst ja," gab die Nonne zurück; „von welcher Kette redest du denn?"

„Gute Nacht," rief Basilio, „habet Dank!"

„Ich verstehe dich nicht," hielt sie ihn bei seiner Rede fest.

„Ihr versteht mich nur zu gut. Was soll denn mit mir werden? So geht es nun schon die vielen Jahre!"

„Soll ich mit Nidiace reden?"

„Ihr?"

„Sie kommt seit der Auffindung ihres Bruders alle Fasttage hierher und nimmt an dem Unterricht unserer Oberin im Spitzenmachen teil. Soll ich mit ihr reden?"

„Ach," seufzte Basilio, „was hülfe mir

das? Was bin ich denn? Seht doch meine verstümmelte Hand!" Er hielt seine Linke gegen das Gitter. „Und mein Geld hat der Vice-Capitano des Nettuno mir zum Bestechen der Richter abgenommen, ich sagte es Euch wohl vorhin?"

„Aber du wolltest doch erst eben den kleinen Häfelin in prächtige Kleider stecken," versetzte die Nonne; „du nanntest dich auch anstellig, und ich glaube selbst, nimmst du dich nur einmal recht zusammen, so wird das Glück bei dir einschlagen. Also abgemacht: ich rede ihr von dir, und du sorgst dafür, daß, bis wir uns in Monatsfrist wiedersprechen, du endlich mit Bestimmtheit weißt, wo du Wurzeln schlagen wirst und ob du wirklich nicht mit der Zeit einen tüchtigen Obstbaum aus dir machen kannst."

Basilio that einen tiefen Atemzug. „Gut," sagte er, „Ihr sollt mit mir zufrieden sein. Aber einen ganzen Monat, sagt Ihr? Das ist lange. Wären wir noch im kurzen Februar! Aber der März hat, denk ich, dreißig Tage!"

„Wenn nicht gar einunddreißig," berichtigte ihn die Nonne. „Gute Nacht jetzt; heute in Monatsfrist trifft mich wieder das Abendamt hier an der Pforte. Bin ich zufällig nicht da, so frag nach mir; man wird mich ans Gitter rufen."

„Nach Euch fragen soll ich, ohne Euren Namen zu wissen?"

„Ich heiße Valeria."

„O, ich werd's behalten!"

„Also Valeria, präg dir's ein."

„Seid ohne Sorge!" rief Basilio, „täglich, stündlich werd ich für Euch beten." Und er küßte, während sie das Gitterfenster schloß, vor überströmendem Dankgefühl den eisernen Klopfring der Pforte.

* *
*

Im Vico dei Pallotinari hatte sich inzwischen das über dem Haupt des Signor Caroglio bedrohlich zusammengezogene Gewitter wenn auch nicht in Dunst aufgelöst, so doch als einigermaßen in seiner unmittelbaren Gefährlichkeit überschätzt erwiesen. Nenella, die besonnene Ehehälfte, war zu dem Hauptgläubiger ihres vor lauter Pfändungs- und Schuldturm-Phantomen ganz außer Rand und Band geratenen Gatten gegangen und hatte die Meldung zurückgebracht: wenn Signor Caroglio seiner Frau das Rechnungswesen seines Haushalts überlasse und selber also bei seinem Leisten bleibe, so wolle man sich gedulden.

Wie sie ein so günstiges Ergebnis hatte erzielen können, war dem Signor Caroglio ein Rätsel gewesen. Nenella ihrerseits meinte lakonisch, die Sache sei sehr einfach: da er sich eben als kein guter Rechner bewährt habe, solle der Versuch gemacht werden, ob sie es besser verstehe. Für ihn bleibe doch wohl die Hauptsache, daß niemand im ganzen Königreich bessere Schuhe und Stiefel mache als er, ihr lieber Caroglio. Und damit beruhigte sie ihn in der That.

Nicht freilich, ohne daß er auf Mittel sann, sich glänzend von seinem Sturze zu erholen.

Auf das Lotto hatte er seit langem hübsche Sümmchen verwandt, immer bisher mit kargem Erfolg. Seine Natur forderte Aufregungen dieser Art, und eine lange Spielgewöhnung hatte auch bei ihm die herkömmliche Folge fleißigen Nummernträumens gehabt.

Aber ein Samstag nach dem anderen verstrich, und es fehlte ihm das Geld zum Setzen, wenigstens zum Setzen „anständiger" Summen, während kleine Einsätze, wie Nenella sie ihm bereitwillig zur Verfügung stellte, nach seiner Meinung und ja wohl auch nach der Meinung vieler Spieler überhaupt nichts Rentables haben, indem Fortuna einen dann ein- für allemal mit einem bloßen Bettelgewinn abfinde.

Als die erste Woche des April zu Ende ging und ihm der Traumgott kurz vor Schluß der Ziehung eine Quaterne verraten hatte, die unfehlbar herauskommen müsse, hielt er es zwischen seinen Ledervorräten und seinen hölzernen Leisten nicht länger in der Werkstatt aus. Er sann eine kurze Weile über Wertgegen-

stände nach, auf welche sich eine erkleckliche Summe zusammenborgen ließ, blieb endlich mit seinen Gedanken an einem silbernen, reich mit Edelsteinen besetzten Kruzifix hangen, das eine Witfrau ihm vor Jahren in Verwahrung gegeben hatte und dem sie nur nachzufragen pflegte, wenn sie wegen Schuhen ein- oder ein paarmal im Jahre vorsprach.

Von niemandem beachtet, ging er mit diesem Wertstück zu einem ihm befreundeten Goldschmied in der Strada Quercia, erhielt einen Betrag dafür, der seine Erwartungen weit übertraf, und setzte die ganze Summe auf fünf Nummern der nächsten Ziehung. Von vieren hatte er nur geträumt; aber so gut verträgt sich im Geiste des Nummernträumers unbedingtes Vertrauen mit Zweifelsucht und dem Bedürfnis, auch selbst das Vergnügen des Ratens zu kosten, daß er die fünfte Zahl nach der ungeraden Zahl der langen Beine einer Spinne wählte, die er über der Thür des Lottos kriechen sah, eines sogenannten Zimmermanns, eines Tierleins, welches bekanntlich nicht immer vollzählige Beine hat.

Während der biedere Schuster in solcher Weise aus der unbefriedigenden Gegenwart hinaus- und in eine nahe Zukunft hinüberschweifte, die ihm die Mittel bieten werde, als reicher Mann seine geputzte Nenella im prächtigen Wagen von der Chiaja bis zur Marinella spazieren zu führen, auf dem Sitze ihm und seiner Nenella gegenüber das Liebespaar Filippo und Nidiace, der erstere gepudert und beringt, mit dreikantigem Hut und Kniehosen, mit Schnallenschuhen und seidenen Strümpfen, seine Braut in weißer Atlasrobe mit Blumen in den Haaren, goldenen Gehängen in den Ohren, währenddessen hatte auch Basilio, an der Möglichkeit verzweifelnd, aus einem Habenichts in Monatsfrist ein gemachter Mann zu werden, der Versuchung nicht widerstanden — und freilich machten's ihm ja so ziemlich alle Neapolitaner vor —, sich an einen Lottoeinsatz zu wagen, der seine ganze Barschaft gerade so vollständig verschlang, wie die Hand des Vice-Capitano wenige Wochen früher seine sauer verdiente Matrosenlöhnung ihm abgenommen hatte.

Und es handelte sich um etwas für seine Verhältnisse gar nicht so Geringfügiges. Bald nach jener Zwiesprache mit der Nonne Valeria war es ihm nämlich gelungen, sich bei einem alten zwischen Neapel und Ischia fahrenden Schiffer zu verdingen. Mit dem gebrechlichen Alten gemeinsam hatte er seitdem zwischen jener Insel und der Residenz einen Teil des Personenverkehrs vermittelt, wobei Restituta, die Enkelin des Alten, eine robuste junge Person, das Steuer führte. Wie man damals noch nichts von Dampfschiffen wußte, so trug man sein Geld auch noch nicht in Banknoten bei sich, sondern mußte es in Beuteln mit sich führen. Nun gab es allmonatlich Zahltage, an denen die königlichen Kassenbeamten von Neapel zu Schiff mit der Löhnung für die auf den Inseln Capri, Procida und Ischia angestellten Beamten unterwegs waren, und es trug sich wohl einmal zu, daß, wenn widrige Winde solche Fahrten tagelang dauern ließen, dem guten Landwein, welchen die Schiffer bei keiner Fahrt mitzunehmen vergaßen, mehr als billig zugesprochen wurde. Genug, eines Tages blieb ein schwerer Beutel mit Geld in dem Schiffe liegen, das jene drei zur Bemannung hatte, und Basilio war der glückliche Finder. Er hatte anfangs nicht übel Lust, den Fund für sich zu behalten, denn er sah darin eine für ihn bestimmte himmlische Spende. Aber als guter Kamerad zog er doch vor, den Alten und seine Enkelin dabei zu beteiligen. Die letztere war denn auch gleich bereit, sich mit einem Dritteil abfinden zu lassen, der Alte verlangte, als Eigner des Schiffes, aber das Ganze, und nach vielem Hin- und Herreden rückte Restituta endlich mit dem Vorschlage heraus, der Großvater solle immerhin das Ganze nehmen, es ihr jedoch als Aussteuer bei dem Console von Casamicciola verschreiben, und falls ihr im nächsten Monat Basilio noch ebensogut gefalle wie bisher, da solle er ihr als

Ehegatte recht sein, auf welche Weise der Fund, meine sie, auch ihm dann nicht übel zu statten kommen würde. Basilio war über diesen Vorschlag nicht wenig erschrokken, denn die robuste Schönheit Restitutas hatte das Bild der kleinen Nidiace noch kaum auf eines Pulsschlags Dauer in den Schatten zu stellen vermocht. Zu seinem Glück durchkreuzte das Wiedererscheinen des Verlierers den lebhaft gewordenen Meinungsaustausch, und nun der Alte ihm rasch ein Zeichen machte, den Beutel zu verbergen, kam ihm erst deutlich zum Bewußtsein, daß keiner von ihnen ja an dem Funde ein Besitzrecht habe, und er lieferte den Beutel an den Eigentümer desselben aus. „Dein Finderlohn soll dir nicht entgehen," sagte der beruhigt aufatmende Beamte und bestellte ihn für den nächsten Tag auf seine Kanzlei. Der Alte schalt und Restituta schmälte; Basilio aber, froh, so guten Kaufs aus seiner verfänglich gewordenen Lage herausgekommen zu sein, machte, daß er ans Land kam, und fragte nicht der rückständigen Löhnung nach, von dem Schmälen der schönen Heiratskandidatin schon genugsam erbaut, um sie nicht noch mehr in Harnisch bringen zu wollen.

Den nächsten Tag erhielt Basilio darauf ein ansehnliches Geldgeschenk, und als er sich dafür, ohne die übliche Unzufriedenheit zu bezeigen und ohne also sich noch eine buona mano auszubitten, mit warmen Worten bedankte, gefiel das dem Beamten so gut, daß er sich Basilios Geschichte erzählen ließ, ihn über die Folgen des Fortlaufens aus dem königlichen Seedienst beruhigte — fast die ganze Mannschaft, sagte er, sei hinterdrein in Palermo desertiert, und der Kapitän des Nettuno habe wegen Schmuggelns einen bösen Prozeß zu erwarten, — und endlich versprach der gutartige Mann auch noch, bei irgend einer für Basilio passenden Vakanz im königlichen Dienst an ihn denken zu wollen.

„Alles recht schön und gut," hatte Basilio dann aber nach dem Verfliegen seines Freudenrausches gedacht, „wenn sich aus Versprechungen nur ein eigener Herd bauen ließe!"

Und nach neapolitanischer Sitte hatte er sich weiter gesagt, es sei immer noch besser, Geld im Lotto zu verlieren als an Diebe, und wer nicht ein eigenes Haus und darin einen eisernen Kasten habe, der thue am besten, alles, was sich nicht gleich verzehren lasse, der Göttin Fortuna in den Schoß zu schütten.

* *
*

Am Freitag vor dem diesmaligen Ziehungstage hatte Nidiace in der Casa Santa wieder bei der Oberin an dem Spitzenunterricht teil genommen. Als sie kurz vor dem Ave Maria-Läuten fortgehen wollte, fand sie Valeria im Kreuzgange ihrer warten.

Wie das Gesicht eines guten Arztes dem Kranken lieblich dünkt, es sei nun schön oder unschön, so ging auch heute wieder bei dem Anblick der wohlbekannten Züge Valerias — und sie hatten doch etwas Strenges, das nur, wenn sie lächelte, ganz verschwand — über Nidiaces Seele ein Gefühl beruhigenden Geborgenseins.

Allemal, seit Basilio der Nonne von Nidiace und die Nonne dieser bald darauf von Basilio gesprochen hatte, war Schwester Valeria an Fasttagabenden dort gewesen, um noch ein Wort mit Nidiace zu plaudern, und allmählich hatte sie Einblick genug in Nidiaces Seelenzustand gewonnen, um ernstlich zu wünschen, daß sich das arme Mädchen entweder der Gedanken an Basilio ganz entschlagen oder aber sich von der Auffassung frei machen möge, der Wunsch ihres Pflegevaters müsse ihr ein heiliges Gebot sein.

„Ich kann dir heute von deinem ehemaligen Entführer endlich wieder Nachricht geben," sagte Valeria, indem sie Nidiaces Arm zutraulich in den ihren zog und mit ihr den stillen, von der Abendsonne warm durchstrahlten Kreuzgang auf und ab zu schreiten begann; „gestern war der Monat um; er hat sich pünktlich nach Abrede eingefunden ..."

Und die Nonne berichtete ihr auch diesmal alles, was Basilio ihr erzählt hatte: den ihm von der robusten Restituta gemachten Heiratsantrag, und was sich weiter ereignet hatte, unter anderem das abermalige Zerfließen seiner Barschaft.

Ridiace ließ den Kopf hängen.

„Ihr seid beide ganz arm," sagte die Nonne wieder, „ans Heiraten könnt ihr nicht jetzt schon ernstlich denken. Glaubst du jedoch, daß ihr zwei einmal zusammen gehört, daß du ihm etwas Rechtes wirst sein können, du ihm und ebenso er dir; oder aber: glaubst du mit dem anderen glücklicher zu werden, da mache wenigstens ein Ende mit dem Seufzen und Achselzucken: entscheide dich entweder für den Sohn deines Pflegevaters oder für den Ausreißer, gleichviel in wie vielen Jahren noch nicht vom Heiraten die Rede sein kann; denn sonst geht ihr alle drei darüber zu Grunde."

„Filippo nicht," sagte Ridiace.

„Das bleibe dahingestellt. Komm du jedenfalls zu einem Entschluß."

Ridiace brach in Thränen aus.

„Es ist freilich ein eigener Fall," fuhr Valeria fort; „mit dem einen — mit Filippo — bist du aufgewachsen, den anderen kennst du fast nur durch mich und durch seine langjährige Anhänglichkeit an dich. Der eine, weiß ich, ist häuslich, brav, mäßig, sanft. Es kann ihm nie ganz fehlen. Er ist ein emsiger Arbeiter, ist die rechte Hand seines Vaters. Drückt dieser einmal die Augen zu, hört der jähe, stoßweise Einfluß dieses unberechenbaren Patrons auf, so könnt ihr zwei euch bald zu Wohlstand und Ansehen herausarbeiten. — Der andere ..." sie hielt inne.

„Ja, ja, du stockst mit Recht," seufzte Ridiace.

„Nicht weil ich ihm Böses nachzusagen hätte."

„O nein, denn er that nichts Böses, gewiß nicht. Was konnte der arme zehnjährige Junge dafür, daß meine Mutter schreckhaft war, zu schreckhaft, um die arge Botschaft gefaßt anhören zu können? Und doch hat man ihn deshalb Mörder gescholten, und wie ein Fluch hat ihn das Wort verfolgt. Immer, immer ist mir's, als könnte ich allein ihn davon erlösen."

„So klügelst du also? Wäre deinem Spielgenossen nicht jenes Unrecht geschehen, so beunruhigte seine Liebe zu dir dich nicht? Du gäbest dann getrost dem ehrlichen Filippo Hand und Herz?"

„Wie du mir ins Gewissen redest!" sagte Ridiace mit Kopfschütteln; „Hand und Herz!" Sie errötete.

„Also nicht das Herz?"

Ridiace schüttelte von neuem.

„Gut, dann weiß ich, wie es mit dir steht," sagte die Nonne, „ich glaubte längst, es erraten zu haben."

Sie versenkte sich in Gedanken, und beide wandelten eine Weile schweigend im Kreuzgange auf und ab, Ridiace mit glühenden Wangen und tropfender Wimper.

Dann hob Valeria wieder an:

„So wird es gehen. Morgen ist Ziehungstag. Ich habe dir gesagt, daß Basilio wie jeder unglücklich Liebende auf das Glücksrad hofft. Damit meint er zermalmen zu können, was an Hindernissen zwischen dir und ihm den Weg versperrt. Er will morgen bei der Verkündigung der Gewinne zugegen sein; das wird ihm niemand verdenken können. Ich habe ihm aber bedeutet, wenn er sich deiner Liebe versichern wolle, so möge er vorher mit dir reden; denn, sagte ich ihm, ich glaube zu wissen, daß du Ridiace nicht im Lotto gewinnen kannst."

„Ach," rief Ridiace, „weiß ich denn, was ich ihm sagen darf?"

„Wir werden's ja sehen," beschwichtigte die Nonne.

„Wir?"

„Ich gehe mit dir."

„Nach der Vicaria?"

„Du weißt, zu zweien oder in Gesellschaft einer Klosterschülerin haben wir Annunziata-Nonnen an bestimmten Tagen ebensogut wie die Spitalschwestern die Erlaubnis, uns im Freien zu ergehen. Hole mich in der dritten Stunde vor Ave Maria ab. Ihr sollt euch unter meinem Schutze

sehen und sprechen. Er hat das Recht, nach deinem Bruder zu fragen. Was ich ihm sagte, braucht ihm nicht zu genügen. Die Schwester mag ihm bestätigen, daß der Knabe gedeiht. Was er weiter fragen wird, muß von dir abhängen."

* * *

„Moses ist durch ein Weib und nicht durch einen Mann aus dem Wasser gezogen worden!" so donnerte ein Kapuziner am nächsten Nachmittag von einem Gestell herab, das aus drei Brettern und zwei dieselben tragenden leeren Weinfässern an jedem Ziehungstage von einem spekulativen Vinajo gerade dem Lottopalast, dem alten Kastell Capuano gegenüber, aufgebaut zu werden pflegte. Sein Weinschank lag unmittelbar dahinter, und es gab immer unter den zahlreichen Zuhörern des Paters solche, denen vom bloßen Anhören der anstrengenden Redeleistung die Kehle trocken wurde und die deshalb aus der Schwüle des Gedränges sich in das kühle Weinlädchen zurückzogen, ohne doch sich ganz entgehen zu lassen, was der Pater für und wider die Weibsleute oder die Männer sagte. Es waren ihrer Tausende bei jeder dieser Straßenpredigten beisammen, sämtlich mit Lotterielosen versehen, und nie hatte man gehört, daß durch diese gegen die Spielwut, vor allem der Weiber, gerichteten Kapuzinaden auch nur eine einzige bekehrt worden sei. Aber weil das Warten eine üble Sache ist und die Besitzer und Besitzerinnen von Losen sich's doch nicht versagen mochten, beim Ausrufen der Gewinne zugegen zu sein, die mit allerlei possierlichen Ausfällen gespickte Predigt also den meisten eine erwünschte Unterhaltung war, so erntete die Kirche Santi Apostoli, die den Bußprediger zu entsenden pflegte, wenigstens immer eine hübsche Menge Bußpfennige, und zumeist hielten nachträglich auch die glücklichen Gewinner es für ihre Pflicht, die Purgatoriumbüchse des Mönches freigebig zu bedenken, weshalb derselbe gewöhnlich nach Beendigung seiner rhetorischen Ergüsse als der letzte auf dem Platze ausharrte.

„Moses ist durch ein Weib und nicht durch einen Mann aus dem Wasser gezogen worden!" so donnerte er heute den Männern zu, nachdem er ihnen vorgehalten hatte, daß weder Knabe noch Jüngling, noch Mann, noch Greis ein Herz im Leibe, sondern nur Nummern und immer nur Nummern im Kopfe habe, was er vor allem durch Aussprüche der Kirchenväter drastisch belegte. Aber gleich darauf kehrte er den Spieß seiner Eloquenz gegen die Weiber und hielt ihnen vor, daß Sarah bei der ihr gewordenen Verkündigung hinter der Thür in Abrahams Hause gestanden und gelacht habe, und daß Aaron nimmer im stande gewesen sein würde, das abgöttische goldene Kalb zu verfertigen, hätte nicht das Götzenbedürfnis der Weiber sie verführt, ihm zu jenem verruchten Werke die Hunderte von goldenen Ketten, Spangen, Ringen, Quasten und Troddeln zu opfern, mit denen die Einfalt der Männer die Weibsleute behänge; notabene, wo es nicht geschehe, da trage das Weib seine Sparpfennige ins Lotto, um für die Gewinne Ketten, Spangen, Ringe, Quasten und Troddeln zu kaufen, abermals notabene für die Gewinne, von denen die Weiber zwar träumten, die aber — dem Himmel sei Dank! — zumeist in Seifenblasen beständen.

Ging es in lärmender Weise neben oder unter den im Freien verweilenden Zuhörern des Prädikanten zu, so summte es in demjenigen Teile des Kastells, zu welchem an Ziehungstagen jeder Losbesitzer Zutritt hatte, vollends wie in einem Bienenkorbe. Auf den mächtig breiten Treppen, die vor Zeiten der Vicekönig Toledo in die alte Burg des Normannen Wilhelm I. hineingebaut hatte, drängte es sich von Leuten jeden Standes. Im Hofe unweit des steinernen Hohenstaufen-Löwen warteten solche, denen oben im Saale die Luft schon halb ausgepreßt worden war und die, nachdem sie mit Not und Mühe sich wieder hinab- und ins Freie gerettet hatten, bei allen Heiligen

schworen, so schlimm wie heute sei es in der Vicaria noch nimmer gewesen. Es war aber heute gerade so schlimm wie alle Samstage, und alle Samstage konnte man die nämlichen Klagen hören.

Unter denen, welche mutig und beharrlich treppauf drängten, hatte keiner mehr Eile als Signor Caroglio. Er war in seiner Alltagskleidung aus der Werkstatt entschlüpft, hochfliegender Hoffnungen voll, aber doch vor Gewissensbeklemmung und vor Spannung schier asthmatisch. „Sie würde es mir nie verzeihen," redete er bei dem Gedanken an die streng ökonomische Nenella vor sich hin, indem er gleichzeitig seinen Brustkasten durch Vorstemmen seiner Ellbogen gegen das Eingedrücktwerden schützte; „aber ich werde gewinnen; die Quaterne wenigstens ganz gewiß. Und dann ist alles gut... Ahimé!" ächzte er dazwischen, denn es gab unter den treppauf drängenden Lazzaroni gar manchen, der seine Ellbogen als Ruder benutzte und so rudernd mit ihnen rechts und links die empfindlichsten Stellen seiner Nebenmenschen traf.

Signor Caroglio hatte, wie sich auswies, lauter Nieten geträumt. Er hatte anfangs bei der Ziehung das erwartungsvolle Schreien der übrigen mitgemacht. Dann war ihm bei der ersten Nummer vor Enttäuschung schier unpaß geworden. Aber als auch die zweite Nummer nichts brachte, kam er wieder zu Kräften und begann gegen „die Betrügereien da oben" zu krakeelen. Bei der dritten Nummer vergaß er sich so weit, daß er den rot uniformierten Grenadieren, die an den Wänden postiert waren und die, wie ihre auf den Bajonetten steckenden Lose verrieten, sämtlich bei der Lotterie selbst als Spieler mit beteiligt waren, zurief, sie möchten doch nicht die Hälse so neugierig recken — man wisse ja, wer alles sich hinterdrein in den Raub teile. Dies trug ihm seitens der hinter und vor ihm eingeklemmten Lazzaroni einige Püffe und Knüffe ein, und so biß er während des Restes der für ihn so martervoll gewordenen Zuschauerrolle die Zähne fest zusammen und taumelte endlich, mehr tot als lebendig, als einer der letzten die breite Treppe wieder hinab.

Nie war ihm schlimmer zu Mute gewesen. Bei dem Gewinn von Quinternen multipliziert sich der Einsatz in allen Zahlenlotterien in einer Weise, daß Signor Caroglio mit der für das kostbare Kruzifix erhaltenen Pfandsumme in der That sich nahezu einen Palast hätte kaufen können. Aber jetzt: wo nur die Pfandsumme selbst für die Einlösung des ihm anvertraut gewesenen Kruzifixes hernehmen? — Nach vielem lautem Grübeln und planlosem Hin- und Herschreiten, wobei er zu seinem Trost, so oft er aufblickte, ähnlich mit sich selbst redende Leidensgefährten gewahrte, blieb er verschränkten Armes inmitten der noch immer die Piazza bei Tribunali — so hieß der Kastellplatz schon damals — füllenden Menge stehen, die Augen fest auf das Pflaster gerichtet, und beschloß, nicht eher heimzukehren, bis sein Schutzpatron ihm eine Erleuchtung gesendet haben werde.

* * *

Währenddessen hatte Nidiace Stürme anderer Art zu bestehen gehabt. Zunächst war sie nie anders als in Filippos oder seines Vaters Geleit in ein so großes Gedränge hineingeraten wie das, welches zur Zeit der Ziehung alle auf das Kastell Capuano zuführenden Straßen füllte. Vom Findelhause bis zu dem Kastell hatte man nur wenige hundert Schritte zu gehen, und das Geleit einer der in ganz Neapel wohlbekannten und herzlich verehrten Nonnen genügte, um Belästigungen fern zu halten; aber ihr Arm zitterte dennoch in dem Arme der Nonne so fühlbar, daß die letztere ihr wieder und wieder Mut einsprechen zu müssen glaubte. Denn natürlich beschäftigte noch anderes als die Menschenmenge die Gedanken Nidiaces: ihr bangte vor Basilio, nach dessen Wiedersehen ihr doch gleichzeitig verlangte; ihr bangte aber auch vor der Heftigkeit ihres Pflegevaters und den berechtigten

Vorwürfen, die sie von Nenella zu gewärtigen hatte, wenn es nachträglich seitens Nidiaces zu dem Bekenntnis dieses Stelldicheins kam; und es war nicht ihre Art, ihrer Pflegemutter etwas auf die Länge zu verschweigen.

Und plötzlich rief nun Valeria: „Da steht er!“ In seinem für das Wiedersehen Nidiaces geborgten schmucken Anzuge hatte sie selbst Mühe gehabt, ihn zu erkennen.

„Wer, um Gottes willen!“ fragte Nidiace erschrocken.

„Basilio.“

„Aber . . .“ Nidiace wollte sich zur Flucht wenden.

„Kein Aber jetzt,“ sagte Valeria und behielt Nidiaces Arm fest in dem ihren; „ihr müßt euch endlich einmal aussprechen. Ich habe dich in der letzten Zeit genugsam beobachtet,“ fuhr sie fort; „dein Zustand ist nicht unbedenklich. Das kommt, weil du dir selbst nicht klar bist. Immer hast du an ihn gedacht, und doch braucht's vielleicht nur eines ungeschlachten Wortes über deine Pflegeeltern, und du bist mit ihm fertig. Fühlst du im Gegenteil, daß seine lange Anhänglichkeit aus einem Herzen kam, wie es deren nicht viele giebt — cospetto di Bacco, warum willst du's ihm dann nicht sagen?“

Nidiace glaubte vor zunehmender Beklemmung umzusinken. „Nur noch ein Weilchen,“ stieß sie atemlos heraus.

Aber schon hatte Valeria sich mit der Widerstrebenden der Stelle genähert, wo Basilio, um seinerseits das Gesehenwerden und das Ausblicken nach der Nonne und ihrem Schützling zu erleichtern, auf den vorspringenden Teil eines Baugerüstes gestiegen war und nun, die Augen mit der Hand beschattend, unter der bunten Menge nach einem Nonnenkleide ausspähte.

„Das ist er ja gar nicht,“ flüsterte Nidiace.

„Weil er einen Bart hat?“

„Das ist ja ein ganz Fremder!“

In diesem Augenblick wendete sich Basilio nach der Seite der sich ihm Nähernden. Verwirrt starrte er einen Augenblick auf die Begleiterin der Nonne. Dann schien ihm in den Zügen des zur Jungfrau erblühten Mädchens doch das Bild derjenigen aufzugehen, nach welcher so lange schon sein Sehnen stand. Röte überdeckte seine Wangen. Er sprang von dem Baugerüst herab, bahnte sich einen Weg durch die Menge, welche den Beginn der Ziehung ungeduldig erwartete, und hatte gleich darauf die Hand der Nonne und die Nidiaces erfaßt.

Aber nur für die letztere hatte er Augen. „Ist sie's denn wirklich?“ rief er, „ist das denn wirklich die kleine Nidiace? eine große schöne Dame, eine viel schönere, als ich mir's dachte, als ich mir's wünschte, als Ihr mir's sagtet, heilige Schwester, eine viel, viel schönere, als der arme Basilio hier vor den Leuten vertraulich bei der Hand fassen darf! O, schüttelt nur nicht den Kopf, Fräulein,“ setzte er hinzu und ließ Nidiaces Hand los, „ich weiß, es war sehr unschicklich von mir!“

„Sie hat bei deinem Anblick, Basilio,“ sagte die Nonne, „vermutlich ebenfalls gedacht: Welch ein Wunder! ein ungezogener Range lebte in meiner Erinnerung, und jetzt steht ein stattlicher Signore vor mir! — Wenn ich nicht irre,“ fuhr sie lächelnd fort, „trugst du dich noch in Lazaronitracht, als du im vorigen Monat bei mir anpochtest. Daß du dich nur nicht am Ende noch zu Puder, Degen und Schnallenschuhen versteigst! Das Jahr hat zwölf Monate. Geht das Monat für Monat so fort, so wirst du Ende des Jahres dich nur noch in einer goldenen Maultiersänfte zeigen dürfen wie unser gnädiger König und Herr.“

„Heilige Schwester,“ versetzte Basilio, ohne mißzuverstehen, daß die Nonne ihm wegen seines sauberen, wenn auch nicht über den Stand eines Fischers oder Schiffers hinausreichenden Anzugs etwas Freundliches hatte sagen wollen, „gesteht mir jetzt offen: ist Euch Nidiace nur ungern hierher gefolgt, oder,“ wandte er sich mit gefalteten Händen zu Nidiace, „sagt Ihr selbst es mir, Fräulein: schämt

Ihr Euch nicht, mit mir so auf offener Straße zu reden? Habt Ihr mir denn überhaupt meine dummen Streiche verziehen? Ist es Euch nicht lästig gewesen, daß ich damals bei Eurer Firmelung aus dem Versteck hinter dem Altarpfeiler mit zusah? War es nicht zu keck, daß ich Euch später einmal fast vor Signor Caroglios Nase so ohne weiteres anredete?"

„Ja, ja!" ergänzte die Nonne. „,Kennst du mich noch, kleine Nidiace?' nicht wahr, so hieß es damals wohl? Nun, heraus mit der Sprache, Nidiace: kanntest du deinen Spielkameraden damals wieder? kennst du ihn heute noch wieder?"

Nidiace nickte, aber sie hatte keine Worte.

„Reich ihr den Arm, Basilio," sagte die Nonne, „wir brauchen nicht uns hier im Gedränge braune und blaue Flecke zu holen, und auch, was von der Predigt des drüben gestikulierenden Paters bis hier herüberklingt, können wir zur Not entbehren. Folgt mir! Auf der anderen Seite des Kastells, bei der alten Porta Capuana, ist es immer menschenleer. Da hab ich manchen Tag mit einer Schwester unseres Klosters stundenlang gesessen und von dem Kinderlärm aufgeatmet, der uns von früh bis spät umtobt. Dort mögt ihr selbander beraten, ob sich's denn lohnen wird, daß ihr euch heute einmal als Erwachsene wiedersahet, und ob ihr wirklich Erwachsene seid oder immer noch Kinder, die aus einer verzwickten Lage sich herauszufinden weder den rechten Willen noch den rechten Witz haben."

Mit Zagen legte Nidiace ihren Arm in denjenigen Basilios. Ihm aber war zu Sinn, als sei durch die Worte der Nonne neues Blut in seine Adern geflößt worden. Noch mitten im Gedränge begann er seiner Gespielin zu erzählen, was alles an sicheren Aussichten vor ihm liege: die Beamtenstelle, die ihm fest versprochen worden sei, der große Gewinn in der heutigen Ziehung ...

„Nicht, nicht!" unterbrach ihn Nidiace, welche Nenellas Widerwillen gegen das Lotto teilte.

„Ganz, wie du meinst," fügte sich Basilio; „aber denke nur, Nidiace, ob es einem Menschen fehlen kann, der drei Jahre lang gegen die Korsaren gekämpft hat und dem also der König ..."

„Geh, du bist ja vom Schiffe fortgelaufen," fiel ihm Nidiace von neuem ins Wort.

„Ich hätte dir's schon nicht verschwiegen," blies Basilio wieder zum Rückzuge, „immer war ich aber doch drei Jahre lang zur See; denke nur, was das heißt! Mit solch einem königlichen Seemann verglichen, sind ja Subjekte wie der Vater Restitutas, von der dir Schwester Valeria dann wohl auch erzählt haben wird, nicht viel anderes als Landratten. Ich kaufe mir, sobald ich nur einmal wieder einen guten Fund mache, ein Schiff und fahre wie der Vater Restitutas zwischen Ischia und Neapel hin und her. Einen Fund brauche ich aber gar nicht einmal zu machen. Hab ich nicht erst neulich von einem Marinaro erzählen hören, der das Glück gehabt hatte, einen alten Engländer — oder war es eine alte Engländerin? — aus dem Wasser zu ziehen, und der dadurch im Handumdrehen ein halber Millionär geworden ist? La Dio mercé!"

„Warum nicht gar ein ganzer?" suchte Nidiace ihn wieder zu zügeln.

„Gewiß; was kommt es solchen Fremden auf dergleichen buona manos an!" lachte Basilio, dem jetzt endlich der Himmel so voller Geigen hing, daß er für ganz in der Ordnung gehalten haben würde, wenn im nächsten Augenblick eigens für ihn und Nidiace der Zaubervogel Fantino ihnen ein großes goldenes Ei hätte vor die Füße fallen lassen.

Und in der That, etwas ganz so Unerhörtes geschah im nächsten Augenblick: unter den fünf Nummern, welche schwarz auf Goldgrund in riesengroßen Ziffern als die Gewinnnummern soeben an allen vier Ecken des Kastells ausgehängt wurden, befanden sich drei von den fünf, auf welche Basilio gesetzt hatte; er war der Gewinner einer Terne, er war ein gemachter Mann.

„Was giebt's?" fragte die hinter dem

jungen Paar schreitende Nonne — denn Basilio hatte plötzlich einen so wilden Jauchzer in die Luft geschickt und dabei einen so hohen Sprung gemacht, daß Nidiaces Arm aus dem seinen geglitten war.

Statt aller Antwort griff er in die Tasche und holte die Lotteriezettel hervor. In der That: drei Nummern stimmten mit jenen überein.

„Und wie hoch war dein Einsatz?“ fragte Valeria wieder.

„Der Einsatz war fünfzig Ducati gewesen.“

Valeria, des Multiplizierens kundiger als Basilio, begann zu rechnen. Auch Basilio rechnete, bald mit Zuhilfenahme der zehn Finger — aber es waren ihrer ja nicht so viele — bald, indem er die Stirn rieb. Sie kamen zu sehr abweichenden Summen; aber einerlei: die Terne war gewonnen, es durfte ihn keiner mehr schief ansehen; er war ein gemachter Mann, selbst die Nonne bestätigte es.

„Nun?“ rief er betroffen, als nach dem ersten über ihn gekommenen Freudentaumel er auch Nidiace die drei Glücksnummern hinhielt; „ich glaube gar, Nidiace macht ein langes Gesicht!“

„So ist es,“ gab Nidiace zur Antwort.

„Und warum?“

„Weil ich sehr traurig bin.“

„Daß ich gespielt habe?“

„Nicht deshalb allein.“

„Also, daß ich glücklich spielte? Du bist abergläubisch; wie heißt's noch? Glück im Spiel, Glück im Hause nicht viel. Ist es so gemeint? Ich will nie wieder spielen! Hier meine Hand darauf, Nidiace. Nie, nie und nimmermehr!“

„So hab ich's nicht gemeint, Basilio,“ gab sie traurigen Tones zur Antwort.

„Aber wie meintest du es denn?“ Er griff nach Nidiaces Hand.

Sie waren an die Porta Capuana gelangt, wo der lärmende Trubel in der That seine Grenze fand. „Dort links unter den zwei Palmen ist das Plätzchen, von dem ich sprach,“ sagte die Nonne; „laß uns dort hören, was Nidiace auf einmal bedrückt.“

„Das ist in zwei Worten gesagt,“ versetzte Nidiace, indem sie ihre Hand derjenigen Basilios entwand und der Nonne nicht folgte, so daß auch diese still stand.

„Ich fühle nämlich ...“ wollte Nidiace fortfahren; aber Valeria fiel ihr ins Wort: „Sei nicht zu rasch,“ sagte sie; „bis jetzt gab es zwischen euch noch keinen Bruch; nun, auch ein Bruch läßt sich zur Not wieder zusammenflicken; besser jedoch, man giebt dem Topfbinder keine Arbeit.“

„Laßt sie reden, heilige Schwester,“ bat Basilio; „sprich, was fühlst du, was macht dich traurig, Nidiace? Wenn du mir gut warst, als in meinem Kochtopf nur erst Hoffnungen auf glückliche Funde und einträgliche Fänge brodelten, und wenn ich mein Glück verscherzt haben soll, nun ich auf einem vollen Geldsack sitze — in anima mia! da zerreiß ich doch auf der Stelle diese nichtsnutzigen Zettel ...“

Und ehe Valeria es hindern konnte — aber nein, der Schelm hatte nur erst die zwei wertlosen Nummern abgerissen.

„Er ist zum Glück kein solcher Narr gewesen,“ sagte Valeria, welcher gleich Nidiace der Schreck in die Glieder gefahren war.

„Heilige Schwester,“ versetzte Basilio ernst, „so hat sich's nicht verhalten, sondern vielmehr, wie ich Euch jetzt sage: indem ich meine Drohung ausführen wollte, fiel mir irgend etwas in den Arm. War es mein Schutzpatron? war es der Santo Diavolo? ich weiß es nicht. Aber bloßes Prahlen ist nicht meine Sache. Was thäte ich mit Reichtümern ohne die Einzige, an deren Nähe und Zusprache mir etwas liegt? und wären es die sämtlichen Schätze, die der Rachen der Korsaren schon seit der Geburt unseres Herrn und Heilandes verschluckte — was hülfen sie mir, weigerte sich Nidiace, sie mit mir zu teilen? Hier sind die drei Glücksnummern, Nidiace; reiße sie in Fetzen, wenn dir vor plötzlichem Reichwerden graut. Ich verdenke dir's nicht! Als dein armer Vater plötzlich zu Gelde gekommen war, mußte er's mit dem Leben büßen. Reiße die Terne in Fetzen oder verschenke sie

an wen du willst. Was werden wir groß brauchen? Du hast die Kunst des Spitzenmachens erlernt. Ich bin früh und spät hinter den Fischen drein; an denen, weißt du, ist im Meere eine so grauselige Menge, daß kein Baum auf Erden reichlichere Früchte trägt und kein Acker eine ergiebigere Ernte. Daneben lassen wir uns von deinem Brüderchen — denn den bringst du mir als Aussteuer mit — das Korallen-Schneiden und -Schleifen, oder wie nennen Sie's? zeigen, und höre, mein Täubchen, ich bin ein Findiger: bei Capri weiß ich Klippen dicht unterm Wasser, an denen noch kein Korallenfischer gebröckelt hat. Das wird so unser Nebenverdienst werden, wenn's mit dem Spitzenmachen und dem Fischen hin und wieder einmal windstill werden sollte. Denn ein vorsichtiger Hausvater muß sich auf alles einrichten."

Und damit hatte der kecke Bursche Ridiace auf den Mund geküßt, fast ohne, daß sie wußte, wie sich's machte, und nicht nur einmal, sondern gleich dreimal, so daß die Nonne für schicklich hielt, wegzugucken.

„Was habe ich da eingebrockt!" sagte sie; aber bös klang es nicht, und auch Ridiace, obschon sie sich beschämt in die Arme Valerias flüchtete, blickte dankbar gen Himmel. Von ihrer Stirn war das letzte Wölkchen verschwunden.

„Hier nehmt!" rief Basilio überfrohen Tones und zwang der Nonne die Zettel in die Hand; „beredet's mit Ridiace, was mit der Terne werden soll; mir gehört sie nicht mehr. Ich habe dafür eine bessere Terne eingetauscht: die drei Küsse. Und morgen hole ich an Eurem Gitterfenster weitere Weisungen. Denn Ihr seid unsere Vorsehung gewesen, heilige Schwester, und hier gelob ich's Euch: keinen Schritt werde ich thun, ohne mit Euch zu beraten."

„Gott segne dich, Gott segne sie," sagte die Nonne, indem sie nicht hinderte, daß er den Saum ihres Ärmels küßte.

Dann machte sie ihm ein verabschiedendes Zeichen, Ridiace legte stumm die Hände auf die Brust, und auch ihm war es zu Mute, als müsse er fort, wenn er von der Überfülle des Glücks nicht erdrückt werden solle. Als habe ihn die Erde verschlungen, war er plötzlich verschwunden.

Schweigend gingen darauf Ridiace und die Nonne heim. Es funkelten schon die ersten Sterne. „Welch ein himmlischer Abend!" machte Ridiace sich endlich Luft, als sie sich von Valeria verabschiedete; „o, Ihr seid ein Engel, heilige Schwester! Glaubt mir nur, ich fühle es!" Und sie beugte sich über Valerias Hand.

Die Nonne lächelte, indem sie leise den Kopf schüttelte; eine Thräne tropfte an ihrer Wimper. „Man sagt," versetzte sie, „es giebt Frauen, an deren Hals Korallenketten bleich werden, und andere, an deren Hals die Korallen sich röten. So giebt es wohl auch solche, deren Gegenwart hinreicht, um das helle Freudenrot der Wangen verblassen zu machen, und hinwieder andere, denen der Himmel die Gnade beschert, es rosiger erblühen zu lassen. Wenn eine Fähigkeit dieser Art mit Dankempfindungen erfüllt, wie sie die Brust der Seligen schwellen mag, so habe ich hin und wieder an den Freuden der Engel schon hienieden teil gehabt. Thue dazu, Kind, daß ihr Nachklang ein heller und beglückender bleibt."

* * *

„Aber Caroglio," mußte Nenella fast während der ganzen folgenden Nacht auf ihren Gatten hineinreden, „so schlag dir doch nur wenigstens bis morgen früh aus dem Kopfe, daß du ein arger Sünder bist! Jede Stunde habe ich schlagen hören, ich brauche ebensosehr der Ruhe wie du selbst. Was kannst du denn verbrochen haben? Du redest im Fieber. Ich kenne ja deine Art. Alles siehst du durch Vergrößerungsgläser! Gute Nacht! Was sollen die Kinder von dir denken! Gute Nacht!" Und sie stellte sich, als habe der Schlaf sie endlich überwältigt.

Signor Caroglio seufzte und legte sich auf die andere Seite. „Kein Gedanke,

daß ich die Augen schließen werde! Kein Gedanke, daß bei solchem Gewissensdruck ein Mensch schlafen kann!" stöhnte er vor sich hin; „ich werde zum heiligen Vater wallfahren müssen."

„Wallfahren!" rief Nenella, von neuem hellwach.

„Ja, wallfahren."

„Und wohin?"

„Nach Rom."

Nenella bekreuzte sich. „Ein Mann, der für Weib, Kinder und Haus zu sorgen hat, will nach Rom wallfahren!" rief sie händeringend. „Du mußt verrückt geworden sein! Von Neapel bis Rom zu Fuß! Und alle Landstraßen wimmeln von schlechtem Gesindel wie der Milchnapf von Fliegen! Was hast du denn verbrochen, Caroglio? Giebt es in Neapel denn keine Beichtstühle mehr? In jedem der zwölf Quartiere unserer Stadt will ich dir doch wenigstens zwanzig nachweisen. Du bist im Traum oder du hast zu viel getrunken. Rede endlich wie ein verständiges Wesen. Hast du wen erschlagen?"

„Gott soll mich vor solchem Unglück behüten!"

„So hast du gestohlen?"

„Eher würde ich meine Hand zu Sohlleder verklopfen!"

„Dann steht mir der Verstand still!" rief Nenella; „morgen schicke ich zum Doktor, der soll dir ein Dutzend Schröpfköpfe setzen."

Aber am Morgen, als man sich nach damaligem Brauch bei Gerstenaufguß und Honigbrot zum Frühstück im Hinterstübchen zusammenfand — die beiden Gatten sehr übernächtig, Nidiace mit einem Röschen im Haar, Filippo wie immer sorglich gekämmt und gebürstet, der kleine Simone mit begehrlich nach dem Honigtopf ausblickenden Augen —, da sollte plötzlich die Sache eine sehr andere Wendung nehmen.

Mit hohlen Wangen hatte Signor Caroglio seinen Platz eingenommen — wie ein Verzückter fuhr er in die Höhe, als er das auf seinem Teller liegende Brot anrührte, denn im selben Augenblick fiel es auseinander, und drei Zettel, drei Lotterielose, starrten ihn an; und welche! 7, 17, 71, die ersten der fünf gestern an sein enttäuschtes Ohr geklungenen Ziehungsnummern.

Er war nicht einer der wundergläubigsten Menschen seines Volkes und seines Jahrhunderts, aber daß er diesmal an ein Wunder glaubte — wer in seiner Stelle hätte es nicht gethan?

Das Nächste war, daß er die drei Glücksnummern küßte; dann lief er in die Ecke, wo das Bild des heiligen Januarius sich Tag und Nacht des Anblicks eines brennenden Lämpchens erfreute. Nachdem auch der heilige Januarius durch einen Kuß belohnt worden war, kam Nenella an die Reihe, dann Nidiace, dann Filippo und zu guter Letzt auch Simone, der eben eine Brotrinde in den Honigtopf tauchte.

Und darauf erst begann Signor Caroglio sich in Worten zu erleichtern.

„So steht es nämlich mit mir," rief er, „erfahret es denn alle, zum Verständnis des unerhörten Vorgangs, zur Beherzigung der darin liegenden Lehre, zur Warnung, zur Nachachtung, zum ewigen Gedächtnis — ach, ich weiß ja vor Freuden nicht mehr, was ich rede, denn — habt ihr's verstanden? — das ist eine Terne! da seht, Kinder, da sieh, Nenella, so sieht eine Terne aus ... und hier, hier leset den hohen Einsatz!"

Seine Augen strömten über.

„Esset und trinket," sagte er unter Freudenthränen, „jetzt sind wir oben auf; morgen schließen wir unsere Bude, und in diesem schönen Maimonat" — er faßte Nidiaces und Filippos Hände — „sollt auch ihr zwei ein glückliches Paar werden."

„Rede etwas mehr im Zusammenhang," bat Nenella; „zunächst: wer sagt dir, daß die Terne von dem heiligen Januarius kommt?"

„So höre denn," beruhigte Caroglio sie. „Im festen Vertrauen auf unsere heiligen Fürsprecher" — er blinzelte nach dem Schranke — „nahm ich ..."

„Nahmst du das Kruzifix der alten

Signora Petrajo und vertrödeltest es? O Caroglio!"

„Ich löſ' es noch heute wieder ein."

„Und wenn dieſe Terne dir nun nicht ins Haus ſchneite?"

„Dann wallfahrtete ich nach Rom."

„Und war damit das dir anvertraute Gut wieder zur Stelle geſchafft?"

„Nein, und eben weil ich mir das ſelbſt ſagte, verbrachte ich eine ſo entſetzliche Nacht. Du, arme Nenella, haſt ja mit davon zu leiden gehabt!"

„Die Hand an fremdes Gut legen!" ſeufzte Nenella; „und ſo etwas erzählſt du deinen Kindern zur Nachachtung? Ich möchte vor Scham in die Erde ſinken!"

„Habe ich zur Nachachtung geſagt? Man hört ja dergleichen freilich auch in dem Sinne, daß der Prediger eine abmahnende Bedeutung damit verbindet. Und ſeht, Kinder, kommt ihr je in eine ſo arge Verſuchung, wie ſie der Santo Diavolo eurem armen Vater bereitet hat, und habt ihr dann das Unglück, gleich ihm zu ſtraucheln, ſo erinnert euch dankbar eurer Eltern, die euch zu frommen Menſchen erzogen und denen zuliebe ihr fleißig gebetet habt. Würden mich ſonſt die Heiligen nicht elendiglich haben ſtecken laſſen? Jetzt haben ſie mich gnädiglich aus der Grube, in die ich geraten war, beim Schopfe wieder herausgezogen — alles, weil ich mich täglich ihrem Schutze empfahl. So meint ich's mit der Nachachtung und mit der Beherzigung, Nenella. Und jetzt mache zu unſerem Glück ein fröhliches Geſicht."

Er blickte ſich nach Ridiace um, da er Nenellas Augen in derſelben Richtung haſten ſah.

„Du meinſt, ſie ſtecke dahinter?" fragte er, bei der verlegenen Miene Ridiaces auf einmal gleich Nenella die Wunderdeutung ins Wanken kommen ſehend.

„Keine andere als ſie iſt es geweſen!" rief Nenella aufſpringend.

„Aber wie wäre das möglich?"

„Sie iſt es geweſen!"

„So rede doch, Kind!" rief Signor Caroglio.

Ridiace hatte ſich abgewandt. Ihre Augen tropften. „Nur dir, Mama, kann ich alles ſagen," ſchluchzte ſie.

„Geht ihr anderen an die Arbeit," ſagte Nenella und zog Ridiace an ihre Bruſt; „mir iſt's, als ob wir alle Urſache haben, noch ferner fleißig die Hände zu rühren. Und ich will dazu nicht murren."

* * *

Bis zum Nachmittag dieſes Tages mußten alle in dem Schuſterlädchen einſprechenden Kunden ſich's gefallen laſſen, von dem einſilbigen Filippo bedient zu werden.

Einſilbig war Filippo aber mit Fug und Recht. Er hatte, in der Werkſtatt auf ſeinem Dreiſuß ſitzend, als Ridiaces Beichte vorüber war, die Mutter zu Signor Caroglio in den Laden treten ſehen und gehört, wie ſie ſagte: „Weder der heilige Januarius noch der heilige Biagio hat die Glückszettel in das Brot geſteckt. Ridiace that es. Warum? weil wir ſeit ihrer Kindheit ihr ſo viel Gutes erwieſen und ſie bemerkt haben mochte, daß du gern in eine volle Kaſſe greifſt."

„Der Tauſend!" hatte Signor Caroglio gerufen.

„Ja, aber," hatte Nenella erwidert; „ſie ſelbſt hat die Terne nicht gewonnen."

„Wer denn in aller Welt?"

„Rate."

„Heraus damit! Wer war's?"

„Der Schlingel Baſilio!"

Bei dieſem Namen war der Vater Filippos im Geſicht ſchier grün geworden.

Nenella hatte hinzugefügt: „Was ich von Zeit zu Zeit über ihn gehört hatte, ſage ich dir ein andermal. Für heute nur ſo viel: ich hatte längſt gemerkt, daß unſer und vor allem dein Zorn gegen den armen Jungen bei Ridiace ein Fürſprecher zu Baſilios gunſten geweſen war. Sie hielt dafür, einem Kinde etwas ſo lange nachzutragen, das ſei nicht mehr chriſtlich, und auf dieſe Weiſe hat der Gedanke an ihn ſie nicht losgelaſſen. Was man aber lange im ſtillen mit ſich herumträgt, das wird

einem vertraut, das wird einem mit der Zeit lieb und immer lieber. Und so hat die gute Schwester Valeria denn zuletzt das Geheimnis des armen Mädchens erraten und Sorge getragen, daß sich beide unter ihren Augen in Zucht und Ehren einmal das Herz frei sprechen konnten ..."

„Und?"

„Und weil Basilio während dieses Gespräches die Glücksnummern am Kastell ausstecken sah ..."

„Weiter, weiter!"

„Und die Terne ihn plötzlich gegen unseren armen Filippo, wie Nidiace meinte, in Vorteil brachte, so sehr in Vorteil, daß Nidiace sich schämte, Caroglio, als Lohn für alle deine Güte deinen Sohn zurückzuweisen ..."

„Weiter, weiter!"

„So ist Basilio auf den hochherzigen Einfall gekommen, sich selbst von dem Gewinn ganz loszusagen ..."

„Und?"

„Und auf diese Weise kamen die drei Gewinnlose in das Brot hinein."

Darauf hatte der Vater Filippos eine ganze Weile mechanisch mit dem Schiebemaß gespielt, und Nenella hatte ihn spielen lassen und, in die Werkstatt tretend, das Haar des armen Filippo gestreichelt, der das Leder zu einem Grenadierstiefel zuschnitt oder vielmehr verschnitt, denn es wurde ein Kinderstiefel daraus.

Endlich hatte der Vater Filippos die drei Lose wieder aus der Westentasche hervorgezogen und zu Nenella gesagt:

„Gieb sie zurück. Ich mag sie nicht."

„Das freut mich," hatte Nenella geantwortet, „ich mag sie auch nicht, denn Basilio ist ein armer Schlucker, Nidiace desgleichen, und was wir ihr Gutes erwiesen, hat sie uns reichlich vergolten; würden wir sie sonst als unsere Schwiegertochter im Hause zu behalten wünschen?"

Der Vater Filippos hatte schwer geseufzt.

„Und nun gieb mir auch den Pfandschein über das Kruzifix," hatte Nenella gesagt.

Signor Caroglio war zusammengezuckt. Er mochte alle die Schreckbilder der durchwachten Nacht wieder vor sich aufsteigen gesehen haben.

„Wie können wir daran denken, ihn auszulösen!" hatte er gesagt; „woher das viele Geld nehmen?"

„Das ist jetzt meine Sorge," hatte sie geantwortet; „komm mit nach dem Goldschmied, der dir auf das Kruzifix borgte."

So waren sie aus dem Hause getreten, der Vater wie verstört, die Mutter ruhig, wie es ihre Art war.

Draußen vor der Thür hatte Nidiace, wie sie, seit sie Spitzen arbeitete, es öfter zu thun pflegte, auf einem Stuhle emsig arbeitend gesessen, mit dem Röschen im Haar und, trotz mancher sie anfliegenden Beklemmung, doch ein Bild des Glückes — ein rechtes Gegenstück zu dem armen Filippo drinnen.

Es waren keine so feinen Spitzen, wie sie Alençon und Valenciennes einst für den Stiefelbesatz der Hofleute des Roi soleil lieferten und wie sie nur, wenn in kellerartigen Räumen verfertigt, den Ruf höchster Vollendung genossen; was Nidiace draußen im Freien mit der Nadel arbeitete, waren bescheidene Nachahmungen der einstigen venetianischen Damenlieblinge, der punti tagliati; aber naß werden durften sie dennoch nicht, und Nenella griff rasch nach der Arbeit Nidiaces, als schon bei Signor Caroglios ersten Worten die Thränen der Pflegetochter auf das mühsame Stickwerk tropften.

„Hier sind die Lose zurück," hatte er gesagt; „du hast mir einen Stich ins Herz gegeben — ich weiß erst jetzt, wie wahr das Sprichwort ist: Erst treten einem die Kinder auf den Schoß und dann aufs Herz."

„Das ertrag ich nicht!" hatte Nidiace händeringend geschluchzt; „ich bleibe bei Euch, Vater Caroglio! Seid nur wieder gut! Ich will Euch nicht verlassen! Ich wußte ja, es würde mir das Leben kosten!"

„Thorheit!" hatte Nenella gerufen; „mache an Basilio gut, was wir an ihm

schlecht gemacht haben!“ Und sie hatte Signor Caroglio mit sich fortgezogen.

Mit den zurückgewiesenen Losen in der Hand war Nidiace ratlos sitzen geblieben. Dann hatten Vorübergehende sich ihren Spitzenvorrat zeigen lassen und dabei die im ganzen Königreich gestern und heute aller Welt vor Augen gewesenen Nummern gewahrt: 7, 17, 71 — eine Terne! Und die glückliche Besitzerin derselben hatte verweinte Augen?

Nidiace war genötigt gewesen, sich ins Haus zurückzuziehen.

„Filippo,“ hatte sie gerufen, „bist du allein? Was soll denn mit mir werden? Du hast gehört, wie sich alles verhält. Sage du das entscheidende Wort. Ich bin wie verwirrt.“

Er war lange nicht zum Reden zu bringen gewesen, denn er artete weder seinem sanguinen Vater nach, noch seiner rasch das Rechte treffenden Mutter. Endlich hatte er gesagt: „Es wird vorübergehen, Schwester.“

„Nein, sprich, ob ich Basilio aufgeben soll?“ war sie in ihn gedrungen.

„Kann ich's sagen?“

„Du mußt es! Dein Wort soll den Ausschlag geben!“

Und Filippos Wangen hatten zu flammen begonnen.

Die Stirn in die Hand gestützt, war er dagesessen, seine Ahle und das Lederstück, an dem er bei ihrem Eintreten gearbeitet hatte, auf den Knien.

„Entscheide, was werden soll, Bruder!“

Da hatte er sich langsam von seinem Dreifuß erhoben. „Schwester,“ hatte er gesagt, „wie sprach doch die Mutter vorhin zu meinem Vater? ‚So etwas erzählst du deinen Kindern? In die Erde möchte ich sinken! O Scham! o Schande! die Hand an fremdes Gut zu legen!‘ So hat sie zu meinem Vater gesprochen. Ich dachte damals: Unglücklicher lieber Vater! Dergleichen vor seinen Kindern hören zu müssen! Schlimmer noch: dergleichen mit Recht hören zu müssen! — So dachte ich. Soll ich selbst so bald schon die Hand an fremdes Gut legen? Führe mich nicht in Versuchung, Schwester.“

Und Nidiace war ihm um den Hals gefallen. „So bleiben wir wenigstens gute, treue Geschwister!“ hatte sie gestammelt. Dann hatte sie ihm mit Heftigkeit und einem von Dankbarkeit übervollen Blick die Hand gedrückt, und Filippo war in seiner freudenöden Werkstatt allein geblieben.

* * *

Zwei Monate später war Nidiaces Hochzeit. Warum hatten die Gesichter aller Beteiligten ohne Ausnahme jene Heiterkeit wiedergewonnen, zu welcher das ewig sonnige Blau des neapolitanischen Himmels die Golfbevölkerung tagtäglich von neuem auffordert? War es nur die den Neapolitanern angeborene Fähigkeit, sich in Unvermeidliches zu fügen, sich leicht zu tröften oder tröften zu lassen?

Zunächst Signor Caroglio. Die Geschichte mit dem Kruzifix hatte zu Tage gebracht, daß die Sachen im Vico dei Pallotinari nicht halb so übel standen, wie die Gläubiger des in seinem Rechnungswesen ungeregelten Schusters dies befürchtet hatten. Seit Jahren war Nenella bemüht gewesen, im stillen Ersparnisse zu machen. Was sonst durch den Schornstein gegangen wäre, hatte sie solcherart für die Tage etwaiger Verlegenheiten gerettet. Man stand in dem Schusterhause auf festen Füßen, konnte dem Abend des Lebens mit Gemütsruhe entgegensehen und, wenn es denn sein mußte, auch mit einem bescheidenen Lottoeinsatz sich allwöchentlich eine kleine Zerstreuung gönnen. Was den passo falso, den Fehltritt, mit dem verpfändeten Kruzifix betraf, so hatte Nenella ihren Kindern gegenüber die Schuld insofern mit auf die eigenen Schultern genommen, als Signor Caroglio zu jenem passo falso ja nur durch den Wahn veranlaßt worden, es stehe mit seinen Finanzen schlechter als schlecht — ein Wahn, den sie verschuldet hatte, wenn auch in der guten Absicht, seine sanguinen Projektenmachereien zu zügeln. In seinen eigenen Augen wie in denen seiner Kinder fühlte Signor Ca-

roglio sich durch diese Teilhaberschaft wieder im Besitz seiner bisherigen Makellosigkeit. — Was seinen Haß gegen Basilio betraf, so war ihm selbst, wie er eines Tages der Nonne Valeria gestand, seit langem nicht klar gewesen, worin dieser Haß eigentlich wurzelte, da man ihm unzähligemal deutlich bewiesen hatte, jene Kindheitsstreiche erklärten ein so zähes Beharren bei jenem unchristlichen Gefühl durchaus nicht zur Genüge. Da hatte Valeria ihm denn das Rätsel gelöst. „Wäret Ihr von Anfang an nicht in das Nesthäkchen vernarrt gewesen," hatte die Nonne gesagt, „so hättet Ihr Basilio Basilio sein lassen und wäret mit der ganzen Welt in Frieden geblieben."

„Ja, aber wie meint Ihr das, heilige Schwester?" hatte Signor Caroglio gefragt.

„Das meine ich so," war ihre Antwort gewesen; „eine Ahnung sagte Euch: in diesen bildschönen Jungen ..."

„Es war ein Range!"

„Gut denn: in diesen bildschönen Rangen ..."

„Wird sich das Nesthäkchen dereinst ..."

„Noch verguden; ganz recht, Signor Caroglio; und dann ..."

„Dann haben wir's die längste Zeit gehabt... Hm, ich glaube, Ihr seid auf rechter Fährte, heilige Schwester."

„So ist's gekommen."

„So mag's gekommen sein, daß er mir unleidlich war."

„Und daß Nidiace ihn nicht vergessen konnte."

„Aber was ist nun zu machen?" hatte der Schuster gerufen. „Alle meine Töchter sind aus dem Neste geflogen; Nidiace, unser liebes Nesthäkchen, hätte ja flügge werden dürfen und dennoch mit unserem Filippo im Neste bleiben. Denkt nur, heilige Schwester, wie sollen wir verwinden, daß sie nicht mehr um uns sein wird!"

„Verwinden werdet Ihr's am raschesten," schloß die Nonne, „wenn Ihr den letzten Groll gegen Basilio mit der Wurzel aus Eurem Herzen reißt und dem jungen Pärchen die Wege zu Euch mit Blumen bestreut."

„Ahi lásso! Ach, ich Elender!" seufzte Signor Caroglio; „aber Ihr habt recht, heilige Schwester."

Und im nächsten Augenblick hatte sich, wie von einem Sonnenstrahl durchleuchtet, sein Gesicht erheitert. Aus dem Herzen gerissen war in der That der Groll gegen Basilio bis auf die letzte Wurzelfaser, und von nun an gedachte er der Jugendstreiche des ihm einst so verhaßt Gewesenen nicht ohne einen schelmischen Zug um die Lippen.

Das durfte er um so eher, als sich bald genug herausstellte, daß ein Trostbedürftiger, wie der arme Filippo einer war, immer Teilnahme, vor allem bei den jungen Mädchen, findet. Aus Teilnahme erwächst aber auch wohl der Wunsch, bessere Hilfe zu bringen, als bloße Blicke und Worte dies vermögen, und aus solchem Wunsche keimt hin und wieder in der Brust eines hingebend gearteten jungen Wesens die Blütenknospe wirklicher Neigung. Das Glück, eine solche zu erwecken, war dem armen Filippo beschert worden, und wenn er und Angelina, seine freundliche Trösterin, bis jetzt auch nur erst so weit waren, daß sie bei jeder Begegnung von Nidiace redeten und einander im Rühmen ihrer Vortrefflichkeit überboten, so leuchtete doch schon etwas in den Blicken beider, was wie ein sonniger Morgen nach wochenlangem Regen aussah.



Die Saalburg.

Von
August v. Cohausen.

Im Spätsommer des Jahres 1883 waren die Augen Europas freundlich und unfreundlich auf Homburg gerichtet. Der deutsche Kaiser hielt dort Hof, umgeben von Königen und Fürsten und von hohen Offizieren aller Nationen. Er leitete die Truppenübungen, welche sich in dem breiten Thal bewegten, auf das der Taunus herabschaut und das durch niedrige Höhen von dem des Mains getrennt ist. Es ist die breite Pforte zu der gesegneten Wetterau und zu den Straßen, die nach Hessen und Thüringen führen.

Offen und breit liegt das Land vor uns, und doch wie ganz anders offenbart es sich vor den Augen des Landwirts, des Forstmanns, des Wiesenbauers, des Geologen, wie anders vor denen des Militärs. Wir gestehen, daß wir jetzt mit den Interessen des letzteren den Truppenbewegungen folgten. Dort hält der Kaiser, der König von Sachsen und der von Spanien, und auch Moltke, der große Schweiger, hält bei ihnen. Die Kolonnen ziehen die geradegestreckten Landstraßen entlang, sie dehnen sich aus auf den breiten Rücken, sie senken sich in die Gründe, stutzen an den schmalen Niederungen und Bächen, welche das Thal quer durchschneiden, sie folgen der Richtung zu den wenigen Brücken, wo die Wege zusammenlaufen und jenseits sich wieder ausbreiten.

Fig. 1.

Ungeduldig scharrt das Pferd den Boden; es scharrt einen Ziegel aus, den aus der Menge der Zuschauer ein freundlicher Mann uns reicht. Sieh da! eine römische Inschrift, der Stempel der vierzehnten Legion! (Fig. 1.) Solche und andere fände man viele. Nahe der Stelle, wo die Römerstraße die Wiesen überschreite, die sich längs dem Urselbach vom Gebirge bis zur Nidda ziehen, liege bei Heddernheim eine Römerstadt; da grabe man die Ziegel haufenweis und noch viele andere Altertümer; und dort oben im Gebirgssattel über Homburg liege ein Kastell, das Drusus erbaut habe. Dazu zeichnete er mir auf die Rückseite des Ziegels, als gehöre er selbst der Truppe der römischen Kundschafter an, mit wenigen schematischen Strichen eine Karte der Gegend, welche ich, nur noch mit den mündlich genannten Namen versehen, hier wiedergebe. (Fig. 2.) Fürwahr, die Ulanen mit ihren schwarzweißen Fähnlein begannen mir zu Reiteralen zu werden, der schwere Tritt der römischen Legionen dröhnte zu mir herüber, die Hilfskohorten schwärmten aus, das Westcorps, das den Ursel-Heddernheimer Abschnitt überschritten hatte, wurde

zum Konsularheer des Drusus, vor dem das Ostcorps der Katten zurückwich.

Was Tacitus verschwiegen, ergänzten die Truppen; es war, als ob ein Sonnenblick das ganze Gelände überstrahlte, als ob der römische Feldherr und sein Heer, die bisher im Nebel über einem verdeckten unbekannten Land gewadet, plötzlich realen Boden unter die Füße bekämen und es ein Leichtes sein müßte, die kurzen gehaltvollen Sätze des Römers zu verstehen und anzuwenden.

Wir sind auf der rechten Bahn, hier war es, wo Drusus im Jahre 11 v. Chr. gegen die Katten vordrang, in dieser Gegend muß er das Präsidium gebaut haben, das sein Sohn Tiberius 26 Jahre später wieder aufrichtete, als er auf derselben Straße vorging.

Fig. 2.

Aber vom Übel war es, daß die Römer auf ihren Märschen gegen die Katten etwa von Mainz gegen Gießen vormarschieren mußten und in ihrer linken Flanke stets bedroht waren von den kattischen Stämmen, welche aus dem Waldgebirge an der Lahn über den Taunus herabstiegen und sich auf sie stürzen konnten. Solange das möglich war und plötzlich geschehen konnte, waren die Kornkammer der Wetterau und deren vielbegehrte Salzquellen nicht festzuhalten und im römischen Interesse auszubeuten. Einer Sicherung bedurfte es, welche den Taunus unübersteiglich machte. Und diese wurde wirklich ausgeführt und zwar weiter, als nur zu dem angegebenen Zweck nötig gewesen wäre.

Die Römer legten unter Domitian gegen Ende des ersten Jahrhunderts einen Grenzwall an, der unsern dem Siebengebirge am Rhein begann, dem rheinischen Gebirge folgte, oben über den Taunus zog, die Wetterau umkreiste und sich an den Main oberhalb Hanau wieder anschloß, um immer weiter ostwärts an der Donau zu endigen.* Sie besetzten ihn mit Kastellen und Warten, und uns ist bei der Saalburg Gelegenheit gegeben, einen der interessantesten und lehrreichsten Teile dieser Grenzlinie zu sehen — dazu laden wir unsere Leser ein.

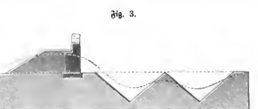
Schon von ferne war uns die tiefe Einsattelung des Gebirges aufgefallen, welche jenseits Homburg sichtbar wird und welche wie durch die neuen, so auch durch die alten Verbindungswege zwischen der Ebene und dem überhöhischen Waldland benutzt worden ist. In der That finden wir außer der Landstraße, die von Homburg nach Usingen führt, auch die

* Der römische Grenzwall. Von A. v. Cohausen. Mit 52 Tafeln. Wiesbaden, bei Kreidel, 1884.

Reste einer Römerstraße, und zahlreiche, tief eingeschnittene Hohlwege, welche durch den Wald dort hinausziehen. Oben auf der Paßhöhe teilen sie sich, um rechts die Usé, links die Thäler der Lahn zu erreichen; in der Gabelung aber liegt das Kastell Saalburg.*

Man kann es als Normalmodell eines römischen Kastells ansehen, dem weder in Deutschland noch in Frankreich und Britannien etwas Ähnliches an die Seite gestellt werden kann; nicht als ob alle anderen nach seinem Schema erbaut wären, sondern weil es mit allen Anlagen und Einrichtungen versehen ist, die dem römischen Befestigungswesen und ihrem Hausbau eigen sind, und daher sich durch seine klare Übersichtlichkeit und Erhaltung am besten zur Demonstration eignet. Reich an Fundstücken, welche im Saalburg-Museum in Homburg ihre trefflich geordnete Aufstellung gefunden, vertreten dieselben sowohl in Bauteilen, wie Werkzeugen, Geräten und Schmucksachen eine bestimmt abgegrenzte Zeit: das zweite und dritte Jahrhundert. Der Besuch des Museums ist nicht minder belohnend und belehrend als der der Saalburg und ergänzt die dort gewonnene Anschauung aufs beste. Wer, durch den Namen verführt, dort burgartige Mauern und Türme erwartet hat, wird sich getäuscht finden. Er hat eine höchstens 2 m hohe mauerbekleidete Umwallung vor sich, um welche ein etwa ebenso tiefer doppelter Graben herzieht. Es wird dadurch ein von Süden nach Norden gestrecktes längliches Rechteck von dreihundert Schritt Länge und zweihundert Schritt Breite gebildet, dessen Ecken abgerundet sind. Wenn uns die Höhenmaße gering vorkommen, so hat sich durch Nachgrabung und Vergleichung mit anderen römischen Befestigungen ergeben, daß sie auch einst, als das Kastell in seiner ursprünglichen Verteidigungsfähigkeit dastand, nicht viel bedeutender waren. (Fig. 3.) Hinter der etwa 1,80 m starken und 2,25 m hohen Bekleidungsmauer schüttete sich ein ebenso hoher und ebenso breiter Wall an, zu welchem eine sanfte Böschung vom Inneren des Kastells hinaufführte. Oben waren die mit dem Gladius, dem kurzen römischen Schwert, und dem Pilum, der neunfüßigen Wurflanze, bewaffneten Verteidiger geschützt durch die Zinnen; diese bestanden aus der auf der Wallmauer aufsitzenden 80 cm hohen und etwa ebenso dicken Brustmauer, auf welcher sich die Mäuerchen oder Winberge von etwa gleicher Breite und Höhe erhoben, so daß die

Fig. 3.



Gesamthöhe von der Berme oder dem Fuß der Mauer bis zu ihrer Kante etwa 4,50 m betrug; dazwischen blieben die sogenannten Zinnenfenster offen, in einer Breite, welche in alter Zeit größer, bis 2,50 m betrug, später aber sich immer mehr verschmälerte, so daß sie eben nur ausreichten, daß ein Mann sich durch dieselbe vorlehnen und in den Graben hinabschauen konnte. Die Verteidigung begann mit dem Pilum, das mit Sicherheit fünfundzwanzig Schritt weit geworfen werden konnte; und in der That liegt der jenseitige Rand des Doppelgrabens fünfundzwanzig Schritt von der Zinne; der Angreifer konnte also eben in dem kritischen Moment getroffen werden, wo er am Rand des Grabens stutzte und in denselben hinabspringen mußte; die Grabensohle war schmal, oder besser gesagt spitz; sie bot keinen Stand, es mußte der schmale, gleichfalls scharfe Erdrand, der beide Gräben schied, erstiegen und dann der zweite Graben mit denselben

* Das Römerkastell Saalburg. Von A. v. Cohausen und L. Jacobi. Zweite Auflage. Homburg v. d. H., bei F. Fraunholz

oder größeren Schwierigkeiten überschritten werden, fortwährend Blößen gebend, die der Schild nicht deckte; ja, wir wissen, daß das Pilum, dessen vordere Hälfte eine dünne Eisenstange mit einer widerhakigen Spitze war, wohl durch zwei Schilde drang, sich umbog und nicht herausgezogen werden konnte, so daß die tapferen Germanen dann die Schilde fahren ließen und ohne deren Schutz vordrängten — das aber war der Augenblick, den die römische Taktik benutzte, zu den Thoren auszufallen, mit dem fürchterlichen Schlachtmesser, dem Gladius, das Handgemenge zu beginnen und zur Entscheidung zu bringen.

Deshalb hatte das Kastell ganz allgemein vier Thore: die Porta Decumana in der Mitte der dem Inlande zugekehrten Schmalseite, ihm gegenüber, gegen das Ausland gerichtet, die Porta Prätoria, und zunächst dem hinteren Drittel der beiden Langseiten die beiden Prinzipalthore, die Dextera und die Sinistra. Wir haben sie vorzugsweise als Ausfallthore zu bezeichnen, während die Porta Prätoria bei Kriegsbereitschaft zugemauert oder mittels Rasen zugedämmt und die Porta Decumana zum Einmarsch der Truppen und zum friedlichen Verkehr mit dem Inlande und der bürgerlichen Ansiedelung hinter dem Kastell bestimmt war. Es war daher breiter; hier selbst ein Doppelthor. Die Thore waren mit hölzernen Thorflügeln geschlossen, deren Holzstärke wir zu 7 cm angeben können, da uns viele Nägel erhalten sind, mit denen sie beschlagen waren und deren Umbiegung uns jenes Maß erhalten hat. Die Thore drehten sich in eisernen Pfannen, deren wir gleichfalls noch mehrere an Ort und Stelle gefunden haben.

Vor den Thoren waren die Gräben nicht durchgeführt und etwa durch eine Zugbrücke ergänzt, sondern ein Damm vermittelte die Verbindung mit dem Vorland; nur vor der Porta Prätoria scheint er gefehlt zu haben.

Rechts und links neben den Thoren stand ein viereckiger Turm, der nicht vor die Wallmauer vortrat, sondern der inneren Wallanschüttung als Anlehnung diente. Diese Türme hatten einen quadratischen inneren Raum von 3 bis 4 m, der für die Thorwache genügen mochte, und erhoben sich zu einem oder zwei Stockwerken über den Wall. Aus Funden von Gewölbsteinen und anderen Bruchstücken geht hervor, daß die beiden Öffnungen des Decumanthores überwölbt waren und daß vor dem Mittelpfeiler auf einem Untersatz eine Statue und zwar eines Genius loci, eines Schutzheiligen des Ortes, stand. Er trug die Mauerkrone auf dem Haupt, in der Linken ein Füllhorn und in der Rechten eine Schale, mit welcher er auf einem kleinen neben ihm stehenden Altar opferte. Es war kein Praxiteles, der ihn gemeißelt! (Fig. 4.) Die beiden Thortürme waren über den Thoröffnungen miteinander verbunden, was die Verteidigung des Thores nicht wenig erleichterte.

Fig. 4.



In der Regel scheint der Überbau nur ein Fachwerkbau mit Lehmstockwerk und mit Stroh oder Schindeln bedeckt gewesen zu sein; so haben uns wenigstens die Nachgrabungen gelehrt, die uns zugleich den Einblick gewährt haben, daß alles durch Brand zerstört worden ist. Überhaupt dürfen wir uns die Bauten, fern von aller Pracht, meist nur ärmlich und zum Notbehelf vorstellen. Nur die Porta Decumana scheint, als zumeist in die Augen fallend, auch stattlicher als die übrigen gewesen zu sein; — treten wir durch sie ein. Wir können das Innere des Lagers nicht auf

einmal ganz übersehen, da das uns zunächst liegende Drittel etwas ansteigt, die beiden anderen aber nach dem Ausland hin abfallen; auch ist ein großer Teil noch mit Strauchwerk bewachsen, und über dem Ganzen sind hochstämmige Bäume stehen geblieben, welche erhalten bleiben sollen.

Wenn, wie es militärischer Gebrauch, das dem Feinde Zugekehrte vorn, das Entgegengesetzte hinten genannt wird, so teilt sich das Lager in drei Teile: das Vorderlager, Prätentura, das Mittellager, Latera Prätorii, und das Rücklager, Retentura. Sie sind durch Wege geschieden. Ein Querweg, die Via Principalis, verbindet die beiden Prinzipalthore und setzt sich außerhalb des Lagers bis zu den früher genannten Landstraßen fort; er scheidet die Retentura vom Prätorium. Die Prätentura soll durch die Via Quintana von dem Prätorium geschieden sein, doch hat sich nichts von ihr in der Saalburg gefunden. Auch in der Längenrichtung wird die Prätentura von zwei Wegen durchschnitten, ohne daß dieselben jedoch auch für andere Kastelle als Norm dienen können. Desgleichen wird die Retentura durch einen Weg halbiert, welcher von dem Dekumanthor in das Prätorium führt, nach rückwärts aber ganz geradlinig sich meilenweit — oder genauer gesprochen 13,25 km weit — verlängert, bis zu dem Thor der mehrgenannten Römerstadt bei Heddernheim.

Der Umstand, daß diese lange, an einem Ende auf einen bestimmten Punkt hingerichtete Römerstraße auch die Längenachse des Kastells ist, läßt erraten, daß ihre Anlage oder wenigstens ihre Absteckung der des Kastells vorausgegangen, das Kastell also späteren Datums als die Straße und ihr Endpunkt Heddernheim ist.

Die Retentura ist für den Proviant mit seinen Beamten, Quästoren, bestimmt. Auf der linken Seite liegt ein Gebäude, dessen Räume zum Teil durch unterirdische Heizung erwärmt werden konnten. Es waren Bureau-, Kassen- und Wohnräume; sie mochten wohl noch durch fundamentlose Holzgebäude, deren Spuren natürlich verschwunden sind, vermehrt gewesen sein. Rechts der Straße liegt ein großes, 20 à 24 m messendes Gebäude, welches in der Quere durchzogen ist durch viele, kaum 2 m voneinander entfernte Mauern; die dadurch entstandenen schmalen langen Räume sind an sich zu jedem Zwecke unbrauchbar, erklären sich aber leicht, wenn man die Parallelmauern ansieht als Auflager für Balken, welche große Lasten zu tragen haben. Auch wir geben einen solchen Unterbau unseren Getreide- und Mehlmagazinen, und ein solches wird auch das vor uns liegende gewesen sein.

Ja, es hat noch einen Einbau, der es wahrscheinlich macht, daß er als Fleischkammer für Geräuchertes und Gesalzenes gedient habe. Er liegt nämlich auf der Nordostecke, also dem kältesten Teil des Baues, und ist zur Kühlhaltung mit doppelten, nur einen schmalen Raum zwischen sich lassenden Mauern umgeben, und was die Vermutung bestärkt, sind sowohl zahlreiche Knochen von Haustieren als auch sechs S förmig gekrümmte spitze Fleischhaken, die wir darin fanden. Hinter dem Magazin finden wir noch die Überreste zweier heizbarer Räume und einen 10 m tiefen, teils in Felsen gehauenen, teils rund aufgemauerten Ziehbrunnen, der fortfährt, auch uns mit gutem Trinkwasser zu versorgen.

Die etwaige Mitte des Kastells nimmt das Prätorium ein; ihm vorgebaut ist ein großes, von jeglichem Einbau freies Haus — ein Exerzierhaus. Wir würden Anstand nehmen, eine anscheinend so moderne Anstalt in unserem Pfahlgrabenkastell zu suchen, wenn nicht Vegez deren Notwendigkeit so bestimmt hervorhöbe, um die Soldaten auch bei schlechtem Wetter im Werfen des Pilum und der Marcio barbuli und die Reiter zu Pferd zu üben. Er läßt sich dann weitläufiger als nötig über die Dachbedeckung dieser Übungssäle und gleichzeitigen Reitbahnen aus. In der That sind ihre Maße auch jenem Zweck angepaßt, denn die lichte Länge beträgt 51 und die Breite 15 Schritt; da

nun das Pilum mit Sicherheit höchstens 25 Schritt weit geworfen werden kann, so reicht das Haus gerade für zwei Abteilungen à 25 Mann in zwei Gliedern aus, welche, in der Mitte stehend, Mann für Mann nach den Thoren an beiden Enden oder nach dort aufgestellten Scheiben werfen können. Nach dem Prätorium hin hat das Haus fünf Thore, an denen die Offiziere stehen und den Übungen zusehen konnten. Nach dem Dekumanthor führt nur eine Öffnung. An das Exerzierhaus schließt sich, nur durch einen Zwischenraum, der eben für die Dachtraufe genügt, getrennt, das Prätorium an. Es bildet mit dem Exerzierhaus zusammen ein Viereck von 60 m Länge und 45 m Breite und gleicht merkwürdigerweise in seiner Gesamtanlage ganz dem antiken Haus, wie wir es aus den Plänen von Pompeji kennen; ja, es gleicht selbst in den Maßen nahezu dem Haus des Pansa daselbst, welches 61 à 34 m mißt.

Auch bei diesem haben die gegen die Straße hin gelegenen Räume mit der inneren Ökonomie des Hauses nichts zu thun, sondern sind als Kaufläden an andere vermietet, sowie das Exerzierhaus auch mit den Wohn- und Geschäftsräumen des Prätoriums nichts gemein hat als die fünf Thore, welche sich nach einem kreuzgangartigen Flur, dem Portikus, öffnen; dieser umzieht einen quadratischen Hof, das Atrium, und ist von demselben wahrscheinlich nur durch eine Brustmauer getrennt, auf welcher hölzerne Säulen stehen, um das Dach zu tragen. In diesem Hof lief das Regenwasser in zwei Impluvien, die hier durch zwei tiefe Brunnen vertreten waren, zusammen. Diese Brunnen, welche jetzt nur mehr als seichte, trichterförmige Vertiefungen bestehen, sind zur Zeit ausgegraben und 10 m tief gefunden worden, nachgehends aber wieder eingestürzt. Außer ihnen findet sich in dem Atrium da, wo auch im bürgerlichen Haus ein Opferaltar zu stehen pflegte, ein kleines, vielleicht tempelartiges Bauwerk, nicht größer als $5^1/_2$ m ins Geviert; wir erkennen es als ein Sacellum, in welchem die Feldzeichen, das Bild des Kaisers und das des Lokalgenius aufgestellt war und vor welchem auf dem Altar die Brandopfer dargebracht wurden. Die Bruchstücke des Altars haben wir an dieser Stelle und die zerschlagenen Glieder des Schutzgeistes zerstreut umherliegend gefunden.

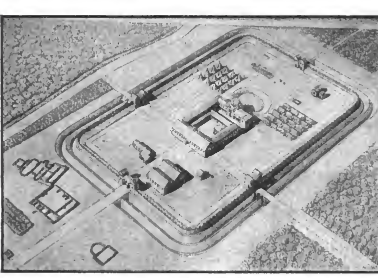
Gegen den Portikus öffnen sich in den vom Atrium abgelegenen Seiten verschiedene Wohn- und Vorratsräume und empfingen auch ihr Licht von ihm.

Hinter dem Atrium liegt ein zweiter 9 m breiter und 29 m langer Hof, das Peristyl, so daß der das Atrium umgebende Säulengang in ähnlicher Weise auch in den zweiten Hof schaut und gewissermaßen den Gebäudeteil des antiken Hauses vertritt, welcher Tablinium genannt wurde, und das Vorhaus von der Intimität des inneren Hauses trennte. Die Stellung der Säulen oder Holzpfosten, die das Peristyl umgaben, ist noch kenntlich durch die Sockelsteine mit Zapfenlöchern, in welche jene eingesetzt waren. Sie trugen einerseits, gemeinschaftlich mit denen des Portikus, das Dach des Tabliniums, auf der anderen Seite das leichte Stockwerk der das Peristyl umgebenden Räume, von welchen einige ebenerdige durch Hypokausten heizbar waren. Auf der linken Seite des Peristyls liegen, halb in die Erde gesunken, zwei schwere Sandsteinplatten ohne Schrift und auch ohne Unterlage; es ist möglich, daß sie das Piedestal einer Bronzefigur trugen. Von einer solchen haben sich nämlich zahlreiche Bruchstücke vom Gewand, von einem Palmzweig und von einer Hand umhergestreut gefunden, und aus dem Verhältnis eines Fingers hat man berechnet, daß das Bildwerk etwa neun Fuß hoch war, sowie aus dem Palmzweig und der Gewandung geschlossen, daß es eine Viktoria dargestellt hat.

Die Mitte des dem Tablinium gegenübergelegenen Teiles des Peristyls nimmt ein Bauwerk ein, das größer und stattlicher und, wie wir vermuten, auch höher als die übrigen Räume war: der Ökus,

wie es beim bürgerlichen Wohnhaus heißen würde. Es enthielt im Erdgeschoß den Speisesaal, während der obere und oberste zur Umschau mit einer Galerie, wie die Warttürme, welche die Trajanssäule uns abbildet, umgeben war.

Unmittelbar am Fuß des Turmes, in der Prätentura, bildet die Erdoberfläche einen ovalen schüsselförmigen Platz, dessen gepflasterter Boden 14 à 11 m und dessen amphitheatrisch ansteigender Rand 3 m



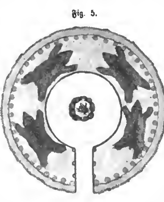
Die Saalburg aus der Vogelschau.

mißt. Schon aus der Beschreibung, mehr aber durch den Anblick weiß man dem Raume keine andere Bestimmung als die eines kleinen Amphitheaters zu geben. Die Ähnlichkeit wird verstärkt, wenn man zwei Paar Mauern beachtet, welche wie die Wangen einer 1 m breiten Treppe durch die Zuschauersitze in die kleine Arena hinabführen. Es ist zwar sehr sonderbar, in einem kleinen Kastell — warum nicht draußen, sondern in seinem beschränkten Inneren — ein Amphitheater angelegt zu finden, doch mag in der Langenweile des Lagerlebens der Ruf nach panem et circenses der dringendste gewesen sein, und wenn man die Darstellungen auf den überall wiederkehrenden Terra-sigillata-Gefäßen betrachtet, die außer mit einigen erotischen Darstellungen fast ausschließlich mit Scenen von Jagd-, von Tier- und Gladiatorenkämpfen geschmückt sind, so ist das lebhafte Verlangen, was danach bestanden haben muß, auch hier nicht zu verkennen.

Der dem Feind zunächst gelegene Teil des Lagers, die Prätentura, bildete das eigentliche Soldatenquartier, das sich wohl auch noch zwischen dem Prätorium und dem Wall ausdehnte. Die Unterkünfte der Soldaten waren keine solid erbauten Kasernen, sondern nur Zelte, Hütten und Holzbaracken; diesen entsprachen auch die dort umherliegenden Überreste von rußgeschwärzten Steinen und verbranntem Lehmflechtwerk. Für ihre runden Hütten hat sich in den Hütten, welche Waldarbeiter und Köhler noch heute zu bauen pflegen, ein Abbild erhalten, dessen Treue wohl zutreffend ist und in Ermangelung eines wahrscheinlicheren in unsere Vorstellung aufgenommen werden

mag. (Fig. 5 u. 6.) In einem Kreis von $2^1/_2$ m Radius werden Stangen sparrenartig zusammengestellt, mit Querstangen und Strauchwerk verbunden und mit Rasen statt der Dachziegel bedeckt; oben bleibt für den Rauchabzug eine Öffnung, und über der Gabelung erhält sie mittels Strauchwerk und Rasen einen Schutz gegen den Regen. Wird dann das Innere, mit Ausnahme einer rundum laufenden Bank, etwa 50 cm tief ausgegraben und in der Mitte zwischen umgelegten Steinen ein Feuer angezündet, so läßt sich dort, in das Sagum gehüllt, vielleicht noch auf einer Bärenhaut, mit Wohlbehagen ruhen.

Fig. 5.



Auf der linken Seite der Prätentura haben sich Überreste, die auf eine gemeinsame Küche zu deuten sind, erhalten. Fast in der Mitte hat man einen 25 m tiefen Ziehbrunnen entdeckt, von dem aus das Wasser nach einer noch weiter rechts gelegenen Badeanstalt geleitet werden konnte.

Die Badeanstalt bestand aus zwei Räumen, welche wahrscheinlich durch ein vergängliches Fachwerkgebäude als Apodyterium zum Aus- und Ankleiden verbunden waren. Das kleinere, östliche war ein Kaltbad und ist mit Sitzbänken versehen, das andere enthielt zwei Stuben, welche beide mittels unterirdischer Heizanlagen von einer Heizkammer aus erwärmt werden konnten. Das südliche Balneum, 40 cm tiefer als der vordere Raum, konnte fast bis zur Kniehöhe mit Wasser angefüllt und dieses somit an Ort und Stelle selbst erwärmt werden. Darin saßen die Badenden auf den Bänken oder legten sich auf den Boden, um das Fußbad auf den ganzen Körper auszudehnen. Bei der Schwierigkeit, einen so großen Behälter zugleich heizbar und wasserdicht herzustellen, ist es nur zu natürlich, daß man sich auf dies Minimum von Wasserhöhe beschränkte.

Der vordere, der Heizkammer näher gelegene und auf höheren Hypokausten und dickerem Estrich ruhende Raum ist als Schwitzbad, Sudatorium, anzusehen, in welchem wenig auf den Boden geschüttetes Wasser die Prozedur beförderte. Ein unter der Heizanlage hindurchführender Kanal diente dazu, das schmutzige Wasser nach der Latrine und weiter in den Wald abzuleiten.

Ehe wir das Kastell verlassen, haben wir uns über die Stärke seiner Besatzung auszusprechen. Der römische Legionar bedurfte zum ungehinderten Gebrauch seiner Waffen $2^1/_2$ Schritt in der Front. Hinter ihm, im zweiten Glied, stand sein Hintermann, der für ihn vortrat, wenn er fiel, oder neben ihn trat, wenn nicht mit dem Schwert, sondern mit dem Pilum als Stoßlanze gekämpft wurde. Es gehen also zwei Mann auf $2^1/_2$ Schritt der Verteidigungslinie. Da diese nun aus zwei Seiten à 300 und zwei Seiten à 200 Schritte besteht, also 1000 Schritte lang ist, so bedarf es zu ihrer Besetzung 800 Mann. Außerdem bedarf es noch zur Verstärkung der Thorbesatzung, zu Ausfällen und zur Reserve auf besonders bedrohten Punkten etwa ein weiteres Drittel, also im ganzen 1000 bis 1100 Mann. Da nun eine Legion 3600 Mann stark und in zehn Kohorten à 360 Mann eingeteilt ist, so bedarf die Saalburg einer Kriegsbesatzung von rund drei Kohorten oder 1080 Mann. Bei unserer heutigen Bewaffnung und Kampfweise stehen die Leute viel näher nebeneinander, Schulter an Schulter, so daß auf $2^1/_2$ Schritt Front zwei Mann mit ihren beiden Hinterleuten, also vier Mann, gehen und eine

Redoute von der Abmessung der Saalburg mit doppelt so vielen Leuten, das ist mit zwei Bataillonen Infanterie, besetzt werden würde.

Verlassen wir das Kastell durch das Dekumanthor, so stoßen wir weit und breit im Walde, zumal in dem hinteren Halbkreis seiner Umgebung, auf die Überreste alter Bauwerke einer bürgerlichen Niederlassung, die nach dem überall aufgeschürften Brandschutt in vergänglicher Bauart sich allseitig wenigstens fünfhundert Schritte weit ausdehnten. Gleich rechts vor dem Thore breitet sich ein fast 30 m im Quadrat großer Bau aus, welcher wie der dahintergelegene nicht in die Parallelen des Kastells paßt. Er ist durch seine Heizeinrichtungen bemerkenswert.

Fig. 6.

Die Römer bedurften in ihrer südlichen Heimat auch während des Winters keiner baulich hergerichteten Heizanlagen, doch hatten sie solche zum Zweck ihrer Bäder, zumal der Schwitzbäder, wohl ausgeführt, erfahrungsmäßig ausgebildet und, wie wir heute sagen würden, studiert. Der Natur der Sache nach verbreiteten sich diese Heizanlagen, Hypokausten genannt, unter dem ganzen Fußboden und erwärmten denselben wie einen Kesselboden mit dem darüberstehenden Badewasser, oder auch ohne dieses, um die darauf Wandelnden in Schweiß zu versetzen.

Zu diesem Zweck wurden unter dem Boden Kanäle angelegt oder der ganze Boden, Suspensura, auf Pfeilerchen von 40 bis 80 cm Höhe gelegt, zwischen denen das Feuer und die heißen Gase sich ausbreiten konnten. Sie fanden dann ihren Abzug durch Heizröhren, die in den Mauern aufsteigen, ja die ganze Wand einnahmen, so daß diese selbst wie unsere Kachelöfen den Raum erwärmte.

Die Feuerung fand in einem besonderen, tiefer gelegenen Heizraum, Präfurnium, statt und geschah wahrscheinlich weniger mittels Holz als mittels Holzkohlen. Sie muß eine große Hitze entwickelt haben, um den Fußboden, unter dem sie hinzieht und der aus Ziegeln, Estrich und oft auch Mosaik bestehend, bis 20 cm dick war, zu erwärmen; ja, es ist wahrscheinlich, daß es dazu einer mehrere Tage lang vorhergehenden Feuerung bedurfte. Von der Intensität des Feuers kann man sich durch die stattgehabte Auswahl des Baumaterials für die Schürlöcher aus feuerfester poröser Lava überzeugen; ja, man hat — und das ist von weittragendem Interesse — dazu dicke schmiedeeiserne Blöcke von zerbrochenen Ambosen gewählt, welche in einer nahen Waldschmiede benutzt worden waren.*

Noch weiter westlich als der hier skizzierte Hypokaustenbau liegt eine große, nach einem einheitlichen Plan ausgeführte Villa. Sie nimmt mit ihren halbrunden und rechtwinkligen Vorbauten eine Länge von 40 m und eine Breite von 20 m ein und besteht aus elf fast alle unterheizten Räumen, und darunter drei so große, daß darin, um es nach unseren heutigen Anforderungen auszusprechen, fünfzig Gäste dinieren und dreißig Paare tanzen könnten; dabei sind erhöhte halbrunde Nischen,

* Beiträge zur Geschichte der Eisenindustrie. Von Dr. L. Beck und A. v. Cohausen (Annal. des Nassauischen Altertumsvereins XIV, 317 u. XV, 124).

Triklinien, angebracht, in welchen bevorzugte Bewohner und Gäste zu dreien nach antiker Weise bei der Tafel liegen konnten. Wenn schon die großen erwärmten Räume Behagen und Luxus ausdrücken, so wird dies verstärkt und bestätigt durch die Bruchstücke von Glasscheiben, die man im Schutt gefunden hat; sie beweisen, daß man die Fenster nicht mit Läden schloß und bei rauher Witterung beim Lampenlicht oder im Dunklen saß, auch mit geöltem Papier oder Pergament oder mit dem brüchigen Marienglas, lapis specularis, sich nicht begnügte, sondern schon zu dem Material zu greifen im stande war, an das wir als etwas Selbstverständliches in den Fenstern unserer Wohnungen gewöhnt sind.

Dieser Luxus, der keineswegs bei allen Pfahlgraben-Kastellen nachzuweisen ist, findet seine Erklärung und Rechtfertigung in einer Inschrift auf einem Stein, den man zu Ende des vorigen Jahrhunderts in der Nähe gefunden und in dem Weißen Turm des Schlosses von Homburg eingemauert hat. Die Inschrift sagt uns, daß ihn die vierte Kohorte der Vindelicier, die im heutigen bayerischen Schwaben zu Hause waren, dem Kaiser Caracalla geweiht hat. Sie läßt also auf eine nähere Beziehung dieses Teiles der hiesigen Besatzung sowie des hiesigen Kastells zu dem Kaiser schließen, von dem wir wissen, daß er sich länger am Rhein aufgehalten und mit Glück gekämpft hat. Es steht nichts im Wege, anzunehmen, daß er zeitweilig auch auf der Saalburg sein Hauptquartier hatte, als welches die beschriebene Villa mit dem nötigen Luxus ausgestattet worden war. Man wird sie daher auch wohl ein Palatium oder eine Mantio nennen können, ja man hat sie im Zeitgeschmack ein Offizierkasino benamst.

Wenn die deutschen Völker, die mit der Römerherrschaft auch diesen großartigen Bau zerstörten, doch noch lange seine Trümmer aufragen sahen, dieselben fortführen, eine Saala zu nennen, so mag wohl von daher auch dem Kastell der Name Saalburg geblieben sein.

Ohne uns zu sehr in bauliche Details einzulassen, soll hier nur gesagt sein, daß, wie sich aus dem Brandschutt ergiebt, nur die besseren Gebäude, namentlich auch die Villa, mit den großen römischen Falz- und Hohlziegeln, sowie mit großen, schweren sechseckigen Schiefersteinen gedeckt waren, die geringeren aber, selbst einige Gebäude des Prätoriums, zumal aber die gleich zu erwähnenden Wirtshäuser an der Straße, Schindeln und Strohdächer trugen.

Die bisher beschriebene, vor den Thoren des Kastells gelegene Gebäudegruppe ist auf der Süd- und Westseite durch einen eigentümlichen Haag eingefriedigt. Er gehört weder selbst noch in seiner Lage dem Altertum an, sondern wurde erst im Jahre 1872 angelegt, um damit ein Bild von gewissen fortifikatorischen Hindernissen, welche seit der Urzeit, während der Herrschaft der Römer und durch das ganze Mittelalter hindurch eine Rolle gespielt haben, zu geben.

Cäsar sagt von den Grenzwehren der Nervier, den Bewohnern des heutigen Hennegaus, daß sie Bäume kappen, damit sie nach den Seiten junge Zweige austreiben, und, nachdem sie dieselben ohne Zweifel miteinander verflochten haben, Brombeeren und Dornsträucher dazwischen pflanzen. So bilden sie förmliche dichte Wände, die nicht bloß den Durchgang, sondern selbst den Durchblick unmöglich machen, und schützen ihr Land vor den räuberischen Einfällen der Reiterei der Nachbarn.

Der Rheingau war mit dem berühmten rheingauischen Gebück umgeben, das in ähnlicher Art angelegt war. Es bildete nach Pater Baer von Eberbach* einen fünfzig und mehr Schritte breiten Waldstreifen, in welchem man alle Bäume in verschiedener Höhe abwarf und neuerdings ausschlagen ließ; dann bog man die hervorgeschossenen Zweige zur Erde nieder und flocht sie dicht ineinander; da sie nun fortwuchsen, so entstand dadurch eine so

*) Annalen des Nassauischen Altertumsvereins XIII, 149.

dicke und verwickelte Wildnis, daß sie für Menschen und Pferde undurchdringlich war und nur nach langer Arbeit hätte durchbrochen werden können, ja daß sie wirkliche Belagerung ausgehalten hat.

Wenn wir der Römerstraße jenseits dieses Gebückes folgen, so kommen wir in regelmäßigen Abständen an den Überresten kleiner Gebäude vorüber und erreichen erst etwa dreihundert Schritt von der Porta Decumana jenseits der Usinger Chaussee den Gräberplatz.

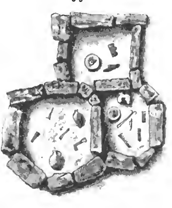
Fig. 7.

Von jenen kleinen Gebäuden haben sich allerdings nur mehr die Keller, diese aber in ziemlicher Vollständigkeit erhalten. Sie sind etwa 2,50 m tief, bald mehr, bald weniger, durchschnittlich aber 5 à 5 m groß; sie waren nicht gewölbt, sondern mit Balken überlegt; Rampen mit einzelnen Stufen führen zu ihnen hinab; sie zeigen die Lage der Kellerfenster und in den Wänden viereckige Nischen, wie wir sie auch heute noch zur Unterbringung der Milch- und Buttertöpfe in Gebrauch finden. Scherben von Gläsern und Amphoren zeugen von ihrer Verwendung, ja man hat die Gebeine eines Mannes ausgegraben, der sich bei einem Überfall der Germanen hier versteckte oder zu lange gütlich gethan haben mag. Diese Häuser gehörten nämlich den Canabenses, den Wirten und Händlern, an, welche den Truppen folgten und bei ihren Lagern Hütten, Canabä, bauten. Sie waren gewissen Reglements unterworfen und daher ihre Baracken regelmäßig angeordnet. Es mögen derselben etwa vierzehn gewesen sein. Sie beschränkten sich selbstredend nicht auf die Keller, sondern bestanden in Fachwerkbauten, welche diese wohl noch um das Doppelte übergriffen.

Die Römer hatten bekanntlich den Gebrauch, ihre Toten längs der Landstraßen zu begraben und ihnen diesen entlang Denkmäler zu setzen. Es ist dies ein Gebrauch, der auch bei den alten Deutschen bestand, denn auch deren Hügelgräber finden wir vorzugsweise längs der uralten Hochstraßen verteilt.

Von aufragenden Grabmonumenten hat sich nun allerdings bei der Saalburg nicht viel erhalten. Es sind kleine ummauerte Höfe, wohl für die Familienglieder der um das Kastell bleibend Angesiedelten hergerichtet. In einem derselben fand man eine noch aufrecht stehende säulenförmige Ara mit einer vorspringenden Inschriftplatte. (Fig. 7.) Sie belehrt uns, daß Condollius Marcus dieselbe dem I. O. M. dem Jupiter, dem Besten und Höchsten, zur Erfüllung eines Gelübdes freudig und gebührend geweiht habe.

Fig. 8.



Die meisten Gräber aber sind nur mit einem rohen, aus dem Waldmoos vorstehenden Stein bezeichnet und kaum einen Fuß im Geviert groß. (Fig. 8.) Sie konnten so klein sein, da die Asche nur ein kleines Häuflein einnimmt und in

einer Urne oder selbst nur in einem Thonscherben Platz fand, den wir, umstellt von vier rohen Steinplatten, mit dürftiger Beigabe wenige Centimeter unter der Erdoberfläche finden.

Um ihre Form und Ausstattung zu erhalten und zu zeigen, hat man eine Anzahl derselben mit einem Gräberhaus überbaut; dasselbe steht, von hohen Waldbäumen beschattet und statt der Cypressen mit Tuya umpflanzt, gegenüber dem Platz, wo man die Leichen einst verbrannte. Begründet auf alten Fundamenten und mit Ziegeln gedeckt, die den römischen nachgebildet sind, ist es zugänglich durch eine Thür, die auch ihrerseits einer im Wiesbadener Museum aufbewahrten Bronzethür nachgebildet ist. Die hier getroffene Anordnung der Gräber ist so, daß man sie sowohl im Durchschnitt als auch im Grundriß mit ihren Beigaben überschauen kann. Diese Beigaben sind freilich, wie man dies für arme Soldaten nicht anders erwarten kann, gleichfalls ärmlich. Etwas Speisereste in einem Teller, ein oder zwei bauchige Henkelkrüglein, die vielleicht Wein, vielleicht Merum, vielleicht auch gar nichts enthielten und nur symbolisch gemeint waren, eine Gewandnadel von Bronze, ein eiserner Ring, ein Schlüssel, die Beschläge eines Kästchens und wohl auch das Bruchstück eines Glases ist alles, was sein war und die Kameraden dem tapferen und gewaltthätigen Krieger mitgegeben haben und was von ihm auf uns gekommen ist. Eine Inschrift über dem Eingang und eine zweite im Inneren des Gräberhauses sagen uns, daß die Bewohner des Taunuslandes im Jahre 1872 diesen Ort zum Denkmal der Hingeschiedenen geweiht haben; die andere nennt uns die Truppenkörper, die hier in Garnison gestanden haben; sie lautet: Diis Manibus et Memoriæ æternæ Militum olim romanorum imprimis Legionum VIII augustæ et XXII primigeniæ, piæ fidelis et cohortium I italicæ civium romanorum et IIII vindelicorum qui hoc castellum artaunum, quod germanicus cæsar super vestigia præsidii ab Nerone Claudio Druso germanico patre saltu taunensi patefacto chattis domandis communiti anno post Christum natum XV in jugo montis posuerat per sæcula plus minus duo semis ab hostium excursionibus fortiter tuebantur. Die hier genannten Truppen sind durch die Stempel, die sie den durch sie angefertigten Ziegeln aufgedrückt haben, konstatiert; es sind die achte und zweiundzwanzigste Legion, die vierte der Vindelicier, die zweite der Rätier und die erste der Damascener. (Fig. 9 bis 13.)



Fig. 9.

Fig. 10.

Fig. 11.

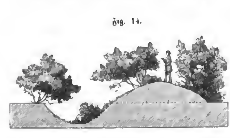
Fig. 12.

Fig. 13.

Was aber den Namen des Kastells und die Veranlassung seiner Erbauung, wie sie in der Inschrift behauptet wird, anbelangt, so müssen wir darüber weiter unten noch etwas sagen. Wir durchschreiten das Kastell nochmals, um es durch die Porta Prätoria feindwärts zu verlassen und nach dreihundert Schritt von einem Stück des Pfahlgrabens der berühmten römisch-germanischen Reichsgrenze Kennt-

nis zu nehmen. Wir stehen vor einem 1 m hohen, mit blühender Heide bewachsenen Erdwall, vor dem sich ein Graben, der bald ebenso, bald weniger tief ist, hinzieht und folgen ihnen ostwärts; wir überschreiten eine kurze Lücke, durch welche, von einem Turm überwacht, der alte Weg ins kattische Ausland führt; uns geleitet der Pfahlgraben quer über die Usinger

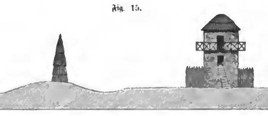
Fig. 14.



Landstraße und jenseits derselben über einen Waldrücken, wo wieder eine Lücke durch einen wenig begangenen Pfad, den Bennerpfad, getreten ist. Doch muß der Durchgang ein alter sein, denn neben ihm bemerken wir die dürftigen Spuren eines viereckigen Wartturmes, der mit einer Mauer umgeben war. Da saßen die Wächter und gaben Signale der Linie entlang von feindlichem Einbruch, oder öffneten den Schlagbaum gegen Zoll für den friedlichen Verkehr zwischen dem Waldland und der Ebene. Noch bis zum Jahre 1866 bildete der Pfahlgraben auf weithin die Grenze zwischen Nassau und Hessen.

Absteigend in die Schlucht des Köppener Thales, schaut ohnweit der Lochmühle altes Gemäuer kaum handhoch über das Waldmoos hervor. Es ist ein kleines Kastell, eine Thalsperre von 18,15 m auf 24 m Größe mit 2,15 m dicken Mauern, welche genügten, die Zinnen und den Wehrgang hinter ihnen zu tragen, denn Wall und Graben sind nicht vorhanden. Wir folgen nicht der Versuchung, dem Pfahlgraben bis zum nächsten Kastell der Kapersburg nachzugehen, sondern kehren zu unserem Ausgangspunkt: zu der Saalburg, zurück, um auch westwärts dem Pfahlgraben ein paar hundert Schritte zu folgen. Bergan steigend, zeigt der Querwall ein Profil, das zwischen Grabentiefe und Wallhöhe einen Unterschied von mehr als 2 m ergiebt. (Fig. 14.) Auf der Höhe am Weißenstein angekommen, genießen wir eine prachtvolle Aussicht, welche den ganzen südlichen Halbkreis des Horizontes begreift; die nördliche Hälfte — Feindesland — ist jetzt durch Hochwald verdeckt. Auch die Römer wußten den Punkt zu schätzen und zu benutzen, denn sie erbauten dort zwei Warttürme und errichteten einen Erdhügel, vermutlich zur Aufstapelung von Brennmaterial für Feuersignale. Man konnte sie leuchten sehen in der ganzen Nidda-, Main- und Rheinebene, im Spessart, im Odenwald, von dem der Melibocus vortritt, und von der Haardt, über der sich der ausdrucksvolle Rücken des Donnersberges hoch erhebt. Die Türme hatten bei 80 cm und 1,20 cm Mauerstärke einen Grundriß von 5 m bis fast 6 m Seitenlänge. Wie sie im Aufriß aussahen, lehren uns die Reliefs der Trajanssäule. (Fig. 15.)

Fig. 15.



Wir aber benutzen unsere Höhenaufstellung, um mit Zurateziehung der Generalstabskarte das Gebäude nochmals darauf anzusehen, wie es sich als Schauplatz der Begebenheiten eignen möchte,

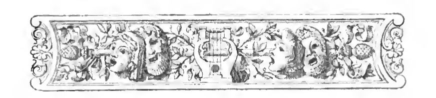
welche uns die römischen Geschichtschreiber aus den Feldzügen gegen die Katten berichtet haben.

Wir wissen nämlich aus Dio Cassius 33, 36, 55, daß Drusus im Jahre 11 v. Chr. am Rhein im Land der Katten ein Kastell errichtet hat und daß er in den beiden folgenden Jahren, gegen diese Völkerschaft vorgehend, im letzten starb.

Auf dies Kastell ist zu beziehen, was Tacitus in den Annalen I, 56 erzählt: daß der jüngere Drusus im Jahre 15 n. Chr. bei einem Zug gegen dieselben Katten auf den Überresten einer von seinem Vater angelegten Befestigung wieder ein Kastell erbaut und in demselben zur Sicherung der Straßen und Flußübergänge den Lucius Apronius zurückgelassen habe. Denn bei der Trockenheit und dem niederen Wasserstand, wie sie in jener Gegend nur selten vorkommen, hatte der Feldherr seinen Eilmarsch gegen die Katten unaufhaltsam fortgesetzt und befürchtete nun für den Rückmarsch Regengüsse und das Austreten der Gewässer. Die natürliche Heerstraße gegen die Katten über Gießen an die Weser führte durch das offene und fruchtbare Thal der Nidda und Wetter, welches auch durch die bekannte Römerstraße, die Elisabethenstraße des Mittelalters, und die Weserbahn benutzt wird — nicht aber über den Taunus, wo die Saalburg liegt und das von Thälern zerschnittene Waldland der Lahn und Use sich ausbreitet. Jene natürliche Straße war es, welche der ältere und jüngere Drusus einschlugen und wobei sie sich durch Befestigungsanlagen für den Rückmarsch sichern mußten. Diese Befestigungen aber mußten da liegen, wo die Straße einen Abschnitt überschritt, der nicht umgangen werden konnte. Einen solchen Abschnitt bildete der Urselbach, der durch das breite Wiesengelände seiner Ufer noch zeigt, wie unpassierbar es vor den Regulierungen der Neuzeit war; nur an einer Stelle kamen sich höhere Rücken von beiden Seiten entgegen, dorthin zog auch die römische Elisabethstraße und die zur Saalburg hinaufführende Römerstraße, weil sie hier eine Brücke schlagen konnten oder fanden. Hier war es, wo Apronius zurückblieb, um den durch Regengüsse und Überschwemmung gefährdeten Rückweg zu sichern. Auf der Höhe der Saalburg hätte ein solcher Auftrag keinen Sinn gehabt; hier aber, auf dem wasserfreien Hochfeld zwischen Heddernheim und Praunheim, angesichts der Brücke und 1000 m hinter ihr gelegen, hatten Drusus und Germanicus ihre Befestigung angelegt. Aus ihr entwickelte sich eine Stadt, welche, wie der ausgegrabene Mauerumzug gezeigt, so groß war wie Frankfurt vor seiner Erweiterung im vierzehnten Jahrhundert; eine Stadt, die wichtig genug war, daß Ptolemäus sie in der Mitte des zweiten Jahrhunderts unter dem Namen Artaunon in sein Ortsverzeichnis aufnahm. Man hat diesen Namen zwar als eine Arx Taunon gedeutet und auf die Saalburg bezogen, wir glauben aber mit Unrecht, und sind der Überzeugung, daß dieser Name vielmehr Heddernheim zukommt.

Es ist eine Fundstätte unzähliger Altertümer und der Visitenkarten aller römischen Truppenkörper, welche diese in Form von Ziegelstempeln hier hinterlassen haben, so namentlich der vierzehnten Legion, die schon mit Drusus am Rhein stand, auf der Saalburg aber keine Spuren ihrer Anwesenheit hinterlassen hat, weil dies Kastell erst erbaut wurde bei der Anlage des Pfahlgrabens, zu einer Zeit, wo die vierzehnte Legion schon in Pannonien stand oder im Begriff war, dahin abzumarschieren.

Wir scheiden von der erhabenen Stelle, von der wir die Landschaft überstreut sahen mit alle den Orten, die mitgewirkt oder mitgelitten bei den Ereignissen, die sich seit der Römerzeit bis in unsere Tage hier so reichlich abgespielt haben.



Noch einmal Beethovens Symphonien.

Von

Otto Gumprecht.

II.

Wie die zweite Symphonie, so kann man auch die vierte (B-dur, op. 60, geschrieben im Sommer 1806) ein Freudenfest der Instrumente nennen. Sie gemahnt, mit der dritten und der fünften verglichen, an ein grünes lachendes Thal zwischen zwei mächtigen Bergriesen. Zwar die Einleitung ist unergründlich wie das Meer und dunkel wie die Nacht. Bald zerreißen jedoch die Schleier, aus denen mit einemmal einer der sonnigsten Allegrosätze hervorbricht. Das Hauptmotiv ist nicht keimhaft geschlossen, sondern liedartig ausgebreitet. Weil der Sieg keinen Kampf kostet, tritt heiteres Tonspiel an die Stelle ringender thematischer Arbeit. Nur hin und wieder fällt ein flüchtiger Schatten in das frohbewegte Stimmungsbild, so kurz vor der Rückkehr des ersten Teiles, wo in dem Septimenaccord von H-dur der dumpfe Ruf der Pauke (b statt ais) hineinklingt. Wie das Beethovensche Orchester zu singen vermag, wurden wir schon beim Larghetto der zweiten Symphonie inne, und noch mehr offenbart es uns das Adagio der vierten, ein aus vollstem Gemüt emporquellender, von keiner Leidenschaft angefochtener, durch keinen Wunsch, keine Begierde beunruhigter Friedensgruß der Töne. Nichts mahnt an überwundenen Schmerz oder an künftiges Weh. Bloß stille, ungetrübte Glückseligkeit spiegelt der breite, tiefe Strom edelster Melodie wider. Hervorzuheben sind aus der ersten Hälfte des Scherzo, oder sagen wir lieber des Menuetts, die Reibungen zwischen Dreivierteltakt und zweiteiligem Metrum, ferner der langgestreckte patriarchalische Quintenzirkel, aus dem lieblichen, pastoralgefärbten Trio das nach altem Brauch den Blasinstrumenten eingeräumte Übergewicht. Das überaus flotte, spielfreudige, in wohlgemutem Schlußgefühl dahinrauschende Finale ist für viele spätere Sätze der Art vorbildlich geworden.

Instrumentalmusik läßt sich nicht nacherzählen. Je herrlicher ihre Gebilde sind, um so schwerer empfindet man die Hoffnungslosigkeit jedes Versuches, ihnen mit dem deutenden und beschreibenden Worte beizukommen, von ihrem beseligenden Inhalt auch nur eine annähernde Vorstellung zu geben, geschweige ihn zu erschöpfen. Die fünfte Symphonie (C-moll, op. 67, vollendet zwischen April 1807 und Dezember 1808) gilt allgemein und nicht ohne guten Grund für das reinste, unanfechtbarste Muster der Gattung. Wohl vermag die eingehende Zergliederung die in den straffsten, gedrungensten Formen sich darbietende Fülle thematischer Gestaltung nachzuweisen, doch damit wäre kaum die äußerste Oberfläche des Werkes gestreift. Woher rührt denn die wunderbare Wirkung jener vier Eingangsnoten — „So pocht das Schicksal an die Pforte!"

hat der Meister selber von ihnen gesagt — die, im Unisono erklingend, die Tonart, ob Es-dur oder C-moll, noch ganz unbestimmt lassen? Sinnfällig ist ihre außerordentliche rhythmische Schlagkraft, aber durch diese allein das Rätsel keineswegs erklärt. Das Thema erweitert sich, strebt in farben- und gestaltenreichster Entwickelung auf und nieder, kommt auch nicht zur Ruhe, während ein zweites eintritt, sondern klopft rastlos fort. Wenn behauptet worden, daß die beiden Hauptmotive der ersten Beethovenschen Symphonieteile sich meist zueinander verhalten wie thatkräftig nach außen gewandter Wille und gemütvolle Innerlichkeit, wie Mann und Weib, Allegro und Adagio, so erscheint hier der Gegensatz aufs schärfste ausgeprägt. Welches Herz könnte dem süßen Gesang, dem seelischen Zauber dieser Es-dur-Melodie sich verschließen, die von der Klarinette, dann von der Flöte und den Geigen in doppelter Wiederholung ergriffen wird! Nicht für sie, sondern nur für das streitbare erste Thema ist Raum in dem gewaltigen Kampfgewühl des zweiten Teiles. Jene kehrt zwar, nach C-dur versetzt, im dritten zurück, aber das letzte Wort hat der Hauptgedanke und mit ihm das zwiespältige Moll.

Der Empfindungsgehalt des Andante — man möchte es ein Lied ohne Worte nennen, knüpfte sich nicht an die Bezeichnung der Begriff des Genrehaften — ist sehr verschieden von dem überschwenglichen Glücksgefühl, dem das Adagio der vierten, das Larghetto der zweiten Symphonie entströmt sind. Ein unstetes Hin und Her zwischen As-dur und C-dur zieht sich durch den ganzen Satz. Wie er nach Ruhe und Frieden lechzt, zeigt gleich der ihn eröffnende dunkle, leidumflorte Gesang, der, von den Bratschen und den Violoncells angestimmt, immer höher emporsteigt. Eine gar seltsame, übrigens aus dem Thema gebildete Weise erscheint im Munde des Fagotts beim più moto unmittelbar vor dem Schluß des Andante. Die Menschenlippe kann nicht flehentlicher bitten und klagen. Scherzo und Finale stellen allem Herkommen zuwider ein innerlich und äußerlich verbundenes Ganzes dar. Der fast die gesamte moderne Musik beherrschende Zug nach dem Phantastischen hat in jenem zum erstenmal vollen Ausdruck gewonnen. Sinnfällig giebt er sich zu erkennen sowohl durch die von einer Tonart zur anderen (C-moll, Es-moll, Ges-dur, Des-dur, B-moll) schweifende Rastlosigkeit der Modulation wie durch das aus den befremdlichsten Klängen gemischte Kolorit; man denke z. B. an die geniale Kombination von Arpeggien und gestrichenen Accordbrechungen in den Saiteninstrumenten. Der Hexenchor der Mendelssohnschen Walpurgisnacht steht in engen Beziehungen zu unserem Scherzo. Bei dem Sturmlauf der Kontrabässe, der das mit der Fugenform spielende Trio eröffnet, meinte Berlioz, es sei, als ob der Boden unter dem wuchtigen Gestampfe einer Elephantenherde zitterte. Ein in den mannigfaltigsten harmonischen Windungen umhergetriebenes, durch fünfzig Takte vom leisesten Pianissimo bis zum schmetternden Fortissimo sich steigerndes Crescendo führt hinein in den Siegesjubel des Finale. Mühselig dreht sich die Modulation um die Baßnoten as, g, fis, g, während die Pauke in rhythmischen Pulsen immer lauter ihr gebieterisches c anschlägt, das zuletzt als Grundton die Herrschaft behauptet. Die bis dahin nur in der Kirche und dem Theater gebräuchlichen Posaunen gießen hellsten Festglanz über den Triumphgesang des letzten Satzes. Ihnen gesellt sich die gellende Piccoloflöte bei. Die Wiederkehr des Scherzo wurde schon von Spohr als eine überaus glückliche Neuerung gepriesen. Sein Gesamturteil über das Werk ist indessen ein Beleg mehr für die unglaubliche Befangenheit und Verblendung der selbst von erlauchtesten Musikern an den Berufsgenossen geübten Kritik. Er will die C-moll-Symphonie nicht als klassisches Ganzes gelten lassen, sondern gesteht ihr nur einzelne Schönheiten zu. Im Thema des ersten Satzes vermißt er die Würde, die seinem Gefühl nach der Anfang einer Symphonie

haben muß. Das Andante dünkt ihn teilweise sehr schön, doch wegen der zu häufigen Wiederholung der nämlichen Gänge auf die Dauer ermüdend. Im letzten Satz hat er lediglich nichtssagenden Lärm gehört. Nach der Wiederholung des Scherzo, die sich aber bloß auf ein kleines Bruchstück beschränkt, rauscht abermals das Finale vorüber. Es läuft jetzt in ein Presto aus, das zuletzt durch volle neunundzwanzig Takte nur noch das so schwer erkämpfte C-dur behauptet und bekräftigt. Wie am Schluß der Neunten hat gar nichts anderes mehr Raum neben der siegreichen Tonika. „Wenn Beethoven," sagt Jahn, „der C-moll-Symphonie ein Motto hätte geben wollen, er hätte vielleicht darüber geschrieben: Wir müssen doch frei werden. Welcher Kampf zwischen Sturm und Ungemach, aber auch welche Siegesfreude, welcher Triumph!" Es ist wahrlich mehr als bloße Träumerei und Geisterseherei des an den Tönen herumdeutelnden Beliebens, wenn wir in dem Werk die höchste Bethätigung des aus Verdüsterung und Zwiespältigkeit zur Klarheit und Harmonie sich emporringenden, jeder äußeren Heimsuchung wie den Dämonen in der eigenen Brust trotzbietenden sittlichen Willens symbolisch widergespiegelt finden. Aufs herrlichste hat der Meister sein stolzes Wort bewährt: Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen.

Die Pastoral-Symphonie (F-dur, op. 68, ebenfalls eine Frucht des so reich gesegneten Jahres 1808) ist in jedem Betracht das Gegenstück ihrer gewaltigen Vorgängerin. Hier handelt es sich nicht um Kampf und Sieg, sondern um seligstes Ausruhen und Aufgehen im Schoße der Natur. In den weichen Armen der allmächtigen, allgütigen Mutter, an ihrer Brust, der Quelle alles Lebens, fühlt sich der Mensch nur noch als Glied in der unendlichen Kette der Wesen, gänzlich umfangen von dem ewig schaffenden, ewig zerstörenden Kreislauf der Elemente, aus dem er gekommen, in den seine Atome dereinst zurückkehren werden. Süßes, träumerisches Vergessen der eigenen Persönlichkeit tritt an die Stelle der ihn sonst rastlos drängenden und treibenden Gedanken und Wünsche. Nächst dem erquickenden Balsam, den uns der Schlaf reicht, ist diese Selbstentäußerung die beste Seelenarznei. Man weiß aus den Berichten der Biographen, aus so vielen in den Skizzenbüchern zerstreuten Herzensergießungen, was die Natur Beethoven gewesen, welchen bevorzugten Platz in seiner Tagesordnung der Verkehr mit ihr eingenommen. Auf dem Titel der Pastoral-Symphonie, der vom Meister der Freundin und Trösterin dargebrachten Dank- und Opfergabe, steht zu lesen: Mehr Ausdruck der Empfindung als Malerei. Sollte zunächst auch dieser Zusatz bloß die Vorwürfe der gegen die Vermischung der verschiedenen Künste eifernden zünftigen Ästhetik abwehren, so hat er doch noch einen tieferen Sinn. Wir brauchen, um dessen inne zu werden, nur die Schildereien in Händels „Frohsinn und Schwermut", in Haydns „Schöpfung" und „Jahreszeiten" mit den Beethovenschen zu vergleichen. Auch die beiden älteren Meister sind liebevolle Maler der Natur gewesen, aber sie verhielten sich zu ihr naiv, und fremd ist ihnen deshalb das sehnsüchtige Verlangen, das als rein subjektive Gefühlsresonanz so bedeutsam in die Tonsprache des jüngeren hineinklingt. Jede Kreatur möchte er als sein Mitgeschöpf ans Herz drücken, mit seinen Armen das All umfassen, in dessen wonnigen, sonnigen Lebensfluten gänzlich untertauchen und sich verlieren. Man kann dies wesentlich romantische Stimmungselement nicht treffender bezeichnen als mit den schönen Worten Schillers: „Wir sehen in der unvernünftigen Natur nur eine glücklichere Schwester, die in dem mütterlichen Haus zurückblieb, aus welchem wir im Übermut unserer Freiheit heraus in die Ferne stürmten. Mit schmerzlichem Verlangen sehnen wir uns dahin zurück, sobald wir angefangen, die Drangsale der Kultur zu erfahren, und hören im fernen Auslande der Kunst der Mutter rührende Stimme. Solange wir bloße Naturkinder waren, waren wir

glücklich und vollkommen; wir sind frei geworden und haben beides verloren."

Wenig ist in der Pastoral-Symphonie zu gewahren von kunstreicher thematischer Arbeit, dem Widerspiel angespanntester geistiger Thätigkeit, aber nicht jenes gliederlösenden Behagens, mit dem wir uns der Natur an die Brust werfen. Harmonie und Klangwesen sind die Hauptträger des kundgethanen Empfindungsgehaltes. Die einzelnen Tongedanken werden nicht verändert, zersetzt, bewiesen, sondern sie bieten sich uns als von Haus aus fertige Gebilde dar. Gar nicht ersättigen kann sich an ihrer Wiederholung der Meister. Für den Reiz des Wechsels sorgt aber die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit des Kolorits. Wie erquickender Frühlingshauch weht es uns an gleich aus dem Hauptmotiv des ersten Satzes, das so wohlig über der Quinte der Bratschen und Violoncells schwebt. Die Melodie zieht dann fröhlich hinaus ins Freie und Weite, macht einer anderen, einer dritten Platz und kehrt im zweiten Teile wieder. Statt jedoch hier entwickelt zu werden, wie es sonst Brauch ist in der sogenannten Durchführung, breitet sie sich nun erst recht behaglich aus. Sie erscheint viermal in B-dur und ebenso oft in D-dur, wohin sie sich ohne jeden Übergang gewandt, und treibt dann das nämliche Spiel in G-dur und E-dur. Ein wunderbares Gemisch von rhythmischen Gegensätzen (Achteltriolen und Sechzehntel, hoch darüber langgezogene halbe Noten der Geigen), von Farben und Gestalten bringt uns das ewige Leben und Weben der Natur vor die Seele, wie es allenthalben sich regt und bewegt, flüstert, schwirrt und rauscht, singt und klingt in Wald und Flur, am Boden und in den Lüften. Zuletzt reicht der Komponist noch einmal sein Thema oder vielmehr dessen Bruchstücke unter den Instrumenten umher. Es wird von den Violinen ergriffen, von den Flöten, den Klarinetten und Fagotten fortgesetzt und läuft in ein Fortissimo des gesamten Orchesters aus. Aber der Satz schließt nicht mit diesen Kraftschlägen, ihnen folgen noch zwei weich hingegossene Accorde, gleichsam ein andachtschauerndes „Heilig, heilig!" Gottes herrlicher Schöpfung zurufend. Süße, quellende Melodie, anmutig gewürzt durch leise harmonische Reibungen, erfüllt das Andante von einem Ende bis zum anderen. Der breite Zwölfachteltakt entspricht aufs glücklichste der träumerischen Versunkenheit, den tiefen, ruhigen Atemzügen der in dieser Scene am Bach waltenden Empfindung. Ganz zuletzt erheben Nachtigall, Wachtel und Kuckuck, vertreten durch Flöte, Oboe und Klarinette, ihre Stimmen, und in Strömen des Wohllauts antwortet ihnen der Streicherchor. Kindlichste Schalkhaftigkeit lauscht aus dem kleinen, der holden Idylle angehängten Tonbildchen hervor. Wer ihm gegenüber von unerlaubter Malerei sprechen wollte, der müßte schon ein recht eingefleischter Pedant sein. Trompeten und Pauken haben bis dahin geschwiegen. Jene treten im Scherzo, diese im Gewitter herzu, zwei Posaunen und Piccoloflöte gesellen sich ihnen bei. Wenn Beethoven die Äußerung gethan: von Händel solle man lernen, mit geringen Mitteln Größtes zu vollbringen, so ist ihm selber die gleiche, den reichsten Lohn in sich tragende Sparsamkeit nachzurühmen. Wie mächtig wirkt im Finale der C-moll-Symphonie das plötzliche Eingreifen der Posaunen. Die letzten drei Sätze des Pastorale sind zu einem auch äußerlich zusammenhängenden Ganzen verbunden. Das Scherzo mit seinem genialen Humor, seinen den Reigen stampfenden Mädchen und Burschen, mit den so tapfer fiedelnden und blasenden Dorfmusikanten — hingewiesen sei hier nur auf den naturfrischen Wechsel zwischen F-dur und D-dur gleich im Anfang, auf die ausdrucksvollen Gebärden des Fagotts, des Hornes, der Trompete, auf die Ablösung des Drei- durch den Zweivierteltakt —, der Gewittersturm, in den ängstliche Hilferufe der Menschen hineinklingen, das im Finale vom Orchester angestimmte Dankgebet — sie bedürfen sämtlich keines Kommentars.

In der siebenten Symphonie (A-dur,

op. 92, vollendet den 13. Mai 1812) ist das phantastische Element, das wir schon im Scherzo der fünften gewahrten, zu reichster Entfaltung gelangt. Unsere gesamte moderne Tonromantik steht zu dem Werke in den engsten Beziehungen. Eine stattliche Einleitung ist dem im geflügelten Daktylenrhythmus des Sechsachteltaktes dahinstürmenden ersten Satz vorangeschickt. Empfangen wird das Ohr von wahren Prachtaccorden des Orchesters, aus deren dunklem Schoße zunächst leiser Gesang und weiterhin langgestreckte Sechzehntelgänge auftauchen. Dann erscheint eine marschartige Weise von außerordentlicher Zartheit und Lieblichkeit, eine jener melodischen Wunderblumen, die nur im Märchenlande wachsen. Sie tritt in C-dur ein und wiederholt sich später in F-dur. Wir haben hier abermals ein Beispiel von den bedeutsamen Grüßen, die so häufig bei Beethoven der eine Satz dem anderen in dessen Tonart zuruft. In A-moll und in F-dur stehen nämlich Allegretto und Scherzo, und gar viel haben wiederum diese beiden mit A-dur zu schaffen. Ein gebieterisches e mahnt die Einleitung, die sich gänzlich in F-dur versponnen, an die Grundtonart. Nachdem es durch sechs Takte aufs mannigfaltigste rhythmisch geformt worden, giebt es in punktierter Dreiachtelbewegung das Leitmotiv des ersten Satzes ab. Diesem e, der Quinte des Grundtones, ist auch im Allegretto und Finale eine wichtige Rolle zugefallen. Das von den Bläsern eingeführte breite Hauptthema des ersten Satzes, ein mehr als zwanzig Takte umfassendes zweiteiliges Lied, scheint eine Idylle im Stil der Pastoral-Symphonie anzukündigen, aber bald genug sagt uns allerlei phantastischer Spuk der Modulation, des Rhythmus, des Klangwesens, daß wir mitten in der Traumwelt der Romantik sind. Eichendorff und Schumann haben von dem durch die Hexe Loreley verlockten jungen Jäger erzählt. Man könnte ihr Lied als Motto über das sinnbestrickende Tonbild setzen. Zwei kurz abgerissene Schläge des Orchesters, und der Zauberwald versinkt, um erst im Scherzo und im Finale von neuem aufzusteigen und da seine verborgensten Geheimnisse zu offenbaren. Mit einem Quartsechstenaccord beginnend und ebenso schließend, steht das in tiefste Schwermut getauchte Allegretto wie zwischen zwei Gedankenstrichen. Es darf als eine Ballade für Orchester und zwar als die erste ihrer Art bezeichnet werden. Das Hauptmotiv, ein unendlich ausdrucksvoller Doppelgesang, von den Kontrabässen, Celli und Bratschen im flüsternden Pianissimo gebracht, steigert sich in mehrfacher, aufs reichste figurierter Wiederholung — wir wollen uns hier namentlich des verwickelten rhythmischen Gefüges von Vierteln, Achteln und Achteltriolen erinnern — zu lauter Klage. Süßen Trost spendet die in A-dur eintretende zweite Melodie, aber ihr milder Zuspruch vermag das Leid nicht zu stillen. Es kehrt mit dem Hauptgedanken wieder, findet auch keine Ruhe in dem köstlichen kleinen Fugato. Zuletzt zerbröckelt sich das erste Thema, der lange nachhallende friedlose Quartsechstenaccord trägt die Trümmer ins Nichts hinüber. Das ganze Allegretto gehört zu jenen auserlesenen Gebilden, denen die Macht der Gewohnheit nichts anhaben kann. Man wird sich nie an ihm ersättigen; noch so oft gehört, übt es immer von neuem die gleiche unwiderstehliche Wirkung. Rastlose Geschäftigkeit zieht in der ersten Hälfte des Scherzo, duftigste Waldromantik im Trio ihre magischen Kreise um uns. Mit weithin gellendem Peitschenknall und Hundegebell braust aber durch das Finale die wilde Jagd.

Die achte Symphonie (F-dur, op. 93) gelangte im Oktober 1812, also nur wenige Monate nach der siebenten, zum Abschluß. Sie nimmt unter den Beethovenschen Werken der Gattung eine ganz eigene Stellung ein. Vom ersten bis zum letzten Ton hat in diesem viersätzigen Scherzo der Humor fast ausschließlich das Wort. Seine Kehrseite, das Pathos, wird zwar hin und wieder gestreift, aber bloß, um der alles beherrschenden und erfüllenden Grundstimmung durch den Gegensatz noch

mehr Nachdruck zu geben. Wie übermütig gebärdet sich nicht gleich das Eingangsmotiv, dessen vier Achtelnoten auf dem zweiten und dritten Viertel entscheidend gewesen für die rhythmische Gestaltung des ganzen ersten Allegro! Sie gaben namentlich die Anregung zu jener die sogenannte Durchführung tragenden, hoch charakteristischen Figur der Bratschen auf den Intervallen der Oktave. Das zweite Thema tritt nicht in der ihm von Rechts wegen gebührenden Tonart der Oberdominante, nicht in C-dur, sondern in D-dur ein. Während im dritten Teil der Hauptgedanke in ganzer Figur zurückkehrt, stimmen die hoch über ihm schwebenden Violinen einen wahren Triumphgesang an. Gleich ebenso vielen Federbällen fliegen am Schlusse des Satzes zwischen den Streichinstrumenten, die ihr schnippischstes Pizzicato mitgebracht, und dem Chor der Bläser die Accorde hin und her. Das Allegretto hat nichts von dem Tiefsinn der Beethovenschen Andantes und Adagios, es trällert seine tändelnde Melodie so wohlgemut vor sich hin, als wäre die Erde nur ein von Schmetterlingen bevölkerter Blumengarten. Schopenhauer vergaß bei den Klängen dieses von ihm zärtlich geliebten Satzes, daß er verurteilt gewesen, in der denkbar schlechtesten Welt zu leben. Welch flottes, rühriges Treiben an allen Ecken und Enden! Selbst die gravitätischen Kontrabässe vergessen ihre Würde und versuchen es mit unerhörten Vierundsechzigsteln. Das Allegretto macht Miene, in der Tonart der Unterdominante zu schließen; da ruft ihm eine plötzlich hereinbrechende, landläufige, unter dem Namen der Bettelkadenz bekannte Figur seine Pflicht und Schuldigkeit ins Gedächtnis, nach B-dur zurückzukehren. Den Platz des Scherzo nimmt das altfränkische Menuett ein mit den Galanterien seiner obligaten Instrumente im Trio, hier des Hornes, des Cello und der Klarinette. Alles scheint im Finale auf den Kopf gestellt, im ausgelassensten Spiel über- und durcheinander geworfen. Diese wilden Sprünge des Taktes, des Rhythmus, der Modulation, zuerst so befremdlich, sie gehorchen doch insgesamt nur den Geboten höchster, schöpferischster Genialität. Das von fieberhafter Lustigkeit geschüttelte Grundmotiv verläßt uns kaum einen Augenblick. Bei dem unerwartet hineinfahrenden cis (statt des) meint Ulibischeff, es sei, als ob in gebildeter Gesellschaft plötzlich ein Mensch die Zunge herausstreckte. Wo die Harmonie nach dem entlegenen Fis-moll sich verloren, wird sie durch die Trompeten und Pauken gezwungen, mit einem salto mortale in die Haupttonart sich zurückzustürzen. Der ganze gewaltige Beethoven tritt uns aber in jener erschütternden, zwischen D-moll und D-dur wechselnden Episode gegenüber, in der mit einemmal der volle Ernst des Lebens sein in die Luft hineindrohendes Auge erhebt, um dann gleich wieder von ihr überflutet zu werden.

Und nun stehen wir vor dem großen Fragezeichen der neunten Symphonie (D-moll, op. 125), die, komponiert in den Jahren 1822 und 1823, durch ein volles Decennium von der achten getrennt ist. Schon allein diese Thatsache giebt uns zu denken. Der Umfang des Riesenwerkes, die geistige Wucht seines Inhalts muten der Spannkraft, der Empfänglichkeit, dem Aneignungsvermögen des Hörers das Äußerste zu. Dabei noch die allem Herkommen widerstreitende Verbindung von Instrumental- und Vokalmusik. Die Symphonie läuft bekanntlich in eine Kantate aus, der einige Strophen des Schillerschen Liedes „An die Freude" zu Grunde gelegt sind. Beethovens innige Beziehungen zu diesen reichen bis in die Bonner Periode zurück. Schon der zweiundzwanzigjährige Jüngling hatte die Absicht gehegt, es in Musik zu setzen. Später tauchen einzelne Textzeilen in den Skizzenbüchern auf, so z. B. mitten in den Entwürfen zu der 1811 begonnenen Ouverture op. 115. Wie dann endlich die neunte Symphonie in Angriff genommen wurde, trat das Lied wieder vor des Meisters Seele und ließ nicht eher ab von ihm, bis er es seiner gewaltigsten Schöpfung eingefügt.

Wenn der Verstand der Verständigen unwillig den Kopf geschüttelt zu diesem Hergang, das Werk, das ihm die Entstehung verdankt, für ein abenteuerliches, die vornehmsten Stilgesetze mißachtendes Zwitterding erklärt, so wollen wir den Anklägern mit dem Ausspruch eines der schärfsten Denker und strengsten Kunstrichter antworten: „Was will man," sagt Lessing, „mit der Vermischung der Gattungen überhaupt? In den Lehrbüchern sondere man sie so genau voneinander ab als möglich; aber wenn ein Genie, höherer Absichten wegen, mehrere derselben in einem und eben demselben Werke zusammenfließen läßt, so vergesse man das Lehrbuch und untersuche bloß, ob es diese höheren Absichten erreicht hat." Die verschiedenen Kunstgebiete sorgfältig zu umschreiben, ist gewiß Aufgabe der Ästhetik. Sie soll sich aber nicht beikommen lassen, den Genius zu meistern, der, dem Geheiß seines Gewissens, dem Kategorischen „die Sache will's" gehorchend, ihre Zirkel durchkreuzt. Goethes Faust ist nicht Drama, nicht Lehrgedicht und doch die unantastbare Krone unserer Nationallitteratur. Ohne den Hinzutritt der Menschenstimme hätte die neunte Symphonie nur kund thun können, was bereits in der fünften überzeugendsten Ausdruck gewonnen. Den Empfindungsgehalt der beiden einander so nah verwandten Tondichtungen mag man in die Worte fassen: Durch Kampf zum Sieg, aus Nacht zum Licht oder, um noch einmal mit Jahn zu reden: „Wir müssen doch frei werden." Nicht als einzelner vollendet sich der Mensch, sondern bloß als Glied der Menschheit. Diese gelangt aber lediglich im Munde des Chores zu musikalischer Erscheinung. Daß der Meister kein Bedenken getragen, zwei von Haus aus verschiedene Kunstgattungen im Rahmen des nämlichen Werkes zu vereinigen, geschah also nur im Dienste der ihn beherrschenden und erfüllenden künstlerischen Idee. Wie er sich die Aufgabe gestellt, ließ sie gar keine andere Lösung zu.

Da Beethoven die zehnte Symphonie, die er nach dem urkundlichen Zeugnis der Skizzenbücher geplant, mit sich ins Grab genommen, hat er thatsächlich in der neunten dem Orchester seinen Scheidegruß zugerufen. Wir haben bei ihr das Gefühl, als ob er wie ein Vater seine Kinder noch einmal sämtliche Instrumente um sich versammelt, um sie alle zu segnen, jedem einzelnen heiligste unvergeßliche Vermächtnisse ans Herz zu legen. Von der beispiellosen Ausdehnung des Werkes ist schon die Rede gewesen. Allein der Umfang des ersten Satzes kommt dem mancher Haydnschen und Mozartschen Symphonie gleich. Marx durfte hier deshalb von der Umständlichkeit, der nachsinnenden Emsigkeit sprechen, die liebevolle Vorsorge bei der Abfassung des letzten Willens aufwendet. „Die Gedanken, namentlich auch die Nebengedanken, sind weiter geführt als jemals, gleichsam um sie nach allen Richtungen hin zu erschöpfen; und dies ist nicht ein bloßes Mehr im Vergleich zu den früheren Arbeiten, sondern es ist eine Verbreitung, deren Notwendigkeit keineswegs durchaus im Gedanken selber liegt. Ist dies schon der bisherigen Weise des Meisters fremd, so wird es noch bezeichnender, wenn man Schritt für Schritt sich überzeugt, daß nirgends die weite Ausführung an Dehnung oder Zerflossenheit rührt, nirgends sich Nachlassen zusammenfassender Energie spüren läßt, sondern nur der klare Vorsatz heraustritt, nach allen Seiten alles zu sagen." Was in dem, dem Hauptmotiv vorangeschickten, wie mit Geisterstimmen redenden sechzehn Takten uns umrauscht, ist es etwa jenes Urmysterium: Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe; und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser? Über den auf der Quinte a e erzitternden Sechzehntel-Sextolen der Celli und zweiten Geigen irren schattenhaft gleich Gespenstern der Einsamkeit — kannte doch diese der aus der Gesellschaft der Menschen Verbannte nur zu gut — die aus denselben Noten gebildeten Gänge der anderen Streichinstrumente dahin. Die Tonart, ob A-dur, A-moll, D-dur

oder D-moll, bleibt noch gänzlich unentschieden. Erst der im öden Unisono eintretende Hauptgedanke bringt darüber Gewißheit. Er besteht aus drei Gliedern, der ein jedes ebenso wie das in B-dur eingeführte zweite Motiv zu reichster, breitester Entfaltung gelangt. Wohin die Hand des Meisters rührt, quillt unter ihr eine überschwengliche Fülle thematischer Gebilde hervor. Obwohl der ganze Satz in strengster, regelrechtester Sonatenform sich aufbaut, weicht er doch in mehr als einem Betracht von seinen Vorgängern ab. Der erste Teil wird nicht wiederholt, sondern an ihn schließt sich unmittelbar die Durchführung. Das Nämliche begegnet uns zwar schon im F-dur-Quartett (op. 59, No. 1), aber in keiner der früheren Symphonien. Ferner sind die einzelnen Perioden viel weiter ausgesponnen und dabei weniger sinnfällig voneinander geschieden. Als charakteristische Eigentümlichkeit muß auch die durchaus polyphone, an den Stil der letzten Quartette gemahnende Behandlung der Instrumente hervorgehoben werden. Zu dem allen kommt endlich noch die bleierne Schwere des Stimmungskolorits. Nacht ist es um uns, dunkelste Nacht. Wenn hier und da ein Stern aufleuchtet, wird er gleich wieder von der gefräßigen Finsternis verschlungen. Die Tonsprache durchmißt die ganze Stufenleiter menschlichen Wehes von leiser elegischer Klage bis zum wilden Aufschrei der Verzweiflung. Bei dem unbeschreiblich mächtigen Orgelpunkt, auf dem d der Pauke und der Kontrabässe zu Anfang des dritten Teiles ist es, als wollte das Orchester zerbersten unter der auf seine Brust gewälzten Last der Schmerzen. Der Satz schließt fried- und trostlos, wie er begonnen, noch einmal das Hauptthema in D-moll und im hohlen Einklang der Instrumente vorüberführend.

Das Scherzo nimmt nicht wie in den übrigen Beethovenschen Symphonien die dritte, sondern die zweite Stelle ein. In ihm kommt die Kehrseite des Pathos, der Humor, zu Worte. Er trägt uns weit hinweg von dem unermeßlich tiefen Abgrund, den der erste Satz aufgethan. Wie köstlich ist gleich der viermalige Anlauf in den acht Eingangstakten, wie glorreich die Rolle, die dabei den auf f in der Oktave gestimmten Pauken zugefallen. Ein unverkennbar phantastischer Zug geht durch die erste Hälfte des Scherzo. An Elfentritt gemahnt die trippelnde Hast des Rhythmus, an die mondbeglänzte Zaubernacht die Magie des Klangwesens. Welche ergötzliche Figur macht im Beginn des zweiten Teiles das geschwätzige Fagott! Wir wollen hier auch den merkwürdigen Wechsel zwischen drei- und viertaktigem Metrum nicht unbeachtet lassen. Der echte Humor hat zwei Gesichter: ein ausgelassen heiteres und ein unendlich weiches, empfindungsvolles. Das letztere zeigt uns das aus tiefstem Gemüt geschöpfte Trio, dessen Hauptmotiv sehnsüchtig die Arme nach dem Freudengesang des Finale auszubreiten scheint. Während der gigantische, von den finstersten Leidenschaften durchwühlte erste Satz keiner Posaunen bedurft, mischen sie ihre feierlichen Klänge in diese friedselige Idylle. Sie sind hier von ähnlicher Bedeutung wie im Danklied des Pastorale. Gleich dem Scherzo der vierten und der siebenten Symphonie wird auch das der neunten von Anfang bis zu Ende wiederholt. Wir bekommen auf solche Art, vom Dacapo der einzelnen Teile ganz abgesehen, den Hauptsatz dreimal zu hören. Echt beethovenisch ist nach der letzten Einmündung ins Trio der kurz abgebrochene Schluß, als könnte es doch endlich des Guten zu viel werden. Das weihevolle, aus dem reinsten Wohllaut geformte Adagio spiegelt eine Seele wider, die den letzten Rest von Erdenstaub abgestreift. Nur Friedensgrüße tragen in diesem wortlosen Gebet sämtliche Instrumente, einem Reigen himmlischer Gestalten gleichend, auf den Lippen. Die großen und kleinen Geigen, die Klarinetten, Oboen, Hörner, sie alle reden zu uns wie mit Engelszungen. In der ganzen weiten Tonwelt giebt es nichts, das beweglicher ans Herz griffe als jene unsäglich rührende Melodie der

Bratschen und Geigen beim Eintritt des Seitensatzes. Charakteristisch für unser Adagio ist der wechselnde Rhythmus: erst ein Hin und Her von Vier- und Dreivierteltakt, zuletzt der breite, gerades und ungerades Metrum zusammenfassende Strom des Zwölfachteltaktes. Es war schon wiederholt von dem geistigen Bande die Rede, das in den sonatenförmigen Werken des Meisters die äußerlich getrennten Glieder umschlingt und vereinigt. In der neunten Symphonie tritt dasselbe sinnfällig zu Tage. Durch Recitative der Kontrabässe geschieden oder verbunden — man kann beides mit gleichem Rechte sagen —, ziehen im Finale noch einmal die Hauptmotive der vorangegangenen drei Sätze vorbei. Die Gebärdensprache der Töne ist so ausdrucksvoll, daß wir auch keinen Augenblick über die Absicht Beethovens im Zweifel bleiben können. Er fragt sich bei jedem dieser schattenhaft dahingleitenden Gebilde: „War es denn auch, was ich gesucht?“ und antwortet dreimal: „Nein, nein,“ bis er die Freudenmelodie gefunden. Nie hat eine schlichtere Schale kostbareren Inhalt geborgen als diese urpatriarchalische, wie aus dem Volksmund aufgegriffene Weise. Zuerst in leisem Unisono von den Kontrabässen und den Celli geflüstert, wächst sie in dreimaliger Wiederholung immer freier und höher empor. Aber der himmelanjauchzende Jubel verstummt, an seine Stelle tritt elegische Klage und von neuem bricht jene grelle Dissonanz herein, die schon zweimal im Beginn des Finale erschollen. Die Dämonen des Mißmutes, der Einsamkeit samt den übrigen wilden Kindern des Chaos, sollten sie doch zuletzt obsiegen? Da läßt sich endlich die menschliche Stimme vernehmen, die Trägerin des erlösenden Wortes. Mit dem Freuden- und Freiheitslied der zum Bruderbunde geeinigten Menschheit schließt die Symphonie der Symphonien. Wo heutzutage das Werk erscheint, da thun sich sämtliche Herzen weit vor ihm auf. Die unwiderrufliche Beglaubigung alles im höchsten Sinne genialen Schaffens und Dichtens ist ihm mit dieser Weihe echtester Popularität zu teil geworden.

Ich kann von der neunten Symphonie nicht scheiden, ohne ihres harmlos heiteren Vorspiels zu gedenken, der 1808 geschriebenen Phantasie für Klavier, Chor und Orchester (C-moll, op. 80). Alle Tongeister, die später auf des Meisters Gebot seine großartigste, erhabenste Schöpfung aufgebaut, sind hier bereits um ihn versammelt, aber jeder trägt einen Blütenkranz auf dem Haupt. Zunächst vernehmen wir in einem längeren Satze das Klavier allein. Sinnend präludiert der Komponist auf dem ihm vertrauten Instrument, achtlos scheinen die Finger über die Tasten zu gleiten, wie wenn seine Seele von ganz anderen Dingen erfüllt wäre. Da ist alles locker und zerflossen, Anfänge von Motiven tauchen auf, um gleich wieder in Allgemeinheiten sich zu verflüchtigen, kein fester umschriebenes Gebilde will aus dem chaotischen Gewoge emporsteigen. Ungeduldig ruft der Tondichter das Orchester herbei, damit es ihm auszusprechen helfe, wovon sein Herz voll ist. Zuerst antworten die Kontrabässe; gehorsam, dienstbereit eilen sie herbei. „Da sind wir, Meister, gieb uns Arbeit,“ so etwa könnte man die ihnen zugewiesene Figur in Worte übersetzen. Nachdem allmählich die übrigen Instrumente sich eingestellt, intoniert das Klavier eine an das „Freude, schöner Götterfunken“ sinnfällig gemahnende Weise. Was so lange gesucht worden, ist endlich gefunden, wie vor dem Wink eines Zauberstabes sind die Wolkenschleier verschwunden, hinter denen die liebliche Tongestalt sich bisher verborgen. Das Orchester teilt sich nun in mannigfach wechselnde Gruppen, die sich neugierig das Thema betrachten, es aufs anmutigste verändern und umschreiben. Die Flöte übergiebt es den Oboen, von diesen gelangt es zu den beiden Klarinetten und dem Fagott, dann bemächtigt sich seiner das Streichquartett, in welches das ganze Orchester mit frohlockendem Jubel einfällt. Aber noch hat das Motiv seinen Inhalt nicht erschöpft,

etwas bleibt kundzuthun, zu dessen Ausdruck die dahin aufgebotenen Tonwerkzeuge unfähig sind. Versuchsweise variieren die Instrumente das Thema weiter, führen es durch den ganzen Reichtum der Modulation, durch allerlei enharmonische Verwechselungen, wiederholen es im Minore wie zürnend über ihre eigene Ohnmacht. Da tritt am Schluß die Menschenstimme hinzu, den Solosängern gesellt sich der Chor bei, und umschwebt vom fröhlichen Reigen der Instrumente, ertönt das Lob der Harmonie.

Zum Schluß noch ein Wort über die 1813 komponierte Schlacht-Symphonie „Wellingtons Sieg bei Vittoria" (op. 91). Das Werk, das seiner Zeit außerordentlichen Beifalls sich erfreut, ist aus dem heutigen Konzertrepertoire fast ganz verschwunden und mit Recht. Es war keineswegs das erste seines Schlages. J. Fr. Klöffler hatte 1782 in Berlin und bald darauf auch in London eine von zwei Orchestern ausgeführte Bataille zu Gehör gebracht. Abt Vogler machte viel von sich reden mit seinen auf der Orgel geschilderten Seeschlachten. Das Beethovensche Tonbild ist unverhohlene Programmmusik der verfänglichsten Art. Mit der Pastoral-Symphonie läßt es sich gar nicht vergleichen, alle Striche und Farben sind bei weitem gröber, und was am meisten befremdet, die einheitliche Entwickelung fehlt. Zuerst marschieren die Engländer unter den Klängen des Rule Britannia auf, dann nehmen die Franzosen Stellung, geleitet von dem Marlborough s'en va-t-en guerre. Bei dem folgenden Satz hat man das Gefühl, als ob zwei gewaltige Massen auf Leben und Tod miteinander rängen und die eine unterläge. Wer den Sieg gewonnen, sagen uns aber das wiederkehrende Marlborough-Lied, das, in eine tiefere Lage und nach Moll gerückt, einem Vogel mit gebrochenen Schwingen gleicht, und das zuletzt im Jubel des vollen Orchesters himmelan getragene God save the king.

Daß der Meister sich nicht zu gut zum Schlachtenmaler gehalten, erklärt sich aus dem innersten Charakter der Zeit, in welche die Entstehung des Werkes fällt. Es hat dem Lorbeer des Künstlers auch nicht den kleinsten Zweig hinzugefügt, gereicht jedoch dem Menschen zur Ehre, der den unwiderstehlichen Drang empfand, auch seine Stimme gegen den Todfeind Deutschlands zu erheben.





Landschaft aus der Periode des Muschelkalkes.

Die Geschichte der Pflanzenwelt.

Von

Ernst Hallier.

Seit den ältesten Zeiten beschäftigen sich die Kulturvölker mit den Fragen: Woher? Warum? Wohin? Woher ist der Mensch gekommen? Warum lebt er dieses Erdenleben? Wohin wird er gehen nach dem Tode? Was die Philosophen des Altertums nur dunkel ahnten, das ist durch Kant auf den klarsten wissenschaftlichen Ausdruck gebracht worden: Wir sind nicht Bürger zweier Welten, wie es der alte Dualismus wollte; aber wohl haben wir zwei verschiedene Auffassungsweisen einer und derselben Welt: die materielle und die geistige, und gerade diese Kantsche Ansicht von der Welt, wodurch beide Anschauungsweisen in eine aufgelöst werden, verdient wahrhaft den Namen Monismus, nicht das, was man neuerdings so zu nennen pflegt, denn das ist nichts anderes als die gemeine Empirie.

Daß man die empirische Entstehung der ganzen Organismenwelt verfolgen und anerkennen und sich dennoch, ja um so sicherer, die idealistische Weltanschauung wahren kann, das haben wir allein Kant zu verdanken.

So können wir uns um so beruhigter und unbefangener dem empirischen Studium hingeben.

Werfen wir denn nun einen Blick auf die Entwickelung der Pflanzenwelt auf der Erde, ohne welche die ganze Tierwelt, den Menschen eingeschlossen, gar nicht denkbar wäre.

Woher wissen wir denn überhaupt etwas von den Pflanzen der Vorwelt? Können die Pflanzen schreiben, so daß sie uns historische Überlieferungen mitteilen, wie die Menschengeschichte? Nun, im eigentlichen Sinn des Wortes natürlich nicht, aber wohl durch ihre Überreste, ihre Leichen.

So wie menschliche Gräber ein wich-

tiges historisches Material geworden sind durch ihre Bauart, durch Inschriften, durch in denselben gefundene Skelette und Geräte, so reden die Pflanzen früherer Erdepochen zu uns durch Überbleibsel ihrer Leichen oder von denselben hinterlassene Spuren, die sich hier und da in den Gesteinen vorfinden. Wie aber kommen diese in die Gesteine hinein, oft ausgebreitet auf den Schichtflächen der festesten Felsen?

Das erklärt sehr einfach die Entstehungsgeschichte solcher Gesteine. Nach der zuerst von Kant, dann auch von Laplace deutlich ausgesprochenen Hypothese, der einzigen, welcher sich alle Thatsachen ungezwungen unterordnen lassen, war die Erde, nachdem sie sich von der Sonne abgelöst hatte, ein großer Gasball, welcher vielleicht gleich anfangs, vielleicht erst später einen verdichteten, feurig flüssigen Kern umschloß. Nach und nach kühlte diese glühend flüssige Masse sich ab, und es bildete sich auf ihrer Oberfläche eine dünne Kruste. Das anfangs nur in Gasform in der Atmosphäre vorhandene Wasser verdichtete sich teilweise und bildete rings um die Erde undurchdringliche Wolkenmassen, aus denen ununterbrochen ein wolkenbruchartiger Regen auf die Kruste des Erdkerns herabstürzte. Sobald diese genügend abgekühlt war, blieb das bis dahin immer aufs neue verdunstende Wasser stehen und bildete ein seichtes, wahrscheinlich die ganze Erde bedeckendes Urmeer. Dieses Urmeer ist als die Mutter der gesamten Organismenwelt anzusehen. In ihm bildeten sich die Keime zu einfachsten Organismenformen.

Wie haben diese ausgesehen?

Wir wissen es nicht.

Alles, was ältere und neuere Forscher über die Beschaffenheit der ältesten Organismen ausgesagt haben, ist durchaus hypothetisch.*

Wahrscheinlich waren die ersten Organismen sehr einfach; doch ist die Hypothese nicht ganz ausgeschlossen, welche H. E. Richter zuerst ausgesprochen hat, daß Keimzellen niederer Tiere und Pflanzen, von anderen Weltkörpern stammend, in die Anziehungssphäre der Erde hineingerissen und in das Urmeer gefallen sein können. Richter stützt diese Hypothese auf das Faktum, daß man in Meteorsteinen, welche aus dem Kosmos auf die Erde gefallen sind, zellig-kohlige Massen, Reste von Organismen, gefunden hat.

Wie dem auch sei, so viel läßt sich aber mit ziemlicher Sicherheit sagen: Wenn die ersten Organismen im Urmeer selbst entstanden sind, so sind sie weder Tiere noch Pflanzen gewesen oder vielmehr beides zugleich, nämlich Protisten, bei welchen die beiden Aufgaben der Tierwelt und Pflanzenwelt noch nicht getrennt waren.

Daß solche Protisten vorhanden gewesen sind, ist zweifellos, denn es leben noch Protisten auf der Erde, wie z. B. das ungeheure Reich der Diatomeen. Die Urprotisten waren, wie sie auch sonst beschaffen gewesen sein mögen, mit Blattgrün versehene Wesen, denn sie mußten ja die Kohlenstoffverbindungen durch Zerlegung der Kohlensäure der Luft, des Wassers und der doppelt kohlensauren Salze, welche als solche im Meerwasser gelöst vorkamen, erst aufbauen, deren sie zur Herstellung der organischen Verbindungen bedurften. Pilze also sowie überhaupt chlorophyllfreie Organismen können keine Protisten gewesen sein, sondern sind Hysterophyten.*

Solcher Protistenreiche, wie z. B. die Diatomeen, kann es verschiedene gegeben haben, da ja von vornherein die chemischen und physikalischen Bedingungen sowie die kosmischen Einflüsse an verschiedenen Punkten der Erde verschiedene gewesen sein werden. Es ist also die Annahme

* Man vergleiche z. B. die beiden Schriften: G. de Saporta und A. F. Marion, Die paläontalogische Entwickelung des Pflanzenreichs, Leipzig 1883. und O. Kuntze, Phytogeogenesis, Leipzig 1884.

* Hysterophyten, das heißt nach den Protisten oder Urorganismen entstandene Pflanzen.

durchaus nicht notwendig, ja nicht einmal wahrscheinlich, daß die ganze Tier- und Pflanzenwelt aus einem einzigen Urstamm hervorgegangen sei; — viel wahrscheinlicher ist es, daß verschiedene Pflanzen- und Tiergruppen verschiedenen Protistenstämmen ihren Ursprung verdanken, und einige dieser Protistenstämme sind bis zum heutigen Tage wenig aus ihrem Urzustand herausgetreten, wie z. B. die bereits genannten Diatomeen.

gesetzt, welcher Rißbildungen in der Kruste zur Folge hatte.

Aus den Rissen stieg die zähflüssige Masse empor über die Wasserfläche und bildete gebirgige Inseln und Kontinente, nach deren Abkühlung eine Urlandflora sich aus der Meeresflora entwickeln konnte. Diese Urlandflora aber kennen wir ebensowenig wie die Flora des Urmeeres. Der Grund davon ist leicht einzusehen. Sobald gebirgiges Land sich über die Wasser-



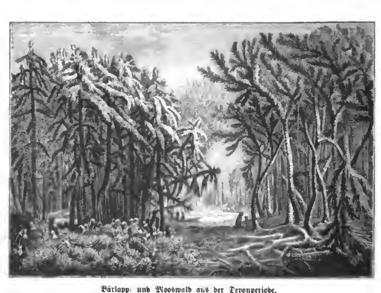
Landschaft der älteren Übergangsperiode.

Die Abkühlung und Erstarrung der festen Erdkruste machte langsame Fortschritte. Während äonenlanger Zeiträume konnte sich im Urmeer eine reiche Tier- und Pflanzenwelt entwickeln, natürlich unter den jetzt lebenden Organismen denen unserer Meere am nächsten stehend.

Nach und nach trat eine neue Veränderung auf Erden ein. Durch die fortgesetzte Abkühlung mußte die krustenförmige Erdoberfläche kontrahiert werden. Das weniger abgekühlte flüssige Erdinnere wurde also einem wachsenden Druck aus-

fläche erhoben hatte, trat es in ununterbrochenen Kampf mit den Atmosphärilien und mit den Bewegungen des flachen Oceans. Feuchtigkeitswechsel und Temperaturwechsel zerstören langsam auch den härtesten Felsen; die Wogen und Strömungen des Oceans naschen an seiner Basis; dazu kommt noch die Erosion, das heißt das Abwaschen der Erd- und Felsschichten durch Regengüsse, durch von den Bergen und Hügeln herabrauschende Quellen, Bäche und Ströme, welche das Gerölle zerkleinern und große Mengen von Rollsteinen und Sand dem Meere zuführ-

ren. Das durch solche Reibungen und Verschiebungen gebildete Material setzt sich am Grunde des Meeres ab, und zwar genau an der Stelle, wo die Meeresströmungen und die Gewalt des Flußstromes sich das Gleichgewicht halten, nämlich vor der Flußmündung. Daher entstehen hier aus dem zu Boden fallenden Schlick, Sand und Gerölle die Sandbänke und Deltas. Hierdurch wird natürlich das Gleichgewicht der Erdkruste gestört: an den Flußmündungen sinkt die steigen aus dem Meer empor. Dadurch wird ja aber sofort zweierlei klar. Erstlich: alle Kontinente müssen unaufhörlichen Veränderungen unterworfen sein; wo jetzt sich Land findet, da wird später das Meer rauschen und umgekehrt. So ist die Erdoberfläche einem ununterbrochenen Wechsel unterworfen. Sobald nun ein Abdrücke oder Überreste von Pflanzen enthaltender Fels die Meeresküste bildet — ein Schicksal, welches früher oder später fast jede Felsbildung trifft —, wird derselbe bei lang-



Bärlapp- und Mooswald aus der Devonperiode.

immer schwerer werdende Decke langsam in den Erdkern hinab, das Meer steigt also an solchen Orten relativ empor. Als Ausgleichungswirkung aber muß fern von der Mündung im Quellgebiet des Stromes das Gebirge sich langsam immer höher erheben.

Diese sogenannten säkularen Bewegungen des festen Erdbodens haben nun zu allen Zeiten der Erdgeschichte stattgefunden und setzen sich auch jetzt noch fort; ja, sie werden sich fortsetzen, solange Bewegungen großer Erdmassen durch die Flüsse ins Meer hinab stattfinden. Manche Küsten sind im Sinken begriffen, andere

samem Sinken der Küste mit allem, was darin enthalten ist, zerbröckelt, ja zuletzt zu Pulver zerrieben werden. Schon aus diesem Grunde können die Pflanzenreste der Vorwelt, welche auf uns gekommen sind, nur ein sehr unvollständiges und unvollkommenes Bild der Flora irgend einer Epoche geben.

Der Absatz aus dem Meere bildete unter sehr verschiedenen Bedingungen, häufig unter dem Einfluß von Organismen wie z. B. Diatomeen, Polythalamien,*

* Mit mehrkammeriger Kalkschale versehene Wurzelfüßler (Rhizopoden).

Korallen und anderen, die geschichteten Gesteine. Diese wurden von Zeit zu Zeit durch neue Hebungen oder Durchbrüche aus dem Erdinnern verändert. Die Oberfläche der Erde gestaltete sich immer mannigfaltiger, die Bedingungen für die Organismen wurden verschiedenartiger. Kein Wunder, daß die Organismenwelt sich immer mehr differentiierte. Da nun die Ursedimente, die zuerst aus dem Wasser abgesetzt wurden, teils nicht mehr vorhanden, teils uns unzugänglich sind, so darf bleiben, denn mit bloßen Vermutungen und Konjekturen ist hier durchaus nichts gewonnen. Dagegen können wir uns über die verwandtschaftlichen Verhältnisse der Endverästelungen der Stammbäume sehr wohl annähernd richtige Vorstellungen verschaffen, denn hierfür besitzen wir ein reiches paläontologisches Material.

Die ältesten bis auf unsere Zeit erhalten gebliebenen Schichtengesteine, die man unter den Namen des Laurentischen und



Wald aus der Steinkohlenperiode.

Cambrischen Systems zusammenfaßt und welche unmittelbar entweder dem Urkern der Erde oder den hebenden durchgebrochenen Gesteinen aufliegen, enthalten fast nur Algen und waren daher wahrscheinlich fast überall noch vom Urmeer bedeckt. Diese Algen finden sich in spärlich verteilten Abdrücken in einer verhältnismäßig sehr geringen Anzahl von Formen auf den Schichtflächen der schieferigen Gesteine, so daß man sich von der Entstehung und Gliederung dieser großen Gruppe durchaus keine auch nur annähernde Vorstellung bilden kann, was freilich um so begreiflicher ist, wenn

es uns nicht wunder nehmen, daß wir in den ältesten sedimentären Gesteinen, die wir kennen, keineswegs eine Urflora, sondern gleich eine sehr entwickelte und verhältnismäßig hoch organisierte Pflanzenwelt antreffen. Selbst die Gewächse des Meeres, die Algen, zeigen uns schon in den untersten Schichten, welche Organismenreste enthalten, zahlreiche Formen aus den entwickeltsten Algengruppen, den Blumentangen (Florideæ) und den Schwarztangen (Melanophyceæ). Daher ist die Aufstellung von Stammbäumen für die Pflanzenwelt, vorläufig wenigstens, völlig aussichtslos und wird es wahrscheinlich immer

man die ausnehmende Zartheit und Vergänglichkeit dieser Pflanzen in Betracht zieht.

Manche Formen aus der großen artenreichen Gattung Polysiphonia lösen sich momentan auf, sobald man sie aus dem Seewasser in Regenwasser oder Brunnenwasser bringt. Auf Helgoland häuft ein einziger Sturm oft über mannshohe Barren von Seetang auf. In der Regel schon nach etwa vierzehn Tagen ist unter dem ten, dieselben mit noch lebenden Gattungen zu vergleichen.

Während der folgenden, der sogenannten Silurischen Zeit, stiegen langsam hier und da inselartige Ländereien aus dem Urmeer empor. Anfänglich freilich, im Untersilur, treffen wir auf der ganzen Erde nur Algenabdrücke auf den Schichtflächen. Das Land muß noch sehr unbedeutend gewesen sein. Im Mittelsilur dagegen sehen wir schon Landpflanzen auf-



Untergehender Steinkohlenwald.

Einfluß der Sonne sowie der Atmosphärilien durch Fäulnis diese ganze ungeheure Tangmasse spurlos vertilgt. Die verhältnismäßig wenigen deutlicheren Abdrücke von Algen im Cambrischen System gehören in die Verwandtschaft der höchst entwickelten unter den noch lebenden Gruppen; so z. B. haben die Fucoideen-Sandsteine Westgotlands von dem Vorherrschen von Blasentang ähnlichen Abdrücken ihren Namen. Die Namen einzelner Abdrücke, wie z. B. Palæophycus,* deuten freilich darauf hin, daß die Autoren nicht wag-

* Urtang.

treten und zwar gleich einer sehr hoch entwickelten Klasse, den Wurzelkryptogamen oder Gefäßkryptogamen angehörig, aus den Abteilungen der Farne, Schachtelhalme und Bärlapppflanzen (s. Abbild. S. 689). Unter den Farnen tritt im Mittelsilur zuerst die Gattung Eopteris* auf, der Vorläufer und vielleicht Stammvater der späteren devonischen Gattungen Cyclopteris und Cardiopteris.** Die Farne dieser und der nächstfolgenden Epochen ordnen sich meistens ungezwungen den großen Farnabteilungen an, welche noch

* Urfarn. ** Kreisfarn und Herzfarn.

jetzt die Erde bewohnen; doch kommen auch manche Typen vor, welche später wieder verschwinden, so z. B. die merkwürdige Gattung Psaronius, welche z. B. bei New-York schon von der mittelsilurischen Zeit an auftritt.* Auf Felsen und trockenen Stellen des Bodens erheben sich schlanke Stämme von wenigen Centimetern bis fast einem Meter im Durchmesser. Jeder Stamm trägt am Ende wie eine Palme eine Krone großer, zierlich gefiederter Blätter. Was aber diese Farne von den meisten anderen Farngattungen so auffallend unterscheidet, das ist die große Anzahl der Gefäßbündel, welche nicht wie bei unseren Farnen einen Kreis bilden, sondern im Stammquerschnitt zerstreut auftreten.

Die Schachtelhalme (s. Abbild. S. 689) sind vertreten durch Calamarien, Annularien und echte Schachtelhalme (Equisetites). Zum Teil waren es Bäume von beträchtlicher Höhe und Stammdicke, mit abstehenden wirtelständigen* Blättern, zum Teil zierlichere Gewächse mit scheidig verbundenen, schuppigen Blattquirlen. Die Calamarien, von denen oft nur verkieselte Hölzer bekannt sind, zeigen nicht selten eine so verwickelte Stammstruktur, daß sie gewissermaßen den Bau der Schachtelhalme mit demjenigen der Nadelhölzer, ja selbst der Ein- und Zweisamenlappigen in sich vereinigen. Sie sind daher vielleicht zum Teil als Prototypen, das heißt als die Urväter der Gefäßkryptogamen und der Phanerogamen zu betrachten.



Landschaft aus der Periode des Rotliegenden.

Die Lycopodiaceen oder Bärlappe, die gegenwärtig auf der ganzen Erde nur durch kleine zierliche Gewächse von oft moosartigem Wuchs repräsentiert sind, treten im Silur** und in den darauf fol-

* Vergl. die beiden Bäume unserer vorstehenden Abbild.: Landschaft aus der Periode des Rotliegenden. Sämtliche hier mitgeteilte Bilder entstammen dem berühmten Kupferwerk von Unger: Die Urwelt. Die Bilder sind von Herrn Wigand in Zeitz meisterhaft auf Glas (fürs Scioptikon) und auf Papier photographiert, und die Wiedergabe an dieser Stelle ist uns von der Verlagshandlung (W. Engelmann in Leipzig) gütigst gestattet worden.

* Quirlständig; mehrere Blätter bilden an einem Punkt des Stengels einen Wirtel oder Quirl.

** Die Namen: Cambrisches, Silurisches und Devonisches System beziehen sich auf englische Grafschaften, wo diese Gesteine besonders mächtig sind.

genden Gruppen (s. das Vegetationsbild S. 690) in Gestalt großer Waldbäume auf, so namentlich die Schuppenbäume der Gattungen Lepidodendron, Protolepidodendron und Glyptodendron. In diesen Mooswaldungen giebt es aber auch zierlichere, krautartige Formen derselben Familie, so z. B. die Arten der Gattung Psilophyton.

Auch die Tierwelt ist schon mannigfaltig und ziemlich hoch entwickelt, wie z. B. die Trilobiten zeigen, eine eigentümliche Gruppe von Krustentieren, welche zu unserer Zeit ihr Analogon im Moluskenkrebs aufzuweisen haben.*

Reicher sind wir aber mit Material aus der folgenden Zeit, der Devonzeit, versehen.

Die Inseln des Urmeeres werden allmählich größer und bedecken sich mit einer immer reicheren Waldvegetation. Diese besteht aus zahlreichen Farnen, Calamarien, Schachtelhalmen und Lycopodiaceen, zu denen aber bereits verschiedene Gattungen von Zapfenpalmen (Cycadeen), ja vielleicht sogar die ersten Anfänge von Palmen und anderen einsamenlappigen Gewächsen hinzutreten. Die rätselhaften, weichstämmigen Gattungen der Cladoxyleen betrachtet Unger als riesige baumartige Moosformen (vergl. das Vegetationsbild S. 690); indessen ist die Gattung Schizoxylon wegen ihrer gabelig verästelten Stämme wohl eher zu den Lycopodiaceen zu rechnen.

Zu den Schuppenbäumen (Lepidodendron) haben sich schon gegen Ende der Silurzeit die Siegelbäume (Sigillaria) und die Narbenbäume (Stigmaria) gesellt. Diese wurden früher gleich den Lepidodendren zu den Lycopodiaceen gerechnet, doch scheint die Ansicht Neuerer die richtigere zu sein, daß sie riesige Urtypen der Zapfenpalmen (Cycadeen) sind.

Die beiden noch jetzt als Hauptformen auf der Erde lebenden Gattungen Lycopodium und Selaginella waren schon damals vertreten.

* Vergl. Haeckel: Natürliche Schöpfungsgeschichte.

Die Equisetaceen (Schachtelhalme) haben eine größere Zahl und Mannigfaltigkeit baumartiger Formen aufzuweisen. Zu den Annularien gesellen sich die zierlicheren, ebenfalls mit abstehenden Blattwirteln versehenen Arten der Gattung Asterophyllites, zu den Calamarien aus den Gattungen Calymma, Calamosyrinx, Calamopteris, Haplocalamus die zahlreichen Arten von Calamites und Calamitea. Dazu gesellen sich Bäume aus den Nadelholzgruppen der Abietineen (Tannen), wie z. B. Poroxylon, der Taxineen (Taxusbäume) wie Taxoxylon und Dadoxylon; ja selbst Araucarien (Araucarites) treten auf. Die Zapfenpalmen sind in der Gattung Nœggerathia vertreten.

Die Wälder sind bereits von Käfern und anderen Insekten bewohnt, wie Franz Schultze zeigte, der ihre Chitinhäute auffand. Die Moose haben vielleicht noch keine so hervorragende Rolle gespielt wie in der folgenden Epoche der Steinkohlenzeit oder Carbonzeit, doch fehlen sie keineswegs.

Bildung größerer Kohlenmassen ist aber noch selten und nur in den oberen Devonschichten die Kohle hier und da erhalten geblieben, wobei aber nicht zu übersehen ist, daß die damals gebildete Kohle durch die säkularen Bewegungen des Erdbodens und durch das flache, brandungsreiche Meer bis auf geringfügige Reste wieder zerstört sein wird, wie das noch jetzt bei Helgoland und an der schleswigschen und holsteinischen Nordseeküste geschieht. In diesem flachen Meer müssen ja auch die Flutbewegungen weit beträchtlicher gewesen sein und weit zerstörender gewirkt haben als gegenwärtig. Wie unruhig das Urmeer war, davon legen die Treibhölzer lebhaftes Zeugnis ab, welche Reinhard Richter in den devonischen Schichten bei Saalfeld fand.

Wir kommen nun an einen der Glanzpunkte unserer Besprechung, an die Epoche der Steinkohlenbildung. (Siehe Abbild. S. 691.)

Die Inseln dehnten sich zu kleinen Kontinenten aus, zwischen denen der Ocean sich mehr und mehr vertiefte. Es mag immerhin richtig sein, daß, wie Otto Kuntze in einer höchst beachtenswerten und anregenden Schrift nachzuweisen sucht, das Urmeer salzfrei oder doch sehr salzarm war. Die Inseln und Ländereien waren noch sehr flach, waren höchst moorartige und sumpfige Niederungen, auf welchen sich vielleicht an den niedrigsten Punkten das Meerwasser mit den aus atmosphärischen Niederschlägen entstehenden Binnengewässern mischte. Noch war ja der Himmel von dichten Wolkenmassen eingehüllt, noch herrschte auf der ganzen Erde eine sehr hohe, für uns erstickende Temperatur, noch war die Atmosphäre mit Feuchtigkeit oder vielmehr mit Wasserdampf gesättigt, und selten unterbrochener Regen verwandelte den Boden in Sumpfland. Diese großen, festlandartigen Sumpfinseln waren mit dichten Waldungen bedeckt.

Tiefes Schweigen herrschte in diesen Wäldern, am Tage eine tiefe Dämmerung. Die feuchtheiße Luft und der große Kohlensäurereichtum derselben würde es den Blütenpflanzen und den höher entwickelten Tieren unmöglich gemacht haben, hier zu existieren. Desto besser gediehen die Gefäßkryptogamen, die ihre Wurzeln und Rhizome in dem tief morastigen, an Teichen und Landseen reichen Terrain ausbreiteten und ihre Stämme größtenteils zu bedeutender Höhe in die Luft erhoben. Die Steinkohlenbäume sind Morastgewächse. Sollten ihre Urväter im Meere schwimmend entstanden sein — eine Annahme, zu der übrigens keine zwingenden Gründe vorliegen, denn die Süßwasserseen der Urinseln werden ebensogut die Bedingungen zur Urzeugung enthalten haben wie das Urmeer selbst —, so geschah das zu einer Zeit, welche endlos lange vor der Steinkohlenzeit liegt.

Den Waldbestand bildeten in buntem Gemisch Schachtelhalme, Baumfarne, Schuppenbäume, Nadelhölzer und Zapfenpalmen. Unheimlich würden dem Menschen, hätte er diese Waldungen betreten können, die gabelig verzweigten Schuppenbäume erschienen sein. Den Boden deckt dichtes Gebüsch kleinerer und größerer Farne der verschiedensten Gruppen, kleinere Schafthalme und Bärlappe, vor allem aber die Teppiche der Moose, wenn auch diese bis jetzt verhältnismäßig selten in deutlichen Überresten auf uns gekommen sind, was ihrer Vergänglichkeit zuzuschreiben ist. Zapfenpalmen, teils kleinere oder größere Bäume bildend, teils niedriges Buschwerk, gesellten sich hinzu. Auch für das Vorhandensein einsamenlappiger Blütenpflanzen (Monocotyledonen), namentlich Schraubenbäumen (Pandaneen) und baumartigen Liliengewächsen finden sich deutliche Spuren.

Die Baumstämme sind meistens von oben bis unten dicht mit kleineren epiphytischen Farnen und mit Moosen bekleidet; Arten von Hymenophyllites und Sphenopteris hängen guirlandenartig von ihren Ästen herab; breitblätterige Arten von Woodwardsites und Trichomanites überziehen von unten bis oben den ganzen Stamm, und dazwischen nisten dem bekannten Frauenhaar ähnliche Adiantitesarten.

Zur Steinkohlenzeit wurden die Kohlen so massenhaft angehäuft und sind uns in so gewaltigen Lagern erhalten geblieben wie kaum zu irgend einer anderen Epoche. Die Kohlenbildung verdanken wir zu allen Zeiten den Moosen, welche die Eigentümlichkeit haben, ungeheure Mengen von Feuchtigkeit aufzusaugen und den Boden in Form dichter Polster und Lager zu bedecken, welche nach unten langsam in Torfbildung übergehen, während sie oben beständig fortwachsen. Zur Steinkohlenzeit trugen die großen Bäume, indem sie beim Absterben in das Moor sanken, wesentlich zur Torf- und Kohlenbildung bei, wie noch jetzt in unseren Brüchen und in morastigen Urwäldern. Wurden solche Moore später mit Sediment bedeckt, so verwandelte sich der Torf unter dem Einfluß des gewaltigen darauf lastenden Druckes, verbunden mit dem Einfluß der

Wärme des Erdinneren, nach und nach in immer festere Kohle. Solche Kohlenmassen sowie besonders die Gesteine ihres Hangenden und Liegenden sind die reichste Fundgrube für die paläontologische Forschung.

Die ganze Zeit von der Steinkohlenbildung bis zur Tertiärepoche ist deshalb so arm an Pflanzenresten, weil so wenige Kohlen erhalten geblieben sind. Sie sind regung von Buttersäuregärung an wie gegenwärtig, und die Lepidodendren waren bisweilen mit einem weißen Rostpilz (Peronosporites antiquarius) befallen. (Siehe Abbild. S. 692.)

Gegen Ende der Steinkohlenepoche begannen häufigere und immer gewaltsamere Hebungen und Durchbrüche des flüssigen Erdinneren, welche die Steinkohle an vielen Orten vollständig wieder zerstörten



Landschaft aus der Periode des bunten Sandsteins.

größtenteils vom Meere wieder zerstört worden, wie das am Meeresstrand sinkender Küsten mit unseren Torfmooren noch gegenwärtig geschieht, so z. B. an der Westküste der dänischen Halbinsel, wo ganze vermoderte Wälder unter dem Meeresspiegel liegen.

Die Bäume der Steinkohle haben bereits an ähnlichen Krankheiten gelitten wie diejenigen der Jetztwelt. Ein kleiner Pilz: Bacillus amylobacter, richtete in den Pflanzenorganen, so z. B. in den Wurzeln der Nadelhölzer der Steinkohle schon dieselben Zerstörungen durch Er- und sich durch die ganze folgende Epoche der Dyas hindurch fortsetzten. Daher sind die Gesteine in dieser Epoche im ganzen arm an pflanzlichen Organismen. Das Rotliegende,* wie es z. B. in der Gegend von Eisenach entwickelt ist, besteht größtenteils aus Konglomeraten von Gesteinen, welche teils durch die unterirdischen Gewalten, teils durch die gehobe-

* Wegen der roten Farbe des Gesteins. Das Liegende eines durch Bergbau ausgebeuteten Gesteins (hier des Kupferschiefers) nennt man die darunter befindlichen, das Hangende die darüber befindlichen Schichten.

nen und dadurch empörten Fluten zerbröckelt waren und dann vom Meer wieder abgesetzt wurden. Schon der Name des Totliegenden ist charakteristisch für diese Felsmassen. (Siehe Abbild. S. 693.)

So zeigt sich auch in den Kupferschiefern des Zechsteins die gewaltsame Wirkung eines infolge unterirdischer Hebungen auf das Festland hereinbrechenden Meeres, denn zahlreiche Fische zeigen durch ihre Lage auf den Schieferplatten, daß sie eines plötzlichen Vergiftungstodes gestorben und ebenso schnell mit einer Schlammschicht bedeckt worden sind.

Die beiden Gruppen dieser Epoche pflegt man unter dem Namen der Dyas zusammenzufassen, und diese bildet das Schlußglied der primären Gesteine.

Nach dem Gesagten läßt sich von vornherein vermuten, daß sich nach den vorhandenen Pflanzenresten nur ein höchst unvollständiges Bild der Dyasflora zusammenstellen läßt, zumal da verhältnismäßig nur unbedeutende Kohlenlager erhalten geblieben sind. Die größte Ausbeute geben verkieselte Hölzer, worunter sich Calamarien, Asterophylliten, Annularien, zahlreiche Farnstämme, besonders viele verschiedene schöne Psarronien (vergleiche das Landschaftsbild links S. 693), Nadelhölzer, wie z. B. sieben Arten von Araucarioxylon, Walchia u. a. befinden. Auch Zapfenpalmen, wie Pterophyllum, Nœggerathia, Cordaites u. a. kommen vor; selbst Sigillarien, Stigmarien, Lepidodendren und Tannenarten (Pinites) treten hier und da auf. Von dem Nachweis einer stetigen Fortentwickelung der Pflanzenwelt kann aber hier nicht die Rede sein.



Landschaft aus der Periode des Keupersandsteins.

Wir gelangen nun zur zweiten Hauptepoche oder Sekundärzeit, welche in die drei großen Gruppen der Trias, der Juraperiode und der Kreide zerfällt.

Die im nördlichen und östlichen Thüringen so reich entwickelte Trias hat ihren Namen von den drei Formationen, welche in der Reihenfolge von unten nach oben als Buntsandstein, Muschelkalk und Keuper unterschieden werden.

Der Buntsandstein ist nur stellenweise reich an Pflanzenabdrücken, nämlich da, wo er auf längere Zeit über die Wasserfläche gehoben wurde, sich mit einer Pflanzendecke schmückte und dann wieder unter das Niveau des Meeres herabsank. In Thüringen enthält er fast gar keine Pflanzen, wohl aber z. B. in den Vogesen.

Die Waldungen des Buntsandsteins (siehe Abbildung S. 696) haben einen ganz anderen Charakter angenommen. Die Schachtelhalme sind zwar zum Teil noch baumartig, aber sie sind fast auf die noch jetzt lebende Gattung Equisetum reduziert. Die Calamarien, Annularien, Asterophylliten und Calamiten sind teils ausgestorben, teils sehr selten geworden, ebenso die baumartigen Lycopodiaceen, insbesondere die Lepidodendren. Selbst Sigillarien und Stigmarien findet man nicht mehr. Statt dessen ist das Land mit ausgedehnten Nadelholzwaldungen bedeckt, wobei die jetzt auf feucht-warme Erdgegenden beschränkte Araukarienform in den Gattungen Haidingera und Voltzia vorherrscht. Die Zapfenpalmen spielen eine weit größere Rolle als bisher und nehmen namentlich im Verein mit Farnen vom feuchten Meeresgestade Besitz. Unter den Cycadeen (Zapfenpalmen) treten ganz neue Gattungen auf, wie z. B. Nilssonia. Selbst einsamenlappige Pflanzen, den Gattungen Yucca und Aletris sowie den Rohrkolben vergleichbar, treten in größerer Zahl hervor. Unter den Nadelhölzern sind auch die der Kaurifichte (Dammara) ähnlichen Albertien beachtenswert. Im Wasser zeigen sich die seltsamen Bactryllien, vielleicht riesig entwickelte Diatomeen.

Nur geringe Spuren pflanzlicher Organismen zeigt der Muschelkalk. (Siehe Abbild. S. 687.) Selbst die Meeresalgen sind nur spärlich erhalten geblieben. Hier und da finden sich Reste von Farnen (Neuropteris)* und von Koniferenholz sowie kohlige Massen von Nadelhölzern, von Schleiden als Pinites Gœppertianus beschrieben und mikroskopisch abgebildet. Daß aber der Muschelkalk zeitweilig von Landpflanzen bedeckt gewesen ist, beweisen schon die stellenweis nicht seltenen Überreste einer Landfauna. Der Muschelkalk muß aber für die Erhaltung der Pflanzen besonders ungünstige Verhältnisse dargeboten haben.

Dagegen sind ganze Glieder des Muschelkalks aus den Überresten von Muscheln, Schnecken, Enkriniten, Ammoniten und anderen niederen Seetieren zusammengesetzt. Auf dem Muschelkalkfestland bildete sich das Keupermeer, aus dem große, mit Dünen bedeckte Inseln hervortraten. Die höheren Dünen waren vielleicht vegetationslos, aber am niedrigen Meeresgestade fand sich eine reiche Strandvegetation ein.

Wir stehen an einer stillen Bucht, wie sie uns durch das Ungersche Landschaftsbild S. 697 vor Augen geführt wird. Die unteren Abhänge der Dünen sind mit einer niedrigen Baumvegetation herrlicher Cycadeen (Zapfenpalmen) aus den Gattungen Pterophyllum, Nilssonia, Cycadites, Zamites und Strangeria besetzt. Die schönen, reichen Kronen großer, glänzender, lederig steifer Fiederblätter wiegen sich auf kürzeren oder längeren, dicken, schuppigen Stämmen. Zwischen ihnen bilden zahlreiche krautige und baumartige Farne ein dichtes Buschwerk. An niedrigeren und feuchten Stellen erheben sich noch reich verzweigte Calamitenbäume (siehe die rechte Seite des Landschaftsbildes S. 697) hoch in die Luft und neben ihnen riesige astlose schuppige Equisetiten, am Ende des Stammes die großen Sporenzapfen tragend (vergl. die Gruppe auf der linken Seite des Vegetationsbildes S. 697). Ein Teil der größeren und kleineren Schachtelhalme hat den noch jetzt die Erde bewohnenden schon sehr nahe gestanden. Dazu gesellen sich Nadelhölzer der Gattungen Voltzia und Widdringtonites. Die Lycopodiaceen sind zu kleinen Formen zusammengeschrumpft. Die Riesenformen der Lepidodendren, auch die

* Nervenfarn.

Sigillarien und Stigmarien sind ausgestorben. Smilaceen und andere Monocotyledonen, namentlich auch Binsen, treten auf.

Still, ruhig ist die Atmosphäre, einsam die Landschaft. Hier und da kommt der Nikrosaurus, ein riesiger, krokodilartiger Saurier, aus seinem Versteck hervor.

Schweigend tappt er unbeholfen zum Meeresstrand, um fischen zu gehen. In die ruhige Bucht fallen die Blätter von Cycadeen, Farnen, Equisetaceen und zahlreichen anderen Pflanzenfamilien. Ganze Stämme stürzen hier und da ins Wasser. Die Blätter werden meist von der Flut und Brandung nach und nach in kleine Stücke zerrissen; nur wenige bleiben im ganzen Umriß erhalten. Dieses ganze Material, oft untermengt mit den Schalen der Testaceen, wird durch die Flut mit thonigen Sandschichten bedeckt, welche später langsam über das Meeresniveau emporgehoben werden. Die mit dicker Cuticula versehenen Blattreste sind auf diese Weise durch undenklich lange Zeiträume erhalten geblieben, während die Überbleibsel zarterer Gewächse spurlos verschwunden sind. So kommt es, daß wir noch jetzt auf den Schichtflächen der Keupersandsteine und der Lettenkohlensandsteine, so z. B. bei Apolda und Mühlhausen, zahlreiche Pflanzenfragmente teils in Abdrücken, teils in wohlerhaltenen Oberhautresten konserviert finden, oft vielfach von Pilzfäden durchzogen. Noch immer war der Himmel von Wolken verhüllt. Nur selten brachen die Sonnenstrahlen blitzartig durch die gewaltige Wolkendecke, die sich sogleich wieder schloß und alles aufs neue in Dämmerung einhüllte. Dieselbe feucht-heiße Atmosphäre herrschte über die ganze Erde, und die Unterschiede, welche sich in verschiedenen Erdgegenden, in der Vegetation verschiedener Kontinente oder Inselgruppen zeigen, deuten mehr auf Variation als auf klimatischen Einfluß hin.

Weit reicher sehen wir die Pflanzenwelt entwickelt während der Juraepoche, welche wir in drei Abstufungen von unten nach oben als Lias, Juraformation und Wealden (Wälderthon) unterscheiden können.

Zur Liaszeit sind bereits größere Kontinente entstanden. Die Tier- und Pflanzenreste sind meist auf dieselbe Weise wie beim Keuper in ruhigen Meeresbuchten abgesetzt (vergl. das Landschaftsbild S. 700). Hier und da werden die Überreste durch die meistens noch unbedeutenden Flüsse herbeigeführt und bleiben im allmählich sich bildenden und vergrößernden Flußbett liegen. Die Buchten waren häufig nach innen durch auslaufende Hügelketten, nach außen durch Felsriffe und Korallenbänke geschützt. Die tierischen Reste sind trefflich erhalten und ungemein reich. Der Gattung nach sind die meisten Organismen noch von denen der Jetztwelt verschieden.

Die Cycadeen haben ihre höchste Blüte erreicht, und namentlich zeichnet sich die Gattung Pterophyllum aus, deren dicke, bis zehn Meter hohe Stämme (vergl. die Gruppe auf der linken Seite in der Landschaft S. 700) oft von unten bis oben mit großen Büscheln prächtiger Fiederblätter besetzt sind. Große Nadelholzwaldungen, bestehend aus Araucarites peregrinus, welche der chilenischen Araucaria imbricata ähnlich ist, gemengt mit Lebensbäumen (Thuites), mit Tannen, Fichten, Kiefern, von den unserigen specifisch verschieden, dehnen sich im Inneren des Landes aus. Den Waldboden bedecken zahlreiche Farne und verschiedene Kräuter. Die Schachtelhalme der Sümpfe sind nicht viel größer als gegenwärtig. Hier und da gesellen sich zu den Waldbäumen schlanke Palmen (Carpolites) und riesige Schraubenbäume (Podocaria Bucklandi) (vergl. die rechte Seite der Landschaft S. 700). Auf dem Meere schwimmt der langhalsige, mit Flossen versehene Plesiosaurus, während das eigentliche Fischkrokodil (Ichthyosaurus) ausstirbt. Es kommt jetzt immer mehr Leben in die Landschaft. In den Lüften sieht man den seltsamen geflügelten Pterodactylus, ein fliegendes vogelähnliches Krokodil. Große Libellen (Aeschna

longialata) schweben über dem Wasser. Der Strand ist mit bambusartiger Rohrvegetation (Bambusium) gesäumt, und die Sümpfe sind mit Cypergräsern (Cyperites) besetzt. Von Moosen lebende Pillenkäfer (Byrrhus) finden sich im Walde, und verschiedene Pilzkäfer (Strongylites) deuten auf das Vorhandensein champignonähnlicher Schwämme. Blattkäfer, Blütenkäfer, Dungkäferchen und Raubkäfer gehen ihrer Nahrung nach.

Cycadeen, hier und da auch wohl schon von Palmen besetzt.

Die Flora ist im ganzen der Liasflora ähnlich. Die Zahl der dicotylischen Gewächse nimmt zu, dem entsprechend auch die Zahl der Insekten. Die Laubhölzer spielen noch eine unbedeutende Rolle; die Waldungen bestehen der Hauptmasse nach aus tropischen Nadelholzformen. Zahllose Insekten, Käfer, Heuschrecken, Termiten, Schmetterlinge beleben den Wald.



Landschaft aus der Oolithperiode.

Die zweisamenlappigen Blütenpflanzen waren im ganzen wohl noch schwach vertreten.

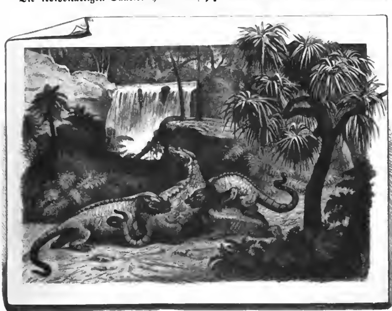
In der eigentlichen Juraformation wird das Bild noch mannigfaltiger. Das Meer hatte an den meisten Stellen nur geringe Tiefe, denn die Mollusken gehören größtenteils der Strand- und Seichtwasserzone an. Aus dem Wasser erheben sich wie gegenwärtig in der Südsee Gruppen jener merkwürdigen Atolle oder Koralleninseln. Ein nur wenig über die Wasserfläche emporragendes Riff umschließt einen Süßwassersee und ist mit einem Wald von

Zu den großen Sauriern Plesiosaurus und Pterodactylus gesellen sich die fliegenden Eidechsen der Gattung Rhamphorhynchus und der erste bekannte Vogel, der Archaeopteryx macrourus. Achtzehn verschiedene kleine Nagetiere sind für diese Periode bereits aufgefunden worden.

Die Wälderthone bilden den Übergang zur Kreidezeit. Freilich bestehen die Waldungen auch jetzt noch zum größten Teil aus Koniferen, worunter die Lebensbäume der Gattungen Thuites und Widdringtonites vorherrschen, denen sich Tannen

und herrliche Cycadeen der Gattungen Pterophyllum und Zamiostrobus hinzugesellen, sowie hier und da baumartige Farne. Indessen sind monocotylische Bäume keine Seltenheit, namentlich den Drachenbäumen ähnliche Clathrarien; und auch die Dicotyledonen beginnen, sich an der Waldbildung zu beteiligen. (Siehe nachstehende Abbild.)

Die krokodilartigen Saurier haben in den Gattungen Iguanodon und Hylæosaurus ihre riesigsten Formen erreicht.



Landschaft aus der Wealdenperiode.

Zur Kreidezeit wird die Landschaft freundlicher; die Sonne durchbricht häufiger den Wolkenschleier, die Vegetation entfaltet sich immer reicher und mannigfaltiger. Die Kreidegruppe besteht teils aus Schichten eigentlicher Kreide, teils aus Sandschichten, wie sie z. B. den schönen Pirnaischen Quadersandstein bilden. Die eigentliche Kreide entsteht unter dem Einfluß niederer Organismen, welche teils kalkhaltige Gehäuse besitzen wie die einkammerigen und mehrkammerigen Rhizopoden (Monothalamien und Polythalamien), teils kieselreiche Membranen wie die Diatomeen. So ist z. B. Albions Kreideküste größtenteils von Rhizopoden aufgebaut worden, nur die eingeschlossenen Feuersteine enthalten Diatomeen; dagegen besteht die griechische Kreide der Insel Kreta größtenteils aus den Kieselskeletten der Diatomeen. Die Landflora entfaltet jetzt einen außerordentlichen Reichtum. Die Kreide von Aachen führt über vierhundert Arten von Landpflanzen; davon besteht die Hälfte aus zweisamenlappigen Blütenpflanzen. Die Cycadeen nehmen ab an Zahl und Mannigfaltigkeit. Die Nadelhölzer dagegen entfalten sich in einer großen Anzahl von Gattungen wie Pinus, Picea, Geinitzia, Cunninghamites, Dammarites und anderen. Dazu kommen Palmen in größerer Anzahl, Schraubenbäume (Pandanus) und andere einsamenlappige Bäume, vor allem aber Weiden, Eichen, Wallnußbäume, sechzig Arten von Proteaceen, welche noch jetzt lebenden Gat-

tungen angehören, selbst Myrtaceen finden sich ein neben Sapindaceen, Guajakbäumen und malvenähnlichen Crednerien. Die Zahl der Muscheln und Schnecken der Kreide ist ungeheuer, und das Luftmeer wird von verschiedenen kleineren und größeren Vögeln belebt. (Siehe nachstehende Abbild.)

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Tertiärepoche, welche gewissermaßen die Epoche der Gegenwart vorbereitet. Hier erleichtern die großen und zahlreichen Braunkohlenlager die Untersuchung ganz beträchtlich.



Landschaft aus der Kreideperiode.

Die Zahl der aufgefundenen Pflanzen und Tiere ist außerordentlich groß.

Die Kontinente nehmen immer mehr zu an Größe und Zusammenhang, wobei sie freilich ihre Konturen ununterbrochen verändern. Immer höhere Gebirge drängen sich durch Spalten aus dem Erdinneren hervor; der Himmel wird heiterer; die Klimate differentiieren sich, indem die Erde von den Polen her abkühlt.

In der Regel nimmt man an, daß die älteste Tertiärepoche, das sogenannte Eocen, noch überall tropisches Klima und tropische Vegetation zeige — die mittlere Tertiärepoche, das Miocen, eine allmähliche Sonderung der Klimate und der Pflanzenisothermen vollziehe — und die jüngste Tertiärepoche, das Pliocen, die Ausbildung der klimatischen und pflanzlichen Zonen zur Vollendung bringe; — es läßt sich indessen nicht leugnen, daß eine allmähliche Abkühlung an den Polen und in alpinen Berghöhen, sowie dementsprechende Veränderung der Vegetation sich bereits in den ältesten Tertiärschichten erkennen läßt. Namentlich besitzen die Gebirgshöhen bereits ein etwas kühleres Klima und dementsprechend auch eine etwas andere Flora als die Tiefländer.

Die meisten jetzt lebenden Pflanzenfamilien existieren bereits zur Eocenzeit, wenn auch gewisse Typen, so z. B. unter den zweisamenlappigen Pflanzen die polycarpen Familien, vorherrschen. Auch die Tierwelt ist bereits äußerst reich entwickelt. Die Dickhäuter, Wiederkäuer,

zahlreiche Nagetiere und die Vierhänder sind bereits vorhanden. Wahrscheinlich haben auch die Zweihänder, aus denen das Menschengeschlecht hervorging, bereits gelebt; jedenfalls ist die Tertiärzeit die Wiege des Menschengeschlechtes, wenn sich auch noch nicht genau angeben läßt, wie weit man dieselbe zurückverlegen darf. (Siehe nachstehende Abbild.)

Aber ungleich reicher noch sind die Funde der Miocenzeit.

zer Flora zusammengenommen hat jetzt nur noch 360 Holzpflanzen aufzuweisen.

Die Holzpflanzen der Miocenzeit haben sich teils in andere Erdgegenden, so z. B. nach Nordamerika und Ostasien zurückgezogen, teils sind ganze Gattungen durch Gebirgserhebungen und die damit verbundenen Katastrophen und klimatischen Veränderungen vom Erdboden verschwunden.

Nimmt man an, daß das Verhältnis



Landschaft aus der Eocenperiode.

Es treten hier die Urformen fast sämtlicher jetzt lebender Pflanzenfamilien auf. Ich muß mich hier auf wenige Andeutungen beschränken. In der Schweiz allein sind schon über tausend Landpflanzen aufgefunden, nicht viel weniger als jetzt dort leben, und da selbstverständlich die Funde nur einen Teil der wirklich einst vorhandenen Miocenpflanzen repräsentieren, so muß die Miocenflora der Schweiz weit artenreicher gewesen sein als die jetzige. Das gilt namentlich für den Wald. Der Miocenwald zählte 291 Baumarten, 242 Sträucher, also im ganzen 533 Holzpflanzen. Die ganze deutsche und Schwei-

der Holzpflanzen zu den krautartigen Gewächsen zur. Miocenzeit annähernd dasselbe gewesen ist wie gegenwärtig, so muß die Miocenflora der Schweiz 4500 Pflanzenarten enthalten haben, also mindestens 1000 Arten mehr als gegenwärtig ganz Mitteleuropa.

Während der Pliocenzeit endlich nimmt Klima und Flora im ganzen und großen die Form und Beschaffenheit unserer Epoche an, so mannigfache Veränderungen an bestimmten Lokalitäten auch eingetreten sind und noch beständig sich vollziehen. Wir finden in den pliocenen Gewächsen fast alle noch existierenden Gattungen ver-

treten, und selbst die Arten sind entweder die unmittelbaren Stammeltern noch lebender Formen oder sie sind von diesen überhaupt nicht mehr zu unterscheiden.

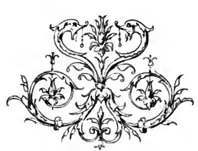
Hier streifen wir fast schon das Gebiet der Pflanzengeographie, der Frage nach den Ursachen der gegenwärtigen Verteilung der Pflanzenarten über die Erdoberfläche.

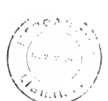
Die Formen kommen und gehen, und wir können uns keine andere Erklärung für ihre Entstehung denken als die allmähliche Umwandlung durch Variation unter dem Einfluß äußerer Bedingungen und durch natürliche Zuchtwahl im Kampf ums Dasein. Ist auch der Mensch solchen Wandlungen unterworfen? Gewiß. Entstanden als das höchste, entwickelungsfähigste Wirbeltier, hat er sich in zahlreiche Rassen gespalten von größerer oder geringerer Bildungsfähigkeit.

Haben die Indogermanen sich im allgemeinen im Kampf ums Dasein die Herrschaft errungen, so tritt auch hier wieder der Streit einzelner Volksstämme um die Oberherrschaft hervor. Die Hellenen hatten sich zu einer Kultur aufgeschwungen, welche noch in unsere Zeit hinein ihre Glanzlichter wirft und die sie in den Stand setzte, der einbrechenden asiatischen Barbarei Halt zu gebieten.

Aber auch die Völker verblühen. Von Westen her bereiteten die eigenen Stammesgenossen, die Römer, den Hellenen den Untergang. Aber auch dem Römertum schlägt seine Stunde. Seit vielen Jahrhunderten führt es in sehr verschiedener Form den Kampf mit germanischen Völkerschaften.

Wir sind das Salz der Erde. Sorgen wir dafür, daß das Salz nicht dumm wird. Allen Völkern des Erdballs sind wir überlegen durch unsere ästhetische, ideale Weltanschauung. Sehen wir zu, daß wir niemals die falschen, materialistischen Konsequenzen aus der Abstammungslehre ziehen, sondern uns in der Natur über die Natur erheben, indem wir das Geheimnisvolle, Schöne und Erhabene in ihr als das Walten einer höheren Macht anerkennen; — dann werden wir siegen gegen den Romanismus im Westen sowohl wie gegen das Eindringen asiatischer Barbarei von Osten her, und früher oder später wird die ganze Erde von unserer Kultur durchdrungen sein.





Litterarische Mitteilungen.

Neuere Litteraturgeschichten.

In den letzten Jahrzehnten ist kaum ein Jahr vergangen, in welchem nicht illustrierte und nichtillustrierte, dickleibige und schmächtige, für Fachmänner wie für Damen bestimmte, gelehrte wie volkstümlich gehaltene Litteraturgeschichten erschienen wären. Bei manchen derselben fragt man unwillkürlich: Welchen Nutzen sollen dieselben stiften und welche Lücke sollen sie ausfüllen? Augenscheinlich ist auf diesem Gebiete bereits die Produktion bedeutend größer wie die Nachfrage, und die Litterarhistoriker werden wohl gut daran thun, fürder statt systematischen Geschichtsbüchern über die deutsche Litteratur sich lieber einzelnen Monographien über die bedeutsamen Epochen und Persönlichkeiten, welche noch der Aufklärung bedürfen, zuzuwenden. Trotz alledem begegnen wir im embarras de richesse der Veröffentlichungen manchen wertvollen Gaben, die um so willkommener sind, als die Autoren derselben einen neuen, noch nicht ausgetretenen Pfad der Forschung eingeschlagen haben, auf dem der Wissenschaft mehr Heil erblühen dürfte wie auf den bisher beschrittenen breiten Heerstraßen litterarhistorischer Buchschreiberei. Wir meinen hier in erster Linie die **Geschichte der deutschen Litteratur** von **Wilhelm Scherer** (Berlin, Weidmannsche Buchhdlg.) und **Geschichte der deutschen Litteratur** von **Franz Hirsch**. Erster Band. (Leipzig, W. Friedrich.) Das Werk des ersteren liegt bereits in zweiter Auflage vor, während von demjenigen des zweiten bisher nur der erste Band erschienen ist, der aber ein kritisches Urteil wohl ermöglicht.

Wilhelm Scherer, der bekannte treffliche germanische Philologe, jetzt Professor der Litteraturgeschichte an der Universität Berlin, giebt in seiner Litteraturgeschichte ein erschöpfendes und anschauliches Bild der geistigen Entwickelung der deutschen Nation, wobei er von der seither üblichen Methode der Systematisierung nach Schulen, Zeit und Herkunft gänzlich abstrahiert. Von seinem Lehrer, dem für die Wissenschaft zu früh gestorbenen Karl Müllenhoff, angeregt, schien es ihm von der allergrößten Bedeutung und Wichtigkeit, daß der Nation einmal der Gang ihrer innersten individuellsten Entwickelung kurz und übersichtlich und doch nicht zu knapp dargelegt werde. Der Verfasser betrachtet die Litteratur als einen wesentlichen Bestandteil des gesamten Kulturlebens und sucht überall den Zusammenhang der Litteratur mit der politischen Geschichte des Volkes nachzuweisen — es ist wahrhaft wohlthuend, daß wir endlich ein Buch haben, in welchem das gesamte geistige Leben und seine Entwickelung auf die nationale Kultur lichtvoll und für jeden Gebildeten verständlich dargestellt wird. Der ungemein reichhaltige Stoff ist in einem Bande von einundfünfzig Druckbogen erschöpft. Leider erzählt uns Wilhelm Scherer nur die Geschichte der deutschen Litteratur bis auf Goethes Tod; gerade in diesem Werke, wo auf die politischen Strömungen und Strebungen mit Recht ein solcher Nachdruck gelegt wird, hätte die ja reich bewegte und kulturhistorisch so bedeutsame Neuzeit nicht mit Stillschweigen übergangen werden sollen. Alle Achtung vor der Überzeugung des Verfassers, daß das Heil der deutschen Kultur nur da zu finden sei, wo es unsere großen Klassiker zu finden glaubten — aber ganze Perioden der Dichtung, welche teilweise eine Umgestaltung des gesamten Kulturlebens hervorgerufen, als nicht vorhanden zu betrachten, finden wir nicht gerechtfertigt. Der Verfasser hat sein Werk in dreizehn Kapitel eingeteilt. Das erste Kapitel sucht die Wurzeln germanischer Nationalität in der arischen Gemeinschaft auf und schildert den geistigen Zustand der Ahnen in der Zeit, da sie den Römern bekannt wurden. Das zweite behandelt die Entstehung und Ausbildung der deutschen Heldensage in der Epoche der Völkerwanderung und der Merowinger. Das dritte

ist der mittelalterlichen Renaissance unter den Karolingern und Ottonen, der sogenannten althochdeutschen Zeit, gewidmet, deren hauptsächliche litterarische Leistung in prosaischen und poetischen Übersetzungen aus der Bibel, in kurzen politischen und novellistischen Liedern, sowie in den lateinischen Dramen der Nonne Hroswitha bestand. Das vierte bis siebente Kapitel umfaßt die Blüte der Epik und Lyrik in der mittelhochdeutschen Periode, das heißt vom elften bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Das achte und neunte Kapitel durchmessen die nächsten dreihundert Jahre, die Übergangszeit vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen, in welcher Luther die Bibel übersetzte und die Poesie zum Drama sich hinneigte, ohne ein großes litterarisches Kunstwerk hervorzubringen. Das zehnte bis dreizehnte Kapitel endlich gelten der neuhochdeutschen Zeit, die mit dem Dreißigjährigen Kriege beginnt, ihre Stärke in der lyrischen und epischen Dichtung hat und in ihrem Verlauf von Paulus Gerhardt bis Goethe führt.

Wie in allen seinen Schriften, so zeigt auch hier der geistvolle Gelehrte außerordentlichen Ideenreichtum, erstaunliche Gelehrsamkeit und feinen Geschmack. Seine Schreibweise ist fesselnd und anregend, nur scheint uns der Lakonismus seines Stils etwas gesucht zu sein; dafür entschädigt die stets treffende, scharfkantige Charakteristik. Sehr anzuerkennen ist, daß Scherer den Fluß seiner Darstellung durch keine Anmerkungen unterbricht, sondern diese am Schluß des Buches zusammenstellt. Bei aller Anerkennung des großartigen Werkes als wissenschaftliches und Kunstwerk kann man doch vor einigen Mängeln die Augen nicht verschließen. Aller Scharfsinn und die größte Beredsamkeit reichen nicht hin, um die These des Verfassers, daß Friedrich der Große der gewaltigste Förderer der deutschen Dichtkunst gewesen — in „Das Zeitalter Friedrichs des Großen" — glaubhaft zu machen. Bleibt der große Friedrich nicht unsterblich genug, wenn man auch einräumt, daß er das Franzosentum und die französische Litteratur über Gebühr berücksichtigt hat? Ebenso darf nicht verschwiegen werden, daß manche Lücken in dem Werke anzutreffen sind. Auf S. 631 nennt der Verfasser „Welker, Böckh und andere" als Gelehrte, welche die Erforschung des nationalen Lebens für die Griechen in Angriff nahmen. Wo blieb aber Otfried Müller, von dem Böckh bereits 1827 den Ausspruch that, der — damals dreißigjährige Gelehrte — „werde ihn, den er als seinen Lehrer verehrte, weit hinter sich lassen"? Ferner suchen wir vergebens nach dem Namen eines der ausgezeichnetsten Dichter Deutschlands im siebzehnten Jahrhundert, Joh. Heermann. Hoffentlich werden diese Mängel bei einer dritten Auflage beseitigt!

Das zweite Werk, die Litteraturgeschichte von Hirsch, hat gewisse Berührungspunkte mit dem Schererschen Werke. Hirsch giebt eine farbenfrische lebendige Darstellung des deutschen Litteraturlebens auf kulturgeschichtlicher Grundlage und sucht in allen Litteraturerscheinungen die innige Beziehung zu deutschem Volkstum, zu deutscher Sprache und Sitte nachzuweisen. Hirsch hat infolge seiner reichen Kenntnisse und seines lebhaften Temperaments dem Drange nicht widerstehen können, ab und zu Polemik zu üben: so hat er z. B. die viel erörterte Frage, ob Konrad Celtes die der Hroswitha zugeschriebenen sechs Komödien gedichtet habe, in einer längeren kritischen Auseinandersetzung erörtert. Die Grenzen des Begriffs „deutsche Litteratur" hat er recht weit gesteckt, indem er nicht allein der Kultur-, sondern auch der Theatergeschichte und Journalistik eine eingehende Beachtung schenkt. Neu wird die Behandlung der Litteratur unserer Zeit sein, welche gewissermaßen die Scherersche Schrift dankenswert ergänzt. Ein Drittel des Werkes, den ganzen dritten Band, will Franz Hirsch der Litteratur unseres Jahrhunderts widmen und dieselbe bis auf das Jahr 1884 berücksichtigen. Der erste Band umfaßt die alte Zeit bis 1500, der zweite Band wird die Reformationszeit bis zur klassischen Periode behandeln. Der Stoff des Buches ist sehr anschaulich und anziehend bewältigt. Wir werden nach seiner Vollendung auf das Werk zurückkommen.

A. K.

Litterarische Notizen.

Unter den verschiedenen Richtungen, welche heute auf dem Gebiete der Anthropologie bestehen, ist zunächst diejenige mit großem Erfolg thätig, welche den Versuch und die Messung auf das Gebiet des geistigen Lebens anzuwenden bestrebt ist. Der Begründer derselben, Gustav Theodor Fechner, hat die Ergebnisse seiner psychophysischen Untersuchungen nochmals den Gegnern derselben gegenüber zu rechtfertigen unternommen: **Revision der Hauptpunkte der Psychophysik.** Von Gustav Theodor Fechner. (Leipzig, Breitkopf u. Härtel.) Diese Schrift soll die seit lange vergriffenen Elemente der Psychophysik ersetzen. Es bleibt

zu bedauern, daß dies Werk, welches nunmehr bereits beinahe unerreichbar geworden ist, nicht wieder neu aufgelegt wird. In der vorliegenden Arbeit setzt der berühmte Verfasser sich mit denen, welche nach ihm das Problem des Verhältnisses der Reize zu den Empfindungen in Bezug auf die Stärke derselben untersucht haben und zu einer anderen Deutung gelangt sind, ganz eingehend auseinander.

In derselben Richtung auf experimentelle Behandlung psychologischer Fragen bewegen sich die **Philosophischen Studien**, herausgegeben von Wilhelm Wundt. (Leipzig, W. Engelmann.) Es liegt uns zur Zeit das vierte Heft des ersten Bandes und das erste des zweiten Bandes vor. Sieht man von einer Abhandlung Wundts über die Logik der Chemie ab, welche eine Vorarbeit für die im zweiten Bande der Wundtschen Logik zu gebende Darstellung der Methodenlehre ist, dann sind es in diesen beiden Heften beinahe lauter experimentelle Untersuchungen, wie sie wohl großenteils unter der Leitung von Wundt angestellt worden sind.

Eine andere Richtung der gegenwärtigen Anthropologie unternimmt, dieselbe mit den Ergebnissen der Völkerkunde in Beziehung zu setzen. Wir haben öfters der eifrigen Bemühung von Bastian in dieser Rücksicht Erwähnung gethan. Eine neue Schrift desselben liegt vor: **Zur naturwissenschaftlichen Behandlungsweise der Psychologie durch und für die Völkerkunde.** Einige Abhandlungen von A. Bastian. (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.) Sie beginnt mit einem Programm dieser ganzen Richtung, und eine Anzahl einzelner Proben von Untersuchungen ist hinzugefügt. So ist sie geeignet, auch in diese Methode einen Einblick zu gewähren.

Wieder eine andere Richtung auf diesem Gebiete ist durch den Darwinismus bedingt und versucht auf dem Wege der Entwickelungsgeschichte unter Vergleichung mit dem tierischen Leben psychologische Probleme aufzulösen. Sie wird zur Zeit sehr lebhaft verfolgt von Schneider, der in seinen beiden Schriften über den tierischen und über den menschlichen Willen die bisher so sehr vernachlässigte Psychologie des Willens in Angriff genommen hat. Von ihm liegt nun vor: **Freud und Leid des Menschengeschlechts.** Von G. H. Schneider. (Stuttgart, Schweizerbartsche Verlagshdlg.) Es ist ein Versuch, von der Psychologie des Willens zu Grundlagen der Ethik fortzuschreiten.

* *
*

Der Ruf nach Reform wird so früh von uns gehört, als die europäische Gesellschaft sich zurückverfolgen läßt, und jede Zeit hat ihr eigenes Gefühl von Schwächen, ihren eigenen Drang, in bestimmter Richtung heilende Besserung zu suchen. Die Schrift: **Das deutsche Volkstum und seine nationale Zukunft** von K. Th. Reinhold (Minden, J. C. C. Bruns' Verlag) ist in centralistischer Richtung auf Mittel hingewandt, die einheitlichen Kräfte der Nation zu verstärken. Selbst Berlin zu einer Reichshauptstadt im Sinne von Paris zu machen und die Sprache unseres Volkes nach dem Vorbild der französischen Akademie zu regeln, scheint ihr nicht tadelnswert, ja zu erstreben.

Die Schrift einer Dame, Irma v. Troll-Borostyani: **Im freien Reich** (Zürich, Verlagsmagazin) tritt für die Gleichheit der Geschlechter, die politischen Rechte der Frauen und noch einige andere weniger harmlose Dinge ein.

Die nachgerade dringende Gymnasialfrage wird im Sinne der Ausbreitung der Realanstalten besprochen von E. Dillmann: **Das Realgymnasium** (Stuttgart, Karl Krabbe) — im Sinne einer Reform der Gymnasien nach den Grundgedanken Fröbels von Arthur v. Soden: **Die Einflüsse unseres Gymnasiums auf die Jugend.** Zweite Auflage. (Tübingen, Franz Fues.) Gewiß ist die Begründung auf die anschaulichen Elemente für alle Gedankenbildung erforderlich. Sobald jedoch praktische Vorschläge hierfür in Frage kommen, kann das Experiment allein entscheiden — und zu Experimenten gerade giebt unsere Schulverfassung keinen Raum. Daher denn das Feldgeschrei hüben und drüben noch lange fortdauern wird — für unsere alte Gymnasialbildung und gegen dieselbe —, ohne daß man sähe, woher eine wirklich wissenschaftliche Entscheidung kommen soll.

* *
*

Die Philosophie steht heute im Vordergrund der Interessen. Nicht die alte Metaphysik, aber eine Philosophie, welche die Ergebnisse unserer Naturerkenntnis verallgemeinert und auch die geschichtlichen Thatsachen, soweit möglich, mit ihnen verknüpft. So entsteht eine mannigfache populäre Litteratur.

Die Schrift von Tilmann Pesch: **Die großen Welträtsel** (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshdlg.) enthält in ihrem ersten Bande den Versuch, die Thatsachen unserer Naturerklärung zu verknüpfen und unter allgemeine Begriffe zu bringen. Diese Begriffe sind aber keine anderen als die des Aristoteles und der auf Aristoteles gebauten mittelalterlichen Philosophie. Insbesondere benutzt sie den Thomas von Aquino. Und ihr moderner Gewährsmann ist Kleutgen. Kurz, wir haben es mit jener katholischen Philosophie zu thun, welche das Material der gegenwärtigen Wissenschaft dem fertigen System ihrer Scholastik einfügt. Nach dem Vorgange z. B. Hertlings lieben diese Schrift-

steller es gerade, auch von der modernen Naturwissenschaft Gebrauch zu machen. Derselben Richtung gehört an: L. Dressel, **Der belebte und der unbelebte Stoff.** (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshdlg.).

W. H. Preuß: **Geist und Stoff** (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhdlg.) geht von der neuerdings auch von Fechner und Preyer benutzten Annahme aus, organische Energie bilde die Grundlage des ganzen Weltprozesses. Die vorliegende Schrift unternimmt nun zu entwickeln, unser Erdball sei aus dem Zusammensturz kosmischer Meteormassen entstanden und diese seien organischen Ursprungs. So wendet sich die Frage. Wir fragen nicht: Wie entstand das Leben auf der Erde? sondern wir fragen: Wie entstand das Tote, das Unorganische, aus welchem der Erdball besteht?

Edm. v. Pressensé: **Die Ursprünge** (Halle a. S., C. E. M. Pfeffer) bietet die Übersetzung einer in Frankreich vielgelesenen Schrift, welche eine Art von kirchlicher protestantischer Philosophie liefert, entsprechend der oben angeführten katholischen. Sie hat den Vorteil, von den Fesseln des Aristoteles und des Mittelalters frei zu sein.

Von Ph. Mainländers **Philosophie der Erlösung** erhalten wir die dritte Lieferung des zweiten Bandes. (Frankfurt a. M., C. Königer.) Dies Heft endigt in einem Appell an die deutschen Arbeiter, den socialistischen Gedanken in der nationalen Richtung Lassalles wieder aufzunehmen und mit dem internationalen Radikalismus zu brechen.

So sieht man die Philosophie im Dienst der verschiedenen großen Parteien, die heute sich in das politisch-kirchliche Leben der Nation teilen.

* *
*

Interessantes geschichtliches Material bietet E. Beckenstädt: **Die Mythen, Sagen und Legenden der Zamaiten** (Litauer). Zweiter Band. (Heidelberg, C. Winter.) Ebenso A. Bastian: **Die Völkerstämme am Bramaputra und verwandtschaftliche Nachbarn.** (Berlin, F. Dümmlers Verlagshdlg.)

J. Jacoby. **Geist der griechischen Geschichte** (Berlin, Theo. Hofmann) ist die Veröffentlichung eines Auszugs, welchen der geschätzte Gelehrte aus Grotes „Geschichte Griechenlands" gemacht hatte. Schon Karl Lehrs hatte dessen Veröffentlichung gewünscht. Er starb darüber. Franz Rühl hat ihn nun herausgegeben, und er ist sehr geeignet, in das berühmte Werk des englischen Geschichtschreibers von Griechenland uns einzuführen.

Ernest Renan: **Der Islam und die Wissenschaft.** (Basel, M. Bernheim.) Übersetzung eines interessanten Vortrags des berühmten Kenners der semitischen Religionen und Geschichte.

Wir haben den ersten Band von J. Lippert: **Allgemeine Geschichte des Priestertums,** neulich angezeigt; heute liegt uns der zweite vor, welcher das Werk abschließt. (Berlin, Theo. Hofmann.) Der Grundgedanke sei nochmals hervorgehoben. Das Buch ist gegen die herrschende Erklärung der alten Religionen aus der mythischen Auffassung der Natur gerichtet. Es hat seinen festen Halt darin, daß diesen Religionen Kulte eigentümlich sind, diese aber auf ein viel mächtigeres, den Menschen leidenschaftlicher erfassendes Element hinweisen. Ein solches ist der Seelenkultus. Diesen als früheste Grundlage alles religiösen Lebens sucht nun Lippert in allen alten Religionen nachzuweisen.

K. v. Ledebur: **König Friedrich I. von Preußen** (Zweiter Band. Schwerin, A. Schmale) enthält auf gründlichen Studien beruhende Beiträge zur Geschichte des Hofes, der Staatsverwaltung, der wissenschaftlichen und kirchlichen Verhältnisse unter diesem König.

Von den „Deutschen Dichtern des sechzehnten Jahrhunderts", einer höchst nützlichen Sammlung, welche Karl Goedeke und Julius Tittmann herausgeben, enthält der achtzehnte Band **Martin Luthers Dichtungen.** (Leipzig, F. A. Brockhaus.)

Robert und Richard Keil: **Gründung der deutschen Burschenschaft in Jena** (Zweite Auflage. Jena, Fr. Maukes Verlag) stellt in ansprechender Weise diese interessante und jetzt seit Treitschkes Darstellung wieder so sehr kontrovers gewordene geschichtliche Bewegung dar.

Mit Hermann Wagener: **Erlebtes** (Erste Abteil. Berlin, R. Pohl) nähern wir uns der gegenwärtigen Zeitgeschichte. Wenige Personen, die heute in der Lage sind, schreiben zu können und zu dürfen, möchten so viel über diese Zeitgeschichte wissen als der ehemalige Leiter der Kreuzzeitung, und so werden diese Memoiren aus der Zeit von 1828 bis 1866 und von 1873 bis jetzt mit lebhaftestem Interesse gelesen werden.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.





Unsere Frau.

Erzählung
von
Karl August Mayer.

Die Brüder Henisch.

Es war in einer Septembernacht des Jahres 1883, als ein kurzer, breitschulteriger Mann in flatterndem Sommerüberzieher und hohem Strohhut durch die engen Gassen eines altertümlichen Rheinstädtchens schritt, seinen Schirm in der Hand wie eine Windmühle bewegend und ein lateinisches Cerevislied summend, wobei er in angenehmer Abwechselung bald einen halben Ton zu tief, bald zu hoch schwebte. Die Gaslichter löschten vor ihm aus; denn nach Verordnung des Stadtrats wurde um elf „Nacht gemacht“, und nur noch einige Laternen blieben in Wirksamkeit, eine vor dem Rathaus, eine vor dem Pfarrhof, eine vor dem Gymnasium und eine bei der Feuerwehrglocke.

Der kleine Mann erwies sich als Philologe, indem er die lange, dunkle Figur, die vor ihm her bald auf die rechte, bald auf die linke Seite sprang, um die Flammen mit ihrem Stab zu ersticken, und der noch längere seltsame Schatten über das Pflaster und an den Häusern hinaufwarf, den Antiprometheus nannte, weil er, statt Licht zu bringen, Licht vertilgte.

Jetzt machte er in einer Seitengasse vor dem Gymnasium, einem ansehnlichen Bau in dem prunkenden Barockstil der Jesuiten, dem man das ehemalige Kloster leicht ansehen konnte, Halt. Die Laterne brannte gerade vor dem wohlerhaltenen Klosterwappen aus fleischrotem Marmor mit Inful und Krummstab, welches über dem Thor angebracht war. Die Schulzimmer im Erdgeschoß, deren Fenster der notwendigen Lüftung wegen weit aufgesperrt waren, starrten ihn wie mit dunklen Augen an. Darüber wohnte er mit seinem Bruder Oswald, dem Professor der Naturwissenschaften; sie beide genossen diese Vergünstigung vor den jüngeren Lehrern der Anstalt.

Vor dem Schulgebäude war ein geräumiger, von Mauern umgebener Hof mit jenem Thor, einem kunstreich verschlungenen Laubwerk in Eisen, das man durchschreiten mußte, um zu dem Gym-

nasium zu gelangen. Aber wie heftig auch der Direktor die Glocke ziehen mochte, der alte schwerhörige Schuldiener kam nicht zum Vorschein, und die gute Laune des Direktors schlug in Zorn um, ja er ließ — wir können es nicht verschweigen — einige „Donnerwetter" über den „alten Esel" ergehen. Als er noch einmal an der rostigen Drahtschnur riß, zersprang diese und flog klirrend um das Eisenwerk. „Ausgesperrt wie ein Verpesteter, wie Philoktet auf Lemnos!" murrte der Direktor und hieb mit seinem gelben Sonnenschirm in die Luft.

Zum Glück hatte Oswald noch Licht. Über den Blumen, die er auf einem Brett vor seinem Fenster hegte, zwischen zwei Kaktus, deren Gestalt der Direktor im dunklen Umriß erkannte, erschien ein Kopf in hohem, echt türkischem Fes samt den Schultern einer hohen Gestalt. Bei dem letzten Klang, um nicht zu sagen Wehschrei der Glocke, öffnete er das Fenster.

„Ich bin es, Oswald. Ich habe meinen Schlüssel nicht bei mir und weiß überhaupt nicht, wo er sich befindet. Sei so gut und schicke den Diener."

„Ich komme lieber selbst. Ich will nur vorher meine Stiefel anziehen; es ist sehr naß im Hofe."

Pankraz Henioch — denn dies war der Name des Direktors — hatte schnell seine gute Laune wiedergewonnen; vor dem eisernen Thor auf- und abwandelnd, stimmte er wieder sein Liedchen an:

Cerevisiam bibunt homines,
Animalia cetera fontes

und schwenkte seinen Strohhut, um die heiße Stirn zu kühlen. Aber da der Bruder lange ausblieb, riß ihm — wie vorher die Klingelschnur — der Faden der Geduld, der sehr kurz war, und er begann an dem eisernen Thor zu rütteln. Endlich stellte sich der hagere Oswald im Schlafrock mit einer kleinen Blendlaterne ein, die seinen vorgebrugten Kopf seltsam von unten beleuchtete.

Der Direktor streckte dem Bruder die Hand durch das Gitter entgegen.

„Guten Abend, lieber Oswald! Du hättest dich nicht selber bemühen sollen. Wozu haben wir den Diener?"

„Den Diener? Der schwitzt."

„Was soll das heißen?"

„Weißt du es nicht? Alle Monat hält er eine Schwitznacht, um sein krummes rheumatisches Bein zu pflegen, und da er nicht glaubte, daß du heute schon zurückkämest, so dampft er jetzt unter einem Berg von Deckbetten und Kissen."

„Das trifft sich ungeschickt. So mußt du mir freilich öffnen. Wo hast du deinen Schlüssel?"

„Ich komme, dir zu sagen, daß ich leider keinen Schlüssel habe, wohl aber ein Loch in meiner Rocktasche; dadurch wird er gefallen sein."

„Donnerwetter, das ist Pech!"

„Ich würde den Schlüssel des Dieners geholt haben, aber der nimmt ihn jedesmal der Sicherheit wegen mit ins Bett, und wir dürfen den armen Kerl in seiner Kur nicht unterbrechen; das würde er für einen halben Mord halten."

„Das ist schon recht; aber wie komm ich herein? Fliegen wie Bellephoron kann ich leider nicht."

„Du könntest vielleicht über das Thor oder die Mauer klimmen."

„Das will ich, ja das will ich, Oswaldchen! Ich fühle mich heute trotz meiner fünfzig Jahre so leicht wie ein Vogel."

Dabei schlug der Herr Direktor mit den auffallend kurzen Armen wie ein Täubchen, das die ersten Versuche im Fliegen macht.

„Über das Thor rat ich dir nicht zu klettern wegen der spitzigen Ornamente; aber die Mauer wirst du bewältigen können."

„Wie die Sieben vor Theben, wie der Prahlhans Kapaneus."

„Du bist zwar nur ein kleiner Stumpf, aber wenn ich helfe, wird es schon gehen."

„Setze dich nur oben auf und hänge die langen Beine herunter: da klettere ich an dir empor."

„Gut, ich reiche außerdem mit den Armen hinunter als Longimanus. Hoffentlich sieht uns niemand zu."

Ohne viel Mühe schwang sich der Professor auf die schadhafte, nicht sehr hohe Mauer und ließ seine langen Beine wie zwei Leiterbäume niederhangen. Vergeblich suchte der Direktor, einen Zipfel des brüderlichen Schlafrocks erhaschend, hinaufzuklimmen. Der mürbe Schlafrock zerriß, und er stürzte, den Zipfel in der Hand, abwärts. Indessen war der Fall nicht hart, und Pankraz hatte Humor genug, zu rufen: „Kapaneus, von Zeus niedergeschmettert!"

Wirklich lag er zappelnd da wie ein auf den Rücken geworfener Käfer.

In diesem Augenblick sagte eine jugendfrische Stimme hinter ihm: „Sollen wir helfen, Herr Direktor?"

Mit krampfhafter Anstrengung sprang dieser auf und drehte sich beschämt nach dem Sprechenden um. Zwei Primaner mit roten Käppchen in der Hand standen dienstfertig vor ihm.

„Ah, Sie sind es, Krausmann und Hoppe!? Wie zum Henker kommen Sie in so später Stunde hierher?"

„Wir haben ein wenig gekneipt, Herr Direktor," gab Krausmann zur Antwort, „und da wir nicht mit auf den Niederwald gehen konnten, haben wir das Fest unter uns gefeiert und den alten Kaiser Silberbart leben lassen."

„Und auf Bismarck einen kräftigen Salamander gerieben in dem Goldenen Anker, der ja der Prima erlaubt ist," setzte Hoppe hinzu.

„Das ist brav!" rief der kleine Direktor. „Unseren Kaiser kann man gar nicht genug leben lassen: daran erkenn ich meine wackeren Schüler. Aber, meine lieben Söhne, es ist spät. Die Polizeistunde für die Primaner im Goldenen Anker ist zehn Uhr, und jetzt haben wir wenigstens halb zwölf."

Wie zur Bestätigung schlug die Uhr vom nächsten Kirchturm die genannte Stunde in dem zitternden Ton, der ihr eigen war.

„Das ist freilich wahr, Herr Direktor," meinte Krausmann; „aber bei einer solchen Gelegenheit, die nur einmal im Leben kommt, kann vielleicht eine Ausnahme gestattet werden, nicht wahr? Wie oft haben Sie uns eingeschärft: Nulla regula —"

Dabei gab er seinem Freund Hoppe einen gelinden Rippenstoß, dem ohnedies schon das Lachen sehr nahe stand.

„Schon recht, schon recht," erwiderte der gutmütige Pankraz. „Ihr seid ja sonst brave Jungens. Der letzte lateinische Stil war gut. Jetzt helft mir über die Mauer; wir haben beide keinen Schlüssel."

Hoppe war unterdessen beschäftigt, den Rücken des Direktors mit seinem Taschentuch abzuwischen, was dem lachlustigen Burschen Gelegenheit gab, sein Gesicht vor dem Lehrer zu verbergen. Jetzt faßten ihn die beiden Jünglinge kräftig unter, Oswald zog von oben, und im Nu flog der kleine Direktor empor. Auf der Mauer sitzend, sagte er: „Liebe Kinder, die Stadt braucht es nicht zu erfahren, in welcher Verfassung ihr mich hier betroffen habt und wie ich gleichsam aus einem Wurfgeschoß, aus einer balista oder catapulta auf diese Mauer gelangt bin. Gute Nacht! Bis morgen."

Das lang und gewaltsam gehemmte Lachen der Schüler kam plötzlich zum Ausbruch, als sie um die Ecke herum waren. „Du," sagte Krausmann, „der alte Fuhrmann ist doch ein guter Kerl, und man lernt auch bei ihm mehr als bei manchem anderen."

„Das giebt eine schöne Gruppe für unsere Kneipzeitung," erwiderte Hoppe, der gut zeichnete, „der Fuhrmann unten im Schmutz, alle Viere von sich streckend, und der Klettermast mit der Türkenmütze oben auf der Mauer."

Fuhrmann, eine Übersetzung des Namens Henioch, war der Spitzname des Direktors; Klettermast oder bloß Mast der des langen Professors bei den Schülern des Gymnasiums.

„Aber das Bild muß Geheimnis bleiben; das sind wir dem Fuhrmann schuldig."

„Versteht sich, wie die Kneipzeitung überhaupt."

Während die Reden und Schritte der zwei Primaner in der stillen Gasse verhallten, waren die Brüder Pankraz und Oswald in den Schulhof gelangt.

„Neige deinen Mund zu mir, daß ich dich küsse, Oswaldchen. Ich habe dir zwar deine bunte Toga zerrissen, aber dein Geburtstag ist vor der Thür: da werd ich mich meiner Missethat erinnern."

„Laß das nur lieber bleiben; ein neuer Schlafrock ist mir unbehaglich. Also willkommen auf der terra firma! Und hier ist der gewünschte Kuß. Du bist ja heute ungewöhnlich zärtlich. Wie es scheint, ist der Ausflug nach dem Niederwald gut abgelaufen?"

„Über alle Maßen gut, den letzten Abschiedstrunk in Rüdesheimer mit eingerechnet, der mir jetzt noch das Blut im Galopp durch die Adern jagt. Aber laß uns hineingehen! Ich höre mein Hündchen auf der Hausflur rumoren."

„Hilaros! Hilaros!" rief er und öffnete. Das kleine Tier stürzte heraus, und hätte der Direktor nicht abgewehrt, es wäre ihm vor lauter Freude des Wiedersehens ins Gesicht gesprungen.

„Du armes Kerlchen hast diesmal daheim bleiben müssen. Aber warte nur, ich habe dir zur Entschädigung ein Würstchen mitgebracht. Du sollst den 28. September so gut wie andere Leute feiern."

Der kluge Spitz begriff den Hauptinhalt der Rede und sprang an der Tasche seines Herrn empor.

Der Direktor brachte den bei dem Ritt auf der Mauer freilich etwas zerquetschten Leckerbissen, in einen alten Stundenplan gewickelt, zum Vorschein.

„Da hast du dein Kaiserwürstchen. Jetzt lege dich wieder in deinen Korb, friß und schlafe dann den Schlaf des Gerechten."

„Und nun, Oswald, stecke deine lange Pfeife an und laß uns noch eins plaudern. Ich bin zu voll von dem herrlichen Feste und danke meinem Schöpfer, daß er mich diese wunderbaren Tage hat erleben lassen."

„Der Telegraph hat uns den Bericht gebracht; ich werde das Zeitungsblatt zu ewigem Angedenken aufbewahren."

Er reichte Pankraz die noch feuchte Nummer.

„Ich bedaure," sagte Oswald, „der Festlichkeit nicht angewohnt zu haben; aber wir konnten ja beide schicklicherweise nicht abkommen. Auch weißt du, daß gerade diese Tage von trauriger Bedeutung für mich sind. Während du in patriotischen Kundgebungen schwelgtest, habe ich gestern abend bis tief in die Nacht in alten Briefen gekramt."

„Laß die Toten begraben sein, lieber Bruder Zoologe, und setze dich zu mir auf dies alte Lotterbett, wie Campe das Wort Sofa verdeutscht. Ich will dir nur von der gestrigen Vorfeier erzählen; die Feier selbst versparen wir auf morgen. Es war am dunklen Abend, als ich in einem Rüdesheimer Weinberg unter dem Denkmal stand. Ringsum die Höhen, die alten Burgen, die neuen Schlösser und Landhäuser, die Dampfschiffe und andere Fahrzeuge auf dem Wasser hatten ihre Lustfeuer angezündet, und der schönste deutsche Strom wiederholte in breiter Fläche die ruhig aufsteigenden Flammen, die sich aus der Tiefe des Wassers zu erheben schienen. Es war, als ob der alte Rhein ein hohes Fest begehe. Und das that er in Wirklichkeit; der Nibelungen Hort: die Einheit Deutschlands, ist ja wiedergefunden. Wenn bald hier, bald dort Raketen emporsausten, so dünkten mir das Jubelrufe des Wassergottes zu sein.

„Plötzlich erglühte, von unsichtbarem elektrischem Licht angeflammt, die riesige Germania mit der Kaiserkrone in der Hand auf dem Hintergrunde des dunklen Waldes, und in der schweren Wolke, die vom Himmel niederhing, spiegelte sich das eherne Bild in riesengroßer Wiederholung — wie eine vom Olymp niederwinkende Göttin. Tausende standen umher und jubelten; unten am Ufer sangen sie die Wacht am Rhein. Ich alter Bursche mußte flennen wie ein Kind, ja die härtesten Gesellen, die Spötter, die Krittler, die Maulhelden wischten sich heimlich

Thränen aus den Augen. Heil der Nation, die solche Feste in solcher Stimmung begehen darf, Heil Deutschland, das solche Männer, wie die Schöpfer dieser Zeit, aus seinem Schoße gebar! Aus tiefer, langer Schmach und politischem Elend sind wir glorreich aufgestanden. Unser Kaiser, unser Bismarck, unser Moltke haben Deutschland aus zerrissenen Gliedern zu einer herrlichen, machtvollen Gestalt aufgebaut, wie sie in der Germania des Niederwaldes symbolisch vor uns steht. Möchten die Millionen, die unser menschenreiches Vaterland hegt, von der Größe unserer Zeit und der hohen Stellung, die unsere Nation jetzt einnimmt, durchdrungen sein und etwas von dem edlen Stolz verspüren, der unsere Vorfahren aus Cäsars und Tacitus' Zeit erfüllte! Möchte das Geschrei der Querköpfe, die nichts gut heißen, was nicht nach ihrem Sinne geht, hinfort verstummen!"

„Dazu sag ich aus vollem Herzen Amen!" rief der Professor, der aus dem Tabaksqualm, den er ausstieß, wie aus einer Weihrauchwolke hervorsah.

In diesem Augenblick schlug die Uhr zwölf. Es war eine goldglänzende Standuhr aus Bronze, welche die Primaner ihrem Direktor zu seinem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum geschenkt hatten. Auf dem Sims derselben stand ein Saturn mit der Sense; wenn die Glocke schlug, hieb er jedesmal die Zahl der Stunden.

„Donnerwetter, Kronos hat schon zwölfmal die Sichel geschwungen!" rief Pankraz nach seiner derben Art. (Er sagte jedesmal Sichel, weil der Sensenmann nicht antik ist.) „Und morgen um acht hab ich eine Cicerostunde, die einen hellen Kopf will. Gute Nacht, mein Lieber! Morgen das weitere. Ach, ich bin glücklich, Oswald, daß ich ein Deutscher bin! Jetzt beneid ich die Griechen nicht mehr. Wir sind jetzt die Griechen und Römer zugleich."

Bei dem Worte Griechen wies er auf die Stirn, bei dem Worte Römer streckte er die geballte Faust aus.

„Du mußt mir noch einen Kuß geben, Oswaldchen. Heute heißt es mit Schiller: Seid umschlungen, Millionen!"

„Ein schwärmender Knabe mit fünfzig Jahren," sagte der Professor, nachdem der Bruder gegangen war.

Lina Farrenkopf, die Haushälterin.

O Muse, die du dem göttlichen Sänger Homer das gewaltige Lied vom Zorn des Peleiaden Achilleus in die Seele gabst, steige jetzt auch zu mir, dem Unwürdigen, herab und verleihe mir die Kraft, daß ich Lina Farrenkopf, meine Heldin, die das Zepter des Haushalts bei den Brüdern Henioch führte, nach Gebühr und Verdienst besinge.

Sie war morgens gegen neun von ihrem schwellenden Lager herabgeglitten, von sich scheuchend die lieblichen Traumgebilde des Gottes Morpheus, der ihr eine aus würdigen Freundinnen zusammengesetzte Kaffeegesellschaft vorgegaukelt hatte, wobei sie selbst als ein Ausbund von beredter Weisheit den Vorsitz führte. Sie hatte ihren Anzug so weit beendet, daß sie eben noch ihren falschen Scheitel anlegte, über den sie dann ein kokettes Morgenhäubchen mit feiner Spitze und breiten fliegenden Bändern setzte. Ihr Putztischchen mit scharfem Blick überfliegend, bemerkte sie erschreckt, daß sie ihre Zahnreihe einzusetzen vergessen hatte. Nachdem auch dies geschehen war, nahm sie ihr schildpattenes Döschen vom Nachttisch und schob ein herzstärkendes Prischen in ihre dünne Nase, die wie ein Schnabel aus ihrem mageren Gesicht vorsprang.

„Wohl konserviert trotz meiner vierzig Jahre und dennoch —" sagte sie mit einem Blick in den Spiegel und rückte seufzend an einer roten Schleife, die durch eine goldene Nadel befestigt war.

Wir behalten uns vor, obiges Dennoch später zu deuten.

Lina Farrenkopf war seit sechs Jahren Witwe. Sie sprach von ihrem verstorbenen Gatten, einem Kanzleigehilfen, nicht anders als von dem seligen Farrenkopf, was die böse Welt bestätigte, indem sie

sagte: wohl sei er selig, weil er von ihr befreit sei. Bei den Brüdern Heinioch stand sie seit vier Jahren in Dienst.

Von welcher Art ihre Stellung zu den gelehrten Herren war, wird sich aus dem Gespräch ergeben, in das sie jetzt eben mit einer Freundin trat. Denn kaum hatte sie den Fuß in das Wohnzimmer gesetzt, als das Mädchen den Besuch von Frau Bitter meldete. „In den Salon!" herrschte sie der Dienerin zu, und bald nahm die genannte Frau, die Gattin eines Tierarztes, an ihrer Seite Platz.

Zunächst entschuldigte sich die Frau Doktorin (wie sie in dem Farrenkopfschen Kreise hieß), daß sie so früh sich einstelle; sie war auf dem Weg nach dem Markte und mochte nicht ohne Gutenmorgen bei der Freundin vorübergehen, ohne einen kleinen Schwatz, der hier nur abgekürzt gegeben werden kann. „Bei dem Einkauf von Wintervorräten," setzte sie auseinander, „wo tiefer in den Beutel gegriffen werden muß, laß ich meine Christine nicht allein gewähren, sondern gehe mit ihr und sehe ihr auf die Finger." Nachdem dieser Stoff erschöpft war, begann sie das Schicksal der Witwe Farrenkopf glücklich zu preisen, da sie die beiden Heinioch, die gutmütigsten, um die Dinge der Welt unbekümmertsten Menschen auf Gottes Erdboden, zu besorgen habe und recht eigentlich die Herrin im Hause sei.

Jetzt endlich kam Frau Farrenkopf zu Wort und ließ sich also vernehmen:

„Meine Stellung in diesem Hause, liebe Frau Doktorin, ist wohl gut und wird mir von vielen beneidet; aber es ist nicht alles Gold, was glänzt. Niemand leistet mir Bürgschaft, daß ich nicht eines schönen Tages meinen Abschied erhalte. Sie wissen, daß die beiden Herren einen Haushalt führen, daß sie zusammen speisen und daß ich selbstverständlich bei Tisch meinen festen Sitz habe, selbst wenn Gäste da sind. Ich teile die Suppe aus, ich schneide den Braten, ich habe zweimal am Tag mein Gläschen Wein und mein Täßchen Kaffee. Die Herren zahlen mir ein gutes Monatsgeld, mit dem ich auskommen muß. Brauche ich weniger, so lasse ich natürlich den Überschuß in meine Kasse fallen."

Hierbei lächelte die edle Witwe in verschmitzter Weise, wobei sie nach ihrer Gewohnheit das rechte Auge schloß, weshalb sie auch der Direktor die Cyklopin hieß.

„Ich würde noch mehr zurücklegen können, wenn wir nicht öfter Primaners zu Tisch hätten. Diese Burschen, sag ich Ihnen, essen wie die Drescher. Die beiden Herren" — setzte sie flüsternd hinzu — „glauben billig mit mir zu fahren, und sie fahren doch ziemlich teuer. Wie gesagt, es sind Menschen aus einer anderen Welt, die es blitzwenig kümmert, ob das Sester Kartoffeln achtzig oder fünfundsiebzig Pfennige kostet."

Voll Bewunderung über die Klugheit Lina Farrenkopfs, gab Frau Bitter ihre Zustimmung durch ein meckerndes Lachen zu erkennen. „Sie fühlen sich nicht sicher in Ihrer Stellung, meine Liebe," sagte sie schmunzelnd. „Der Direktor, der Professor, der Schuldiener, alle sind unverheiratet in diesem großen Hause. Sie müssen dieser Junggesellschaft ein Ende machen, mein Schatz, und einen der Brüder heiraten."

Die Haushälterin kniff wieder ihr Auge zu und sagte mit gedämpfter Stimme: „Auf den Gedanken bin ich natürlich auch schon gekommen, liebe Frau Doktorin, aber wie soll ich das machen? Ja, wenn man Liebestränke in der Apotheke haben könnte! Der Direktor hat fünfzig, der Professor fünfundvierzig Jahre auf dem Rücken, ich vierzig; das wäre ein ganz schönes Verhältnis."

„Entschuldigen Sie, liebe Frau. Ich habe einen zweiundfünfzigjährigen Mann, den Tierarzt, der sich doch als Doktor auf die Leidenschaft versteht, erobert. Alle Männer sind schwach in betreff des anderen Geschlechts, die alten oft am allermeisten."

„Dann haben Sie es geschickter angefangen als ich, Frau Doktorin. Ich habe, weiß Gott, das Menschenmögliche gethan. Ich habe sie angelächelt — so! Ich habe

sie mit Schmeichelreden nicht angeredet, nein angeflötet: Lieber Herr Direktor, bester Herr Professor — so! Ich habe gethan, was ich ihnen an den Augen absehen konnte: Lieblingsspeisen gekocht, habe ihnen die Überröcke angezogen, den Lieblingshund gekämmt und frisiert — von Flecken ausmachen und Hemdknöpfe annähen gar nicht zu reden."

„Da bleibt Ihnen nichts übrig, als Ihre Stellung als Haushälterin recht fest zu machen. Die Herren müssen glauben, daß Sie ihnen unentbehrlich sind."

„Ja, das ist leicht gesagt, aber schwer ausgeführt. Die Brüder sind zwar gutmütig, aber absonderlich, wie alle alten Junggesellen, und so gehe ich auf Eiern. Wenn ich dem Hündchen, dem Hilaros, einmal auf den Schwanz trete, da ist gleich Feuer im Dach, und einmal, da ich dem Näscher in der Küche im Zorn einen kräftigen Fußtritt gab und der Teufel den Direktor dazuführte, kriegte der kleine Mann einen krebsroten Kopf und schrie: ‚Wer arme Tiere so mißhandelt, mag sich einen anderen Dienst suchen!'"

„Ja, ja, die kleinen Kröten haben das meiste Gift, Frau Farrenkopf."

„Er läßt sich ja sonst um den Finger wickeln, dieser Pankratius, obschon das einer von den strengen Herren im Kalender ist. Noch schlimmer ging es mir neulich mit dem Professor. Ich hab es Ihnen, glaub ich, noch nicht erzählt, weil Sie damals verreist waren. Sie wissen, Frau Doktorin, daß er zwar kein Hunde-, wohl aber sonst ein Tiernarr ist. Bald hat er Eidechsen, bald Frösche, bald Blindschleichen oder anderes Ungeziefer auf seiner Stube, mit denen er Gott weiß was für Hokuspokus treibt. Ein noch viel ärgeres Untier, das sie Alligater nennen, ist ihm neulich von einem ehemaligen Schüler aus Amerika geschickt worden, eine Art Krokodil, noch jung und erst ein Meter lang, aus dem Fluß Miß Sippi —"

„Mississippi, werden Sie meinen."

„Schmutziggrün, mit einem Kamm auf dem Rücken und nach hinten zugespitzt in einen langen Schwanz, ein wahres Scheusal, das den ganzen Tag über wie tot unter einem Glaskasten in lauem Wasser lag; nur die kleinen, glasigen, in einem dicken Hautpolster steckenden Augen blieben über dem Wasser, das auf fünfzehn bis zwanzig Grad Reaumur gehalten werden mußte. Das abscheuliche Vieh regte sich nur, wenn es Hunger hatte. Dann sperrte er seinen mit spitzen Zähnen besetzten Rachen auf und schlang die Fische, die ihm der Professor brachte, gierig hinunter. Manchmal kitzelte er ihm auch mit einem Gänsekiel den Unterkiefer, und wenn es dann sein Maul verzog, hatte er eine kindische Freude und rief: ‚Seht, es lacht!'

„Dieser niederträchtigen Kreatur, die nur anzusehen mir Gruseln machte, mußte ich, während der Professor in den Ferien verreist war, das Wasser wärmen und den Fraß reichen. Bevor er in die Droschke stieg, hob er seinen ellenlangen Finger auf und sagte: ‚Lina, ich binde Ihnen den Alligater auf die Seele' — denken Sie, Frau Doktorin, das Biest auf die Seele! — ‚nicht unter fünfzehn Grad Reaumur und einen Fisch, wenn er sperrt.'

„Da der Direktor auch fort war, hielt ich allein Haus und suchte mir natürlich gute Tage zu machen. Man will doch auch sein bißchen Vergnügen haben. Darüber vergaß ich den verflixten Hechtskopf, den Alligater, und als ich eines Morgens vor dem Glaskasten stehe, ist er tot, mausetot — erfroren oder verhungert oder beides zugleich.

„Als der Professor zurückkam, stürmte er die Treppe herauf, und seine erste Frage war: ‚Wie geht es meinem Alligater?' Ich hatte meine Antwort schon längst fertig und sagte: ‚Er ist vor Heimweh nach dem Missipi gestorben.' Aber das wollte er nicht gelten lassen. ‚Sie haben ihn verkommen lassen, Sie abscheuliches Frauenzimmer!' schrie er außer sich.

„Diesmal, liebste Frau Doktorin, war ich wirklich in größter Gefahr, meinen Laufpaß zu erhalten. Ich habe in einem Kalender gelesen, daß die Ägypter das Krokodil wie einen Gott verehren, und ich

glaube, daß der Professor, der niemals in die Kirche geht, auch so ein Heide und Ägypter ist. Nun hatte ich seinen Gott, den Alligater, krepieren lassen! Eine größere Sünde gab es für ihn nicht auf Erden und in der Hölle.

„Nur mit äußerster Mühe beschwichtigte der Direktor seinen Bruder. Er ließ ihm das Scheusal, das dieser in Spiritus gesetzt hatte, ausstopfen, und jetzt schaut es — ebenso lebendig wie vorher — von dem Sims seines Schreibtisches herunter und grinst mich an, wenn ich in die Stube komme. Ich aber bin und bleibe eine halb weggejagte Haushälterin, die bei nächster Gelegenheit springen muß, ein Dimokles, über dem das Schwert am Pferdehaar hängt."

„Ja, ja," sagte Frau Bitter, „jeder hat sein Kreuz auf dieser Welt. Wissen Sie was, Frau Farrenkopf? Wenn der Professor an seinen Tieren so großen Spaß hat, so schmeicheln Sie ihm damit! Sagen Sie: Ach, wie herzig ist dies Eidechschen! Hat man je einen so netten, freundlichen Molch gesehen? Wie liebreich schaut der selige Alligater von dem Sims herunter!"

„Nein, daran darf ich nicht erinnern!"

„Vielleicht wird er einmal krank: er sieht ja schmächtig genug aus. Dann pflegen Sie ihn und gewinnen sein Herz. Es wäre nicht das erste Mal, daß der Gott Amor in dieser Kutsche fährt. Sind Sie erst seine Frau, dann werfen Sie das ganze Viehzeug zum Fenster hinaus und sagen: Ich leide das nicht in meiner Wohnung. Wir sind keine Menagerie. Aber Herrgott, mein Markt! mein Markt! Ich muß fort. Wo hab ich mein Tuch, meinen Korb, meinen Schirm? Noch ein Prischen zum Schluß! — So! Adieu, meine Liebe! Morgen ist der Kaffee bei mir: da haben wir Zeit, alles reiflich zu besprechen."

Der Punschabend.

Frau Kunigunde Weber, die Gattin eines wohlhabenden Petzhändlers der Provinz Hannover, die Schwester der beiden Henioch, hatte sich um die Mitte des Monats zum Besuch bei den Brüdern angekündigt und wurde an einem Sonnabend, eine halbe Stunde vor Mittag, mit der Eisenbahn erwartet. Da der Direktor seine Homerstunde von elf bis zwölf hatte (der Homer wurde in der Prima nur in einer Stunde wöchentlich kursorisch gelesen), die er auszusetzen nicht übers Herz bringen konnte, so überließ er es dem Professor, die lange nicht gesehene Schwester von dem Bahnhof abzuholen. „Du wirst unsere liebe Kunigunde eher ausfindig machen als ich," sagte er; „denn du bist umsichtiger und überhaupt praktischer."

In der That fürchteten sich beide Brüder vor dem Bahnhof, der einen unterirdischen Zugang und zwei Ausgänge hatte.

„Daß ich praktischer bin," sagte der Professor, „muß ich entschieden zurückweisen. Sollte ich die Schwester nicht treffen, wie es uns ja schon öfter mit unseren Gästen gegangen ist, so muß sie mit meinem guten Willen fürlieb nehmen."

Als Oswald, den Stock in der Hand, die breiten steinernen Stufen des Schulhauses hinabstieg, begegnete ihm Daniel Haas, der rheumatische Schuldiener. „Ei, Herr Professor," rief er ihn an, „Sie haben ja noch das türkische Käppchen auf!"

„Zum Henker, das ist wahr! Ich werde meinen Hut holen."

Da er den Hut nicht fand, nahm er den des Bruders, der ihm viel zu weit war, so daß er ihm fast über die Stirn fiel. Auf dem Bahnhof angekommen, ließ er die Droschke, die ihn gebracht hatte, halten und betrat den Perron, wo er einen Bediensteten umständlich um die Ankunft des Zuges befragte. Mittlerweile war derselbe angelangt, und schon entfernten sich die Abgehenden auf dem unterirdischen Wege und durch die zwei Ausgänge. Oswald eilte ihnen nach, konnte aber seiner Schwester, die in die erste Droschke, die sich ihr bot, eingestiegen war, nicht habhaft werden. Vor dem Gymnasium angekommen, erfuhr er von dem Diener, daß Frau Weber bereits angelangt, sogleich aber wieder nach dem

Bahnhof zurückgekehrt sei, um ihn dort nicht warten zu lassen. Da es zweierlei gleich weite Wege vom Schulhause nach der Eisenbahn gab, hatte sie wahrscheinlich den von dem Professor nicht berührten eingeschlagen. Um nun aber die Schwester möglichst schnell zu erhaschen, rief Oswald seinem Kutscher ein eiliges: „Wieder zurück zum Bahnhof!" zu. Der Wagenlenker, der bei dem wiederholten Hin und Her kein schlechtes Geschäft machte, schlug lächelnd auf sein mageres Pferdchen, und von neuem rollte das Gefährt der Eisenbahn zu. In einer engen Gasse begegnete er der Droschke Kunigundes, welche zurückfuhr, in der Absicht, nun den Bruder in dem Schulhause abzuwarten. Sehr kurzsichtig, wie sie war, erkannte sie Oswald nicht, der gerade beschäftigt war, einen seltenen Schmetterling, den er von dem Vordersitze seines Wagens weggefangen hatte, mit einer Nadel, deren er immer welche bei sich trug, an seines Bruders Hut zu spießen. So kam es, daß die beiden Geschwister — ähnlich wie „de Haas un de Swinegel" im Märchen — wieder unverrichteter Sache an ihren verschiedenen Zielen ankamen, bis dann schließlich der Professor die Schwester im Schulhause traf.

Mittlerweile war auch der Direktor aus seiner Stunde gekommen, und die drei Geschwister ergötzten sich nicht wenig an den beiderseitigen Irrfahrten; ja, die hochgewölbte Hausflur, wo sie sich begegneten, dröhnte ordentlich von dem herzlichen Gelächter, das sie aufschlugen.

Weniger zum Lachen gestimmt war Lina Farrenkopf, die Cyklopin, aber sie lächelte wenigstens, das eine Auge schließend, süßlich und legte ihr Gesicht in möglichst freundliche Falten, als sie aus der Küche trat, um die Schwester ihrer Herren zu begrüßen; innen aber regte sich die Galle, denn sie hatte das sichere Vorgefühl, daß diese große, stattliche, hochaufgerichtete Frau, in deren Mundwinkeln sogar etwas wie ein Schnurrbärtchen dunkelte, ihr Hauswesen einer strengen Prüfung unterwerfen werde.

Am ersten Tage ging alles noch friedlich her. Die Haushälterin hatte den Takt, zur rechten Zeit vom Tische aufzustehen, was sie jedoch nicht verhinderte, ab und zu ein wenig an der Thür, die nicht gut schloß, das Ohr anzulegen.

Wie viel Neues und Altes hatten sich die Geschwister, die sich lange nicht gesehen, einander zu erzählen! Sie waren in glücklichen häuslichen Verhältnissen aufgewachsen, und ihre Jugend lag wie ein sonniges Feld hinter ihnen. Guter Eltern gute Kinder — damit ist alles gesagt, und dennoch, wie verschieden die Erscheinung, wenn man sie beschaute, wie sie beim traulichen Lampenlicht um den Theetisch saßen: Kunigunde, die einige Jahre älter war als der Direktor, eine etwas zu sehr ins Kraut geschossene Juno, rotwangig, gesund, von entschlossenem Wesen; der kleine Direktor von ebenfalls rundlichen Formen, ohne dick zu sein, glatt rasiert und glänzend wie ein Osterei, mit angegrauten Haaren, so viel Haar die große Glatze noch übrig gelassen hatte, mit fröhlichen Augen, aus denen warme Menschenliebe sprach; und schließlich der lange, blasse, bebrillte, etwas schwerfällige Professor mit viel Herzensgüte und Seele in den Augen und etwas Schelmerei in den Mundwinkeln, insoweit dieselben nicht von dem strohgelben Vollbart bedeckt waren, den der Inhaber mit der Papierschere zu zwicken pflegte, man kann denken, wie.

Und doch waren die Herzen dieser Drei, die so gar nicht wie Geschwister aussahen, echt geschwisterlich.

Da Kunigunde als Erstgeborene des Kaufherrn und wohlverdienten Stadtrats Henioch die meisten Familienerinnerungen mit außerordentlicher Gedächtnistreue festhielt, führte sie den Brüdern ihre Kinder- und Knabenjahre vor. „Von klein auf," erzählte sie, „waret ihr beide zerstreut: Pankraz auf Bücher erpicht, Oswald auf Blumen, Schmetterlinge und Käfer. Wie er mich noch heute über einem Falter vergaß, so trieb er es schon als ein Bürschchen, das sich kaum die Hosen knöpfen

konnte. Wie oft waret ihr nicht zur Eßstunde da! ‚Wo sind denn wieder die verwünschten Buben?‘ fragte dann der Vater bei Tische, indem er sich nach seiner Gewohnheit das Tellertuch hoch um den Hals knüpfte. Da hieß es: ‚Der Pankraz hat sich in der Gartenlaube in Beckers Weltgeschichte vertieft, und Oswald setzt einen Totengräber in Spiritus.‘ — ‚Das giebt zwei Gelehrte,‘ sagte dann die Mutter. — Ja, ja, kuriose Heilige seid ihr geworden, setzte Kunigunde hinzu, Idealisten, die über die Dinge dieser Welt stolpern."

„Ein jeder hat seine Art," erwiderte der Direktor, „in der man ihn muß gewähren lassen, wie die Tanne, die hoch aufschießt, und die Buche, die sich dachartig ausbreitet. Ich bin mit dem Lose, das mir gefallen ist, zufrieden und neide keinem General die Herrschaft, die er über seine Truppe hat, und auch die Siege nicht, die er mit ihnen erficht. Auch wir Schulmeister herrschen und erfechten Siege; man hat sogar behauptet, daß unsere Siege von Einfluß sind auf die im Felde."

„Wir erfechten Siege," scherzte Oswald, „wenn auch das Blut, das wir vergießen, nur rote Tinte ist."

„Brauen wir," so rief jetzt Pankraz, vom Stuhle aufspringend, „einen guten Punsch, um die Ankunft des lieben Gastes würdig zu begehen! Unsere Cyklopin ist zu Bette; aber ich denke, Oswald, der weit praktischer ist als ich, kann das mit meiner Beihilfe ebensogut zu stande bringen wie der götttiche Sauhirt den Schweinebraten, den er Odysseus vorsetzte."

So wollten nun die Brüder die Stoffe, aus denen der genannte Trank gebraut wird, zusammensuchen, und es war sehr ergötzlich mit anzusehen, wie sie Stube, Küche und Speisekammer eifrigst durchstöberten, um Rum, Citronen und Zucker aufzutreiben. Frau Weber ließ sie lachend eine Zeit lang gewähren, bis sie endlich eingriff und in der Nische des Ofens eine Flasche Punschessenz entdeckte, wodurch die Sache natürlich viel einfacher wurde.

„Wie ich sehe," sagte die Schwester, „herrscht hier trotz der Farrenkopf eine greuliche Junggesellenwirtschaft. Warum habt ihr nicht geheiratet? Da wäre alle Not abgeholfen. Du, Pankraz, hast freilich immer unser Geschlecht gering geachtet, und eine alte Scharteke von Buch war dir stets lieber als ein Kuß von den schönsten Lippen. Ich kann dir nicht verzeihen, daß du schon als junger Mann ein frevelndes Wort im Munde führtest, das doch auf keiner Erfahrung beruhen konnte, nämlich: wer heirate, greife blindlings in einen Sack mit Schlangen, unter denen sich ein einziger Aal befinde; wobei denn die Wahrscheinlichkeit, den Aal zu greifen, eine sehr geringe sei."

„Das ist noch heute meine Ansicht," sagte Pankraz lachend. „Dein Mann war freilich so glücklich, den Aal zu fassen."

„Danke schön. Übrigens begreife ich nicht, wie ein so großer Jugendfreund den Weibern so feind sein kann. Würde dir's nicht Freude machen, eigene Kinder statt fremder zu erziehen?"

„Meine Schüler gelten mir als eigene Kinder. Ich will sie unterrichten und zum Guten führen, aber ihnen nicht die Hosen zuknöpfen und die Nasen putzen. Jetzt bin ich zu alt zum Heiraten. Amor hat mir den Rücken gewendet; darum lob ich mir den Spruch:

> Amate, da ihr noch jung seid!
> Cantate, so ihr traget Leid;
> Doch ob ihr habt Lust oder Weh,
> Ob jung, ob alt seid — bibite!"

Damit erhob er das Glas, um mit den Geschwistern anzustoßen.

„Daß ihr zu alt zum Heiraten seid, bestreit ich entschieden," sagte Frau Weber. „Ihr seid ja noch bei guter Kraft und habt frische Herzen: das ist die Hauptsache. Ich selber habe mich mit einem Witwer, der auch nicht grün war, verbunden und bin gut dabei gefahren. Du, Oswald, hast geschmeckt, was es heißt, eine liebe Frau besitzen, oder, um mit dem gottlosen Pankraz zu reden: du hast auch den Aal aus dem Sack gezogen. Warum hast du nach so guter Erfahrung nicht ein

zweites Mal gefreit und in dies verödete Haus eine Herrin gesetzt?"

„Weil ich keine Hoffnung habe, ein zweites Mal so glücklich zu sein. Lieben kann man nur einmal. Eine Wiederholung meiner Ehe wäre im glücklichsten Fall nur ein matter Abdruck der ersten. Laß mich, wie ich bin. Meine Seele ist bei meiner Wissenschaft; sie allein ist Balsam auf der tiefen Wunde, die mir das Schicksal geschlagen."

„Daß ihr Weiber doch immer die Heiratsprokuratoren macht," sagte der Direktor. „Allerwärts preiset ihr das Joch, unter dem ihr selber geht, als etwas Schönes an. Es ist vielleicht golden, dies Joch, aber immerhin eine Fessel. Hätte Herr Paris sich nicht an Frau Helena gehängt, der lange, blutige trojanische Krieg wäre zwei Völkern erspart geblieben; aber freilich — es hätte auch keine Ilias, keine Odyssee gegeben."

Über diesen und ähnlichen Gesprächen war es Mitternacht geworden. Die beiden Henioch begleiteten die Schwester nach ihrer Schlafkammer, die in einem Seitenbau lag, zu dem man auf einer leichten Treppe aus Tannenholz hinanstieg.

„Wie die Stufen unter dem schweren Tritt der Frau Schwester krachen!" sagte Oswald spöttisch. Frau Kunigunde, sich nach ihm umwendend, erwiderte als eine streitbare Dame: „Wie artig, Herr Bruder! Doch ich vergesse, daß ich mich in einer Junggesellenwirtschaft befinde, wo man nicht weiß oder vergessen hat, was man Frauen schuldig ist."

Mit dieser Nase mußten die Brüder abziehen, nachdem sie der Schwester einen herzlichen Gutenachtkuß gereicht hatten. Aber obschon Oswald sein Laternchen trug, vergaß er doch, Kunigunde das Nachtlicht anzuzünden. „Soll ich im Dunklen bleiben?" rief sie den beiden Gelehrten nach. Diese kehrten mit wiederholten Entschuldigungen zurück, und es gab ein neues Lachtrio.

Frau Weber entließ die Heniochs mit den Worten: „Dieser Abend war der geschwisterlichen Liebe geweiht. Morgen sprechen wir von Geschäften."

„Was mögen das für Geschäfte sein?" sagten die Brüder kopfschüttelnd, als sie miteinander die krachende Treppe hinunterstiegen.

Scharfe Untersuchung.

Es traf sich gut, daß der folgende Tag Sonntag war, da konnten sich die beiden Herren der Schwester völlig widmen und „die Geschäfte" mit ihr abwickeln. Sie saßen nach dem Frühstück in dem Doma, wie der Direktor die bessere Stube in griechischer Zunge hieß, im Halbkreis auf drei Sesseln, die mehr oder minder wackelten. Die Schwester war mit einem Strümpfchen für ihr Kleinstes beschäftigt, wobei die Stricknadeln so eifrig durcheinander tanzten, daß man die Aufregung ihres Gemütes wohl bemerken konnte. Der Direktor hatte seine Cigarre angesteckt; Hilaros, das Hündchen, das sich bereits mit Kunigunde wohl befreundet hatte, stand, auf jede Bewegung seines Herrn achtend, neben ihm. Der Professor dampfte aus seiner langen Pfeife, die noch — man sah es an dem Wappen auf dem Porzellankopf — aus den Studentenjahren stammte, und kraute sich von Zeit zu Zeit in einem Löckchen, das vereinsamt wie ein Inselchen auf seiner hohen Stirn wucherte.

Die Ansprache, welche Frau Weber jetzt an die Brüder richtete, lautete, wie folgt:

„Es ist euch bekannt, daß bei dem Tode unserer Eltern ein stattliches Vermögen unter uns verteilt wurde, so daß ein jeder von euch 50000 Mark, mein Mann und ich aber das Haus und 10000 Mark bar erhielten. Ebenso wißt ihr, daß mein Mann Agathe, die Tochter seiner ersten Frau, jetzt zweiunddreißig Jahre alt, mit in die Ehe brachte und unsere Verbindung mit acht Kindern gesegnet ist, so daß elf Personen — die Dienerschaft ungerechnet — bei uns erhalten werden müssen. Das Pelzgeschäft, das Weber betreibt, ging anfangs recht gut und behauptet sich auch jetzt noch, nachdem ein jüngerer, sehr unterneh-

mender Handelsgenosse sich am gleichen Platze auf eigene Füße gestellt hat, in leidlichem Stande. Leider haben wir kürzlich einen beträchtlichen Verlust durch den Fall eines Mannheimer Hauses, das ein Hauptabnehmer von uns war, erlitten. Da mein Mann alt ist und zu kränkeln anfängt, macht er sich vielleicht mehr Sorge, als er sollte. Ich habe ihm gesagt, daß seinen Kindern einmal die Erbschaft ihrer Oheime zufallen werde, falls ihr, liebe Brüder, wie es jetzt fast den Anschein hat, nicht heiratet, und ich komme nun halb in seinem Auftrage, halb getrieben von meiner Mutterliebe, die den Kindern zu Gefallen ein widerstrebendes Gefühl überwindet, um Nachfrage zu halten, ob euer Vermögen noch vorhanden oder vielleicht bei eurem einfachen Junggesellenleben und dem Gehalt, den ihr zieht, sich vermehrt hat. Ganz natürlich wäre es bei vernünftiger Wirtschaft" — setzte sie, die Stricknadeln noch heftiger bewegend, hinzu — „wenn in den zwanzig Jahren eine Verdoppelung stattgefunden hätte."

Die Brüder sahen bei dieser Rede wie arme Sünder aus und verharrten in bedenklichem Stillschweigen.

„Lieber Pankraz, lieber Oswald," fuhr sie fort, „ihr müßt es mir nicht verargen, wenn ich als sorgsame Mutter diesen Dingen auf den Grund gehe. Ich muß euch gestehen, daß der Haushalt, wie ihr ihn mit dieser Farrenkopf führt, mir sehr wenig Vertrauen einflößt. Ich räume gern ein, daß ihr keine Verschwender seid, aber ihr vertraut unwürdigen Menschen und lebt überhaupt in einer Welt, wo der nervus rerum nicht die richtige Beachtung findet. Ihr seid wie die Grillen, die den Sommer hindurch singen, und nicht wie die Ameisen, die für den Winter aufspeichern."

„Der Vergleich hat etwas Wahres," sagte der Direktor; „aber wir haben keine Ahnung gehabt, daß ihr in weniger guten Umständen seid."

„Wir haben gedacht," setzte der Professor hinzu, „daß dein Mann als Pelzhändler so recht im Warmen säße. So hat jeder von uns seinen Gehalt arglos verzehrt."

„Und die Zinsen eures Kapitals dazu, nicht wahr? Wie in aller Welt habt ihr das gemacht, liebe Brüder — zwei einzelne Herren, zwei kahle Junggesellen?! Eure Hauseinrichtung ist so einfach, ja mangelhaft" — hier rückte sie mit ihrem Sessel, an dem eine Rolle fehlte — „euer Tisch bescheiden. Ich habe mich nämlich bereits in Küche, Speisekammer, auf dem Boden und im Keller umgesehen."

„Von besonderen Ausgaben wüßte ich nichts, als daß ich öfters brave Schüler an meinen Tisch ziehe," bemerkte der Direktor ziemlich kleinlaut.

„Und daß ich mir bisweilen ein physikalisches Instrument kaufe," fügte der Professor hinzu.

„Für Anschaffung von Wintervorräten und Einmachen von Früchten," sagte der Direktor, „hat die Cyklopin mir diesmal das doppelte Monatsgeld berechnet."

„Das sind faule Fische!" rief Frau Kunigunde. „Ich habe bei meiner Umschau keine Vorräte entdecken können, und was die eingemachten Früchte betrifft, so hat mir das Mädchen auf meine dringende Nachfrage gestanden, daß sie sämtlich zu einer Freundin, einer gewissen Frau Bitter, gewandert sind. Ihr seht, daß ihr von dieser Person, dieser Farrenkopf" — hier dämpfte sie vorsichtig die Stimme — „nicht nur schlecht besorgt, sondern auch bestohlen werdet. Aber ich komme auf meine erste Frage zurück. Wie steht es mit dem Vermögen, das euch als Erbe zugefallen ist?"

Die beiden gelehrten Herren sahen einander bedenklich an. Endlich sagte der Direktor: „Du unterwirfst uns einer acerba inquisitio; aber ich sehe, du meinst es gut, und ich bitte dich nur, nicht allzu strenge mit uns ins Gericht zu gehen."

„Sie ist noch ganz die Alte, wie ich sie aus unseren Kinderjahren im Gedächtnis habe," scherzte der Professor. „Wie sie uns damals als Erstgeborene, als immer verständige Aja bemutterte, uns die Butterbrote strich, die Tellertücher

umband und die Nasen wischte, ungefähr ebenso geruht sie noch heute zu verfahren."

„Weil ihr noch immer Kinder seid."

„Wir haben," sagte der Direktor, „aus dem uns zugefallenen Vermögen unsere Einrichtung bestritten und namentlich Bücher angeschafft, unter denen sich teure Werke befinden. Wir haben Reisen gemacht, nicht bloß um nach angestrengter Amtsthätigkeit Erholung zu gewinnen, sondern auch der wissenschaftlichen Ausbeute wegen, ich in die klassischen Gefilde Italiens und Griechenlands, weil ich der Meinung war, der Philologe müsse mit eigenen Augen die Welt, in die er seine Schüler einführen soll, gesehen haben; Oswald hat eine Zeit lang auf Dohrns zoologischer Station in Neapel gearbeitet und von dort einen Ausflug nach dem Roten Meere gemacht, um Korallen zu studieren. Diese Dinge haben Geld gekostet, aber wir sind der Meinung gewesen, daß wir in unserer Stellung als Gelehrte berechtigt seien, unseren geistigen Besitz auf Kosten des schnöden Mammons zu mehren."

„Ganz meine Ansicht!" rief der Professor. „Wo bleibt da dein Gleichnis mit der Grille und der Ameise?"

„Wir haben von euren Reisen gehört, liebe Brüder, und uns derselben gefreut; aber ihr habt sicher — wofern ihr Ameisen und keine Grillen seid — an einen Rückhalt für alte Tage gedacht."

„Es ist in der That noch ein Restchen übrig, Frau Großinquisitorin," sagte Oswald. „Ich besitze noch Staatspapiere, und auch Pankraz ist, soviel ich weiß, nicht ganz auf dem Trockenen."

„Laßt doch mal sehen."

Die Thür zu dem Studierzimmer des Professors stand offen, so daß Frau Weber bemerken konnte, wie er eine Schublade seines Pultes auszog, feingeschnittenen türkischen Tabak, den er darin aufbewahrte, nebst einigen Banknoten herausnahm und aus dem Hintergrunde desselben Faches einige Papierrollen hervorholte.

„Mein Gott!" rief Kunigunde entrüstet, „du bewahrst dein Vermögen in der offenen Tabaksschublade! Laß sehen, was du hast. Ah, das sind nicht mehr die sicheren deutschen Staatspapiere, die vom Vater stammen, sondern andere. Du hast also umgetauscht. Setzest du so großes Vertrauen auf diese Papiere?"

„Nein, aber der Banquier riet mir dazu."

„Weil er die Papiere vorrätig hatte. Mein Gott, hier sind ja die letzten Coupons noch nicht abgeschnitten!"

„Dann bin ich ja reicher, als ich dachte."

„Hier an den Galiziern fehlt der Talon."

„Talon, was ist das?"

„Sollte das Wort Talon, gleichwie das Wort Talent, mit der ungebräuchlichen griechischen Stammform tlao zusammenhängen?" fragte der Direktor.

„Geht mir mit eurem Griechisch! Damit lockt ihr den Hund nicht hinter dem Ofen heraus. Coupons nicht abgeschnitten, Talon verloren! Es sind Kinder, reine Kinder!" rief Kunigunde und strickte noch heftiger als zuvor.

„Und wo sind deine Papiere, Pankraz?"

„Ich habe sie der größeren Sicherheit wegen in einen alten Reisesack gesteckt, der unter meinem Bette hinten an der Wand liegt."

„Aber um Gottes willen, warum schließt ihr eure Wertsachen nicht ein? Wozu giebt es denn Schlösser und Schlüssel?"

„Ich hätte sie natürlich auch einschließen können; aber, weißt du, ein Schlüssel verlegt oder verliert sich so leicht, daß er einem nur Verlegenheiten bereitet. Auch sucht ein Dieb am ersten etwas hinter Schlössern. Hat man nun den Schlüssel stecken lassen, so braucht er nur zuzugreifen. Darum halt ich meinen Reisesack für den besten Versteck. Willst du auch meine Papiere sehen?"

„Freilich, freilich!"

„Dann muß ich unter das Bett kriechen; denn das Bett zu rücken wage ich nicht, es würde zusammenbrechen."

„Warum?"

„Weil die Füße lose und nur untergestellt sind. O, sei nicht böse, Kunigunde!

Wir sind noch nie bestohlen worden. Die Farrenkopf macht sich, wie ich vermute, gern ein Profitchen, aber eine Diebin ist sie nicht. Auch unser Mädchen ist ehrlich."

„Ich traue nur, so weit ich sehe. Ein gutes Sprichwort heißt: Gelegenheit macht Diebe. Hole mir die Papiere! Ich kann dir's nicht ersparen."

Der gutmütige Pankraz kroch unter das Bett und holte den Reisesack hervor. Dieser und er selbst waren mit Staub und Spinneweb bedeckt; es mußte mit beiden eine Reinigung mit Federwisch und Bürste vorgenommen werden.

„Unter dies Bett," sagte Kunigunde entrüstet, „ist seit Jahr und Tag kein Besen gekommen."

„Gerade darum war es ein sicherer Versteck, und wie gut habe ich darin geschlafen!"

„Man riecht es schon von weitem, daß die Mäuse hier gewirtschaftet haben. O weh, da ist ein Dutzend Coupons weggefressen!"

„Ja, ja, die Mäuse fressen gern Papier."

„Andere sind angebrannt und dadurch unbrauchbar geworden!"

Kunigunde ließ ihrem gerechten Unwillen freien Lauf und schalt die Brüder arge Verschwender — Verschwender durch Nachlässigkeit. Sie schrieb die Nummern, Nominalwerte und Coupons, soweit sie erhalten waren, auf, steckte sie in zwei Umschläge und setzte die Namen der Brüder darauf. „So!" sagte sie, „diese Wertpapiere legen wir jetzt gleich unter Schloß und Riegel, und morgen, wenn die Bank von Schweizer und Konsorten offen ist, bringen wir sie dahin. Schweizer wird sie gegen Schein in Verwahrung nehmen und euch auch die Zinsen gegen ein viertel Prozent Provision zu rechter Zeit einhändigen."

Die Brüder ließen dies alles ohne Widerrede über sich ergehen.

Frau Weber rückte sich dann ihren Sessel zurecht, räusperte sich bedeutungsvoll und sprach:

„Meine lieben Brüder, wie ich jetzt weiß, befindet sich nicht nur euer Haushalt in voller Zerrüttung, sondern eure Verhältnisse überhaupt. Ihr lebt — nichts für ungut — wie die Heiden, das heißt wie Menschen, die keinen Begriff von unseren Kulturzuständen haben. Euer Beruf ist, die Kultur zu fördern, und ihr habt selber keine. Das muß anders werden, wenn ihr nicht verderben wollt. Hört meinen wohlgemeinten Vorschlag, wobei nicht allein euer Wohl, sondern auch das meiner Kinder gewahrt bleibt. Ich werde euch die Agathe, meine Stieftochter, als Führerin des Haushalts schicken, nachdem die Farrenkopf von der Bühne verschwunden ist. Agathe ist ein durchaus gediegenes Mädchen von zweiunddreißig Jahren, häuslich, klug und gerecht in verschiedenen Sätteln. Da sie in einem Alter steht, wo wenig Aussicht mehr auf Ehe ist, und sich doch nützlich machen will, so ist sie in das Geschäft meines Mannes eingetreten und thut es den zwei Commis, die auch nicht auf den Kopf gefallen sind, gleich. Daraus könnt ihr abnehmen, daß sie gerade diejenigen Eigenschaften besitzt, die euch abgehen. Ich überlasse sie euch, obwohl sie mir auch im Haushalt und in der Kindererziehung vom größten Nutzen sein könnte; aber da ich noch andere heranwachsende Töchter habe, lassen wir sie gern ziehen, da wir sie bei euch gut aufgehoben wissen."

Die Brüder konnten nicht umhin, auch hierzu ihre Einwilligung zu geben. Nachdem so die Schwester alles zu ihrer Zufriedenheit geordnet hatte, reiste sie, von den Brüdern bis zum Bahnhof geleitet, ab. Auf dem Rückweg sagte Oswald zu dem Direktor: „Ich fürchte sehr, die schöne Freiheit, die wir bisher genossen haben, ist dahin. Diese uns unbekannte Agathe wird sich als weiblicher Argos in alles mischen und uns wie Entmündigte behandeln."

„Wie die Schwester außer sich war," rief der Direktor, „daß wir keinen festen Verschluß für den Mammon, keine theca nummaria hatten! Ich will lieber bestohlen werden, als immer Diebsgesindel in meinen Mitmenschen sehen."

„Wenigstens," setzte Oswald hinzu, „werden wir die Farrenkopf los, die meinen Alligator verkommen ließ."

Der neue Herkules.

Am 18. Oktober, dem Haupttage der Leipziger Schlacht, wehte die deutsche Fahne von der Zinne des Gymnasiums. Der Direktor hatte es sich nicht nehmen lassen, eine kleine Festfeier zu veranstalten. Er selber hielt in der Aula, wo außer den Lehrern die Schüler der Oberklassen zugelassen waren, eine aus vollem Herzen quellende Ansprache. Ein Wohlgefühl durchströmte ihn heute, den guten Pankraz! Er war zwar nicht, wie unsere Vorfahren vom Jahre 1813, vom Todfeind Napoleon befreit worden, aber Lina Farrenkopf, die Cyklopin, hatte Tags zuvor das Feld geräumt; ein Alp war von ihm und seinen Hausgenossen genommen. Sein Bruder Oswald, Käthi, das Mädchen, Daniel Haas, der Schuldiener, ja sogar die Schüler, die gelegentlich von der Unholdin angefahren worden waren, fühlten sich erleichtert. Eine seltsame Huldigung bereiteten ihr die Sextaner, die gerade aus ihren Klassen A und B kamen, der Farrenkopf, als sie eben mit ihren Kisten und Kasten abfahren sollte. Sie umringten den Wagen und riefen ihr ein höhnisches „Ade, Lina! auf Nimmerwiedersehen!" zu; sie schwenkten die Mützen und machten allerlei Bocksprünge, so daß sie den Schuldiener um Schutz anrief. Der aber that, als ob er sie nicht hörte.

Am Abend des 18. Oktober traf Agathe ein. Obschon sie als Webers Tochter erster Ehe mit den Heniochs nicht verwandt war, wurde doch zwischen ihr und den rechten Nichten und Neffen kein Unterschied gemacht, und die Brüder hielten es für ihre Pflicht, die neue Hausgenossin am Bahnhof abzuholen. Diesmal aber kamen sie beide; Pankraz wollte außen am Ost-, Oswald am Westausgang warten. Da Agathe ihnen persönlich nicht bekannt war — sie hatte sich ihnen bloß durch einen sehr liebenswürdigen Brief empfohlen —, so sollte sie einen rötlichen Shawl als Kennzeichen tragen. Die Brüder hatten sich zeitig auf ihren Posten eingefunden, und es war an ein Entrinnen wie beim Abholen der Mutter Weber nicht zu denken. Jetzt erscholl der Schrei der Lokomotive, jetzt das Hornsignal des Bahnwärters, und die Ströme der Reisenden nahmen durch beide Ausgänge ihren Weg in die Stadt. Eine Dame in rotem Tuch kam Oswald entgegen. „Willkommen, liebe Nichte!" rief dieser und schloß sie — überschwenglich, wie er war — vor all den Leuten in seine langen Arme. Die Shawlträgerin sträubte sich entrüstet und rief: „Pfui, Herr Professor! was machen Sie da! Ich bin ja die Konditorin Sandfuchs aus der Hinkelgasse." Oswald ließ beschämt seine zwei Telegraphenstangen sinken und murmelte Entschuldigungen.

Unterdessen hatte Pankraz die richtige Nichte in dem richtigen roten Shawl erspäht und führte sie dem Bruder mit siegreicher Miene zu. Diesmal bedurfte es nur einer Droschkenfahrt nach dem Schulhause. Die Brüder sahen sich die Nichte, die, aller Gegenvorstellungen ungeachtet, auf dem Vordersitz Platz genommen hatte, aufmerksam an und winkten sich mit den Augen, um ihr Wohlgefallen auszudrücken.

„Das ist ein ander Wesen als die Farrenkopf!" sagte der Schuldiener später zur Käthi. „Wie freundlich grüßt sie! Es wird einem ordentlich warm dabei."

Kurz, der allgemeine erste Eindruck, den Agathe machte, war ein durchaus günstiger.

Nachdem sie ihr Köfferchen ausgepackt und ihre kleine, nette Habe eingeräumt, nachdem sie auch den prächtigen Blumenstrauß, den sie mitgebracht, in frisches Wasser gestellt hatte, verließ sie ihr Kämmerchen, um unten bei Käthi die Gewohnheiten des Hauses zu erkunden und den ersten Abendthee zu bereiten.

Unterdessen besprachen die Brüder die neue Erwerbung. „Ein nettes, komplettes, festes Frauenzimmerchen!" sagte der Direktor.

„Sie macht einen frischen, gesunden, tüchtigen Eindruck,“ meinte der Professor.

„Daß sie nicht auf den Rücksitz der Droschke wollte, gefiel mir. Sie ist sich ihrer Stellung bewußt. Hast du auch bedacht, Oswald, daß sie Agathe, das ist die Gute, heißt? Accipio omen.“

„Das ist freilich für einen Philologen besonders bedeutsam.“

Die gute Wirkung, welche die neue Hausgenossin übte, verringerte sich nicht mit der Zeit, ja sie wuchs zusehends verdienterweise. Stuben, Küche, Keller, Boden, Garten — kurz, alle Räume, wo sie waltete, atmeten bald einen Geist der Ordnung und Reinlichkeit, welcher die Brüder höchst wohlthuend berührte. Sie hatten früher die sträfliche Vernachlässigung wenig verspürt, jetzt aber empfanden sie die Sorgsamkeit in angenehmster Weise.

„Ich werde die Käthi schwerlich behalten können,“ sagte Agathe in den ersten Tagen ihrer Wirksamkeit; „sie ist in der Schule der Farrenkopf verdorben.“

Aber es stellte sich bald heraus, daß das gutgeartete Mädchen unter der neuen, strengen und doch freundlichen und immer gerechten Herrin sich gehoben fühlte und einen unerwarteten Eifer entwickelte.

Es war natürlich, daß nicht allein die Magd, sondern auch die Herren unter der alten Verwaltung schlechte Gewohnheiten angenommen hatten. Pankraz legte die brennende Cigarre an jedem Orte der Wohnung nieder und verbrannte so Hausrat und Tischdecken ganz arglos. Agathe stellte ihm überall Aschenbecher recht augenscheinlich zur Hand und brachte ihn, wenn auch langsam, so zur Ordnung. Oswald schüttete die Asche aus seiner langen Pfeife, die ihm fast nie ausging, auf den Fußteppich. Ein besandetes Becken, an auffälliger Stelle niedergesetzt, predigte ihm Reinlichkeit als Raucher und in noch anderer Beziehung. Ferner waren die Brüder gewohnt, nach Tisch ihre Tellertücher, zu Klumpen geballt, auf die Tafel zu werfen. Sogleich ergriff Agathe die Ballen und brachte sie schön gerollt unter die Serviettenringe. Als sich das einigemal wiederholt hatte, übernahmen die Herren die kleine Mühe selbst. Obwohl sie anfangs über dergleichen Neuerungen ein wenig murrten, fanden sie sich allmählich in die Ordnung und begriffen schließlich ihren Schlendrian nicht. „Wir, die wir Erzieher von Fach sind,“ scherzte Oswald, „werden in unseren alten Tagen selber erzogen.“

Und so ging es mit anderen üblen Gewohnheiten, die bei älteren Herren besonders schwer auszurotten sind. Mit einem gewissen Eigensinn kämpfte Agathe dagegen, und nicht selten schalt sie auf die Unordnung Käthis und meinte damit den Schlendrian der Oheime, oder sie tadelte die Knaben, die nach wie vor zu Tisch eingeladen wurden, wenn sie z. B. nicht manierlich aßen — nach dem bekannten Sprichwort vom Sack und vom Esel, und wirklich erreichte sie mit ihrer leichten humoristischen Art vieles, woran jede andere gescheitert wäre.

Und wie schaltete sie im Hause! Da Tapeten, Vorhänge, Teppiche und Geräte in verwahrlostem Zustande waren, ließ sie Tapezierer, Näherinnen, Schlosser und Tischler kommen und schwang selber unablässig die Nadel, um Schäden auszubessern. So widerwärtig zum Teil diese Arbeit war, sie überwand sie mit der herrlichen Gottesgabe Geduld; ja, sie sang dabei und war immer heiteren Sinnes in dem stolzen Gefühl, eine Art Hausfrau zu sein. Erst, nachdem das Alte in guten Stand gesetzt war, durfte an neue Anschaffungen gedacht werden.

Sie wurde auch die Vermögensverwalterin ihrer Oheime. Die Wertpapiere derselben, welche Frau Weber dem Banquier in Verwahrung gegeben hatte, nahm sie nach einiger Zeit wieder zurück und verwahrte sie selbst. „Wozu das Viertelprozent aus dem Fenster werfen?“ sagte sie zu den Brüdern. „Ich weiß so gut mit diesen Dingen umzugehen wie mit meiner Nadel.“

Angenehm fiel es den Brüdern auf, daß die Gerichte, die nun auf den Tisch kamen, viel schmackhafter waren. Dies

galt namentlich auch von dem Kaffee. „Er ist jetzt so gut," sagte einmal die Käthi, „wie an den Tagen, wann die Farrenkopf ihre Bande bei sich hatte." Die Summe, die Agathe monatlich für den Haushalt berechnete, war trotz der besseren Verpflegung geringer als zuvor.

„Entweder," sagte der Direktor, „ist Agathe eine Hexenmeisterin, oder die Farrenkopf hat uns usque ad cutem geschoren."

Frau Weber hatte mit ihren Brüdern ausgemacht, daß Agathe zur Bestreitung ihrer persönlichen Ausgaben denselben Gehalt wie ihre Vorgängerin ziehen sollte; aber als Pankraz ihr das erste Viertel zahlen wollte, wies sie das Geld entschieden zurück. Das hieße sie als Fremde behandeln, sagte sie. „Was ich an Kleidern oder sonst zu kleinen Bedürfnissen gebrauche, nehme ich aus dem Haushalt und verrechne es ehrlich, und die Herren Oheime werden sehen, daß sie gut dabei fahren."

So war es in der That. Natürlich glichen die Brüder den Ausfall mit Geschenken aus.

Gleich am Tage ihrer Ankunft hatte Agathe die Brüder gebeten, sie zu duzen; ihnen gegenüber gebrauchte sie ein achtungsvolles Sie. Bald aber wurde ein gegenseitiges Du festgestellt. Man war sich schnell näher gerückt.

Was insbesondere Oswald zu ihren gunsten stimmte, war, daß sie den lieben Alligator jeden Morgen sorgfältig abstäubte und die lebenden Tiere, die er sich hielt, teilnehmend besorgte. Einen karminroten Kreuzschnabel hatte sie so zahm gemacht, daß er frei im Zimmer umherflog und Brotkrümchen vom Tische nahm. Auch Hilaros hatte gute Tage, seitdem die Nichte im Hause war, und während er die Farrenkopf immer angeknurrt hatte, machte er Agathe mit Schweifwedeln und freundlichen Blicken den Hof.

Musikalisch war Agathe nur wenig, die Brüder aber auch nicht; dennoch sang sie in naturalistischer Weise ernste und heitere Liedchen der verschiedensten Art. Die Oheime hörten mit großem Vergnügen zu. „Es ist doch ein ganz anderes Leben," äußerte der Direktor gegen seinen Bruder, „seit das Blitzmädel im Hause ist."

„Wem sagst du das!? Wie Tag auf Nacht."

Eines Abends, als die Brüder mit Agathe bei der Lampe zusammensaßen, kam die Rede auf die Emancipation der Frauen. „Du hast sicher als ein verständiges, gesetztes Mädchen über diesen Gegenstand, der jetzt so viel Lärm macht, dir ein Urteil gebildet," sagte Oswald. „Laß einmal dein Licht vor uns leuchten."

„Allerdings, mein lieber Oheim, ist mir die Sache, bei der ich ja viel näher beteiligt bin als ihr unbeweibten Männer, vielfach durch den Kopf gegangen; ich habe auch einige der betreffenden Schriften gelesen und sogar selber meine Ansichten ganz kurz zu Papier gebracht. Das Licht, das ich euch leuchten lassen soll, ist freilich, wie sich zeigen wird, nur ein Unschlittstümpfchen."

Damit ging sie, ein Manuskript zu holen, und las, wie folgt:

„Der Ruf nach Emancipation hat sicher seine Berechtigung, insoweit er die Stellung unseres Geschlechtes innerhalb der Grenzen, die ihm von der Natur gesetzt sind, zu heben beabsichtigt und dem Müßiggang oder der Beschäftigung mit durchaus nichtigen Dingen, wie sie von vielen Mädchen und Frauen geübt wird, ein Ende macht. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Not, welche viele unseres Geschlechtes drückt, ein großes Übel ist, dem gesteuert werden muß, während bloße Armut geradezu wohlthätig sein kann, weil sie zur Arbeit nötigt. Arbeiten aber müssen wir; das Bewußtsein, etwas Nützliches zu schaffen, giebt uns erst das Gefühl unseres Wertes. Ich bedaure wirklich die Hunderte und Tausende vom sogenannten schönen, ich möchte lieber sagen faulen Geschlecht, die den Tag mit Lappalien verbringen. Bekanntlich werden ungefähr so viele Mädchen als Knaben geboren. Es ist das der deutlichste Fingerzeig, daß die Natur eine Verbindung will, daß die-

jenigen, welche die Ehe verschmähen, ein Unrecht begehen. Die Mädchen, die wie ich „sitzen“ bleiben, tragen zum allerkleinsten Teile schuld daran, und die wenigen von uns, die freiwillig auf die Ehe verzichten, weichen als unweiblich aus der Bahn, welche die Natur ihrem Geschlecht vorgezeichnet hat. Ich selbst“ — sie las dies stockend und mit lieblichem Erröten — „hätte gern geheiratet, gern ein blühendes Kind an meiner Brust gehalten und zum Guten auferzogen; aber der Rechte hat sich erst nicht finden wollen, und als er dann kam, riß ihn mir der Tod von der Seite weg.

„Wie soll nun aber dem Übel, das besonders in Städten groß ist — denn auf dem Lande sind die Zustände noch gesunder, und jeder Topf findet dort leicht seinen Deckel — abgeholfen werden? Da giebt es nun radikale Stimmen, die sagen: die Frau muß emancipiert, das heißt dem Mann gleich gestellt werden; sie muß ein Handwerk, eine Kunst lernen, sie muß als Professor auf dem Katheder stehen — am Ende wohl gar ein Bataillon kommandieren, ganz wie die Männer. Das kann sie alles, meinen sie, wenn man ihr nur die Luft dazu giebt. Nach meiner Meinung ist das thörichtes Gerede. Die Natur hat der Frau eine andere Bestimmung gegeben als dem Manne, und wie sie ihren Körper anders gestaltet hat, so auch ihre Seele. Die Frau ist in allem die Ergänzung des Mannes, und gerade die Weiber, die es dem Manne nachthun wollen, die sogenannten Mannweiber, sind nach meiner Beobachtung dem männlichen Geschlecht widerwärtig. Der Mann liebt nichts mehr als das echt Weibliche, das mitfühlende Herz, das weiche Gefühl. Die Natur hat überhaupt dem Manne einen anderen Platz in der Welt angewiesen als dem Weibe; er ist der Schaffende, im günstigen Fall das Genie, er ist der Gebende, sie die Nehmende. Wenige Ausnahmen können die Regel nicht erschüttern, und selbst diese Ausnahmen fehlen im Gebiet der höchsten Leistungen. Wo giebt es einen weiblichen Luther, einen weiblichen Raphael, einen weiblichen Shakespeare, einen weiblichen Goethe oder gar einen weiblichen Bismarck? Warum regieren überhaupt die Männer in der Welt? Weil sie körperlich und geistig die stärkeren sind.

„Es ist also die Bestimmung des Weibes, Frau und Mutter zu sein. Ist ihm die Erfüllung dieser Bestimmung versagt, dann und nur dann soll die Rede davon sein, wie es ehelos das Leben am zweckmäßigsten ausfüllt. Da bietet sich nun als Aushilfe ein Gebiet, das gewiß noch einer weiten Ausdehnung fähig ist. Dies Gebiet und seine Schranke zu finden, ist einzig und allein die Aufgabe einer vernünftigen Emancipation — wenn man anders einen so schiefen Ausdruck beibehalten will. Daß Frauen Ärztinnen werden und die Heilkunde an anderen Frauen und Kindern üben, ist durchaus zu billigen; sie haben mehr Geduld als die Männer und ein besonderes Geschick zu warten und zu pflegen, was mit ihrer von der Natur gesetzten Bestimmung im Zusammenhange steht. Auch zu Lehrerinnen und besonders zu Erzieherinnen sind sie wohl befähigt. Ebenso ist ihnen die Ausübung verschiedener Künste, insoweit es sich nicht um eigentliches künstlerisches Schaffen handelt, nicht versagt; von historischen Gemälden z. B. sollen sie die Finger lassen. In feineren Handwerken, im Kunstgewerbe eröffnet sich ihnen ein weites Gebiet. In Handelsgeschäften finden sie als Verkäuferinnen und an den Büchern eine zweckmäßige Verwendung. Wer kennt nicht diesen oder jenen Laden, dessen Blüte von dem hübschen, gewandten Fräulein, das die Käufer bedient, ganz und gar abhängt? Da die Frauen gut zu plaudern verstehen, sind sie auch gute Briefstellerinnen; denn Briefe schreiben heißt mit der Feder plaudern. Man könnte vielleicht im günstigen Falle sagen, so wunderlich es auch klingen mag: sie haben weniger Geist als die Männer, aber sie sind geistreicher. Ich sage: im günstigen Falle —“

„Der hier vorliegt,“ fiel ihr der Direktor ins Wort.

„Ich habe," fuhr Agathe, ihre Schrift zur Seite legend, mündlich fort, „in den Freistunden, die ich mir nach der Arbeit gönne, nach längerer Zeit wieder einmal Goethes Wahlverwandtschaften zur Hand genommen, um zu sehen, welchen Eindruck dies Buch in reifen Jahren auf mich macht. Es ist ja selbstverständlich, daß der große Meister auch in diesem Werke eine Charakteristik bringt, die nicht feiner sein kann, und daß die Seelenkonflikte, die er darstellt, große Teilnahme erwecken. Aber wenn hier das Zerreißen der sittlichen Bande die Hauptpersonen ins Verderben stürzt, wer trägt die Schuld? Lacht mich aus, scheltet mich eine nüchterne Person, wenn ich antworte: das Faulenzen. Diese vornehmen, reichen Leute führen ein Leben des Müßiggangs, und der Müßiggang brütet dem Teufel die Eier aus. Hätte sich dieser weichliche Eduard eine tüchtige Lebensaufgabe gesetzt als Berufsoffizier, Landwirt, Verwaltungsbeamter oder was immer, wahrlich! er hätte an seiner wackeren Charlotte festgehalten und diese an ihm; A wäre bei B geblieben und nicht nach C gegangen."

Die Brüder lachten, und Oswald sagte: „Das ist jedenfalls das Urteil einer tüchtigen Natur."

Man hörte Käthi in der Küche singen. Agathe lauschte einen Augenblick und sagte dann: „Ich mag es gern, wenn die Dienstboten singen."

„In einiger Entfernung," setzte der Direktor hinzu.

„Unter der Farrenkopf hat sie nie gesungen," bemerkte der Professor. — —

Ihr geht jetzt abends viel weniger aus als sonst, bemerkten Freunde und Bekannte den Brüdern Henioch. Da diese auf solche Bemerkungen nicht antworteten, sondern bloß geheimnisvoll vergnüglich aufblickten, begann man bald, sie mit der „fixen Nichte" zu necken.

„Von wem stammen die schönen Blumensträuße, die ich seit einiger Zeit auf Ihrem Zimmer finde?" fragte der Bürgermeister, der oft zu dem Direktor kam.

„Von ihr, von meiner aufmerksamen Nichte Agathe. Übrigens erhält sie mein Bruder ebenso schön."

Der Bürgermeister drohte mit dem Finger, worauf Pankraz ein verschmitztes Gesicht machte und ein kurzes meckerndes Lachen aufschlug.

Dagegen errötete Oswald wie ein junges Mädchen, wenn ihn ein Besucher mit Agathe aufzog — was schon verdächtiger war. Die Augen zur Seite wendend, als ob er ein böses Gewissen hätte, strich er dann wohl dem Alligator über den Rücken.

Eines Abends, als der Direktor mit dem Professor in den Schulhof trat, um sich mit ihm in den Klub zu begeben, blieb jener plötzlich stehen. „Oswald," sagte er, „es kommt mir ein Gedanke. Wir haben jahrelang in einem Augiasstall gelebt, aber diese da" — dabei wies er rücklings mit dem Daumen nach dem erleuchteten Fenster der Nichte — hat ihn als ‚neuer Herkules' ausgefegt."

Eröffnungen.

An einem trüben Sonntagnachmittag saß der Direktor mit der dampfenden Cigarre allein bei der Nichte, indes der Bruder schon seit dem frühen Morgen mit einigen Schülern auf einem größeren botanischen Ausflug begriffen war. Agathe las jenem eine reizende Novelle von Gottfried Keller — irren wir nicht, so war es das „Sinngedicht" — vor. Ein klarer Verstand spiegelte sich in der Art, wie sie las, und die wohlklingende Altstimme gab jedem Wort eine angenehme Färbung. Als sie geendet hatte, legte Pankraz seinen Cigarrenstummel weg — nicht auf den Tisch wie ehedem, sondern fein säuberlich in den Aschenbecher — und sagte: „In der That, ein origineller Erzähler von echtem Humor."

„Ich kenne die Schweiz nicht," erwiderte Agathe, „aber ich habe oft ihre Frische rühmen hören, ihre sammetgrünen Matten, aus denen überall Quellen springen. Als solch eine von Silberquellen

sprudelnde Matte erscheint mir Keller in seinen Dichtungen. Welcher Reichtum der Anschauung, welche Feinheit und Kraft der Charakteristik, welche liebenswürdige Heiterkeit fließt überall aus seiner Feder!"

Damit küßte sie das Buch. Pankraz, der ihr immer näher gerückt war, neigte sich wie huldigend gegen die Vorleserin und flüsterte: „Könnte mir nicht das Glück widerfahren, das diesem toten Buch zu teil geworden ist? In diesem Sinngedicht wird so viel vom Küssen gehandelt, daß auch mir der Appetit —"

Agathe ließ ihn nicht enden. „Warum nicht, lieber Onkel?" sagte sie mit größter Unbefangenheit.

Damit stand sie auf und gab ihm einen derben Kuß, vulgo Schmatz, auf die rundliche Wange.

„Ah, das thut gut!" sagte der Direktor, „sehr gut! Wenn man doch einen solchen Kuß wie eine ins Wasser gestellte Blume, deren Duft man immer wieder atmet, sich erhalten und zu beliebiger Zeit reproduzieren könnte!"

„Ich bleibe ja bei dir, lieber Onkel!" sagte sie ganz arglos.

„Heute morgen, als du, aus der Stadt kommend, durch unseren Hof schrittest, bauschte der Wind den weißen Schleier über deinem Kopf auf, daß er völlig wie ein Schwan erschien. Ich dachte an den Vogel des Phoibos Apollon und nahm es als ein günstiges Zeichen für mich, den Philologen. Agathe, mein gutes Kind, wir sind jetzt so schön allein, Oswald draußen, das Mädchen auf dem Sonntagsspaziergang: da wäre wohl eine schickliche Gelegenheit, dir ein Geständnis zu machen, das ich seit einigen Tagen, wie Möros den Dolch, mit mir herumtrage, das Geständnis — daß ich dich liebe!"

Er stand dicht vor ihr und spitzte ordentlich seine dünnen, etwas beweglichen Ohren, um ihre Antwort zu vernehmen.

„Mein Gott, du wirst mich doch nicht etwa heiraten wollen?!"

„Warum nicht, mein Agathchen?"

„Ich bin zu alt dazu, Onkel."

„Nein, ich bin zu alt. Wir gleichen uns also aus, liebes Herzchen."

„Du bist so eine Art von Vater zu mir. Einen Vater kann man doch nicht heiraten."

„Donnerwetter, da hab ich einen Korb weg! Fünfzig Jahre lang hab ich gewartet, und da ich endlich schießen will, blitzt das Gewehr ab. — Es geschieht dir schon recht, du alter Esel!" setzte er im Selbstgespräch halblaut hinzu.

Damit nahm er eine neue Cigarre, enthauptete sie mit einem Messerchen, das er zu diesem Zweck in der Westentasche trug, mit einer Hand, die ein wenig zitterte, und rauchte sie laut paffend an.

„Und darum keine Feindschaft nich," sagte er dann gutmütig und reichte dem lachenden Mädchen die Hand.

Nachdem Agathe zu Bett gegangen war, kam Oswald bestaubt und erhitzt nach Hause. Pankraz hatte ihn abgewartet und stand in der halbgeöffneten Thür, als der Professor und sein langbeiniger Schatten an der Wand heraufkamen.

„Was giebt's?" fragte der Professor, indem er seine kleine Blendlaterne ausblies und die Botanisierbüchse ablegte.

Sie waren in die Stube eingetreten. Der Direktor machte kein Geheimnis aus seinem Erlebnis. „Recusavit, abnegavit," sagte er. „Sie flocht mir ein rundes, wohlgeformtes Körbchen, das nichts zu wünschen übrig läßt."

Damit erzählte er das Nähere in launiger Weise, aber der Scherz schien ihm doch nicht von Herzen zu gehen.

Oswald verschlang jedes Wort mit tiefem Ernst; es war auffallend, daß der Spaß gar nicht bei ihm zündete. Als der Direktor schlafen gegangen und alles im Hause verstummt war, durchmaß er noch eine gute Weile die Stube mit weiten Schritten, die lange Pfeife im Munde, die gar kein Feuer mehr hatte.

An einem der folgenden Abende war Oswald mit Agathe allein. Nachdem er eine Zeit lang stumm neben ihr gesessen, ergriff er mit einer gewissen Bangigkeit das Wort.

„Als du neulich so schön von der Eman-

cipation der Frauen sprachst," so begann er, „gedachtest du eines Herzensverhältnisses, das der Tod gelöst habe. Ist es dir nicht zu schmerzlich, mir darüber etwas Näheres mitzuteilen?"

„O nein! ich weile gern mit meinen Gedanken bei den Abgeschiedenen."

„In deiner Stube bemerkte ich die frischbekränzte Photographie eines Mannes in Uniform."

„Du bist auf der richtigen Spur; mich wundert nur, daß du nicht schon längst davon erfahren hast. Es sind gut dreizehn Jahre her. Vor mir, der Neunzehnjährigen, lag die Welt wie ein Lustgarten, in den man nur hinabzulangen braucht, um sich Blumen, so viel man will, zu pflücken. Ich sang und trillerte den ganzen Tag und hieß im Hause die Wachtel oder die Lerche. Nun aber, da ich den Zwanzigen — ein großes Wort! — entgegenging, kam eine neue Stimmung über mich, eine Sehnsucht, ich wußte nicht nach was. Es war mir nicht mehr gleichgültig, ob die Männer Wohlgefallen an mir fanden oder nicht, und ich suchte mir heimlich diesen oder jenen aus, von dem ich wünschte, daß er mir näher käme. Leider half aber dies Wünschen gar nichts, denn ‚dieser' oder ‚jener' kam nicht, und die anderen, die mir Aufmerksamkeit schenkten, ließen mich gleichgültig. So kam das Frühjahr 1870 herbei. Da geschah es, daß ein junger Ingenieur, welcher bei der damals im Bau begriffenen Eisenbahn thätig war, auf einem Balle meine Bekanntschaft machte. Er überreichte mir im Cotillon ein Sträußchen, das ich zu Hause ins Wasser stellte, während ich die anderen Trophäen, die mir zu teil geworden waren, an die Wand hing, damit sie vertrockneten. Dies war der Anfang, geringfügig für die anderen, bedeutsam für mich — und noch einen. Mein Herz sagte mir, Erwin — dies war der Name des Ingenieurs — werde mich am folgenden Tage besuchen, und ich legte in dieser Überzeugung — laß mich die Schwäche gestehen — ein Band an, von dem man mir sagte, daß es mir gut stehe. Richtig, als die Uhr halb zwölf schlug, läutete es. Ich wußte, daß er es sei. Mein Herz schlug wie ein Hammer. Es zuckte mir in den Gliedern, ihm zu öffnen. Doch besann ich mich und schickte das Mädchen. Er brachte mir einen großen Strauß Wildblumen, höchst geschmackvoll geordnet. ‚Die hab ich heute morgen in Feld und Wald gepflückt,' sagte er; ‚denn der Kopf stand mir nicht nach Arbeit. Diese Wildlinge mögen ein Ersatz sein für das Ballsträußchen da, wie die Gärtner sie dutzendweis anfertigen.'

„Damit wies er auf das Ballsträußlein, das im Glase auf dem Tische stand.

„‚Da mag die Gärtnerware Heu werden wie die anderen,' sagte ich und vertauschte die beiden Gebinde im Glase.

„So wurde unser Verhältnis eingeleitet; auch den Eltern gefiel der gediegene Mann wohl. Er war groß, blond, blauäugig und kräftig, ein echter Germane, ohne eigentlich schön zu sein. Ich war es ja auch nicht: da paßten wir zusammen. In seinem Wesen war er außerordentlich schlicht. Er sprach nie von seiner Liebe, aber sein ganzes Benehmen war von Aufmerksamkeit, wenn ich so sagen darf, durchtränkt. Eines Morgens, da wir zusammen uns im Garten ergingen — es war Sonntag und die Glocken läuteten — blieb er stehen und sah mich mit seinen grundehrlichen Augen fest an:

„‚Ich wollte Ihnen sagen, daß ich Sie liebe und daß ich Sie heiraten möchte.'

„Auf die schlichte Frage gab ich eine ebenso schlichte, natürlich bejahende Antwort.

„Wir gingen ohne Kuß, aber Hand in Hand zu den Eltern; auch in unseren Herzen war Glockengeläute. Die Eltern, die eben in die Kirche wollten, gaben ihre Zustimmung unbedenklich, da Erwin Staatsbeamter war und sein hinreichendes Auskommen hatte. Jetzt erst trat der Kuß an seine Stelle. Wir besuchten alle vier den Gottesdienst. Nie hab ich weniger von einer Predigt gehört und nie war ich frommer.

„Die Hochzeit wurde nur so weit hin-

ausgeschoben, als die Herstellung der Aussteuer zu fordern schien. Da brach der Krieg mit Frankreich aus, und Erwin mußte seiner Pflicht als Landwehrlieutenant genügen. Jetzt galt es, sich zu fassen und ein wenig spartanisch zu sein. Beim Abschied sagte er: ‚Das Vaterland ruft und ich gehe. Wenn ich wiederkomme, wie ich hoffe, werd ich dein Herz unverändert finden. Baue einstweilen an unserem Nestchen, damit es recht wohnlich werde.‘

„Das that ich denn redlich, und mit jedem Stich, den meine Nadel that, nähte ich einen Liebesgedanken, nicht selten auch eine Thräne ein. Ach, was sind die Hoffnungen der Menschen! Fast jeden Tag erhielt ich Briefe oder Postkarten. Wenn es nur eine Zeile, vielleicht eilig auf Vorposten geschrieben, war: ‚Es geht gut‘ oder: ‚Gedenke mein!‘ oder: ‚Dein Getreuer‘, fühlt ich mich glücklich. Da auf einmal, als sie vor Metz standen, blieb jede Nachricht aus. Nach einigen Tagen banger Erwartung kam endlich ein Briefchen von der Hand einer Diakonissin: ‚Schwer verwundet.‘ Als ich hineilte, ihn zu pflegen, hatte schon der Tod Hand auf ihn gelegt. Sein Hauptmann übergab mir ein Abschiedswort, das Erwin einem Kameraden vor seinem Ende in die Feder gesagt hatte.“

Sie zog ein Saffiantäschchen, das sie auf der Brust trug, hervor und nahm aus demselben ein vergilbtes, in den Falten brüchiges, hin und wieder von Thränen verlöschtes Brieschen hervor. „Es ist kaum noch zu entziffern,“ sagte sie, „aber hier“ — auf die Stirn deutend — „steht es in Erz gegraben. Lies, lieber Oheim, wenn du kannst. Ich vermag es nicht.“

Der Brief enthielt folgende Worte:

„Es geht zu Ende, liebe Agathe. Mein letzter Gedanke wird bei dir sein voll Dankes, daß du mir so glückliche Tage geschenkt hast. Du bist noch jung und hast gewiß noch ein langes Leben vor dir. Möchtest du Gelegenheit haben, ein neues Band zu knüpfen! möchtest du ein Herz finden, so treu wie das meine, deiner würdiger als ich. Vom Rand der Ewigkeit ruft dir ein Lebewohl! dein Erwin.“

Mit Thränen gab der Professor den Brief zurück und sagte: „Wer so geliebt wurde, liebt nicht wieder.“

„So ist es nicht,“ gab Agathe nach einer Pause zur Antwort. „Auch den tiefsten Schmerz, wenn wir uns ihm nicht weichlich hingeben, lindert die Zeit. Pflichtgetreue, unablässige Thätigkeit ließ nicht zu, daß ich mich in mein Leid einwühlte. Nachdem ich in jähem Übergang von der Braut zur Witwe geworden und Jahre der Trauer vergangen waren, gedachte ich der Mahnung jenes Briefes und verschloß mein Auge den Bewerbern nicht, die mir von verschiedenen Seiten nahten; aber, an Erwin gemessen, konnte mir keiner genügen. So bin ich zweiunddreißig Jahre geworden. Die alte Jungfer begehrt nicht mehr und wird nicht mehr begehrt.“

„Das erste mag richtig sein,“ erwiderte der Professor, „das zweite bestreit ich. Mein eigener Bruder kann als Beweis dienen. Wenn die Fünfzigjährigen noch erglühen —“

„Sprechen wir nicht von solchen Scherzen, lieber Onkel! Vielmehr bitte ich dich jetzt, Mitteilung durch Mitteilung zu erwidern. Du hast es ja auch erfahren, was schmerzliche Trennung heißt, und wenn es nicht allzu bitter ist, die Wunde zu berühren, so laß mich einen Blick in dein Herz thun.“

Palmam tulisti.

Der Professor erwiderte: „Was dir verloren ging, liebes Kind, hattest du eigentlich noch nicht besessen. Es war die Hoffnung, die Anwartschaft, die dich beglückte. Ich aber hatte mein Gut schon heimgebracht und wußte aus Erfahrung, was es wert war. Fünfundzwanzig Jahre alt hatte ich mich mit einem achtzehnjährigen Mädchen verlobt, das mir als das schönste, liebenswürdigste und beste Wesen der Welt erschien. Sie hatte dunkles Haar, das, wenn sie es löste, in vollen Wellen weit über den Rücken fiel, große,

mandelartig geschnittene Augen, die wie schwarze Diamanten blitzten, ein feingeformtes Näschen, das in gerader Linie von der Stirn zum Munde herablief, dazu einen feinen, schöngeschwungenen Mund mit den frischesten, ein wenig gepolsterten Lippen. Beim Sprechen zeigte sie keine Zähne, wohl aber beim Lachen, das silberhell klang, und dann kam eine Reihe regelmäßig geformter Elfenbeinschäufelchen zum Vorschein, die man für künstlich hätte halten sollen, so tadellos erschienen sie. Von edelster Form war auch die Wölbung der Stirn, sowie die scharfgezogenen Augenbrauen. In der Gestaltung des Ohres, des Kinns und der Wangen hatte die Natur mit dem besten Bildhauer gewetteifert. Sie war zu schön, zu gut für einen so geringen Mann, wie ich einer bin."

Er hielt inne, außer stande, weiter zu sprechen, und holte eine Photographie aus einem Fach seines Schreibtisches, die ein zartes, engelhaftes Gesicht zeigte. „Das ist nur ein Schatten von ihr," sagte er, „nur ein Schatten; Raphael hätte sie brauchen können, um eine Madonna zu malen. — Sicher hatte sie auch ihre Mängel," fuhr er nach einer Weile fort, „aber ich sah deren keine. Sie war eher klein als groß, ein schüchternes Täubchen, recht geschaffen, an einem Manne ihre Stütze zu finden. Auch neigte sie sich zu mir, wenn ich sie führte, und nannte sich ein Küchlein, das unter dem Flügel der Glucke Deckung sucht. Wie ein Kind konnte sie vor einem bellenden Hündchen zusammenschrecken; jede Überraschung entriß ihr einen kleinen Schrei. Es war mir ordentlich lieb, daß sie so schüchtern war, weil ich so Gelegenheit hatte, sie zu schirmen und zu schützen.

„Als ich um sie freite," fuhr er tiefseufzend fort, „warnte mich ein befreundeter Arzt, in eine hektische Familie zu heiraten. Jedenfalls, sagte er, müsse ich sie schonen; harte Stöße des Lebens könne sie nicht ertragen. ‚O,' rief ich, ‚ich will sie hüten wie den Apfel meines Auges!'

„Daß sie bisweilen hüstelte, machte mir zwar einige Sorge; aber darum von ihr abzulassen, wäre mir als schwarzer Verrat erschienen.

„Wir heirateten also und machten eine Hochzeitsreise in die Schweiz. Ich wäre lieber mit ihr daheim geblieben oder in eine deutsche Gebirgslandschaft gegangen; aber sie wollte es, sie glaubte sich in der Schweizerluft für die Ehe zu kräftigen. Ich war so thöricht, ihr zu willfahren. Wir gingen von Lauterbrunnen im Berner Oberlande auf die Wengern-Alp, die der Jungfrau gerade gegenüberliegt, nur getrennt durch die enge Schlucht des Trümleten-Thales, in das die Lawinen fallen. Ich hatte ein Maultier für sie genommen, doch sie hatte wenig Lust, Gebrauch davon zu machen. Als der Weg steiler wurde, hob ich sie auf das starke Tier, für das diese Last nicht mehr als ein Sperling war; aber sie klagte, daß sie der Sattel drücke. Vielleicht war es nur ein Vorwand, um gehen zu dürfen; denn sie war trunken von der erhabenen Größe der Alpenwelt, die sie zum erstenmal sah, und wollte nach Laune stehen bleiben, um alles vollauf zu genießen. Da sie, wie ich sagte, klein war, mußte sie einen meiner Schritte mit zweien der ihrigen ausgleichen, und so sehr ich sie schonte und ihren großen Eifer zu zügeln suchte, war sie doch in Schweiß gekommen, als wir die zerstreuten Häuser der Gemeinde Wengen durchschritten. Da oben wehte ein eisiger Wind, der bald in kalten Regen überging.

„Auf der Wengern-Alp brachte ich sie sogleich in ein gewärmtes Bett. Ein zufällig anwesender Arzt unterstützte meine Pflege mit allen Mitteln der Kunst. Umsonst! umsonst! Der Keim der entsetzlichen Krankheit war plötzlich zur Entwickelung gelangt, und ihr Leben war fortan dem Siechtum verfallen."

Der Professor, von grausamen Erinnerungen überwältigt, unterbrach seine Erzählung; dann fuhr er stockend fort:

„Die scharf abgegrenzten roten Wangen, die trüben Augen, die heißen Hände waren für jedermann verständlich, als wir, mit aller Vorsicht reisend, zu Hause

ankamen, und ich konnte ihr nicht einmal all die Erleichterungen, die ich wünschte, verschaffen. Der Arzt wollte, daß sie an die Riviera ginge; aber dahin durfte ich sie meines Amtes wegen nicht begleiten, und sie weigerte sich hartnäckig, in anderer Gesellschaft zu reisen. Ohne mich, sagte sie, würde sie wie ein ans Ufer geworfenes Fischlein sterben. Wir blieben also, und ich mußte das Lämpchen mehr und mehr erlöschen sehen. Aber je mehr ihre Kräfte schwanden, desto gesunder wähnte sie zu sein. Noch am Tage vor ihrem Tode plante sie eine Reise an den Genfer See. Als es dann zu Ende ging und die arme Brust immer schwerer atmete, wußte sie freilich wohl, was ihr bevorstand. Wie rührend dankte sie mir für meine Liebe! ‚Wir haben nur wenige Tage des reinsten, ungetrübtesten Glücks genossen,‘ sagte sie; ‚aber sie wiegen viele Jahre einer Alltagsehe auf. Ach, Oswald, ich hätte nicht krank werden sollen! Es war recht böse von mir, daß ich krank wurde.‘

„Jetzt lag sie still und hielt meine Hand. Von Zeit zu Zeit flüsterte sie: ‚Lebe wohl! Sei so glücklich, als du es noch sein kannst.‘ Plötzlich fühlte ich ein leises Zucken. Tot! tot!“

Oswald hielt inne und deckte sein Gesicht mit beiden Händen. „Die Krankheit,“ fuhr er fort, „hatte sie entstellt, doch sah sie unendlich friedlich aus, nachdem ich ihr die Augen zugedrückt hatte und jedes Schmerzgefühl verschwunden war.“

Er küßte die Photographie zu wiederholten Malen und legte sie dann wieder in den Schreibtisch. „Es sind nun schon einundzwanzig Jahre,“ fuhr er fort, „seitdem ich sie bestattet habe. Die Linde, die ich auf ihr Grab pflanzte, ist ein starker Baum geworden, und ich sitze gern in ihrem Schatten und horche auf das Flüstern in ihren Zweigen, als ob es Liebesworte wären, die sie mir zuruft. Allmählich hat sich mein Schmerz in sanfte Wehmut aufgelöst. Wie bei dir, Agathe, hat sich mein Leid über der Arbeit gelindert. Der Strom des Lebens trägt mich wieder; der Mut ist mir zurückgekehrt, ja ich kann die Laune finden, zu scherzen. Wenn ich dich ansehe, Agathe, stark, gesund und rüstig, wie du bist, so kann ich mich dem Gedanken nicht verschließen, daß der Himmel dir köstliche Eigenschaften gegönnt hat, Eigenschaften, die meinem armen Weibchen versagt waren. Ja, ich möchte es noch einmal wagen, mit einer so tüchtigen Gefährtin wie du ein neues Schifflein zu besteigen und eine zweite Lebensfahrt zu wagen.“

Der Professor war aufgestanden und hatte Agathes Hand in seine beiden Hände gefaßt, indem er sie mit den treuen Augen ehrlichster Freundschaft anschaute. Das Mädchen wehrte ihm nicht, und es dauerte nicht lange, so war der neue Bund durch Kuß und Umarmung besiegelt. In diesem Augenblick trat der Direktor ein. „Bravo!“ rief er, „wie ich sehe, hast du den Vogel abgeschossen. Palmam tulisti, fratercule! Eine so vortreffliche Person wie diese Agathe mußte uns angeheiratet werden. Das wirst du nun persönlich unternehmen. Hercle, du hast den Aal unter den Schlangen hervorgeholt!“

Bei Brautleuten von so gesetztem Alter war es natürlich, daß man mit der Hochzeit nicht zögerte. Nun fand Agathes Aussteuer, die Frau Weber treulich behütet hatte, eine späte Verwendung.

Vor der Hochzeit wurde ausgemacht, daß die Brüder Henioch fortfahren sollten, einen Haushalt zu führen. Dies gewagte Unternehmen schlug vortrefflich aus, da alle drei so gute Menschen waren. Natürlich führte Agathe das Zepter, und die Brüder hatten die Einsicht, willig zu gehorchen.

In der Stadt war man von seiten der Familien, wo sich Töchter und namentlich solche fanden, die den Wonnemonat hinter sich hatten, nicht ganz zufrieden, daß der lange Professor, wenn er sich doch noch beweiben wollte, „von auswärts“ heiratete. Alle aber sprachen ihre Zufriedenheit aus, daß die Junggesellenwirtschaft im Gymnasium ein Ende nahm, besonders auch die Schüler. Hoppe, der gute Zeichner, verfertigte einen großen

Karton in Kreide, worauf das Gymnasium als ein Riesenomnibus dargestellt war. Vorn auf der Deichsel saß der kleine Direktor als Fuhrmann (das ist ja, wie der Leser sich erinnert, die Bedeutung des Namens Henioch) mit einer gewaltigen Peitsche; die vorgespannten acht Pferde hatten die Köpfe der Professoren. Eins derselben stellte einen etwas trägen Lehrer vor, der eben einen Peitschenhieb erhielt. In dem Coupé des Wagens saßen Oswald und Agathe, jener mit einem Alligatorskopfe, zwischen zwei Fingern einen übergroßen Strauß, diese mit einer hohen Blumenkrone aus Astern. Das Innere des langen Wagens füllten die Gymnasiasten in Hemdärmeln mit bunten Mützen und vollen Gläsern, mit denen sie anstießen — natürlich, um das Brautpaar leben zu lassen. Dem Omnibus angehängt war ein mit hohen Kissen gefüllter Kinderwagen, aus dem der verwickelte Kopf des Schuldieners hervorsah mit einem Zettel im Munde, worauf: „Er schwitzt“ zu lesen war.

Natürlich erregte dies Bild bei den Schülern ein unendliches Gaudium. Auch die Lehrer bekamen es zu Gesicht, selbstverständlich in aller Heimlichkeit, und ergötzten sich darüber — alle bis auf einen.

* * *

Vielleicht wünscht der Leser dieser Geschichte, die eigentlich hier endet, noch von dem weiteren Verlauf ein Wort zu vernehmen. Heiraten ist ja weit leichter als eine gute Ehe zu führen; aber auch dies zweite läßt sich von dem Zoologen und seiner Gattin rühmen.

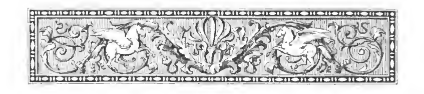
Im September des Jahres 1884 erschien ein kleiner Sprößling, der nach dem Oheim „Pankraz“ genannt wurde. Der Direktor erzählte überall: „Wir haben ein Kind bekommen, ein Prachtexemplar von einem Jungen,“ und machte sofort ein Testament zu dessen gunsten.

Es war ein rührender Anblick, wie er bei der Taufe „das Fuhrmännchen“, denn so hieß der Kleine bei den Schülern, zärtlich betrachtete und als Pate leise auf und nieder bewegte, um ihn ruhig zu erhalten.

Ein kleiner Zwiespalt entstand zwischen Agathe und ihrem Schwager. Jene wollte, daß das schreiende Kind nicht aus seinem Bettchen genommen würde; dieser holte es heimlich heraus, ging tänzelnd mit ihm auf und nieder, um, wie er sagte, die abgeschaffte Wiege zu ersetzen, und puffte es aus seiner Cigarre an.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß das Leben der Brüder Henioch durch die Erscheinung Pankraz' des Jüngeren eine große Bereicherung erfahren hat. Der gute Direktor kann sich in seiner Zerstreuung auf Augenblicke einbilden, daß er der Vater sei. Wenn er von Agathe spricht, sagt er einmal: „Meines Bruders Frau“, das andere Mal: „Unsere Frau“.





Heinrich Laube.

Von
Adolf Stern.

Heinrich Laubes persönliche Erscheinung gehört zu meinen Knabenerinnerungen. Längst, ehe ich eine Zeile von dem vielgenannten Schriftsteller gelesen hatte, geschweige denn zu einem Urteil über Wesen und Stellung Laubes in der Litteratur gelangt war, kannte ich die stattlich männliche, in ihrem äußerlichen Auftreten dem jugendlichen Sinne gewaltig imponierende Erscheinung des Poeten. Im alten Leipzig lag zwischen der Zeitzer- und Windmühlenstraße ein heute bis auf den letzten Rest in Straßen und Häuser verwandeltes ausgedehntes Gartengrundstück, in welchem ein großes herrschaftlich gehaltenes Wohnhaus und verschiedene kleine Nebenhäuser weite Zier- und Grasgärten zur Seite und hinter sich hatten. Das Haus und der ganze Komplex hießen im Volksmunde das „Storchnest". Hier wohnte Heinrich Laube mehrere Jahre lang, und in die Erinnerungen an Sommerabende und freie Sonnabendnachmittage, an denen wir Schüler in den Gärten des Storchnestes unser Wesen trieben und die eben gelesenen Indianerromane Coopers in Scene zu setzen suchten, tritt die breitschulterige Gestalt, das klug energische, vom Bart umrahmte Gesicht des Mannes, der schon durch seine ungewöhnliche Tracht unser vollstes Interesse erregte. Denn kurze bauschärmelige Mäntel, breitkrempige Hüte und Röcke bald von altdeutschem, bald von polnischem Schnitt waren zu Ausgang der vierziger Jahre viel auffälliger als heute und leuchteten unserer Phantasie durchaus ein. Wußten wir Laubes Streben und Leisten nicht zu würdigen und hegten wir überhaupt von seinem Thun und Treiben eine sehr undeutliche Vorstellung, so begriffen und vernahmen wir doch, daß wir eine ungewöhnliche Existenz und eine anziehende Persönlichkeit vor uns hatten. Und die „Karlsschüler", welche 1847 in dem damals sehr guten Leipziger Stadttheater gegeben wurden und die wir aufführen sahen, öffneten auch uns Knaben in beinahe blendender Weise die Augen über die Bedeutung des Mannes aus dem Storchnest.

Ruft sich der Verfasser dieser Zeilen heute diese Jugenderinnerungen zurück, so wird ihm klar, daß Heinrich Laube, welcher erst in den jüngsten Tagen aus der Reihe der Lebenden und Wirkenden geschieden ist, schier zwei Menschenalter des Schaffens nach seiner Art vergönnt gewesen sind. Laube war eine von jenen lebensdurstigen und arbeitsmutigen Naturen, an denen unsere moderne Litteratur wenn nicht arm, so doch nicht überreich ist. Als er vor wenigen Jahren seine „Erinnerungen" mit dem zweiten, die Jahre von 1841 bis 1881 umfassenden Teile abschloß, da war wohl in der flüchtig-skizzenhaften Art dieses zweiten Teiles und in gewissen geschwätzigen Wiederholungen des schon Gesagten eine leise Einwirkung

des Alters zu spüren. Aber dicht daneben empfand man in der Energie der Charakteristiken, in den derben, unerschrocken zugreifenden, gelegentlich burschikosen Urteilen die Fortdauer jugendlichen Sinnes. Und der Schriftsteller war so wenig lebensmüd, daß er am Schlusse seines Buches ausrufen konnte: „Im fünfundsiebzigsten Lebensjahre stehend, habe ich nicht mehr lange zu leben und werde kaum noch Bemerkenswertes erleben. Daß ich als zweifelvoller Kandidat der Theologie ein öffentliches Leben angefangen habe und als illusionsarmer Theaterdirektor in die Einsamkeit zurücktrete, das hat meine Seelenruhe nicht gestört, sondern bereichert. Wir sind zum Arbeiten da und sind dazu bestimmt, uns abzunutzen. — Ob ich wieder anfangen möchte, wenn mir fröhliche Götter eine neue Jugend schenkten? O ja!"

Gewiß ein Wort, das wenige Menschen und noch weniger Männer der Öffentlichkeit und der Feder unter gleichen Umständen mit Wahrheit aussprechen könnten. Bei Laube schloß es volle Wahrheit ein; er trug sich noch im achtundsiebzigsten Jahre mit Plänen und frischen Hoffnungen, seine Teilnahme für Menschen und Dinge war wenig gemindert, und man darf glauben, daß er, sofern andere Leute Lust bezeigt hätten, ihn noch einmal an die Spitze des Wiener Hofburgtheaters zu stellen, fest zugegriffen und sich mit dem Gedanken ans Werk gemacht haben würde, daß man auch in wenigen Jahren gar viel Gutes wirken könne. Solche Lebensfrische setzt immer eine ungewöhnlich kräftige Natur voraus, und das Geheimnis der Laubeschen Erfolge in Kunst und Leben beruhte zum guten Teil darauf, daß diese kräftige Natur sich in allen Lagen, Wechselfällen, wie bei allen Vorsätzen und Thaten eines eigentümlichen Schriftstellerdaseins bewährte. Mit Laube ist der letzte Autor des „Jungen Deutschland" im engeren Sinne aus unserer Mitte geschieden; und doch, wie unzureichend würde eine Schilderung dieses Lebens und Werdens sein, die Laube nur als Jungdeutschen auffassen und seine besondere ganz individuelle Entwickelung außer Augen lassen wollte!

Heinrich Laube war als der Sohn eines kleinstädtischen Baumeisters am 18. September 1806 zu Sprottau in Schlesien geboren. Seine Kindheit fiel also in die Zeit der napoleonischen Kriege; die frühesten Erinnerungen, welche er aufzuzeichnen vermochte, gelten den Eindrücken jener Jahre. Reiter, die zur Nachtzeit in weißen Mänteln über den Markt von Sprottau der großen, nach Rußland hineinflutenden französischen Armee zuziehen, ein Gefecht zwischen Kosaken und französischen Chasseurs, die lange Einquartierung der französischen Truppen in seinem Heimatstädtchen während des Waffenstillstandes im Juli 1813, der Transport der französischen Gefangenen aus der in nächster Nähe geschlagenen Schlacht an der Katzbach — das alles waren Bilder, die sich mit großer Deutlichkeit dem jugendlichen Sinn einprägten und die Laube sechzig Jahre später noch lebendig wieder aufzufrischen vermochte. Die weiteren Jugendjahre des begabten Knaben standen unter den Nachwirkungen der Kriegsperiode. Es ist den heute Lebenden schwer, wenn nicht geradezu unmöglich, sich einen Begriff von der Armut, der Enge der Verhältnisse und der Sinnesweise zu machen, welche im zweiten und dritten Jahrzehnt in den kleinen deutschen Städten herrschten. Der Friede heilte nur langsam die durch den Krieg geschlagenen Wunden; Tausende, die in den Elendsjahren herabgekommen waren, vermochten sich mit aller Thätigkeit und allem Fleiß doch nie wieder recht emporzuheben. Ähnliche Verhältnisse herrschten in Laubes Familie. Der Knabe hatte bis zum vierzehnten Lebensjahre die in ihrer Weise gute Stadtschule zu Sprottau besucht. „Wenn er konfirmiert ist, dann geht es mit dem Knaben ernstlich an den Lebensberuf," erzählt er in seinen „Erinnerungen". „Das Baufach blieb für mich im Vordergrunde. Ich war darin durch allerlei Praxis bei den Bauten des Vaters vorgeübt, und es

sollte nun an theoretische Bildung gehen; ich sollte zunächst auf ein Gymnasium. Cousin Fritz war schon lange auf diesem Wege voraus; er war schon in der obersten Klasse des Gymnasiums zu Glogau, und dahin sollte ich auch. Er wollte von da auf die Universität. Davon war bei mir nicht die Rede, dafür reichten die Geldmittel nicht. Nach den Franzosenkriegen waren lange Jahre der Verarmung eingekehrt; meine Eltern waren nicht im stande, Geld für mich auszugeben. Allwöchentlich ein Säckchen Kartoffeln und etwas Speck war für mich in Aussicht, übrigens sollte ich mich selber ernähren. Der gute Schulunterricht unserer Bürgerschule sollte mich dahin gebracht haben, nun selbst Unterricht in Elementarien zu geben. Und außer diesem Erwerb wurde auf sogenannte ‚Tische' für die Ernährung des hungrigen Burschen gerechnet. Tisch bedeutete den Mittagstisch, welcher in wohlwollenden Familien gedeckt wurde für einen armen fleißigen Schüler."

So bezog der junge Laube das Gymnasium des nahegelegenen Großglogau. Er nahm Abschied „von der Heimat, von allen Gassen und Häusern, von Feld und Wald. Feld und Wald sind in der kleinen Stadt nahe und wichtig; man wächst zur Hälfte auf wie auf dem Lande. Die Eltern besaßen Äcker, der nahe Großvater ein Bauerngut; man nahm teil an der Aussaat, am Einernten, am Dreschen und Mahlen, am Holzschlagen draußen im unermeßlichen Walde. Man hütete das Kartoffelfeld oder das Obst im Obstgarten, man ritt die ungesattelten Pferde auf die Weide oder in die Schwemme, man lernte im Bober schwimmen, man suchte Edelsteine auf den Sandbänken und sammelte Jaspisarten, sammelte Vogeleier, hielt sich Kaninchen und Tauben." Mit allen diesen Herrlichkeiten war es in der eng umschlossenen Festungsstadt vorüber, der Gegensatz des neuen zum alten Leben machte sich in nachdrücklicher Weise fühlbar und erfüllte den Knaben zunächst mit Mißmut. Laube behielt sein ganzes Leben hindurch eine entschiedene Vorliebe für den freien Lebensgenuß in Wald und Feld, ward später ein leidenschaftlicher Reiter und Jäger, ein unermüdlicher Plauderer und Gesellschafter, und die Vorbedingung aller seiner litterarischen Thätigkeit blieb es, daß er rasch produzierte. Zu bloßem Sitzen hinter dem Studiertisch war er nicht angelegt, und seine Gymnasialjahre erschienen ihm daher „wie fünf Jahre Festungsstrafe". „Elf Stunden sicherer Zimmerarrest. Zu alledem wenig Licht, wenig Luft, aber tägliche Nahrungssorge!" Er mußte es als ein besonderes Glück preisen, daß er in einer wohlhabenden Familie Zutritt fand, in der man neue Bücher kaufte, die gebräuchlichen Journale der Zeit, vom Cottaschen „Morgenblatt" bis zur Hellschen „Abendzeitung", hielt, einen lebhaften und munteren Verkehr mit den Honoratioren des Städtchens und der Umgegend pflegte und so seinen innersten Regungen entgegenkam. Im letzten Schuljahr ging er, schon beinahe auf sich allein gestellt, auf das Gymnasium zu Schweidnitz über, das näher am Gebirge gelegen war. „Man kam rasch hinaus ins Freie, und dieses Freie hatte Hügel und Berge. So siedelte ich über und kam in eine ganz andere Welt. Die heitere schlesische Natur herrschte hier, und auch die Wissenschaft hatte ein fröhlicheres Gesicht."

Der Aufenthalt zu Schweidnitz währte übrigens nur kurze Zeit, Laube wurde für reif zur Universität erklärt. Denn die Baumeisterpläne waren bereits aufgegeben, es hatte sich rasch herausgestellt, daß er so gut wie keine Begabung für die Mathematik besitze. Dazu gesellte sich die Unlust an einem Fache, bei dem auch der Vater auf keinen grünen Zweig kam, und die allgemeine Neigung der Zeit zum „Studium", das eine künftige Staatsanstellung verhieß. „Im Grunde klammerte sich alles an den Staat," sagt Laube in seinen „Erinnerungen" vollkommen zutreffend. „Eine Anstellung, die mit dem Staate zusammenhing, wurde gesucht, nur eine solche; jede freie Thätigkeit, welche lediglich auf selbständige Kraft angewiesen

blieb, galt für abenteuerlich, ja für verdächtig."

Mit dieser Gesinnung und Lebensanschauung stand es denn nun freilich in Widerspruch, daß Laube, als er im Frühling 1826 zum Studium der Theologie die Universität Halle bezog, seine erste Frage sein ließ: „Wo wohnt die Burschenschaft?" Sie wohnte damals bekanntlich sehr unbequem, sie war aufgelöst und verfolgt, aber bestand in der Form von „Kränzchen" weiter; man trug Schwarz und Rot und erkannte daran hinreichend die gemeinsame Sehnsucht nach dem „Gold", welches man dem Verbot geopfert hatte. Laube war durch Verwandte und Schulfreunde, welche der Burschenschaft angehörten, schon auf dem Gymnasium für dieselbe begeistert und geworben worden. Er gesteht ehrlich ein, daß er sich um ihre politischen Ideale nicht allzuviel kümmerte. Aber der Zusammenhang mit Hunderten von tüchtigen Jünglingen, der Reiz des Verbotenen, des offenen Geheimnisses zog ihn wie so viele andere mächtig an. Zu seinen theologischen Studien brachte er eine sehr mäßige Neigung mit; er studierte Theologie, weil dies hergebrachtermaßen alle armen Teufel thaten, und unter den armen Teufeln konnte er wahrlich noch einen Vorrang in Anspruch nehmen. „Ich besaß geradezu gar nichts. Durch Unterrichtgeben hatte ich mich die Gymnasialzeit hindurch erhalten, und für die Universität rechnete ich auf ein kleines Stipendium von meiner Vaterstadt Sprottau. Sie hatte mir's auch bewilligt, und ich erwartete es in Halle. Statt seiner kam ein Brief meines Vaters mit dem Nachweise, daß die Familie die erste Jahressumme absolut gebraucht habe; ich hätte mich ja immer selbst durchgebracht und würde dies jetzt in erhöhter Stellung noch leichter zuwege bringen als sonst. In erhöhter Stellung! Darin lag der schwere Irrtum, welcher mich anderthalb Jahre lang oft zum Hungerleiden verurteilt hat. Nicht um die Welt hätte ich als Student wieder Unterrichtstunden gesucht!"

Die Ader der Lebenslust sprang voll und brausend bei dem armen jungen Theologen auf. Ein Mitstudent Puchstein bot dem gänzlich Unbemittelten Wohnung, Brot und Tabak an, und lieber wollte Laube sich mit dieser dürftigsten Unterlage seines Lebens begnügen, als von Lehrstunde zu Lehrstunde traben. Eine Zubuße zu seinem dürftigen Mahl erwarb er durch seine außerordentliche Fertigkeit im Billardspielen. Die Fachkollegien (Brotkollegien nennt sie Laube) wurden zur Not absolviert, aber von der Mittagszeit an „wurde man Studiosus im burschikosen Sinne des Wortes: man ging zu Tische, man ging auf den Fechtboden, man ging auf die Kneipe, man lebte." Namentlich der Fechtboden that es dem schlesischen Burschen an, er ward einer der eifrigsten und gewandtesten Schläger, das „Klirren und Trampeln war ihm prächtige Musik". Zu diesem Genuß des Tages gesellten sich Ausflüge und längere Ferienwanderungen. Trug er selbst nichts in den Taschen, so besaß er wohlhabende Freunde; der altstudentische Kommunismus, der jetzt zur verklungenen Sage geworden ist, scheint bei der Halleschen Burschenschaft der zwanziger Jahre noch in voller Blüte gestanden zu haben. So wanderte denn auch Laube mit seinen Kommilitonen durch Thüringen, nach Kassel, Göttingen und durch den Harz nach Halle zurück. „Wie aber wanderten wir!" ruft er in froher Erinnerung jener Tage aus. „Wie Götter! Das will sagen: unsere Brust war so voll von Zuversicht, daß uns die ganze Welt gehörte, daß wir uns alles erlauben durften, daß wir eben in des Wortes vollster Bedeutung Studenten wären, die privilegierten Herren der Welt." Die erste Dämpfung erfuhr der jugendliche Übermut durch eine längere Karzerhaft im Winter von 1826 zu 1827. Als „der Burschenschaft verdächtig" wurde Laube von dem Universitätsrichter vernommen, als „verdächtig" nach sechs Wochen wieder entlassen. Diese erste Erfahrung bewirkte wenigstens, daß er die Hochschule zu wechseln beschloß und im Herbst 1827

nach Breslau ging. Zuvor galt es, einen Besuch im Heimatstädtchen abzustatten. Die Ungeduld der Mutter, welche nicht zeitig genug eine Predigt des Sohnes hören zu können meinte, drängte den Studenten von drei Semestern auf die Kanzel einer Dorfkirche. Diese Probepredigt legte ihm Betrachtungen über sein Verhältnis zum Glauben und zur gesamten Theologie nahe. „Ich ahnte unklar, daß dieses Verhältnis ein Mißverhältnis wäre. Und doch sah ich mich vergeblich um in allen Winkeln der Welt, ob und wo für mich eine ersprießliche Laufbahn zu finden wäre. Ich sah keine.“ In solcher Ratlosigkeit nahm er nicht seine Studien, aber doch sein Studentenleben in Breslau wieder auf. Er ward hier tief in bedenkliche Händel und ein ziemlich wüstes Treiben verstrickt. „Wenn das Ziel fehlt, dann wird man melancholisch oder liederlich; ich wurde liederlich.“ Der Ruf Laubes als unerschrockener Raufbold verschaffte ihm Fechtstunden und diese das nötige Geld zu dem lockeren Leben, bei dem die drei bedenklichen W: Wein, Weiber und Würfel, ihre Rollen spielten. Am Ende ward Laube die Stelle des akademischen Fechtmeisters angetragen; man scheint gemeint zu haben, daß dies der natürliche Abschluß für ihn sei. Die Versuchung war keine geringe; „eine Summe, welche den stärksten Studentenwechsel verdreifachte und welche auch bei gelingendem Brotstudium nur im Alter erreicht ward“, stand als Gehalt in Aussicht. In Laube aber regte sich ein Bedenken, ein anderes Selbstgefühl und „ein litterarisches Gewissen“. „Ich selbst, eigentlich immerfort arm wie eine Kirchenmaus, holte wohl tief Atem bei der Betrachtung, daß nun die ewige Sorge um das tägliche Bedürfnis erledigt sei; aber in Wahrheit erschien mir die Sache doch wie ein Romankapitel, welches man überschlagen müsse, um an etwas Erquicklicheres zu gelangen in der Erzählung von Lebensschicksalen.“

Laube ward nicht Fechtmeister und begann kurz darauf seine litterarische Laufbahn. Er scheint auf der Schule und in den ersten Studentenjahren, in denen so viele sich lyrisch versuchen, keinerlei besonderes Gewicht auf seine Fähigkeit, „bei verliebter Gelegenheit alltägliche Gedichte zu machen“, gelegt zu haben. Von größeren litterarischen Plänen und litterarischen Interessen war vollends keine Rede gewesen, seine studentischen Ideale lagen nach ganz anderer Richtung. Mehr durch einen Zufall als durch eigene Wahl geriet er am Ende seines dritten Studienjahres in ein Kränzchen poetischer und poetisierender Kommilitonen. Er entdeckte rasch genug Fähigkeiten gleicher Art in sich. Er fühlte sich nicht nur zu Dichtungsversuchen, sondern auch zu wissenschaftlichen Studien angeregt. Die Verbindung mit Schriftstellern von Beruf und die mit dem Theater ließ nicht lange auf sich warten.

Breslau hatte damals, zu Ausgang der zwanziger Jahre, ein sehr reges litterarisches Leben, aus dem viele Einzelheiten, namentlich durch Holteis „Vierzig Jahre“, dem deutschen Publikum später nahe gebracht wurden. Im Mittelpunkt dieses Lebens stand die originelle Gestalt des Lustspieldichters und Journalisten Karl Schall, des dicken Herausgebers der „Breslauer Zeitung“. Laube gewann die gute Meinung des erfahrenen, vielseitig gebildeten Mannes durch die entschlossene Selbstkritik, die er einer Jugendproduktion, dem Trauerspiel „Gustav Adolf“, gegenüber an den Tag legte. Besagte Tragödie ward in Jamben nach dem äußerlichsten Schillerschen Muster in kurzer Frist gedichtet und dem Heldenspieler Wilhelm Kunst auf den Leib zurechtgeschnitten worden. Ein lärmender Theatererfolg täuschte den jugendlichen Verfasser nicht über die Hohlheit seiner Gestalten und ihres Pathos. In dieser kritischen Stimmung gegen sich selbst begann er Theaterkritiken für Schalls Zeitung zu schreiben. Daß dieselben jugendlich unreif und gelegentlich vorlaut waren, verschlug wenig in einer Zeit, wo der Dilettantismus in der Litteratur gleichsam vollbürtig neben der wirklichen Leistung stand. Und immerhin hatte Laube seinen

eigenen Standpunkt. Das realistische Element seiner Natur machte schon damals Front gegen die falsche Romantik, welche die belletristische Litteratur der Restaurationsperiode mehr anhauchte als durchdrang, Front gegen die blaßen Nachbildungen fremder Muster, Front aber auch gegen alle höchsten Ansprüche an die Dichtung, gegen den hochfliegenden Idealismus der deutschen Natur. Nichts ist charakteristischer für die künftige Entwickelung Laubes, als daß er schon zu dieser Zeit dem Goetheschen „Clavigo“ den Vorzug vor größeren und tieferen Werken des Dichters gab, nur weil „Clavigo“ ein tüchtiges Bühnenstück, durchaus brauchbar für das reale Theater ist.

Diese erste Schriftstellerherrlichkeit währte etwa zwei Jahre. Laube versuchte sich als Balladendichter und Erzähler, er schrieb für den Schauspieler Just eine Posse: „Niccolo Zaganini, der große Virtuos“, in der die dämonische Erscheinung des Geigerfürsten Paganini parodiert auf die Scene gebracht wurde, er fuhr fort, sein kritisches Licht in beiden Breslauer Zeitungen leuchten zu lassen. Aber er meinte doch zu spüren, daß eine eigentliche Schriftstellerlaufbahn bedenklich sei. „Je intimer ich mit litterarischer Welt bekannt geworden war, desto deutlicher sah ich ein, wie viel mir fehlte. In erster Linie Talent. Erfindung, freie starke Erfindung, meinte ich, ist das Grundkennzeichen litterarischen Talents, und dies Grundkennzeichen konnte ich mir nicht zusprechen.“

So folgte denn eine Episode, während welcher Laube in zwei Hauslehrerstellungen auf schlesischen Gütern den Versuch machte, in die verlassene theologische Laufbahn wieder einzulenken. Karl Schall versicherte ihm unumwunden, daß er ein Esel sei und die Existenz als Erzieher nicht vier Wochen aushalten werde. Mit der Lebenskunst indes, die sich bei ihm mehr und mehr entwickelte, gewann der Litterat, der nun wieder Kandidat hieß, den neuen Verhältnissen Reize genug ab. Zur Ausführung seiner theologischen Examenarbeiten kam er freilich nicht, und Konsistorialrat David Schulz hatte sich umsonst darauf gefreut, daß man einen Kandidaten, der Theaterstücke schrieb, zwar nicht zurückweisen, aber besonders scharf vornehmen werde. Die Hauslehrerzeit Laubes begann im Sommer 1830, unmittelbar nachdem ihm die französische Julirevolution politische Interessen eingeflößt, die von den Träumen der Burschenzeit weit abwichen. Im Dezember 1830 brach die polnische Revolution aus, deren Scenen und Kämpfe sich unmittelbar jenseits der schlesischen Grenze abspielten. Der jugendliche Enthusiast fing Feuer, begeisterte sich zuerst für den Liberalismus im allgemeinen, sodann für die kämpfenden Polen und war, ehe er sich's versah, wieder mitten in der kaum verlassenen Schriftstellerei drinnen. Er verfaßte ein „Memoire“ für die polnische Sache zum großen Teil nach Mitteilungen, die ihm von einem Beteiligten gemacht wurden. Er verfolgte den Gang der Dinge, der seit der Schlacht von Ostrolenka stets bedenklicher ward, wie im Fieber. Er disputierte am Tische seines Prinzipals, eines schlesischen Gutsbesitzers von speeifisch preußischer Loyalität, heftig über die Tagesfragen. Er sandte sein polnisches Memoire an Hoffmann und Campe in Hamburg zum Druck und studierte alle Berichte aus Paris mit leidenschaftlichem Eifer. Es war ihm klar, daß er kein schlesischer Landpfarrer werden würde, aber minder klar, wozu er sonst tauge. Eine Art Apostel, „ein Privatapostel, der predigt und handelt“, schwebte ihm dunkel vor, und der Saint-Simonismus, welcher von Enfantin und seinen Genossen von Paris her verkündigt wurde, schien ihm eine Lehre, die wert sei, aus der Quelle geschöpft zu werden. Er setzte sich vor, nach Paris zu gehen und dort den Saint-Simonismus zu studieren. Einstweilen aber wallte er in Leipzig mit dem polnischen Buche und irgend einem, das ihm sonst einfiele, die Mittel erwerben für die Pariser Reise. „Ich packte meinen Koffer, ich nahm Abschied, ich bestellte einen Platz

auf der Schnellpost — denn diese war damals noch das eiligste Mittel der Beförderung —, ich war eigensinnig und hartnäckig wie ein Stier, und es verfing gar nicht bei mir, daß ich alle meine Freunde die Köpfe schütteln sah. — Der Postillon blies, und fort ging's. Es war ungefähr so, wie wenn man in ein Boot steigt und sich vom Winde hinaustreiben läßt ins unermeßliche Meer, hoffend, man werde draußen auf hohem Meere wohl diesem oder jenem nützlichen Dinge begegnen. Es war ein Studentenstreich in größerem Stile."

Und doch schien der Studentenstreich über Erwarten gelingen zu wollen. Laube nahm sein erstes Standquartier in Leipzig. Er fand hier liberale Gesinnungsgenossen in Hülle und Fülle, fand unternehmende junge Verleger, die seine umgearbeitete Schrift über Polen unter dem anspruchsvollen Titel „Das neue Jahrhundert" (Erster Teil: Polen) in die Welt schickten, fand gute Freunde, welche an der burschikosen Frische, dem Lehr- und Sprechtalent, dem sicheren Tone Laubes großes Wohlgefallen fanden und ihm eine glänzende Zukunft verhießen, während er selbst noch beträchtlich an sich zweifelte. Er schrieb mehr aus alter Gewohnheit als aus besonderer Lust ein paar Theaterkritiken, und diese Kritiken lenkten die Aufmerksamkeit des Buchhändlers Leopold Voß, des Besitzers der „Zeitung für die elegante Welt", auf ihn. Die „Zeitung für die elegante Welt" war eines der anerkanntesten und beliebtesten belletristischen Blätter der Restaurationsperiode gewesen, aber unter der Leitung eines Hofrat Methusalem Müller ziemlich langweilig geworden. Neujahr 1833 übernahm Heinrich Laube, der seit dem vorhergehenden Sommer in Leipzig gewesen war und inzwischen die erste seiner später historisch gewordenen Karlsbader Badekuren durchgemacht hatte, die Redaktion des Blattes, um demselben einen neuen Aufschwung zu geben. Er hatte inzwischen auch eine Art Roman in Briefen geschrieben, dem er den volltönenden Titel „Das junge Europa" gab und mit welchem er recht eigentlich in die Reihe der Schriftsteller eintrat, welche man nachmals das „Junge Deutschland" benannte. Der Alarmruf, welcher von dieser Gruppe ausging, lautete übertrieben und unwahr genug, daß die große Litteratur, die Goethe und Schiller, die Heinrich von Kleist und Hölderlin, die noch jüngst einen Uhland und Platen hervorgebracht, unfrei und unzeitgemäß sei. Mit einer Auseinandersetzung wie die nachstehende: „Voß' Spießbürgerlichkeit, Matthissons kränklich-weinerliches Wesen, Schlegels geziertes Reifrockspringen, selbst Schillers bestechendes Ablösen von der Wirklichkeit mußten angegriffen, es mußte der Schein einer neuen Barbarei gewagt werden, um eine neue Klassik vorzubereiten," war hinterdrein das Gebaren der neuen Schule nicht zu rechtfertigen. Eine viel bessere Entschuldigung lag in dem Bedürfnis der Zeit nach freieren politischen Formen, nach politischer Bildung — einem Bedürfnis, dem alles und um jeden Preis dienstbar gemacht werden sollte. „Mit Dreistigkeit wurde alles getadelt," charakterisiert Laube selbst in den „Erinnerungen" seine damalige Schriftstellerei. „Meine Jugend drängte sich dabei warmblütig hervor, und was als Bemerkung von Wert sein mochte, das machte den herausfordernden Anspruch auf ein System. Das Recht der Sinnlichkeit, in den Künsten von unbestreitbarer Wichtigkeit, wurde wohl stark betont und auch als sociale Spekulation unverzagt behandelt. Die Saint-Simonisten in socialer Frage, Heinse in litterarischer Form hatten mir die Anregung erzeugt, und das Sociale wurde mir ziemlich unklar vermischt mit dem Künstlerischen. 1833 war von alledem nur die Knospe sichtbar, und die von politischem Leben durchdrungene Litteratur war die Hauptsache; Kritik, welche sich schöpferisch gebärdete und in Wahrheit auch schöpferisch sein wollte, war die Parole."

Laube hätte diesem Eingeständnis noch manches hinzufügen können und müssen. Die vom politischen Leben durchdrungene Litteratur schöpfte ihren Liberalismus und

alle ihre Zukunftsverkündigungen ausschließlich aus französischer Quelle. Die Träume des alten Burschenschafters, mit ihnen aber auch jede Pietät für die Heimat und heimatliche Institutionen, mit ihnen auch die Zuversicht, daß sich Deutschland aus eigener Kraft und auf eigenem Wege entwickeln werde, waren beiseite geworfen. Laube schloß sich dieser ganzen Bekenntnis, daß er keinen eigentlichen Beruf zum politischen Publicisten im engeren Sinne habe. So ward ihm die „litterarische Kunst“ wichtiger und interessanter; er las „mit unbeschreiblichem Gewinn und dem Genuß eines Studierenden“ die Klassiker, die er bis hierher gering geschätzt hatte, ohne sie zu kennen. Er hoffte durch größere Reisen die Lücken seiner Bildung



Heinrich Laube.

wegung mit der Zuversicht an, welche seinem Wesen zu allen Zeiten eigen war. Gleichwohl lehrt ein Blick in die von ihm redigierte Zeitschrift, daß er selbst damals das Bedürfnis empfand, sich nicht bloß an die prophetische Zuversicht auf eine außerordentliche Zukunft, sondern auf gewisse reale Mächte zu stützen. Die tägliche Berührung mit Fr. List, dem großen Nationalökonomen, welche an der fröhlichen und geistig belebten Mittagstafel des Hotel de Bavière stattfand, brachte ihn zur Erzu ergänzen und ging deshalb im Sommer 1833 durch Süddeutschland nach Oberitalien, über Wien und Prag nach Leipzig zurück. Dies ist dieselbe Reise, welche Gutzkow in den „Rückblicken auf mein Leben“ in so krankhaft gereizter, verstimmter, von sichtlichem Übelwollen gegen seinen Reisegefährten Laube erfüllten Weise geschildert hat. Prüft man unbefangen die Berichte beider Genossen, so weiß man wenigstens sicher, daß Laube von der Reise frischeren Genuß gehabt und das

bessere Resultat heimgetragen habe. Denn die Reise hatte ihn in der Erkenntnis befestigt, daß er bisher irregegangen, daß der Trieb, „Fabeln zu erfinden, zu komponieren", mächtiger und echter in ihm sei als alles Aposteltum. Er setzte sich in Leipzig wieder nieder, redigierte seine „Elegante" und begann jene „Reisenovellen" zu schreiben, die mit allen ihren schreienden Mängeln und unerfreulichen Momenten doch ein Fortschritt gegenüber dem „Neuen Jahrhundert" und dem „Jungen Europa" waren. Der Fähigkeit, zu erzählen, ward Laube bei der Niederschrift dieser Novellen inne, obwohl sie Novellen im künstlerischen Sinne, vollbürtige und poetisch vollwertige Erzählungen nicht wurden. Ganz im Sinne des Jungen Deutschland stand die Schilderung von Land und Leuten, die Wiedergabe von Beobachtungen, das Raisonnement über Zustände dicht neben den Anläufen zur wirklichen Vorführung eines Erlebnisses, eines Abenteuers. Die Lyrik in Prosa, zu welcher die Heineschen „Reisebilder" den ersten Ton angeschlagen hatten, spielte gleichfalls in Laubes „Reisenovellen" herein. Gutzkow verurteilte aufs bitterste diese ganze Manier. „Mit einer Sündflut von Renommisterei wurde man fortgeschwemmt. Liebesabenteuer rechts und links, im Postwagen, in der Passagierstube, im Bad, in der Kirche, auf der Straße, in Winkeln, überall Liebe; Liebe mit den Fingerspitzen, Liebe mit den Knien, Liebe im Schlaf, Liebe in Haarwickeln, Liebe in Schlesien, Dessau, Braunschweig, Leipzig, Karlsbad, Teplitz, München, Tirol, Italien, Steiermark, Wien, Prag, Liebe überall, aber nur für einen! Für H. Laube! Die Novellen, Skizzen und Romane drehen sich alle um dieselben Angeln; die Frauenbilder, meist üppige, kokette, den Männern sich anbietende Gestalten gleichen sich zum Verwechseln. Es ist nicht ungerecht, daß ich Laube einen goethisierenden Clauren genannt habe." Gewiß erwies das grimmige Urteil den kritischen Blick und Scharfsinn Gutzkows. Deutlich fühlte er heraus, daß Laubes robuste Lebenslust und sein schlesischer Optimismus mit seinen, Gutzkows, Idealen gar nichts Gemeinsames hatten. Ebenso sicher empfand er, daß Laubes Naturell zum Anschluß an die Forderungen und Wünsche einer gewissen Durchschnittsbildung drängte, daß der Verfasser der „Reisenovellen" schon jetzt den Instinkt für die Aufnahme jener Elemente und Effekte zeigte, die auf das Publikum immer Wirkung gethan haben und bei Clauren allerdings in besonders schlechter Mischung erschienen waren. Er übersah jedoch, daß bei aller Unzulänglichkeit der Handlung, der Silhouette in diesen „Reisenovellen" doch der Drang zu einer solchen erwacht war, daß der kecke und, wenn man will, renommistische Vortragston dieser Novellen der gespreizten Geistreichigkeit und reflektierten Tendenz weit vorgezogen werden mußte.

Tendenzfrei waren übrigens auch die „Reisenovellen" keineswegs. Und während sich der Autor dem Glücke überließ, ein Vermögen in sich zu entdecken, „welches ganz unabhängig wäre von der Gunst oder Ungunst des Tages", zogen die Wetter über ihm herauf, welche die nächsten Jahre seines Lebens begleiten sollten. Die preußische Regierung beantragte im Frühjahr 1834 die Ausweisung des „liberalen Litteraten" aus dem Königreich Sachsen, und die sächsische hatte keine Veranlassung, diese freundnachbarliche Gefälligkeit zu verweigern. Laube schien kaum ein anderer Ausweg zu bleiben, als wie so viele deutsche Schriftsteller seiner Vergangenheit und seiner Richtung nach der Schweiz oder nach Frankreich zu gehen. Ihm aber graute vor dem Leben eines Schüblings und Flüchtlings, und er beschloß daher, den Stier bei den Hörnern zu packen und in Berlin anzufragen, was er verbrochen habe.

Während dieses ersten Aufenthaltes in der preußischen Hauptstadt machte er die wichtige Bekanntschaft Varnhagens von Ense, welcher damals schon eine gute Reihe von Jahren als zurückgestellter und im Innersten verbitterter Diplomat in Berlin lebte. Die überlegene Bildung

dieses problematischen Mannes kam dem jungen Autor im weiteren Verkehr unzweifelhaft zu gute. Einstweilen konnte sie ihn natürlich nicht vor den Folgen seiner Vergangenheit, der burschenschaftlichen wie der liberal-litterarischen, schützen. Die ängstliche Scheu Varnhagens vor einer Verhaftung seines Schützlings veranlaßte Laube zwar, noch einmal aus Berlin wegzugehen, eine wunderliche Irrfahrt nach dem schlesischen Heimatstädtchen, nach Gräfenberg, wo eben damals Prießnitz seine vielberühmte Wasserheilmethode auszuüben begann, über Dresden und Leipzig, wo ihm ein kurzer Aufenthalt gestattet wurde, zu unternehmen, um dann doch nach Berlin zurückzukommen. Hier ward er denn wirklich verhaftet, und es stellte sich bald genug heraus, daß man seine liberalen Schriften und seine Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt“ durchaus als Nebensache, seine frühere Zugehörigkeit zur Burschenschaft als Hauptsache behandle. Nach neunmonatlicher Untersuchungshaft wurde er gegen das Versprechen entlassen, sich dem künftigen Urteilsspruch nicht zu entziehen. Er erhielt Erlaubnis, seinen Aufenthalt in Naumburg und Kösen zu nehmen, wo er, der tüchtige Reiter, der sich alsbald in den Besitz einer Graditzer Fuchsstute setzte, Leipzig nahe genug war, um von Zeit zu Zeit auf dem verbotenen Boden erscheinen zu können. Das aber war und wurde von immer größerer Wichtigkeit für ihn. In Leipzig hatte er die Bekanntschaft einer schönen jungen Dame gemacht, der Witwe des früh verstorbenen Professor Hänel. Jetzt drängte es ihn, dieselbe wiederzusehen, und die Leipziger Freunde, welche samt und sonders die Ausweisung als eine harte und noch dazu alberne Polizeimaßregel betrachteten, leisteten eifrig Vorschub. Frau Iduna Hänel erwiderte bald die warme und aufrichtige Neigung, welche ihr Laube entgegentrug. Aber der Liebe des jungen Paares stellten sich von außen her bedenkliche Hindernisse in den Weg. Eben jetzt — man schrieb 1835 — erließ der Bundestag sein vielberüchtigtes Generalverbot gegen alle seitherigen und künftigen Schriften des „Jungen Deutschland“. Der mitbetroffene Laube entschloß sich, wiederum in Berlin persönlich zu reklamieren und zu protestieren. Er setzte es zunächst durch, in Berlin bleiben zu dürfen, und ging dann, um der Erschütterung Herr zu werden, die ihm das Verbot seiner sämtlichen Werke denn doch gebracht hatte, ins Ostseebad Swinemünde. Von einem Ausflug nach Rügen zurückkehrend, fand er hier einen Brief, der die mächtigsten Wirkungen hatte. „Irgend ein Gott Homers hatte sich offenbar meiner erbarmt,“ sagt er selbst in froher Erinnerung jener Stunden. „Mein ganzes Leben wurde plötzlich anders. Hinweg war die Schwermut, und die Lebenshoffnung sprang auf wie ein frischer Bube. Der Brief war von jener Dame, um deren willen ich von Naumburg aus heimlich in Leipzig gewesen, um deren willen ich mich am hellen Mittag in verhangener Portechaise durch die Leipziger Straßen hatte tragen lassen — sie schrieb mir jetzt, daß sie meiner eingedenk und daß sie zu einer Sommersaison in Kösen angelangt sei.“

So vertauschte denn Laube das Seebad flugs mit dem Soolbad, ging nach Kösen und verlobte sich hier mit der anmutig-klugen Frau, welche seinem Leben nicht nur inneres Glück, sondern, da sie für jene Zeiten ein immerhin ansehnliches Vermögen besaß, auch äußeren Halt brachte. Im Herbst 1836 fand die Hochzeit und die Hochzeitsreise an den Rhein statt. Dieselbe erstreckte sich bis nach Straßburg, und dorthin hatte der verfolgte Schriftsteller sogar einen Auftrag des preußischen Polizeiministeriums übernommen. Man wünschte in Berlin durch einen unbeobachteten Beobachter feststellen zu lassen, welche Aussichten der eben mißglückte Versuch Louis Napoleons in Straßburg gehabt habe. Obschon unser Schriftsteller mit patriotischer Bereitwilligkeit diesen Auftrag übernahm und in Straßburg fleißig Erkundigungen über den Handstreich des künftigen Kaisers einzog, so waren seine Berichte nach Berlin nichts weniger als

wertvoll. Er bekennt ehrlich: „Ich steckte bis über die Ohren nur in den staatsrechtlichen Fragen bürgerlicher Freiheit, und es schien mir unmöglich, daß sich ein Volk beim möglichen Regierungswechsel um etwas anderes kümmern sollte. Ich war um kein Haar weiser als alle Welt, welche den Putsch des jungen Napoleon als einen Knabengedanken verhöhnte und ihm jegliche Bedeutung absprach. Demgemäß berichtete ich an Herrn von Rochow, der viel weiter und richtiger gesehen als ich!"

Laube glaubte nach diesem Dienst, den er der preußischen Regierung gern und mit innerer Überzeugung geleistet, sich ruhig mit seiner jungen Frau in Berlin niederlassen zu dürfen. Er blieb in der That zunächst unangefochten, lebte sehr gesellig, suchte und machte Bekanntschaften aller Art, schrieb einen neuen Teil seiner „Reisenovellen" und einige andere Erzählungen und hatte offenbar das Damoklesschwert, das ihm zu Häupten hing, ziemlich vergessen, als dasselbe in Gestalt eines Kammergerichtsurteils, welches ihn zu anderthalbjähriger Festungsstrafe verurteilte, auf ihn herabfuhr. Das Urteil war im Vergleich mit anderen und anbetrachts der in den nächsten Umgebungen König Friedrich Wilhelms III. herrschenden Auffassungen noch mild zu nennen. Durch die Art der Ausführung ward es weiter gemildert. Laube hatte in Berlin die Fürstin Pückler-Muskau, die Gemahlin des Weltfahrers, kennen gelernt, nachdem er mit ihrem damals auf seinen großen orientalischen Reisen befindlichen Gemahl schon früher in briefliche Verbindung gekommen war. Die Fürstin war bekanntlich eine Tochter des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg und ihr Einfluß mächtig genug, um für den verurteilten Schriftsteller die Erlaubnis zu erwirken, daß er seine Haft im Amtshaus zu Muskau, einem alten Jagdschlößchen, absitzen dürfe. Dort konnte er sich mit seiner Frau behaglich einrichten, der prachtvolle vom Fürsten geschaffene Park und die meilenweiten Waldungen der Standesherrschaft boten seinem Natursinn Nahrung und entwickelten seine Reiter- und Jägerleidenschaft vollends. Die Einsamkeit, in der er im wesentlichen trotz des häufigen Verkehrs mit der Fürstin und ihrer Gesellschaft und trotz der litterarischen Genossenschaft mit dem in Muskau wohnenden Dichter Leopold Schefer lebte, brachte ihn zu mancherlei Erkenntnissen über sich selbst. Er war eifrig bemüht, Mängel seiner Bildung zu ergänzen, nur daß er nach seiner raschen Art von jeder Saat auch sofort Frucht begehrte und sich solchergestalt verleiten ließ, im Fluge eine vierbändige Geschichte der deutschen Litteratur zu verfassen, welche nur geringen oder keinen Beifall finden konnte, obschon Heinrich Heine aus Kameraderie und Widerspruchsgeist die Miene annahm, sie zu bewundern. Es war nicht allein die Unkenntnis der mittelhochdeutschen Litteratur, wie Laube noch in seinen „Erinnerungen" vorgiebt, welche dem Litterarhistoriker Laube eine gründliche Niederlage bereitete. Die Leichtfertigkeit und Keckheit der Urteile auch über die Litteratur seit Lessing hatte einen speeifisch jungdeutschen Beigeschmack; ehe er sich von der Schule schied, der er sich, einer Zeitströmung folgend, gleichsam willenlos angeschlossen hatte, brachte ihr Laube noch ein bedenkliches Opfer.

Die wunderliche „Festungshaft" im Park von Muskau, während welcher dem Schriftsteller ein Sohn geboren wurde, war überstanden. Laube ging mit Frau Iduna nach Paris und bezog damit eine Hochschule, die für sein weiteres poetisches Schaffen, sein gesamtes litterarisches Wirken durchaus entscheidend wurde. Laube war bis hierhin wie alle Jungdeutschen ein Verkünder und Vertreter des französischen Liberalismus gewesen, er hatte dem politischen Leben Frankreichs näher gestanden als dem litterarischen. Hier in Paris fand er zwar die Tendenzlitteratur gleichfalls in voller Blüte, aber er entdeckte, daß dieselbe einen viel festeren Zusammenhang mit der litterarischen Tradition, den altgeheiligten Formen, mit den Unterhaltungsbedürfnissen des Publikums

hatte als in Deutschland. Er nahm wahr, daß neben den eigentlichen Tendenzpoeten eine große Anzahl französischer Autoren in Ansehen stand, die mit Talent, Geschick und Geschmack ein althergebrachtes Moment eines weitverzweigten Kunstlebens vertraten. Er erkannte überhaupt, daß die Maßstäbe hier andere waren, daß man es unbefangener als in Deutschland der Zeit überließ, ob ein Poet den höchsten Ansprüchen genügt habe, ob er lebensfähig für künftige Generationen sei oder nicht, dagegen viel schärfer auf Erfüllung gewisser allgemeiner Verpflichtungen sah als daheim. Seinem Sinne entsprach es, ein Publikum zu finden, das von seinen Schriftstellern vor allem Deutlichkeit der Darstellung, Präcision und Klarheit des Stiles forderte. „Principien für das Detail der Form sind den Franzosen äußerst wichtig und stets gegenwärtig. Principien allgemeiner Ästhetik sind ihnen keineswegs so wichtig wie uns. Dem Bedürfnisse des Augenblickes, dem Leben überhaupt geben sie sich hin, unbekümmert um Theorien, und jedes Wirksame ergreifen sie unbesehen. Sie experimentieren mit der That, nicht mit dem Lehrsatz, und sehen lächelnd zu, wenn man einer großen Wirkung dann nachsagt, sie sei mit unrichtigen Mitteln zuwege gebracht." — Wer, der Laubes ganze spätere Thätigkeit überblickt, kann zweifeln, daß er mit Eifer an diese Pariser Schule gegangen sei, daß sie ihm einen neuen, allen seinen Instinkten und Fähigkeiten entsprechenden Begriff der schriftstellerischen Wirksamkeit eröffnet? Der Anschluß an die französische Litteratur war bei ihm nicht Nachahmung, sondern innere Übereinstimmung. Die Frage nach Wirkung und zwar Wirkung der starken, augenfälligen Art, Wirkung auf ein breites Publikum stand bei ihm schon längst im Vordergrunde. Hier sah er sie tausendfältig, beinahe immer mit Frische, mit unermüdlicher Arbeitskraft gelöst, hier faßte er eigene neue Pläne und erwog namentlich, ob er es diesen gepriesenen französischen Dramatikern, welche neben den Gebildeten auch die Masse befriedigten, nicht allenfalls gleichthun könne.

Während dieses Pariser Aufenthaltes war es, wo Laube sich aufs intimste mit Heinrich Heine befreundete, so befreundete, daß Heine es über sich gewann, jetzt und in aller folgenden Zeit von Laube beinahe nur Gutes zu sprechen. Indes Laube die alten französischen Königsschlösser durchwanderte, nach der Bretagne und Normandie reiste, um sich Lokalanschauungen zu einem größeren Roman, den er plante („Gräfin Chateaubriand"), zu verschaffen, vermittelte Heine in Paris seinem Freunde wichtige Bekanntschaften in der französischen Schriftstellerwelt, zeigte sich überhaupt gegen Laube und dessen Gattin so entgegenkommend und liebenswürdig, als er es seiner Natur nach zu sein vermochte.

Nach längerem Aufenthalt in Paris kehrte Laube nach Deutschland zurück und ließ sich in Leipzig nieder, übernahm sogar ein zweites Mal die Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt", ohne irgendwie polizeilich behelligt zu werden. Die Zeit war eben inzwischen eine andere geworden. Laubes einst so schwer verpönter Liberalismus erschien den Regungen der vierziger Jahre gegenüber beinahe schon konservativ. Im Leipziger Schriftstellerverein, dem er präsidierte, hatte er Mühe, die eigentlich litterarischen Fragen überhaupt in Anregung zu bringen. Die radikalen Politiker betrachteten die poetische Litteratur nicht einmal mehr als ein Vehikel, sondern geradezu als einen Vorwand für politische Tendenzen und Agitationen. Robert Blum, obwohl selbst kaum ein Schriftsteller zu nennen, befeuerte und gängelte zugleich die Menge der kleineren Leipziger Litteraten; Heinrich Laube kam bereits als Aristokrat in Verruf. Doch war dies nebensächlich gegenüber dem Gedeihen dessen, was er zunächst erstrebte. Denn die acht Jahre zwischen 1840 bis 1848, in denen der Schriftsteller erneut in Leipzig lebte, wurden die produktivsten seiner ganzen litterarischen Laufbahn. Nacheinander entstanden und

erschienen die Skizzen „Französische Lustschlösser“, die sich durch lebendige Schilderung und Erzählung sehr vorteilhaft auszeichneten, erschien der tragische Roman „Gräfin Chateaubriand“, ein fesselndes Bild aus den Zeiten König Franz' I., entstanden Novellen wie „Die Bandomire“, „Die Schauspielerin“ und andere, gab Laube in dem Buche „Drei Königsstädte im Norden“ einen neuen Beweis seiner guten Beobachtungsgabe und der frischen Lust an äußeren Erscheinungen, die ihn durchaus erfüllte. Endlich schrieb er in eben diesem Zeitraum die Dramen „Monaldeschi“, „Struensee“, „Rokoko oder die alten Herren“, „Die Bernsteinhexe“, „Gottsched und Gellert“ und „Die Karlsschüler“, mit denen er (die „Bernsteinhexe“ ausgenommen, welche sich als ein völlig verunglücktes Experiment herausstellte) seine ersten Bühnenerfolge und eine engere Beziehung zum Theater gewann, als sie selbst glücklichen Bühnenschriftstellern sonst zu teil wird. Laube fand reiche Gelegenheit, in diesen Stücken zu zeigen, daß er von der wirkungsvollen Bühnentechnik der Franzosen viel gelernt habe; er bethätigte aber auch, indem er seine Dramen am Leipziger Stadttheater immer, anderwärts öfter selbst in Scene setzte, ein entschiedenes Regietalent, dessen Ruf bald weithin erklang. Die Wahl von Laubes ersten Tragödienstoffen „Monaldeschi“ und „Struensee“ war charakteristisch für die inneren Neigungen, die ganze Weltanschauung des Poeten. Kühne, thatkräftige Glücksritter, wenn möglich mit einem abenteuerlich-romantischen Anflug, nötigenfalls (wie später im „Statthalter von Bengalen“) auch ohne ihn — Menschen, die im kecken Wagespiel immer bereit sind, ihre Vergangenheit wie ihre Zukunft für den Augenblick einzusetzen, waren und blieben seine Lieblingshelden. Der theatralische Instinkt Laubes, der vor allen Dingen „starke“ Stücke, starke Wirkungen begehrte, entdeckte, daß in einem Abenteurerleben Erfolg und Sturz, Triumph und Katastrophe näher beieinander lagen als in anderen historischen Existenzen, und so gab er dieser Art Helden auch später noch den Vorzug und behandelte „Graf Essex“ und „Montrose“ im Sinne seiner ersten Stücke. Die scharfe Achtsamkeit auf alles theatralisch Wirksame verband sich in den älteren Dramen Laubes mit frischer Freude an allem Gegenständlichen und Zuständlichen. Niemand könnte sagen, daß in dem Schauspiel „Die Karlsschüler“ der Hof des Herzogs Karl und die hohe Karlsschule historisch getreu wiedergegeben wären; Laube hatte sich die Dinge zurechtgeschoben, wie sie für die Bühne und die instinktiven Neigungen des deutschen Publikums passend waren; allein die einmal angenommene und skizzierte Welt malte er nun mit sichtlicher Freude und guter Laune, mit einem Anflug burschikoser Lebenszuversicht aus, gegen welche man nicht blasiert sein sollte. Auch nachdem er der reinen Tendenz Jungdeutschlands den Scheidebrief geschrieben, behielt er, wie die Franzosen, einzelne tendenziöse Anspielungen und Effekte immer bei. Dieselben wirkten schwach in Lustspielen wie „Rokoko“ und „Gottsched und Gellert“, stark und besonders glücklich im Schauspiel „Die Karlsschüler“, wo die Gestalt des jungen Schiller mit einem Nimbus umkleidet ward, welcher der historisch-traditionellen Vorstellung vom Dichter sehr wohl entsprach und sich frischer behauptete als die glücklichsten ähnlichen Versuche, die Gutzkow gemacht. Die Erfindungskraft Laubes war immer mit einem starken Kombinationsvermögen gemischt; indem er sich bald der einen überließ, bald das andere nach Kräften anwandte, erzielte er sehr rasch eine große Beliebtheit beim Publikum und stand um die Zeit der achtundvierziger Revolution auf dem Höhepunkt seines Schaffens und seines litterarischen Ansehens.

Das Jahr 1848 warf Laube wider Verhoffen und, wie man annehmen darf, lediglich aus der alten jungdeutschen Angewöhnung, jeden litterarisch Berufenen ohne weiteres auch als einen politisch Auserwählten zu betrachten, in die Wogen der

Bewegung. Gegenüber der revolutionären Demokratie hegte der Altliberale seit Jahren konservative Gesinnungen. Es war also ganz in der Ordnung, daß er sich in Leipzig an der Gründung des „Deutschen Vereins“ beteiligte, welcher dem demokratischen Vaterlandsverein entgegentrat und, freilich umsonst, für gemäßigte Wahlen und streng begrenzte politische Reformforderungen wirkte. Ebenso ließ sich wenig dagegen erinnern, daß er zum Vorparlament nach Frankfurt am Main eilte; die Einladung, die zu demselben an alle ergangen war, welche sich in den beiden letzten Jahrzehnten als Wortführer der öffentlichen Meinung hervorgethan hatten, durfte er wahrlich auch als an sich gerichtet ansehen. Und der günstige Zufall schien ihm weitere politische Bethätigung ersparen zu wollen. Im Mai 1848 ging Laube auf wiederholte Einladung nach Wien und setzte die „Karlsschüler“ in Scene, denen das Burgtheater erst jetzt in stürmisch bewegter Zeit erschlossen ward. Schwerlich ist er so ganz absichtslos und ohne jeden Gedanken an eine Anstellung am Burgtheater nach der Kaiserstadt gekommen, als er in seinen „Erinnerungen“ glauben machen möchte. Einflußreiche Persönlichkeiten des kaiserlichen Schauspielhauses wirkten für die Berufung Laubes als Dramaturg oder artistischer Direktor. Ein rasches Eintreten gegen die revolutionäre Laune des Publikums, welche sich das Recht des Hervorrufes der Schauspieler erzwingen wollte, gewann ihm leicht und mühelos die Gunst der Erzherzogin Sophie. So wurden Verhandlungen mit Laube angeknüpft, die jedenfalls bis zu ihrem endlichen Abschluß gegen den Ausgang des Jahres 1849 nicht völlig wieder in Stillstand, wenn auch unter dem Drang der Zeitumstände zuweilen ins Stocken gerieten. Es blieb dem Poeten Zeit, die Rolle als Politiker, die er im Frühling begonnen, durch den Sommer des Jahres 1848 und den Frühling 1849 weiterzuspielen. Indem Laube, um nur ins Parlament zu kommen, eine Wahl für den deutsch-böhmischen Wahlkreis Elbogen annahm, setzte er sich mit seinem eigentlich politischen Bekenntnis in Widerspruch. Er gehörte zur kleindeutschen, erbkaiserlichen Partei, war also von Haus aus für die Trennung des unter preußischer Führung geeinigten Deutschlands und Österreichs. In einem Augenblick, wo er im Begriff war, in Österreich ein neues Vaterland und eine Zukunft zu suchen, ließ sich das nicht ohne weiteres heraussagen. Das Bewußtsein einer widerspruchsvollen Stellung, vielleicht auch die Hoffnungslosigkeit, an der seiner Überzeugung und Einsicht nach die ganze Parlamentsthätigkeit litt, verurteilten ihn zum Schweigen. Er öffnete den Mund nicht, außer zum einfachen Ja und Nein der Abstimmungen, und nahm an der Kaiserwahl keinen Anteil. Aber natürlich beobachtete er gut, lebte mit einer großen Zahl von interessanten Menschen, von denen einige auch für anderes Sinn behielten als für die Politik des Tages, und sammelte Stoff zu dem Buche über die Nationalversammlung „Das erste deutsche Parlament“, das er im nächstfolgenden Sommer schrieb und veröffentlichte. In den politischen Parteikämpfen des Jahres 1849 ward dasselbe vorwiegend ungünstig beurteilt; zur Charakteristik des Schriftstellers Laube gehört es nur insoweit, als es zeigt, in wie vielen Sätteln er immerhin gerecht war, obschon auch seine besten Freunde nicht behaupten konnten, daß die Politik seine besondere Stärke sei.

Unmittelbar nach Veröffentlichung des gedachten Werkes erhielt Laube den längst ersehnten, längst vorbereiteten Ruf als artistischer Direktor des Hofburgtheaters in Wien. Die Schwierigkeiten seiner Anstellung lagen darin, daß der kluge und klare Mann, der bei allem Enthusiasmus für das Theater doch frei von gewissen Illusionen war, ausgedehntere Vollmachten verlangt hatte, als sie der eigentliche Chef des Wiener Hoftheaterwesens, der Oberstkämmerer Graf Lanckoronsky, von vornherein gewähren wollte. Laube wußte, daß ein Bühnenleiter ohne Macht, ohne

den „kategorischen Imperativ“, den schon Schiller im Verkehr mit den Schauspielern für unentbehrlich erklärt hatte, eine traurige Rolle spielt. Er bestand also fest auf ziemlich weitgehenden Vollmachten. Geschickt brachte er dabei die einflußreichsten Männer des damaligen Österreich, den Fürsten Felix Schwarzenberg und den Generaladjutanten des jungen Kaisers Grafen Grünne, ins Spiel. Diese Männer der straffen Autorität, die in ihrem Bereich keinen Widerspruch duldeten, befreundeten sich mit Laubes Auffassungen. Die Anstellung und Dienstinstruktion ward in seinem Sinne redigiert, und Anfang 1850 löste Laube seinen langjährigen Hausstand in Leipzig auf und siedelte nach Wien über, wo ihm die zweite Hälfte des Lebens verfließen sollte.

Er ward rasch in Wien heimisch; das schlesische Naturell, das er nie verleugnet hatte, fand sich mit dem österreichischen nahe verwandt, und Laube war der rechte Mann für die wunderlichen Übergangszustände, die damals in Wien herrschten. Daß ihm seine bloße Berufung, noch ehe er etwas gethan, bittere Neider und unversöhnliche Feinde erweckt hatte, wußte er und scheint sich bei Zeiten starke Rückhalte gesichert zu haben. Niemand hätte ihm 1850 zu prophezeien gewagt, daß er die Führung des Burgtheaters bis 1867 behalten, ja daß er sich nur in Wien behaupten werde. Gelingen konnte das nur dadurch, daß sich Laube streng auf sein Berufsfeld einschränkte und auf diesem gute Ernten erzielte. Über seine Direktion des Hofburgtheaters hat er bald nach seinem Ausscheiden ein größeres Buch: „Das Wiener Hofburgtheater“, veröffentlicht. Dasselbe kündigt sich als eine vollständige Geschichte des bedeutsamen Kunstinstituts an. Indes wurden die früheren Perioden des kaiserlichen Schauspielhauses nur kurz, gleichsam als Einleitung, behandelt und nur die Periode der eigenen Direktionsführung eingehend dargestellt. Die Principien, welchen Laube folgte, gingen darauf hinaus, im Burgtheater eine Musterbühne zu schaffen und vor allen Dingen ein wertvolles und vielseitiges Stammrepertoire zu gewinnen. Das größte Verdienst erwarb er sich hierbei unzweifelhaft um die Wiederaufnahme und dauernde Gewinnung der Dramen Franz Grillparzers. Auch eine Reihe von jüngeren Dichtern fand Ursache, ihm dankbar zu sein. Andere, die sich beklagten, zum Beispiel Gutzkow, thaten dies ohne rechten Grund. Entschieden feindselig stellte sich Laube nur zu Friedrich Hebbel, „dessen Stücke ich nicht liebte“, wie er kurzweg sagt. In der That trafen hier zwei harte, hartnäckige und in gewisser Richtung unversöhnliche Naturen auseinander. Laube waren die Persönlichkeit, die gewaltige ethische Strenge und die Kunstauffassung Hebbels gleich unsympathisch. Hebbel mißachtete, was Laube vermochte und thatsächlich leistete, und sah nur, wie viel dem Verfasser der „Karlsschüler“ und des „Graf Essex“ fehlte, um ein Dichter in seinem Sinne zu sein. Immerhin hätte Laube durch eine mäßige Berücksichtigung der gerechten Ansprüche Hebbels sich ehren und viel herbe, ja ungerechte Anklagen ersparen können. Seine eigene richtige Forderung, daß im Repertoire des Burgtheaters im Verlauf eines Jahres oder zweier Jahre alle bleibend wertvollen Stücke mindestens einmal wiederkehren müßten, ließ er damit an einem wichtigen Punkte unerfüllt. Die Macht der persönlichen Sympathien und Antipathien ist eben in allen Lebensverhältnissen im Augenblick viel stärker, als man rückschauend zugeben will. — Starke persönliche Vorliebe machte sich auch bei der so viel erörterten Begünstigung der französischen Komödie mit geltend. Indes thut man Laube unrecht, wenn man ohne weiteres nur diese persönliche Vorliebe als den Grund der häufigen Vorführung französischer Novitäten am Burgtheater betrachtet. Das Schauspiel — Konversationsstück — im engeren Sinne hatte an dieser Bühne von jeher eine große Rolle gespielt. Die einst bevorzugten Stücke von Iffland, Frau von Weißenthurn und anderen älteren Dramatikern

zeigten sich in vielen ihrer Motive und Situationen als überlebt. Von den deutschen Dramatikern würden verhältnismäßig wenige Schauspiele geschrieben, die ihren Stoff aus dem modernen Gesellschaftsleben entnahmen. Was von Gustav Freytag, von Bauernfeld in dieser Richtung vorhanden war, setzte Laube eifrig in Scene. Aber dem Bedürfnis, sagen wir seines Publikums wie seinem eigenen, konnte er damit nicht genügen. So kam es, daß die Sittendramen des zweiten Kaiserreichs auf dem Wiener Burgtheaterrepertoire einen breiten Raum einnahmen. Die Wiener standen den Pariser Zuständen und Anschauungen nicht so fremd gegenüber wie ein nord- und mitteldeutsches Publikum. Und Laube blieb freilich seinen Anfängen getreu. Der Verfasser der „Reisenovellen“, der Neuherausgeber von Heinses Schriften nahm nicht Anstoß, sondern lebhafte Teilnahme an den heiklen Problemen, die in den französischen Dramen behandelt und vorgeführt wurden.

Die „Erinnerungen“ Laubes betonen mit Recht, daß es ihm gelang, zu der Gruppe alter und vorzüglicher Talente, deren letztes in dem unvergeßlichen La Roche aus dem Leben geschieden ist, eine glänzende Reihe jüngerer Begabungen, von Dawison und Joseph Wagner bis zu Sonnenthal, von Marie Seebach bis zur Wolter für das Wiener Burgtheater zu gewinnen. Daß es trotzdem an Konflikten über seine Engagements und mit den Neuengagierten nicht fehlte, versteht sich im Theaterleben von selbst. Laube scheint den von ihm „entdeckten“ und herangezogenen Talenten seine Autorität stärker auferlegt zu haben als den alten Darstellern des Burgtheaters. Anklagen und Intriguen gegen ihn waren unablässig im Gange; ein Teil des Publikums und der Presse nahm oft in unverständiger Weise die Partei der Schauspieler gegen ihren Direktor. Thatsächlich behielt Laube zuletzt immer recht. Dem Grafen Lanckoronsky rühmt er nach, daß derselbe durch die ritterlich loyale Weise, mit der er jeder Einflüsterung unzugänglich gewesen sei und sich jeder Einmischung in die Einzelheiten der Direktionsführung enthalten habe, das Gelingen seiner Burgtheaterleitung ermöglichte.

Daß der Schriftsteller momentan hinter den Theaterdirektor zurücktreten mußte, war eine Notwendigkeit; übrigens gedachte Laube keineswegs die litterarischen Waffen zu strecken. Hatte er doch während des Revolutionsjahres und in den Frankfurter Parlamentsmonaten Lust und Muße gefunden, ein Schauspiel „Prinz Friedrich“ zu schreiben, dessen Bühnenerfolg freilich weit hinter dem der „Karlsschüler“ zurückblieb. Dafür ward das erste in Wien vollendete Stück „Graf Essex“ das populärste in den eisernen Bestand des gegenwärtigen Bühnenrepertoires alsbald aufgenommene Trauerspiel Laubes. „Graf Essex“ erläutert am besten das Verhältnis des Poeten zu seinen dramatischen Aufgaben. Laube ward niemals ein Dichter, der aus den Tiefen der Natur schöpfte, und wußte als Bühnenpraktiker gut und meist nur zu gut, daß auf dem Theater sehr oft das Zeichen für die Sache gilt. Ein Konflikt wie der zwischen Königin Elisabeth und Essex, der aus den Wallungen hochfahrender Naturen erwächst, vertrug die specifisch theatralische Behandlung, die ihm Laube zu teil werden ließ. Daß der Stoff oft behandelt war, galt für Laube mehr als eine Bürgschaft für seine Wirkungsfähigkeit denn als eine Aufforderung, ihn nach irgend einer Seite hin zu vertiefen. Der resolute Ton, das Geschick der Scenenführung und Steigerung und ein gelegentlicher, wenn schon nur mäßiger Gebrauch sentenziöser Rhetorik übten ihre alte Anziehungskraft; die Rolle der Königin Elisabeth ward wiederum wie im achtzehnten Jahrhundert und in Banks' altem Trauerspiel „Die Gunst der Fürsten“ eine Paraderolle tragischer Heroinen. — Als Erzähler schien Laube völlig zu verstummen, dafür begann er mit dem im Jahre 1853 im „Familienbuch des Österreichischen Lloyd“ veröffentlichten Aufsatz „Ein Besuch bei Ludwig Tieck“ seine Erinnerungen und Lebenseindrücke litterarisch zu

gestalten. Und thatsächlich schuf er als Gegengewicht gegen die zerstreuende Vielartigkeit und das unvermeidlich Handwerksmäßige der Theaterleitung einen großen historischen Roman, dessen Hintergrund der Dreißigjährige Krieg war und der also neben einem reichen Maß poetischer Erfindung und lebendiger Darstellungskraft auch eingehende historische Studien erforderte. Während er scheinbar nur dem Theater lebte, freute er sich in der Stille des Gedeihens dieser großen Arbeit. Seine weiteren Dramen „Der Statthalter von Bengalen", „Cato von Eisen" und schließlich das Schauspiel „Böse Zungen" standen stark unter dem Einfluß der österreichischen Verhältnisse, wie sich dieselben namentlich seit 1859 gestalteten. Das Princip der „Aktualität", des Eingreifens in die unmittelbaren Tagesfragen, des Anschließens an die herrschenden Stimmungen, war für den alten Jungdeutschen kein neues: er verstand es vortrefflich, mit seinen theatralischen auch journalistische Wirkungen zu verbinden. Eine viel reinere Gestaltungsfreude lebte in dem gedachten epischen Werke, dessen Komposition und allmähliche Ausführung Jahre hindurch seine Erholung bildete.

Als der vollendete Roman „Der deutsche Krieg" in drei Abteilungen und neun Bänden hervortrat, waren auch solche überrascht, welche von Laubes Begabung nicht gering gedacht hatten. Die ersten Teile dieses Romans sind ohne Frage das Vortrefflichste, was der Schriftsteller in langer litterarischer Laufbahn geschaffen hat. Gleich der Eingang „Junker Hans", in den Anfängen des Dreißigjährigen Krieges spielend, zeichnet sich durch eine Frische und einen prätentionslosen, aber kräftigen Realismus, durch eine gediegene Sorgfalt der Detaillierung aus, die hohes Lob verdienen. Auch ein Stück abenteuerliches Element, wie die Erzählung von Wallensteins Jugendliebe und seinem Sohne Leo, fehlt nicht und fügt sich besser in den Gesamtgang des Romans ein als in früheren Laubeschen Erfindungen. In der zweiten Abteilung erreicht der Roman seinen Höhepunkt, dieselbe enthält Scenen von einer dramatischen Gewalt und Meisterschaft, wie ich aus den Dramen Laubes („Die Karlsschüler" nicht ausgenommen) keine zu nennen wüßte. Das Gericht über die Wallensteinschen Offiziere nach der Lützener Schlacht hat alles, was man von echt poetischer farbenreicher Darstellung nur irgend erwarten kann. Nicht jeder Teil im „Deutschen Krieg" hält sich auf dieser Höhe, auch hat Laube seiner ganzen Anlage nach den Luxus, den theatralischen Prunk und die derbe Genußlust der Zeit besser wiederzugeben gewußt als die ungeheure Auflösung des Lebens, das Grauen der wilden unbarmherzig fortgesetzten Zerstörung, die allmähliche Entmenschung. Die Gesamtleistung bleibt darum doch eine höchst respektable; der Schriftsteller nahm es ernster mit der Kunst des historischen Romans, als inzwischen Mode geworden war.

Im Jahre 1867 endete Laubes langjährige Direktion des Burgtheaters. Die Angriffe gegen ihn hatten sich gemehrt, die Unzufriedenheit in einzelnen nächstbeteiligten Kreisen gleichfalls. Laubes Abgang ward einfach damit erzwungen, daß man ihm das Recht der Rollenbesetzung und das Recht, auf ein Jahr zu engagieren, Rechte, die er siebzehn Jahre hindurch besessen, jetzt absprach. So trat er in Pensionsstand. Daß er tief verletzt sei, legte er in der denkbar verkehrtesten Weise an den Tag, indem er Kritiken über die Leistungen des Burgtheaters unmittelbar nach seinem Abgang schrieb. Waren diese Leistungen in der That so unzulängliche, ja klägliche, als Laubes Artikel dies behaupteten, so fiel ja die Schuld mehr auf ihn zurück als auf den neuen Intendanten Baron Münch (Friedrich Halm). Was müßte das für ein Personal, für ein Ensemble gewesen sein, das nach wenigen Monaten einer anderen Direktionsführung alle Vorzüge siebzehnjähriger Schulung und Gewöhnung verloren hätte! Er merkte denn auch bald, daß er mit seinen Angriffen weit übers Ziel hinausgeschossen habe, und stellte dieselben ein.

„Die Hauptfrage für mich war: Was nun?" heißt es in seinen „Erinnerungen" an diese Episode seines Lebens. „Ich war einundsechzig Jahre alt und also kaum noch berufen, große Sprünge zu machen. Mit dem Theater wollte ich jedenfalls nichts mehr zu thun haben und wies zahlreiche Anträge ab. Ich besann mich darauf, daß ich ja ohne meinen Wunsch in diese aufregende Laufbahn geraten war und daß ich also naturgemäß wieder werden sollte, was ich vorher gewesen: das heißt Schriftsteller. In Wien blieb ich, weil mir der Ort eine liebe Heimat geworden. Nicht bloß durch die große Freundlichkeit, welche mir das Wiener Publikum so lange geschenkt hatte, sondern auch, weil mir alles in dieser Stadt sympathisch geworden, weil mir selbst der österreichische Staat und dessen schwierige Entwickelung ein starkes Interesse erweckt hatten."

So wollte denn Laube, wenn man seiner Erzählung vollen Glauben schenken darf, wogegen doch mancherlei spricht, den Rest seines Lebens am Schreibtisch verbringen. Aber er machte die Erfahrung, die alte Schauspieler und Schauspielerinnen oft gemacht. Wer auf den Brettern ein paar Sohlen zerrissen, kommt nicht wieder von ihnen herunter. Dem an die bunten Wechsel des Theaterlebens, an die energische Herrschaftsführung und ihre Aufregungen Gewöhnten behagte die Stille des Studierzimmers nicht. Er ließ sich denn auch durch keinerlei Erwägungen und selbst durch die Wünsche seiner geliebten Frau Iduna nicht abhalten, im Jahre 1868 die Direktion des neuen Leipziger Stadttheaters zu übernehmen. Auch diese Episode seines Lebens hat er späterhin in einem eigenen Buche: „Das norddeutsche Theater", ausführlich geschildert. Mit großen Erwartungen ward die Laubesche Theaterleitung in Leipzig begrüßt, mit zu großen, um dieselben ganz erfüllen zu können. Laube mußte den Unterschied zwischen einem norddeutschen und dem Wiener Publikum rasch erkennen. „In Wien Leichtlebigkeit und demgemäß Behagen an heiterer Komödie, wohl aber Rückhalt und zögernde, nicht zahlreiche Hingebung an schwer wiegenden Ernst. Im protestantischen Leipzig aber Mißtrauen gegen moderne Stoffe, welche es leicht nehmen mit der sittlichen Frage, dagegen dauerndes Interesse für schwere Stoffe unter unbedingter Anerkennung litterarischer Autoritäten. — Ich kannte ja die Stadt, in welcher ich lange gewohnt, und doch wie anders trat sie mir entgegen, als ich sie vom Gesichtspunkt des Theaterdirektors anschauen mußte!" Es kam noch ein anderes hinzu, das Laube nicht erwähnt.

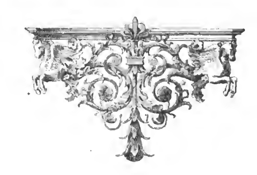
Im musikalischen Leipzig beanspruchte naturgemäß die Oper eine Pflege und Berücksichtigung, welche dem Schauspieldirektor Laube nicht leicht fiel. Doch stellte sich allmählich ein Einverständnis des Theaterleiters und seines Publikums her; die fesselnde Geselligkeit des Laubeschen Hauses, das diesmal im Palais der „Gartenlaube" auf der Königsstraße aufgeschlagen ward, vereinigte alte und neue Freunde. Die geistigen Erfolge der Theaterleitung waren achtbar, die materiellen sogar glänzend. Um die Neider, die ihm dies erweckte, hätte sich der weltkluge Laube schwerlich viel gekümmert. Schlimmer war es schon, daß nach alter Gewohnheit im Leipziger Theaterleben stets eine grundsätzliche, durch keine Leistung zu versöhnende Opposition vorhanden war, welche sich erfinderisch im Veranstalten von kleinen Theaterputschen erwies. Und endlich überwarf sich Laube, dessen Naturell durch die Jahre und eine lange Herrschaftsgewöhnung nicht weicher und nachgiebiger geworden war, mit ein paar maßgebenden Persönlichkeiten der Stadt. Er zeigte sich um so ungeduldiger bei allen Leipziger unerfreulichen Erlebnissen, als er in der Stadt seiner Mannesjugend nicht recht wieder heimisch ward und sich im Grunde beständig nach Wien zurücksehnte. So ergriff denn Laube schon im Jahre 1870 den ersten Vorwand oder Anlaß, um seine Entlassung aus dem Verhältnis nachzusuchen, das ihn an die Stadt

Leipzig band. Im Sommer des Jahres 1870 verließ er Leipzig mitten unter den Erregungen, die der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges in jeder größeren deutschen Stadt hervorrief, und brachte nach Wien die Überzeugung mit, daß der Krieg mit dem Siege Deutschlands enden werde — eine Überzeugung, der er auch in der Presse energischen Ausdruck gab.

Die letzte Episode in Laubes Leben, welche mit dieser Rückkehr nach Wien begann, darf man in mehr als einem Betracht als die unerquicklichste seit den Breslauer Renommistentagen bezeichnen. Der Leipziger Aufenthalt hatte außer der Bearbeitung und Vollendung des Schillerschen „Demetrius“ keine litterarische Frucht getragen. Auch jetzt nach dem glücklich bewerkstelligten Wiedereintritt in die langgewohnten Verhältnisse und Beziehungen sollte dem Alternden keine stille und erquickliche Arbeit gegönnt sein. Zuerst that sich eine trügerische Aussicht auf erneute Leitung des Burgtheaters auf. Dann stieg die glänzende Seifenblase des Wiener Stadttheaters empor, eines Schauspielhauses und Schauspiels im größten Stil, mit denen dem Burgtheater ernstlich Konkurrenz gemacht und wahrhaft Bedeutendes für die Kunst geleistet werden könne. Max Friedländer, der Herausgeber der „Neuen Freien Presse“, trieb im Wien der Millionäre, im Jahre des Herrn 1872, wo der Gründungs- und Börsenhimmel voll der größten Geigen hing, leicht die „Gründer“ für ein neues Theater auf. Laube scheint die bedenkliche Grundlage, welche durch einen Direktionsrat von Finanzgrößen dem neuen Unternehmen gegeben wurde, gar nicht beachtet zu haben. Er glaubte an das Wiener Millennium und hielt allen Ernstes die nominellen Milliarden, welche in Schwindelpapieren umliefen, für wirkliche Reichtümer. Das ganze Stadttheater mit seinem dem Burgtheater verwandten Repertoire setzte den täglichen Besuch einer großen Anzahl von Menschen mit den höchsten Bildungsansprüchen oder von — eitlen Prahlern voraus. „Fehlt dieser Zufluß,“ gesteht Laube selbst ein, „welchen üppiger Geldbesitz möglich machte, dann hat Wien kaum genug Leute, welche außer dem Burgtheater noch ein erstes Schauspiel brauchen.“ Alles dies trat erst nach Jahren klar zu Tage. Der Bau des Wiener Stadttheaters fiel in die Jahre 1871 und 1872, wo der „Schwindelhaber“ in voller Blüte stand. Als das neue Schauspielhaus am 15. September 1872 mit allem Pomp eröffnet wurde, stand die ganze Herrlichkeit des märchenhaft reichen Wien bereits auf morschen Füßen, im Frühling 1873 brach der große Krach herein. Das Stadttheater schien sich trotz desselben anfänglich zu behaupten. Seine Leistungen konnten im Ernst mit denen der Burg nicht verglichen werden, aber sie überragten diejenigen manches großen Hoftheaters, und Laube ließ es an der gewohnten Rührigkeit nicht fehlen. Schon am Ausgang des Krachjahres war das finanzielle Ergebnis ein höchst ungünstiges. Der Direktionsrat wollte sparen, schlug vor, das ernste Schauspiel fallen zu lassen und sich mit dem Lustspiel zu begnügen. Laube erklärte, unter diesen Umständen von der Leitung zurücktreten zu müssen. Leider heilte ihn die bittere Erfahrung, welche er hier hatte machen müssen, nicht vom Vertrauen auf die Wiener Gründer und nicht von der Leidenschaft, an der Spitze eines Theaters zu stehen. Er ließ sich 1875 ein zweites Mal die Direktion des Wiener Stadttheaters aufnötigen. Durch Überredung, meinte er selbst, gewiß! — aber wie leicht war doch der zu überreden, welcher beständig nach der schöpferischen Thätigkeit des Bühnenleiters verlangte und seine besten Kräfte gerade durch sie allein erweckt und angespornt fühlte. Die zweite Führung des Wiener Stadttheaters entschied vollends, daß das überflüssige Unternehmen nicht aufrecht zu erhalten sei; Laube riet selbst den Besitzern und Gründern, das Theater zu verpachten. Er mußte übrigens erleben, daß auch das Haus, an welches er so große Erwartungen geknüpft, in Flammen unterging.

Von hier an ward es Abend bei ihm. Die Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften“, welche er 1875 im Verlag von Braumüller in Wien begonnen hatte, führte er bis zum Jahre 1882 zu Ende. Sie enthielt übrigens nur in Auswahl seine Romane, Novellen und die autobiographischen „Erinnerungen“. Eine Sammlung der „Dramatischen Werke“ war schon früher veranstaltet worden. Er schrieb auch noch mancherlei Neues: einen größeren Roman „Die Böhminger“, in den er mancherlei Jugenderlebnisse und frühere Eindrücke verwebte; Erzählungen, von denen eine und die andere in den „Illustrierten Deutschen Monatsheften“ erschien; Feuilletons für die „Neue Freie Presse“ und andere Zeitungen, von denen einige allzu unvermittelt in den zweiten Teil der „Erinnerungen“ übergingen. — Den Schmerz aller derer, die ein hohes Alter erreichen, die meisten geliebten Lebensgenossen vor sich hingehen zu sehen, erfuhr auch er; der Verlust seiner langjährigen treuesten Gefährtin, seiner Frau Iduna, die in Wahrheit der gute Genius seines Lebens gewesen war, erschütterte ihn aufs tiefste. Seine Gesundheit war längst gebrochen, aber der konsequente Gebrauch der Karlsbader Heilquellen gab ihm Jahr auf Jahr so viel Frische und Spannkraft zurück, daß er den Fernerstehenden bis in seine allerletzte Lebenszeit für gesund galt. So kann man kaum sagen, daß ihn der Tod ereilt, wohl aber, daß er den allzeit noch Lebensfrischen und Lebensdurstigen schließlich noch überrascht habe.

Heinrich Laube starb zu Wien, wohin er von seiner letzten Karlsbader Badereise vor kurzem zurückgekehrt war, am 1. Aug. 1884. Die Mehrzahl der Nekrologe in deutschen Zeitungen verriet in ihrer ausschließlichen Betonung des Bühnenleiters, des Dramaturgen, wie sehr für das heute lebende Geschlecht der Schriftsteller Heinrich Laube hinter den Theaterdirektor zurückgetreten sei. Eine kommende Generation wird anders urteilen und zu einem abschließenden Urteil darüber gelangen, wie viel von einer so langjährigen, so mannigfaltigen, von so reichen Erfolgen begleiteten Thätigkeit dem geistigen Gemeingut der Nation zum bleibenden Gewinn gereichen kann.





Minervas Geburt.

Schattenspiel zu Ehren Goethes in der Schilderung des Herzogs Karl August.

Mitgeteilt von

Karl Julius Schröer.

Wie ein Märchen geht durch die Litteraturgeschichte die Erzählung von der Huldigung, die der Hof von Weimar, Karl August an der Spitze, Goethe dargebracht zur Feier seines Geburtstages, den 28. August 1781. So viele Mitteilungen darüber gemacht sind, so bleibt doch immer noch manches daran unaufgehellt, so daß man sich davon keine deutliche Vorstellung machen kann. So erging es mindestens mir; vielleicht auch anderen. Ich fühlte mich daher angezogen, dem Gegenstande so viel möglich näher zu kommen, und kann nun namentlich ein bisher noch unbekanntes Schriftstück mitteilen und zwar nach der Original-Handschrift des Herzogs Karl August selbst, der der Verfasser ist.* — In „Weimars Album zur vierten Säkularfeier der Buchdruckerkunst. Weimar, 1840“ sind zwei Aufsätze enthalten, die die ersten zuverlässigen Berichte brachten über das Fest: ein „Sendschreiben“ Wielands an die Herausgeber des von der Herzogin Amalie 1781 gegründeten handschriftlichen Tiefurter Journals und eine Nachricht über „Das Liebhabertheater am herzoglichen Hofe“ von Peucer. In dem „Sendschreiben“ beglückwünscht Wieland die Gönner der Tiefurtischen Musen zu der „vorgestern den 28. August 1781 erfolgten solennen Eröffnung und Inauguration des neu erbauten Tiefurtischen Hof- und Waldtheaters“. Es erscheint demnach das Tiefurter Theater mit einer Goethefeier eröffnet. Das aufgeführte Stück nennt Wieland „das Werk Eines Momentes“, das Programma „das Werk Einer Stunde“, die Zurüstungen „das Werk von zwei, drei Tagen“. — Man spielte, berichtet Wieland,* „Minervens Geburt und Thaten“. Jupiter war mit einem riesigen Kopf dargestellt, da man zum Weltregieren nie zu viel Kopf haben kann. Minervens Eule war von Pappe; die Venus war nicht nach Wielands Geschmack erschienen: sie hätte nur mit dem Gürtel geschmückt und gekleidet sein sollen. Das Ganze sei ein Versuch in skiagraphischer Schauspielkunst gewesen. — Sonst erfahren wir aus dem ganzen Bericht nichts Näheres. — Peucer erzählt nun, die Verzögerung des ordnungsmäßigen Beginns der beabsichtigten Aufführungen in Tiefurt habe darin ihren Grund gehabt,

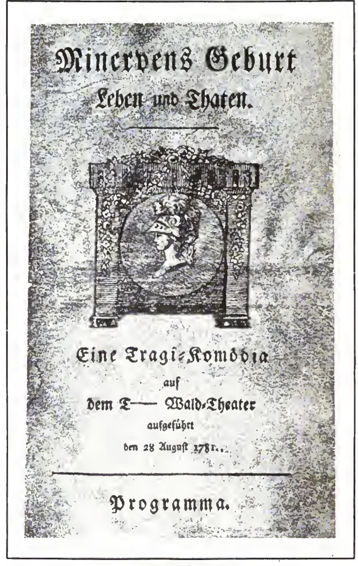
* Mit huldvoller Genehmigung Sr. Königl. Hoheit des Herrn Großherzogs von Weimar wurde das Original kopiert und durch Herrn Dr. E. Wülcker kollationiert. Herr Archivrat Burkhardt versichert mich der Echtheit der Handschrift des Herzogs Karl August.

* Ich halte mich mit der Wiedergabe der drollig übertreibenden Scherze Wielands — daß er stolz ist, ein Teutscher zu sein, bei Anblick dieser Leistung &c. — nicht auf und gebe nur das Thatsächliche.

daß man vorerst den 28. August abwarten wollte, um mit dem Geburtstage Goethes das neue Tiefurter Gartentheater festlich zu eröffnen. Wenn dem wirklich so ist, so wundert man sich, daß die Aufführung eine so flüchtig improvisierte war, wie dies doch der Fall gewesen zu sein scheint. „Am 28. August 1781 (irrtümlich schreibt Peucer 1782) gab man zuerst ‚Minervens Geburt, Leben und Thaten‘. Es war dies ein pantomimisch-allegorisches Schattenspiel.“ Es wurde im „petit colisée“ zu Tiefurt von Herren und Damen des Hofes dargestellt. Schöll sagt: in der Tiefurter Mooshütte;* die Musik war von Sigmund v. Seckendorff. Die Schatten erschienen auf einem großen weißen Tuche „en silhouette“. Diese sogenannten chinesischen Schattenspiele soll Herzog Georg von Meiningen aufgebracht haben. Von dem Stücke selbst berichtet Peucer: Jupiter (in der Person des Malers Kraus, auf dessen Schultern ein kolossaler Pappenkopf befestigt war), um die Weissagung zu vernichten, daß er durch die Niederkunft seiner Gattin Metis vom Throne gestoßen werde, verzehrte die Metis. Er bekommt davon gewaltige Kopfschmerzen. Ganymed (dargestellt durch v. Lyncker jun.), auf einem großen Adler hinter ihm schwebend, reicht ihm die Schale mit Nektar. Die Schmerzen des Herrschers vermehren sich aber zusehends, und Ganymed erhebt sich in die Lüfte, um Äskulap und Vulkan herbeizurufen. Äskulap, der große Arzt der Götter, versucht vergeblich seinen Herrn zu heilen. Ein herbeigerufener Cyklop läßt dem Kranken ohne Erfolg an der Nase zur Ader. Da steht der gewaltige Vulkan (dargestellt von dem jungen Herzog Karl August), in der einen Hand seinen Hammer, in der anderen eine große Eisenstange haltend und von einem Schurz umgeben, seinem kranken Vater bei, spaltet ihm mit gewichtigem Hammerschlage kurz und gut den göttlichen Scheitel, aus dem nun — Minerva, die Göttin der Weisheit (dargestellt von Corona Schröter), hervorsteigt. Anfangs in ganz kleiner Figur, dann aber durch eine passende Maschinerie von Moment zu Moment sich vergrößernd, bis ihre ganze hohe, schlanke Gestalt, von leichtem Gazeflor bedeckt, sich entfaltet. Sie wird von Vater Zeus auf das freundlichste aufgenommen und von allen Himmlischen reichlich beschenkt. Man bekleidet sie mit Helm, Ägide und Lanze, Ganymed legt ihr die Jupiterskeule zu Füßen und unter Musik und Chorgesang fällt der Vorhang. Im letzten Akt läßt die neugeborene Göttin im Buche des Schicksals lesen und darin den Tag der Vorstellung des Stückes, den 28. August, als einen der glücklichsten Tage finden. Sie sagt, daß vor nun zweiunddreißig Jahren* der Welt ein Mann geschenkt worden sei, der als der Besten und Weisesten einer geehrt werde. Da erscheint ein geflügelter Genius in den Wolken, Goethes Namen tragend (nach anderer Überlieferung in die Wolken schreibend). Minerva bekränzt diesen Namen und weiht ihm zugleich die bei ihrer Huldigung allerseits erhaltenen Göttergeschenke, wie z. B. die goldene Leier Apollos und die Blütenkränze der Musen. Dabei wird nur die Peitsche des Momus, an deren Riemen das Wort „aves“ stand, von der Göttin beiseite gelegt und verworfen, wogegen die Namen „Iphigenie“ und „Faust“ auf Feuertransparenten in den Wolken erscheinen. Zum Schlusse kam Momus unerschrocken herbei und brachte die verbannten Zeichen seiner Kunst dennoch Goethe zum Geschenk (es wurden demnach diese Gaben dem persönlich anwesenden Dichter überreicht). Hiermit war die solenne Eröffnung und Einweihung des Tiefurter Theaters feierlich vor sich gegangen.

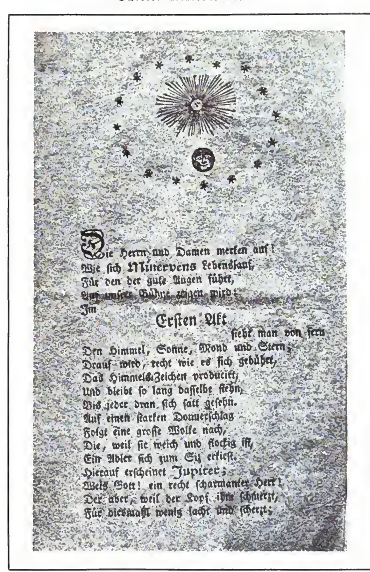
* „Goethe in Hauptzügen“ ꝛc. van Ad. Schöll. S. 494. Es wird, wie mich R. Köhler freundlich erinnert, die kleine Einsiedlerhütte gemeint sein, die nach Wielands Sendschreiben, einen Augenblick zuvor, an der Stelle des neuen Hof- und Waldtheaters stand.

* Peucer schreibt „dreiunddreißig“: in der Handschrift des Herzogs sagt die Göttin: „daß derselbe Tag vor 31 Jahren dem Publico — einen Mann schenkte“ ꝛc.



Titelblatt des Programms.
Faksimile-Aufnahme nach dem Originalblatt.

Man sieht, daß das ganze Schattenspiel darauf berechnet war, Goethe eine würdige, heitere Feier zu bereiten. — So weit Peucer, der, wie Schöll annimmt, nach weimarischer Tradition berichtete. A. Schöll suchte nun in den „Weimarischen Beiträgen zur Litteratur und Kunst“ (Weimar 1865, S. 137 f.) den Bericht



Die Herrn und Damen merken auf!
Wie sich Minervens Lebenslauf,
Für den der gute Augen führt,
Auf unsrer Bühne zeigen wird:
Im
Ersten Akt
sieht man von fern
Den Himmel, Sonne, Mond und Stern;
Drauf wird, recht wie es sich gebührt,
Das Himmels-Zeichen producirt,
Und bleibt so lang dasselbe stehn,
Bis jeder dran sich satt gesehn.
Auf einen starken Donnerschlag
Folgt eine grosse Wolke nach,
Die, weil sie weich und flockig ist,
Ein Adler sich zum Siz erkiest.
Hierauf erscheinet Jupiter;
Weis Gott! ein recht scharmanter Herr!
Der aber, weil der Kopf ihm schmerzt,
Für diesmahl wenig lacht und scherzt;

Erste Seite des Programms mit der Konstellation.
Faksimile-Aufnahme nach dem Originalblatt.

zu ergänzen. Wie wir aus unserer Mitteilung des Berichtes von der Hand des Herzogs sehen werden, benutzte schon Peucer zum Teil diesen Bericht, den er, wie das erwähnte Sendschreiben Wielands, aus dem Tiefurter Journal kannte. Schöll zog zu seiner Ergänzung eine weitere Quelle heran, das gedruckte „Programma",

das wohl an dem Abend selbst verteilt worden ist und von dem sich ein Exemplar noch auf der weimarischen Bibliothek findet. Dieses Programm erlauben wir uns hier nun gleichfalls vollständig mitzuteilen, da es neben dem nachfolgenden Bericht des Herzogs doch nicht fehlen darf. Dies dürfte um so mehr im Interesse unserer Leser sein, als jene Mitteilung Schölls nur wenigen zur Hand sein wird und wir einiges zum Programm zu bemerken haben, das nur, wenn wir es vor Augen haben, verstanden wird. Es wird hier buchstäblich nach dem Original mitgeteilt, wobei wir Herrn Bibliothekar R. Köhler für gütige Kollationierung zu danken haben. Wir geben selbst Lichtdruck-Faksimiles des Titels und der ersten Textseite.

Das Programma giebt eine Schilderung der Handlung des Schattenspieles. Es ist dabei auf eine Überraschung abgesehen, indem die Pointe, die Verherrlichung Goethes, vollständig verschwiegen wird: „Wir wollen hier nicht deutlich sein!" heißt es am Schluß. Schön ist nun, daß für das hier mit Strichen Angedeutete nur das Zeugnis des Herzogs Karl August vorhanden ist, es zu ergänzen, denn auch Peucer schöpfte, wie gesagt, aus dieser Quelle.

Das Programm ist mit zwei Vignetten geziert, und die zweite mahnte schon Schöll an „Dichtung und Wahrheit". Wir erinnern uns, daß daselbst sogleich im Eingang der glücklichen Konstellation gedacht wird, unter der der Dichter zur Welt kam: „Die Sonne stand im Zeichen der Jungfrau und kulminierte für den Tag, Jupiter und Venus blickten sie freundlich an, Merkur nicht widerwärtig, Saturn und Mars verhielten sich gleichgültig; nur der Mond, der soeben voll ward, übte die Kraft seines Gegenscheines um so mehr, als zugleich seine Planetenstunde eingetreten war. Er widersetzte sich daher meiner Geburt, die nicht eher erfolgen konnte, als bis diese Stunde vorübergegangen." Es überrascht nun nicht wenig, wenn die Vignette auf unserem Programm eine Konstellation darstellt, wie sie in der Stunde vor Goethes Geburt wirklich geherrscht haben soll. Indem das Programm nichts von einer Beziehung auf Goethe verraten soll, liegt hierin doch schon eine leise Andeutung, die in den Versen fünf bis zehn sich wiederholt, obwohl verhüllt durch die Beziehung auf Minervens Geburt. — Dachte man bisher, Goethe sei durch die Erzählung Bettinas veranlaßt worden, in „Dichtung und Wahrheit" die Stellung der Gestirne bei seiner Geburt der Erzählung voranzusetzen,* so ersehen wir aus diesem Umstande, daß Goethe schon lange vor Bettinas Geburt (1785) diese Konstellation besprochen haben muß. — Das Programm ist nun in Versen abgefaßt. Schöll sagt (in „Goethe in Hauptzügen" zc. S. 494) mit Bestimmtheit: „Bei dem Schattenspiel ‚Minervens Geburt' waren Reime und Musik von Seckendorff." — Die Umgebung Goethes, der Großherzog, sowie Knebel, Einsiedel, Seckendorff, selbst Wieland hatten für dergleichen Gelegenheitsdichtungen sich Goethes Manier derartig angeeignet, daß man ihre Erzeugnisse für die Goethes zu halten geneigt sein konnte, so wie ja L. Wagners „Prometheus" seiner Zeit und in unseren Tagen das Zauberspiel „Urteil des Midas" (Schöll a. a. O., 493) von Einsiedel oder Seckendorff Goethe zugeschrieben wurde. — Goethe hatte in seiner Darstellung in Prosa altfränkische Formen aus der Kanzlei- und Rechtssprache, der Bibel, aus Büchern, wie Pistorius, Nachrichten von dem Ursprung derer Fehden zc. und Götzens Lebensbeschreibung, endlich aus Hans Sachsens Dichtungen sich angeeignet und in Aufnahme

* S. v. Loeper „Zu Dichtung und Wahrheit" I, S. 232 f. Daß Bettinas Erzählung Wahrheit zu Grunde liege, ist nicht zu bezweifeln. Wir hören Goethes Mutter, wenn sie berichtet: „Oft sah er (Goethe als Knabe) nach den Sternen, von denen man ihm sagte, daß sie bei seiner Geburt eingestanden haben — und so hatte er bald heraus, daß Jupiter und Venus die Regenten und Beschützer seiner Geschicke sein würden." — Wir geben einen Lichtdruck des Titelblattes und der ersten Seite des Programma mit der Konstellation, wo der wie aus einer Lederkappe herausschielende Mond, der Goethes Geburt im Wege war, sehr bedenklich aussieht. Man macht sich davon doch nur dann die rechte Vorstellung, wenn man es vor Augen sieht!

gebracht. Er ging dabei aus auf schlichte, einfältige Wahrheit und ungeschminkte Natürlichkeit, lieber derb als empfindsam, und so trat denn sein Anhang, der seine Art annahm, in schroffen Gegensatz zu dem Anhang Klopstocks, der sich in übertreibender Verhimmelung des Meisters und in moderner Empfindsamkeit gefiel.* Die auf Natürlichkeit ausgehende, jeder Schaustellung des Gefühls, jeder Übertreibung unfähige Art Goethes war wenig geeignet zu Huldigungen, wie deren z. B. K. Fr. Cramer in seinem Werke „Klopstock. Er und über ihn" (1779 bis 1792, fünf Teile) darbrachte. Wenn nun Goethes Verehrer einmal dennoch ihrer Bewunderung Ausdruck gaben, so geschah es eingehüllt in Scherze und mit der treuherzigen Miene schlichter Einfalt, so daß der Ausdruck der Bewunderung in solcher Einkleidung ganz eigentümlich auffällt. Dies gilt von dem allerdings sehr flüchtig hingeworfenen Programma Seckendorffs ebenso wie von der Schilderung Karl Augusts. Derjenige aber, der mit diesen, ihre Empfindung in Scherz verhüllenden Personen näher vertraut ist, fühlt, wie doppelt mächtig die Wahrheit der doch hervorbrechenden und bündig ausgesprochenen Huldigung wirkt, wenn z. B. Herzog Karl August erzählt, wie Minerva im Buch des Schicksals gelesen: daß am heutigen Tag dem Publiko und verschiedenen diese Wohlthat erkennenden Menschen ein Mann geschenkt wurde, welchen wir jetzt für einen unserer besten und gewiß mit Recht für den weisesten Schriftsteller ehren xc. Als ob er aber den Ernst der schönen Worte verschleiern wollte, geht er dann noch in scherzhaft moralisierende Paramythien über, die den Schluß bilden und ihn dem Eingang ähnlich machen.

Ohne viel Worte in persönlichen Angelegenheiten erwähnt der Dichter der ihm widerfahrenden Huldigung kaum flüchtig in seinem Tagebuch. Den 25. August schreibt er, daß er der Herzogin Luise den „Tasso" gelesen, mittags bei Knebel gewesen, und setzt hinzu: „War diese Zeit her überhaupt gute Konstellation." Dies verrät uns, daß Goethe in jenen Tagen das Wort „Konstellation" geläufig war, was mit einer Besprechung der Konstellation bei seiner Geburt und der Hindeutung auf erstere im Programma zusammenhängen dürfte. Wenn er aber, wie oben, das Zusammenkommen mit Personen eine Konstellation nennt, so müssen wir uns auch erinnern, daß er in seinem Tagebuch gewisse Personen mit den astrologischen Zeichen von Gestirnen bezeichnet: den Herzog mit dem Zeichen des Jupiters ♃, die Herzogin Amalie mit dem des Mondes ☽, Frau v. Stein mit dem der Sonne ☉, Gräfin Werthern mit dem der Venus ♀, Wieland mit dem Merkurs ☿ xc. — An seinem Geburtstag (28. August) schreibt er in sein Tagebuch: „Abends in Tiefurt, wo man die ombre chinois gab." Tags darauf, 29. August, schreibt er an die Stein: „Gestern ist das Schauspiel recht artig gewesen, die Erfindung sehr drollig und für den engen Raum des Ortes und der Zeit sehr gut ausgeführt. Hier ist das Programm. NB. Es war en ombre chinois, wie du vielleicht schon weißt." — Das ist alles. In der That, wenn wir die Aufzeichnung des Herzogs nicht hätten, auf die sich auch die anderen Traditionen durchaus zu gründen scheinen, wir wüßten gar nicht, welch bedeutsame Huldigung dem Dichter damals dargebracht wurde. — Um so mehr verdient diese Aufzeichnung einmal vollständig mitgeteilt zu werden. Zweifelhaft ist, ob das Programma, wie es die Verse Seckendorffs angeben, auch vollständig zur Ausführung kam. Der reizenden Scene Vers 125 bis 134 erwähnt Herzog Karl August nicht. Die Venus hätte wahrscheinlich die Gräfin Werthern dargestellt, die in Goethes Tagebuch mit dem Zeichen der Venus gemeint ist.

* Ich habe in meiner Ausgabe von Goethes Dramen, I. Bd., S. 285, S. 431 zu 10 und S. 470, diese Beziehungen ausführlicher besprochen. Dort teilte ich auch das Bild zum Neuesten in Plundersweilern mit, auf dem man die Anhänger Klopstocks, ihm huldigend, sich umarmend, weinend xc. dargestellt findet.

Minervens Geburt
Leben und Thaten.

(Vignette: Gypsus mit dem Medaillon eines Minervenkopfs.)

Eine Tragi-Komödia
auf
dem C—— Wald-Theater
aufgeführt
den 28 August 1781.

Programma.

(Vignette: Eine Sonne mit Gesicht, darunter Vollmondsgesicht; eingefaßt in einen Kranz von 16 Sternen.)

Die Herrn und Damen merken auf!
Wie sich Minervens Lebenslauf,
Für den der gute Augen führt,
Auf unsrer Bühne zeigen wird:
Im 5*

Ersten Akt

sieht man von fern
Den Himmel, Sonne, Mond und Stern;
Drauf wird, recht wie es sich gebührt,
Das Himmels-Zeichen producirt,
Und bleibt so lang dasselbe stehn,
Bis jeder dran sich satt gesehn. 10
Auf einen starken Donnerschlag
Folgt eine grosse Wolke nach,
Die, weil sie weich und flockig ist,
Ein Adler sich zum Siz erkiest.
Hierauf erscheinet Jupiter; 15
Weis Gott! ein recht scharmanter Herr!
Der aber, weil der Kopf ihm schmerzt,
Für diesmahl wenig lacht und scherzt;
Betäubt von Unmuth und Verdruß,
Verlangt er seinen Medikus, 20
Dem er mit wenig Worten sagt,
Wie grausam ihn sein Kopfweh plagt.
Hierauf besinnt sich Eskulap,
Und nimmt den Gürtel sich herab,
Den er mit ziemlich kaltem Blut 25
Um Jovis Stirne binden thut;
Da dies ihm keine Lindrung schaft,
Giebt er ihm einen Kräuter-Saft,
Latwerchen, Magen-Elixir,
Und einen Eimer warmes Bier, 30
Bis er, weil nichts nach Wunsch gelingt,
Die Aderlaß in Vorschlag bringt;
Doch läuft auch diese fruchtlos ab,
So, daß erschrocken Eskulap
Den armen Zevs den er verläßt, 35
In seinem Blute liegen läßt.
Fast schon im lezten Augenblik,
Erscheint Vulkan, zu seinem Glük,
Und nimmt sich, wie ein braver Mann,
Des armen Patienten an; 40
Erklärt hierauf, daß Arzeney
Allhier sehr überflüssig sey,
Und sagt, es käm' der ganze Spaß
Von einem indigesten Fraß,
Wo Zevs sein Weib, die Metis heist, 45
Mit Haut und Haaren aufgespeist:
Das schlimmste wäre noch dabey,
Daß schwanger sie gewesen sey,
Und daß vielleicht die kleine Kröt'
Ihm jezt im Hirne sitzen thät. 50
Sehr heilsam, glaubt er, würde seyn,
Man schlüg es gradenwegs ihm ein;
Wozu er höflich gratulirt
Und seine Dienste offerirt.
Der alte Gott will lang nicht dran, 55
Bis endlich ihm sein Freund Vulkan
Nebst seinem Höllen-Compagnon,
Der seiner lange harret schon,
Den Gürtel, den ihm Eskulap
Vorhin statt einer Binde gab, 60
So fest um seine Gurgel schlingt,
Daß er sein Miserere singt.
Der Adler zwar, so gut er kan,
Nimmt sich des alten Herren an,
Allein er wird mit Riesen Kraft 65
Von seinem Posten weggeschaft.
Da nun sich nichts mehr opponirt,
Wird Zevs in Forma trepanirt,
So daß — wenn alles wohl gelingt —
Auf einen Schlag der Kopf zerspringt, 70
Aus dem, zum Wunder aller Welt,
Minerva, seine Tochter, fällt,
So schön von Wuchs und Angesicht,
Daß sie Vulkanens Herz durchsticht.
Indessen fühlt sich Jupiter 75
In seinem Haupte leidlicher;
Es wird, da wo man ihn bleßirt,
Ein gutes Pflaster applicirt,
Und alles, wie man denken kan —
Bis auf den armen Gott Vulkan, 80
Der immer nach Minerven blikt
Und ihr verliebte Seufzer schikt,
Obschon sie stets, mit hohem Geist,
Den alten Krippel von sich weist —
Ist in so freudigem Genuß, 85
Daß hier der Akt sich schließen muß.

* Die Verszählung ist von mir beigefügt. Schröer.

Mit eines Presta's leztem Takt
Beginnt hierauf

Der zweyte Akt

Minerva steht verwundert da,
Und weiß nicht recht, wie ihr geschah, 90
Nicht, was aus ihr noch werden soll,
Gefällt sich aber treflich wohl.
Wie sie so in Gedanken steht,
Erscheint, zu Adler, Ganimed
Und legt, nebst einem schönen Gruß, 95
Speer, Schild und Helm vor ihren Fuß.
Bey ihrem Puzze präsidirt
Die Eule, die sie ajustirt,
Und recht, wie eine Kammerfrau,
Sie überall beguckt genau, 100
Ob alles paßt und alles schließt.
So bald Minerva fertig ist,
Stellt sich ein Thron und ein Altar
Auf einer schönen Wolke dar;
Minerva, die sich niedersezt, 105
Mit ihrem Käuzlein sich ergözt.
Nach kurzer Zeit, tritt auf, zu Fuß,
Der fliegende Merkurius,
Der in Minervens neuem Staat
Das Amt des Ober-Marschalls hat. 110
Er stellt, als erster Cavalier,
Ihr alle, die da kommen, für.
Und nun erscheinen alt und jung
Vor ihrem Thron, zur Huldigung.
Zum ersten zeiget sich Apoll, 115
Macht alles, wie er's machen soll,
Und opfert ihr sein Instrument,
Mit einem großen Compliment.
Der Musen eine folgt darauf,
Legt einen Blumenkranz hinauf, 120
Und retirirt sich kurz und fix,
Mit einem à la mode Knicks.
Umhaucht von süßem Rosenduft
Durchschwimmt hierauf die freye Luft,
In ihrem Leib-Cabrialet, 125
Der Liebesgattin Majestät;
Sie nahet lieblich sich dem Thron,
Und reicht — zum wohlverdienten Lohn,
Und zu Minervens* größter Zier —
Den Gürtel ihrer Schönheit, ihr. 130
Minerva, die sehr höflich ist,
Sie drauf in ihre Arme schließt,
So, daß es jedem dünkt fast schön,
Zween Weiber so vereint zu sehn.
Zulezt erscheint auch Momus nach, 135
Und huldigt ihr, mit Unmuth doch;

* Vers 129 steht „Minervens“ ausnahmsweise nicht in Schwabacher Schrift.

Wornach der zweyte Akt vielleicht
Sein Ziel mit großem Larm erreicht.
Im

Dritten Akt

läßt Jupiter,
Nachdem ihm Ganimed vorher 140
Die Schakolade überreicht,
(Die er heraus vor andern streicht)
Minerven hohlen vor den Thron:
Der kleine Page eilt davon,
Nachdeme, wie man sehen wird, 145
Er mit dem Adler sich brouillirt.
Nach einer nicht zu langen Frist
Minerva nun erschienen ist;
Zevs giebt sehr weise Lehren ihr,
Die jeder kan errathen schier, 150
Und schärft ihr ganz besonders ein,
Der Ursach eingedenk zu seyn,
Warum man eigentlich der Welt
Zum Schauplaz hier sie aufgestellt.
Sie dankt sehr höflich ihm dafür 155
Und zeiget ihm nunmehr, was ihr
Vorhin, an Opfern mancherley,
Für Ehre wiederfahren sey;
Zeigt alles ihme Stük vor Stük:
Der Vater nimmt, mit weisem Blik, 160
Den Helm ihr von dem Kopf herab,
Sagt, zu was Ende er ihn gab,
Und segnet ihn von neuem ein.
Hilf, spricht er, ihr, gerecht zu seyn,
Doch kröne sie so lange nur, 165
Bis sie verläßt der Weisheit Spur!
Mit diesem Spruch geht er davon.
Minerva sizt auf seinem Thron,
Und ruft der Parcen eine her.
Da Clotho sich von ohngefehr, 170
Mit einem Buche in der Hand,
Spazierend, in der Nähe fand,
So tritt sie auf: zum großen Glük,
Las sie ein Buch, wo das Geschik
Der Menschen klar bezeichnet steht, 175
Für den der Griechisch gut versteht.
Minerva nimmt mit Majestät
Das Buch, und — — — —*
— — — — — — — — —
— — — — — — — — — 180
— — — — — — was nun kommen soll
Erräth' vielleicht ein jeder wohl,

* Die Zahl der Striche ist wie im Original wiedergegeben. Es ist in dem Raume dieser drei Zeilen nicht möglich, so viel zu sagen, als der Bericht Karl Augusts enthält. Die Huldigung, die Goethe dargebracht wurde und mit den Versen 185 u. 186 gemeint ist, blieb der Improvisation überlassen (s. den Schlußpassus S. 764).

Vielleicht auch mancher nicht — Allein
Wir wollen hier nicht deutlich seyn.
Genug, das Schauspiel endet sich, 185
Wie sichs gebührt, und wonniglich.

Anmerkung zu Vers 72 bis 74, 80 bis 82: Da Minerva van Corana Schröter, Vulkan vom Herzog gespielt wurde, sa ist die Hindeutung auf persönliche Beziehungen nicht zu verkennen. — 123 bis 134: Diese Scene läßt Karl August unerwähnt. Die Venus dürfte durch Gräfin Werthern dargestellt warden sein (s. S. 759).

Über das
Schattenspiel Minervens Geburt.

Bericht für das Tiefurter Journal von der Hand des Herzogs Karl August von Weimar.*

Den 28. dieses (Monats August 1781) wurde abends im petit Collisee alhier eines der neusten und seltsamsten Schauspiele fürgestellt. Es war nemlich ein pantomimisch-allegorisches Schattenspiel, nicht auf eine wie sonst oft gewöhnliche Art durch Puppen agirt, nein, vielmehr Männer und wohlerwachsene Frauen hatten sich freywillig und uneigennützigerweise eingefunden um das Publicum[1] durch ein theatralisches Stück, welches voll der feinsten Moral und Philosophie ist, zu unterrichten. Sie suchten alles, was den sogenannten Effect[2] am stärcksten bewürckte, anzuwenden und weil sie tiefe Kenner des menschlichen Hertzens waren, so ergriffen sie wohlbedächtig das Mittel der Umrisse. Denn allgemein und allen Denckern der Schaubühne ists bekant, daß[3] nichts leichter, als die mit den weitläuffigsten und allgemeinsten Grentzlinien[4] eingefaßten Begriffe, Eingang finden und sich fassen lassen. Denn je schwärtzer, dicker und breiter man die Sünde mit ihren Folgen mahlt, je schueller wird bey dem Jünglinge der Abscheu des Lasters erregt; je schärfer und reinlicher man aber das weiße Gewand der Tugend contornirt,[5] je lieblicher, erlanglicher und wünschenswürdiger wird sie dem[6] erst zur Befleckung reifen, aufschwellenden, allen Wohlgeschmack durchs Medium der Keuschheit noch ahndenden, reinen Anfänger werden. — Es wurde also, um es kurtz zu faßen, eine Pantomime hinter einem weißen Tuche en Silhouette aufgeführt. — In der Histoire Universelle des Théatres findet man nur ein eintziges Beyspiel dieser Art Vorstellung; daß Chiron nemlich, als er Achillen unterrichtete, ihm ein dergleichen Schauspiel, und zwar denselben Jegenstand[7] — und, wie man glaubt, in derselben Deutung als das gestrige aufgeführt wurde — gegeben hat. In jenem Wercke ists unter dem Namen[8] Umbras Palpitantes angegeben. Man hat, sagt man, ein Basrelief gefunden, auf welchem der Augenblick, wo die erste Rührung dieses Schauspiels Achillens junges Hertz trifft,[9] ganz außerordentlich[10] beweglich vorgestellt seyn soll. Die Schatten-Risse sollen flach erhaben vortrefflich darauf gehauen seyn. Bey einem[11] einzigen Scholiasten findet sichs noch (Hildebrandus glaubt man hieße er), daß diese Art Schauspiele bey den alten bekant waren. „Denn" sagt er „da Hercules am Scheidewege[12] war, müße ihm vermuthlich die Tugend[13] ein alt griechisches Gauckelspiel vorgemacht haben, bey welchem[14] sie sich ihm bloß in den äußern[15] Umrissen gezeigt hat, denn sonst würde er ja wohl nicht, als ein braver Kriegsmann und sich wohlbefindender Jüngling, sie ihrem Jegenparth[7] der niedl. Wollust vorgezogen haben."*

Der Jegenstand[7] des Stücks war die

---

* Großherzogl. sächs. Hausarchia Nr. 150, Abt. A, XVIII Amalia. Nach der eigenen Hs. des Herzogs Karl August kallatianiert. E. Wülcker. — Um das größere Publikum, das veraltete und unübliche Schreibungen nicht gewahnt ist, im Lesen nicht zu stören, haben wir die auffallendsten unten als Lesarten gegeben.

[1] daß P. — [2] Effeckt unterstrichen. Zu erinnern ist hier an Andrasan im Triumph der Empfindsamkeit, wa er sich über die leere Redensart: „Was das für einen Effekt auf mich macht!" lustig macht. S. meine Ausgabe von Goethes Dramen I, 426. — [3] das — [4] Grentzlienien.

[5] das ist: cantaurnirt. — [6] den. — [7] Wir haben die Schreibung, welche die Aussprache des Herzogs bezeichnet, im Text nicht ändern wallen. — [8] Rahmen. — [9] triest. — [10] auserordentl. — [11] einen. — [12] an scheide Wege. — [13] tugent. — [14] welchen. [15] äusern.

* vid. Hildebrandam de fictionibus ex rerum natura. Vol. XVII, pag. CCCCLXXII. Anmerkung Karl Augusts, der bei dem Namen Hildebrandus wahl an Hildebrand van Einsiedel dachte.

alte bekante heidnische Fabel von Minervas Geburth.

Jupiter hatte nemlich, da ihm verkündigt wurde, seine Frau, die Metis, würde ein Kind gebären,[16] welches ihn[17] vom Thron stoßen würde, seine Gemahlin in hochschwangern Umständen mit Haut und Haar gefressen. Er wurde über diesen Frevel sehr kranck und bekam entsetzliche Kopfschmertzen. Äskulap[18] versuchte vergebens seine Kunst, ließ ihm durch einen Cyclopen an der Nase zur Ader: umsonst! je mehr das Blut gereizt[19] wurde, je heftiger empfanden sich die Schmertzen. Vulcan kam endlich auch, seinen leidenden Vater zu trösten. Und da er sich vielleicht[20] ziemlich wohl auf die Generation verstand, bemerckte ers zuerst, daß etwas Lebendiges von ziemlich starcker Maße in Jupiters Kopf verborgen sein möchte. Er vermuthete, die unreife Frucht der gefressenen Metis möchte sich im Haupte des Vaters concentrirt haben und da nach Erlösung streben. Er schlug dem Jupiter vor, sich den Kopf öffnen[21] zu lassen. Jupiter, der, wie es vielen geht, den jegenwärtigen[7] Schmertz einer zukünftigen Furcht vorzog, willigte endlich halb und halb in eine gelinde Trepanirung. Vulcan aber zog die kürzeste Cur der feinern vor und spaltete ihm kurtz und gut den Scheitel und zog hierauf Minerven als ein wohlgebildetes ganz gekleidet und bewaffnetes[22] Frauenzimmer heraus. Der Vater nahm sie freudig als seine Tochter auf und die übrigen Götter begabten sie mit den köstlichsten Gaben und huldigten ihr.

Soweit war der Dichter unseres Stückes der Geschichte treu geblieben; den dritten Act fügte er hinzu.

Er ließ Minerven im Buche des Schicksals lesen und darin den Tag der Vorstellung, als einen glücklichen Tag finden. Sie besann sich: daß derselbe Tag vor 31 Jahren dem Publico und verschiedenen diese Wohlthat erkennenden Menschen einen Mann schenckte, welchen wir jezt für einen unserer besten und gewis mit Recht für den weisesten Schriftsteller ehren! —

Sie ließ, hierüber erfreut, einen Genium erscheinen, der den Buchstaben G in den Wolcken hielt, Minerva kränzte diesen Anfang eines werthen Namens,[23] gab ihm die von den Göttern empfangenen Geschenke, als: Apollos Leyer, der Musen Kräntze 2c., verwarf aber, als eine der göttlichen Jungfrauschaft gewidmete Dame, Momus Peitsche, welche er ihr, obgleich unwillig, auch geopfert hatte, denn an dem Riemen[24] der Peitsche hingen die Buchstaben des Wortes Aves,* welches dieser Gott als ganz besonders beliebte Stacheln immer mit sich führte, der keuschen Minerva aber nicht angenehm sein konte.

Sie hing dafür **Iphigenien** und ein Stück des Namens[25] eines Stückes von einem Sünder,** welches das Publicum immer nur als Stück zu behalten leider befürchtet.

Momus aber ließ sich nicht abschrecken, kam unversehens wieder und hing doch auch seine Geißel mit dem[26] ihm lieben Namen[27] als der andern Geschencke nicht unwürdig mit auf.

Mit diesem schloß sich das Stück, jeder ging theils verwundert, theils erfreut, geblendet oder erschläfert nach Hause: doch Wenigen war das moralische[28] Auge weit genug geöffnet,[29] um den Kern, das Saltz, nehmlich die in dem Stück verborgene Lehre zu errathen.

Undeutlich blieb zwar die Geschichte keinem,[30] denn ein bekannter Improvisatore, in unserm Journal als **Bruder Lustig** bekant, hatte die ganze Handlung in wolgesezte Reimlein gefaßt. Doch Wenige, ja leider vielleicht Keiner, zog den Nutzen

[16] gebehren. — [17] ihm. — [18] Asklap. — [19] gereitz. — [20] vieleicht. — [21] öfnen. — [22] bewafnetes.

[23] Nahmens. — [24] an den Riemen. — [25] Nahmens. — [26] den. — [27] Nahmen. — [28] Moralisches. — [29] geöfnet. — [30] keinen.

* **Die Vögel.** Wegen der unzüchtigen Reden Treufreunds und Hoffeguts der keuschen Minerva nicht angenehm.

** Faust. — Wahrscheinlich erschienen die Namen der Stücke „Iphigenie“ und „Faust“ in transparenten Inschriften. „Ein Stück des Namens“, wohl „F....“ als Hindeutung auf das damals nur als Fragment vorhandene Stück.

für sich heraus, den jeder sich bessern wollender Mensch doch so leichte hätte herausziehn können.

Betrachten wir die alte Götzengeschichte recht genau, so spühren wir, ob es gleich nur blinde Heyden waren, fast überall einige gute, des Christen würdige Lehren; ein sicheres Zeichen, wie heftig bei diesen verstockten Hertzen der heilige Geist, aber vergebens, anklopfte! —

Aus dieser uns vorgetragenen Geschichte die Nutzanwendung zu ziehen, wird uns ein Leichtes seyn. Denn ein Jeder sieht leichte, wie deutlich Jupiters Indigestion und übernatürlich Kopfweh den Schaden beweiset, welchen man zu leiden sich aussezt, wenn der einfältige Mensch sich denen Leidenschaften, als wie hier Jupiter der Furcht überläßt und wohl gar, gleich wie der Gott hier fürsichtlicher Weise seine Gemahlin fraß, etwas Sündliches begeht, um einem[31] vermeinttich gewiß kommenden Unglücke vorzubeugen.

So machen's viele Menschen, die da stehlen, weil sie fürchten Hungers zu sterben oder Jemanden ins Unglück bringen, weit sie fürchten, er würde angesehener als sie.

Hat nun aber der Mensch gefehlt und hat Schaden statt Vortheil, wie hier Jupiter Kopfweh statt Sicherheit aus seiner übergroßen Vorsicht, so überläßt er sich dann der ersten besten Hülfe, die ihm[32] vorkömt. Kan der leibliche oder gar der Seelenarzt[33] nicht mehr helfen, so frägt man die Quacksalbern oder geistlicherweise die schönen Geister und Encyclopedisten welche allerhand Sälbchen einem[34] dann wol vorschlagen, von welchen aber, kömts auf die Lezt, Gottweiß, keines nichts hilft. Steht uns endlich das Messer an der Kehle und wir sind noch nicht von Schmertzen ganz fühllos,[35] so will uns dann manchmahl noch das Glücke wohl und schicket uns irgend einen tüchtigen, wohl mit uns meinenden Vulcan, der schwartz, nicht von dem[36] Kienrusse, sondern von der Schmiede des Glaubens, nehmlich von der Kirche und denen alten Gebetbüchern und Bibeln ist; der in seinem langen dunckeln ungekünstelten Schmied-Habit kömmt, leise genug hört, um noch das Fünckchen Warheit, das[37] nach Erlösung trachtet, in unserm[38] Innern zu erhorchen; tapfer drauf schmeißt und versucht, ob der alte Sündenkopf noch nicht zum Calmuckenschädel[39] worden, sondern noch spaltbar ist. Gelingts dann endlich und das treibende Eisen der Überredung und Predigt dringt durch, so springt denn sauber, wohl geschmückt und froh das Jüngferchen Weisheit heraus. Wir erkennens für unser liebes Kind und lassen ihm,[40] wie dort Jupiter die falschen Götter Minerven zu huldigen und opfern anhielt. So hält denn der wieder(geborne)[41] Mensch seine böse Leidenschaften an, dieser seiner lieben Tochter Weisheit zu huldigen und sich zu unterwerfen.

Wir sehen aus diesem Bericht Karl Augusts vor allem, was aus der gedruckten Dichtung Seckendorffs nicht ersichtlich war und eigentlich der Hauptgedanke des Ganzen ist: daß der heutige Tag vor Jahren der Menschheit einen Mann geschenkt, „welchen wir jetzt für einen unserer besten und gewiß mit Recht für den weisesten Schriftsteller ehren.“ — Bedeutsam, als Worte Karl Augusts aus jener Zeit, ist dann noch besonders die Auszeichnung, die den noch unvollendeten Dichtungen „Iphigenie“ und „Faust“ zu teil wird, indem „Götz“ und „Werther“ gar nicht genannt werden.

[31] einen. — [32] ihn. — [33] Seelen Artz — [34] einen — [35] fühlloß.

[36] den. — [37] daß. — [38] unsern. — [39] Calmucken Schädel. — [40] nach „lassen ihm“ ist vermutlich ausgefallen: huldigen — [41] (geborne) unleserlich, Konjektur des Herausgebers.



Thal von Boroa und Vulkane von Villa-Rica.

Die Araukaner.

Von

Helmut Polakowsky.

Ein langes, schmales Küstenland, im Westen vom Abendmeer, vom Stillen Ocean, bespült, im Osten durch die mit ewigem Schnee und Eis bedeckten und mit zahlreichen Vulkanen gekrönten Anden von den Tiefebenen Argentiniens geschieden, liegt Chile vor unseren Blicken. Im Centrum dieses schönen Landes, im fruchtbarsten und gesundesten Teile desselben, zwischen dem Rio Bio-Bio und dem Rio Totten (zwischen 36 Grad 50 Minuten und 39 Grad 30 Minuten südl. Br.), ist die Heimat der Araukaner, des tapfersten und interessantesten aller Indianerstämme Amerikas, des einzigen Volkes, welches die Spanier trotz der größten Anstrengungen und trotz blutiger, durch Jahrhunderte fortgesetzter Kämpfe nie dauernd unterwerfen konnten.

Ich will zuerst die Lage, Sitten rc. der Araukaner zur Zeit ihres ersten Zusammentreffens mit den Spaniern schildern, dann einige Episoden aus den furchtbaren Kämpfen derselben erzählen und zum Schluß die heutige Lage dieses interessanten Volkes kurz besprechen. — Die erste sichere Kunde von dem Heldenvolke, mit dem wir uns auf diesen Blättern beschäftigen wollen, rührt vom Anfang des sechzehnten Jahrhunderts her. Damals versuchte der Herrscher des mächtigen Peru, Yupangui, sein Reich in südlicher Richtung auszudehnen. Seine Armee unterwarf die in der Wüste von Atacama und südlich derselben wohnenden Tribus und kam an den Rio Maule, welcher die Grenze zwischen dem Gebiet der Tribus der eigentlichen Chileser und dem der Promaukaner bildete. Diese Promaukas, unterstützt durch einige Abteilungen der Araukaner, geboten dem Marsche der Armee des mächtigen Inka Halt. Eine mörderische Schlacht, welche drei Tage währte, wurde geschlagen. Dieselbe blieb unentschieden; aber die Peruaner wagten

es in der Folge nie, den Maule zu überschreiten. — Die Spanier betraten zum erstenmal unter Diego de Almagro das Gebiet Chiles; Almagro trat seinen Marsch von Cuzco aus am 3. Juli 1535 an, marschierte am Titikakasee und durch das westliche Argentinien zur Cordillere, die er Ende März oder Anfang April 1536 im Passe von San Franzisko überschritt. (Nach D. Barros Arana.) Durch die Kälte und den Mangel an Nahrungsmitteln verlor Almagro fast sämtliche Pferde, über dreißig Spanier (von cirka fünfhundert, die er mitführte) und cirka sechshundert von den zehntausend Mann indianischer Hilfstruppen, die ihn begleiteten. Auf das scheußlichste hausten die spanischen Soldaten, die nur als goldgierige Räuber und Banditen zu betrachten sind, gegen die unglücklichen Eingeborenen, die sie viel schlimmer als ihre Lasttiere behandelten. Und wie die spanischen Soldaten, so — oder noch schlimmer — war ihr Führer. Zwei oder drei Spanier hatten sich von der Hauptarmee getrennt, um auf eigene Faust zu „erobern", das heißt durch Martern Gold zu erpressen, Lebensmittel zu rauben, die Indianer zu Sklaven zu machen und was die Spanier damals sonst unter Eroberung eines Landes verstanden. Da sich diese Banditen aber auch an den Frauen und Töchtern der Indianer vergriffen, erschlugen diese nach Fug und Recht diese Marodeure. Zur Strafe für diese „Rebellion" — als welche die Spanier jeden Widerstand gegen ihre Scheußlichkeiten bezeichneten — ließ Almagro dreißig Caziken lebendig verbrennen! Prescott („Eroberung von Peru") sagt hierüber: „Das Herz erbebt bei der Erzählung solcher Grausamkeiten gegen ein harmloses Volk, das mindestens doch keines anderen Verbrechens schuldig war, als seinen Boden zu gut verteidigt zu haben." Selbst die spanischen Räuber murrten über die Grausamkeit ihres Hauptmanns. Doch die Strafe blieb nicht aus. Von diesem Tage an zogen sich die Indianer von den Spaniern zurück, brachten keine Lebensmittel, töteten die Nachzügler ꝛc.

Mit den Trümmern seiner Macht erreichte Almagro das Thal von Coquimbo und drang dann bis zu den Flüssen Aconcagua und Maipo vor. Hier schlug er ein Lager auf und sandte eine Abteilung weiter in südlicher Richtung vor. Als diese in das Gebiet der Promaukaner gelangte, kam es am Rio Claro zur Schlacht. Die peruanischen Hilfstruppen wurden im ersten Ansturm zurückgeschlagen, und nun mußten die Spanier selbst den Angriff aushalten. Ihre Waffen und ihre Reiterei fügten den Eingeborenen viel Schaden zu, aber der Mut derselben blieb ungebrochen. Die Nacht setzte der Schlacht, in der von beiden Seiten viele Leute fielen, ein Ende; als sich aber am nächsten Morgen die Indianer abermals in Schlachtordnung stellten, zogen sich die Spanier zurück.

Almagro, erzürnt über das wenige Gold, welches er in Chile erbeutet hatte, ließ die Hütten der Eingeborenen verbrennen, ihre Felder zerstören, machte eine große Anzahl der Indianer zu Sklaven und trat mit diesen den Rückmarsch durch die Atacama nach Peru an. Dort wurde er, als er sich des Gebietes von Cuzco bemächtigen wollte, von Pizzaro enthauptet.

Den zweiten Einfall versuchten die Spanier 1539 unter einem sehr erfahrenen und tapferen Kriegsmann, Pedro de Valdivia, geboren im Jahre 1500 in Serena in Estramadura. Er ist der erste und wahre Eroberer von Chile. Zum Unglück für die armen Einwohner Chiles war auch er ein goldgieriger Tyrann. — Er konnte zum Zuge nach dem damals als arm verschrienen Chile nur zweihundert spanische Abenteurer bestimmen, drang mit diesen in Chile ein und gründete am 15. Februar 1541 im Thale des Rio Mapocho eine Stadt, die er Santiago de la Nueva Estramadura nannte. Die Indianer, die den ersten Spaniern sehr freundlich entgegengekommen waren, bezeigten sich dem Valdivia feindselig. Er ließ deshalb eine größere Anzahl ihrer Caziken in der neuen Stadt gefangen

setzen und machte dann mit sechzig Reitern einen Streifzug nach Süden. In seiner Abwesenheit griffen die Chileser die Stadt an und legten sie in Asche. Sie wollten ihre Caziken befreien. Aber hieran verhinderte sie die Maitresse des Valdivia, Ines Suarez, „welche mehr aus unmenschlicher Wut als männlicher Tapferkeit den (gefesselten) Gefangenen mit einem Beile den Kopf abschlug.“ (J. Molina.) Als aber Valdivia bald darauf zurückkehrte, richteten die Spanier unter den nur mit Schleudern und Bogen bewaffneten und fast nackten Chilesern ein furchtbares Blutbad an, wobei fast die ganze waffenfähige Mannschaft der Eingeborenen getötet wurde. Der Rest floh in die Wälder.

Von den dreißig Pferden der Besatzung waren beim Sturm auf Santiago dreiundzwanzig getötet und desgleichen vier „Christen“. Die Spanier, die von den Indianern verlangt hatten, daß dieselben für sie Sklavendienste leisteten und die Felder bestellten, waren jetzt gezwungen, dies selbst zu thun. Aber die Indianer brachen oft aus den Wäldern und Gebirgen hervor und zerstörten die Anpflanzungen, um so die Spanier zum Verlassen des Landes zu zwingen. Die sogenannten „christlichen und friedlichen Indianer“, das heißt die durch das Schwert der Spanier zu Sklaven gemachten rechtmäßigen Herren des Landes, die nicht die Flucht oor den Christen ergreifen konnten, mußten im Thale von Caucanagua Gold waschen. Mit dem so gewonnenen Golde sandte Valdivia den Monroy mit fünf Reitern nach Peru, um Hilfstruppen zu holen. Aber die Indianer erschlugen in der Atacama vier Spanier und nahmen ihnen das Gold ab. Monroy wurde gefangen, entfloh später, kam nach Peru und stellte sich dem Vaca de Castro vor. Im September 1543 erhielt Valdivia dreihundert Mann spanische Soldaten und rückte nun nach Süden vor. Er gründete (1544) die Stadt Serena (das heutige Coquimbo), drang in das Gebiet der Promaukaner ein, denen er zwei glückliche Treffen lieferte, und kam


Don Pedro de Valdivia.
Nach einem Gemälde aus dem sechzehnten Jahrhundert.

bis an den Strom Bio-Bio (1546). Hier aber fielen (bei Quilacura) die Araukaner über ihn her und brachten ihm so große Verluste bei, daß er nach Santiago zurückkehrte. Von dort ging Valdivia nach Peru, diente unter dem Vicekönig Gasca, der ihn zum Heerführer ernannte, und schlug den Rebellen Gonzalo Pizarro in der Schlacht bei Xaquixagua am 8. April 1548.

Im August 1548 war Valdivia wieder in Chile, wo Serena inzwischen von den

Eingeborenen zerstört war. Valdivia bestrafte die rebellischen Indianer, welche ihre Peiniger verjagt hatten, und trat nun den Zug zur Unterwerfung der Araukaner an. — An dieser Stelle will ich die Angaben über die Sitten derselben einfügen, so wie uns dieselben durch Alonso de Ercilla in dem wunderbaren Heldengedichte „La Araucana“ und durch Molina und andere Historiker übermittelt worden sind.*

Der Name des Landes Arauko kommt von dem Worte aucá, frei, und bedeutet also das Land der Freien. Die Araukaner sind von mittlerer Größe, breitschulterig und überaus kräftig und von kriegerischem Ansehen. Die Farbe derselben ist heller als die der übrigen Indianer Südamerikas, die Tribus von Boroa zeigen viele fast weiße Individuen. Das Gesicht ist rundlich, die Augen sind klein, aber sehr lebhaft, die Nase breit, der Mund klein, Beine kurz und kräftig, Füße klein, aber etwas platt. Nur sehr wenige zeigen Spuren von Bartwuchs, welchen sie als ein Zeichen von Unreinlichkeit betrachten und deshalb jedes Haar aus dem Gesicht entfernen. Die Frauen sind zarter gebaut, und unter einigen Tribus, wie zum Beispiel bei den Boroanern, findet man einige, die wirklich schön sind. Erst mit sechzig bis siebzig Jahren beginnen die Araukaner zu ergrauen, und über hundert Jahre alte Personen findet man häufig unter ihnen. Ihr Geist ist rege, Freiheits- und Vaterlandsliebe sind ihre hervorragendsten Eigenschaften, Tapferkeit die erste Tugend. Zudem sind sie großmütig und gastfrei, erfüllen ihre Versprechungen, sind dankbar gegen ihre Wohlthäter und mitleidig gegen die Gefangenen. Es sind in den über zweihundertjährigen Kämpfen der Spanier mit den Araukanern nur zwei Fälle bekannt, daß diese je einen Kriegsgefangenen den Göttern geopfert haben (Molina), deren erster Valdivia selbst war. Die in vieler Beziehung hoch civilisierten Mexikaner schlachteten bekanntlich ihren Götzen jährlich Tausende von Kriegsgefangenen. — Ihre Hauptlaster sind Faulheit, Trunksucht und Hochmut, der sie alle anderen Nationen verachten läßt. Ihre Kleidung, aus selbstgefertigten Wollenstoffen gemacht, ist ehrbar und einfach; besonders ist die dunkelblaue Farbe beliebt. Die Frauen flechten die Haare in mehrere Zöpfe und schmücken den Kopf mit unechten Smaragden und silbernen Ohrgehängen, Hals- und Armbändern aus Glaskugeln ꝛc. Zu besonders festlichen Gelegenheiten bemalen sich die Frauen das Gesicht, indem ein dunkelroter Strich von Ohr zu Ohr oberhalb der Augen und Nasenwurzel gezogen wird. Die untere Partie bis zur Nasenspitze und der Hälfte der Wangen wird schwarz bemalt. Die Zöpfe werden oft um den Kopf gewunden, so daß die Enden derselben an der Stirn oder seitwärts bei den Ohren herabhängen. Hängen die Zöpfe frei herab, so ist das Hinterhaupt durch ein buntes, weit in den Nacken herabhängendes Tuch bedeckt.

Die meisten Araukaner huldigen der Vielweiberei, und jede Familie wohnt auf der von den Vätern ererbten Scholle, auf der sie etwas Ackerbau und Viehzucht treiben. Sie wohnen nicht in Städten und Ortschaften, sondern die Häuser stehen einzeln und frei auf offenem Felde. Entsprechend der Formation des Landes war das ganze Gebiet von Arauko in vier Provinzen geteilt. Die erste, das am Meere belegene Land, umfaßte die Gebiete von Arauko, Tucapel, Illicura, Boroa, und Nagtolten; die zweite, das ebene Land (östlich der Cordillere von Nahuelbuta), umfaßte die Gebiete von Encol, Puren, Repocura, Maquegua und Mariquina; die dritte, das am Fuße der Cordillere liegende und meist mit dichten Urwäldern bedeckte Land, bestand aus den Gebieten von Marven, Colhue, Ciacaico, Queregna und Guanagua; die vierte Provinz begriff die wilden Hochebenen der Cordilleren, und hier wohnten die

* Die beste Zusammenstellung aller alten und neueren Angaben über die Araukaner findet sich in: J. T. Medina, Los aborijenes de Chile. Santiago. 1882.

meist nomadisierenden Puelker oder Pehuelches, die ihre Jagd- und Raubzüge weit in die Pampas der Argentina ausdehnten. das Zeichen der Würde des Toqui. Die Macht des Toqui ist in Friedenszeiten gering, wichtige Dinge werden auf großen



Araukaner mit Frau und Kind

Versammlungen von allen Ulmeni und hervorragenden oder erfahrenen Kriegern besprochen. Die Würde der Toqui und Ulmeni ist erblich; stirbt eine Familie

Jede Provinz wurde von einem Toqui und jedes Gebiet von einem Ulmeni regiert, was dem sonst üblichen „Cazike“ entspricht. Eine Axt aus Porphyr oder Basalt ist

derselben aus, so erwählen die Bewohner des betreffenden Gebietes eine andere. Die einzige Abgabe und der einzige Dienst, welchen die Araukaner ihren Vierfürsten (Toqui) leisten, ist der: seinem Ausruf zum Kriegsdienst zu folgen. — Geschriebene Gesetze fehlen; mit dem Tode werden resp. wurden früher bestraft: Meineid, Mord, Ehebruch, große Diebstähle und Zauberei. Kleine Vergehen werden nach dem Widervergeltungsrecht bestraft. Gefängnisse sind unbekannt, die Ulmeni sprechen Recht.

Ganz vorzüglich sind die militärischen Einrichtungen der Araukaner. Ist im großen Rate der Krieg beschlossen, so wird einer der vier Toqui zum Oberfeldherrn erwählt. Ist unter diesen keine fähige Person vorhanden, so wird einer der Ulmeni zum Toqui erkoren. Der so erwählte Toqui ist Oberfeldherr; er erhält die steinerne Axt, und die übrigen drei oder vier legen ihr Amt bis zur Beendigung des Krieges nieder und schwören dem neuen Toqui Treue und Unterwürfigkeit. Der Kriegstoqui ernennt seinen Stellvertreter (Vicetoqui) und die höheren Offiziere und sendet an alle Tribus Botschafter, die zur Beglaubigung ein Bündel mit einem roten Faden zusammengebundener Pfeile tragen, woran der Finger eines erschlagenen Feindes gebunden ist.

Zuerst erschraken die Araukaner, wie alle Eingeborenen von Amerika, vor den Pferden. Aber sie gewöhnten sich sehr bald an den Anblick dieser Tiere, benutzten die erbeuteten Pferde zur Zucht und schon 1568, besonders aber seit 1585 führten sie von Jahr zu Jahr wachsende Scharen von Reitern in die Schlacht. Bald wurden die Araukaner die gewandtesten Reiter in ganz Amerika. Das Fußvolk ist in Regimenter von je tausend Mann geteilt, jedes Regiment besteht aus zehn Compagnien von je hundert Mann. Fußvolk und Reiterei führen Feldzeichen, blau und rot mit einem weißen Stern. Diesen fünfeckigen Stern trägt heute das Wappen der Republik Chile. Die Araukaner führten Helme, Küraſſe und Schilde aus hartem Leder, ihre Waffen waren Piken, Keulen, Bogen, Pfeile und Schleudern und für die Reiterei Säbel und Lanzen. Zwischen je zwei Pikeniere stellten sie in der ersten Zeit einen Bogenschützen oder einen Schleuderer oder Keulenträger. Da die Araukaner aber bald erkannten, wie unwirksam ihre Pfeile und Schleudern und auch ihre Schilde und Panzer gegen die Panzer und Waffen der Spanier waren, schafften sie diese ab und stellten nur Keulenträger ein. Mit den schweren Keulen zerschmetterten diese überaus kräftigen Streiter die Küraſſe und Helme der Spanier. — So oft sie Feuerwaffen und Pulver erbeuteten, bedienten sie sich derselben in den nächsten Schlachten mit Geschick, aber zur Fabrikation des Schießpulvers brachten sie es nicht. Auch der erbeuteten Schwerter, Dolche und Säbel der Spanier bedienten sie sich. Jeder Krieger führte einen Beutel gerösteten Weizenmehles mit sich; dieses giebt mit Wasser angerührt eine kräftige Nahrung. Da jeder Knabe bereits im zartesten Alter sich für eine der genannten Waffen der Araukaner entschied und sich von Jugend an nur im Gebrauch dieser übte, so war jeder Mann ein vorzüglicher Soldat. Der Wachtdienst war vorzüglich organisiert; während der Nacht mußte jeder Soldat ein Feuer unterhalten, wodurch das Lager einen ebenso furchtbaren als schönen Anblick gewährte.

Ihre Taktik und ihr Geschick in der Errichtung von Verschanzungen erregte selbst die Bewunderung des Valdivia, eines der besten Feldherren der Spanier. In der Schlacht wurden die Regimenter in drei Haufen geordnet: Centrum und Flügel der modernen Schlachtordnungen. Den rechten Flügel, in den späteren Schlachten immer aus Reiterei bestehend, führte der Vicetoqui, das Centrum — stets aus Fußvolk gebildet — der Toqui selbst. „Sobald das Zeichen zum Angriff gegeben ist, gehen die araukanischen Krieger wie Verzweifelte auf den Feind los, denn im Kriege sein Leben zu verlieren, ist bei ihnen die größte Ehre; ihr An-

griff ist gewöhnlich von einem fürchterlichen Geschrei begleitet, und ungeachtet der entsetzlichen Niederlage, die das grobe Geschütz unter ihnen anrichtet, bemühen sie sich doch jederzeit, in den Mittelpunkt der feindlichen Armee einzudringen." (Molina.) — Die grimmigsten Kämpen waren die Keulenträger, die alles ohne Erbarmen niederschlugen. Auch im wildesten Getümmel werden die Befehle der Offiziere befolgt und wird die Ordnung der Schlachtreihe beobachtet. Die Schlachtmusik wird von Trommeln, Pfeifen und Flöten ausgeführt.

Auch die religiösen Vorstellungen der Araukaner waren und sind durchaus nicht „barbarisch". Der Abbé Molina schreibt hierüber: „Die Unsterblichkeit der Seele wird von den Araukanern durchgehends geglaubt, und diese tröstende Wahrheit ist ihrem Gemüt fest eingeprägt. Sie glauben ferner, daß der Mensch aus zwei sehr verschiedenen Wesen besteht, nämlich aus einem zerstörbaren Körper, den sie anca nennen, und der Seele, die bei ihnen am oder pulli heißt; von letzterer sagen sie ferner, daß sie ancanolu, das ist unkörperlich, oder mùgealu, ewig, immerwährend sei." Über das Schicksal der Seele nach dem Tode sind die Ansichten getrennt; viele glauben aber an Himmel und Hölle.

Die Toten werden auf der bloßen Erde niedergelegt und daneben bei einem Manne die Waffen aufgepflanzt. Auch viele Lebensmittel und Apfelwein wird neben den Leichnam gestellt, welche der Seele auf ihrer großen Reise gen Westen, jenseits des großen Meeres, zur Nahrung dienen sollen. Der Leichnam wird dann mit Erde und zuletzt mit schräg gestellten flachen Steinen bedeckt. — Die Gewitter halten sie für Schlachten der abgeschiedenen Geister ihrer Landsleute mit denen der Spanier. Blitz und Donner sind die Wirkung des spanischen Geschützes. Zieht das Gewitter nach den spanischen Besitzungen, so feiern sie dies als einen Sieg der Geister ihrer Väter. — Das Jahr wird nach dem Laufe der Sonne vom 22. Dezember an gerechnet; es wird in 12 Monate zu 30 Tagen geteilt, der letzte Monat zählt aber 35 Tage. Die Monate haben bestimmte Namen; so wird unser Januar als Fruchtmonat, der Februar als Erntemonat, der März als Weizenmonat u. s. w. bezeichnet. Jeder Tag wird in zwölf Teile geteilt, sechs für den Tag und sechs für die Nacht. Jede dieser Stunden, die also zweien unserer Stunden entspricht, hat ihren besonderen Namen. Die Stunden werden durch den Stand der Sonne oder der Gestirne bestimmt. — Redekunst und Dichtkunst sind sehr gepflegt und geschätzt, desgleichen sind ihren Ärzten die einheimischen Medizinalpflanzen und ihre Wirkung wohl bekannt. Eine Schriftsprache fehlt. Jeder Ulmen muß ein gewandter Redner sein; erfüllt er diese Vorbedingung nicht, so wird ein jüngerer Bruder oder ein anderes Mitglied der betreffenden Familie zum Ulmen gewählt. Ihre Gedichte feiern meist die Thaten ihrer Helden. — Bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts kursierten keine Münzen unter den Araukanern, aller Handel beruhte auf Tausch.

Alle Araukaner betrachten sich als Brüder und grüßen sich auch mit diesem Namen. Einem Notleidenden stehen alle bei, weshalb Bettler in diesem Lande unbekannt sind. Die Frauen besorgen zum größten Teil die Feldarbeit; jede Frau muß ihrem Manne täglich eine Speise zubereiten. Die Reinlichkeit in den Häusern der Araukaner ist erstaunlich, Männer und Frauen baden täglich. Aus Mais bereiten sie eine Art Bier, aus wilden Äpfeln Wein. Große Feste werden immer durch Gelage gefeiert, die mit allgemeiner Trunkenheit enden. Tanz und Spiel sind sehr beliebt. Ringen, Laufen, Ballschlagen, Schwimmen und andere gymnastische Spiele werden von den jungen Leuten eifrig gepflegt.

Ich kehre nun zur Geschichte des Valdivia, das heißt zur Geschichte der Eroberung des von den geschilderten „Wilden" bewohnten Landes durch die Spanier, zurück. — Ende 1549 ging Valdivia über den Itata, der in den Bio-Bio fällt, und

kam an den Bio-Bio. Hier hatte er ein kleines Gefecht mit den Araukanern zu bestehen. Inzwischen hatten diese den Aillavilu zum Toqui erwählt, und dieser traf mit viertausend Mann auf die Spanier nahe bei der Mündung des Bio-Bio. (März 1550.) Valdivia schreibt, daß er über dreißig Jahre Soldat sei und in Europa Indianer fiel der Toqui, der beim Angriff auf das spanische Viereck im Vordertreffen focht, und mit ihm die ersten Offiziere. Jetzt zogen sich die Araukaner zurück nach großen Verlusten. — Valdivia ließ sofort (bei Penco) ein Fort erbauen, um sich besser gegen die Araukaner verteidigen zu können. — Der neue Toqui, Lincoyan,



Araukaner mit seiner Mutter und Tochter.

und Amerika gefochten und an unzähligen Schlachten und Gefechten teil genommen habe, aber solch einen wütenden Anfall habe er noch nicht erlebt! (Zweiter Brief des Valdivia an Kaiser Karl V. vom Oktober 1550.) Die langen Spieße der Araukaner verhinderten die spanische Reiterei, die Indianer niederzureiten. Die spanische Infanterie formierte ein Viereck, und die Reiterei fiel zuletzt den Araukanern in die Flanke. Zum Unglück für die

griff das spanische Fort im nächsten Jahre (1551) mit drei Heerhaufen an, erlitt aber eine völlige Niederlage durch die spanische Artillerie und Reiterei. Den gefangenen Araukanern ließ Valdivia (wie er im genannten Briefe selbst an Kaiser Karl schreibt) die Hände abhauen und die Nase abschneiden und sandte sie so ihren Landsleuten zurück! Er wollte — wie dieser Anführer der „Christen“ schreibt — dadurch die Rebellion der Araukaner be-

strafen, welche ihn angegriffen hätten, trotzdem er ihnen oft Boten gesandt und sie zur Unterwerfung aufgefordert habe! — Am 5. Oktober gründete Valdivia am Ausfluß des Bio-Bio die dritte Stadt und nannte sie Concepcion del Nuevo Estremo.

Als die so gräßlich verstümmelten Gefangenen zu den Araukanern zurückkehrten, erstarrten diese „Wilden“ vor Schrecken, und eine dumpfe Verzweiflung bemächtigte sich derselben. Sie hatten zudem die Ohnmacht ihrer Pfeile und Schleudern erkannt und zum Unglück einen überaus zaghaften und vorsichtigen Toqui zum Führer, der nach dem mißglückten Angriff auf das spanische Fort sich nur beobachtend verhielt. Da Valdivia zu dieser Zeit Verstärkungen aus Peru erhielt, setzte er seinen Marsch nach Süden fort und gründete (1552) am Rio Cauten die vierte Stadt, Imperial. — In seinem dritten Briefe an Kaiser Karl giebt Valdivia eine gute Schilderung des Landes und seiner Bewohner; beide verteilte er unter seine Begleiter. Hieronimus Alderete gründete am See Laquen die Stadt Villa-Riea und



Araukanerfrau mit Kind.

Valdivia selbst gründete im Süden die sechste Stadt, die er nach seinem eigenen Namen benannte. Während dieser Zeit verhielten sich die Araukaner unthätig; Lineoyan folgte mit seinem Heere dem Valdivia, wagte ihn aber nicht anzugreifen. Valdivia kehrte nach dem Bio-Bio zurück und gründete in dem Bezirk von Eneol die siebente Stadt, La Frontera, nahe bei dem heutigen Angol.

Damals, im Dezember 1553, stand

Valdivia auf der Höhe seiner Macht. Das ganze Gebiet von Arauko hatte sich ihm unterworfen, sein Ruf als Kriegsmann ersten Ranges war in Spanien und Amerika fest begründet. Er war sehr reich, aber eine unersättliche Gier nach dem Besitze von Gold ließ ihn die Ende 1552 entdeckten reichen Goldwäschereien von Quilacoga, vier Leguas östlich von Concepcion, mit größtem Eifer ausbeuten. In dieser Stadt hatte Valdivia sich einen Palast erbauen lassen, und hier hielt er sich mit Vorliebe auf. Die Tausende seiner araukanischen Vasallen, oder richtiger Sklaven, mußten für ihn in den genannten Goldwäschen arbeiten und lieferten ihm täglich bis zehn Mark (à 17,5 Gramm) Gold. Seine baren Einnahmen im Jahre 1553 werden auf cirka eine Million Dollar geschätzt. Das ganze Land zwischen dem Bio-Bio (Imperial), dem Rio Cautin und dem Gebirge von Nahuelbuta, das fruchtbarste, bevölkertste und reichste Gebiet Chiles, war seine „Encomienda". Innerhalb derselben hatte er drei Festungen: Arauko, Tucapel und Puren, erbaut.

Die unglücklichen Indianer mußten nackt, durch die Peitsche der Aufseher an den Waschtrog gefesselt, für Valdivia arbeiten. Sie hatten in einer bestimmten Zeit eine bestimmte Anzahl Unzen oder Mark Gold pro Familie oder Tribus abzuliefern, wollten sie sich nicht unmenschlichen Strafen aussetzen.* Der schweren, ungesunden und ungewohnten Arbeit bei mangelnder Kost erlagen die Unglücklichen zu Hunderten, und eine dumpfe Verzweiflung bemächtigte sich derselben. — Als einer der spanischen Banditen aber aus einem nichtigen Grunde einen angesehenen Caziken der Araukaner bei Angol lebendig verbrennen ließ, brach die Entrüstung aus. Sie töteten den Unmenschen und verwundeten einen Neger, der Aufseher auf einer anderen Hacienda war. Dieser warf sich schnell auf ein Pferd und brachte dem Valdivia diese Nachrichten nach Concepcion. Wenige Tage darauf (am 11. oder 12. Dezember 1553) brachte ihm zudem ein Indianer die Botschaft, daß sich das ganze Land zwischen dem Cautin und dem Bio-Bio einmütig wie eine einzige Tribus gegen die Spanier erhoben habe. Bei dieser Nachricht erschrak der Tyrann, er sah die Frucht vierzehnjähriger Kämpfe und Sorgen verloren! — Im Fort von Arauko stand D. de Maldonado mit zehn Mann, in Tucapel M. de Ariza mit zehn Mann und vier Kanonen und in Puren G. de Almagro mit fünfzehn Mann. (V. Makenna.) — Die Araukaner hatten zum Toqui den Caupolican (richtiger Queupolican), den Alonso de Ercilla mit Recht zum Haupthelden in seiner berühmten „Araucana" gemacht hat. Dieser hatte das Fort von Tucapel angegriffen, Ariza war mit der Besatzung in der Nacht geflohen und die Araukaner hatten das Fort sofort in Asche gelegt. Maldonado wollte mit sechs Mann dem Fort von Tucapel zu Hilfe kommen, als er aber die rauchenden Trümmer desselben sah, kehrte er um. Aber die Araukaner schnitten ihm den Rückzug ab, erschlugen fünf seiner Leute und nur Maldonado und einer seiner Soldaten entkamen, mit Wunden bedeckt, dank der Schnelligkeit ihrer Pferde.

Valdivia machte noch am selben Tage, an dem er diese Nachrichten erhielt, einen Zusatz zu seinem bereits 1549 gemachten Testament und schrieb an die verschiedenen Befehlshaber, ihnen Ersatz in sichere Aussicht stellend. Noch in derselben Nacht brach er mit vierzehn Reitern auf. Eine düstere Stimmung hatte sich seiner bemächtigt; der Ausspruch eines Wahrsagers, gemacht, als sich Valdivia bei der Plünderung von Rom (durch den Connetable von Bourbon) beteiligte, daß er einst durch die Hände seiner Vasallen den Tod finden würde, soll ihm in das Gedächtnis gekommen sein. — Unter den indianischen Pagen, meist Söhne berühmter Caziken, befand sich auch Lautaro, der später zu so großem Ruhme als Führer der Araukaner gelangte. Statt direkt mit allen vorhandenen

* Nach Herrera mußten 50000 Indianer für Valdivia arbeiten; nach Rojales weniger als 20000.

Mannschaften nach dem Kriegsschauplatze zum Entsatz von Arauko aufzubrechen, wandte sich der goldgierige Valdivia zuerst nach den Goldwäschereien, um diese für sich zu sichern. Unter den zehn- bis zwanzigtausend Indianern, die hier nackt — um keine Waffen verbergen zu können — Gold waschen mußten und von nur sechzig Spaniern bewacht wurden, machten sich bereits die Anzeichen der Empörung bemerkbar. Als man dem Valdivia das am vorigen Tage gewaschene Gold zeigte, um ihn zu erheitern, wies er dasselbe mit den Worten zurück: „Ich lobe den, der es geschaffen hat.“ — Aber diese fromme Anwandlung ging schnell vorüber, und statt den hartbedrängten Landsleuten in Angol, Imperial, Villa-Rica und Valdivia schleunigst zu Hilfe zu eilen, ließ er Befestigungen bei den Goldwäschen aufwerfen, um sich diese zu sichern. Endlich am 21. Dezember brach Valdivia mit dreiundfünfzig Mann* und über zweitausend Promaukanern und Peruanern auf, überschritt den Bio-Bio (zum letztenmal) und erreichte Arauko. Obgleich die Gegend um dieses Fort noch scheinbar ruhig war, hatten sich auch hier bereits alle Eingeborenen mit ihren Weibern und Kindern und desgleichen die indianischen Diener (yanaconas) und Pagen der Spanier gegen die Spanier, ihre Peiniger und Mörder, verschworen. Alle Wege waren durch die Scharen der Araukaner gesperrt, alle Nachrichten von den spanischen Ansiedelungen fehlten. Valdivia befahl dem Kommandanten von Puren, mit seinen besten Soldaten sich am 26. Dezember vor Tucapel einzufinden. Am 24. trat Valdivia den Marsch nach Tucapel an; am 25. abends schickte er den Bobadilla mit einigen Spaniern zur Erforschung des Weges voran. Valdivia, der an der Spitze seiner Truppen ritt, erschrak auf das heftigste, als er am anderen Morgen nach einem kurzen Marsch die noch blutenden Glieder seiner Sendlinge an den Bäumen aufgehängt fand. Er ließ Halt machen und hielt einen Kriegsrat. Er selbst war dafür, nach Concepcion zurückzukehren, um


Kopfputz der Araukanerinnen.

später mit größerer Macht den Marsch anzutreten. Aber der Gedanke an den G. de Almagro und seine Soldaten, die sich um zwölf Uhr desselben Tages bei den Ruinen von Tucapel einfinden sollten und die er nicht ihrem Schicksal überlassen konnte und durfte — falls er nicht seinen ganzen militärischen Ruf verlieren wollte — bestimmten ihn zur Fortsetzung des Marsches. G. de Almagro hatte gleichfalls die scheußlichsten Grausamkeiten gegen die Indianer verbrochen und durfte deshalb auf keinerlei Schonung rechnen. Am Mittag des 26. Dezember erreichte Valdivia die Ruinen von Tucapel. Am Rande eines Maisfeldes bemerkte man eine Indianerin, und diese stieß, sowie die Spanier sich ihr näherten, einen lauten Schrei

* Nach Vicuña Malenna. — Nach anderen Autoren hatte er zweihundert Spanier, nach anderen sechzig bei sich. Die Angaben über die Anzahl der Hilfsvölker schwanken zwischen zweitausend und fünftausend Mann.

aus. Bei diesem Signal erhoben sich Tausende (sechs bis zehn) von Araukanern, die bisher im Gebüsch versteckt gelagert hatten, stießen ihr Schlachtgeschrei aus und ließen ihre Kriegsmusik erschallen. Ihre Schlachtordnung bildete einen Halbmond. Die Spanier fochten wie die Löwen, aber ihr Untergang war unvermeidlich, als während der Schlacht Lautaro mit einem kleinen Teile der Hilfstruppen zu den Araukanern überging und diese zu einem nochmaligen Angriff anfeuerte. Die drei ersten Angriffe hatte



Araukanergrab.

Valdivia zurückgeschlagen. Die Schlacht währte sechs Stunden, und nur ein Spanier und zwei Promaukaner entkamen dem rächenden Arme der Araukaner. Valdivia fiel mit seinem Kastellan lebendig in die Hände der Araukaner. Da es Nacht geworden, verschoben sie seinen Opfertod auf den nächsten Morgen. Dann wurde der mit zahlreichen Wunden bedeckte Eroberer Chiles nackt auf ein Rad gebunden, und nachdem ihm jeder einzelne Cazike die Schandthaten, die er gegen ihn oder seine Tribus verbrochen, vorgehalten hatte, wurde ihm die Brust geöffnet und das Herz herausgerissen. Aus den Arm- und Beinknochen der Leiche wurden später Kriegsflöten gemacht. Der Kopf wurde zuerst vor dem toldo (Zelt) des Caupolican aufgepflanzt und dann zu einem Trinkgefäß verarbeitet, woraus die Caziken der Araukaner bei ihren Siegesfesten noch über hundertzwanzig Jahre danach tranken. Obgleich die Spanier den Indianern große Summen für diesen Schädel boten, haben sie denselben doch nie zurückerhalten können. — Noch in der Nacht des 27. räumte Maldonado Arauko und marschierte nach Concepcion. Gomez de Almagro, dessen Ankunft aus Puren Valdivia während der ganzen Schlacht sehnsüchtig erwartet hatte, erschien mit dreizehn Mann erst am 27. mittags. Er hatte den Befehl des Valdivia, „am dritten Tage des Weihnachtsfestes", so verstanden. Ercilla hat diese vierzehn Spanier (los catorce de la fama) und ihren tapferen Kampf mit den Araukanern, wobei sieben Spanier fielen, im vierten Gesang seiner „Araucana" unsterblich gemacht.

Die folgenden, mit wechselndem Glück zwischen den Spaniern unter Villagran und den Araukanern unter Caupolican und Lautaro geführten Kämpfe will ich hier nicht ausführen, auch nicht die zweite, dauerndere Unterwerfung des Landes Arauko durch D. Garzia Hurtado di Mendoza schildern. Aber über das Schicksal von Villa-Rica und die berühmte „Zerstörung der sieben Städte" will ich einige Angaben machen.

Paillamachu wurde 1593 Toqui. Er eroberte den Araukanern die Freiheit und Unabhängigkeit wieder. — Gouverneur von Chile war seit 1593 Martino Loyola, ein Neffe des berühmten Stifters des Jesuitenordens. Er legte neue Forts an, welche die durch die früheren Schlachten erschöpften Indianer vergebens zu zerstören versuchten. Aber durch viele Einfälle in die spanischen Ansiedelungen und

eine Reihe kleiner Gefechte suchte Paillamachu seine junge Mannschaft zu schulen; vor den anrückenden Spaniern zog sich dieselbe anfangs stets zurück. Loyola erbaute deshalb auf den Trümmern von Puren und bei den Sümpfen von Lumaco neue Forts und legte in der Provinz Cuyo die Festung St. Luis de Loyola an. Aber bald darauf (1597) erstürmte Paillamachu die Festung von Lumaco und machte sie dem Erdboden gleich; Puren belagerte sein Unterfeldherr mit so gutem Glück, daß es die Spanier bald aufgaben. Am 22. November 1598 endlich erschlug Paillamachu mit zweihundert Araukanern den Loyola mit seiner Familie und seinem ganzen Gefolge im Thale von Curalava. Jetzt erhoben sich alle Tribus Araukos, um das grausame Joch der Spanier abzuschütteln. Die Indianer waren zu dieser Zeit nicht nur an die Feuerwaffen gewöhnt, sondern besaßen auch zahlreiche Pferde und konnten so, bei ihrer Anzahl, Tapferkeit und Leibesstärke, den Kampf gegen die damaligen mangelhaften Gewehre und Geschütze der Spanier wohl aufnehmen. Alle außerhalb der Befestigungen betroffenen Spanier waren bald erschlagen und die Städte Osorno (1559 von D. Garzia gegründet), Valdivia, Villa-Rica, Imperial, Cagnete, Angol und die Festungen Arauko und Coya eingeschlossen. Paillamachu ging mit einem Heere über den Bio-Bio und zerstörte Concepcion und Chillan. Weiter fiel Imperial nach tapferer Gegenwehr, bei welcher sich besonders eine Spanierin, Ines de Aguilera, auszeichnete. Die Stadt Valdivia erstürmte Paillamachu am 23. November 1599. Bei allen diesen Kämpfen zeigten sich die christlichen Spanier als Barbaren, sie vierteilten oder erhängten die gefangenen Araukaner. Die „Wilden“ dagegen schonten das Leben der gefangenen Spanier, trennten verheiratete Paare nicht, behandelten die Gefangenen, die als Sklaven für sie arbeiten mußten, menschlich. Die unverheirateten Frauen und Mädchen der Spanier wanderten in die Harems der Araukaner, und unverheiratete Gefangene durften sich mit Araukanerinnen verheiraten. Die Nachkommen dieser Verbindungen (Mestizen) waren meist Todfeinde der Spanier. — Das reiche Osorno räumten die Spanier freiwillig; Angol — in der Nähe der heute blühenden Stadt


Schlafender Araukaner.

desselben Namens gelegen —, welches schon damals von schönen Weinbergen umgeben war, wurde dann erobert, und nun schritten die Araukaner zum letzten Sturm auf das völlig isolierte Villa-Rica.

Wie schon gesagt, hatte Valdivia diese Stadt auf dem Rückmarsch von der Südgrenze seines Reiches, nach Gründung der Stadt Valdivia, erbauen lassen. Er schickte den Alderete voraus, um in der Nähe der Cordillere einen Platz für eine neue Ansiedelung auszuwählen, die zum „Schlüssel für das ganze Reich dienen sollte“. Valdivia selbst gründete (im Sommer 1552) die neue Stadt und nannte sie Villa rica, wegen der reichen Goldminen, die sich in der Nähe derselben fanden. Die Lage der

Stadt war eine wunderbar schöne und vom strategischen Standpunkte aus beurteilt vorzügliche. Dies zeigte sich bei dem cirka fünfzig Jahre nach der Gründung derselben ausbrechenden Kriege, denn sie war die letzte der „sieben Städte“, welche die Araukaner zerstörten. Sie fiel nach dreijähriger Belagerung, als der Kommandant, Bastides, nur noch elf kampffähige Soldaten um sich hatte.

Der Jesuit Rosales, der beste der alten Historiker Chiles, welcher die Ruinen von Villa-Rica fünfzig Jahre nach der Zerstörung der Stadt besuchte, schreibt über die Lage derselben: „Die Lage von Villa-Rica ist die lieblichste und entzückendste, sie hat die schönste Fernsicht, welche man im ganzen Reiche kennt. Die Stadt liegt nämlich auf einer kleinen Hochebene am Ufer eines südlich davon gelegenen herrlichen Sees, welcher sechs bis acht Leguas im Umfange hat und aus welchem der Rio Tolten entspringt. Der See gleicht einem schönen, glänzenden Spiegel.“ Nördlich schließt sich die Hochebene an den Vulkan von Villa-Rica. Das Klima ist das schönste und gesundeste der Welt. Villa-Rica blühte während der kurzen Zeit seines Bestehens schnell auf. Hier war die erste und einzige Fabrik von Webstoffen, welche die Spanier während ihrer ganzen Herrschaft (bis zu Anfang dieses Jahrhunderts) in Chile errichtet haben. Die Schönheit des bequemen Weges von Villa-Rica in östlicher Richtung über die Anden begeisterte den Rosales so, daß er für denselben den Namen „Blumenweg“ (camino de flores) vorschlug. — In gleicher Weise lobten die Schönheit der Lage und die strategische Bedeutung derselben die wenigen Weißen, denen es später gelang, zu den Ruinen vorzudringen. Diese besuchten 1858 zwei Nordamerikaner, J. L. Smith und J. Cole, und zum erstenmal im Jahre 1868 chilenische Truppen. (Bericht des Kommandanten Raf. Garc. Reyes vom 1. April 1868.) Beide Berichte drücken ihr Erstaunen aus über die Ausdehnung dieser Ruinenstadt, in der man noch die Straßen und die Grundmauern vieler Häuser erkennen kann. Doch zurück zur Geschichte der Zerstörung.


Araukanischer Arzt.

Die gesamte Einwohnerschaft, auch die Mönche und Frauen, focht gegen die hartnäckig fortgesetzten wütenden Angriffe der Araukaner, welche von Angaanan und Pelantaru befehligt wurden. Die Belagerung und der Kampf dauerten vom November 1599 bis zum 7. Februar 1602, wo die Araukaner die Reste der Festung erstürmten. Die Stadt selbst hatten die Araukaner schon 1599 im ersten Ansturm genommen und niedergebrannt. Zusammengepreßt in der Festung verteidigten sich die Spanier die ganze Zeit hindurch. Die herrlichste Schilderung dieser interessantesten Episode der Geschichte der Eroberung Chiles giebt Rosales. Furchtbar wütete der Hunger unter der spanischen Besatzung. Die Geschütze wurden zuletzt

von den spanischen Frauen allein bedient, deren Namen Rosales verewigt hat. — Von dieser Zeit an gelang es den Spaniern nie wieder, die Oberhoheit über ganz Arauko auszuüben. Die Kämpfe dauerten zwar noch fort, aber die Spanier verhielten sich mehr defensiv, behaupteten die Linie des Bio-Bio und waren zu Friedensverhandlungen unter gerechten Bedingungen bereit. Endlich kam es auch 1640 zum Frieden von Quillin, der die Unabhängigkeit der Araukaner garantierte.

Martin (1816). Dieser und der spanische Oberfeldherr, General Marco, sandten Botschaften an die Araukaner, um deren Beistand zu gewinnen. Marco sandte einen berühmten Missionar, den Mönch Melchor Martinez. Es gelang so, die Araukaner in zwei Lager zu teilen, und fochten zum erstenmal verschiedene Tribus derselben unter verschiedenen Fahnen gegeneinander, was ganz wesentlich zur Abnahme der Macht dieser Indianer beitrug.

Werfen wir nun einen Blick auf die heutige Lage dieser Indianer. Die Prin-



Pehuelches-Indianer.

Zweihundertundachtzig Jahre hindurch lagen Imperial und Villa-Rica in Trümmern, und erst im Jahre 1882 ist die letztere Stadt von einer chilenischen Expedition von Valdivia aus aufgesucht worden und soll in der nächsten Zeit hier ein chilenisches Fort erbaut werden, wodurch die Macht der heutigen wilden, unabhängigen Araukaner, die mehr Räuber als Helden sind, lahm gelegt würde. — Bei den Kämpfen zwischen den Chilenen und den Spaniern zu Anfang dieses Jahrhunderts wegen der Unabhängigkeit Chiles vom Mutterlande Spanien erklärten sich — wie D. Barros Arana erzählt — zuerst die Pehuelches für den die Aufständischen kommandierenden General San

cipien, nach denen die Regierung von Chile in neuester Zeit die Civilisierung und Eroberung von Araukanien betreibt, finden sich vorgezeichnet in einem am 15. Juli 1859 von D. Eulojio Altamirano vor der Universität von Santiago gehaltenen Vortrage, welcher ein politisches und rhetorisches Meisterwerk ist.* Altamirano weist in seiner Rede nach, daß die Ansprüche Chiles auf Arauko unbestreitbar und daß sie in der That bisher nie bestritten seien. Auch die Ansicht, daß man aus übertriebener Humanität den Nachkommen von Helden wie Caupo-

* S. Anales de la Universid. de Chile, 1859 (Tom. XVI).

lican und Lautaro gegenüber nicht an die rohe Gewalt appellieren dürfe, wird als unhaltbar zurückgewiesen. Desgleichen zeigt Redner, daß die Thätigkeit der Missionare ebenso erfolglos für die Civilisierung der Araukaner geblieben sei als die Züge der Spanier für die Eroberung des Landes. Chile kann aber nicht dauernd die Kosten für die Bewachung ausgedehnter Grenzen zahlen und ist andererseits verpflichtet, Raub und Mord zu unterdrücken, zu bestrafen. Es bleibt also nur der Weg der friedlichen Eroberung, das heißt der allmählichen Besiedelung und Kultivierung der araukanischen Jagd- und Weidegründe durch die Chilenen und durch europäische Einwanderer. Diesen Weg verfolgt Chile seit cirka dreißig Jahren. Im Februar 1881 errichteten die Chilenen verschiedene Forts am Rio Cautin, wodurch die südlich von diesem Strome wohnenden unabhängigen Indianer und auch die nördlich von demselben ansässigen, bereits unterworfenen Indianer sehr erregt wurden. Im November brach denn auch der Aufstand (malon) aus, das heißt machten sich größere Abteilungen der Araukaner zu einem gemeinsamen Raubzuge in die von den Chilenen bewohnten Gebiete auf. Es ist dies der letzte der zahlreichen Raubzüge der Araukaner, und eine kurze Schilderung desselben wird am besten zeigen, wie sehr die heutigen Araukaner, deren Anzahl durch Pocken, Nahrungsmangel und Branntwein in diesem Jahrhundert erschreckend abgenommen hat, von ihren tapferen und ritterlichen Ahnen verschieden sind.

Araukaner.

Bereits im Oktober wußten die chilenischen Befehlshaber von dem beabsichtigten Einfall der Araukaner. Der Oberkommandant der chilenischen Truppen in Arauko ging sofort nach Traiguen, und als die Araukaner sahen, daß der beabsichtigte Raubzug (malon) bereits verraten sei, gaben sie denselben auf, und es erschienen ihre vornehmsten Caziken vor dem chilenischen Kommandanten, um ihre Friedfertigkeit und Unterwerfung zu versichern. Da andere Caziken dasselbe vor den Kommandanten verschiedener Forts thaten, glaubte der chilenische Kommandant jede

Gefahr beseitigt. Auch die zwischen den Araukanern wohnenden Chilenen und die Handelsleute, welche diese Indianer besuchen und ihnen Kleider, Schmucksachen u. s. w. bringen, blieben ruhig im Lande. Der Oberkommandant kehrte beruhigt nach Angol zurück und trat die Reise nach Santiago an. Unterwegs erfuhr er — wenige Tage nach seiner Abreise — den Ausbruch des Aufstandes.

Die Araukaner hatten zuerst Imperial bajo überfallen und völlig zerstört. Was von den Einwohnern dieser Ansiedelung floh, wurde erschlagen oder — besonders die Frauen — zu Gefangenen gemacht. Sie zogen nun auf ihren schnellen Pferden, nur mit langen Lanzen und zum Teil mit Säbeln bewaffnet, weiter nach Norden, belagerten und erstürmten einige der kleinen, sehr schwach besetzten Grenzforts und wollten in die stärker besiedelten Gegenden vordringen, als die chilenischen Truppen und die Einwohner ihnen Halt geboten. Am 3. November um Mitternacht überfielen fünfhundert Araukaner das Fort Quillen nahe bei Traiguen. Die Besatzung mußte nach verzweifeltem Widerstande den Rückzug antreten. Mehrere Familien wurden in die Gefangenschaft geschleppt und dann der Zug nach Reccabarren fortgesetzt, welches gleichfalls in die Hände der Indianer fiel. Hierbei wurde ein chilenischer Soldat erstochen und fünfzehn Araukaner erschossen. Am 5. November erschienen cirka vierhundert Araukaner vor Lumaco. Der Kommandant dieses Platzes schlug mit fünfundsechzig chilenischen Soldaten und den Kriegern einiger befreundeten Caziken zwei Angriffe der Araukaner zurück, wobei von diesen dreiundzwanzig und von den Chilenen ein Mann tot und zwei verwundet blieben. Als von Angol aus hundert Reiter zum Entsatz von Lucamo erschienen, zogen sich die Araukaner zurück. — Eine andere Abteilung von fünfhundert Mann unter dem Caziken Millapan hatte vergebens am 9. November das Fort von Nielol zu erstürmen versucht. Die Indianer verloren 32 Mann, konnten aber vor dem Feuer der 115 Mann starken chilenischen Besatzung sich dem Festungsgraben trotz mehrerer Anläufe nur bis auf dreißig Meter nähern. Ein araukanischer Cazik mit sechzig Indianern focht im Fort mit gegen die Aufständischen.


Araukanermädchen.*

Die Araukaner hatten bereits in dieser kurzen Zeit über zweihundert Personen ermordet und viele Pferde und Rinder geraubt. Der Aufstand hatte inzwischen größere Dimensionen angenommen, und

* Die Abbildungen auf Seite 772, 773, 778, 780 und 781 sind einer Kollektion von Original Photographien entnommen, welche ich der Güte des Herrn D. Abelardo Nuñez, Generalinspektors der Schulen Chiles, verdanke.

da auch die halbcivilisierten Tribus nördlich und östlich von Traiguen unzuverlässig erschienen, ließ der Oberkommandant dieselben mit den chilenischen Truppen gegen die Aufständischen marschieren, um so seine zweifelhaften Bundesgenossen immer unter Aufsicht zu haben. Hierdurch und durch Zurücklassung einer chilenischen Truppe von zweihundertfünfzig Mann im Rücken von Traiguen und im Osten der Forts von Quillen und Lautaro wurde die gefährliche Allgemeinheit des Aufstandes vereitelt. Am 10. November griffen vierzehnhundert Araukaner vergebens Temuko an, und als die Chilenen Verstärkungen erhielten und die Indianer verfolgten, schlugen sie dieselben vollständig und nahmen ihnen cirka achthundert Stück des geraubten Viehes ab.

Am 13. November marschierte der Oberkommandant (Urrutia) mit sechshundertfünfzig Chilenen und zweihundert befreundeten Indianern nach dem Centrum des Aufstandes. In Cholchol präsentierten sich einige Caziken, unterwarfen sich und baten um Verzeihung. Die Chilenen drangen bis zu den Ruinen von Imperial vor und schlugen hier ihr Lager auf, die Araukaner flohen über den Rio Cautin. Urrutia bestrafte nur wenige Caziken durch kurze Haft und begnügte sich damit, neue befestigte Ansiedelungen weiter vorzuschieben. — Über diesen letzten „Malon" der Araukaner schreibt die gänzlich unabhängige „Deutsche Post" aus Puerto Alegre (Brasilien) vom 18. Januar 1882: „Den Verlust an Menschenleben aber dürfen wir schon heute, ohne der Übertreibung zu verfallen, auf mindestens vierhundert Köpfe schätzen. Außerdem wurde eine Anzahl Personen, besonders junge Mädchen im Alter von sechzehn bis zwanzig Jahren, in die Gefangenschaft geschleppt, deren schreckliches Schicksal nicht zweifelhaft sein kann."

Ende 1879 hatte die Argentina ihre Grenzen in den Pampas weit nach Süden und Westen vorgeschoben und die Eingeborenen dieser Gebiete, welche zu den mit den Araukanern verwandten Pehuelches-Indianern gehören, mit roher Gewalt und mit einer Grausamkeit, die den berühmtesten spanischen Konquistadoren des sechzehnten Jahrhunderts bei den Spaniern Ehre gemacht haben würde, vertrieben. Ein großer Teil dieser Indianer kam über die Anden, setzte sich in den Wäldern am oberen Bio-Bio nieder und machte Einfälle in die chilenische Provinz Nuble, wobei die Indianer mehrere Menschen ermordeten und viele Frauen und viel Vieh raubten. Anfang 1882 drang eine chilenische Expedition auch in diese Schlupfwinkel; das Fort Nitrito wurde erbaut und die Caziken der Pehuelches wurden zur dauernden Ansiedelung im chilenischen Gebiete eingeladen. Als Zeichen der Unterwerfung schickten die Pehuelches mehrere der geraubten chilenischen Frauen zurück.

Um alle diese Aufstände oder richtiger Raubzüge für die Folge unmöglich zu machen oder doch möglichst zu erschweren, wurde noch im Dezember 1881 an der Mündung des Cholchol in den Rio Renaco ein Fort (Cholchol) erbaut, und im Februar 1882 wurden die Forts Imperial (an der Mündung des Cholchol in den Cautin) und Carahue (auf den Ruinen des alten Imperial nahe bei der Mündung des Cautin in den Ocean) erbaut. Im März wurde das Fort von Curacautin am oberen Teile des Cautin, nicht weit von den Anden, errichtet, woran sich später zwei Forts im Gebirge selbst schlossen. — Die Fruchtbarkeit und der Waldreichtum dieser so gegen die Einfälle der Araukaner geschützten Gebiete ist wunderbar; der Cautin ist schiffbar für Fahrzeuge von acht Fuß Tiefgang bis vier Kilometer östlich vom Fort von Carahue und für Fahrzeuge von drei Fuß Tiefgang bis zum Zusammenfluß mit dem Cholchol.

In den sechsundzwanzig zu Ende des Jahres 1882 im Lande der Araukaner erbauten Forts lagen 2880 Mann chilenischer Truppen. Die Chilenen beherrschen heute das ganze nördlich vom Cautin gelegene Gebiet, und hier warten noch über 500 000 Hektare jungfräulichen, überaus fruchtbaren Bodens auf Bestellung durch den Ackerbauer. Der Oberbefehlshaber

der chilenischen Truppen in Araukanien, Herr H. Urrutia, welcher dreiundzwanzig Jahre an der Indianergrenze gelebt hat, schätzt die Anzahl der Araukaner in seinem Bericht an den chilenischen Kriegsminister vom 22. Juni 1882 auf 50000, welche sich in folgender Weise verteilen:

Zwischen den Rios Lingue und Cruces im Süden und dem Rio Tolten im Norden = 2500; zwischen dem Tolten und dem Rio Imperial oder Cautin = 18500; zwischen dem Cautin, dem Rio Renaico und der Cordillere von Nahuelbuta = 20000; im Departement Mulchen = 1500; zwischen der Cordillere von Lonquimai und der von Ichol, welche die Grenze gegen Argentinien macht = 1000, und endlich in den längst von den Chilenen occupierten Departements von Arauko, Lebu und Cannete = 6500 Köpfe.

Die chilenische Regierung schickt Missionare zur Bekehrung und zum Unterricht der Araukaner unter dieselben. Das Christentum hat leider noch wenig Fortschritte unter diesen Indianern gemacht; es erklärt sich dies aber zum großen Teil aus dem Eindruck, welchen das „Christentum“ der spanischen Eroberer auf die Indianer gemacht hat. — Die Hauptaufgabe der heutigen Missionare ist, den Indianern zunächst Lust zur Arbeit beizubringen. Deshalb rät der Kapuziner Alfonso de Bari, Missionar der Tribus von Boroa, in seinem Bericht von Ende 1883 der chilenischen Regierung an, neben jeder Kirche auch eine Ackerbau- und Gewerbeschule unter den Araukanern zu errichten. Die größte Barbarei herrscht — wie A. de Bari schreibt — heute hinsichtlich der Stellung des Weibes unter den Araukanern. Der Jüngling geht zu den Eltern der Braut und bietet denselben Geschenke (Pferde, Ochsen, Geschirre 2c.); wer das höchste Gebot macht, erhält die junge Indianerin zur Frau. Die Ehe kann gelöst werden, und der Gatte erhält dann die gemachten Geschenke von seinen Schwiegereltern zurück. Das Schlimmste aber ist die Polygamie, an der die Araukaner noch immer festhalten. Sie selbst erkennen die vielfachen Schäden dieser Institution, aber sie erklären zugleich, daß sie in anderer Weise nicht leben können. Die Araukanerinnen sind überaus eifersüchtig, und die verschiedenen Frauen eines Gatten leben deshalb in stetem Streit. — „Zählt nicht auf uns“ — sagen die heutigen Araukaner den Missionaren — „zählt nicht auf uns ältere Leute betreffs der Annahme des christlichen Glaubens und der christlichen Sitten, wir sind mit den unserigen völlig verwachsen; aber gern überlassen wir euch unsere Kinder für eure Schulen, damit ihr sie erziehen und civilisieren könnt.“ — Die Religion der heutigen Araukaner ist sehr einfach und ähnlich derjenigen vieler anderer Völker des ehemaligen spanischen Amerika. Sie glauben an einen Gott, der die guten Thaten belohnt und die schlechten bestraft, an die Unsterblichkeit der Seele und üben alle die von Ercilla, Molina und anderen als im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert gebräuchlichen sonderbaren Ceremonien noch heute aus. Aber auch viele ihrer alten guten Eigenschaften haben die Araukaner bewahrt. So erzählt z. B. der Staatssekretär E. Herzog in seinem sehr lesenswerten Buche „Aus Amerika“: „Ein deutscher Landsmann, der in Collipulli bei Angol ein Weizengeschäft, einen Store und eine Spiritusfabrik betreibt, erzählte mir, daß die Araukaner, wenn sie beim Entnehmen von Waren auf Kredit versprächen, wiederzukommen und zu bezahlen, ‚wenn der Mond zum ersten- oder zweitenmal wieder an derselben Stelle stehen würde‘, er vollkommen sicher wäre, daß sie kämen und zahlten.“

Die Araukaner wohnen auch heute meist in der Ebene, und ihre Häuser stehen fast immer in der Nähe von Bächen oder Flüssen. Die Häuser sind sehr bequem und reinlich und oft dreißig Meter lang und zehn Meter breit. Keine Tribus nomadisiert, alle haben feste Wohnsitze. Mehrere Familien wohnen beieinander; sie haben einen gemeinsamen Friedhof und gemeinsame Weideplätze für ihr Vieh. Sie bebauen das Land und pflanzen Kartoffeln,

Gerste, Mais und Weizen, wenn auch meist in so geringen Mengen, daß die Erträge gewöhnlich nicht für die Hälfte des Jahres ausreichen, wodurch der große Fleischkonsum dieser Indianer erklärlich wird. Besondere Vorliebe haben die Araukaner für Pferdefleisch. In den letzten zwanzig Jahren, wo die Araukaner nicht wie früher durch große Raubzüge ihren Viehstand bereichern konnten, ist derselbe sehr zurückgegangen und schmilzt mehr und mehr zusammen, da alle Jahre mehr Tiere verzehrt als geboren werden. Die Araukaner sind heute arm, und wenn sie sich nicht eifriger dem Landbau widmen, so stehen sie, da die Jagd durch die vorschreitende Kultur immer weniger ergiebig wird, vor der Hungersnot. Schon jetzt leben viele durch Monate von Wiesenpflanzen, wie Ampferarten &c. Der Hunger treibt die Araukaner zu ihren Raubzügen an, und wegen dieser Raubzüge vernachlässigten andererseits die in Arauko angesiedelten Chilenen und die relativ civilisierten und arbeitsamen Indianer daselbst bisher die Viehzucht.

Noch immer halten sie an dem Glauben fest, daß niemand eines natürlichen Todes sterbe, sondern durch den schädlichen Einfluß eines Feindes. Daher kommt es, daß der Tod eines Individuums fast immer den von einem oder mehreren anderen und nicht selten den von ganzen Familien verursacht, wenn ein „Wahrsager“ behauptet, daß der Tod durch eine „Hexe“ veranlaßt sei. Der Wahrsager beschuldigt gewöhnlich eine reiche Person, um sich so gute Bezahlung für seine Bemühungen zu sichern. Es wird nämlich nicht nur die Hexe getötet, sondern auch die Güter der als Hexe bezeichneten Person fallen an die Familie des Verstorbenen, das Haus der Hexe aber wird verbrannt. In den nördlich vom Cautin gelegenen Gebieten Araukaniens dulden die chilenischen Autoritäten diese schrecklichen Schlächtereien nicht mehr.

Die nördlich vom Traiguen wohnenden Araukaner fangen übrigens an, sich an das civilisierte Leben zu gewöhnen, obgleich es ihnen schwer wird, die Sitten und Gebräuche der Chilenen anzunehmen. Viel besser als mit den Nachkommen der Spanier, den heutigen Chilenen, vertragen und verständigen sich die Araukaner übrigens mit den seit 1840 in und um Valdivia zahlreich angesiedelten Deutschen. — Besonders die araukanischen Frauen zeigen sich sehr konservativ und betrachten es noch immer als eine Schande für eine Araukanerin, sich „wie eine Spanierin“ zu kleiden. Anders die Männer, die fast immer Stiefel, Hemden und Hüte der Europäer tragen, wenn sie die chilenischen Städte oder Festungen besuchen.

Durch Ermahnungen und gelinde Strafen — aber ohne Anwendung brutaler Gewalt — suchen die Chilenen das wirklich Barbarische in den Sitten und Gebräuchen der Araukaner zu unterdrücken, und es verdient dieses Volk der Araukaner, dessen Geschichte zu den ruhmreichsten aller Völker der Welt gehört, dieses so tapfere, patriotische und in seinen Lebensbedürfnissen bescheidene Volk, welchem die bürgerlichen Tugenden durchaus nicht fehlen und welches nur ebenso hartnäckig an seinen zum Teil barbarischen Sitten wie an dem von seinen Vätern ererbten schönen Lande von Arauko hängt, daß die chilenische Regierung alles zur Erhaltung und Civilisation desselben aufbiete. Geschieht dies nicht bald, so wird auch dieser hochinteressante Stamm der amerikanischen Eingeborenen bald von der Erde verschwinden.





Die Uhr des René Cardillac.

Novelle
von
Walter Schwarz.



Sachen haben ihre Geschichte ebensogut wie Menschen," bemerkte der Baron, das Zeitungsblatt weglegend, aus dem er uns nach dem Essen den Bericht einer Pariser Kunstauktion vorgelesen hatte, die dem hier versammelten Herrenkreise Stoff zur Unterhaltung gab.

„Wer war René Cardillac?" fragte, die Wangen höher gerötet, die Cigarette zwischen den Lippen, der junge Offizier, der einen möglichst bequemen Sessel dicht an das Kaminfeuer gerückt hatte, um, die Beine lang vor sich hingestreckt, von den Freuden der Tafel auszuruhen.

„Das wissen Sie nicht?" fuhr der Legationsrat ihm gegenüber lebhaft auf. „René Cardillac war ein Original, so zu sagen ein Genie —"

„Stand wobei?" unterbrach ihn gelassen der Vorige.

„Stand gar nicht," lautete die abweisende Antwort. „Er war in seinem Fach ein Künstler vom feinsten Geschmack, eine Art Benvenuto Cellini. Für den Hof Ludwigs XIV. fertigte er das kostbarste Geschmeide. Er faßte Diamanten, Perlen und Edelsteine so merkwürdig schön, stellte sie zu so reizenden Gebilden zusammen, wie kein anderer es ihm nachzuthun vermochte."

„Juwelier also!" nickte der junge Krieger, dem der reichlich genossene Sekt die Lider schwer zu machen begann.

„Giebt es nicht eine Novelle, die von René Cardillac handelt?" warf einer der anderen Herren ein. „Mich dünkt, ich habe einmal so etwas gelesen — eine schauerliche Novelle voll Mord und Totschlag."

„Gewiß," bestätigte der belesene Legationsrat, der überall zu Hause war. „Theodor Amadäus Hoffmann ist ihr Verfasser, und die Geschichte nennt sich ‚Das Fräulein von Scuderi'!"

„Richtig — die habe ich auch gelesen!" erinnerte sich jetzt der Baron. „Ein wahres Nachtstück! — Der alte Cardillac fertigt den Leuten herrliche Geschmeide von unübertroffener Schönheit, läßt aber die

Besteller endlos lange warten, weil er sich von der vollendeten Arbeit nicht zu trennen vermag. Muß er sie, nach vielem Mahnen und Drängen, endlich doch abliefern, so verzehrt ihn heiße Sehnsucht nach dem hingegebenen Kunstwerk. Heimlich bei Nacht und Nebel lauert er in entlegenen Stadtvierteln seinen Kunden auf, um ihnen mittels eines Dolchstoßes das Kleinod wieder abzujagen, an dem sein Herz hängt wie das des Vaters an einem geliebten Kinde."

„Angenehmer Goldschmied!" murmelte der Lieutenant halb im Schlaf.

Der Legationsrat aber fuhr dozierend fort: „Hoffmann hat in seiner vorzüglich geschriebenen, historisch ganz lokal gefärbten Novelle gerade die Gestalt des René psychologisch so richtig motiviert, so meisterlich ausgearbeitet —"

„Ist mir egal," warf der Offizier ein, dem die Kaminglut allmählich doch allzu intensiv ins Gesicht zu brennen begann. Er mußte seine Stellung verändern, und sich dabei ermunternd, fuhr er fort: „Der alte verrückte Kerl geht mich nichts an. Ich möchte nur wissen, welche Bewandtnis es mit der Uhr hat, von der Sie vorhin vorgelesen haben, Baron. Verzeihen Sie, ich hatte nicht recht aufgepaßt —"

„Das will ich gern glauben," lächelte der Angeredete, seinem jungen Freunde gutmütig auf die Schulter klopfend.

„Also, mein Verehrtester, geben Sie jetzt acht! — Auf einer Kunstauktion in Paris ist kürzlich eine kleine blau emaillierte Damenuhr aufgetaucht, die in der inneren Schale die Chiffre des René Cardillac trägt. Da dies für ein besonderes Kuriosum gilt, hat man Unerhörtes auf die Uhr geboten, die schließlich ein Kunsthändler in London für — wie viel war es doch gleich —?" — der Baron blickte noch einmal in die Zeitung und las eine Summe von allerdings schwindelnder Höhe heraus — „erworben hat."

„Donnerwetter!" bemerkte der Lieutenant, dem die Chiffre des Kaufpreises entschieden mehr Eindruck machte wie die Cardillacs.

Während hierüber noch weiter verhandelt wurde, saß ich in meiner Ecke, ohne mich weiter an der Unterhaltung zu beteiligen, und doch interessierte mich diese kleine merkwürdige Uhr und ihr Verkauf ungleich mehr wie die übrigen Anwesenden, für welche die Sache nur eine Zeitungsnotiz war, während sie mir ein eigenes, unvergeßlich gebliebenes Erlebnis plötzlich wieder vergegenwärtigte. Ja, Sachen haben auch ihre Geschichte, und sie durchwebt sich oft wunderbar genug mit der der Menschen.

Als das Gespräch sich jetzt anderen Gegenständen zuwendete, nahm ich selber die Zeitung zur Hand und las still für mich den Bericht der Pariser Auktion noch einmal durch. Gewiß, ich kannte sie, diese blaue Uhr, mit dem emaillierten Schäferbildchen auf der Rückseite, dem Kranz kleiner Diamanten um das feingearbeitete Zifferblatt. Mehr als einmal hatte mein Auge an ihrem kunstreichen Auspuß, an dem bedeutungsvollen Namenszuge innen gehangen. Den schönsten Frauenmund habe ich ihr lächeln — ich habe die bebenden Hände eines Sterbenden nach ihr greifen sehen — und ich weiß es: sie hat außer der Geschichte ihres Verfertigers noch eine andere, näherliegende, die der Auktionator, der sie in Paris versteigert hat, und der Kunsthändler in London, der sie weiter verkaufen wird, nicht kennt — ich aber kann davon erzählen.

* * *

Es war in meinen jungen Jahren. Um meine Studien zu beenden, war ich nach der Residenz übersiedelt. Als ein etwas verwöhntes Kind wohlhabender Eltern ließ ich mir von unserem heimischen Landsitz Verschiedenes nachschicken, um auch mein Junggesellenlogis behaglicher auszuschmücken. Eine Kiste war schlecht verpackt worden; unter den beschädigten Gegenständen befand sich ein Miniaturbildchen meiner verstorbenen Mutter. Das Glas darauf war eingedrückt, und

wenn die goldene Einfassung es auch noch auf dem Bilde festhielt, so stand doch zu befürchten, daß die scharfen Splitter, wenn sie ungeschickt entfernt würden, die zarte Elfenbeinmalerei leicht verletzen könnten. Ich war in einiger Verlegenheit, was thun? — Einem gewöhnlichen Handwerker, Glaser oder Goldschmied, mochte ich das Bildchen, das mir als liebes Andenken unersetzlich war, nicht anvertrauen.

„Gehen Sie zum alten Ley," sagte mir endlich ein kunstbeflissener Herr, dessen Bekanntschaft ich zufällig gemacht hatte. „Bei dem haben Sie nichts zu riskieren. Der versteht so etwas anzufassen."

„Wer ist der alte Ley?" fragte ich.

„Der Antiquitätenhändler am Burgplatz, Inhaber des größten, renommiertesten Geschäftes der Art, das wir aufzuweisen haben."

„Wird er sich mit einer so unbedeutenden Reparatur befassen?" fragte ich zweifelnd.

„Wenn ihm das Bildchen da gefällt — gewiß!" entgegnete mein Berater. „Die Freude an den Dingen allein entscheidet bei ihm. Mit Gewöhnlichem hält er sich nicht auf, denn er ist ein wohlhabender Mann, der auf den Erwerb nicht mehr zu sehen braucht. Wo aber sein Kunstgefühl angeregt wird, ist ihm keine Arbeit zu gering."

Ich zögerte nicht lange und ging mit meiner Miniatur zum alten Ley.

Sein Geschäft befand sich, wie ich mir sagen ließ, seit langen Jahren in dem Hause am Burgplatz, das ihm gehörte, ursprünglich aber ein fürstlicher Besitz gewesen war. Er bewohnte darin den ersten Stock. Die breite Treppe mit flachen Stufen und geschmiedetem Eisengeländer war ausgetreten, wand sich aber mit einer vornehmen Raumverschwendung empor, die gedrängtere bürgerliche Verhältnisse nicht zulassen. Neben dem Klingelgriff oben stand auf metallenem Schild groß und lakonisch der Name „Ley", ohne weiteren Kommentar.

Zu meiner Überraschung öffnete mir der alte Herr im bequemen Hausrock selber. Denn daß er es war, darüber konnte mir kein Zweifel kommen. Ein Mann von untersetzter Gestalt, energisch gezeichneten Zügen; das ergraute Haar schlicht gescheitelt, um den Mund eine Feinheit, die mehr im Ausdruck wie in den Formen lag. Dazu ein lichtblaues Augenpaar von wunderbarer Leuchtkraft.

„Habe ich das Vergnügen, Herrn Ley zu sprechen?" fragte ich, mich bescheiden einführend, und erhielt als Antwort, kurz gegeben, die andere Frage: „Was steht zu Diensten?"

Ich zeigte mein Bild und wurde nun hineingenötigt. Eine Lupe war sogleich zur Hand.

„Hübsch — sehr hübsch, wenn auch nicht sehr alt," bemerkte der Händler, mein Kleinod dicht an das Auge haltend. „Wollen Sie die Miniatur verkaufen?"

„O nein," fuhr ich rasch und lebhaft auf, „es ist das Bild meiner Mutter!"

Die Lupe wich von dem prüfenden Auge, und dieses ruhte nun auf mir, einen kurzen, stummen, bedeutungsvollen Augenblick hindurch.

„Sie haben recht," sagte der Mann dann ruhig, mit einer Noblesse, die mich ihm gleich gewann; „das Bild der Mutter verkauft man nicht."

Jetzt kamen wir auf den wirklichen Zweck meines Besuches bei ihm zu sprechen. Er ging gleich auf meinen Wunsch ein, versicherte mich, daß die Entfernung und Erneuerung des Glases in seinen Händen keine Gefahr habe, und bestimmte mir den Tag, an dem die Miniatur fertig sein würde.

Sein Bild blieb mir in den Gedanken, und weil ich mich rasch für ihn interessieren gelernt, ging ich auch selber wieder hin, mein Eigentum zurückzuholen.

Diesmal öffnete mir eine ältliche, nonnenhaft-schlicht gekleidete Dienerin, die merkwürdig ernst, fast feierlich dreinschaute. Sie sagte mir mit äußerst knappen Worten: ihr Herr sei beschäftigt. Als sie aber hörte, daß ich herbestellt sei, wies sie mich in das Zimmer, in dem ich schon neulich gewesen, kurz hinzufügend: „Bitte, warten."

Etwas wie sie selber Stilles, Lautloses schien über der ganzen Häuslichkeit hier zu schweben.

Hatte bei meinem ersten Besuch Herr Ley selber meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, so fand ich jetzt Muße, auch die Umgebung zu betrachten, in der er lebte.

Das Gemach, in dem ich mich befand, war groß und luftig; man hätte es fast einen Saal nennen können. Zwei hohe Fenster ohne Vorhänge, zwischen ihnen eine breite Glasthür, die auf einen Balkon führte, liehen ihm eine Fülle von Licht. Durch die geöffneten Flügelthüren zur Seite konnte ich in ein gleichfalls großes Nebenzimmer blicken, an das sich noch ein drittes schloß, in dem ich den Antiquar mit einem anderen Herrn sprechen hörte. All diese Räume trugen Spuren einstiger Pracht. Die breiten Fensterpfeiler, der getäfelte Fußboden, an den weißlackierten Thüren die vergoldeten Ornamente, die sich bei der reichen Stuccatur der Decken wiederholten — das alles glich noch immer mehr einem Palast wie einem Geschäftslokal. Und gefüllt war die Flucht der Zimmer im buntesten, unregelmäßigsten Durcheinander, mit lauter schönen, interessanten Dingen, die, wenn auch nicht alle in diese Räume hineingehörig, ihnen doch ebenbürtig zu sein schienen. In den Ecken bauten sich Rüstungen auf; Hellebarden und türkische Waffen hingen ihnen zur Seite. Hinter den Glasscheiben des kokett geschweiften Rokokoschränkchens schimmerten die krausen, graziösen Formen altsächsischen Porzellans. Rärener Krüge und blaue Delfter Vasen reihten sich auf Wandbrettern und geschnitzten Konsolen hin. Ein Glaspult nahe dem Fenster umschloß Dosen und Büchschen aller Art, seltsame Messer, Ketten und Schlüssel. In einem anderen lagen zierliche Fächer ausgebreitet mit Watteaumalerei über eingelegten Elfenbeinstäben; andere aus Federn zusammengestellt oder ein zartes Spitzengewebe zwischen goldenen, mit Edelsteinen besetzten Schalen. Alte, dunkle Porträts in schwarzen Rahmen lugten ernsthaft-feierlich aus irgend einem Winkel heraus. Anderes, das ich kaum zu nennen, wie viel weniger zu klassifizieren gewußt hätte, lag und stand herum. Mein Auge verwirrte sich fast unter dieser Menge der Gegenstände, von der alles Gemeine ausgeschlossen schien. Es umfing mich wie ein Märchen, in dem Schönheit und Vergangenes wundersam zusammenwirkten, mich der Gegenwart zu entrücken.

Jetzt näherte sich Herr Ley mit seinem Begleiter, der sich bald empfahl, und ich wurde freundlich begrüßt. Aufs beste hergestellt, empfing ich meinen kleinen Besitz zurück, zahlte einen mäßigen Preis und hätte mich nun wieder entfernen können. Aber mein Blick — ich selber — war wie gebannt an diese Stätte. Meinem Wirt entging das nicht. Das feine Lächeln trat auf seine Lippen, und, wie es schien, vertraut mit dem, was in mir vorging, fing er an, mir allerlei aus seinem Besitz zu zeigen und zu erklären — nicht wie ein Händler, der verkaufen will, sondern wie der Wissende, der sich gern einem freudig Empfangenden mitteilt.

Die Kenntnisse dieses Mannes in seinem Fache waren ungewöhnlich. Er hatte halb Europa bereist, überall beobachtet, studiert, den subtilsten Unterschieden nachgeforscht. Nichts war ihm leeres Wort, allgemeine Tradition geblieben. Alles hatte sich durch eigenes Nachdenken zum lebendigen Begriff in ihm gestaltet. Seine Kunstanschauungen waren die klarsten, geistvollsten.

Bald erklärend, bald erzählend, hatte er verschiedene Schränke vor mir aufgeschlossen, mir kleine Meisterwerke von reizendster Anmut und großer Seltenheit gezeigt. Fast an jedes dieser Stücke knüpfte sich ein Erlebnis, die Geschichte, wie er es aufgefunden, erworben, oft errettet hatte aus trostloser Verwahrlosung.

„Das Schöne hat immer eine besondere Sprache zu meinem Herzen geredet," sagte er. „Wo ich es unerkannt oder entwürdigt antraf, habe ich mich seiner annehmen müssen wie eines verirrten Kindes, und oft ist es mir glücklich genug

gelungen, ihm wieder zu seinem Recht zu verhelfen."

An verschiedenen Gegenständen machte er mich auf Schäden aufmerksam, die er restauriert. Hier hatte er gekittet und geklebt, dort gewaschen und nachgemalt, anderes wieder neu zusammengestellt. Ich wußte nicht, sollte ich mehr das feine Verständnis, mit dem er auf jede Kunstweise einging, oder mehr die geschickte Hand bewundern, die das zarteste Material zu schonen und zu behandeln gewußt hatte. Über alle dem war die Zeit an uns vorübergeflogen, ich wußte kaum, wie schnell. Als wir schließlich, noch einmal durch die Zimmer schreitend, in das erste zurückkehrten, fanden wir jetzt die Glasthür dort offen, und ich blickte auf den Balkon hinaus. An seinem Gitter entlang standen schmale Kästen, aus denen sich im ersten Grün allerlei Schlinggewächs emporzuranken begann.

„Das habe ich erst heute morgen alles aufgebunden und zurechtgeputzt," berichtete mir Herr Ley mit einem wohlgefälligen Blick auf die kleine Plantage. „Es ist hübsch, wenn im Sommer hier die bunten Winden blühen und die Clematis das ganze Gitter mit einem dichten Teppich überzieht."

„Finden Sie Zeit, sich auch mit solchen Dingen abzugeben?" fragte ich fast erstaunt.

Er zuckte leicht die Achseln. „Was wollen Sie, lieber junger Herr. Man muß seinen Garten bauen, hat schon Voltaire, der weise Pessimist, gesagt. Die großen Freuden sind nicht dicht gesät auf Erden; man muß sich an die kleinen halten und sie zu pflegen wissen. Ich nun gar — krame so viel im Staube der Vergangenheit herum, habe so viel mit Überlebtem zu thun, daß ich hier und da auch das frische grünende Dasein wieder fassen muß; denn auch das ist schön — kann wenigstens sehr schön sein," setzte er gedankenvoll hinzu.

Ich sah etwas wie einen Schatten über sein Antlitz hingehen; aber er wich bald wieder dem gewohnten klaren Ausdruck. Wir waren auf den Balkon hinausgetreten, in einen Maiabend, wie man ihn sich weicher, einschmeichelnder nicht denken konnte. Vor uns lag, von großartigen Gebäuden umschlossen, der weite Platz mit seinen wohlgepflegten, frischgrünen Anlagen; rechts die Kirche, aus der dumpfe Orgeltöne herübersummten. Links blickte man eine lange Straße hinunter, deren Ende sich in blaugrauem Duft verlor, über dem zarte Abendröte schwebte.

Ich fühlte mich in einer besonderen Stimmung. So rasch wie mit diesem ungewöhnlichen Manne war ich selten mit jemand bekannt geworden; und wie er selber in seinem ganzen Sein und Wesen, so schien auch seine Umgebung nicht minder nach allen Seiten hin eine Färbung zu tragen, die sich vom Gewöhnlichen unterschied.

Auch sollte es für mich bei diesen zwei Besuchen allein nicht bleiben. Herr Ley hatte mich freundlich aufgefordert, wiederzukommen, wenn es mich interessiere, mehr von seinen Sachen zu sehen, und ich machte gern Gebrauch von dieser Erlaubnis. In den Abendstunden wußte ich ihn meistens frei und konnte ohne Furcht, ihn zu stören, kommen. Bald im Anschauen und Betrachten seiner Sammlungen, bald unter daran anknüpfenden Gesprächen im schwindenden Tageslicht auf dem Balkon sitzend, verlebten wir manche hübsche Stunde miteinander. Ich gewann allmählich Blick für die Welt, die er um sich aufgebaut; mein Urteil bildete sich an dem seinigen, ja ich lernte mit seinen Augen sehen, und er wiederum sah in mir etwas wie seinen Schüler, seinen Jünger, auf den er gern selbsterworbenes Wissen übertrug. In der That ist auch vieles von dem, was ich damals durch den geistreichen Kenner in mich aufnahm, maßgebend für meine spätere Kunstanschauung geblieben.

Selten störte etwas Dazwischentretendes diesen behaglich anregenden Verkehr, denn außer seinen Geschäftsbeziehungen, die im Tage absolviert wurden, lebte der alte Ley ganz zurückgezogen und einsam. Er und die schweigsame Dienerin, die Amalie

hieß, machten den ganzen Hausstand aus. Diese versorgte ihren Herrn auf das vorzüglichste, übrigens aber merkte man nicht viel von ihr. Sie wirkte lautlos in den stillen Zimmern; immer gleichmäßig ernst und gehalten. Häufig traf ich sie, aus einem schwarz eingebundenen Gesangbuch lesend, am Fenster sitzen. Daß sie jemals ausgegangen wäre, ist mir nicht erinnerlich, und zum Sprechen schien sie nicht besonders geneigt.

Aber ohne daß ich gerade danach geforscht, erfuhr ich dennoch, schon aus meinen Gesprächen mit ihrem Herrn selber, einiges über die äußeren Schicksale dieses letzteren, wenn überhaupt von Schicksalen die Rede sein kann, wo ein Lebensgang sich einfach und naturgemäß entwickelt hat wie der meines Freundes.

Ley war armer Leute Kind und wurde wegen einer großen manuellen Geschicklichkeit, die frühzeitig bei ihm zu Tage trat, von seinem Vater zum Goldarbeiter bestimmt. Auch erlernte er das Handwerk, fühlte aber von Jugend auf einen Zug nach Höherem in sich. Alles Kunstvolle weckte seinen Anteil; sein Auge wußte jede Schönheit herauszufinden. Seine freien Stunden brachte er auf Museen und Galerien zu. Hätten seine Mittel es ihm erlaubt, er wäre gern vom Handwerk zur Kunst selber übergegangen. Davon aber konnte für ihn keine Rede sein. Der einmal eingeschlagene Weg mußte verfolgt, für den äußeren Unterhalt frühzeitig erwarben werden. Nur ganz nebenbei durfte er dem idealeren Bedürfnis seiner Seele Genüge leisten. Nach allen Seiten hin zog das Kunstelement ihn an. Instinktiv wußte er aus allerlei dunklen Winkeln und verkommenen Rückständen schöne, interessante Dinge auszuspüren, die er ihres verwahrlosten Zustandes halber für weniges an sich brachte, um sie unter seinen geschickten Händen wahre Auferstehungen erleben zu lassen. War ihm selbständiges Schaffen versagt, so lernte er dafür um so lebendiger die Kunstweise anderer nachempfinden. Er meißelte, formte, malte und ciselierte, um die Sachen wieder in Ordnung zu bringen. Ein ungewöhnlicher Fleiß kam ihm zu Hilfe. Wenn für andere das Tagewerk begann, hatte er gewöhnlich schon eins hinter sich. Endlich ging er auf die Wanderschaft. Sich mühsam durchschlagend, brachte er dennoch erweiterte Anschauungen und allerlei Gesammeltes mit zurück, wovon er wieder fortgab, um wieder Neues erwerben zu können. Fast ohne daß er es selber wußte, hatte er sich vom Goldschmied in den Antiquitätenhändler hinübergespielt — eine Wandlung, die übrigens nicht zu den Seltenheiten gehört. Endlich wollte es auch noch das Glück, daß er ein für seine Ansprüche wohlhabendes Mädchen heiratete.

Von den Mitteln, über die er nun zu verfügen hatte, und von seinem Talent getragen, blühte sein anfangs ganz klein angelegtes Geschäft rasch empor. Für einen guten Restaurator hatte er längst gegolten; jetzt sah man in ihm den Mann von Geschmack, den Kenner, dessen Urteil in zweifelhaften Fällen das entscheidende wurde. Reichtum und Ansehen flossen ihm zu. Er hatte das stattliche Haus am Burgplatz erworben, war Hofantiquar geworden und stand jetzt da, ein selbstgemachter Mann, dem es im Leben gut geglückt war. Die Frau, die seinen äußeren Wohlstand zum Teil begründet, hatte er freilich frühzeitig wieder verloren, und die einzige Tochter, die sie ihm hinterlassen, erwähnte er eigentlich nie. Nur einmal kam es gelegentlich zur Sprache, daß sie im Auslande verheiratet sei. Amalie war ihre Kindsmagd gewesen und im Hause geblieben. Die wortkarge Dienerin und sein reicher Kunstbesitz, in dem er immer weiter schuf und wirkte, waren die Genossen seiner alten Tage und schienen ihm Gesellschaft genug zu sein. Nach Menschenverkehr trug er wenig Verlangen. Daß er noch immer für den Erwerb arbeitete, wunderte mich manchmal, denn seine Mittel waren reichlich und seine Bedürfnisse gering. Vielleicht war es eine Gewohnheit, die er während eines immer thätigen Lebens so angenommen hatte.

Eines Abends zeigte er mir einen schönen alten Dolch mit reich ciseliertem Griff, den er eben erworben hatte. Ich rühmte die Arbeit, die mir von hoher Vollendung zu sein schien.

„Ja, es ist ein gutes Stück," bestätigte er, „obwohl ich freilich in meiner Privatsammlung eine ähnliche Arbeit habe, mit der diese hier den Vergleich nicht aushält."

Ich horchte verwundert auf. „Ihre Privatsammlung?"

„Ja, mein lieber junger Herr," nickte er lächelnd, „ein Winkelchen auf Erden habe ich mir ganz für mich allein reserviert. Was hier herumsteht — das wissen Sie ja — kommt und geht, ist jedem feil. Die Scenerie hier wechselt fast jeden Tag. Da drinnen aber" — er wies auf die Rückwand des Zimmers — „habe ich einen Schrank, aus dem wird nichts weggegeben, es könnte mir geboten werden, was da wollte. Ich schließe den Schrank nicht für jeden auf. Sie aber sind es wert, einen Blick hineinzuthun," fügte er wohlwollend hinzu, indem er seine Hand auf meinen Arm legte — „kommen Sie! Ich will Ihnen Sachen zeigen; es sind ihrer gar nicht viele — aber Sachen, sage ich Ihnen, um die mich manches gekrönte Haupt beneidet."

Damit öffnete er an der schon vorhin bezeichneten Hinterwand des Zimmers eine Tapetenthür, und wir traten in ein Gemach, in dem ich noch nie gewesen. Es war kleiner, niedriger wie die anderen Räume — die Decke gewölbt — und hatte nur ein breites Bogenfenster, das auf einen Hof hinuntersah, auf dem alte Lindenbäume standen. Durch das saftige Grün ihrer Kronen sandte die sommerliche Abendsonne heiße, goldene Strahlen zu uns herein. Ich stand einen Augenblick geblendet. Der alte Ley trat unterdessen an einen Schrank von mäßiger Größe heran, der in der Nähe des Fensters stand. Eine Kommode — die geschweiften Schubfächer reich mit Metall beschlagen — bildete den unteren, vorspringenden Teil des antiken Möbels. Hinter den Glasthüren des oberen Aufsatzes war ein altchinesischer Seidenstoff gespannt, der den Inhalt des Schrankes geheimnisvoll verhüllte. Ley zog ein goldenes Schlüsselchen aus der Tasche und öffnete.

Sehr verschiedenartige Gegenstände befanden sich auf den Brettern, die den Schrank in drei Fächer teilten. Nicht jedem vielleicht wären sie gleich auf den ersten Blick als etwas so ganz Besonderes erschienen. Ein geübteres Auge indessen erkannte hier bald Kleinkunstwerke allerersten Ranges, seltenster Art.

Da stand, vollendet schön gemalt, die berühmte Meißener Gruppe der Gräfin Kosel, der ein Mohr ein Tablett mit aufgehäuften Kostbarkeiten präsentiert, unter denen sie ein goldenes Herz wählt, um es dem neben ihr stehenden August dem Starken zu überreichen. Altvenetianische Gläser auf schlankem Fuß, fein wie das platzende Krystall einer Seifenblase — eine krause Holzschnitzerei von unglaublicher Durchführung — Klosterspitzen, wie keine Königin sie schöner auf ihrem Gewande trägt — Dosen und Kreuze von Gold, Emaille, Stein und Porzellan — das reihte sich eins an das andere, ein kostbarer Beleg dessen, was Menschenkunst und Menschenfleiß schon vor Jahrhunderten mühsam ersonnen und erschaffen hat. Und die Historie umwebte diese Dinge noch mit einem eigenartigen Nimbus von Geheimnis und Vergangenheit.

Stille Verklärung im Antlitz stand der Antiquar seinen Schätzen gegenüber. Meine Bewunderung bekundete sich anfangs nur in allgemeinen Ausrufungen. Erst allmählich gingen wir auf einzelnes näher ein. Behutsam nahm Ley verschiedene Stücke in die Hand, um sie mir besser zu zeigen. Mein Anteil wurde auf das lebhafteste geweckt. In der That nannte mein alter Freund in diesem Schränkchen einen seltenen Besitz sein eigen.

„Nun aber die Hauptsache!" sagte er endlich, und ein leises Beben seiner Stimme verriet die freudige innere Erregung, mit der er jetzt aus sammet-gefüttertem Kästchen eine kleine Damenuhr herausnahm, die er mir hinhielt. Ein blitzender Kranz

von Diamanten auf dunkelblauem Grunde faßte das Zifferblatt ein. Die Rückseite trug, gleichfalls blau umrahmt, in Goldemaille ein Schäferbildchen, das so fein, so farbenfrisch und reizend, wie ich Ähnliches allerdings noch nie gesehen hatte. In warmen Worten äußerte ich mein aufrichtiges Entzücken.

„Und das Merkwürdigste," fuhr Ley jetzt fort, „was diesem kleinen Meisterstück erst seinen wahren Wert giebt, trägt die Uhr im Inneren —"

Er öffnete sie vorsichtig. Ein Werk, so fein wie Spitzengewebe, lag zwischen den blanken Goldschalen. Auf der inneren Seite der einen las ich einen Namenszug und eine Jahreszahl.

„René Cardillac!" vollendete der Antiquar, dem die innere Glückseligkeit aus den Augen leuchtete.

Allerdings, dies war ein Kabinettstück, wie es im Kunsthandel nicht oft vorkommen dürfte. Wie viele oder wie wenige Arbeiten des sagenhaften Meisters werden überhaupt erhalten und so unzweifelhaft als wirklich von ihm selber herrührend bezeichnet sein wie diese hier?

„Welch glückliche Fügung brachte solchen Schatz in Ihren Besitz?" fragte ich endlich, nachdem wir das Kleinod von allen Seiten betrachtet hatten.

„Das ist mit wenig Worten erzählt," entgegnete mein Freund, indem er die Uhr sorgfältig in den Sammet des Kästchens zurückbettete, das er unverschlossen auf dem vorspringenden Absatz des Schrankes stehen ließ, um sein Auge noch ein Weilchen an so reizendem Anblick zu weiden. Dann zog er zwei Sessel heran; wir setzten uns nieder, und die Arme auf der Brust verschränkend, hob er an:

„Gehungert und gedarbt habe ich für die Kleine da! — Eigentlich hängt an ihr die Entwickelung meines Lebens. Viele haben sie mir abkaufen wollen. Von dem König der Belgier hätte ich ein Vermögen für die Uhr fordern können. Aber ich trenne mich nicht von ihr. Sie ist mein liebster Besitz, den ich mir mühevoll genug errungen habe.

„Auf meiner Wanderschaft arbeitete ich einmal vorübergehend, um mich wieder flott zu machen, bei einem Gelbgießer in einer kleinen rheinischen Stadt hart an der Grenze Frankreichs. Neben unserer Werkstatt hatte ein Uhrmacher und Silberarbeiter seinen Laden, ein kleines, elendes Geschäft. Dort lag die Uhr aufgeklappt, daß man beide äußere Schalen sehen konnte, im Schaukasten. Sie hatte kein Glas, war verstaubt und verschmutzt, auch der Ring oben eingebrochen. Dennoch erkannte ich gleich auf den ersten Blick, als ich einmal vor dem Laden stehen blieb, daß dies eine ganz ungewöhnliche Arbeit sei. Ich ging nun öfter hinunter auf die Straße, um mit der Uhr zu liebäugeln. Einmal wagte ich mich sogar in den Laden hinein; aber der Besitzer war ein mürrischer, ungefälliger Gesell, der die Uhr nicht aus dem Kasten herausholen wollte. Es sei ein klapperiges Ding, meinte er; alle Scharniere daran lose. Eine alte abgedankte Tänzerin aus Paris, die einmal einen halben Winter über drüben in der ‚Rose' logiert, habe sie als Zahlung ihrer Rechnung zurückgelassen und er sie dem Gastwirt aus Gnade und Barmherzigkeit abgenommen. Aber schon oft genug sei ihm der Kauf leid gewesen, denn nie im Leben würde er die Uhr wieder los. Und selbst durch Herausbrechen der Brillanten könne er nicht zu seinem Gelde kommen, da die Steine für den Einzelverkauf viel zu klein seien.

„Mir ging es kalt über bei dieser Rede. Die Diamanten herausbrechen! Das ganze reizend gedachte Werk zerstören — ja, hätte ich die Uhr kaufen können! Aber daran war bei meinem leeren Geldbeutel nicht zu denken. Daß sie am Orte keinen Käufer finden würde, mochte richtig sein. Die Kleinbürger hier verlangten nach praktischeren Gebrauchsstücken, und einsichtsvollere Liebhaber oder Kenner verirrten sich nicht in dieses abgelegene Nest. Auch der jetzige Besitzer ahnte natürlich nichts von dem Kunstwert der Uhr. Ich machte ihr noch einigemal Fensterpromenade. — Am letzten Abend, ehe ich meines

Weges wieder weiterzog, ging ich noch einmal hinein zu dem Manne und bat ihn, mich die Uhr doch in der Nähe sehen zu lassen.

„‚Herr Gott, was wollen Sie denn von dem Ding!‘ rief er noch ungeduldiger wie das erste Mal. ‚Sie werden es doch nicht kaufen.‘

„‚Aber vielleicht wüßte ich in meiner Heimat einen Käufer,‘ log ich angstvoll zusammen, und darauf hin reichte er mir die Uhr.

„Nun konnte ich sie ganz genau betrachten: das kunstvoll gearbeitete Zifferblatt, die farbenfrische Emaille, das vortreffliche innere Werk — plötzlich traf es mich wie ein elektrischer Funke. Was hatte ich entdeckt! — Innen stand — ja, ich glaube, als Kolumbus die Küste Amerikas schimmern sah, ist ihm das Herz kaum tiefer erbebt wie mir, als ich in der Uhr den Namenszug las: René Cardillac!

„In einem alten Werk über Goldschmiedekunst, das ich, immer nach Fortbildung strebend, im Winter zuvor aufmerksam durchstudiert, wurde dieser seltsame Mann wiederholt citiert. Als die Gipfelhöhe aller Kunstfertigkeit, halb wie ein Märchen, eine dunkle Sage, geheimnisvoll anziehend und abstoßend zugleich, hatte er in meinen Gedanken gelebt. Um noch mehr von ihm zu erfahren, verschaffte ich mir — da ich überhaupt viel las — Hoffmanns schaurige Novelle, die mir das Bild des Unheimlichen noch näher rückte. Und nun hielt ich ein unanfechtbares Werk seiner Hände in den meinigen! — Fragen und Mutmaßungen aller Art drängten sich mir auf. Hatte er sich auch dieses kleine Meisterwerk um blutigen Preis wiedererobert? — War es vielleicht der Dame Scuderi selbst bestimmt gewesen? — In rauschendem Brokat sah ich sie vor mir, die Uhr in der Hand — während Cardillac, in seinen dunklen Mantel gewickelt, nächtlich vor ihr Haus schlich; ich glaubte in der verödeten Straße den Schall seiner Tritte zu vernehmen —

„‚Hören Sie mal, nun habe ich nicht länger Zeit,‘ sagte jetzt der Silberarbeiter. ‚Legen Sie die Uhr gefälligst wieder hin. Wenn Sie einen Käufer dafür wissen, kann er selber kommen, sie sich anzusehen.‘

„Am anderen Morgen verließ ich die Stadt, ohne die Uhr aus den Gedanken zu verlieren. Mit festen, heimlichen Fäden blieb meines Herzens Verlangen an sie gekettet.

„Meine Phantasie malte mir ihre Schicksale aus, wie sie aus hohem Besitz vielleicht verschenkt, entwendet worden; wie sie von Hand zu Hand gegangen, bis irgend ein vornehmer Kavalier sie endlich bei einem Trödler gekauft, um mit dem bunten Spielzeug, dessen Wert er selber auch nicht kannte, die Tänzerin, da sie noch jung und hübsch war, zu beglücken, die schließlich die Zehrung ihrer alten Tage damit bezahlte. Und nun liegt Cardillacs vornehme Arbeit zerbrochen und übersehen in dem kleinen staubigen Schaukasten und niemand fragt nach ihr! — Jenes tiefe Mitleid überkam mich, das ich stets empfunden habe, wenn ich Werke der Kunst von rohem Unverstand mißhandelt und erniedrigt sah. Auch die kleine Uhr schien etwas wie eine menschliche Klage an mich zu richten: ‚Erbarme dich meiner! — erlöse mich aus dieser schimpflichen Verbannung!‘ Da stand es fest in mir: sie mußte doch mein werden — ich mußte ihr wieder zu Ehren helfen, es koste, was es wolle!

„Von diesem Tage ab arbeitete ich doppelt so viel wie sonst. Nicht den kleinsten Verdienst ließ ich mir entgehen. In Köln hatte ich einen guten Brotherrn gefunden. Ich sparte mir das Geld wörtlich am Munde ab. Auch war binnen Jahresfrist so viel beisammen, daß ich mich getraute, schriftlich wegen des Preises der Uhr anzufragen. Er war, im Verhältnis zu ihrem eigentlichen Wert, ein sehr geringer, überstieg aber doch noch um ein Bedeutendes die Mittel, die ich anwenden konnte. Also noch einige Monate Arbeit, Entbehrung, dann konnte ich die Summe auf den Tisch zählen. Zu Fuß wanderte ich wieder nach der kleinen Grenzstadt. Der Gelbgießer, bei dem ich gearbeitet,

hatte sich unterdessen ein großes, schönes Haus gebaut, das breitspurig die Straße hinunterblickte.

„Meister Renés Kunstwerk dagegen lag verkommener und unansehnlicher denn je auf der alten Stelle. Ich zahlte den Preis, und die Uhr war mein — wirklich mein! ich selber freilich so arm wie vor zwei Jahren. Aber das schreckte mich nicht. Mutig fing ich noch einmal wieder von vorn an, um mir eine Existenz zu gründen. Die Uhr hatte ich kaum gereinigt, so ging sie richtig und genau. Und ihr feines metallisches Ticken war wie ein belebender Pulsschlag mehr in meinem Dasein. Während mancher Nacht, die ich schlaflos durcharbeiten mußte, lag sie vor mir auf dem Tisch, und der regelmäßige Schlag ihres feinen Werkes schien mir wie eine ermunternde Stimme zuzureden: ‚Sei fleißig — sei fleißig! — auch ich bin nicht müde geworden zwei Jahrhunderte hindurch!‘ — Sie war meine Gesellschaft in der Einsamkeit, mein einziges blitzendes Stückchen Schönheit in einer damals noch ganz schmucklosen Existenz.

„Das sollte mit der Zeit freilich anders werden. Langes, unverdrossenes Streben fand endlich seinen Lohn. Verschiedene Unternehmungen glückten mir über Erwarten; ich wurde wohlhabend, konnte hübsche Sachen nach Herzenslust kaufen und wieder verkaufen — aber das gehört nicht weiter hierher! — Nur von der Kleinen da wollte ich berichten, die mir wie kein anderes Stück in meinen Sammlungen etwas so ganz Besonderes bedeutet —“

Mit einem Blick still in sich versunkener Zärtlichkeit sah er die Uhr an, die vor ihm stand. Vielleicht hätte er doch noch weiter erzählt, wäre nicht Amalie in das Zimmer getreten, ihm die Visitenkarte eines Herrn zu überbringen, der eine kurze Unterredung mit ihm wünschte. Im hereinbrechenden Zwielicht entzifferte der Antiquar nur mühsam den Namen auf der Karte. Unterdessen stand Amalie stumm und steif, wie es ihre Art, hinter seinem Stuhl, auf Bescheid wartend. Plötzlich fiel auch ihr Blick auf die Uhr. Da sah ich, wie sie in sich zusammenzuckte: ein Ausdruck sichtlichen Widerwillens malte sich in ihren Zügen; sie wendete sich ab.

„Ich komme!“ rief ihr Herr, nachdem er die Karte gelesen; und zu mir gerichtet: „Sie entschuldigen mich wohl; es ist in wenigen Augenblicken abgemacht!“

Damit schob er das Kästchen mit der Uhr in den Schrank zurück. Auch Amalie hatte das Zimmer wieder verlassen, in dem ich mich, da es mir noch unbekannt, etwas umzusehen begann.

Aber beinahe wäre ich jetzt überrascht zurückgetreten, denn aus dem dämmergrauen Hintergrunde des Gemaches blickte ein Frauenantlitz mich an — so frisch, so lebensvoll, von so überraschender Schönheit — ich machte unwillkürlich eine Bewegung und sah nun erst, daß es ein lebensgroßes Gemälde war, welches dort von der Wand herabschaute. Aber welch ein Antlitz! — Wie gefesselt und gebannt stand ich vor dieser königlichen Erscheinung, diesen etwas stolz geschnittenen Lippen. Wie edel trug der schlanke Nacken diesen feingeformten Kopf. Und ganz allein, nur durch sich selber wirkte hier die Schönheit. Schmucklos schmiegte sich ein luftig weißes Gewand um die schimmernden Schultern. Das dunkle Haar war an den Schläfen leicht gewellt; sonst keine Blume, kein Putz, ja keine Farbe weiter in dem ganzen Gemälde, nur das zarte Rot dieser blühenden Wangen, der feuchte Glanz dieses strahlenden Augenpaares. Wen stellte dies Bildnis dar? — Konnte so die Frau des alten Ley ausgesehen haben? — Ich trat näher heran. Den reichgeschnitzten Goldrahmen schmückte eine Fürstenkrone.

Jetzt rief der Antiquar aus dem vorderen Zimmer nach mir. Sein Geschäft war bereits erledigt. Er hatte von Amalie Wein und Gläser auf den Balkon hinaustragen lassen, wo jetzt die bunten Winden blühten, die er im Mai gesät. Dort setzten wir uns nieder, während am lichten Abendhimmel die Sterne auftauchten.

Unser Gespräch kam nicht gleich in Fluß. Mir lag die Uhr, René Cardillac und das geheimnisvolle Frauenbild im Sinn, über das ich den Alten gern befragt hätte. Aber eine eigene Scheu hielt mich zurück. Auch seine Gedanken schienen zu wandern. Endlich kamen wir doch wieder auf die Uhr zu sprechen.

„Amalie scheint keine Vorliebe für Ihr Kleinod zu haben,“ sagte ich scherzend.

Er lächelte gutmütig. „Sie haben das bemerkt? Nun ja, die gute Amalie; sie sieht überhaupt in meinen Passionen, soweit solche nicht notwendig durch mein Geschäft bedingt werden, etwas wie Teufelswerk. Man solle, meint sie, sein Herz nicht an tote Dinge hängen und sie wie Menschen lieben. Und sie hat so unrecht nicht,“ setzte er gedankenvoll hinzu, durch die offen stehende Balkonthür einen Blick in das Zimmer hineinwerfend, in dem, vom Abenddunkel umwoben, sein bunter Besitz jetzt einen besonders phantastischen Anblick gewährte; „dies alles, wie schön es auch ist und wie viel Kraft und Liebe ich auch daransetze, es zu erhalten, wird über kurz oder lang doch in Staub und Moder zerfallen.“

Nach einer kleinen Pause hob er, da ich schwieg, noch einmal an: „In einer müßigen Stunde habe ich Amalie einmal von René Cardillac und seinen Schandthaten erzählt. Seitdem kann sie die Uhr nicht ohne Widerwillen sehen, von der sie ohnedies behauptet, sie habe mich behext, ich mache viel zu viel aus ihr. — Da war Gustava, meine Tochter, ganz anders. Der röteten sich schon als Kind die Wangen vor Freude, wenn sie die blaue Uhr nur von ferne sah. Ich glaube, sie hätte, als sie heiratete, ihre ganze hübsche Aussteuer im Stich gelassen, hätte sie nur die Uhr dafür mitnehmen können. Von der aber trenne ich mich nicht. Sie bezeichnet mir den Anfang meiner ganzen Lebensthätigkeit. Es sind innere seelische Fäden, die mich ihr verbinden; mein eigen Herz würde bluten, wollte ich diese zerreißen. — Aber Sie trinken ja gar nicht, Liebster; bitte, Ihr Glas! Die Kunst soll leben! — Ja, dieser alte René — er hat merkwürdig schön gearbeitet!“

Noch ein Weilchen plauderten wir so weiter. Dann trieb uns die kühler werdende Nachtluft hinein. Auch war es das letzte Mal, daß wir in dieser Weise einen Abend gemeinsam auf dem Balkon genießen sollten; denn bald darauf trat ich eine Reise in meine Heimat an, und als ich zurückkehrte, war ein rauher Herbst frühzeitig hereingebrochen.

Natürlich suchte ich den alten Ley wieder auf. Ich fand sein Aussehen etwas müde und erregt zugleich. Er wollte aber davon nichts wissen, klagte auch über nichts. Als ich ein anderes Mal wieder kam und Amalie mir öffnete, erschien mir diese noch starrer und feierlicher wie sonst. Ihr Herr sei ausgegangen, sagte sie.

Ich fragte, ob ich auf ihn warten dürfte.

„Ja,“ entgegnete sie mit seltsam bedeutungsvollem Tone, „es wartet drinnen schon jemand auf ihn.“ Damit öffnete sie mir die Thür nach dem Balkonzimmer und ich trat ein.

Der Abend dunkelte bereits. Gegen das Fenster rechts war ein großer chinesischer Schirm gerückt, der jene Ecke in besondere Finsternis hüllte. Bei meinem Erscheinen regte sich dort etwas. Eine schlanke, hochgewachsene weibliche Gestalt erhob sich von ihrem Sitz, wie um mir entgegenzukommen, stockte aber gleich wieder, und aus der Dämmerung, die sie umgab — träumte ich oder war es Wirklichkeit? — leuchtete mir wie damals in dem kleinen gewölbten Hinterzimmer das nämliche wunderbar schöne Frauenantlitz entgegen — diesmal keines Malers Werk, sondern wahres, lebendiges Leben.

„Ihre Durchlaucht, die Frau Fürstin Roma,“ hauchte Amalies tonlose Stimme hinter mir.

Ich verbeugte mich; dann standen wir alle drei einen Augenblick etwas befangen einander gegenüber.

Die Dame trug ein eng anliegendes Reisekleid von dunklem Sammet, das die Anmut ihrer Gestalt vorteilhaft hervorhob. Hut und Handschuhe hatte sie ab-

gelegt. Sie sah einfach, aber unendlich vornehm, ja edel aus — eine Fürstin vom Scheitel bis zur Sohle. Auch das leichte Neigen ihres feinen Köpfchens, mit dem sie meinen Gruß erwiderte, bekundete, welche Stellung sie den Menschen gegenüber einzunehmen gewohnt sei. Ihr Porträt war sprechend ähnlich, nur daß sie, jetzt voll entwickelt, jenes Jugendbild an Schönheit noch bedeutend überstrahlte.

Ich schwankte noch immer, ob ich etwas sagen, bleiben oder mich wieder entfernen sollte, als draußen ein Schlüssel in das Schloß gesteckt und umgedreht wurde.

„Da kommt der Herr!" rief Amalie, die Zimmerthür rasch öffnend, und wirklich trat jetzt Herr Ley zu uns herein. Ein Blick — ein jähes Zusammenfahren — der abgenommene Hut entsank seiner Hand —

„Gustava!" hörte ich ihn rufen, und die schöne fürstliche Frau sank in seine ausgebreiteten Arme.

* *
*

Was nun folgte, was die nächste Zeit in dem mir liebgewordenen Hause entwickelte und zu unerwartet raschem Abschluß brachte, will ich, gleichzeitig in die Vergangenheit zurückgreifend, um noch Unbekanntes nachzuholen, lieber als ein Ganzes darzustellen versuchen. Mir selber freilich kam die Erkenntnis dieser Dinge erst allmählich, teils durch eigene Anschauung, teils durch Amalies Mitteilungen. Denn einmal hat Amalie endlich doch gesprochen und zwar, wie es bei Naturen, die viel in sich zurückdrängen, häufig geschieht, nun mit um so ausgiebigerer Beredsamkeit. Diese Mitteilungen aber und das, was ich selbst miterlebte, durchkreuzten eins das andere so, daß es nur ein verworrenes Bild geben würde, wollte ich den Hergang der Sache in der Reihenfolge berichten, wie er an mich herantrat. Besser, ich fasse ihn kurz zusammen, wie er mir als abgerundetes Erinnerungsbild lebendig im Gedächtnis geblieben ist.

Daß Ley seine Frau nach kurzer Ehe wieder verloren hatte, ist bekannt. Sie war eine wenig bedeutende Natur gewesen, deren Scheiden — obwohl er in Frieden und Eintracht mit ihr gelebt hatte — dem Witwer kaum eine Lücke hinterlassen konnte; um so mehr, als das Kind, das sie ihm geschenkt, sein ganzes Herz ausfüllte. Die eigene Kindheit war ihm hart, seine Jugend Mühe und Arbeit gewesen. Nun wuchs eine Blume in seinem Leben und weckte alle zarteren Regungen seines warmen Gemütes. Inniger hat sich wohl selten ein Vater seinem Kinde hingegeben wie Ley seiner Gustava. Schön wie der Tag, war sie auch für seinen Künstlerblick ein wahrer Augentrost. „Wir würden sie doch ebensosehr lieben, wenn sie garstig wäre," hatte des Kindes Wärterin, Amalie, einmal gesagt. Aber für den schönheitsbedürftigen Ley lag das noch anders. Auch klug war Gustava; besonders ging sie mit frühzeitig hervortretendem Verständnis auf die Beschäftigungen ihres Vaters ein. Sie konnte kaum lesen und schreiben, so wendete sie schon jedes Porzellantellerchen und Täßchen, das ihr in die Finger kam, um nach dem Zeichen zu sehen. Sie unterschied die Edelsteine voneinander und ließ schon als Kind Essen und Trinken stehen, um „hübsche Sachen" zu sehen. Das schien ihr so im Blute zu liegen. Gemeines Spielzeug mochte sie nicht. Der kunstschöne Besitz ihres Vaters schärfte bei Zeiten ihren Blick, verwöhnte aber auch ihr Auge, vor dem nichts Geringes Gnade fand.

Nun hätte man meinen sollen, bei der ihr schrankenlos entgegengetragenen Liebe hätte gleiche Freude an den gleichen Dingen sie besonders fest an den Vater fesseln müssen; aber dem war nicht so. Sein Wirken interessierte sie. Für ihn selber regte sich nicht viel in ihrem Herzen, das überhaupt ebenso kühl erschaffen war wie ihr Antlitz süßbezaubernd.

Lange täuschte ihr Vater sich darüber, und einzelne Streiflichter, die dennoch in seine Seele fielen, verschleierte er selbst wieder, um sich eine Überzeugung fern zu halten, die ihn elend gemacht hätte.

Daß der zu ansehnlichem Wohlstande gelangte Antiquar Ley seiner einzigen Tochter die sorgfältigste Erziehung geben ließ, verstand sich von selbst. In dem alten Palast, den er bewohnte, unter seinen vornehmen Sachen wuchs sie heran, selber vornehm und vollendet wie das Gebilde eines auserlesenen Künstlers.

Hatte die ungewöhnliche Persönlichkeit des Vaters schon immer Aufmerksamkeit erregt, so zog die zur Jungfrau erblühte Tochter jetzt noch mehr Blicke heran. Gustava Leys Schönheit wurde stadtbekannt. Daß der Alte reich war, wußte man auch. Viele Herren vom Hofe suchten ihn auf, denn der damalige Monarch war Sammler und ließ durch seine Kavaliere oft den Rat seines Hof-Antiquars einholen. In seiner Garde diente damals der junge Fürst Roma, ein Südländer von Geburt, „der eleganteste Offizier der Armee“, wie einst ein hoher Militär von ihm gesagt hatte. Mit anderen vornehmen Herren kam auch er zum Händler Ley. Er sah Gustava und fand Gefallen an ihr. Sie fühlte sich dazu geboren, eine große Dame zu werden, und ging ohne viel Bedenken auf seine Werbung ein. Sein Fürstentitel war echt; wie es dagegen mit seinen oft von ihm erwähnten wallachisch-rumänischen Besitzungen stand, mag dahingestellt sein. Jedenfalls konnte er das Geld eines reichen Schwiegervaters brauchen, selbst wenn es aus einem Antiquitätengeschäft floß. Sich denselben persönlich, schon aus diesem letzten Grunde, à distance zu halten, sollte dem weltgewandten Manne keine Schwierigkeiten machen. Sobald die Braut ihm sicher war, quittierte er den Dienst, um sich bei einer auswärtigen Gesandtschaft attachieren zu lassen. Mit der schönen Gemahlin ließ sich in der großen Welt glänzen, denn dort war recht eigentlich der Boden, für den Gustava geschaffen war.

Und ihr Vater? — Es war ein schweres Opfer für ihn, sich von seinem Kinde zu trennen. Aber wenn seine Tochter glücklich wurde, wie hätte er's nicht bringen sollen? — „Fürstin Gustava!“ — Ja, so war's ihm recht! Eine Krone auf diese Stirn, einen Hermelin unter ihre Füße — so hatte er sich's gewünscht. Alles andere wäre ihm für sie zu niedrig, zu gering gewesen. Der Schönheitsschwärmer vergaß über der äußerlich bestechenden Gestaltung dieser Existenz, welche Bürgschaft dauernden inneren Glückes sie zu bieten hatte. Vielleicht reichte Amalies Blick weiter: „Eitelkeit — alles Eitelkeit!“ sagte sie sich in der Stille.

Wirklich wie eine Fürstin hatte Ley seine Tochter ausgestattet. Am Abend vor ihrer Vermählung übergab er ihr einen kostbaren Brillantschmuck. Er hatte das silberbeschlagene Etui bisher in dem Schranke aufbewahrt, der seine eigenen kleinen Schätze barg. Gustava stand neben ihm, als er ihn aufschloß, um ihr das Kästchen zu reichen. Sie lächelte befriedigt, da ihr die feurigen Steine entgegenblitzten.

„Das ist sehr schön,“ sagte sie, „ich danke dir und will's zu deinem Angedenken tragen. Steht hier im Schranke nicht auch Cardillacs Uhr?“

Er bejahte, und rasch setzte sie die Brillanten fort, um nach dem anderen Kästchen zu greifen, das der Vater inzwischen hervorgeholt. Ihre Augen leuchteten hell auf. Auch über sie schien das seltene Kleinod seinen Zauber geworfen zu haben.

„Welche Königin kann sich eines solchen Besitzes rühmen!“ rief sie, ihren kleinen Liebling zierlich mit zwei schlanken Fingern emporhaltend. „Die Uhr ist ein Unikum! Vater, wenn du einmal stirbst — die Uhr mußt du mir vermachen, mir ganz direkt!“

Ein Schatten trat auf seine Stirn. Er fühlte sich tief verletzt. Warum sollte er ihr die Uhr noch besonders vermachen? Gehörte ihr nicht dereinst alles, was er besaß? — Um sich des ersehnten Besitzes jetzt schon zu vergewissern, sprach sie lächelnd von seinem Tode, während es ihm fast das Herz brach, sich zu denken, daß sie morgen nicht mehr mit ihm unter demselben Dache wohnen würde. Ein

plötzlicher Widerwille überkam ihn. Er war nahe daran, ihr, wie sie es wohl im stillen gewünscht, die Uhr jetzt gleich zu überlassen — warum erst damit warten, bis er gestorben sein würde?

Aber als das entscheidende Wort ihm schon auf den Lippen schwebte, blitzte Renés Kunstwerk ihn mit diamantenen Augen an: „Mich willst du weggeben? — die schwer errungene Genossin deiner jungen Jahre? Ich soll wieder hinaus unter die verständnislose Menge? — Wer wird mich zu schätzen wissen, wie du es gethan? Und wer wird dir nun noch Gesellschaft leisten, wo du ohnedies wieder einsam sein wirst — ganz einsam —“

Rührung ergriff ihn. Nein, die Uhr konnte er nicht fortgeben! Auch sie war ihm wie ein Kind, das seinem Schutze anbefohlen, das ihm treulich alle Mühe gelohnt, die er ihm zugewendet. Stumm schob er sie in den Schrank zurück. Gustava nahm ziemlich kühl ihre Brillanten mit sich fort. Es war das erste Mal, daß der Vater einen Wunsch nicht verstehen wollte, den sie ihm angedeutet.

Am anderen Tage schied die junge Fürstin Roma ohne Thräne von ihrer Heimat.

Was der Fürst sich vorgenommen, führte er vollkommen durch. Die räumliche Trennung zwischen Vater und Tochter trennte diese bald auch innerlich ganz voneinander. Nach außen hin brachten die Verhältnisse das so mit sich, und in Gustava selbst war nichts, was dem widerstanden hätte. Sie lebte sich aus der heimischen Enge heraus und lernte sich leicht ohne den Vater behelfen. Drei blühenden Kindern schenkte sie das Leben. Aber das waren kleine Prinzen, die von dem fernen Großvater in seiner Werkstatt unter alten Möbeln und defektem Porzellan nichts erfuhren. Der einzige Zusammenhang, der noch zwischen dem Antiquar und der fürstlichen Familie bestand, war, daß diese sein Geld nahm; und sie nahm viel, denn sie brauchte es. Der Fürst hatte auch die diplomatische Laufbahn wieder aufgegeben und lebte mit den Seinigen abwechselnd in Italien, Paris und Petersburg; natürlich immer auf großem Fuße. Das kostete bedeutende Summen. Aber der alte Ley war ja ein reicher Mann und konnte geben. Er gab auch — gab immer wieder, was verlangt wurde. Damit es ja nicht einmal fehlen könne, verdiente er auch immer noch dazu und klagte gegen niemand. In der Stille aber empfand er es wohl, was man ihm angethan. Die Augen waren ihm endlich aufgegangen. Sein Herz noch einmal an Menschliches zu hängen, erstrebte er nicht; dazu war der Schnitt in sein Inneres zu tief gedrungen. Stumm suchte er Beruhigung in der Welt, die ihn ehedem beglückt: in Kunst und Schönheit. Die toten Dinge um ihn her, denen er wieder seinen ganzen Anteil schenkte, thaten ihm nicht weh, und Arbeit — seine treue Genossin von alters her — spendete ihm Trost. Von den Menschen sah er nur noch so viel, wie zu seinem Geschäft eben nötig war. Amalie war bei ihm geblieben. Sie war durchaus nicht immer einverstanden mit ihrem Herrn; der ganze bunte Kram, an den er sich immer fester zu hängen schien, widerstand ihr; aber ihn selber hatte sie dennoch lieb, und deshalb hielt sie treulich bei ihm aus.

„Er ist ein guter Mensch,“ sagte sie; „Gott helfe ihm zum Rechten.“

Darüber waren Jahre vergangen. Der alte Ley hatte seine Tochter nicht wiedergesehen. Es dünkte ihn manchmal wie ein Traum, daß er überhaupt jemals ein Kind gehabt. Da, mit einemmal, ohne sich anzumelden, ohne daß irgend ein Anzeichen ihn solchen Besuch erwarten ließ, stand sie vor ihm — Gustava lag in seinen Armen. Das Jähe dieser Überraschung wirkte so überwältigend auf seinen ohnedies in letzter Zeit etwas erschöpften Körper, daß wir einen Augenblick fürchteten, er würde ihm erliegen. Aber er erholte sich wieder, um sich dann einer Glückseligkeit hinzugeben, die unbeschreiblich war. Weggelöscht war alles, was ihn von Gustava getrennt. Sieghaft, wie eine warme Sonne, zerriß die Vater-

liebe all jene grauen Nebel, um das teure Kind wie ehedem mit zärtlichen Armen zu umfangen.

Kaum war Gustava nur erst einige Stunden im Haus, so schien es ihm, als sei sie niemals fortgewesen. Behaglich und vertraut lenkte alles in das gewohnte Geleise zurück, und es war zu bewundern, mit wie kluger Gewandtheit auch die schöne Frau sich in alledem zurechtzufinden verstand.

Sie war ganz allein gekommen. Die Ihrigen hatte sie in Genua zurückgelassen. „Ich wollte den Vater einmal wiedersehen,“ gab sie als Grund der Reise an. Amalie mußte ihr altes Mädchenstübchen wieder einrichten. Allen Verhältnissen und Gewohnheiten des Hauses wußte sie sich recht wie ein eingeborenes Kind desselben gleich wieder einfach anzupassen, ohne dabei doch etwas von ihrer eigenen Wesenheit einzubüßen. Sie verleugnete die Fürstin keinen Augenblick, weder im Wort noch in der Haltung. Von der eleganten Sammetrobe, die sie so reizend kleidete, bis in die feinen Fingerspitzen hinein, die alles nur halb zu berühren schienen, blieb sie die auserlesen vornehme Frau, der sich nichts Gemeines nahen kann. Aber sie mischte dem Vater selber sein Glas Thee mit Rum, wie er es liebte, und stellte es genau auf die gewohnte Stelle vor ihn hin, als habe sie das erst gestern so gemacht. Nichts hatte sie vergessen. Alle Schlüssel zu den Schränken kannte sie noch und holte, ohne zu fragen, mit ruhiger Sicherheit herbei, was gebraucht wurde. Amalie entfuhr es wiederholt, sie bald „Durchlaucht“, bald „Fräulein Gustava“ zu nennen. Sie nahm beides als gleich natürlich hin. Zu mir erwies sie sich sehr freundlich, ohne jeden Hochmut, und doch fühlte ich von der ersten Stunde an einen Abgrund zwischen uns.

Ein zauberhafter Friede lag in diesen Tagen über der Leyschen Häuslichkeit. Die Tochter so schön — der Vater so beglückt — nur Amalies Gesicht strenger und starrer noch wie sonst, als blicke sie auf eine Wolke, die dunkel, unheilvoll heranzog.

Trotz der seligen Befriedigung, von der ich sein Inneres erfüllt wußte, wollte mir mein alter Freund in seinem Aussehen jetzt manchmal gar nicht gefallen. Er wechselte oft die Farbe, seine Augen waren schwarz umrändert. Aber er blieb dabei, daß er nicht krank sei. Nur einmal mußte er unseren Theetisch verlassen und sich niederlegen, weil ihn plötzlich ein unbehagliches Frösteln überfiel. Ich ging im Laufe des nächsten Vormittags, mich nach ihm zu erkundigen. Amalie berichtete: er habe eine unruhige Nacht gehabt, sei aber aufgestanden wie gewöhnlich. Sprechen könne ich ihn jetzt nicht, denn seit zwei Stunden habe er sich mit der Fürstin eingeschlossen. Einmal habe er geklingelt, um sich ein Glas Wasser bringen zu lassen. Seine Tochter sei bleich gewesen wie ihr Taschentuch.

„Wir wollen sie nun nicht weiter stören,“ schloß die Alte, und ich ging.

Nach meinem Essen hatte ich noch etwas in der Stadt zu besorgen und war nicht wenig überrascht, bei kalter, stürmischer Regenluft dem alten Ley zu begegnen, der, den Rockkragen schauernd in die Höhe schlagend, eben aus dem Hause seines Banquiers trat.

„Sie hätten doch in solchem Wetter heute nicht mehr ausgehen sollen!“ schalt ich ihn.

„Es ließ sich nicht hinausschieben,“ entgegnete er kurz, und wir gingen zusammen bis an die nächste Straßenecke. Er schien einsilbig und zerstreut, forderte mich aber auf, den Abend wieder bei ihm zuzubringen.

Zur gewohnten Stunde stellte ich mich ein und fand meinen alten Freund, warm zugedeckt, auf einem Ruhebett in dem kleinen gewölbten Hinterzimmer liegend. Seine Tochter saß neben ihm. Eine niedrige Lampe brannte auf dem Tisch. Bei meinem Erscheinen erhob sich die Fürstin rasch, mit eiligen Fingern etwas zusammenraffend, das ausgebreitet vor ihrem Vater auf der Sofadecke lag. Ein Papier flat-

terte zu Boden. Ohne meine Hilfe zuzulassen, hatte sich Gustava selbst danach gebückt, und ich sah, daß sie ein stark mit Banknoten angefülltes Portefeuille in der Hand hielt. Sie ließ es still in die Falten ihres Kleides gleiten und bot mir dann mit gewohnter Liebenswürdigkeit einen Stuhl an, während sie sich selbst wieder zu ihrem Vater setzte, dessen Hand sie leise zu streicheln begann. Aber die Liebkosung wenig achtend, blickte dieser düster vor sich hin. In ihren Augen dagegen funkelte innere Erregung. Ich fühlte, daß sich hier etwas Besonderes begeben hatte.

Schon am anderen Morgen sprach die Fürstin von ihrer Abreise. Ruhiger, als es sich erwarten ließ, nahm ihr Vater diese Ankündigung hin. Überhaupt schien seit jener langen Unterredung mit seiner Tochter eine dumpfe Gleichgültigkeit über ihn gekommen zu sein, die seiner Natur eigentlich ganz fremd war.

Ach, des Rätsels Lösung war nicht schwer zu finden! — Der kurze Traum von Glück und Glauben, der ihn noch einmal während dieser wenigen Tage berückt, war einer schmerzlich ernüchternden Erkenntnis gewichen. Gustavas Besuch bei ihrem Vater hatte gute Gründe. Keine Regung kindlichen Gefühls, nur die Notwendigkeit hatte sie hierher geführt. Ihr Gemahl war zum Spieler geworden und spielte unglücklich. Schon wiederholt war der redliche Verdienst manches fleißigen Jahres von seiner wüsten Leidenschaft verschlungen worden. Jetzt endlich hatte der Wahnwitz einer einzigen Nacht unerhörte Summen gekostet. Freiheit und Ehre waren verwirkt; Elend und Schande gewiß, wenn Gustavas Vater nicht etwas ganz Ungewöhnliches that. Deshalb kam sie; deshalb versicherte sie sich erst wieder der ganzen Hingabe ihres Vaters, ehe sie ihm ihre ungeheuerliche Forderung vortrug. Und als sie dann ihren Zweck erreicht sah, eilte sie, wieder zu gehen, denn welche Liebe auch hier an sie verschwendet wurde, sie fühlte sich durch keine Treue, keine Dankbarkeit gefesselt, und jenseits der Alpen wartete ihr fürstlicher Gemahl voll Ungeduld auf sie.

Das alles war in *einer* schweren Stunde, wie ein Wetter aus blauer Luft, über den alten Mann hereingebrochen. Und man gönnte ihm keine Zeit, sich zu fassen, sein zu Tode getroffenes Herz erst zu beruhigen — nein, es mußte gehandelt, eilig gehandelt werden. Er that, was er konnte — weit über sein Vermögen hinaus; mit der Zeit hoffte er es wieder einzubringen. Als aber alles erledigt war, sank er in eine Stumpfheit zurück, in der selbst der bevorstehende Abschied von Gustava ihn kaum noch zu rühren vermochte.

Es war wenig Stunden vor ihrer Abreise. Ich hatte versprochen, die Fürstin nach dem Bahnhof zu geleiten, denn ihr Vater fühlte sich durchaus nicht wohl, und den dunklen Abend draußen durchbrauste ein unbarmherziges Herbstwetter. Als ich mich etwas früher wie nötig einstellte, fand ich den alten Ley auf seinem Ruhebett in dem kleinen Zimmer, und wie neulich saß die Fürstin, heute schon reisefertig, neben ihm. Ich mochte den beiden die letzten Augenblicke des Beisammenseins durch meine Gegenwart nicht verkürzen und setzte mich mit einer Zeitung in das vordere Zimmer. Da aber die Zwischenthür offen stand, meine Lektüre auch nur ein Vorwand war, hörte und sah ich alles, was sich nebenan zutrug.

„Du wirst mir schreiben, sobald du glücklich angekommen bist,“ sagte der Antiquar mit matter Stimme.

„Gewiß!“ entgegnete sie freundlichheiter. „Und ich werde oft herdenken, wie traulich es hier in deinen Räumen war“ — sie ließ die hellen Blicke durch das Zimmer schweifen — „dies Stübchen besonders habe ich so gern. Schon wegen deines schönen Schrankes. Steht die blaue Uhr noch darin?“

Er nickte.

„Der Schlüssel steckt an der Thür — darf ich meinen alten Liebling noch einmal wiedersehen? Ich wollte dich schon all diese Tage darum bitten.“

Er bejahte wieder, und sie huschte an den Schrank, froh wie ein Kind, das seinen Wunsch erfüllt sieht. Sie wußte das bekannte Kästchen sogleich herauszufinden, setzte sich damit wieder neben den Vater und betrachtete die Uhr mit sichtbarem Entzücken.

„Wie reizend sie ist," sagte sie, den schönen Kopf etwas auf die Seite legend. „Ich bin nun in der halben Welt herumgekommen, habe königliche Schätze gesehen, aber die Uhr hier — nein, sie hat nicht ihresgleichen."

Wunderbar traurig ruhten des alten Mannes Blicke auf seinem Kinde.

„Willst du sie mitnehmen?" fragte er nach einer kleinen Pause gepreßten Tones.

„O Vater!" rief sie lebhaft, indem ihr die Begierde aus den schönen Augen blitzte.

Er nahm ihr das Kleinod aus der Hand, hielt es vor sich hin — mir war, als sähe ich in dem wehmütig ernsten Ausdruck seiner Züge alles sich spiegeln, was sein Inneres schmerzlich bewegte. Ja, seine ganze Vergangenheit war mit dem kleinen blitzenden Wunderwerk hier verknüpft. Aber was bedeutete ihm jetzt noch diese Vergangenheit? Ein vergebliches Suchen an unrichtiger Stelle war sie gewesen — wie hätte er sonst zum Schluß so elend werden können? — Schon einmal hatte sich hier in diesem Zimmer das Verlangen seines scheidenden Kindes auf dieses Kleinod gerichtet. Damals selber noch irdisch befangen, hatte er sich nicht von dem Schatz zu trennen vermocht. Seitdem waren höhere Güter von ihm genommen worden. Wem der innerste Glauben gewankt, wem menschliche Liebe versagt hat, auch da, wo ihr Quell am reinsten fließen sollte, der lernt endlich die Arme emporstrecken nach dem Ewigen, und von jeder anderen Sehnsucht losgelöst, was kann ihm vergänglicher Besitz noch gelten?

„Nimm sie hin!" sagte der alte Ley gelassen, Meister Renés kunstvolle Arbeit in die Hand seiner Tochter legend.

Das Antlitz der Fürstin verklärte sich. Eilig, als könne sein Entschluß den Vater wieder reuen, ergriff sie die Uhr; noch ein seliges Betrachten — dann barg sie ihr neues Eigentum im Busen und bedeckte des großmütigen Gebers Hände mit Küssen. Um seine Lippen zuckte es wie von verhaltenen Thränen. Er neigte sich über den Scheitel seiner Tochter und küßte ihr duftendes Haar.

„Laß sie dein Notpfennig sein, Gustava," sagte er weich und ernst. „Wer weiß, was noch kommen kann! — Die Uhr ist ein Vermögen wert. Gieb sie nicht leichtsinnig fort, sie kann deine Hilfe, deine Rettung werden, wenn ich einmal nicht mehr da bin, dir beizustehen. Lebewohl, Gustava! Ich habe nun nichts mehr zu geben. Gott behüte dich!"

Sein Kopf sank matt in die Kissen zurück. Eine Stunde später fuhr ich mit der Fürstin nach dem Bahnhof.

Ich sicherte ihr ein Coupé, besorgte ihr Gepäck und harrte am Wagen, bis der Zug sich in Bewegung setzen würde. Gustava hatte sich schon für die Nacht eingerichtet, den Hut abgelegt und mit malerischem Wurf einen großen schwarzen Schleier um Kopf und Schultern geschlungen. Darunter blühte ihr schönes Antlitz wie eine Rose. Die Laterne des Perrons warf weißes Strahlenlicht über das reizende, vom Wagenfenster dunkel umrahmte Bild.

„Es muß gleich fortgehen!" sagte sie, in die Falten ihres Schleierüberwurfes greifend, aus dem sie mit lächelndem Wohlgefallen die blaue Uhr hervorzog, um nach der Zeit zu sehen. Da habe ich Cardillacs zierliches Kunstwerk zum letztenmal erblickt.

Die Glocke tönte, ein schriller Pfiff — „Grüßen Sie meinen Vater," winkte sie ruhig zurück. Der Zug setzte sich in Bewegung, und verschwunden war vor meinen Blicken Fürstin Roma, die schönste, herzloseste Frau, die ich je gekannt.

Am anderen Morgen ging ich zeitig zum alten Ley. Es ließ meinem Herzen keine Ruhe. Amalie empfing mich mit verstörter Miene.

„Er wird den Abschied nicht überleben,“ sagte sie. „Ist es sein Kind oder seine Uhr — ich weiß es nicht! — aber er stirbt daran.“

Nun berichtete sie mir, daß ihr Herr die ganze Nacht gefiebert und irre geredet habe. Der Arzt habe von einer heftigen Entzündung des Gehirns gesprochen und gebe wenig Hoffnung.

Ich ging hinein zu dem Kranken; aber er erkannte mich nicht.

„Gustava,“ hörte ich ihn rufen, „gieb mir die Uhr zurück — nicht deinem Mann! Der Name steht auf der inneren Schale — klar und deutlich. O, die ist echt! — Ich bedaure, Majestät, aber die Uhr ist wirklich nicht verkäuflich; — wie sie tickt und geht — so fein, so genau —“

Er griff nach dem Kästchen, in dem die Uhr gelegen hatte und das jetzt leer neben seinem Lager stand. Er durchwühlte es mit zitternden Fingern.

„Man hat sie mir gestohlen!“ jammerte er. „Nun bringt er auch mich noch um — Cardillac — laß mir die Uhr — laß mir das Leben —“

So ging es fort, den ganzen Tag hindurch. Abends kam der Arzt noch einmal. Die Phantasien steigerten sich — immer wilder, immer lauter. Plötzlich wurde er still — sein Atem ruhig; ein unbeschreibliches Etwas breitete sich über sein Angesicht. „Meine kleine Gustava, mein geliebtes Kind!“ sagte er ganz sanft — und selig lächelnd war er hinüber.

Die alles ausgleichende Hand des Todes hatte seinen scheidenden Geist noch einmal in die Zeit zurückgeführt, da er in einem unschuldigen Kinde glücklich war, und ihn so auf goldener Brücke in eine bessere Welt geleitet, wo die Liebe für ihn sprechen wird, die er empfunden, nicht die Stelle, an der er sie geübt hat.

Mit Amalie stand ich an seinem Sarge. Sein Totenantlitz verklärte himmlische Schönheit.

„Er hat die Schönheit immer geliebt und gepflegt,“ sagte ich zu der alten Dienerin. „Unermüdlich hat er nach ihr gesucht —“

„Und hat gefunden!“ unterbrach Amalie mich mit einem stillen, ernsten Blick nach oben.

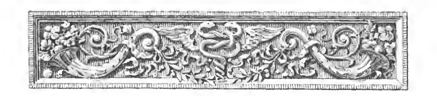
* * *

Der Nachlaß des Hofantiquars Ley erwies sich als durchaus nicht so bedeutend, wie man angenommen hatte. Sein Kapital war beinahe aufgezehrt, sein Kunstbesitz zum Teil vorweg verpfändet. Der Erlös seines Hauses am Burgplatz warf freilich noch eine hübsche Summe Geldes ab, die der einzigen Erbin, der Fürstin Roma, zufiel. Aber es scheint, als habe sie sich für die dortigen Verhältnisse auch als ungenügend erwiesen; denn schon zwei Jahre nach dem Tode des Antiquars berichteten die Zeitungen von einem Fürsten R., der sich am grünen Tisch in Monaco eine Kugel durch den Kopf gejagt, nachdem er sein letztes Goldstück verspielt.

Von seiner Witwe verlautete einmal, sie habe sich unter anderem Namen, mit geringen Mitteln in Paris niedergelassen, um ein Pensionat anzulegen; mit der Zeit ist sie verschollen. Auch bei ihr muß das Glück nicht heimisch gewesen sein, denn ohne Not hätte sich Gustava Ley nicht von der Uhr Meister Renés getrennt.

Die Uhr aber wandert wieder vom Tisch des Auktionators in den Kunstschrank eines reichen Sammlers. Und wenn dieser gestorben sein wird, wieder auf den Markt — um wieder andere Existenzen auftauchen und versinken zu sehen. Wer weiß, was sich nach fünfzig Jahren nicht alles noch erzählen ließe von der kleinen blauen Uhr René Cardillacs!





Emil du Bois-Reymond.

Von

Adolf Kohut.

Leicht ist es, sich mit Schellingschem Gefieder
Bis in der Dichtung hohen Äther schwingen,
Und sich die Wahrheit aus den Erdendingen
Zudüften lassen wie den Klang der Lieder.

Doch die materiell-gemeinen Glieder
Zum prompten Dienst der strengen Forschung zwingen
Mit Händen fassend ums Geheimnis ringen:
Das ist ein Werk! das beuget Riesen nieder!

Da gilt es, die Idee als Dichter fassen,
Und in der Wirklichkeit gemeinstem Treiben,
Bei dem realsten Thun sie nicht zu lassen;

Da gilt's, beim kalten Spähn im Schwunge bleiben,
Und wenn im Mühen Farb und Duft erblassen,
Mit neuem Mut den Staub vom Spiegel reiben.

So lautet das Sonett, welches Klaus Groth, der Dichter des „Quickborn“, in seiner Gedichtsammlung „Hundert Blätter“ (Hamburg 1854, Perthes, Besser u. Mauke) vor Jahrzehnten an Emil du Bois-Reymond gerichtet, und der Kieler Poet hat damit die ganze geistige Eigenart des großen Physiologen und akademischen Lehrers aufs glücklichste bezeichnet. Emil du Bois-Reymond, mit dem sich die nachstehenden Blätter beschäftigen sollen, ist nicht allein ein bahnbrechender Denker und Forscher, sondern auch ein umfassender Geist, der die großen Ideen der Wissenschaft als Dichter erfaßt und der ungeachtet der strengsten exakten Forschung, der genauesten und gewissenhaftesten Experimente stets „im Schwunge“ bleibt. Geniale und durchdringende Naturforscher und Gelehrte gab es und giebt es genug in Deutschland, aber einen Forscher wie Emil du Bois-Reymond, der nicht allein durch den umfassenden Blick, die Originalität und Unabhängigkeit seiner Beobachtungen sowie die Gründlichkeit seiner Analyse, sondern auch durch die Klarheit, Lebendigkeit und Kraft seines gesprochenen und geschriebenen Wortes und den Zauber seiner ganzen Persönlichkeit Großes und Bleibendes geleistet und seine Gedanken und Bestrebungen auch in zahlreichen Schülern zur fruchtbringenden Geltung gebracht hätte, findet man selten. „Nur ein großer Gegenstand vermag den Grund der Menschheit aufzuregen,“ sagt der Dichter, und so hoffe ich, daß schon eine Skizze des Lebens und der ruhmreichen Leistungen des ausgezeichneten Mannes dem großen Laienpublikum, welches sich mit der Naturwissenschaft und ihren berufensten Vertretern noch immer viel zu wenig beschäftigt, das Bewußtsein von der hervorragenden Bedeutung Emil du Bois-Reymonds nahe bringen wird.

* * *

Emil du Bois-Reymond ist kein Franzose, wie der Name es vermuten läßt: er ist vielmehr ein mit Spreewasser getaufter Berliner. Hier wurde er am 7. November 1818 geboren. Sein Vater, aus Neuchatel in der Schweiz stammend, war in seiner Jugend Uhrmacher, hatte sich jedoch, da er einen sehr regen Geist besaß, wissenschaftlichen und litterarischen Studien gewidmet. Durch Fleiß und Tüchtigkeit gelang es dem Vater, sich eine

höhere Bildung anzueignen und dem Triebe seines Herzens nach einem wissenschaftlichen Beruf folgen zu können. Es zog ihn mächtig nach Berlin, welches ja damals auch die Hauptstadt des zu Preußen gehörenden Fürstentums Neuenburg war. Mit regem Eifer widmete er sich der Medizin und trieb dabei sprachwissenschaftliche Studien. Mit welchem Erfolg er hierin thätig war, mag man daraus ersehen, daß Felix Henri du Bois-Reymond, der bei seiner Ankunft in Berlin kein Wort Deutsch verstand, im Jahre 1862 ein in vorzüglichem Deutsch geschriebenes Buch herausgeben konnte unter dem Titel: „Kadmus oder allgemeine Alphabetik.“ Nachdem er eine Anstellung im auswärtigen Ministerium in der Abteilung für die Neuenburger Angelegenheiten erhalten, konnte er daran denken, sich ein eigenes Heim zu gründen. Er vermählte sich mit der Tochter des Predigers der französischen Gemeinde Henry, einer Enkelin des berühmten deutschen Kupferstechers Daniel Chodowiecki, des deutschen Hogarth. Sie stammte von den Hugenotten ab, die bekanntlich von Ludwig XIV. aus Frankreich vertrieben wurden. Emil besuchte zuerst die Elementarschule, dann das französische Gymnasium seiner Vaterstadt. Als er indes elf Jahre alt war, nahmen seine Eltern zur Wiederherstellung der Gesundheit des Vaters einen Aufenthalt in Neuchatel. Es war zur Zeit der Julirevolution, und zur Beschwichtigung der vom nahen Frankreich auch nach dem Fürstentum sich fortpflanzenden Unruhen wurde von Berlin dorthin der General von Pfuel entsendet und Felix Henri du Bois-Reymond ihm als Civiladjutant beigegeben. Während des so verlängerten Aufenthaltes in Neuchatel besuchte Emil das dortige Collège und wurde so völlig heimisch in der französischen Sprache, welche ihm, da man im elterlichen Hause französisch sprach, ohnehin von Kindheit an ebenso geläufig war wie die deutsche. Später finden wir ihn wieder in Berlin, wohin der Vater zurückgekehrt war und mit dem Titel eines Geheimen Regierungsrates als Direktor für die Abteilung der Neuenburger Angelegenheiten fungierte. Nebenbei bemerkt, blieb Felix Henri du Bois-Reymond in dieser Stellung bis 1848, als die Abtrennung Neuchatels von Preußen seiner Verwaltungsthätigkeit ein Ende setzte. Im neunzehnten Lebensjahre, zu Ostern 1837, bezog Emil die Berliner Universität, um hier — Theologie zu studieren. Es erging ihm wie vielen anderen namhaften Naturforschern, die zuerst Gottesgelahrtheit in sich aufnehmen sollten, bis es sich alsbald herausstellte, daß sie sich über ihren Beruf getäuscht haben! Ein Semester hindurch besuchte er in der That Neanders Vorlesungen über die Kirchengeschichte, aber als er einmal durch Zufall in das Auditorium des Chemikers Mitscherlich geriet, fühlte er sich unwiderstehlich zu seinem wahren Beruf, der Naturwissenschaft, hingezogen. Er entsagte daher dem Studium der Theologie, und mit glühendem Eifer trieb er Chemie, Naturphilosophie, Mathematik und im Sommersemester 1838, das er in Bonn verlebte, auch Geologie, ohne jedoch ein bestimmtes Ziel zu verfolgen.

Dieses Ziel zeigte ihm erst ein Freund, der begabte, der Wissenschaft zu früh verstorbene Arzt Dr. Eduard Hallmann in Berlin, der in ihm die Überzeugung wachrief, daß unter allen Zweigen der Wissenschaft das Studium der belebten Natur das höchste Interesse gewähre, sowie die schwierigsten Probleme biete, und daß die Medizin der sicherste Weg zur Erreichung dieses Zieles sei. So wurde nun Emil du Bois-Reymond Studiosus der Medizin und bald darauf, im Jahre 1839, Schüler und Famulus des großen Anatomen und Physiologen Johannes Müller. Seine Beziehungen zu diesem berühmten Forscher entschieden über die Zukunft. Alexander von Humboldt empfing zu jener Zeit ein Exemplar von Matteuccis „Essai sur les phénomènes électriques des animaux“ und stellte es Johannes Müller zur Verfügung. Dieser, welcher wußte, daß du Bois-Reymond sich für einen Studenten der Physiologie ungewöhnliche Kenntnisse

in der Physik und Mathematik angeeignet hatte, übergab ihm das Buch zur Prüfung. Der Meister hielt den Jünger am besten geeignet, die Erforschung der tierischen Elektricität, in welcher Matteucci seit Nobilis Entdeckung des sogenannten „Froschstromes“ nur geringe Fortschritte gemacht hatte, in die Hand zu nehmen. So kam es, daß der junge Naturforscher schon 1841 es unternehmen konnte, das Problem zu lösen, welches durch Nobili der Wissenschaft gestellt worden war. Mit der ganzen gewaltigen Energie, die eine der charakteristischsten Eigenschaften du Bois-Reymonds ist, hat er dieses Thema mehr als vierzig Jahre hindurch bearbeitet, und dasselbe hat sich unter seinen Händen und denen seiner zahlreichen Schüler so sehr erweitert, daß die Lehre von der tierischen Elektricität einer der wichtigsten Zweige der Physiologie geworden ist. Diese epochemachenden Untersuchungen haben seinen Namen unsterblich gemacht und ihn zu einem der größten Physiologen und Physiker aller Zeiten erhoben.

Emil du Bois-Reymond.

Als erste Früchte seiner Forschungen erschienen die Abhandlung „Über den sogenannten Froschstrom und die elektromotorischen Fische“ (in Poggendorffs Annalen, Jahrgang 1843) und die Doktordissertation „Quæ apud veteres de piscibus electricis exstant argumenta“ (1843). Vollständig teilte jedoch der Verfasser die Ergebnisse seiner langjährigen mühsamen Versuche erst später in seinem klassischen Hauptwerke „Untersuchungen über tierische Elektricität“ (Band I, Berlin 1848; Band II, Abteilung 1, 1849; Abteilung 2, 1860) mit, in denen er über das elektrische Verhalten der Muskeln und Nerven sowie die wichtigsten Vorgänge im menschlichen Körper ein ganz neues und überraschendes Licht verbreitete. Dieses grandiose Werk enthält außer einer Vorgeschichte der Untersuchungen eine ungemein große Zahl von Experimenten, die nach ganz neuen Methoden und durch die von du Bois-Reymond selbst erfundenen Apparate ausgeführt wurden. Im Jahre 1860 war die Vollendung des Werkes nach dem ursprünglichen Plan ins Stocken geraten; wesentlich, weil infolge der von dessen ersten Abschnitten ausgegangenen Anregung die Wissenschaft so fortgeschritten war, daß jener Plan unausführbar wurde. Sind auch die „Untersuchungen“ dergestalt ein Torso geblieben, so hat ihnen doch der Verfasser ganz kürzlich (Herbst 1884) einen formalen Abschluß gegeben, so daß das lange buchhändlerisch nicht abgeschlossene Werk jetzt vollständig vorliegt.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die grundlegenden physiologischen Entdeckungen in ganz Europa alle Naturforscher aufs lebhafteste beschäftigten. Der Name du Bois-Reymonds war bald in aller

Runde. Alexander von Humboldt, der Nestor der Naturforscher, suchte den jungen Gelehrten in seiner bescheidenen Wohnung auf und ließ sich dort alle Experimente zeigen. Auf den Reisen, welche du Bois-Reymond nach Paris im Jahre 1850 und nach London in den Jahren 1852, 1855 und 1866 unternahm, wurde er ein ebenso eifriger wie erfolgreicher Dolmetsch der neuen physiologischen Lehren, und die französischen und englischen Gelehrten, welche anfänglich die neuen Doktrinen anzweifelten, insbesondere die beiden skeptischen Mitglieder der französischen Akademie Desprez und Becquerel, mußten gar bald ihren Widerspruch aufgeben, nachdem eine von der Pariser Akademie eingesetzte Kommission alle von du Bois-Reymond angekündigten Thatsachen bestätigt hatte. Die Vorträge, welche er in den beiden Weltstädten hielt, trugen wesentlich dazu bei, die Achtung des Auslandes vor deutscher Forschung und Gelehrsamkeit außerordentlich zu erhöhen.

Äußerer Erfolg und Anerkennungszeichen konnten natürlich bei solchen Leistungen nicht ausbleiben. Erst dreiunddreißig Jahre alt, wurde er zum Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften gewählt, deren beständiger Sekretär er seit 1867 ist, und als 1858 sein Lehrer Johannes Müller starb, wurde er an seiner Stelle zum ordentlichen Professor der Physiologie und zum Direktor des an der Universität zu gründenden Physiologischen Instituts ernannt. In dieser Stellung hat er einen maßgebenden Einfluß auf die Fortschritte der physiologischen Wissenschaft in Deutschland ausgeübt. Wie einer seiner begabtesten Schüler, J. Rosenthal in Erlangen, hervorhebt, hat er sich als Docent und Direktor ganz besondere Verdienste um die Methode des Unterrichts erworben. Es war immer sein Bestreben, den Schülern die schwierige Auffassung der verwickeltsten Erscheinungen möglichst zu erleichtern. Darum verwendet er große Sorgfalt auf die Erläuterung des Vortrages durch Wandtafeln, welche er in großer Anzahl hat anfertigen lassen, sowie auf die Anstellung von Vorlesungsversuchen in möglichst anschaulicher Form. Eingreifender ist aber noch seine Wirksamkeit als Lehrer im Laboratorium, wo er, wie schon erwähnt, eine große Zahl von jüngeren Gelehrten in die Methode der Forschung eingeführt hat. Die Menge und das Gewicht der aus diesem Laboratorium hervorgegangenen Arbeiten ist um so wunderbarer, als dasselbe anfänglich auf das dürftigste eingerichtet war. Aber man lernte bei du Bois-Reymond auch sich mit kleinen Mitteln einrichten, aus Holzstäbchen, Kork und Glas Apparate konstruieren, die dann später oft in eleganter Ausstattung nachgemacht wurden, wenn die Arbeit längst vollendet war. Viele Professoren der Physiologie an anderen deutschen Universitäten, und sogar im Auslande, sind seine Schüler gewesen. Ich nenne nur Bernstein in Halle, v. Bezold (†) in Würzburg, Heidenhain in Breslau, Herrmann in Zürich, Kühne in Heidelberg, Pflüger in Bonn, Preyer in Jena, Rosenthal in Erlangen, Boll (†) in Rom. Der Einfluß des Hauptes der heutigen Physiologen auf die Wissenschaft wurde noch durch die enge Freundschaft gestärkt, welche allezeit zwischen du Bois-Reymond und seinen speciellen Fachgenossen Brücke, Helmholtz und Ludwig bestand. Alle drei sind ja entschiedene Gegner der sogenannten „Lebenskraft" in der Physiologie, und alle drei waren ebenso eifrig bemüht wie er, die Physiologie auf Chemie, Naturlehre und Mathematik zurückzuführen. Du Bois-Reymond ist auch einer der Stifter der Physikalischen Gesellschaft in Berlin, deren Berichte über die Fortschritte auf dem Gebiet der Naturlehre jedem Naturforscher und Gebildeten bekannt sind. Du Bois-Reymond ist ferner Mitglied der Akademien in München, Wien und Rom und korrespondierendes Mitglied der Königlichen Gesellschaften in London, Upsala u. s. w. Zahlreiche Orden deutscher und auswärtiger Souveräne zieren seine Brust. Auch der Orden, den Friedrich der Große gestiftet, schmückt ihn, der über den Philosophen von Sanssouci und seine Tafel-

runde so zahlreiche geistvolle Abhandlungen veröffentlicht und so zündende Reden gehalten hat.

* *
*

Dieser geniale Physiologe und Gelehrte nimmt auch als Mensch durch seine glänzenden Gaben des Charakters und seine edle Lebens- und Weltanschauung unsere wärmste Sympathie in Anspruch, und das Porträt des großen Mannes wäre kein vollkommenes, wollte ich das biographische Bild durch diese Striche nicht zu ergänzen suchen. Zu den schönsten Zügen seines Charakters gehören die herrlichen Tugenden der Dankbarkeit und der neidlosen Anerkennung der Verdienste anderer. Unwillkürlich fallen uns hierbei die Worte Goethes ein:

Wer ist der glücklichste Mensch? Der fremdes Verdienst zu empfinden
Weiß und am fremden Genuß sich wie am eignen zu freun!

In allen seinen Schriften gedenkt er mit rührender Liebe seines großen Lehrers Johannes Müller, und die Entdeckungen eines Darwin, Helmholtz, Virchow, Schwann finden in ihm begeisterte Würdigung. In seiner meisterhaften Gedenkrede auf Johannes Müller vergleicht der Jünger seinen Meister mit einem Eroberer, der ausgezogen sei in alle Gebiete der biologischen Wissenschaft, und von keinem heimgekehrt sei ohne Eroberungen, gleich bedeutsam durch Ausdehnung wie inneren Gehalt. Nach dem Tode desselben, wie einst nach dem Alexanders des Großen, würden sich die Feldherren in die von ihm eroberten Gebiete teilen. Wie bescheiden und pietätvoll urteilt hier der Jünger, trotzdem er für seine Untersuchung selbst bei einem Johannes Müller ein verhältnismäßig geringes Material vorgefunden! ... In dem Nachruf, welchen er am 25. Januar 1883 in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften an Darwin richtete, sagte er unter anderem: „Für mich ist Darwin der Kopernikus der organischen Welt; im sechzehnten Jahrhundert machte Kopernikus der anthropocentrischen Weltanschauung ein Ende, indem er die ptolemäische Lehre beseitigte und die Erde zum Rang eines unbedeutenden Planeten herabdrückte... Afflavit Darwin et dissipata est — das wäre eine passende Umschrift für eine zu Ehren des Verfassers des Ursprungs der Arten geschlagene Denkmünze. Nun entwickelte sich alles stetig aus wenigen einfachsten Keimen." ... Ein herrliches Denkmal treuer kindlicher Liebe und Pietät enthalten auch die Worte, mit denen er in der Vorrede zu seinem Hauptwerke seines Vaters gedenkt: „Dem selbst die wissenschaftliche Laufbahn, trotz leidenschaftlicher Neigung für die Erforschung der Natur, zu betreten nicht beschieden war", und der nicht müde ward, dem Sohne das Glück zu schaffen, „dessen Entbehrung er einst so schmerzlich empfand, nicht müde, ihn instandzusetzen, ausgedehnte und kostspielige Arbeiten ungestört zu vollenden." ... Du Bois-Reymond zählt zu den kühnen Forschern, welche, trotzdem sie so hohe akademische Ämter bekleiden, sich nicht scheuen, die äußersten Konsequenzen aus ihren wissenschaftlichen Errungenschaften zu ziehen und die Freiheit der Wissenschaft höher achten als die Rücksichten auf eine mächtige Kamarilla, welche den als Gottesleugner denunziert, der es wagt, die Wahrheit zu enthüllen und gegen geistige Knechtung und Verdummung anzukämpfen. Ein mächtiger Zug geistiger Freiheit durchweht alle seine zahlreichen Schriften, und mit dem klaren und schneidigen Voltaireschen Urteil verbindet er die eindringende Schärfe Kantscher Kritik. Sehr schön äußert er sich über seine Stellung zur Freiheit der Wissenschaft in seiner trefflichen Abhandlung „Die Grenzen des Naturerkennens" (6. Aufl., Verlag von Veit u. Comp., S. 39 ff.). Wir lesen dort unter anderem: „Je unbedingter der Naturforscher die ihm gestellten Grenzen anerkennt und je demütiger er in seine Unwissenheit sich schickt, um so tiefer fühlt er das Recht, mit voller Freiheit, unbeirrt durch Mythen, Dogmen und altersstolze Philosopheme, auf dem Wege der Induktion seine eigene Meinung über die

Beziehungen zwischen Geist und Materie sich zu bilden... Gegenüber den Rätseln der Körperwelt ist der Naturforscher längst gewöhnt, mit männlicher Entsagung sein „Ignoramus“ auszusprechen. Im Rückblick auf die durchlaufene siegreiche Bahn trägt ihn dabei das stille Bewußtsein, daß, wo er jetzt nicht weiß, er wenigstens unter Umständen wissen könnte und dereinst vielleicht wissen wird.“

Wir haben oben du Bois-Reymonds Auslassungen über Darwin wörtlich mitgeteilt. Jeder Unbefangene muß zugeben, daß dieselben keinen Anstoß erregen können, und selbst der anwesende Kultusminister von Goßler schien von der Rede sehr befriedigt. Trotz alledem wurde die ganze Meute der Dunkelmänner gegen ihn in der Presse und in Konventikeln losgelassen. Nicht sein Weltruhm noch sein vaterländisches Verdienst, nicht einmal seine persönliche Stellung zum Kaiser, der ihn ausgezeichnet wie außer Leopold von Ranke keinen zweiten Gelehrten, konnten ihn vor den heftigsten Angriffen schützen. Die „Gläubigen“ denunzierten förmlich den unerschrockenen Forscher, der es gewagt hat, nicht allein wissenschaftlich freisinnig zu denken, sondern auch in öffentlichem Vortrag die Freiheit der Forschung zu verkünden. So was verstoße gegen die „sittliche Weltordnung“. Diese Verunglimpfungen unserer größten geistigen Heroen seitens der sogenannten „Gläubigen“ sind leider in Deutschland nichts Neues mehr. Seit den fünfziger Jahren, da Stahl die Parole ausgab: „Die Wissenschaft muß umkehren“, ist in dieser Beziehung sehr viel gesündigt worden. Stahl wagte von „Sankt Lessing“ und „Sankt Goethe“ zu reden; Herr von Kleist-Retzow erklärte, daß er die Meinung Alexanders von Humboldt „nicht höher als die jedes Schusters“ taxiere, und Pastor Knak griff sogar alle Astronomen an, welche die kopernikanische Ansicht zu der ihrigen machten. Wie konnte du Bois-Reymond von solchen Leuten verschont bleiben! Trotzdem er ein durchaus gemäßigter Mann ist und ihn die konservativen Mitglieder der Universität gegen Rudolf Virchow, den Kandidaten der Liberalen, zum Rektor gewählt hatten, wurde er dennoch verketzert. Und warum? Lediglich deshalb, weil er geäußert hatte, seit Darwins epochemachendem Auftreten bleibe nur noch **ein** Schöpfungstag. Natürlich ging der Herr Kultusminister über all diesem Korybantenlärm zur Tagesordnung über. Nicht einmal der Kultusminister von Raumer hat in den fünfziger Jahren für Stahls Mahnung zur „Umkehr der Wissenschaft“ einzutreten gewagt. Stahl und Hengstenberg sind verschollen, sie haben kaum eine Spur ihres Wirkens hinterlassen. Die deutsche Wissenschaft ist aber nicht umgekehrt. Die schroffsten Gegner Hengstenbergs, wie Zeller, Dillmann und Schrader, sitzen heute in der Akademie der Wissenschaften, wo die Stahl und Hengstenberg keinen Platz finden konnten.

In seinen streng wissenschaftlichen wie volkstümlichen Schriften und Abhandlungen zeigt sich eben du Bois-Reymond stets von dem aufrichtigsten Streben nach der Erkenntnis der Wahrheit erfüllt und tritt, ein stets kampfbereiter und gewappneter Recke, allen denjenigen gegenüber, deren Bestreben es ist, die Wahrheit zu verdunkeln. Der Lärm seiner Gegner beirrt und verwirrt ihn nicht. Die Phantasien Haeckels und dessen materialistische Schule, die alle Probleme der Naturphilosophie mit Leichtigkeit zu lösen hofft, bekämpft er ebenso energisch wie die Aftergelehrten, die aber im Grunde nur Dogmatiker sind. So kommt es denn, daß, trotz seiner vornehmen Natur, wichtige Tagesfragen auch ihn bewegen. Die alten Zeiten, wo die Gelehrten hoch oben im Olymp ihrer Bücher, umgeben von schweinsledernen Werken, Retorten und Instrumenten, thronten, kehren eben nicht mehr wieder. In seiner Rede „Wissenschaftliche Zustände der Gegenwart“ schildert du Bois-Reymond sehr treffend den Gegensatz eines Akademikers alten Schlages zu demjenigen in der Gegenwart. „Wir können nicht mehr, wie unseresgleichen in früherer Zeit, frei persönlichen Neigungen

folgen, nur die Gaben pflegen, die etwa ein Gott uns verlieh. Prüfungen, Kriegsdienst, Bürgerpflichten sind allen gemein; und sogar der Politik sich nicht ganz zu entziehen, erscheint als Gebot, mag man auch den unverhältnismäßigen Platz tadeln, den ihre unfruchtbaren Aufregungen, ihre Eintagstriumphe, ihr widriges Gezänk im heutigen Kulturleben einnehmen." So ist der große Physiologe einer der ersten gewesen, der auf die Wichtigkeit einer vernünftigen Gymnastik für das sittliche und sociale Leben des Volkes hinwies. Er schließt sich in dieser Beziehung den großen Lehrern des Altertums an, welche den Grundsatz verkündeten „Mens sana in corpore sano" und eine harmonische Entwickelung des Körpers und der Seele als unbedingtes Erfordernis einer gesunden pädagogischen Erziehung betrachteten. Seine erste dahin gehörige Schrift erschien 1862 unter dem Titel „Über das Barrenturnen und über die sogenannte rationelle Gymnastik", und im Jahre 1881 hielt er im Friedrich-Wilhelms-Institut eine meisterhafte und diesen Gegenstand durchaus erschöpfende Rede „Über die Übung". Als Meister des Stils schmerzt es ihn tief, wenn er beobachtet, wie schlimm und rücksichtslos man in Deutschland mit der Muttersprache umgeht. Deshalb verlangt er die Begründung einer deutschen Sprachakademie und hat die Notwendigkeit derselben in einer 1874 in öffentlicher Sitzung der Akademie gehaltenen Rede nachgewiesen. Während bei anderen Völkern Dichter und Gelehrte wetteifern, die Sprache ihres Landes zu verschönern und zu bereichern, überbieten sie sich bei uns häufig in schlechter Behandlung der äußeren Form. Er sagt in dieser Beziehung unseren Gelehrten manche bittere Wahrheiten. „Unbekümmert um die äußere Erscheinung," wirft er ihnen vor, „treten sie im Schlafrock vor die Öffentlichkeit, und, was kaum minder schlimm ist, die Öffentlichkeit ist es zufrieden. Ja, sie suchen etwas darin, äußerer Hilfsmittel sich zu entschlagen, als ob die Wahrheit unter gefälliger Form litte und als ob nicht formale Durchbildung eines Gedankengefüges der sicherste Weg wäre, übersehene Lücken und Fehler aufzudecken." Mit einer nur den Deutschen eigenen Unparteilichkeit stellt er in stilistischer Hinsicht die französischen Gelehrten als nachahmungswerte Muster hin und macht darauf aufmerksam, wie groß die Zahl der Engländer sei, die, ohne der Schriftstellerei als Beruf zu huldigen, treffliche Briefe, Reiseberichte und Naturschilderungen zu schreiben verstehen. — Über den Stil und die Rhetorik du Bois-Reymonds selbst werde ich noch weiter unten zu reden Gelegenheit haben, wenn ich auf die Eigenart des Physiologen als akademischer Redner hinweisen werde. Bei der großen Vielseitigkeit des Forschers auch außerhalb des von ihm mit souveräner Meisterschaft beherrschten Gebietes der Physiologie ist es nicht zu verwundern, daß er durch scharfsinnige Anregungen und geistvolle Schriften auch auf anderen Feldern der Wissenschaft sowie der politischen und socialen Fragen befruchtend wirkte. Besonders interessant sind seine Ansichten über die großen weltgeschichtlichen Ereignisse der letzten Jahrzehnte, welche ihm mitzuerleben vergönnt war: den deutsch-französischen Krieg, das deutsche Kaiserreich und den Frieden. Ein glühender Patriot, versteht er es, in Wort und Schrift seine Schüler für die heiligsten Güter der Nation zu entflammen. Seine 1870 am Tage vor der Schlacht bei Weißenburg gehaltene Rede „Der deutsche Krieg" zündete wie ein Blitz in allen deutschen Herzen. Es sei mir gestattet, aus dieser Rede einige Stellen, welche die Vaterlandsliebe des Gelehrten ins hellste Licht setzen und die auch für die Geschichtsphilosophie desselben sehr bezeichnend sind, hier mitzuteilen: „Selber fast rein keltischen Blutes und halb französischer Erziehung, erhebe ich mit tiefem Schmerz Anklage gegen das kriegslüsterne und eroberungsgierige Frankreich, denn die Wurzeln meines geistigen Wesens ragen zum guten Teil in französischen Boden. Um so mehr fühle ich Recht und

Pflicht, zu reden, wie ich reden werde, da meine besondere internationale Stellung in den Augen billig denkender Franzosen das Gewicht meiner Worte nur vermehren kann... Die Deutschen, Schweizer, Italiener, Belgier, Holländer, Skandinaven, Engländer, Amerikaner verstehen unter Civilisation den Zustand, da jedes andere Volk mit allen anderen in Künsten des Friedens wetteifert, jedes durch Fleiß und Thaten des Geistes für sich und so zugleich für alle dem Ziele höchster, dem Menschen erreichbarer Macht und Wohlfahrt zustrebt, auf dem durch die Wissenschaft eröffneten Wege bewußter Naturbeherrschung. Wie, nach Befriedigung der nationalen Wünsche, in einer solchen Gesellschaft noch Krieg ausbrechen könnte, ist in der That nicht abzusehen; es scheint, als müßte sie auf der vorgezeichneten Bahn zu noch ungeahnten Höhen des Glückes und Reichtums stetig und immer schneller ansteigen. In diese einmütige, verträgliche Völkerfamilie paßt das heutige Frankreich nicht. Es wähnt sich an der Spitze der Civilisation, aber es täuscht sich, trotz dem Glanz seiner Hauptstadt, trotz seiner Wissenschaft, Kunst und Industrie, seinem Luxus und seiner Eleganz. Denn es hat versäumt, den großen Schritt mitzumachen, der im letzten halben Jahrhundert fast alle anderen Völker zur Erkenntnis ihrer wahren Aufgabe geführt hat. Es träumt noch epileptisch von Kriegsruhm und Eroberung. In unserem Sinne sind daher die Franzosen kein civilisiertes Volk. Die alte keltische Wildheit, welche Irland zu Grunde richtet, steckt auch ihnen im Blute. Es gab einst ein edles Volk der Franzosen, auf dem anderer Völker Blick oft bewundernd beifällig ruhte, welches in vielen Stücken einen Lehrer und Wohlthäter der Menschheit sich nennen durfte. Was ist aus ihm geworden? Neben friedlichen Kauffahrern ein tückisch abseits segelnder Korsar, der im nächsten Augenblick vielleicht die rote Fahne zum Angriff aufhißt; inmitten reich angebauter Landschaft ein ewig unruhiger Feuerberg, aus dessen Kessel jeden Tag hier oder dahin die Lava sich ergießen kann: das ist das gegenwärtige Frankreich neben den anderen Völkern in Europa... Aufhören endlich muß dieser unerträgliche Zustand öffentlicher Unsicherheit in Europa. Vor allem wir Deutsche müssen endlich unserer näheren wie ferneren Zukunft gewiß werden. Wir haben wichtige dringende Geschäfte im eigenen Hause und möchten endlich die Früchte unseres Fleißes sehen, uns der Mehrung unserer Güter, der Steigerung unserer Hilfsquellen, der Verschönerung unseres Daseins, der Vertiefung unserer Kenntnis ungestört erfreuen. Wir haben nicht Zeit und Geld und Blut übrig zu Raufereien... Man hat gefragt, weshalb diese Hochschule nicht gleich manchen anderen Körperschaften ein öffentliches Zeichen des Anteils gegeben habe, den sie an der Situation nehme? Nur Anteil nehmen an der Situation, wir? Wir, die Berliner Universität, eine Versicherung unserer Gesinnung geben? Wir, deren Leben der Wahrheit, der Freiheit, dem Ewigen im Wandelbaren gehört, ausdrücklich melden, daß wir die Lüge, die Tyrannei, das Gaukelspiel mit allem Hohen, Edlen, Heiligen verabscheuen? Wir, für die Deutschland in der Idee immer nur Eines war, unsere Zustimmung dazu aussprechen, daß es nun wirklich Eines wurde? Wir, einst gegründet als geistiges Bollwerk gegen den Todfeind deutschen Idealismus, den ersten Napoleon, die Erklärung abgeben, daß wir uns auch dem Kampfe gegen den Erben seiner Politik anschließen...?"

Zur Abrundung unseres biographischen Bildes will ich schließlich noch einiges über die äußere Erscheinung du Bois-Reymonds sagen. Du Bois-Reymond ist in seinen Formen und Lebensgewohnheiten ein echter Gentleman voll liebenswürdiger und verbindlicher Umgangsallüren. Sein robuster, durch gymnastische Übungen gestählter Körper verrät keinen Stubengelehrten; wenn man aber das edle Antlitz mit der schön gemeißelten, hohen Denkerstirn erblickt, erkennt man sofort, daß hier ein hervorragender Forscher, ein

außerordentlicher Mensch in die Erscheinung tritt. Die seltene Widerstandsfähigkeit und Rüstigkeit seines Organismus kam während seines ganzen ruhmvollen Lebens seiner geistigen Arbeitskraft sehr zu Hilfe. Wer diesen Kopf gesehen, wird ihn nie vergessen. Trefflich bezeichnet ihn Emil Schiff mit folgenden Worten: „Eine packende Erscheinung auf den ersten Blick: den länglichen Kopf, aus dessen angegrautem Haar eine kecke Locke nach aufwärts strebt, kennzeichnen ein paar scharf und leicht ironisch blickende Augen, deren graue, leicht zusammengezogene Brauen den geübten Beobachter verraten, ein energisch gezeichneter Mund, lange, leicht gebogene Nase und ein kurzer, spitz zugeschnittener grauer Vollbart; man könnte glauben, einen streng blickenden Staatsmann vom Hofe Karls V. oder der Königin Elisabeth zu sehen." Zu dieser Skizze möchte ich aber meinerseits ergänzend hinzufügen, daß sich die strengen Züge gar freundlich erhellen und gewissermaßen verklären, wenn er seinen zahlreichen Schülern im Hörsaal des Physiologischen Instituts zu Berlin dociert oder wenn er im trauten Kreise über wissenschaftliche oder allgemein interessante Fragen plaudert; dann erstrahlen die Augen in einem wunderbaren Glanze, und der ganze Idealismus, welcher die Seele dieses Gelehrten bewegt, zeigt sich uns in seinen Zügen. Sein Charakter ist offen, bieder und männlich. Von grenzenloser Gutmütigkeit, ist er stets mit Rat und That zu helfen bereit, wenn jüngere Gelehrte geistige und Leidende materielle Unterstützung bei ihm suchen. Seine Jünger hängen mit großer Zärtlichkeit, seine Kollegen mit aufrichtiger Freundschaft an ihm. Selbst ein so weltberühmter Kliniker wie der Geheime Medizinalrat Professor Dr. v. Frerichs hat gelegentlich seines fünfundzwanzigjährigen Jubiläums im April 1884 mit Nachdruck betont, daß er seine Lehrjahre bei der Naturwissenschaft durchgemacht und getreu ihren Methoden seine klinische Thätigkeit gestaltet habe; in erster Linie aber müsse er für seine Förderung du Bois-Reymond danken, der in seinem Institut ihm stets Gelegenheit zur Arbeit gegeben, „mit Nachsicht seine öftere Unpünktlichkeit beurteilt habe" u. s. w. Wahrlich, wenn je auf einen Denker und Forscher, finden auf du Bois-Reymond die Worte Schillers Anwendung: „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten!"

* *

Wenden wir uns zunächst der wissenschaftlichen Bedeutung du Bois-Reymonds zu und sehen wir uns seine bahnbrechenden und grundlegenden Leistungen und Entdeckungen auf dem Gebiete der Physiologie etwas genauer an. Hier sind es zuvörderst seine genialen Schöpfungen auf dem Felde der tierischen Elektricität, welche wir in Betracht nehmen wollen. Die Physiologen und Physiker haben zwar seit der Entdeckung der Elektricität geahnt, daß zwischen der letzteren und den Nerven ein gewisser Zusammenhang bestehe, aber erst seit der Entdeckung Galvanis, des Arztes in Bologna, beginnen die Anfänge der Kenntnis des „elektrischen Froschstromes". Bekanntlich hat vor einem Jahrhundert, 1786, Galvani die Beobachtung gemacht, daß ein Froschmuskel durch die Anlegung eines metallischen Bogens an seinen Nerven zum Zucken gebracht werden kann. Galvani nahm irrtümlich als Ursache dieses Vorganges eine dem Tiere innewohnende Elektricität an, die er tierische Elektricität nannte. Er verglich den Muskel mit einer Leydener Flasche und hielt das Innere des Muskels für positiv, das Äußere für negativ elektrisch. Obgleich er in Bezug auf das Experiment sich im Irrtum befand, indem die Elektricität des Muskels durch Berührung mit Metallen entstand, so ist doch hieraus die Thatsache festgestellt worden, daß in den Muskeln und Nerven des tierischen Körpers eine besondere Elektricität vorhanden sei. Der Ruhm, das Wesen derselben erläutert und durch physikalische Experimente entwickelt und mit mathematischer Genauigkeit festgestellt zu haben, gehört Emil du Bois-

Reymond. Erwähnen will ich noch zuvörderst, um die Entwickelung der Lehre der tierischen Elektricität genetisch festzustellen, daß der Landsmann Galvanis, Volta, die Lehre von der tierischen Elektricität leugnete und den Nachweis zu führen suchte, daß die Zuckungen in den Muskeln lediglich auf die Berührung mit den Metallen zurückzuführen seien. Ein heftiger, langer Streit entspann sich zwischen den beiden italienischen Gelehrten; dann schlummerte eine Zeit lang die Streitfrage, bis im Jahre 1827 Nobili die Frage der tierischen Elektricität aufs neue zum Gegenstand seiner Erörterungen machte. Dieser konstruierte zuerst einen empfindlichen Multiplikator, wodurch man auch schwache elektrische Ströme nachweisen konnte. In den Nerven gelang ihm dies nicht, wohl aber in den Muskeln. Nobili war nun der Ansicht, daß diese Ströme durch ein Zusammenwirken zwischen Nerv und Muskel entstehen, und nannte dieselben „Froschströme". Nobili stand eben unter dem Einfluß der vorgefaßten Meinung, der Froschstrom müsse eine von den Lebensvorgängen unabhängige, erst durch die physischen Verhältnisse des zubereiteten Frosches bedingte Erscheinung sein. Auf diesem Standpunkt befand sich die tierische Elektricität, als Matteucci, dessen Buches wir bereits Erwähnung gethan, den Nachweis führte, daß diese Erklärung nicht richtig sei. Man ersieht schon aus diesen historischen Andeutungen, daß du Bois-Reymond bei seinem Eingreifen in die Frage der tierischen Elektricität ein Gebiet vorfand, zu dessen Eroberung er vor allem erst die Waffen schmieden mußte. Dies hat er freilich in einer Art und Weise gethan, daß schon dadurch sein Werk „Über die tierische Elektricität" sich Unsterblichkeit errungen hat.

Du Bois-Reymond hat nun festgestellt, daß Nerven und Muskeln elektrisch wirksam, die anderen Gewebe aber, mit Ausnahme der Drüsen, elektrisch unwirksam sind. Wie einer seiner bedeutendsten Schüler, Professor J. Rosenthal in Erlangen, in seinem Werke „Allgemeine Physiologie der Muskeln und Nerven" (Leipzig, 1877) ausgeführt hat, ist nach du Bois-Reymond die Wirksamkeit der Muskeln und Nerven an ihre Lebenseigenschaft gebunden, mit dem Absterben derselben verlieren sich auch die elektrischen Erscheinungen. Die elektrischen Kräfte zeigen Veränderungen bei der Thätigkeit, in den Nerven außerdem auch noch unter dem Einfluß elektrischer Ströme. Die elektrischen Kräfte sind an Muskel und Nerven auf eine regelmäßige Weise angeordnet, welche man dadurch erklären kann, daß man im Innern derselben viele kleine, regelmäßig angeordnete, mit elektrischen Kräften ausgerüstete Teilchen als vorhanden annimmt. — Wie Rosenthal weiter ausführt, machten namentlich die Entdeckungen du Bois-Reymonds über die elektrischen Ströme der Nerven und ihre Veränderungen bei der Nerventhätigkeit das größte Aufsehen. Dem Nobilischen Multiplikator zum Nachweis schwacher elektrischer Ströme gab er, um diese Untersuchungen anstellen zu können, eine bis dahin unerhörte Empfindlichkeit. Was in einem Nerven vorgeht, wenn er durch einen Reiz in einen thätigen Zustand versetzt wird, im Muskel Zusammenziehung, im Gehirn Empfindung veranlaßt, das war von jeher eines der größten Rätsel der Physiologie gewesen. Nun wies du Bois-Reymond nach, daß in dem thätigen Nerven, an dem man bisher keine Veränderung sehen oder sonstwie hatte wahrnehmen können, etwas vorgehen müsse, was mit einer Änderung seiner elektrischen Eigenschaften verbunden ist. Er zeigte, daß man diese Änderung durch Bewegungen der kleinsten Teile — Moleküle — des Nerven darstellen könne, ähnlich wie man die magnetischen Erscheinungen an einem Eisenstab als Lagenveränderung seiner kleinsten Teilchen darstellt. Der Vorgang der Nerventhätigkeit war damit in den Vorstellungskreis gerückt, der auch andere physikalische Vorgänge umfaßt, er war seines mystischen Charakters entkleidet. Aber die neu ge-

wonnene Erkenntnis hatte auch noch andere wichtige Folgen. Bis dahin hatte man, ob ein Nerv thätig sei oder nicht, nur an seiner Wirkung auf einen Muskel oder das Gehirn sehen können. Jetzt war man davon unabhängig. Man konnte an dem isolierten Nerven selbst operieren; der an ihn angelegte Multiplikator zeigte durch seine Änderungen an, daß im Nerven etwas vorgehe. Von diesem Untersuchungsmittel machte du Bois-Reymond eine sehr wichtige Nutzanwendung. Man wußte, daß es zweierlei Nerven gebe: solche, die nur auf den Muskel wirken, und solche, die nur auf das Gehirn wirken und dort Empfindungen und Vorstellungen hervorrufen. Liegt das nun daran, daß ein Reiz in der einen Nervenart nur nach der Peripherie zum Muskel, in der anderen nur nach dem Centrum zum Gehirn fortgeleitet werden kann? Der Multiplikator lehrte, daß dies nicht der Fall sei, und die weitere Erklärung muß mit diesem Fall rechnen. Noch mehr Aufsehen erregte du Bois-Reymonds Versuch, die elektrischen Veränderungen der Muskelthätigkeit bei dem Menschen nachzuweisen, indem er zeigte, wie der Mensch durch die Macht seines Willens die Magnetnadel des Multiplikators abzulenken im stande ist. Die sogenannte Molekulartheorie du Bois-Reymonds über das Entstehen der Muskel- und Nervenströme ist einer der geistreichsten Erklärungsversuche der verwickelten Vorgänge auf dem Felde der tierischen Elektricität.

Die bis dahin bestandenen Instrumente behufs elektrophysiologischer Untersuchungen waren sehr mangelhafter Natur. Du Bois-Reymond war es, der die sinnreichsten Apparate mit glücklicher Hand erst konstruierte. So verfertigte er einen Galvanometer von 24 000 Windungen, bei weitem der empfindlichste, der bisher hergestellt wurde. Mit dessen Hilfe gelang es ihm, eine elektrische Erscheinung in den tetanisierten Nerven nachzuweisen, welche er die „negative Variation" des Nervenstromes benannte. Er wandelte jene molekulare Veränderung in den Nerven, welche, hätte sie die Muskeln erreicht, diese zusammengezogen, und hätte sie das Gehirn erreicht, Schmerz verursacht haben würde, in eine Abweichung des Galvanometers um.

Aber nicht allein die Elektrophysiologie, sondern auch noch zahlreiche andere Gebiete der Wissenschaft hat er in epochemachender Weise bereichert. Ihm haben wir die experimentelle Widerlegung der Meinung von selbst hervorragenden Physiologen und Chemikern zu verdanken, daß in dem frischen Fleisch des Tieres eine Säure enthalten sei, die man ausziehen könne. Dieser Hypothese, welcher unter anderem selbst der große Chemiker Liebig huldigte, trat er mit siegreichen Gründen entgegen. Mit Recht machte dagegen du Bois-Reymond geltend, daß Liebigs angeblich frisches Fleisch schon totenstarr war, daher auch die stärksten elektrischen Schläge keine Bewegung mehr in solchem Fleisch hervorbringen. Daß selbst so unsterbliche Männer wie Liebig sich irren können, das hat ja seiner Zeit die irrtümliche Ansicht des genialen Chemikers über die Kartoffelkrankheit bekundet — bekanntlich haben die Natur dieses Vorgangs erst die Botaniker beleuchtet. Durch unwiderlegbare Experimente zeigte das Haupt der modernen Physiologie, daß die Säure in dem Muskelfleisch sich erst dann bilde, wenn Totenstarre eingetreten. Er machte Querschnitte am Muskel und fand, daß der ältere Querschnitt sich bedeutend stärker ätzend als der frische zeigte. Die Bildung einer ätzenden Flüssigkeit am künstlichen Querschnitt war somit erwiesen, und nun wurde es nicht mehr schwer, den wahren Zusammenhang der Dinge zu erkennen.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich hier sämtliche Entdeckungen du Bois-Reymonds bezüglich der Muskel- und Nerventhätigkeit analysieren; nur erwähnen will ich seiner wichtigsten und einschneidendsten Arbeiten auf diesen Gebieten. Über facettenförmige Endigung der Muskelbündel, über das postmortale Wachsen der Muskelstromkraft, über die Größe der elektromotorischen Kraft der

Muskeln und Drüsen, über die Polarisation in den tierisch-elektrischen Multiplikatorversuchen und über zahlreiche interessante Probleme der Nerven- und Muskelphysik hat er wahrhaft klassische und für alle Zeit wertvolle Arbeiten geliefert.

Ein Denker, der über die Bedingungen und die Gesetze des Lebens so viel gegrübelt und geforscht, hat sich natürlich auch eine philosophische Lebens- und Weltanschauung gebildet, die gerade bei diesem Physiologen besonders interessieren muß. Vor allem sei nun hervorgehoben, daß du Bois-Reymond keineswegs der Vertreter des beschränkten und vulgären Materialismus ist, wie er durch Ernst Haeckel, Louis Büchner und ähnliche Größen repräsentiert wird, welche das Welträtsel durch die beiden Schlagwörter „Kraft“ und „Stoff“ gelöst zu haben glauben. Auf der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte, welche 1872 in Leipzig abgehalten wurde, hat er am 14. August in einem Vortrag: „Über die Grenzen des Naturerkennens“, dargelegt, daß wir nicht im stande sind, das Wesen von Kraft und Stoff zu erkennen, und deshalb auch im Denken nicht erfassen können, was den Naturerscheinungen zu Grunde liegt. Damit hat du Bois-Reymond dem modernen Materialismus den Fehdehandschuh hingeschleudert: „Durch keine zu ersinnende Anordnung der materiellen Teilchen läßt sich eine Brücke ins Reich des Bewußtseins schlagen.“ Es sei absolut unmöglich, die psychischen Vorgänge aus den sie materiell begleitenden materiellen Prozessen zu erklären. „Welche denkbare Verbindung besteht zwischen bestimmten Bewegungen bestimmter Atome in meinem Gehirn einerseits, andererseits den für mich ursprünglichen, nicht weiter definierbaren, nicht weiter wegzuleugnenden Thatsachen: ‚Ich fühle Schmerz, fühle Lust; ich schmecke Süßes, rieche Rosenduft, höre Orgelton, sehe Rot‘ und der ebenso unmittelbar daraus fließenden Gewißheit: ‚Also bin ich‘? Es ist eben durchaus und für immer unbegreiflich, daß es einer Anzahl von Kohlenstoff-, Wasserstoff-, Stickstoff-, Sauerstoffatomen u. s. w. nicht gleichgültig sein sollte, wie sie liegen und sich bewegen, wie sie lagen und sich bewegten, wie sie liegen und sich bewegen werden. Es ist in keiner Weise einzusehen, wie aus ihrem Zusammenwirken Bewußtsein entstehen könne. Sollte ihre Lagerungs- und Bewegungsweise ihnen nicht gleichgültig sein, so müßte man sie sich nach Art der Monaden schon einzeln mit Bewußtsein ausgestattet denken. Weder wäre damit das Bewußtsein überhaupt erklärt, noch für die Erklärung des einheitlichen Bewußtseins des Individuums das Mindeste gewonnen.“ Gegenüber dem Rätsel aber, was Materie und Kraft seien und wie sie zu denken vermögen, muß der Naturforscher nach du Bois-Reymond ein- für allemal zu dem Wahrspruch sich entschließen: Ignorabimus!

Wie so manche Phantastereien und vage Hypothesen, so hat du Bois-Reymond auch die bei Erklärung der organischen Naturphänomene so lange festgehaltene Fiktion einer besonderen „Lebenskraft“ für alle Zeit zerstört. Obwohl noch im Anfang unseres Jahrhunderts die sogenannte vitalistische Lehre in der Biologie fast ohne Widerspruch das Feld behauptete, so hatten ihr doch bereits die Untersuchungen Lavoisiers und Laplaces über die tierische Wärme den ersten Stoß gegeben. Diese beiden großen Physiker hatten experimentell bewiesen, daß die Respiration und die Produktion der Wärme im menschlichen und tierischen Körper sich durch Verbrennungsprozesse vollziehe, ganz ähnlich denen, welche bei der Kalcinierung der Metalle vorgehen. Sie hatten gezeigt, daß es keine zwei Agentien gebe, das eine für organische und das andere für anorganische Körper, sondern daß die Atome von Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff 2c., aus denen die lebenden Körper zusammengesetzt sind, sich in nichts von denjenigen unterscheiden, welche die sogenannte tote Natur bilden. Dieselben unwandelbaren Naturgesetze gelten ebenso auch für ihre Verbindung in den organischen wie in den an-

organischen Körpern. Trotz alledem lebte die Doktrin von der Lebenskraft noch immer. War auch der Ausdruck aus dem Buche der Chemiker ausgemerzt, so glaubten doch die meisten Physiologen und Anatomen, daß die lebenden Körper anderen Gesetzen gehorchten als denjenigen, welchen die toten Wesen unterworfen sind. Du Bois-Reymond gebührt nun das Verdienst, daß er diesem Spukgespenst den Garaus gemacht hat. Heutzutage ist die Hypothese der Lebenskraft ein gründlich überwundener Standpunkt, gleich dem horror vacui und den anderen ebenso überflüssigen wie lächerlichen metaphysischen Voraussetzungen, die den Fortschritt der Wissenschaft hinderten. Die alte These Descartes', daß es nicht zwei Gesetze der Mechanik giebt: eins für die lebenden und eins für die toten Körper, daß demnach die Naturgesetze überall die gleichen sind, ist von du Bois-Reymond, Helmholtz und anderen siegreich wieder aufgenommen worden. Heute weiß jeder Gebildete, daß unser Organismus, wie alle Körper des Weltalls, zwei großen Gesetzen unterworfen ist: dem der Erhaltung des Stoffes und dem der Erhaltung der Kraft. Bewegung und Stoff können sich ändern, aber nicht aus dem Nichts hervorgehen. Wer weiß es nicht heute, daß der Blutlauf nur ein Kapitel der Hydraulik ist? Das erhaltende Fluidum fließt durch die Adern nach denselben unwandelbaren Gesetzen, welche den Lauf des Wassers in den Leitungsröhren bestimmen. Wir wissen, daß der Atmungsprozeß in einer verhältnismäßig einfachen Verbindung und Trennung besteht und auf den chemischen Eigenschaften einer kleinen Zahl von Substanzen — des Sauerstoffs, des roten Blutstoffs rc. — basiert. Mit Schwannschem Pepsin und ein wenig Salzsäure kann man in einem Glase eine künstliche chemische Digestion herbeiführen. So unfruchtbar und ohnmächtig, wie die Hypothese von der Lebenskraft war, so fruchtbar und reich an Entdeckungen hat sich die Hypothese erwiesen, die auf einer mechanischen Erklärung der Lebensfunktionen beruht. Von ihrem Impulse beseelt, geht die Physiologie mit Riesenschritten der Erforschung solcher Lebensphänomene entgegen, welche bisher noch des Kommentars bedurften.

Selbstverständlich hat die von du Bois-Reymond eingeführte exakte Methode der großen Mathematiker und Physiker in die Physiologie nicht allein auf alle Zweige der Physiologie, sondern auch auf mannigfache Gebiete der Chemie, der Physik und der praktischen Medizin bahnbrechend gewirkt. Welchen Einfluß übte sie z. B. auf die Elektrotherapie! Noch vor wenigen Jahrzehnten gab es keinen Docenten für Elektrotherapie an den deutschen Universitäten, und heute spielt dieser Zweig der Medizin in der Wissenschaft wie auf der Hochschule eine hervorragende Rolle. Als daher am 20. Oktober 1883 zu Ehren des großen Physiologen in Berlin ein Doppeljubiläum stattfand, weil der Jubilar an diesem Tage vor fünfundzwanzig Jahren den Lehrstuhl seines Meisters Johannes Müller als ordentlicher Professor der Physiologie bestiegen hatte und weil er seit ebenso langer Zeit das von dem letztgenannten begründete „Archiv für Anatomie und Physiologie“ herausgegeben — und zwar in Verbindung mit Reichert bis zum Jahre 1877 und seitdem das davon abgezweigte Archiv für Physiologie allein —, feierten ihn nicht allein die Koryphäen der Physiologie, sondern auch diejenigen der Philosophie, Chemie, Physik und Mathematik als einen der Ihrigen. Ja, Ernst Curtius pries ihn sogar als den verständnisvollen Mitempfinder antiker Schönheit und als eine echt akademische Natur, der das menschlich Schöne und Gute auf allen Gebieten und in allen Zeiten lieb und teuer ist. Als Antwort auf die seltenen Ovationen, welche ihm dargebracht wurden, hielt er eine Ansprache bei dem ihm zu Ehren veranstalteten Bankett, wo er auf diese seine Universalität selbst hinwies. Er sagte unter anderem: „Ich mußte mir sagen, daß mein wissenschaftliches Leben aus glücklichen Fügungen zusammengesetzt ist. Meine wissenschaftliche Jugend fällt

in eine Zeit, wo hier in Berlin, nachdem das Gestirn der abstrakten Richtung verblaßt war, eine Schar ausgezeichneter Männer, Dove, Magnus, Poggendorff und vor allem Johannes Müller, die Fahne der wahren Naturwissenschaft hoch erhoben, geschart um Alex. v. Humboldt. Diesen Vorteil habe ich genossen, während ich am Horizont noch das bedenkliche Wetterleuchten der abziehenden Naturphilosophie sah. Damals war es noch leichter, in der Wissenschaft etwas Neues zu leisten, als jetzt. Die Physiologie besonders glich einem neuen großen Kontinent, wo ganze Länder noch nicht in Besitz genommen sind. Damals wies mich Johannes Müller auf einzelne Gebiete, die man, ein neuer Konquistador, sich erobern konnte. Damals versammelte sich um Johannes Müller ein Kreis junger Leute, welche ich stolz bin, meine Freunde zu nennen. Wie könnte ich es vergessen, wie ich, wenn mir in einem physikalischen Problem Bedenken aufstießen, nach Potsdam pilgerte und den Compagnie-Chirurgus Hermann Helmholtz in der Kaserne aufsuchte, um bei ihm Rat zu holen, oder wie Virchow und Wilms mit einem frisch von Jüngken amputierten Unterschenkel aus der Charité zu mir kamen und wir die menschlichen Nerven und Muskeln zum erstenmal die Nadel des Galvanometers ablenken ließen! Wie könnte ich vergessen, wie Brücke zuerst an meinem Auge jenes Leuchten beobachtete, woraus sich später Helmholtz' Erfindung des Augenspiegels entwickeln sollte! Noch etwas kam hinzu. Bis dahin hatte man aus Paris die Instrumente bezogen. Damals entwickelte sich hier aus der Schule Pistors eine Reihe großer Mechaniker, wie Halske und der geniale Siemens, deren Namen die Welt nennt und deren erfinderischer Geist auch uns zu gute kam. Das alles waren Glücksfälle, die mich bei meinem Streben unterstützten. Das eine kann ich sagen: Fleißig war ich; denn Lessing sagt: ‚Seines Fleißes darf ein jeder sich rühmen.'"

* * *

Um der Physiologie eine würdige Stätte in der Reichshauptstadt zu sichern, war er jahrzehntelang aufs eifrigste bemüht. Bereits seit der Ernennung du Bois-Reymonds zum ordentlichen Professor der Physiologie im Jahre 1858 war der Bau eines physiologischen Instituts in Aussicht genommen, aber erst fünfzehn Jahre später ging man an die Ausführung des großartigen Gebäudes. Überall entstanden physiologische Institute, die mit dem ganzen modernen wissenschaftlichen Handwerkszeug ausgerüstet und ausschließlich der Experimental-Physiologie gewidmet waren. So besaß Breslau bereits seit längerer Zeit das erste physiologische Institut; Ludwig schuf das Leipziger, das mehrere Jahre lang als ein Wunder in seiner Art angestaunt wurde. Tübingen, Heidelberg, Wien, Pest u. s. w. folgten bald mit ähnlichen Instituten. Berlin blieb zurück; aber im günstigen Moment kam es allen seinen Rivalen zuvor. Am 6. November 1877 wurde das neue physiologische Institut eingeweiht. An der Dorotheen- und Neuen Wilhelmstraße erhebt sich jetzt ein Palast der Wissenschaft, wo der größte Physiologe unserer Zeit herrscht; es bildet ein Pendant zu dem Helmholtzschen Physikalischen Institut. Diese beiden Institute haben Millionen gekostet, und das jährliche Budget des Physiologischen Instituts allein beläuft sich auf 45 000 Mark. Einer trefflichen Schilderung, welche die Revue de Belgique in ihrem Maiheft 1881 veröffentlicht hatte, entnehme ich die nachstehende Beschreibung des Instituts:

Wir betreten die Vorhalle dieses mächtigen, aus verschiedenfarbigen Ziegeln erbauten Gebäudes, wo die Medaillonporträts Hallers und Johannes Müllers uns zu bewillkommnen scheinen; durchschreiten diese luftigen, weiten Korridore, diese geschmackvoll dekorierten Vestibüle und treten in das große Auditorium ein. Der weite Hörsaal ist zugleich durch Oberlicht wie durch Seitenfenster erleuchtet, ringsum läuft eine elegante Galerie. Die Wände sind teilweise mit Gemälden bedeckt, die, von Tag zu Tag erneut, teils Instru-

mente aber Experimente der Physiologie, teils anatomische Präparate, Krystallbildungen oder Schemata, um die Gesetze gewisser Naturerscheinungen zu demonstrieren, darstellen. Die für die Hörer bestimmten Bänke sind amphitheatralisch in drei Gruppen placiert, die durch zwei Gänge voneinander getrennt sind. Im Hintergrund ist das traditionelle Katheder durch den Experimentiertisch ersetzt, eine lange Tafel, auf welcher der Docent alles, was er zu seinen Experimenten etwa braucht, wie Wasser, Gas, Licht, Elektricität, mechanische Kraft, chemische Reagentien u. s. w., in größter Vollständigkeit zur Hand hat. Der Saal füllt sich nach und nach mit Wissensdurstigen. Plötzlich öffnen sich die Thürflügel und ein noch in kräftigem Mannesalter stehender Mann erscheint im Rahmen der Thür. An dieser hohen Stirn, die den Stempel des Genies trägt, an diesen Zügen erkennen wir den Hohenpriester dieses Tempels der Wissenschaft: Emil du Bois-Reymond... Eine Stunde hindurch entzückt er uns durch seine elegante, fließende Rede, eine Stunde hindurch fesseln der unversiegliche Gedankenreichtum, die Geistesblitze, die scharfsinnigen Vergleiche die Aufmerksamkeit des Hörers und wechseln mit Demonstrationen und Experimenten ab. Die Lehre von der Physiologie hat hier den höchsten Grad der Objektivität erreicht, denn nicht nur durch das Ohr, sondern noch mehr durch das Auge wird der Hörer überzeugt. Wo das Objekt zu winzig ist, um von allen Zuschauern gesehen zu werden, wendet man teils die Umrisse vergrößernder Zeichnungen an, teils bedient man sich eines genialen Auswegs. Handelt es sich z. B. darum, den Einfluß zu demonstrieren, den der Lungenmagennerv auf die Herzpulsationen des Frosches oder Kaninchens ausübt, so wird das Experiment in der Weise ausgeführt, daß das Herz bei jedem Schlage eine Glocke trifft und dem ganzen Auditorium seine Bewegungen durch einen hellen Ton anzeigt. Je nachdem die Schläge schneller oder langsamer werden oder ganz aufhören, ertönen auch die Glockenschläge in längeren oder kürzeren Zwischenräumen oder verstummen ganz. Die einfachsten Mittel dienen meistens dazu, die elegantesten Experimente auszuführen. Der Muskeltelegraph, die Froschpistole und so viele andere zu Demonstrationen dienenden Instrumente sind Schöpfungen des unermüdlichen Genies du Bois-Reymonds. Nach beendeter Vorlesung betreten wir den Demonstrationssaal, den wir mit Mikroskopen, verschiedenen Instrumenten und anatomischen Präparaten angefüllt finden. Hier werden alle die Experimente, welche sich nicht im großen Auditorium ausführen lassen, hauptsächlich die meisten Vivisektionen, vorbereitet... Jede Abteilung der Physiologie hat in dem Institut eine Reihe von entsprechenden Räumen. Hier das zu den Untersuchungen der exakten Physik bestimmte Zimmer mit den Bussolen auf den massiven Pfeilern, den Fernröhren, um aus der Ferne zu lesen, das ganze Rüstzeug zu exakten Messungen; dort der Raum zu Untersuchungen in der Anatomie und Embryologie mit Mikroskopen und Sektionsinstrumenten. Weiter ein chemisches Laboratorium mit seinen zahlreichen Unterabteilungen. Hier Säle mit Sammlungen, die Bibliothek, das photographische Atelier, das zu Gipsabgüssen, das Aquarium, das kleine Auditorium, endlich die zu physiologischen Experimenten im engeren Sinne bestimmten Säle. Das Arbeitskabinet du Bois-Reymonds, ein ganzes Laboratarium en miniature, hängt mit seiner Wohnung durch eine Wendeltreppe zusammen. Die preußische Regierung hat eingesehen, daß die bedeutenden Kosten, welche die Errichtung eines solchen Instituts erfordert, nur dann wahrhaft fruchtbringend sein können, wenn der Docent der betreffenden Wissenschaft in demselben wohnt. Dieses System mag vielleicht für die Familie desselben manche Unzuträglichkeit mit sich führen, vom Standpunkt der wissenschaftlichen Arbeit und Lehre sind die Vorteile desselben unberechenbar. Ein Laboratarium ist kein Atelier, in dem man bloß einige Stunden des Tages zubringt. Der wahre Gelehrte

setzt dieselben Studien in seiner Wohnung fort, er braucht dieselben Bücher, dieselben Instrumente, und eine fortwährende Gêne, ein enormer Zeitverlust sind unvermeidlich, wenn das Arbeitszimmer des Professors von seinem Laboratorium räumlich getrennt ist. Erhalten der Professor wie seine Assistenten ihre Wohnung im Institutsgebäude, dann werden die Dienste, welche ein Laboratorium der Wissenschaft leisten kann, doppelt wertvoll.

* *
*

Auf der gleichen Höhe mit der wissenschaftlichen Bedeutung du Bois-Reymonds steht sein ruhmvolles Wirken als akademischer Lehrer und Redner sowie als Schriftsteller. Er verfügt über eine hinreißende Darstellungsweise, eine elegante, klare und anschauliche Sprache auf dem Katheder, und als akademischer Redner ist er schwungvoll, humoristisch und bedient sich gern des attischen Salzes. Sein Bestreben geht dahin, die Wissenschaft im edelsten Sinne zu popularisieren und die Ergebnisse seiner Forschungen nicht allein seinen nach vielen Tausenden zählenden Schülern, sondern auch der gesamten Menschheit in Wort und Schrift nutzbar zu machen und so ein Lehrer der Welt zu sein. Es giebt nur wenige unter den deutschen Gelehrten der Gegenwart, welche die strengste Wissenschaftlichkeit des Inhalts mit der Schönheit der Form so glücklich zu vereinigen wüßten wie er. Seine Bücher sind Muster des Stils und bei aller Tiefe bewunderungswürdig durch die Klarheit und Eleganz der Ideen: goldene Früchte in silbernen Schalen. Wie bereits oben erwähnt, hat er Schule gemacht wie kein Physiologe vor und nach ihm in Deutschland. Im Laufe von siebzehn Jahren sind acht ordentliche Professoren der Physiologie aus seinem Laboratorium hervorgegangen. Obschon bedeutende von ihnen gestorben sind, wie Bezold, Röber, Franz Boll, Karl Sachs, so ist doch noch eine treffliche Schar seiner Jünger vorhanden. Die Universität und Akademie repräsentiert er bei jeder Gelegenheit in der würdigsten und glücklichsten Weise. Unter den akademischen Rednern ist er derjenige, der, wie Paul Börner sagt, sich am meisten den Franzosen nähert, durch eine den keltischen Ursprung im besten Sinne stets verratende Freude an scharfsinnigen und glänzenden Antithesen, wohllautenden Perioden und an einer gewissen exotischen Sättigung der Farben. Sein Organ ist sehr sympathisch und modulationsfähig, und er verschmäht zuweilen nicht die historische Anekdote und beißende Scherzworte, um seinem Vortrag einige Pikanterie zu verleihen. So schloß er z. B. einst seine akademische Rede über Lamettrie mit dem Heineschen Vers:

Schlage die Trommel und fürchte dich nicht,
Trommle Reveille mit Jugendkraft,
Marschiere trommelnd immer voran —
Das ist die ganze Wissenschaft!

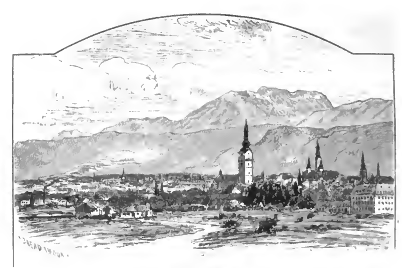
Als Schriftsteller ist er voll Esprit und Scharfsinn, und wie er als Redner in der Aula der Hochschule, auf dem Sessel der Akademie oder in einer Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte durch seine gewaltige und überzeugende Beredsamkeit die glänzendsten Triumphe feiert, so auch durch seine populärwissenschaftlichen Bücher. Dieselben haben — eine Seltenheit in Deutschland — zahlreiche Auflagen erlebt und sind in fast alle lebenden Kultursprachen übersetzt worden. So kam es, daß gar viele seiner akademischen Reden, welche irgend eine Erscheinung des öffentlichen Lebens oder der Wissenschaften berührten und beleuchteten, durch die packende Gewalt ihrer Beweisführung, die freisinnigen Grundsätze, welche dort proklamiert wurden, und die poetischschwungvolle Diktion in den weitesten Kreisen der Gebildeten eine tiefgehende Bewegung hervorriefen. Seine flammenden Worte haben bald begeisterte Zustimmung, bald heftigen Protest hervorgerufen, aber immer haben dieselben zu ernsterem Denken angeregt. In allen den zahlreichen akademischen Reden und Abhandlungen dokumentiert sich eine wahrhaft großartige, vorurteilslose und weise Lebens- und Welt-

anschauung, Freiheit des Blicks und souveräne Beherrschung aller die Wissenschaft und die Zeit bewegenden Fragen.

* * *

Ein freiheitlicher Geist, der die Konsequenzen seiner Untersuchungen zieht, hat er sich nie gescheut, die Fahne der freien Forschung stets aufrecht zu halten. Trotz aller Verketzerungen Darwins seitens der Dunkelmänner z. B. hat sich du Bois-Reymond nicht abhalten lassen, wiederholt für den Darwinismus eine Lanze einzulegen, wenn er auch nicht mit allen Ergebnissen der Darwinschen Theorie einverstanden ist. Er hat das Gesetz der kontinuierlichen Entwickelung, des permanenten Werdens rückhaltslos anerkannt. In seiner Schrift „Darwin versus Galiani“ betrachtet er den Darwinismus „als einen der größten Fortschritte in der Gedankenwelt, von welchem eine neue Epoche zu datieren ist.“ ... Auch gegen den Antisemitismus hat er Stellung genommen. In einem in dem Buche von J. Singer: „Briefe berühmter christlicher Zeitgenossen über die Judenfrage“ (Wien, Oskar Frank) abgedruckten Schreiben du Bois-Reymonds vom 18. April 1884 lesen wir u. a.: „Ob es den Juden nützen würde, zum Christentum überzutreten? Hier in Berlin kaum, wo die Leute, von einigen beschränkten Zeloten abgesehen, vorgeschritten genug sind, in den Juden nicht die Religion, sondern die anthropologische Varietät zu hassen. Übrigens ist meiner Meinung nach auch hier das Least said soonest mended am Orte. Je weniger davon gesprochen wird, um so eher verschwinden solche abgeschmackte Verirrungen der Herde der Geistesarmen wie Antisemitismus, Antivivisektion, Wollbekleidung, Vegetarianismus, Spiritismus u. dergl. m. von der Bildfläche — freilich immer nur, um anderen Thorheiten Platz zu machen oder in anderer Form wieder aufzutauchen.“ Diese Unerschrockenheit im Aussprechen der innersten Meinung, verbunden mit der exakten Grundrichtung seines Denkens, scheint du Bois-Reymond auch zu einer etwas schroffen Stellungnahme gegen Goethe verleitet zu haben. Bekanntlich hat er in einer bei Antritt des Rektorats der Berliner Universität am 15. Oktober 1882 gehaltenen Rede einige Bedenken gegen Goethes Faust ausgesprochen. Er wirft der Fabel des Faust „tiefe psychologische Unwahrheit“ vor und meint sogar malitiös, Faust hätte, „statt an den Hof zu gehen, ungedecktes Papiergeld auszugeben und zu den Müttern in die vierte Dimension zu steigen, besser gethan, Gretchen zu heiraten, sein Kind ehrlich zu machen und Elektrisiermaschine und Luftpumpe zu erfinden.“ Diese und ähnliche Ansichten riefen eine ganze Broschürenflut gegen du Bois-Reymond hervor. Nun, wir wollen diese ästhetischen Paradoxien des großen Physiologen auf sich beruhen lassen und uns nur an seine unsterblichen Entdeckungen und Leistungen halten. Er hat so Großes vollbracht und so Unvergängliches geschaffen, daß sein Name als einer der ruhmreichsten Heroen der Wissenschaft im Buche des fortschreitenden Genius der Menschheit stets mit goldenen Lettern verzeichnet sein wird!





Klagenfurt in Kärnten.

Skizzen aus Kärnten und Krain.

Von

Adalbert Meinhardt.



Vor alten, alten Zeiten befand sich mitten in dem Lande Kärnten ein häßlicher Sumpf, in dem ein gefährlicher Lindwurm hauste. Und weil quer durch besagten Morast sich eine Furt zog, über welche die Straße ging, hat mancher arme Wandersmann elendiglich dort sein frohes Leben lassen müssen. So gab es viel der Klagen und des Jammers an jener Furt. Da niemand wußte, wie der böse Wurm zu bekämpfen sei, wandte das Volk sich in seiner Angst an den Herzog des Landes um Rettung und Beistand. Und der kluge Fürst, auf den Schutz seiner Unterthanen bedacht, ließ am Rande des Sumpfes einen hohen hölzernen Turm erbauen, von welchem aus er und seine Mannen mit Knütteln und Pfeilen das gewaltige Untier erschlagen konnten. Unterdessen war auch der Sumpf getrocknet — die Chroniken vermelden zwar nicht auf welcherlei Weise —; so durfte man denn ungefährdet die Stadt dort erbauen, die in kurzer Zeit zur Hauptstadt des Landes werden sollte.

Ob sich aber der Name derselben von jener Furt der Klagen herschreibt, ob er daraus entstanden ist, daß sich in der Nähe eine Furt in dem Flusse Glan befindet, oder ob man ihn von dem Namen der römischen Kolonie Forum Claudii herleiten muß, das mag heute schwer zu entscheiden sein.

Daß aber einst an jener Stätte solch ein gewaltiges Untier gehauft hat, daran wagt wohl niemand zu zweifeln, der je auf dem Marktplatz zu Klagenfurt stand und sein steinernes Abbild gesehen hat, wie es aus weitgeöffnetem Rachen Wasser in eine Schale speit. Wahrlich, die Bürger dieser Stadt müssen um das Jahr

1533, da man jenen Brunnen errichtete, Männer von einem ganz absonderlichen Reichtum der Phantasie gewesen sein, um sich diese seltsame Ungestalt zu ersinnen! Denn daß ihnen der große Schädel, welchen das Rathaus manches Jahrhundert lang bewahrt hat, als Vorbild diente, ist schwer denkbar, alldieweil unsere Herren Gelehrten jenen für ein Knochenstück von einem Rhinoceros erklären. Der Lindwurm am Markte zu Klagenfurt aber steht mit keinem fossilen Megatherium noch Nashorn im Zusammenhange. Er trägt seine eigenste Wurmesgestalt, und die vier gewaltigen Löwentatzen, der geringelte Schuppenschweif, die Fledermausflügel, der furchtbare Rachen, dies ganze an vierundzwanzig Fuß lange Ungeheuer stammt direkt aus dem Hirn unseres deutschen Volkes. Es ist der Lindwurm aus dem Märchen, wie ihn Siegfried erlegt, wie Sankt Georg ihn bekämpft hat, wie er mit radgroßen, feurigen Augen ungezählte Schätze behütet. Und es macht sich gar seltsam im Sonnenschein auf dem großen Platz, dies Spuk- und Phantasiegebilde leibhaftig vor sich stehen zu sehen.

Sein Erleger hat eine weit größere Metamorphose durchmachen müssen. Er erscheint nicht in der mittelalterlich streitbaren Gestalt, wie er vom Turm aus den Angriff geführt hat. Jenem gut deutschen Fabelwesen tritt an dem Brunnen ein römisch antiker, nackter Herkules entgegen, der sich trotz des hohen Postamentes, trotz Keule und Löwenfell kläglich genug neben dem ungeschlachten Gesellen ausnimmt. Wäre es beim Erlegen des grimmen Wurmes auf diesen Helden angekommen, der mit hochgeschwungener Keule kaum die Nasenspitze des Untieres erreicht, ich fürchte, die gute Landeshauptstadt steckte heute noch in dem Sumpfe.

Sie aber blüht und dehnt sich aus in der schönen Ebene. In den breiten stillen Straßen spaziert es sich behaglich im Schatten. Auf den Plätzen giebt es mancherlei Denkmäler zu schauen. Außer dem Lindwurmbrunnen mit seinem reichen schmiedeeisernen Gitter steht auf dem Neuen Platz ein Standbild der Kaiserin Maria Theresia und am entgegengesetzten Ende der Stadt auf dem Kardinalsplatz ein Obelisk — wenn auch nicht gerade ägyptischen Ursprungs. Er ward von einem Fürstbischof von Salm 1805 errichtet zur Erinnerung an den Preßburger Frieden. Von alten Gebäuden ist das Ständische Landhaus hervorzuheben, das


Neuer Platz zu Klagenfurt in Kärnten.

aus dem vierzehnten Jahrhundert stammen soll. Der Hof mit den Renaissancearkaden gehört dem sechzehnten Jahrhundert an, und seitdem hat wahrscheinlich eine jede Generation von Karantaner Standesherren an diesem ihrem Versammlungshause gebaut und geändert. Die Protestanten rotteten aus, was von den Katholiken herrührte, und diese wollten selbstverständlich bei ihrem endlichen Wiedererstarken jede Spur, die an die verhaßte Ketzerzeit gemahnen konnte, bis auf Stumpf und Stil vertilgen. So ist an dem Gebäude mit seinen zopfig runden Türmen nur wenig Ursprüngliches geblieben.

Im Inneren befinden sich zwei Säle, deren Wände über und über mit den farbigen Wappen des kärntnerischen Adels bedeckt sind. Es hatte, als ich das Landhaus besuchte, dort gerade eine Gemäldeausstellung stattgefunden; die Bilder lehnten zusammengepackt schon an den Wänden, und um in den kleinen Saal zu gelangen, mußte ich mit profanen Füßen über eine am Boden liegende Nordpollandschaft des Entdeckers und Malers Payer hinwegsteigen. Die gutmütige Kastellanin bedauerte dies um so mehr, als der Künstler ein Österreicher war und sein Gemälde sich, wie sie sagte, durch das „Sperpektiv“ gesehen, gar herrlich ausgenommen habe.

Am Plafond desselben Saales ist eine Darstellung der Scene, wie am Herzogsstuhl Kaiser Karl VI. als Herzog von Kärnten die Huldigung der Stände empfängt. Seit Jahrhunderten ist dieser Akt nicht mehr in der alten Weise ausgeführt worden, denn in unseren aufgeklärten Tagen würde es sich mit der Würde eines Herzogs gar schlecht vertragen, wenn derselbe erst durch einen Backenstreich von einem Bauern sein „von Gottes Gnaden“ ererbtes Land ausdrücklich zu Lehen erhalten sollte, bevor er selbst an seine Ritter und Würdenträger die Lehen austeilt. Der alte Herzogsstuhl, der aus Fragmenten römischer Bauten errichtet ist, steht noch heute in der Nähe von Klagenfurt auf dem Zollfeld. Ich mußte mich darauf beschränken, in der Sammlung des Museums, gleichfalls im Landhaus, den Herzogs- oder Fürstenstein und die aus jener Gegend herrührenden Römerfunde zu betrachten. Es soll dort eine große Stadt mit Namen Virunum gestanden haben, und der Kärntner historische Verein bewahrt einen reichen Schatz von Waffen, Münzen, Urnen und Bruchstücken von antiken Bauten.

Mir fehlte es an Zeit, und so mußte ich darauf verzichten, auf das Zollfeld hinauszufahren. Ebensowenig konnte ich die alte Römerstadt Friesach besuchen, mit ihren mittelalterlichen Türmen und Mauern, dem schönen Brunnen und den Burgruinen, die sie umgeben; noch die vier Kirchen, die sich auf vier Bergen, halbwegs zwischen jenem Städtchen und Klagenfurt, bei St. Veit im Glanthal erheben. Ich hätte die Berge gern gesehen und ihre Entfernung voneinander selbst ermessen. Alljährlich am Dreinageltage — dem zweiten Freitag nach Ostern — geht zu den vier Kirchen eine von Tausenden besuchte Wallfahrt. Wie schon die ehrwürdigen Annales Carinthiæ des Hieronymus Megiserus von 1612 erzählen, „muß dies Kirchfahrtlaufen auf einen Tag verrichtet werden. Darum sie sich dann nicht lang saumen, wann sie in den Kirchen eini kommen, gehn sie gleich flux um den Altar, neigen sich und laufen wieder davon.“ — Und ein Berichterstatter neueren Datums, Franz Franzisci, sagt in seinen Kulturstudien aus Kärnten: „Die ganze Wallfahrt muß in vierundzwanzig Stunden vollendet sein. Es ist eine tüchtige Wegesstrecke und nur zu wundern, wie selbst alte Leute, ja sogar Kinder daran teilnehmen können. Unter dem Volke herrscht allgemein die Meinung, daß man's an keinem anderen Tage als am Dreinageltage dargeht.“

Zwischen Klagenfurt und Villach, von beiden Städten etwa gleich weit entfernt, erstreckt sich in weiter, lachender Ebene, sechzehn Kilometer lang, der Wörther See, der mit der Hauptstadt durch einen Kanal in Verbindung steht. Das See-

becken füllte in der Eiszeit ein von den Tauern in diese Gegend hinabreichender Gletscher, dessen Spuren heute durch allerlei Rinnsale, Schliffe und Gletschermühlen im Gestein zu finden sind. Bei einem Blick auf die Karte begreift man, daß der See nur ein Überbleibsel des Drauflusses sein kann, der in früheren Erdstadien sicher einmal diesen, den natürlich geraden Weg genommen haben muß. Jetzt fließt er von Villach in weitem Halbkreis nach Süden ausbiegend, so daß er das Seebecken förmlich umgeht. Nur ein halbhohes, grünes Mittelgebirge scheidet den hellen Wasserspiegel von dem Rosenthal, durch welches jetzt der Hauptfluß Kärntens sich ergießt.

Jenseits aber erhebt sich steil und schroff, am Tage im Sonnenschein blendend weiß, gegen Abend vom strahlendsten Rot bis in grünlich totes Grau, durch alle Töne von Rosa, Violett und Blau schimmernd und wechselnd, das vielzackige Kalkgebirge der Karawanken. Wenn man in dem kleinen Pörtschach, das an der Nordseite, etwa in der Mitte des Sees gelegen ist, Tag für Tag und in jeder Beleuchtung diese herrlichen Berge vor sich sieht, so gewinnt man am Ende jede ihrer Kuppen und Spitzen lieb; der Mittagskogel, Stou, Obir, Koschutta werden uns immer vertrautere Freunde.

Es ist ein allerliebstes Nest zum Ruhen und Nichtsthun, dies Seebad Pörtschach. Das Dorf zieht sich mit seinem aufgehobenen Kloster, einer hochgelegenen Kirche und hübschen Villen am Seerande hin. Jenseits der Eisenbahn steigt man hinauf in einen dichten Tannenwald mit der reinsten, würzigsten Luft, mit Ruhebänken an allen Wegen und hoch droben einer alten



Raibl in Kärnten.

Burgruine, von welcher man einen weiten Blick über See und Berge genießt.

Ich hatte in den eleganteren Aktienvillen keinen Platz mehr gefunden und wohnte in einem recht primitiven Wirtshaus am See, dessen dicke Wirtin fern aus dem Norden, aus Holstein, stammte. Wenn sie ihre angelernten Wiener und Kärntner Redewendungen in dem unver-

wüstlichen plattdeutschen Tonfall hervorbrachte, so klang das sehr komisch. Das kleine „Hotel“, das hart am Wasser gelegen ist, besaß in seinem etwa zehn Schritt breiten Garten eine eigene Badeanstalt und gegenüber eine offene Holzveranda, unter welcher man das Essen einnahm. Vor Tisch, um die Mittagszeit, pflegte die Kellnerin an die dünne Lattenwand des Bades zu klopfen, um zu fragen, was die Herren Fremden „anschaffen“ wollten. Sie rief ihnen gleich die ganze Speisekarte hinein, und von drinnen ertönten kurz und präcis die Antworten zurück. Andere Gäste, die für ihr Menu noch keinen Entschluß gefaßt haben mochten, hatten den Vorteil, dadurch zu erfahren, welche Speisen für diesen Tag die gesuchtesten seien, und sahen sich so der Mühe der eigenen Wahl überhoben. Während schon in dem offenen „Salettl“ an kleinen Tischen getafelt wurde, verließen einige Herren die schützenden Wände des Bades und schwammen hinaus in den sonnigen See. Ein behäbiger Herr Abbé, der geistliche Berater und Begleiter eines blutjungen Gräfleins, that sich darin besonders hervor. Mit glänzend gerötetem Gesicht und feuchtglatten Haaren kam er dann, wenn wir anderen schon bei der Mehlspeise hielten, in die Veranda, setzte sich, noch halb atemlos, zu seinen Bekannten und erzählte von seinen Heldenthaten in dem lauwarmen, köstlichen Wasser. Er merkte in seinem Entzücken nicht einmal, wie kühl sich die Zuhörer — eine alte, hochadelige Dame, eine Verwandte seines Zöglings vor allen — seinen Berichten gegenüber verhielten.

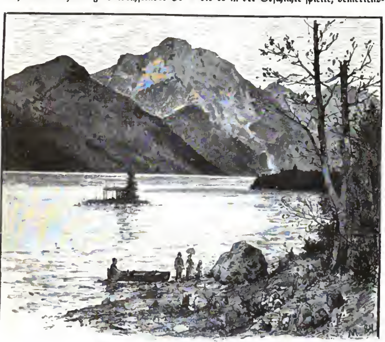
An der Südseite des Sees liegt auf felsiger Halbinsel gerade Pörtschach gegenüber der Wallfahrtsort Maria-Wörth mit seinen zwei Kirchen, malerisch zwischen Bäumen versteckt. Die kleinere von den beiden ist neueren Datums, die große aber, zu welcher eine steinerne Treppe emporführt, ist uralt. An der Außenwand der Apsis sieht man noch halb verblaßte Reste von Fresken, und die ganze Kirche ist über einer niedrigen romanischen Krypta von noch älterem Stil erbaut. In Maria-Wörth, hier im Herzen von Kärnten, ist das Slaventum mir zum erstenmal in den Weg getreten. Bis dahin war alles deutsch gewesen, nur nicht die Namen der Bergspitzen im Süden. Hier aber arbeitete ein ehrsamer Herr Tischlermeister auf der Straße, seine Kinder spielten barfuß im Sande neben ihm, und als ich herantrat, um ihn nach dem Wege zu fragen, blieb er mit dem Hobel in der Hand mit verdutzter Miene stehen, und wir vermochten uns nicht zu verständigen. Später, in Krain, sollte mir dasselbe öfter geschehen. Es scheint jedoch, als ob in den diesseitigen Grenzdistrikten, wo die Deutschen noch die Oberhand haben, sich die beiden sonst so feindseligen Nationalitäten ganz gut miteinander zu stellen wüßten, wahrscheinlich dank der bekannten lässigen und gutmütigen Fügsamkeit der unseren. Das Volkslied, das hier in Kärnten die allerreizvollsten Blüten treibt und jede Lebenslage in sein Bereich zieht, weiß den Sprachunterschied in anmutiger Weise auszugleichen. Denn es singt:

Und a windisches Diandl
Hat wohl a deutsche Liab,
's giebt wohl a deutsch Bussarln,
Ka windisches nia.

Den hübschesten Blick über den ganzen, lang ausgedehnten Spiegel des Sees hat man vom Westende desselben, von den Anhöhen hinter Velden. Das Dorf hat, ähnlich wie Pörtschach, einzelne Villen für Sommerfrischler und ist ein Standquartier vieler Wiener Maler. Unter den schattigen Lindenbäumen beim Glasser am See sitzen sie gegen Abend an den langen Holztischen mit ihren Skizzenbüchern, Pfeifen und Biergläsern, während das kleine Dampfschiff, eilig davonziehend, seinen weißen Rauch in die durchsichtig klare Luft emporsendet und die Spitzen der Karawanken sich mehr und mehr in ihr vielfarbig rosiges Abendgewand zu hüllen beginnen.

Wie der Wörther See der größte ist, so gilt der von Millstatt allgemein für den schönsten der Kärntner Seen. Man

erreicht ihn auf der Pusterthalbahn über Spital, von dessen schönem Schloß Porcia mit den reizenden Renaissancedetails ich schon früher in diesen Blättern berichtet habe. Der Millstätter See liegt etwa zwei Stunden weiter nördlich, am Fuß des Mirnock und der Millstätter Alp. Mir erschien der See fast zu düster, da ich ihn an einem schwülen, gewitterdrohenden Nachmittag bei wechselnder Beleuchtung sah. Er ist höher gelegen, sein Wasser viel kälter als das im Wörther See, und seine ganze Umgebung, mit den steil abfallenden Bergwänden ringsum, hat schon Hochgebirgscharakter. Von dem ehemaligen Benediktinerkloster stehen noch die weiten Höfe, doch ist alles anders eingeteilt, zu Sommerwohnungen vermietet und verändert, so daß von dem Alten wenig zu erkennen ist als dunkle Mauern, mit dichtem Epheu überwachsen. Von jener uralten Kultstätte der Heiden aber, deren mille statuæ durch die ersten Verbreiter des Christentums in den See gestürzt wurden, ist nichts dort zu finden als eben diese mittelalterliche Sage, die dem Ort und dem See ihren Namen gegeben haben soll.



Raibler See in Kärnten.

Es ist kaum ein Dorf hier an der Pusterthalbahn, das nicht durch die Schönheit seiner Lage oder durch die Rolle, die es in der Geschichte spielte, bemerkenswert wäre. Auf den Höhen zahlreiche Schlösser und Adelsburgen; im Thal, am Lurnfeld, Reste alter Römerstätten, reifende Kornfelder, weiße Kirchen zwischen den Obstbäumen und die schönsten Ausblicke auf die Berge. Als der liebenswürdigste Ort in jener Gegend erschien mir immer das heitere Villach. Am Ausgang des engen Pusterthales in lachender Ebene am Draufluß gelegen, bildet es den Mittel- und Knotenpunkt für die großen Verkehrslinien von Franzensfeste

nach Klagenfurt und von Wien nach Laibach-Triest oder auf der großartig schönen Pontebbabahn über Udine nach Venedig. Wie östlich in kurzer Entfernung der Wörther, so liegen nach Norden der Ossiacher, nach Süden der kleine Faaker See etwa gleich weit von der Stadt, von welcher aus man einen Kreis entfernterer hoher Berge, am nächsten die Görlitzen und den breiten Rücken des Dobratsch erblickt.

Villach ist eine von den Städten diesseits der Alpen, welche durch den langen Handelsverkehr mit Italien etwas vom italienischen Charakter, eine gewisse südliche Heiterkeit, ein belebteres Aussehen erhalten haben. Man meint noch heute, es müßten über die breite Draubrücke, durch das gewölbte Thor mit dem Reichsadler darauf die bepackten Lastwagen der venetianischen Kaufleute einziehen. Der längliche Marktplatz, die Häuser mit ihren großen Einfahrten, den Höfen, von offenen Galerien in allen Stockwerken umgeben, die aufgetreppten und überwölbten Durchgänge, die Erker — das alles giebt uns ein so anschauliches Bild der alten Zeiten, daß man gern den großen Bahnhof, die schnurgeraden, schöngepflasterten Straßen des neuen Stadtteils darüber vergißt. Es herrscht ein reges buntes Treiben auf dem Marktplatz in Villach. Früh am Morgen ist die Mitte desselben mit kleinen Buden und Tischen besetzt, an denen unter großen weißen Sonnenschirmen Obst und Fleisch, Kohl und Brot, Messer, eiserne Töpfe, bunte Tücher, alles mit Blumen zierlich geschmückt, zum Verkauf geboten werden. Zwischen den schwatzenden, lustigen Weibern und den Käufern, Bauern wie Fremden, die plaudernd ihre Tische umstehen, fahren die hohen Omnibusse in den Thorweg des „Gasthauses zur Post“. Auf alle herab schauen von der Höhe einer schlanken Mariensäule zwei Heilige mit großen Goldaureolen, die im Sonnenlicht funkeln.

Das „Gasthaus zur Post“ neben der Säule ist ein echtes Kaufmanns- und Patrizierhaus mit breiter Einfahrt und einem wappengeschmückten Erker. Die behäbige Wirtin, die den Fremden freundlich empfängt, scheint ebensogut den vergangenen Zeiten anzugehören wie ihre prächtigen Staatszimmer, wie die gemalten Plafonds, die schwerfälligen Betten und die großen eingelegten Schränke mit den vergoldeten Schlüsseln daran. Von den Steinbalustraden der Galerien hängen rote Nelken, Geranium und Jelängerjelieber in den offenen Hofraum hinab, wo die Pferde ein- und ausgeschirrt und die Koffer abgeladen werden. Nur die Loggia am Ende des Hofes ist von neuerem Zuschnitt; aber mit den hübschen Ansichten der Kärntner Berge, dem Mangert und Dobratsch an ihren Wänden, mit dem duftigen Gärtchen davor sitzt man dort so behaglich im Schatten beim Morgenfrühstück, daß man den Besitzern gern diesen modernen Zusatz zu ihrem alten Hause verzeiht.

Vom Ende des Marktplatzes unter einem Giebelhause hindurch führen breite Stufen, die immer von Verkäufern und Bettlern besetzt sind, zu der auf einem Hügelrücken höher belegenen Kirche empor. Die Stadtpfarrkirche zu St. Jakob ist ein schöner gotischer Hallenbau, vom Ende des vierzehnten bis zum Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts errichtet. Das frühere Gotteshaus war am 25. Januar 1348 durch ein furchtbares Erdbeben zerstört worden; eine Feuersbrunst, die gleichzeitig ausbrach, vernichtete fast die ganze Stadt. Es sollen bei den Erschütterungen, die sich durch vierzig Tage fortgesetzt haben, an fünftausend Menschen in diesen Gegenden verunglückt sein. Der viereckige Turm, dessen Fuß die Vorhalle der Kirche bildet, ist älteren Ursprungs; er steht, so sagt man, auf den Fundamenten eines römischen Wartturmes. Im Inneren befinden sich im Fußboden der Kirche wie an den Wänden der Kapellen zahlreiche Grabsteine des Kärntner Adels. Ganze Generationen von streitbaren Rittern und Edelfrauen knien mit fromm gefalteten Händen, ihrem Alter nach aufgereiht, einander gegenüber zu den Füßen

des Kruzifixes. Ähnliche Denksteine sah ich auch kürzlich am Äußeren des Domes zu Klagenfurt. Hier ist der schönste derjenige eines Siegmund Khevenhiller (1552), der in voller Rüstung dargestellt ist, neben ihm seine beiden Frauen, fromm und einträchtiglich ihm zu Seiten, in ihrem allerbesten Staat, mit Halskrausen und Stickereien. Die Gestalten sind prächtig charakterisiert in ihrer ehrlichen Naivetät. Das Ganze wird von einem Renaissanceornament eingefaßt, dessen aufgehängte Waffentrophäen: römische Helme, Schilde und Pfeile, den herrlichen Pilasterfüllungen im Hof des Schlosses Porcia zu Spital nahe kommen. Wahrscheinlich ist auch diese Arbeit, so gut wie jene, von einem geübten oberitalienischen Bildhauer ausgeführt worden.

Von dem Platz vor der Kirche, wie von allen Wegen und Straßen rings um die Stadt, sieht man immer wieder den breiten, langgestreckten Rücken der Villacher Alpe, des Dobratsch, jenes schönsten Aussichtsberges von Kärnten. Man fährt, um ihn bequem zu erreichen, durch die heitere Drauebene, später durch schönen Tannenwald steiler steigend zu dem Dorfe Bleiberg. Es befindet sich dort ein großes Bleibergwerk; dicht vor dem Orte ist durch eine senkrecht abfallende Schlucht, der Lahner genannt, vor wenigen Jahren eine Lawine niedergegangen; aus dem öden Schutt- und Geröllfeld ragen noch einzelne Häusermauern, Schornsteine und Holzsparren trostlos empor. Von Bleiberg beginnt erst der wirkliche Bergweg, der aber so breit ist, daß man ihn, leider! befahren kann. Ich mußte fast eine ganze Stunde lang mich hilflos stoßen und schütteln lassen, bis der gemütlich nebenherschreitende Rosselenker mir zugestand, daß es nicht „am allernächsten Eck“ viel besser werde, wie er bis dahin unermüdlich immer wieder versichert hatte. So durfte ich denn endlich absteigen, um den weiteren Aufstieg zu Fuß zu machen.



Weißenfelser See in Krain.

Droben aber ward ich entschädigt für die Leiden des langen Weges. Von der höchsten Spitze, 2167 m, überblickt man die weite Bergwelt: die Karawanken und die Julischen Alpen mit dem Mangert und Terglou nehmen Osten und Süden ein; weiter westlich schließen sich die Karnischen Alpen mit den Dolomiten an, Marmolada und Sorapiß zeigen ihre weißgrauen Häupter; die Gletscherkette der hohen

Tauern vom Großglockner zum Dachstein vollendet im Norden den herrlichen Kranz. Fern, fern im rosigen Duft des äußersten Westens wollte man mir sogar noch die Spitzen des Ötzthaler Ferner zeigen. In den Thälern dazwischen, über den Seen lagerten dunstige Nebelmassen, sich verschiebend und ballend; nur jener höchste Zackenkranz war frei geblieben. Auch am nächsten Morgen konnte ich nur den Ring von im Himmel schwebenden, rot überhauchten Berghäuptern sehen, die Sonne erhob sich gleich einem glühenden Feuerball aus dem Meer von weißen Wolken, das unter mir die Welt erfüllte.

Wenige Schritte unterhalb jener höchsten kleinen Kuppe stehen auf dem Plateau des Dobratsch zwei steinerne Häuser zur Unterkunft für die Touristen und rechts und links an dem südlichen Absturz zwei kleine Kirchen, die deutsche mit ihrem schlanken Turm und etwas tiefer die windische. Nur einmal im Jahr wird hier oben Messe gelesen, dann strömen die gern wallfahrenden Bauern in langen Zügen auf den Berg. Aber keinem wunderthätigen Gnadenbilde sind die beiden Kirchen zur Stätte errichtet, sie dienen als frommes Erinnerungszeichen an das schreckliche Villacher Erdbeben von 1348. Vom Dobratsch löste sich damals ein Teil der Südseite ab; wo man jetzt von der deutschen Kirche, 1500 m tief, senkrecht in das Gailthal hinabsieht, ist der Bergsturz niedergegangen; viele Schlösser, neun Kirchen, mehr als siebzehn Dörfer und Weiler wurden vernichtet. Jene Stätte der Zerstörung heißt noch heute die „Schütt“, und von der Höhe des Dobratsch kann man deutlich den Weg des Bergsturzes verfolgen.

Wenn man auf der Eisenbahn zwischen Villach und Tarvis fährt und in das weit sich öffnende Gailthal hineinsieht, erkennt man die nackte, rotgelbliche Felswand, von der sich die Massen abgelöst haben. In mehr als fünfhundert Jahren ist jene Stelle noch nicht überwachsen; Dörfer aber und Kirchen genug sind zu beiden Seiten des breiten Flusses über den Schutthügeln und zwischen den wüsten, unregelmäßig gelagerten Steinen längst wieder erbaut. Jene Fahrt von Villach nach Süden gehört zu den schönsten in den Alpen. In dem überdeckten, nur am Ende offenen Aussichtswagen, dem letzten des Zuges, sieht man, gegen Rauch und Staub geschützt, die Landschaften an sich vorüberziehen. Die Berge schieben sich zusammen, Villach und auch der Faaker See sind schon verschwunden, nun rückt die breite Wand des Dobratsch allmählich weiter zurück. Das Gailthal schließt sich, Arnoldstein mit seinem Kloster auf steilem Felsen zieht vorüber, höher und höher steigt die Bahn über Viadukte und durch Tunnels, tief drunten die weißgrün schäumende Schlitza, zu dem Bahnhof von Tarvis empor.

Ich habe mich in Tarvis selbst niemals länger aufgehalten. Der Schlitza entgegen bin ich nach Süden, gen Raibl, gewandert. Das ist ein rechtes, echtes Gebirgsnest, still und friedlich, in einem grünen Hochthal gelegen, eine kleine weiße Kirche, Dorfhäuser, ein Bergwerk, ein tiefdunkler See, Tannen und Farne und Alpenrosen und Berge, Berge rings umher. Und was für Berge! Sie haben wunderliche Formen, diese Kalkfelsen der Julischen Alpen, und sie ragen so steil empor, als ob sie mit ihren kahlen Häuptern den blauen Himmelsdom einstoßen wollten. Da ist vor allem der Fünffingerspitz — Finger einer sehr mächtigen Hand, dann die Wischberge, Monte Canin, Neveaalp und Königsberg, in dessen Fuß sich die Blei- und Galmeigruben befinden. Etwas höher, an der Straße zum Predilpaß, erblickt man auch die Rückwand des Mangert. Der Mangert oder Mannhart aber — man findet in einem jeden Buche seinen Namen anders geschrieben — ist mein Lieblingsberg. Als ich ihn zum erstenmal sah, nach langer, staubiger Eisenbahnfahrt, war mir, als ob ich die heißen Augen an seinen hohen, stolzen Formen, an dem Anblick der duftblauen Schatten, die in den Rissen und Schründen lagern, ausruhen und lindernd kühlen könnte. Und

wie sich wohl ein einzelner Ton, ein kurzer Moment dem Gedächtnis unauslöschlich einprägt, so ist mir jener flüchtige Blick aus dem dumpfen Coupé auf das weite Gebirge im Abendschatten seitdem immer im Sinne geblieben. Das Bild stand jahrelang mir vor den Augen als ein Inbegriff von allem, was wohlthuend, erfrischend, beruhigend sein müsse, als ein Ziel, nach dem ich mich sehnte. Doch während sonst so manches Ziel, je näher man kommt, desto mehr verblaßt, daß am Ende Streben und Sehnen weit besser waren als das Erreichte — dieser Berg und seine Umgebung haben mir keine Enttäuschung bereitet. Mein erster Ausflug von Raibl hat mich über die Grenze nach Krain zu den beiden Weißenfelsseen geführt, die an seinem Fuße liegen. Der vordere dieser kleinen Seen ist sonnig offen, mild und grün; es geht die Sage, daß in seinem tiefen Grunde ein ganzer Wald versunken sei. Über den Tannen, die ihn von dem zweiten See scheiden, steigt die Bergwand mit ihrem Schnee und ihren Schroffen, von leisem Duft umhüllt, empor. An jenem zweiten aber, der still und dunkel ist, trennt uns kein Nebel, keine Dunstschicht mehr von dem gewaltigen Felsenhalbrund. Der Mangert in all seiner hehren, hohen Pracht schaut uns dräuend und groß entgegen; der Mangert selber aus seiner tiefen Felsenbrust giebt in siebenfachem Echo — anfangs wie Donner rollend und grollend, dann verklingend wie ein Seufzer, in wehmutsvoll leisen Klagetönen — auf unsere lauten Fragen Antwort. Auf den Mangert, 2678 m hoch, führt von den Seen aus ein Weg für geübte Steiger, auf welchem man jenseits zum Predil und nach Raibl hinabgelangen kann. Ich traf dort im „Touristenhause" einen alten Herrn, der den Weg gemacht hatte und mit von der Sonne verbranntem Gesicht, wunden Händen und zerrissenen Schuhen mit Stolz von seiner Besteigung erzählte, von den Gemsen droben und den Wundern der Bergwelt. Am folgenden Morgen schon gedachte der unermüdliche Enthu-



Slavisches Mädchen aus Görz.

siast auf die nächste hohe Spitze, den Jalouc, zu klimmen, und so wollte er ferner alle Hauptberge der Julischen Alpen bis zum großen Terglou nacheinander kennen lernen. — Ich aber bin hübsch im Thale geblieben.

Außer jenem Weg zu den Weißenfelser Seen habe ich nur einen einzigen Ausflug, solange ich in Raibl war, unternommen. Es war die Fahrt auf der Sommerstraße über den Predilpaß. Zwei Wege führen auf die Höhe des Passes. Der eine hält sich länger im Thal, umgeht im Bogen den Raibler See und steigt dann plötzlich, durch Galerien gegen Schneelawinen geschützt und somit auch im Winter fahrbar. Die Sommerstraße beginnt ihre allmählich steigenden Kehren gleich vom Dorfe aus; droben treffen beide zusammen. Dort ist es, wo man den herrlichen Einblick in das Mangertthal genießt. Es liegt hier an der Grenze zwischen dem deutschen Kärnten und dem italienisch redenden Küstenland eine kleine Festung, die, 1809 tapfer verteidigt, doch von den Franzosen erstürmt worden ist. Das Denkmal eines Hauptmanns, der in dem harten Kampfe fiel, steht weiß und traurig an der Straße. Von dem Fort aus, von einer Höhe von 1162 m, geht es in Windungen hinab, steil und schnell durch das gewaltige Felsenthor der Flitscherklause in mildere Zonen, nach Flitsch, das im Isonzothal auf nur 448 m liegt.

Der Name des Flusses ist italienisch, der des Ortes österreichisch-deutsch; der zuckerhutförmige Berg, der von Norden gerade in das Thal herabschaut, trägt einen ebenso unaussprechlich slavischen Namen wie die meisten Gebirgshöhen rings umher. Es ist der Rombon oder Veliki Vrh — von velik, groß, und vrh, Höhe. Ebenso gemischt und wechselnd wie die Bezeichnungen für den Ort, den Fluß und den Berg schienen mir Charakter und Sprache der Bewohner zu sein. Das Städtchen selbst zeigt ausgesprochen italienisches Wesen: an dem breiten Marktplatz die aufgetreppte, bunte Fassade der Kirche, gegenüber der Brunnen, an den Häusern unter den gestreiften Marquisen Oleanderbüsche und an jeder Ecke ein Obststand. Ein slavisches Mädchen, bräunlich, mit schönen ruhigen Zügen, wie die Sonne Italiens sie zeitigt, doch in den Augen jenes melancholisch schelmische Licht, das ein Eigentum ihrer Rasse ist, trug auf dem Kopfe einen großen Obstkorb vorüber, Trauben, Pfirsiche und Feigen von Görz.

Und aus Görz und Gradiska und Istrien her mochten auch die Wallfahrer stammen, die, als ich in Flitsch auf dem Balkon stand, singend einhergezogen kamen. Es war gerade zur Mittagszeit, drückende Schwüle lastete über dem ganzen Ort; die Sonne hatte sich mit grauen, von dem heißen Thal aufsteigenden Dünsten umschleiert, so daß kein scharfer Schatten fiel und die zerteilten, unsicher blendenden Wellen des Lichtes in jeden Winkel zu dringen schienen. Durch den glühenden Staub und Nebel kamen die Pilger, ihr schwarzes Kruzifix an der Spitze; die Männer voran, hinter ihnen die Weiber, meist in weißen Kleidern, mit weißen Tüchern über dem Kopf; alle an großen, geschlossenen Regenschirmen ihr Bündelchen über der Schulter schleppend, mit dem Rosenkranz in der Hand, heiß, staubig und müde, mit gelblich blassen, abgehärmten Gesichtern. Vor der Kirchenthür, die zur Zeit der Siesta geschlossen war, machten sie Halt, lagerten sich auf dem mittagsstillen Platz und verzehrten die mitgebrachten Bissen. Die armen Weiber streckten sich aus auf den breiten Stufen der Kirche. Sie legten eine der anderen das Haupt an die Knie und versuchten zu schlafen, bis die Mittagsrast vorüber sein würde, bis der Küster käme, die Thür zu öffnen, daß sie drinnen am Altar niederknien, die Messe hören und ihre Andacht verrichten könnten. Und dann wollten sie wieder weiter ziehen, weiter die steile, ermüdende Straße.

Dies ist das Land der Wallfahrer. Die slavischen Bauern sind fanatisch fromm, von jener dumpfen, schweren Gemütsart, die in ihrem alltäglichen Zustand sich so unglücklich fühlt, daß sie, um ihr

Dasein tragen zu können, an das Wunder glauben muß. So giebt es denn hier und vor allem in Krain mehr Wallfahrtskirchen und Gnadenorte auf den Spitzen der Berge als gewöhnliche Pfarrkirchen in den Dörfern. Die Pilger, welche ich dort in Flitsch und fast täglich in Raibl sah, zogen nach Maria-Luschari. Der Luschariberg, welcher sich zwischen Tarvis und den hohen Wischbergen zu einer Höhe von 1792 m erhebt, ist mit seiner großen Kirche weithin sichtbar. Im Schlitzathal, halbwegs zwischen Tarvis und Raibl, sah ich bei dem kleinen Dorf Kaltwasser, das mit seinen Häusern und dem Bleipochwerk in die enge, wunderbar schöne Schlucht hineingeklemmt scheint, den Anfang des Gnadenweges; vor einem steinernen Kreuz brannte rötlich trüb ein ewiges Lämpchen. Zur größeren Kasteiung und um ihrer Sünden desto gründlicher ledig zu werden, tragen die armen Wallfahrer selbst das Holz für den Bedarf der Kirche auf den steilen Berg hinauf.

Wenn ich an dem sonnig-heitern Raibler See im Schatten saß, tönte von der Sommerstraße zum Predil das Singen der Wallfahrer zu mir hernieder. Spät abends hörte ich von meinem ebenerdigen Zimmer in dem kleinen Adjunktenhaus hart an der Straße, wie sie müde vorüberzogen, und früh um drei Uhr, im ersten Grauen des Sommermorgens, weckte mich oft das schwere Stampfen der vielen Füße und das dumpfe Gemurmel ihres Betens.

Im Gegensatz zu der Heiterkeit, die den meisten Landschaften von Kärnten eigen ist, erschien mir Krain, soweit ich es kennen gelernt habe, stets melancholisch, ein Lied aus Moll, gleichwie die Melodien der Slaven. Veldes, das ich zuerst besuchte, ist ein kleiner poetischer Ort mit üppig wuchernder Vegetation; die heißen Quellen, die es zum Kurort erhoben haben, mögen dazu beitragen, die Luft milder und scheinbar schwerer zu machen als in anderen gleich hochgelegenen Gegenden. Aus den Gärten hängen Trauerweiden ihre langen grün befiederten Äste sehnsüchtig hinab in das Wasser. Das Dorf und die Villen und die Weiden spiegeln sich in einem kleinen smaragdgrünen See, den in engem Kreise steile Berge einschließen. An einer Seite ragt schroff und zackig ein Felsen auf, dessen Profil sich wie die Gestalt eines ruhenden Löwen ausnimmt; Tannen zeichnen die Löwenmähne, und auf dem Scheitel trägt er als Krone ein festes Schloß. In der Mitte des kleinen Sees schwimmt eine kleine grüne Insel mit kleinem weißem Wallfahrtskirchlein. Weshalb mich diese eigentümlich romantische Landschaft so trüb gestimmt hat? Ich weiß es nicht. Es ist trotz der Kleinheit aller Formen schön genug an dem stillen See. Vielleicht war es mir nur so beengend, weil ich hoch droben, jenseits der niedrigen Vorberge, fern und mächtig den großen Terglou sah, der mit dem breiten weißen Schneefeld unter seiner gewaltigen Kuppe den See und die Berglein und das Schlößchen erst recht wie ein hübsches Riesenspielzeug erscheinen ließ. Oder war es nur, daß der Himmel sich gegen mich verschworen hatte und mir von dem Tag meiner Ankunft an, solange ich in Veldes war, immer dasselbe halb thränenvolle Angesicht zeigte?

Am 7. September, dem Vorabend von Mariä Geburt, bin ich in Veldes angekommen. Es ward im Dorfe alles schon für den morgigen Festtag hergerichtet; heute schloß auch das Schulsemester, und von dem Schulhause neben der Kirche kamen die Kinder mir entgegen mit ihren geschriebenen Zeugniszetteln in den Händen. Rechte Dorfkinder, blond und blauäugig, echt deutsches Blut in allen Adern. Aber als ich sie nach den Zeugnissen fragte, standen sie mit offenem Munde, sahen mich an und verstanden mich nicht. Selbst das Versprechen eines „Zehners" für den von ihnen, der mir auf deutsch nur Guten Morgen zu sagen wüßte, brachte keine Wirkung hervor.

Überall dringt das Slaventum vor. Wo vor zwanzig Jahren nur Deutsche wohnten, versteht kein Mensch jetzt mehr unsere Sprache. Und doch ist gerade hier

das Volk von deutscher Abkunft, deutsch der Schnitt der Gesichter, Haar und Augen, die kräftigen, hohen, gelenken Gestalten, selbst ihre Kleidung. Die Tracht der Männer: Stulpenstiefeln, geblümte Sammetwesten mit einem roten oder grünen Unterschlag, silberne Knöpfe an den Jacken, das alles weist nach Oberbayern, woher die Bewohner dieser Gegend auch eingewandert sein sollen. Die Frauen tragen sich einfach ländlich, ohne bestimmt charakteristische Merkmale. Eine barfuß gehende Händlerin aber, mit der ich mich gleichfalls nur durch Zeichensprache, Kopfnicken und durch meine wenigen Brocken: Kai koschtà (was kostet das?) und pet (5), sedem (7), deset (10), verständigen konnte, zeigte mir Teile der ehemaligen Frauenkleidung. Die Alte trug in einem zugedeckten Korb auf ihrem Kopfe ein Antiquitätenmagazin mit sich herum, das sie in jedem der Gasthäuser feilbot. Da gab es silberne Ketten und Gürtel, Brautkronen und buntgestickte Schürzen, vor allem aber jene ganz in Gold gearbeiteten Haubenstreifen, die flach über den Kopf gelegt werden und aus denen nach hinten eine hochstehende dichtgefältelte Haube von leichtem weißem Stoff hervorkommt. Man sieht sie häufig auf altdeutschen Bildern. Dergleichen Mützen wurden, wie nicht nur die Händlerin selbst, sondern auch andere mich versicherten, bis vor kurzem hier noch von allen Frauen getragen. Später habe ich in einem norddeutschen Museum die gleiche Goldstickerei gefunden, sie stammte aus der Umgebung von Nürnberg. So bilden denn selbst diese Hauben einen Beweis mehr für das Deutschtum ihrer Trägerinnen. — Daß die Tracht vergeht vor dem Andrängen der modernen Zeit, das sehen wir täglich. Wir bedauern es, doch wir müssen es leiden. Daß aber Sprache und Stammesbewußtsein und selbst das Erinnern an die alte Zusammengehörigkeit sich verlieren können, das empfindet man hart und schmerzlich.

Die hochgelegene Kirche von Veldes mit ihrem hohen Turm, mit der Vorhalle vor dem Portal und der Mauer rings um die Terrasse ihres Friedhofes; das Schloß auf dem Felsen mit den Schießscharten in den Thoren, dem Rundturm, dem unteren und oberen Schloßhof; sie entstammen beide wilderen Zeiten. Das Schloß von Veldes gehörte, wie die ganze Landschaft, den Bischöfen von Brixen in Tirol, welche sie durch eine Schenkung Kaiser Heinrichs II. vom Jahre 1004 zu eigen besaßen. Von Süden her haben wiederholt die Türken Einfälle in diese Gegend gemacht, die von den Bauern und den Söldlingen des Bischofs stets siegreich zurückgeschlagen wurden. Im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts hatten die Lande innere Kämpfe zu bestehen, die tiefere Spuren gelassen haben. Es erhob sich hier ein Bauernaufstand, ähnlich dem des schwäbischen Bundschuh; der Protestantismus drang übermächtig von allen Seiten in das Land, und man weiß, wie schnell er gerade in den Gebirgsgegenden, in Salzburg und Kärnten, sowie hier in Krain, tiefe Wurzeln geschlagen hat. Erst nachdem die Gegenreformation mit eisernem Druck, mit viel Herzeleid und Blutvergießen die freigewordenen Geister langsam und spät wieder unter ihr Joch gebannt hatte, erst dann ist die Ruhe zurückgekehrt.

Noch einmal hat es hier Kämpfe gegeben, doch minder blutige, minder ernste. Das war zur Zeit der Fremdherrschaft, als die französischen Beamten den Schatz der Kirche Maria im See fortführen wollten. Dieser Schatz — er besteht aus einigen Reliquienbehältern und aus einer alten protestantischen Münze, die jetzt friedlich mitsammen nicht mehr auf der Wallfahrtsinsel, sondern in der Kirche von Veldes bewahrt werden —, dieser Hort galt den Bauern als ihr geheiligter Besitz, und sie wollten ihn nicht lassen. Aber nicht sie, nicht die Männer hatten Mut genug, um den Raub zu hindern. Sie thaten nichts, als daß sie die Boote versteckten, welche die Beamten zur Insel hinüber-, den Schatz von drüben ans Land führen sollten. Die Frauen ergriffen stär-

kere Mittel. Die Weiber von Veldes bewaffneten sich und stellten sich tapfer dem Feind entgegen; Ursula Ferjan, der mutigsten eine, war im Begriff, den Anführer schon von seinem Pferde herabzureißen. Er schoß auf sie; sie wich ihm aus. Doch der Schuß gab den anderen das Zeichen. Es erhob sich ein Aufstand, auf der Insel ward die Sturmglocke geläutet, und so haben schließlich Napoleons Schergen den Weibern von Veldes weichen müssen. Also haben Dorf und Schloß und Kirche in der Geschichte ehrenhaft ihren Platz ausgefüllt. und Weiber; Weiber, junge und alte und häßliche und wenig hübsche. Ob sie noch heute so tapfer sind wie vor achtzig Jahren, die Weiber von Veldes, das kann ich nicht sagen; doch daß sie ebenso fromm sind wie damals und ihr Inselkirchlein ebenso hoch und heilig halten, das sieht man deutlich. Ich zweifle nicht, daß sie vor mehr als tausend Jahren, als dort auf dem Felsen mitten im See noch das Heiligtum der Živa stand, einer slavischen Göttin, ebenso gläubig dorthin zogen, wie sie wieder in tausend Jahren wallfahren



Veldes mit Veldesinsel in Krain.

werden. Ob zu Živa, ob zu Maria oder einer anderen Gottheit — wer kann das wissen? Nur glauben und beten, nur wallfahren und sich kasteien, nur hoffen muß dies arme Volk.

Früh am 8. September, am Morgen des großen Feiertages, hat mich das laute Glockengeläut aus dem Schlafe geweckt. Der Tau lag noch auf Hecken und Sträuchern, die Straße aber war schon staubig von Fußgängern und Wagen, die seit gestern, auch während der Nacht, zur Wallfahrt hergekommen waren. Flinke Einspänner wohlhabender Bauern; große schwere Leiterwagen mit weißem Leintuch als Dach über Reifen gespannt und darunter mehr als ein Dutzend Menschen; niedrige Karren, von einem struppigen Hunde gezogen, ein altes kränkliches Weiblein darauf, der Mann nebenher, um, wo es bergauf geht, dem armen Tiere nachhelfen zu können; und Männer zu Fuß

In Seedorf, von wo man zum Inselwerth hinüberfährt, ist längs des Ufers ein richtiger Jahrmarkt aufgeschlagen; da giebt es Gebetbücher und Rosenkränze, daneben freilich auch Kuchen und Obst, bunte Tücher, Spielzeug und Eisenwaren. Zwischen den Buden ein Leiermann mit Drehorgel und Stelzfuß; gegenüber in einer Schenne Tanzmusik. Durch die offene Thür sieht man im dichten Staub die sich drehenden Paare; die hellen Röcke der Dirnen fliegen, die Burschen stampfen

mit den Füßen und jauchzen dazu. Alle Wirtshäuser im Ort sind überfüllt; aus dem Garten des Petran tönt Gläserklirren und lautes Lachen. Denn nach Kasteiung und Gebet wollen sie ihre Freude haben.

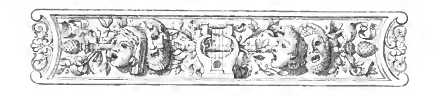
Während diese bei Trunk und Tanz sich schon früh morgens von den Strapazen des Weges erholen, strömen immer neue Scharen herzu. An dem Landungsplatze drängen sie sich um die Boote, die von der Insel herüberkommen. Es sind große, flache, kiellose Kähne, die an dreißig Personen fassen. Kaum läßt man den Landenden Zeit, auszusteigen; sofort ist wieder das Schiff gefüllt, und wären nicht die Gendarmen da, um Ordnung zu halten, so viele Menschen drängten sich in die Schiffe hinein, daß sie sinken müßten.

Nun stoßen sie ab. Über die glatte, glänzende Fläche gleiten langsam die breiten Kähne. Auch wir sind in ein Boot gestiegen, um hinüberzufahren. In der Sonne blinken die weißen Kopftücher der Weiber und die weißen Ärmel. Wie still die Luft ist! Man hört vom Lande her noch leise das Lied des Leiermanns am Ufer und hört von den Schiffen das Wallfahrerlied schwächer, ferner, nun verklingend, nun wieder kräftiger und näher, von allen Seiten, eintönig und trüb.

Die Boote landen. Breite Steintreppen, neunundneunzig Stufen hoch, führen hinauf zu dem Platz vor der Kirche. Eine Inschrift besagt, daß sie zu Ehren der Muttergottes von Herrn Marx Petschacher im Jahre 1655 errichtet wurden. Die Wallfahrer steigen langsam hinauf. Die frommsten nur oder die unglücklichsten von ihnen werfen sich auf den Erdboden nieder. Und auf ihren Knien, von Stufe zu Stufe sich vorwärts schleppend, rutschen sie betend den Hügel hinauf. Droben stehen wieder Händler mit Rosenkränzen und mit Obst zur Kühlung, auf dem engen Plateau zwischen der Kirche und der ehemaligen Einsiedelei. Die kleine Vorhalle vor der Kirchthür ist von Andächtigen gefüllt, bis hinaus auf den halben Platz knien die Beter. Drinnen wird eben die Messe gelesen. Es dringt eine schwüle, dumpfe Luft, mit Weihrauchsdüften und Staub gemischt, aus der offenen Thür des Gotteshauses. Über dem Portal stehen slavische Segenswünsche und Sprüche. Doch nicht nur Slaven beten hier, nicht nur von den Ufern der Save, aus der nahen Wochein und von den sieben Seen des Terglou sind sie hergekommen. Der braune Mann dort, dem das volle Herz aus den Augen schaut, hat vom Trenta-Thal, aus der Nähe von Flitsch über die Berge herübersteigen müssen. Die drei Mädchen neben ihm mit ihren allzu kurzen Röcken, den weißen Strümpfen, den weißen, runden, gefältelten Kragen sind Gailthalerinnen vom Fuß des Dobratsch. Sie alle senden in verschiedenen Sprachen und Dialekten ihre Bitten zum Himmel empor, während drinnen am Altar der alte Geistliche seine lateinische Messe liest.

Doch leise, leise tönt durch die Luft und über den See eine dünne Glockenstimme, die allen Betern, allen Pilgern und Heilungsuchenden verständlich, allen lieb und tröstlich klingt. Das Wunschglöcklein ist es, vom Inselwerth. Es hängt ein Strang von der hohen Wölbung in das Schiff der Kirche herunter; wer daran zieht und heimlich gleichzeitig einen Wunsch spricht, dem wird der Wunsch in Erfüllung gehen. Und sie ziehen alle an dem Strang, die frommen Wallfahrer, der Geistliche selbst, die Händler, die Schiffer und die Fremden. Wie das läutet über dem See, fromme, sanfte, sehnsüchtige Klänge! Wer ist ohne Wunsch? Wer hoffte nicht? Wer möchte nicht solchem Kindermärchenglauben vertrauen dürfen und die Gewährung seines Hoffens von dem Läuten eines Glöckleins erbitten?

Und mit diesem Klang im Ohr, die Blicke auf dem tiefgrünen See mit Wolkenschatten und Sonnenschein, mit den vollen Booten, die langsam rudernd vom Ufer nahen, mit diesem lieblich-trüben Bilde wollen wir unsere Skizzen beschließen.



Die Violine,

deren Geschichte, Litteratur und Meister.

Von

Albert Tottmann.

Mit Recht gilt die Violine als das vollkommenste musikalische Instrument; denn wenn ihr auch das Klavier an Vollgriffigkeit, die Orgel überdies noch an Klangvolumen überlegen ist und die Blasinstrumente bezüglich des Tonhaltens ihr gleichstehen, ist doch kein Instrument so für die mannigfaltigsten Vortragsmanieren und Schattierungen geeignet, so geistig und ausdrucksfähig wie sie. Auch das zeichnet die Violine noch vor den Blasinstrumenten aus, daß sich auf ihr, wenn auch keine polyphon durchgeführten Kompositionen, wie auf dem Klavier und der Orgel, so doch accordisch volltönende Sätze wiedergeben lassen, wie uns solche in Joh. Seb. Bachs berühmten sechs Sonaten für Violino solo vorliegen.

Der Gebrauch von Saiteninstrumenten, welche nicht wie die Harfen, Mandolinen u. s. w. durch Reißen der Saite (pizzicato), sondern durch Streichen mittels eines Bogens zum Klingen gebracht werden, ist uralt und fast bei allen Völkern nachweisbar.

In Indien begegnen wir unter dem Namen Ravanastron und Omerti zwei beliebten Bogeninstrumenten, in Arabien dem Rebab oder Rebec, in Serbien dem verwandten Gusle und in Rußland dem Goudock.

Schon in Otfrieds Evangelienharmonie ist die Rede von der „Leier" und „Fiedel", und in unserem, dem dreizehnten Jahrhundert angehörenden Nibelungenliede wird erzählt, wie Volker, der Spielmann, vor der entscheidenden Katastrophe durch sein Spiel den Schlaf von den Wimpern seiner burgundischen Kampfgenossen scheucht. Ebenso berichten Reisende, daß in Nordamerika von den Wigwams der Eingeborenen her allabendlich eigentümliche, wehmütig klingende Töne an das Ohr der Vorüberziehenden dringen, welche von einem Instrument herrühren, das mit einer oder mit mehreren Saiten bespannt ist und ebenfalls mit Hilfe eines Bogens zum Klingen gebracht wird. Außer jenen schriftlichen Zeugnissen geben uns auch noch alte Bildwerke — so z. B. die Wandgemälde von Orcagna im Campo Santo zu Pisa, ferner die fünfzehnte Tafel der Metallthür an der Taufkapelle zu Florenz mit den Darstellungen der Geschichte Johannes des Täufers von Andr. Pisano, sowie Raphaels zwischen 1507 und 1509 gemalter Apoll — Auskunft über das Vorhandensein und die Gestalt verschiedenartiger Saiten- und Bogeninstrumente.

Was die Ableitung des Namens „Violine" betrifft, so finden wir neben den bereits angeführten schon früh die Bezeichnung: Vitula, Viula (Viola), wohl auch Rota. Jedoch sind die unter diesen Namen bekannt gewordenen Instrumente nur als Vorläufer unserer heutigen Vio-

line anzusehen. Letztere ist hauptsächlich auf zwei Typen zurückzuführen: auf das Crouth der Briten und das ohne Zweifel über Spanien nach Frankreich gekommene Rebec. Letzteres bürgerte sich, als sich die Araber ihm Jahre 711 unter Tarik in Spanien festsetzten, daselbst ein und gelangte, trotzdem Karl Martel 732 den Arabern das weitere Vordringen unmöglich machte, auch nach den übrigen civilisierten Ländern Europas. In einer der ältesten Abbildungen aus dem neunten Jahrhundert sehen wir das Rebec nur erst mit einer Saite bespannt, im Laufe der folgenden Jahrhunderte wird dasselbe schon zwei- und dreisaitig, während die Abbildung des Bogens in Notkers dem zehnten Jahrhundert angehörenden Psalmbuch noch die Bügelform hat. Aber schon in der 1330 gestifteten Kapelle St. Julien des Ménétriers zu Paris sehen wir eine Statue mit einer Geige mit *f*-förmigen Schalllöchern und einem geraden Bogen, bis endlich im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert die Geige ihre mandolinenartige Gestalt aufgiebt und durch Einbiegung an den Seiten durch die Zargen und durch andere Umgestaltungen sich immer mehr ihrer heutigen Form nähert, wenn auch noch bis zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts (so z. B. bei Farina) selbst bezüglich des Namens sowie der Saitenzahl und der Stimmung der Violine viele Schwankungen vorkommen. Als weitere und zwar als die letzten Vorläuser unserer heutigen Violine sind ferner das dem Monochord ähnelnde Trumscheidt, die Groß-Lyra, die sogenannte Bauern-Leier, die Schlüsselfiedel und endlich die Groß- und Klein-Geigen (die Viola da gamba und die Viola da braccio) anzusehen.

Wie zahlreich und mannigfaltig auch die Varianten der Bogeninstrumente in den verschiedenen Zeiten und bei den verschiedenen Nationen gewesen sein mögen, so ist doch recht eigentlich erst Italien die Heimat der Violine. Was sich zerstreut bei den verschiedenen Völkern in rohen Ansätzen vorfand, wurde hier zum einheitlichen Organ für die Tonkunst umgestaltet und so das Ideal der Violine geschaffen. Gleichwohl konstatiert die neueste Forschung, daß der Geigenbau von Norden her erst nach Italien eingewandert ist.

Nach Vuillaume existierte um das Jahr 1450 zu Brescia ein berühmter Geigenmacher, Namens Johann Kerlino, welcher vermutlich deutscher (nicht — wie Laborde meint — bretagnischer) Abstammung und der Gründer der ältesten Geigenbau-Schule Italiens war. Ihm folgt, als einer der ältesten Lautenmacher Italiens, Pietro Dardelli von Mantua. Außer Brescia und Mantua zeichnete sich um diese Zeit noch Venedig und Verona durch Lauten- und Violinbau aus. Eine noch größere Berühmtheit als die beiden genannten Künstler erlangte Kaspar Duiffoprugar (Tieffenbrucker), welcher 1467 in Welschtirol geboren wurde und nachweislich ebenfalls deutscher Abkunft war. Nach der Schlacht bei Bologna (1510), in welcher Papst Leo X. von dem König von Frankreich, Franz I., geschlagen wurde, ließ sich dieser Meister in genannter Stadt nieder und wurde hier zum Begründer der nach derselben benannten Schule. Noch in demselben Jahre baute er für den König eine so vortreffliche Violine, daß er infolge seiner Kunstfertigkeit im Verein mit dem berühmten Maler Leonardo da Vinci und mit Andrea del Sarto nach Frankreich an den Hof jenes Monarchen berufen wurde.* Um das Jahr 1530 starb Duiffoprugar zu Lyon.

Die Violinen dieses Meisters haben in ihrem Klange noch etwas Dumpfes, Verschleiertes. — Immer mehr strebte man nach Glanz und Größe des Tones, und so nahm denn der Violinbau von Duiffoprugar an einen immer höheren Aufschwung in Italien, bis endlich zu Cremona durch Nikolaus Amati (1596 bis 1684), besonders aber durch dessen Schüler Antonio Stradivari (1644 bis 1737) das Muster der Violine geschaffen wurde.

* Die erwähnte Violine befand sich in der Niederheitmannschen Sammlung zu Aachen.

Der Vollständigkeit halber möge hier eine kurze Übersicht der sechs Hauptschulen der italienischen Geigenbaukunst (nach Friedr. Niederheitmann) mit ihren Hauptmeistern folgen:

1) Die Brescianer, sodann Bolognesische Schule (1520 bis 1620), bauend auf den Grundstein, den Duiffoprugar gelegt hatte, und vertreten durch Gaspar di Salo, dessen direkten Schüler Maggini, ferner durch Alariani, Venturini, Budiani, Matteo Bente, Pergrino Zanetto u. s. w.

2) Die bedeutendste Schule: die von Cremona (1550 bis 1760), mit den Amati, Stradivari, Guarneri, Bergonzi, Guadagnini u. s. w. Von Giuseppe Guarneri — nach dem von ihm seinen Instrumenten eingezeichneten Monogramm „del Gesu" genannt — stammt Paganinis Favoritgeige, welche laut testamentarischer Bestimmung sich leider jetzt in dem Palazzo municipale zu Genua unter Schloß und Riegel befindet.

3) Die Neapolitanische Schule (1680 bis 1800), vertreten durch die Meister von Neapel und Mailand: die Familien Grancino, Testore, Gagliano, Landalphi u. s. w.

4) Die Florentiner Schule (1680 bis 1760), welcher wir auch die späteren Meister von Bologna und die von Rom beizählen, vertreten durch die Namen: Gabrieli, Anselmo, Florentus, Techler und Tononi.

5) Die Venetianische Schule (1690 bis 1764), welcher die besonders hervorragenden Meister Domenico Mantagnano und Sanctus Seraphin angehören. Den ersteren könnte man der Cremoneser Schule beigesellen, denn er verbrachte seine Lehrzeit in Cremona, und seine Arbeiten sind dieser Schule angemessen.

6) Die Tiroler Schule (1640 bis 1696), glänzend vertreten durch Jacobus Stainer, die Familien Kloß und Albani. Wenn diese Schule auch dem Namen nach nicht zur italienischen gehört, so hat sie doch ihren Ursprung dort, und ihre Werke rangieren dem Werte nach dahin.

In Frankreich arbeiteten nach italienischem, namentlich nach Stradivaris Muster mit Glück: Médard und Vuillaume von Mirecourt. Außerdem zeichneten sich hier noch aus: Nicola Lupot (1758 bis 1824), Gand und Vuillaume (ein Namensnachkomme des Vorgenannten).

Leider beginnt schon mit der späteren Tiroler Schule ein fabrikmäßiger Betrieb des Geigenbaues, welcher in Mittenwald und namentlich in den sächsischen Städten Klingenthal und Markneukirchen einen bedenklichen Höhepunkt erreicht hat. Das Minimum der in Klingenthal und Umgegend alljährlich gefertigten Geigen beträgt nach statistischen Angaben zwischen 30000 bis 40000 Stück.

Die Versuche Savarts, Chanots und anderer, bezüglich der Form und des Materials Änderungen im Violinbau vorzunehmen, haben sich bis jetzt als unfruchtbare Experimente erwiesen. Nur in der Anfertigung von Violin b o g e n durch François Tourte (geb. zu Paris 1774, gest. 1835) läßt sich ein Fortschritt konstatieren, während in der Saitenfabrikation noch immer Rom und Neapel den ersten Rang behaupten.

* * *

In der Violine empfing die Musik ein Kunstorgan, welches recht wohl im stande war, für die in der sich immer mehr zum selbständigen Kunstzweige ausbildenden Instrumentalmusik in Wegfall kommende Singstimme Ersatz zu bieten, indem es sich ebenso zur Entfaltung eines wechselreichen, glänzenden Figurenspieles wie zum Vortrag der seelenvollsten Kantilene eignete. Es gab daher im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert nicht leicht einen namhaften Tonsetzer, welcher diesem Instrument nicht seine Aufmerksamkeit geschenkt und nicht für dasselbe geschrieben hätte. Dennoch gelang es der Violine nicht sogleich, sich unter den damals üblichen Tonwerkzeugen einen hervorragenden Platz zu erobern, denn bei allen Musikaufführungen in größeren Räumen, im Freien, bei Tanz und öffentlichen

Aufzügen dominierten aus naheliegenden Gründen die durchgreifenderen, strepitosen Blasinstrumente, wie wir nicht allein aus der Schilderung des im Frühjahr 1228 von Ulrich von Lichtenstein unternommenen Zuges zum Neuburger Turnei, sondern auch aus den späteren Tonsätzen eines Giov. Gabrieli (1557 bis 1613) und anderer Meister ersehen, während sich der ausschließliche Gebrauch von Saiten-, respektive Streichinstrumenten vorzugsweise nur noch auf die Begleitung von Vokalsätzen in engeren geschlossenen Räumen und in Familienkreisen beschränkte.

Zwar wissen wir durch die Berichte über die Ménétriers in Frankreich und die Stadtpfeiferzünfte in Deutschland, daß unter den sogenannten „Geiger- und Pfeiferkönigen" das Saiteninstrumentspiel ziemlich lebhaft betrieben wurde, jedoch nur in handwerksmäßigem Sinne und zu rein äußerlichen Zwecken. Eine edlere künstlerische Pflege erfuhren die Saiteninstrumente erst, als sich die Instrumentalmusik, die durch ihren Anschluß an die Vokalmusik gewissermaßen einen Läuterungsprozeß durchgemacht hatte, gänzlich von letzterer loslöste. Eine künstlerische Verwendung der Violine im Orchester aber ist erst bei Giov. Gabrieli, das Vorkommen derselben als selbständiges Orchesterinstrument in der Oper sogar erst bei Claudio Monteverde in dessen 1607 zu Mantua erschienenem „Orfeo" nachweisbar.

Schon die Benennungen der verschiedenen Arten der Geigen: Baß-, Tenor-, Alt-, Diskant-Geige, deuten darauf hin, daß diese Instrumente anfangs lediglich den betreffenden Singstimmen zur Unterstützung dienten, und in der That finden wir auch in älteren Chorbüchern bei den verschiedenen Singstimmen einfach den Namen desjenigen Instrumentes angegeben, welches die Begleitung übernehmen soll; oder es findet sich — umgekehrt — bei Vokalsätzen die Bemerkung: „auch für Instrumente dienstlich", nicht selten ohne jede nähere Bezeichnung, welche Instrumente gemeint seien. Bei Heinrich Schütz (1585 bis 1672), dem Schüler Giov. Gabrielis, welcher hinsichtlich der Angabe der Instrumente der zweckmäßigen Neuerung seines großen Lehrers folgte, findet sich z. B. in den „Concerti" für zwei und mehrere Stimmen die folgende Zusammenstellung: Basso continuo (Orgel), Lauten, Chitaren &c., anderen Ortes dagegen: Corneti oder Violinen u. s. w.

Mit der bereits angedeuteten Vervollkommnung der Streichinstrumente treten dieselben nun in der Musikpraxis immer mehr in den Vordergrund, bis sie sich — wie gesagt — endlich von dem Dienst des Vokalsatzes gänzlich emancipieren und in ihrem selbständigen Auftreten gewissermaßen einen Sonderstaat im großen Reiche der Töne bilden.

* *
*

Durch Abstreifung des Wortes war nun die Musik auf sich selbst angewiesen. Es machte sich demzufolge eine besonders scharfe Charakteristik nötig, sollte der Hörer im stande sein, dem Komponisten nachzuempfinden und dessen Intentionen zu folgen. Auch hierin ging wieder Italien voran. Carissimi (1604 bis 1674) und Alessandro Scarlatti (1649 bis 1725) waren es, welche mit ihren Schulen durch eine feinere Detailarbeit auf ein solches gesteigertes Ausdrucksvermögen der Musik hinwirkten und dadurch die wesentlichsten Grundlagen zu einer gedeihlichen Fortentwickelung der Instrumentalmusik, als eines selbständigen Zweiges der Tonkunst, schufen.

In diesem wichtigen Wendepunkt trat nun die beredte Violine ihre eigentliche Kunstmission an, indem sie als Hauptträgerin der specifisch musikalischen Idee technisch wie geistig ihren mächtigen Einfluß auf die Weiterentwickelung der Instrumentalmusik übte.

* *
*

Wie gegen Anfang des sechzehnten Jahrhunderts mit dem Emporblühen der Oper der homophone Stil dem polyphonen ent-

gegentrat und sich im weiteren Verlauf für jede der drei Kunstgattungen: die Kirchenmusik, die Oper und die Instrumentalmusik, infolge des verschiedenen Stoffgebietes derselben wieder gewisse Stilverschiedenheiten ganz von selbst ergaben, so mußten sich mit der fortschreitenden Entwickelung der Instrumentalmusik auch innerhalb dieser wieder feinere Unterschiede herausbilden, und zwar 1) nach der Wahl der Darstellungsmittel selbst, 2) nach der Art der Verwendung derselben: als konzertierende, das heißt als Soloinstrumente, oder in der Vereinigung zu größeren klangverwandten Gruppen, wie wir solchen im Orchester begegnen. Hieraus entsprangen die beiden Hauptarten der reinen Instrumentalmusik: die Kammermusik und die Konzertmusik.

Unter Kammermusik verstand man in früherer Zeit nur diejenige weltliche Musik, welche ausschließlich für die Gemächer, das heißt für die engeren Zirkel der Fürsten und Großen bestimmt war. In diesen Kreisen führte man nämlich neben Instrumentalsätzen auch Gesangstücke weltlichen Charakters: Duetti da camera, Madrigale, Singkonzerte, Kammerkantaten u. dergl. m., auf. Später beschränkte man jedoch die Bezeichnung Kammermusik auf Kompositionen für ein oder mehrere Soloinstrumente, vorzugsweise für Streichinstrumente oder Klavier, also auf Sonaten, Trios, Quartette u. dergl.

In der Kammermusik, in welcher jedes Instrument selbständig auftritt und sein innerstes Wesen frei und klar ausspricht, lassen sich die Tongedanken in viel feinerer Weise ausarbeiten als bei dem Operieren mit kompakten Orchestermassen. Die Kammermusik gleicht daher der fein ausgeführten Federzeichnung, welche zu ihrer vollen Würdigung den scharfen Blick und die liebevolle Versenkung des Kenners erfordert, die Konzert- oder Orchestermusik dagegen der farbenprächtigen, durch ihre drastischeren Züge auf Massen- und Fernwirkung berechneten Öl- und Freskomalerei.

* *
*

Die Kammermusik knüpfte, wie bereits angedeutet wurde, einerseits an die Vokalformen der Kanzone, des Vokalkonzertes und des Madrigals, andererseits an die schon durch die Orgel, das Klavier und die Laute kultivierten Formen der Toccata, der Phantasie, des Capriccio sowie des Ricercare, der Instrumentalkanzone und der Suite an. Aus den letztgenannten drei Formen namentlich ging die vornehmste aller cyklischen Instrumentalformen, welche auch den späteren klassischen symphonischen Schöpfungen eines Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert und Schumann zu Grunde liegt, nämlich die „Sonate“, hervor.

Ganz besonders war die Violine in ihrer Vielseitigkeit der Ausbildung dieser neuen Kunstform günstig. Durch Monteverde, Marini, Farina, Fontana und Merulo war bereits der Weg zu einer selbständigen Behandlungsweise dieses schon durch die venetianische Tonschule in die höhere Musikpraxis eingeführten Instrumentes angebahnt. Bereits im Jahre 1620 begegnen wir einem Werke mit selbständigen Violinstücken, bestehend aus einer Romanesca, Gagliarde und Corrente von Biagio Marini (gest. gegen 1660), während die älteste bis jetzt bekannt gewordene Violinsonate von Giov. Battista Fontana (gest. 1630) herrührt. Um die formelle Ausgestaltung der Sonate machten sich ferner noch Albano, Uccelini, Neri und Giov. Legrenzi (1625 bis 1690), der Lehrer Caldaras und Lottis, verdient. Mit der fortschreitenden formellen Ausgestaltung der Sonate tritt aber auch zugleich das Bestreben nach virtuosenmäßigen Kunststücken zu Tage. So begegnen wir z. B. in einem „Capriccio stravagante“ von Carlo Farina, welches — beiläufig bemerkt — durchgängig im Violinschlüssel notiert ist, schon Doppelgriffen sowie dem Tremolo und dem Flautato. Leider sind diese aufgewandten reicheren Klangmittel nur zu kindischen Tonmalereien verwendet.

Solange das alte und das neue Tonsystem noch miteinander im Kampfe lagen, war ein plastisches Herausgestalten der

Tongedanken nicht wohl möglich. Erst mit der Herausbildung einer klaren Modulationsordnung, welche den Durchbruch des modernen Dur- und Mollsystems zur Voraussetzung hatte, vermochte sich die Sonate formell wie inhaltlich zu ihrer nachmaligen Höhe zu entwickeln. — Es muß besonders betont werden, daß wir hier und in folgendem nur die Solo-Sonate für Violine im Auge haben, welche von der Entwickelungsgeschichte des Violinspieles und der Violinkomposition untrennbar ist.

Schon bei Neri und Marini begegnen wir einer Gegenüberstellung zweier Arten von Sonaten: der Sonata da camera und der Sonata da chiesa (der Kammer- und der Kirchen-Sonate). Erstere bestand aus einer losen, nur durch das Band der Tonart zusammengehaltenen Folge von Tonstücken (Balletten, sogenannten Arien und Tonsätzen leichteren, gefälligen Charakters), weshalb sie auch in Frankreich vielfach mit der „Suite" identifiziert wurde. Die Sonata da chiesa dagegen enthielt meist Tonstücke freier Erfindung von oft sehr sorgsamer kontrapunktischer Durcharbeitung. Waltete in jener das reizvoll melodische Wesen vor und diente dieselbe daher mehr zur angenehmen Unterhaltung, so hatte die Sonata da chiesa, gemäß ihrer Bestimmung, in der Kirche vorgetragen zu werden und den musikalischen Teil des Gottesdienstes verherrlichen zu helfen, einen mehr ernsten, würdevollen Charakter, so daß sie, wie H. von Wasielewski treffend bemerkt, infolge ihrer Idealrichtung und der damit im Zusammenhang stehenden tieferen thematischen Durcharbeitung den Ausgangspunkt für das höher stilisierte Tonschaffen der Folgezeit im Gebiete des Instrumentalen bildet.

Neben der Sonate erfreute sich auch das Konzert für Violine einer besonderen Pflege. Um die weitere Ausgestaltung beider Formen machten sich ferner noch Giov. Battista Vitali (1644 bis 1692, nicht zu verwechseln mit Filippo und Antonio Vitali), desgl. Bassani (1657 bis 1716) verdient. Wenn ersterer in seinen Sonaten noch vorwiegend die Tanzform kultiviert, so zeigt sich bei Bassani, dem Lehrer Corellis, nach geistiger Seite hin ein bedeutender Fortschritt, insofern dieser Meister durch die Zerlegung der musikalischen Motive und die teilweise Umbildung derselben schon ein Gestaltungsverfahren einschlägt, welches dem sonstigen Entwickelungsgange der Musik bedeutend vorausgreift und erst bei den späteren Tonmeistern in der Bedeutung eines klar ausgesprochenen Schaffensprincips wiederkehrt. Was die übrigen Komponisten dieser Periode schufen, ging geistig über die Arbeiten der genannten Meister nicht hinaus. Neu war nur die Anwendung der Sonatenform auf das Konzert durch Mazzolini (um 1687), sowie die Übertragung des Konzertes für Solovioline mit begleitenden Stimmen durch Torelli (gest. 1708), wie wir sie in dessen Concerti grossi finden. Es war hiermit zugleich auch innerhalb der Instrumentalmusik das Princip der homophonen Bildweise, wie solches schon in den lange vor Torelli bestehenden Vokalkonzerten zur Erscheinung kam, klar ausgesprochen.

So verdienstlich das Wirken der hier genannten Meister auch war, so erreichte die Violinsonate doch erst mit Arcangelo Corelli (1653 bis 1713), dem Stifter der römischen Schule, ihren eigentlichen künstlerischen Höhepunkt. Dieser Meister kultivierte hauptsächlich die viersätzige Form der Sonate, in welcher zwei langsame mit zwei schnellen Sätzen wechseln. „Corelli gehörte," wie H. v. Wasielewski* sagt, „nicht zu jenen reformatorischen Naturen, welche kühn in den Gang der Dinge eingreifen und neue Bahnen eröffnen. Seine Mission war, das Überkommene zusammenzufassen, zu läutern, im einzelnen zu ergänzen und harmonisch durchgebildet als Musterwerke erscheinen zu lassen." Corellis Werke liegen zum Teil in neuen, schönen Ausgaben von Joachim, David, Alard u. a. vor. Das über Corelli Gesagte gilt

* Die Instrumentalmusik des sechzehnten Jahrhunderts.

mehr oder weniger auch von dessen Schüler Geminiani (1686 bis 1762, dem Verfasser der ersten wirklich methodischen Violinschule), sowie von Locatelli (1693 bis 1794) und Veracini (um die letzte Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts lebend).

Ungleich bedeutender noch als die soeben genannten Männer war der als Tonsetzer, Violinspieler und Theoretiker gleich hervorragende Begründer der Paduaner Schule Giuseppe Tartini (1692 bis 1770). Trägt der Violinsatz Corellis noch manches Schablonen- und Etüdenhafte an sich, so zeigt sich derselbe bei Tartini melodisch ungleich freier und elastischer. Namentlich liegt über den oft sehr ausgeführten langsamen Sätzen ein wunderbarer Zauber der Poesie ausgegossen, so daß Tartinis Violinkompositionen auch jetzt noch vielfach von namhaften Künstlern öffentlich gespielt werden. Tartinis Wirken bezeichnet den Höhepunkt der älteren klassischen Periode des Violinspiels und der Violinkomposition in Italien.

In Frankreich fand um diese Zeit die Violinkomposition in Jean Maria Leclair (1697 bis 1764) ihren hervorragendsten Vertreter. Derselbe schloß sich, bei allen nicht zu verkennenden nationalen Eigentümlichkeiten, in der Hauptsache an Corelli und Tartini an.

In Deutschland förderten besonders Franz Heinrich Biber (1638 bis 1698) und Johann Jakob Walter (geb. 1650) das Violinspiel und die Violinkomposition. Im ganzen zeigen jedoch deren Arbeiten, mit denen Corellis und Tartinis verglichen, wenig Sinn für Formenschönheit und einen noch ziemlich ungeklärten Geschmack. Walter besonders liebte es, quodlibetartige Tonstücke zu verfassen und sich darin, wie Farina, mit kindlicher Naivetät in der Nachahmung verschiedener Tierstimmen zu ergehen. Wie sehr aber auch solches Beginnen vom künstlerischen Standpunkt aus zu verwerfen war, so hatte dasselbe doch die Auffindung mancher neuer Klangeffekte und technischer Kunstgriffe zur Folge, welche einer späteren edleren Kunstrichtung zu gute kam. Neben Biber und Walter sind noch Stamitz und Leopold Mozart, von dem die erste deutsche Violinschule stammt, zu nennen. Beide Männer machten sich namentlich als Pädagogen um das deutsche Violinspiel verdient, während sie zur Entwickelung der Violinkomposition nicht wesentlich beitrugen.

* * *

Erst mit dem Auftreten Viottis, ebenfalls eines Italieners (geboren zu Fontana im Piemontesischen 1753, gestorben zu London 1824), nahm das Violinspiel in Frankreich und Deutschland einen neuen höheren Aufschwung, so daß man denselben recht wohl als Begründer des modernen Violinspiels ansehen darf. Von dem frischen Geiste der klassischen Symphonien und Streichquartette Joseph Haydns durchdrungen, ward Viotti, wenn auch nicht zum Schöpfer, so doch zum Regenerator des Violinkonzertes, indem er dasselbe mit einem neuen Inhalt erfüllte und demgemäß dessen Form modifizierte. Unmittelbar an Viotti schlossen sich die drei Meister der sogenannten Pariser Geigerschule: Kreutzer, Baillot und Rode, an. Dieselben waren ebenso als Lehrer wie als Komponisten für ihr Instrument thätig. Von klassischem Wert sind die Etüdenwerke sowie die Violinkonzerte Rodes und Kreutzers, während Baillots Konzerte nicht eigentlich als Ergüsse einer künstlerischen Inspiration und höheren Schöpferkraft, sondern mehr als Resultate gründlicher musikalischer Bildung und eines guten Kombinationsvermögens erscheinen; dieselben zeigen schon deutlich die Spuren der Verflachung, welcher das französische Violinspiel allgemach entgegenging. In den Kreis der soeben erwähnten Violinmeister gehört endlich noch Federigo Fiorillo (1753 bis 1812), welcher sich durch seine für die Geschmeidigkeit der Bogenführung besonders wichtigen Etüden einen unsterblichen Namen gemacht hat. In Deutschland gelangte in unmittelbarem Anschluß an diese Meister, namentlich an Rode, das Violinspiel durch Louis Spohr

(1784 bis 1859) zu klassischer Höhe. Spohr ist der größte Lyriker der Geige und hat alle seelischen Stimmen seines Instrumentes in der Gewalt. Die von Viotti, Kreutzer und Rode befolgten Principien erscheinen gleichsam in erhöhter Potenz bei ihm. Auf jeden Fall nehmen Spohrs Konzerte in der Violinlitteratur einen ersten Rang ein, sind fast alle zum Vortrag geeignet und ganz unentbehrlich zur Erreichung höchster Künstlerschaft auf der Violine. In Spohrs Fußstapfen trat Molique; jedoch sind seine Konzerte nicht so gemütstief und herzwärmend wie diejenigen Spohrs, sondern mehr vornehm kalt und von marmorner Schönheit; auch bevorzugen namentlich die letzteren das virtuose Element als solches in ziemlich starker Weise. Ein anderer, besonders als Komponist, Bearbeiter und Lehrer hervorragender Schüler Spohrs ist Ferdinand David (1810 bis 1873); da dessen zahlreiche Violinkompositionen (Konzerte, Variationen &c.) aber mehr einen eklektischen Charakter an sich tragen und — wie auch die vieler seiner Zeitgenossen — die moderne französisch-belgische Schule zur Voraussetzung haben, so müssen wir, bevor wir uns den neuesten Erscheinungen auf diesem Gebiete zuwenden, noch einen Blick auf die Entwickelung des ausgesprochenen, um nicht zu sagen des einseitigen modernen Virtuosentums werfen.

Schon bei Locatelli, Lolli und anderen Geigern dieser Epoche machte sich das Bestreben, auf den rein äußerlichen Effekt hinzuarbeiten, geltend; aber alle dahingehenden Versuche waren nur schwache Anläufe gegen die Wunder der technischen Kunstfertigkeit, welche Nicolo Paganini (geboren 1782 zu Genua — also abermals ein Italiener —, gestorben 1840 zu Nizza) auf dem kleinen, mit vier Saiten bespannten Gehäuse aus Ahorn- und Tannenholz entfaltete. Paganini erscheint unter den Violinspielern seiner Zeit als eine isolierte Größe, als ein Feuerstern, der, ohne in einem Zusammenhange mit der übrigen normalen Kunstentwickelung zu stehen, plötzlich am Kunsthimmel auftauchte und durch seinen Glanz alle Sterne mittleren Ranges verdunkelte, indem er gänzlich neue Seiten der Violine erschloß und Effekte auf seinem Instrument hervorzauberte, von denen die Welt vor ihm kaum eine Ahnung hatte. Alles in allem genommen darf aber das Wirken des Genueser Meisters keineswegs ein segensreiches für die Kunst genannt werden, denn es gab zunächst nur den Impuls zu einem Wettkampf auf dem Felde der Technik, des modernen Virtuosen- oder, richtiger gesagt, Handheldentums, auf welchem stets derjenige König des Tages blieb, der seinen Gegner durch Handfertigkeit zu überbieten und aus dem Felde zu schlagen vermochte. Der „zweite" Geiger jener Zeit neben jenem „ersten" war — wie sich Paganini dem Kaiser von Rußland gegenüber selbst einmal geäußert haben soll — der Pole Lipinsky (1790 bis 1861). Endlich ist noch als hierher gehörig Charles Lafont (1781 bis 1839) zu nennen. Auch der Geiger Henri Ernst (1814 bis 1865) stand zu Paganini in einem gewissen künstlerischen Abhängigkeitsverhältnis, ähnlich wie Molique zu Spohr. Denn — obgleich ein Schüler Mayseders — reiste er doch Paganini längere Zeit von Ort zu Ort nach, um denselben zu hören und die technischen Geheimnisse jenes Wundermannes auf der Geige, wie ihn Lobe nennt, zu erlauschen. Nur in einem Punkte überragt Ernst sein Vorbild. Er ist in seinen Kompositionen ungleich gefühlswärmer und uns daher sympathischer als Paganini; überhaupt stehen dieselben bezüglich ihres musikalischen Gehaltes um vieles höher als die des italienischen Maëstro (wir erinnern nur an die bekannte Elegie sowie an das Fis-moll-Konzert und die Othello-Phantasie Ernsts). Mit Henri Ernst rangen der Italiener Bazzini (geboren 1818) und der Belgier Henri Vieuxtemps (1820 bis 1881), der Schüler Charles de Bériots, um die Palme. Bezüglich der Violinkompositionen dieser Künstler dürfte unbedenklich den Konzerten Vieuxtemps' der Preis zuzuerkennen sein, da dieselben un-

verkennbar vom Geiste der Romantik getragen werden und an Originalität und Reichtum der Erfindung sowie an Esprit und Glanz der orchestralen Ausstattung sowohl die Ernsts als auch Bazzinis überragen.*

Die eigentliche Heimstätte des modernen Virtuosentums ist die belgisch-französische Schule, deren Hauptvertreter Bériot (1802 bis 1870), Prume (1816 bis 1849), Léonard (geboren 1819 zu Bellaire bei Lüttich) und Alard (geboren 1815 zu Bayonne) sind. Durch dieselbe erfuhr das salonmäßig elegante Spiel ganz besondere Pflege. Ihr verdanken die namhaftesten Virtuosen der Gegenwart: H. Wieniawski (1835 bis 1880), Lotto (geboren 1840), Sarasate (geboren 1844), Sauret (geboren 1852) und andere ihre Ausbildung. Ja, sogar Künstler, welche nicht direkt dieser Schule angehören, wie Ole Bull (geboren 1810, der nordische Paganini), David, Bott, Hauser (geboren 1822), Remény (geboren 1830), Jean Becker (geboren 1836), Auer (geboren 1845), Wilhelmj (geboren 1845) und andere, vermochten sich weder in ihrem Spiel noch in ihren Kompositionen, wofern sie solche schufen, den Einflüssen jener Schule ganz zu entziehen, wie umgekehrt die neueren belgisch-französischen Violinkünstler sich den Einwirkungen des ernsteren germanischen Kunstgeistes nicht völlig verschließen konnten.

Wir begegnen daher gegenwärtig einem gewissen Kosmopolitismus in der ausübenden Kunst, einem Kompromiß, den das Virtuosentum mit dem deutschen Kunstgenius geschlossen hat. Dieser Erscheinung gegenüber fehlt es aber keineswegs an Violinmeistern, welche teils lehrend, teils ausübend das Ideal der Kunst in aller Keuschheit und Strenge aufrecht erhalten und dasselbe in ihrem Spiel klingend verwirklichen. Unter den Violinistinnen steht in letzterer Hinsicht Frau Normann-Neruda (geboren 1839), unter den Geigern dagegen der bisher unübertroffene Interpret klassischer Violinwerke, Joseph Joachim (geboren 1831), und seine Schule obenan.

* *
*

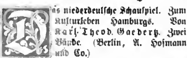
Daß sich das Violinspiel aus seiner teilweisen virtuosen Verflachung der ersten und mittleren Decennien dieses Jahrhunderts wieder zu höherer geistiger Bedeutung emporgehoben hat, dürfte zum nicht geringen Teil dem Umstande zuzuschreiben sein, daß sich nicht nur speciell Violinspieler, sondern auch Tonsetzer von wirklichem Beruf und universeller Bedeutung der Violinkomposition immer mehr zuwendeten und in der Form des Konzertes, der Phantasie, des Charakterstückes u. s. w. einen musikalischen Inhalt niederlegten, welcher hoch über den bloßer Virtuosenstücke hinausgeht. Sie kehrten das frühere Verhältnis um, indem sie die Technik nicht zum Selbstzweck, sondern nur zum Vermittler, zum Träger einer höheren künstlerischen Idee machten, da sie eine solche überhaupt einzusetzen hatten. So entstanden auf Grund des Beethovenschen Vorganges die großen symphonisch gearteten Konzerte eines Mendelssohn, Bruch, Brahms, Raff, Reinecke, Gade, Litolff, Saint-Saëns und anderer.

Aber nicht allein den genannten Tonsetzern haben wir jene Erhebung und Vergeistigung des modernen Violinspiels zu verdanken, sondern auch dem Wiederaufleben der großen Toten und dem an diesen sich immer mehr heranbildenden historischen Verständnis; denn gerade dieses lehrt erkennen, was als äußerlich und zufällig dem Zeitgeschmack unterworfen und was echt und dauernd ist.

* Vergleiche den in Leipzig bei Jul. Schuberth und Comp. erschienenen „Führer durch die Violinlitteratur“, in welchem der sich für diesen Gegenstand interessierende Leser die hauptsächlichsten Werke der genannten Meister aufgeführt und vom Verfasser eingehender charakterisiert findet.

Litterarische Mitteilungen.

Eine Darstellung des niederdeutschen Schauspiels.



Das niederdeutsche Schauspiel. Zum Kulturleben Hamburgs. Von Karl Theod. Gaedertz. Zwei Bände. (Berlin, A. Hofmann und Co.)

Der als Litterarhistoriker und plattdeutscher Dichter rühmlich bekannte Verfasser bietet uns in diesem neuen Werke zum erstenmal eine Darstellung des niederdeutschen Schauspiels. Ein bisher fast gänzlich vernachlässigter Teil der Kulturgeschichte von hohem Wert — niederdeutsches Wesen in Sprache und Darstellung — wird uns in dieser „plattdeutschen Dramaturgie" in interessantester Weise vorgeführt. Nicht in trockener Gelehrsamkeit, sondern in einer schwungvollen, poetisch angehauchten Sprache, die eine glühende Begeisterung für den vorliegenden Stoff an den Tag legt.

Das reichhaltige Material ist in zwei Bänden, deren jeder ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet, übersichtlich geordnet, kritisch erläutert und durch zahlreiche charakteristische Beispiele illustriert. Der erste Band führt den besonderen Titel: „Das niederdeutsche Drama von den Anfängen bis zur Franzosenzeit"; der zweite Band: „Die plattdeutsche Komödie im neunzehnten Jahrhundert".

Das schaulustige Hamburg bildet natürlich den Hauptort der Handlung im niederdeutschen Schauspiel. Hier hatte die plattdeutsche Dichtkunst frühzeitig eine liebevolle Pflegestätte gefunden. Die in den Kämmereirechnungen seit dem vierzehnten Jahrhundert erwähnten städtischen Possenreißer (nebulones) und Liedsprecher (leetsprekers) haben den Sinn für volkstümliche Vorträge zuerst angeregt. Vielleicht waren auch schon die im fünfzehnten Jahrhundert hier erwähnten Passionsspiele der Domschüler mit niederdeutschen Elementen durchflochten. Dagegen lassen sich im Mittelalter in Hamburg keine dramatischen Vereine zur Aufführung regelmäßiger Fastnachtsspiele — wie in der benachbarten Hansestadt Lübeck — nachweisen.

Die niederdeutsche Dramatik beginnt vielmehr hier eigentlich erst mit dem Jahre 1630 und damit auch die volle Arbeit für Gaedertz. Die biblische Komödie „Elias" vom Pastor Koch und die allegorische Tragikomödie „Irenaromachia" von Johann Rist, „dem nordischen Apollo", sind die frühesten Denkmäler des niederdeutschen Schauspiels. Vielleicht sind beide Komödien sogar gemeinschaftlich in der Fastnacht des genannten Jahres von Studenten in Hamburg zur Darstellung gekommen? Die Irenaromachia galt bisher als ein Werk von Ernst Stapel, dem ehemaligen Kommilitonen und späteren Schwager Rists. Gaedertz hat aber unzweifelhaft nachgewiesen, daß Rist selbst der Verfasser dieses Stückes ist, und schildert den mannigfachen Einfluß, den diese Dichtung auf zeitgenössische Dramatiker ausgeübt. Auch den bisher unbekannten „Perseus" und „Das friedejauchzende Teutschland" des Wedeler Pastors hat Gaedertz gleichfalls in die niederdeutschen Bestandteile zerlegt und überhaupt die Bedeutung desselben als niederdeutschen Dramatiker ausführlich gewürdigt. Aus der „litterarisch und musikalisch fruchtbaren, äußerlich glanzvollen" Opernperiode hat Gaedertz die „gewaltige Zahl" der Singspiele auf plattdeutsche Elemente untersucht und liefert den Beweis, daß auch hier die alte Sassensprache sich einen nicht unbedeutenden Einfluß verschafft hat. Gaedertz berichtigt hier eine Ansicht von Lindner und beweist, daß schon im Jahre 1686 die erste niederdeutsche „Aria" in einem Singspiel von dem bekannten Librettisten Lukas v. Bostel auf dem Schauplatz am „Gänsemarkt" erklungen. Eine Anzahl von plattdeutschen, meist humoristischen Arien und Auftritten aus den Opern von Bostel, Postel, König, Prätorius und anderen bietet uns eine ebenso vortreffliche als amüsante Schilderung des derzeitigen Volkslebens dar.

Während Gaedertz im ersten Bande manchen wohlverborgenen Schatz wieder ans Licht gebracht hat, rettete er im folgenden eine eigen-

artige Litteratur plattdeutscher Volksstücke vor dem drohenden Untergange. Es waren dies besonders die Lokalpossen der alten Steinstraßenbühne, aus der später das berühmte Thaliatheater hervorgegangen; Bärmann und David waren die bedeutendsten Dichter, Borsmann der beste Darsteller derselben. Eine langjährige vorzügliche Pflegestätte der „plattdüdschen Moderspeake" bildete das Karl Schultze-Theater auf St. Pauli und erweckte viele neue volkstümliche Dichter (Mansfeldt, Waldmann und Otto Schreyer) und Darsteller (Karl Schultze, Heinrich Kinder und Lotte Mende), welche durch die Gastspielreisen in ganz Deutschland und Österreich bekannt wurden.

Gaedertz hat sich mit diesem Werke ein großes Verdienst um die niederdeutsche Sprache erworben und eine empfindliche Lücke in der Litteratur- und Theatergeschichte ausgefüllt. Durch ein jahrelanges eifriges Studium ist Gaedertz im stande, eine Anzahl tiefwurzelnder Irrtümer zu berichtigen und viel Neues zu liefern; dabei ist stets die Beziehung der Dichtung zur Darstellung beobachtet, was einen wesentlichen Vorzug dieser Arbeit bildet. — Wer das niederdeutsche Volksleben kennen lernen will und ein Interesse für plattdeutsche Art und Sprache hat, der findet hier eine belehrende und unterhaltende Lektüre!

C. M.

Georg Hoyns' Geschichte des deutschen Volkes.

Geschichte des deutschen Volkes in Staat, Religion, Litteratur und Kunst von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart. Von Georg Hoyns. 1. Band: Bis zur Regierung Ottos des Großen. (Leipzig, F. A. Brockhaus.)

Unsere Historiker sind verschiedener Meinung darüber, ob die jüngere Schwester der politischen Geschichte, die Kulturgeschichte, jener ebenbürtig zu achten oder ob sie als ein bloßes Aschenbrödel aus dem Salon in die Küche zu verweisen sei. Letztere Ansicht ward noch unlängst in sehr kategorischer Form proklamiert von Prof. Dr. Maurenbrecher, der in seiner Antrittsrede zu Leipzig (auch als Broschüre erschienen im Brockhausschen Verlag) bei Behandlung des Themas „Geschichte und Politik", von der Geschichte sprechend, ausdrücklich betonte: „Politische Geschichte, nicht ‚sogenannte' Kulturgeschichte!" Auf einem anderen Standpunkte steht der Verfasser des oben angeführten Buches. „Wem es," sagt er im Vorwort, „um einen lebendigen Einblick in den Organismus des Wesens unseres Volkes zu thun ist, wer in der Vergangenheit nach Aufschluß sucht über die Aufgaben der Gegenwart, dem wird die Betrachtung der politischen Geschichte allein nicht genügen können. Die Entwickelung ist so geteilte Wege gegangen und bringt eine solche Fülle verschiedenartigster, in sich widerspruchsvoller Richtungen und Bildungen zur Erscheinung, daß das innere Gesetz der Ausgleichung nur auf dem kulturellen Gebiete gefunden werden kann." ... „Mehr als in der Geschichte irgend eines anderen Volkes verlegen sich in der des unseren die Momente des Fortschritts wechselnd von dem Felde des staatlichen auf das des inneren Lebens und umgekehrt."

Allerdings hat der Verfasser, wie er schon auf dem Titel andeutet, neben den „staatlichen" Zuständen (Verfassung, Recht u. dergl.) vorwiegend die idealen Richtungen der Kultur ins Auge gefaßt: Religion, Litteratur, Kunst, und diesen widmet er in der That eine eingehende Betrachtung schon in diesem ersten, bis Otto I. gehenden Bande, also in einer Zeit, wo selbstverständlich Litteratur und Kunst erst in ihren Anfängen sind. Was er darüber beibringt, ist von eingehender Gründlichkeit, wenn schon er vielleicht bisweilen der Hypothese zu viel Spielraum gewährt, z. B. in betreff der Entstehung des Nibelungenliedes. Daß er die nordische Mythologie mit der germanischen identifiziert, scheint uns bedenklich. Jakob Grimm, auf den er sich beruft, hat gerade in diesem Punkte eine gewisse vorsichtige Zurückhaltung empfohlen.

Andere Gebiete des Kulturlebens, z. B. das wirtschaftliche und das sociale, hat der Verfasser auch keineswegs vernachlässigt. Lobenswert ist, daß er seine kulturgeschichtlichen Bemerkungen nicht, wie manche Historiker thun, nur gleichsam als ein Anhängsel auf die politischen Geschichtspartien folgen läßt, vielmehr in diese selbst verflicht und so einen organischen Zusammenhang zwischen beiden herzustellen sucht. Ob ihm dies immer gelungen sei, ob nicht quantitativ zwischen den politischen und den kulturgeschichtlichen Teilen seiner Darstellung hier und da ein gewisses Mißverhältnis obwalte, bleibe dahingestellt. Allerdings scheinen uns die Partien über die inneren Zustände des römischen Kaiserreichs, desgleichen die über das ostgotische und das longobardische Reich, wie interessant auch an sich, doch etwas zu weit ausgeführt im Verhältnis zu den vergleichsweise sehr knapp gehaltenen über das Frankenreich, während doch dieses, nicht jene, der eigentliche Ausgangspunkt der ganzen späteren deutschen Geschichte ist. Manche Fragen, die unter den Kultur- und Rechtsgeschichtsforschern noch kontrovers sind, möchte man hier etwas mehr kritisch erörtert wünschen, z. B. die über

den Adel und das Königtum bei den alten Germanen, über die Art der Verteilung der eroberten Ländereien durch Chlodwig u. s. w. In diesen und anderen Punkten ist der Verfasser unbedingt, wie er selbst sagt, den Ausführungen von Waitz, allerdings keiner schlechten Autorität, gefolgt. Bei Karl dem Großen neigt der Verfasser zu sehr, wie uns scheint, der von manchen Historikern vertretenen Ansicht zu, als habe Karl im einseitig autokratischen Interesse Freiheit und Wohlfahrt des Volkes, das heißt der gemeinen Freien, beeinträchtigt, so bei seinen Heeres- und Gerichtsreformen, während doch gerade diese offenbar den Zweck einer Erleichterung der kleinen Freien verfolgten. Ebenso kann man wohl kaum sagen: Karl der Große habe dem Umsichgreifen der Feudalität Vorschub geleistet, höchstens: er habe den Zug der Zeit nach dieser hin nicht aufzuhalten vermocht.

Doch wir müssen uns ein weiteres Eingehen auf Einzelheiten versagen. Die folgenden Bände (das Werk ist auf drei Bände berechnet) werden unstreitig dem Verfasser gerade nach der kulturellen Seite hin, die er besonders ins Auge faßt, Gelegenheit zu immer reicheren und interessanteren Um- und Einblicken geben.

K. B.

Eine neue Biographie Heinrich v. Kleists.

Heinrich von Kleist. Von Otto Brahm. Gekrönt mit dem ersten Preise des Vereins für Deutsche Litteratur. (Berlin, A. Hofmann u. Co.)

Die großen Schwierigkeiten, die eine Darstellung Kleists, seines Lebens und Dichtens bietet, liegen für jeden auf der Hand. Eine dichterische Individualität von seltenem Reichtum und außergewöhnlicher Vielseitigkeit, ist Kleist voll der unerklärlichsten Widersprüche. Ein Dichter, dessen eigentlichste Kunst dem Dramatischen anzugehören scheint, wohin auch sein leidenschaftliches Naturell ihn weist, ist er doch ein Meister des epischen Vortrags und der Schöpfer der größten deutschen Novelle geworden. Ein Dichter, wie geschaffen zur Behandlung rein tragischer Stoffe, die ihm auch seine düstere Weltanschauung immer wieder vor Augen führen mußte, ist er doch zugleich derjenige, dem eines der besten deutschen Lustspiele gelungen ist. Ein Dichter endlich, der sich besonders gern in der Behandlung des Gigantischen und Grausigen ergeht, wurzelt der innerste Kern seiner Poesie dennoch in der Idylle. So erscheint seine dichterische Natur wie aus Gegensätzen gemischt, und schwer wird es dem Forscher, ihr inneres Wesen zu enthüllen.

Eine Biographie kann nicht alles erklären. Sie hat schließlich mit einer gegebenen Individualität zu rechnen. Aber sie muß die Wahl bestimmter Motive erklären aus dieser Individualität heraus, aus der besonderen Stimmung des Dichters und nicht zum mindesten aus der Epoche, in der er dichtet. Aber auch das ist gerade bei Kleist nicht leicht. Kleist war eine verschlossene, mißtrauische Natur, und besonders über seine dichterischen Pläne und Absichten schwieg er sich gern aus. Dazu kommt, daß Kleist am Beginn seiner dichterischen Thätigkeit in einer unglücklichen Stunde seinen ganzen poetischen Vorrat vernichtete. So liegen denn außer älteren Fassungen einiger seiner Dramen nur wenig Briefe und Dokumente vor, die uns bei der Erklärung von Kleists Schöpfungen behilflich sein können. Diese Briefe hat nun Otto Brahm in dem vorliegenden Buche höchst scharfsinnig und glücklich ausgenutzt. Durch eine hübsche Methode der gegenseitigen Erhellung beleuchtet er namentlich am Anfang, wo wir auf die Briefe als auf die einzige Quelle besonders angewiesen sind, die Briefe durch die Dichtungen und die Dichtungen durch die Briefe. Er baut uns so nicht nur die dichterische Individualität Kleists auf, sondern erklärt sie auch. Scharf und sicher bezeichnet er uns den Ausgangspunkt und die Quelle der Tragik, die Kleists Dramen namentlich bis zum Beginn der patriotischen Epoche zu Grunde liegt.

Aber diese ergebnisreiche Ausnutzung der Briefe ist nicht der einzige Vorzug des Buches. Trefflich sind auch die Analysen, die uns der Verfasser von den einzelnen Schöpfungen Kleists giebt, von denen die Behandlung des Guiskard-Fragmentes noch besonderes Lob verdient. Sie zeigt, wie weit man durch genaue und scharfe Interpretation in der Erkenntnis eines Dichterwerkes, in der Klarlegung seiner Intentionen vordringen kann. Nur wenig Scenen leider sind uns von diesem einzigen Trauerspiel überliefert, und doch gelingt es dem Verfasser, seinen Plan deutlich zu enthüllen, deutlich auch die Fäden des Stückes bloßzulegen, genau und sicher den Konflikt herauszustellen, scharf und entschieden den tragischen Punkt zu bezeichnen: ein schöner Beweis ebensosehr für die meisterhafte Kunst Kleists im Exponieren wie für die Fähigkeit des Verfassers, dichterische Intentionen, auch wo sie scheinbar noch unenthüllt vorliegen, zu erkennen. — Auch sonst bewährt sich der Verfasser als einen feinen Kenner der Poesie, und die Entwickelung dessen, worauf die poetische Wirkung beruht, ist sein eigenstes Gebiet. Scharf dringt er ein in die Eigentümlichkeiten der Kleistschen Kunst, in

die Eigenart seiner Technik und Sprache, und mit Glück weiß er dabei immer das Entscheidende herauszustellen.

In der Behandlung der Kunst Kleists liegt der Schwerpunkt des Buches. Dabei wird aber das Biographische nirgends vernachlässigt. Durch eine sehr glückliche Gruppierung des Stoffes bringt der Verfasser auch in die Wirrnisse des Kleistschen Lebens Licht und findet für manche schwierige Frage eine befriedigende Lösung. Dabei hat er in der Darstellung dieses Teiles den richtigen Ton wohl getroffen, und nur zuweilen stört eine Manieriertheit der Sprache, an der zum Teil die eingehende Beschäftigung mit Kleist selbst schuld sein mag. Man wird nicht ohne Wehmut von diesen wahrhaft gigantischen inneren Kämpfen lesen, diesem leidenschaftlichen Ringen nach dem Höchsten, diesem Auf und Ab von hoher Zuversicht und trostloser Verzweiflung.

Jedem, dem daran gelegen ist, sich mit dem Leben und Dichten dieses unglücklichsten, aber großen Dichters vertraut zu machen — und welchem gebildeten Deutschen läge nichts daran? — sei das Buch auf das wärmste empfohlen!

O. P.

Litterarische Notizen.

Unter den „Deutschen Litteraturdenkmalen des achtzehnten Jahrhunderts“, welche Bernhard Seuffert bei den Gebr. Henninger in Heilbronn herausgiebt und deren interessante Neudrucke wir unseren Lesern schon öfters hervorgehoben haben, ist sowohl durch den Stoff als durch die Untersuchungen, welche sich anknüpfen, besonders bedeutend: **Frankfurter gelehrte Anzeigen vom Jahre 1772**, in zwei Bänden, nebst Einleitung und Personenregister. Der musterhafte Abdruck ist von Bernhard Seuffert. Die kritische Untersuchung über die Verfasser dieser Anzeigen, welche sich bekanntlich nicht genannt haben, ist von Wilhelm Scherer. Es ist Scherers außerordentliches Verdienst, alle Hilfsmittel philologischer Kritik, welche sich an dem Studium der älteren deutschen Denkmale herausbildeten, auf die Erforschung Goethes angewandt zu haben. Auch die „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ interessieren uns ja in erster Linie um des Anteils willen, den an diesen Recensionen Goethe hat, in zweiter Linie sind dann die Anzeigen Herders von Wichtigkeit. Was Goethe betrifft, so liegt hier ein Fall vor, der auch ein allgemeineres Interesse bietet. Goethe hat aus den Jahrgängen 1772 und 1773 selber die Recensionen ausgesondert, welche er sich „ganz oder zum Teil“ zuschrieb. Dies that er im Jahre 1813. Er benutzte sie als Dokumente seiner Entwickelung bei der Abfassung von „Dichtung und Wahrheit“. „Auszüge von Stellen, an denen ich mich wiedererkenne, mögen mit anderen Aufsätzen künftig am schicklichen Orte erscheinen.“ Wir wissen nun nicht, in welchen Fällen ihn bei der Bezeichnung seiner Beiträge Erinnerung leitete, in welchen er durch Schlüsse bestimmt wurde. Solche Schlüsse können durch die besseren berichtigt werden, die wir heute zu machen die Mittel haben. Und die Erinnerungen können täuschen. Es ist ein Triumph der historischen Kritik, daß wir heute besser anzugeben in der Lage sind, was ihm angehörte, als er selbst es vermocht hat. Und zugleich ist das ein Zeugnis, wie vorsichtig selbst das aufzunehmen ist, was die eigene Erinnerung eines Menschen über seine Vergangenheit bietet. Scherers meisterhafte Untersuchung giebt die Data, welche leiten können, schließt dann aber vorsichtig mit Bezeichnung der Anzeigen, in denen Goethe überhaupt gesucht werden kann, Angabe der Ergebnisse anderer hierüber sowie des Standes der Frage, auch der möglichen Entscheidungsgründe. Erst Untersuchungen über Goethes Sprache werden allmählich einen Boden schaffen für fernere Bestimmungen. Möge doch niemand dergleichen abschätzen wollen nach dem Wert, welchen die einzelne Frage hat, gemessen an dem, was wir sonst zu fragen haben! Auch in der Historie waltet jener Zusammenhang der Wissenschaft, welchem gemäß ohne die Entscheidung des einzelnen, gleichviel welcher Wert an sich ihm zukomme, eine gegründete Einsicht in umfassende Kausalzusammenhänge nicht möglich ist. Diesen Weg sind die Naturwissenschaften gegangen. Und es steht den Vertretern derselben schlecht an, wenn sie thatsächliche Feststellungen auf dem Gebiete der Geschichte je als unerheblich tadeln wollen.

* * *

Die Folgerungen zu ziehen, welche in den von den Naturwissenschaften heute erworbenen Erkenntnissen liegen: dies ist ein das gegenwärtige Denken mächtig beherrschender Zug. Und es ist bezeichnend genug für die neue Lage: es sind heute Naturforscher selber, welche diese Folgerungen zu ziehen sich anschicken. So hat sich dies Verhältnis seit den Zeiten der Naturphilosophie verändert. Wir haben unsere Leser auf zwei sehr bedeutende Schriften aufmerksam

zu machen, welche die Lage kennzeichnen. Die eine ist von Wilhelm Wundt, der lange als Physiologe thätig war, auf dem Grenzgebiet der Psychophysik arbeitete und alsdann zur Philosophie hinübergetreten ist. Die andere ist von C. Nägeli, dem berühmten Botaniker der Münchener Universität.

Wilhelm Wundt: Logik, eine Untersuchung der Erkenntnis und der Methoden wissenschaftlicher Forschung, liegt nunmehr in ihrem zweiten Bande vor (Stuttgart, Ferdinand Enke). Damit ist das umfangreiche Werk abgeschlossen. Und zwar fällt der Schwerpunkt dieses zweiten Bandes in die Darlegung der Methode der Naturerkenntnis. Die Arbeitskraft muß Bewunderung einflößen, mit welcher hier ein Problem wirklich durchgearbeitet ist, welches der gegenwärtige Forschungsstand aufgiebt. In einem früheren Stadium hatte Comte den Zusammenhang zu ergründen versucht, in welchem die naturwissenschaftlichen Wahrheiten untereinander stehen. Die Behandlung der Frage ist insofern leichter geworden, als der innere Zusammenhang der Naturwissenschaften viel inniger, die Benutzung allgemeiner physikalischer Theoreme eine viel weiter gehende geworden ist. Aber freilich, wie andere Ansprüche an umfassendes Wissen macht andererseits diese heutige Lage! Und doch hat Wundt von den Grundbegriffen, Axiomen und Methoden des abstrakten mathematischen Denkens bis zu dem Punkte, an welchem aus den biologischen Untersuchungen die psychologischen Rätsel hervortreten, das ganze weite Gebiet unter seine Herrschaft gebracht. Dem lernenden, sammelnden Geist hält der zusammenfassende Gedanke in ihm nicht die Wage. Gern würde man Ausführungen des Einzelnen vermissen, fände man in der Verkettung des Ganzen sich zu mehr faßbaren und fruchtbaren Ergebnissen fortgeführt. Aber man hat bei Wilhelm Wundt stets den Eindruck eines unaufhaltsamen inneren Fortschrittes durch Massen von Arbeit hindurch, welchem dann schließlich auch die faßbaren Ergebnisse nicht fehlen werden

C. Nägeli: Mechanisch-physiologische Theorie der Abstammungslehre (München, R. Oldenbourg) ist einer der merkwürdigsten Versuche, zu einer ganz allgemeinen Naturansicht zu gelangen. Den Ausgangspunkt bildet hierbei, wie für den Botaniker natürlich ist, das Problem vom Verhältnisse des Unorganischen zu dem Organischen. Inwiefern ein solches Problem überhaupt der Behandlung zugänglich sei, ist hier die erste Frage. Nägeli hat sie in seiner Abhandlung über die Schranken der naturwissenschaftlichen Erkenntnis aufzulösen versucht. Diese Abhandlung ist zusammengesetzt aus einer Rede über diesen Gegenstand, welche Nägeli auf der Naturforscherversammlung in München 1877 hielt und dann veröffentlichte, und aus Anmerkungen, welche er hinzufügte. Man erinnert sich des Aufsehens, das seiner Zeit die Rede Dubois-Reymonds über das Naturerkennen machte. Auf diese bezieht sich die Nägelis, und sie gelangt zu einem abweichenden Ergebnis. Nägeli stellt dem ignoramus und ignorabimus jener Rede sein „wir wissen und wir werden wissen" entgegen. Er glaubt, daß der endliche Zusammenhang der ganzen sinnlich wahrnehmbaren Welt in einem einheitlichen Zusammenhang einer Naturwissenschaft, welche auch das geistige Leben mit umfaßt, erkannt werden kann. Die Schwierigkeit, welche Dubois-Reymond bei dem Übergang von den Bewegungen zur Empfindung vorfindet, glaubt Nägeli in derselben Stärke auch innerhalb des bloßen Naturzusammenhangs anzutreffen. Offenbar ist er hierin Dubois-Reymond gegenüber im Recht. Wenn er aber nur in der Beziehung der endlichen Welt zum Ewigen ein für den Intellekt Unauflösliches findet, so können wir ihm hierin nicht beistimmen und finden auch die späteren Darlegungen Dubois-Reymonds richtiger. Doch, wie jemand hierüber entscheide: dies ist der Punkt, von welchem Nägeli ausgeht. Er ist der Überzeugung, daß von den Grundgedanken der mechanischen Naturwissenschaft aus das Ganze der Wirklichkeit folgerichtig entwickelt werden könne. Die Vertreter einer solchen Ansicht müssen es sich schon gefallen lassen: der Methode nach Gegner der alten Naturphilosophie, sind sie in Bezug auf das Problem die legitimen Nachfolger derselben. Und so hat auch der Versuch Nägelis, die Mannigfaltigkeit der Organismen aus einer inneren Entwickelung in der Materie abzuleiten, etwas dieser Richtung Verwandtes.

* * *

Allgemeine Lehren vom Schönen sind zur Zeit über der Einzelarbeit der Erforschung der physiologischen Grundlagen, des historischen Thatbestandes gar sehr in Abnahme gekommen. Und doch muß die Einzelforschung mit den allgemeinsten Ideen in Kontakt bleiben. Ein guter Wegweiser hierfür und zugleich ein bedeutsames Dokument jener lebendigen Bewegung, welche die Romantik und Schelling auf dem ästhetischen Gebiete einst hervorbrachten, sind die **Vorlesungen über Ästhetik** von K. Chr. Fr. Krause, welche P. Hohlfeld und A. Wünsche aus dem handschriftlichen Nachlaß des hervorragenden Philosophen herausgegeben haben (Leipzig, O. Schulze). Krause gehört der idealen Richtung der Philosophie an, welche die Macht der Ideen in der Natur als Grund des Phänomens des Schönen, die reine Entfaltung dieser Gegenwart von Ideen in der materiellen Welt als das Ziel der Kunst betrachtet.

Von dem Standpunkte der aristotelisch mittelalterlichen Philosophie, insbesondere von Thomas von Aquino aus, hat ein katholischer Philosoph und Theologe die Ästhetik dargestellt: **Ästhetik.** Von Joseph Jungmann. Zweite Auflage. (Freiburg i. B., Herdersche Verlagshdlg.) Das Buch geht davon aus, daß die Schönheit eine übersinnliche Beschaffenheit der Dinge ist. Die Schönheit der Dinge ist deren Gutheit, insofern sie durch diese dem vernünftigen Geiste Gegenstand des Genusses zu sein sich eignen. Hieraus erklärt sich ihm, daß die schönen Künste sich zunächst auf dem Boden des religiösen Lebens entwickelten. Aber ist es wahr, daß sie auf ihm ihre höchste Blüte erreichten, wie Verfasser behauptet? Und ist das nicht mehr Kunst, was von dieser übersinnlichen Grundlage sich losgelöst hat? Diese katholische Ästhetik müßte das behaupten.

* * *

Die socialen Verhältnisse bedürfen zunächst historischer Erkenntnis. Julius Lippert: **Die Geschichte der Familie** (Stuttgart, Ferdinand Enke) unternimmt es, für das Verständnis der Familie eine solche historische Unterlage herzustellen. In der That haben wir, so viele Bände über die Familie verfaßt sind, kein Werk, in welchem ruhiger historischer Verstand die Feder geführt hätte. Das vorliegende Werk tritt so in eine Lücke. Ob es dieselbe auszufüllen vermag? Seinen Grundgedanken schöpft es aus dem „Mutterrecht“ von Bachofen, es teilt mit diesem vielbesprochenen und vielgetadelten Werke das Unsichere und Verwegene der Grundannahme.

Praktische Erörterungen bietet zunächst M. Flürscheim: **Auf friedlichem Wege**, ein Vorschlag zur Lösung der socialen Frage (Baden, Oskar Sammermeyer). Die Schrift findet die Ursache des socialen Elends in dem Privatbesitzrecht auf Grund und Boden, sie findet folgerecht das Mittel der Beseitigung dieses Elends in der Verstaatlichung der Grundrente. Es ließe sich leicht nachweisen, daß, wenn man ja dem menschlichen Streben, über die Natur in freiem Eigentumsgefühl zu schalten, das Herz ausschnitte, dennoch keines der Übel aus der Welt verschwinden würde, welche heute die sociale Frage bilden; die Ungleichheiten des beweglichen Besitzes würden all dies Elend für sich allein hervorbringen. So ist dieser Vorschlag nicht ernsthaft zu diskutieren.

Andere solche Erörterungen enthält Edgar Bauer: **Das Geld und die Kapitalmacht.** Beitrag zum Verständnis der socialen Frage. (Leipzig, E. Grimm.) Eine Art von Philosophie der Geschichte der Gesellschaft, hingemalt, möchte man sagen, mit oft zu lebhaften, ja schreienden Farben.

Neue Romane.

Das Tagebuch aus Grönland. Roman von Wilhelm Jensen. Drei Bände. (Berlin, Otto Janke.) – Ein neuer Roman von Wilhelm Jensen bietet stets eine Fülle geistreicher Beobachtungen. So auch das vorliegende Buch, in welchem wir ein junges Ehepaar kennen lernen, das kurz nach der Hochzeit in Mißverständnisse gerät und sich trennt. Der unzufriedene Ehemann zieht sich nach Grönland zurück, um die Welt einmal von einem ganz absonderlichen Standpunkte aus zu betrachten, während die Frau sich einer sehr eigentümlichen Religionsgenossenschaft anschließt. Dann entstehen mancherlei, teilweise etwas verwunderliche Verwickelungen, dadurch herbeigeführt, daß ein Paar Zwillingsschwestern sich derart ähnlich sehen, daß sie selbst von liebenden Augen nicht unterschieden werden können. Zum Schlusse versöhnt sich das junge Ehepaar, und der Freund des Gatten, für den das Tagebuch aus Grönland geschrieben worden, führt die Zwillingsschwester der Frau heim. Der Roman trägt ganz den Charakter der Jensenschen Erzählungsweise, und obgleich manches darin etwas gewaltsam herbeigeführt wird, trifft doch überall die sichere Hand des erfahrenen Romandichters schließlich das Rechte.

Es wird ja oft gegen den kulturhistorischen Roman als besondere Gattung Widerspruch erhoben, und doch ist nur diejenige Richtung desselben, welche sehr weit zurückgreift und sich der äußeren Bedingungen mit subtiler Gewissenhaftigkeit annimmt, etwas Neues, denn historische Romane hat es zu allen Zeiten gegeben, und daß man die Kulturentwickelung dabei etwas mehr in den Vordergrund stellt, ist gewiß nicht tadelnswert. Auch Wilhelm Jensen hat in drei aufeinander folgenden Erzählungen, die den gemeinsamen Titel **Aus den Tagen der Hansa** führen (Freiburg, Kiepert und v. Bolschwing), eine Serie geliefert, welche an Gustav Freytags Vorbild gemahnt. Der erste Band ist „Dietwald Wernerkin“, der zweite „Osmund Wernerkin“ und der dritte „Dietwald Wernerken“ betitelt, und es handelt sich um drei Vertreter eines hervorragenden Geschlechtes, wobei ein in der Familie erbliches Schmuckstück als Kennzeichen eine Rolle spielt. Mit großem Geschick gruppiert Jensen um seine Hauptgestalten das gesamte Kulturleben der betreffenden Zeitepochen und weiß das Interesse der Leser dafür fortwährend rege zu erhalten.

Von Felix Dahn, der gleichfalls die kulturhistorische Richtung im Roman mit dem glücklichsten Erfolge vertritt, ist die farbenreiche Erzählung **Die Kreuzfahrer** (Berlin, O. Janke) nun bereits in der dritten Auflage erschienen, ein neuer Beweis dafür, wie ausdauernd das Publikum dieser Gattung von Romanen seine Gunst bewahrt.

Serapis. Historischer Roman von Georg Ebers. (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.) — In diesem neuesten Roman hat sich Ebers wieder mit dem gleichen Erfolge wie früher seiner ursprünglichen Domäne, der antiken Welt, zugewendet und diesmal den Kampf des Christentums mit dem Heidentum und besonders mit dem Serapisdienst in Alexandria gegen Ende des vierten Jahrhunderts nach Chr. behandelt. Zu jener Zeit hatte Kaiser Theodosius seinen Botschafter Cynegius nach Alexandria gesandt, um hier den damals noch tief wurzelnden Götzendienst durch Schließung der Tempel und Vernichtung der Bildwerke auszurotten. In der Zerstörung des prächtigen Serapeums kulminiert der historische Vorgang, dessen dichterisches Beiwerk ungemein lebendig Ort und Handlung vorführt. Von einschmeichelndem Reiz ist das Idyll, das sich inmitten der geschilderten Begebenheiten abspielt. Unter den verschiedenen Gestalten, durch welche Ebers seine Leser für die historischen Vorgänge zu interessieren weiß, erscheinen besonders sympathisch der alte heidnische Sänger Karnis und Gorgo, die schöne Tochter des reichen Kaufmanns Porphyrius, sowie Agne, des ersteren Pflegetochter, und der Präfekt Konstantin, dem die militärische Exekution in Alexandria übertragen war. Auch die Sängerin Dada mit ihrer heiteren Mädchennatur ist eine hübsch und anmutig gezeichnete Erscheinung, wenn auch gerade bei ihr das Bedenken, daß der Dichter mit solchen Gestalten im Hinblick auf seinen Leserkreis aus der historischen Stimmung absichtlich heraustritt, sich besonders stark geltend macht.

Altar und Kerker. Ein Roman aus den dreißiger Jahren von Otto Müller. Drei Bände. (Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp.) — „Den Manen Weidigs gewidmet", steht auf dem Titel, und in der That berichtet der Roman das traurige Ende des aus politischen Gründen verfolgten hessischen Geistlichen, der im Anfang der dreißiger Jahre zur Zeit der berüchtigten Demagogenverfolgungen in Untersuchungshaft genommen und durch die unmenschliche Behandlung, welche ihm daselbst zu teil wurde, zum Selbstmorde getrieben wurde. Otto Müller hat an dieser an sich überaus peinlichen Begebenheit sein besonderes Geschick zur Schilderung der bestimmten Zeitepoche bewährt, schade nur, daß die Ereignisse irgend einen erhebenden Schlußaccord gar nicht zulassen, da die schließliche Gereiztheit des hilflos leidenden Mannes zwar die entsetzlichen Zustände der Beamtenwillkür in möglichst grellem Lichte zeigen, aber dem Helden, dem jede aktive Thätigkeit unmöglich ist, auch noch die Glorie passiver Größe rauben. Als Mahnruf für alle Zeit darf der Roman angesehen und geschätzt werden.

Haus Wartenberg. Ein Roman von Oskar v. Redwitz. (Berlin, Wilhelm Hertz.) — Es giebt Stoffe, welche nie erschöpft werden; aber wenn ein Dichter wie Oskar v. Redwitz sich das verbrauchte Thema von der Gouvernante im hochadeligen Hause wählt, welche durch ihre Liebenswürdigkeit und ihre künstlerischen Talente dem Sohne des einseitig aristokratisch gesinnten Majoratsherrn unwandelbare Liebe und damit die Auflehnung gegen die Familientraditionen einflößt, so muß er allerdings so viel eigenen poetischen Schmuck dazu thun, so viel fesselnde neue Seiten dem alten Stoffe abgewinnen, daß der Leser durch den Reiz der Variationen noch einmal für das oft gehörte Thema erwärmt wird. Dies ist Oskar v. Redwitz wirklich gelungen, und namentlich wird die Frauenwelt ihm für die treffliche Schilderung zartsinniger weiblicher Gestalten Dank wissen. Es ist nicht nur die Routine des erfahrenen Schriftstellers, sondern auch dessen liebenswürdige, für edle Weiblichkeit begeisterte Natur, welche aus den beiden Frauengestalten, Margarete und Gräfin Gabriele von Wartenberg, sympathisch zu dem Leser spricht.

Vor dem Attentat. Roman von Hieronymus Lorm. (Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.) — Mit seinem bekannten Geschick knüpft und entwirrt der Dichter eine ganze Anzahl von Fäden, um uns den Charakter der Pariser Gesellschaft kurz vor dem Orsinischen Bombenattentat zu zeichnen. Das Ohrgehänge einer schönen jungen Dame bildet den roten Faden, der uns zwischen dieser internationalen Gesellschaft von ehrlichen Leuten, die schuldlos in Verdacht kommen, und anrüchigen Subjekten, die überall frei ausgehen, hindurchleitet, bis wir das Liebespaar am Schlusse glücklich sehen und dem Helden nach seiner deutschen Heimat folgen können.

In Lehenspflicht. Historische Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert von H. Brand. (Kassel, Georg H. Wigand.) — Der Verfasser hat vor einiger Zeit bereits eine Erzählung „Das Kind von Hessen" veröffentlicht, worin er die Geschichte des Enkels der heiligen Elisabeth romantisch behandelte; in der vorliegenden Erzählung hat er eine mittelalterliche Familiengeschichte erzählt, in welche die Gestalt des Ritters Wilhelm v. Grumbach verflochten ist. Der Verfasser ist vorwiegend Historiker, er hat das Material sorgfältig gesammelt und gesichtet und vermag überall Rechenschaft abzulegen über die Quellen, aus denen er geschöpft hat. Aber er hat zugleich die Fähigkeit bewiesen, die Gestalten zu beleben und uns menschlich für dieselben zu interessieren. Geschieht dies auch nicht in so hohem Grade, daß wir den Historiker über dem Dichter vergessen, so bleibt ihm doch das Verdienst unbestritten, den Charakter der betreffenden Periode in interessanter Weise dargestellt zu haben.

Die neuen Römer. Roman aus der römischen Wildnis von Richard Voß. Zwei Bände. (Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.) — Ohne Zweifel ist Richard Voß nicht nur mit der Natur, sondern auch mit den socialen Verhältnissen in der römischen Campagna sehr vertraut. Der Kampf gegen die aus Morästen aufsteigende Fieberlust geht Hand in Hand mit dem Kampfe des neuen Königtums gegen die allmähliche Versumpfung unter der päpstlichen Herrschaft. Alles dies ist dem Dichter zu Gestalten geworden, aber diese sind leider zu wenig scharf umrissen, zu schemenhaft, man könnte fast sagen, zu sehr im Arabeskenstil gehalten. Für keine seiner Figuren erweckt er ein wirklich tieferes Interesse, und es macht oft den Eindruck, als habe er den grandiosen Vorwurf in seiner Seele zwar richtig erschaut, aber die Fähigkeit, denselben künstlerisch zu bewältigen, habe bei ihm nicht ausgereicht. Aus der charakteristischen Szenerie blicken im Schmerz verzerrte Gesichter, zuweilen auch ein kindlich lächelndes Antlitz hervor, doch ist der Stoff zu gewaltig gewesen, er hat die dichterische Absicht nur bis zu genialen Anfängen sich entwickeln lassen.

Die Häßliche. Roman in drei Bänden von Klara Steinitz. (Berlin, Freund u. Jeckel.) — Eine ganz unterhaltende Geschichte, bei welcher es nur durchaus nicht motiviert ist, daß sie in jüdischen Kreisen spielt. Es muß dies als Laune der Verfasserin gelten, um eine Episode, „Die schöne Reddezin", die eigentlich gar nicht in das Buch gehört, einschalten zu können. Seltsamerweise hat die Verfasserin ihre jüdischen Figuren etwas rücksichtslos, zwar mit allen möglichen Bildungslappen behängt, aber innerlich durchaus nicht liebenswürdig dargestellt.

Der Zöllner von Klausen. Historischer Roman von Johann v. Wildenradt. (Leipzig, Bernhard Schlicke.) — Der Verfasser dieses Romans hat ein starkes Gefühl für die historischen Vorgänge, aber die Behandlungsweise ist zu ernst, zu eintönig, um einem größeren Publikum gefallen zu können. Es handelt sich um die Reformationskämpfe im salzburgischen Gebiet, und es ist nicht zu bezweifeln, daß der Stoff gut gewählt und die Figuren interessant gezeichnet sind.

Kathinka. Roman aus dem Berliner Leben von O. Heller. Zwei Bände. (Berlin, Richard Eckstein Nachfolger.) — Weshalb der Verfasser diesem Roman die Bezeichnung „aus dem Berliner Leben" beigefügt hat, ist nicht recht ersichtlich, denn einmal spielen mehrere wesentliche Teile desselben gar nicht in Berlin, und dann tritt uns die Reichshauptstadt in keiner ihrer charakteristischen Eigentümlichkeiten daraus entgegen; es hätte also vollständig genügt, den Leser, wie dies ja auch geschieht, bei Beginn des ersten Kapitels zu orientieren. Der Roman verrät übrigens ein recht beachtenswertes Talent für psychologische Schilderung; die Gestalten treten sämtlich klar und kräftig in die Erscheinung. Schade, daß einzelne Züge von unschönem Naturalismus nicht gemildert wurden und daß eine interessante Figur des Romans, der Major von Hoven, dem Leser schließlich völlig aus dem Gesichtskreise entschwindet.

Zur Chronik von Grieshuus. Von Theodor Storm. (Berlin, Gebrüder Paetel.) — Eine Novelle von Storm vergißt man nicht leicht, daher werden unsere Leser sich dieser köstlichen Perle unter den Gaben der Muse des liebenswürdigen Dichters von ihrem ersten Erscheinen in den Monatsheften her gewiß noch erinnern. Ergreifende Gemütstiefe geht darin Hand in Hand mit der Treue in der Schilderung des historischen Hintergrundes. Die Buchausgabe ist des Werkes würdig ausgestattet.

Mein Sohn. Von Salvatore Farina. Zwei Bände. (Berlin, Gebrüder Paetel.) — Man hat es oft bedauert, daß die fremden Autoren bei uns in Deutschland überschätzt würden, und in der That sind wir gar sehr geneigt, bei der Beurteilung einheimischer Dichter besonders die Schattenseiten und bei fremden Verfassern die Lichtseiten zu betonen, so daß es zuweilen den Anschein gewinnt, als beständen die Werke ausländischer Poeten nur aus Licht- und jene der unserigen nur aus Schattenseiten. Aber alles in der Welt hat Vorzüge und Mängel, so auch die Erzählung von Salvatore Farina, die im ganzen genommen ein höchst liebenswürdiges Buch ist, mit wahrhaft entzückenden Einzelheiten voll köstlichen Humors aus der engen Sphäre des Familienlebens, was übrigens nicht hindert, daß manches darin dicht an die Grenze des Läppischen streift, denn bei aller humoristischen Kleinmalerei sollte niemals der Ausblick auf allgemeine Zustände fehlen. Die große Vorliebe der Italiener für kleine Kinder, welche sich bei Männern aus dem Volke oft in drolliger Weise zu erkennen giebt, bildet den Grundzug der reizenden Erzählung, dabei erscheint uns jedoch der gute Papa Placidi zuweilen etwas einseitig und beschränkt. Die Übersetzung, von dem verstorbenen Ernst Dohm begonnen und von Hans Hoffmann vollendet, liest sich gleich einem Original. In der dankenswerten Einleitung von Siegfried Samosch fiel uns auf, daß bei der Charakterisierung des Mailänder Erzählers Farina von Petrarca, aber nicht von Alessandro Manzoni die Rede ist.

Ein süßer Knabe. Eine unartige Geschichte von Karl Manno. (Berlin, Otto Janke.) — Trotz des resoluten Tones, in welchem diese Geschichte aus Mecklenburg vorgetragen wird,

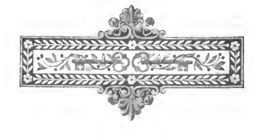
und obgleich sich darin die Kenntnis von Pferden und Hunden breit macht, möchte man doch dem Charakter der ganzen Geschichte einen etwas männlicheren Zug wünschen. Der „süße Knabe“ ist ein Muttersöhnchen voll jugendlicher Tollheiten, aber mit ganz tüchtigen Anlagen. Die naturalistischen Anläufe, welche in dem Buche versucht sind, bleiben gar sehr in geringfügigen Einzelheiten stecken. Karl Manna hat keinen rechten Blick ins Weite, er würde sonst seiner Schilderung irgend einen bedeutsameren Hintergrund gegeben haben, während er nur das Nächstliegende und Unbedeutende gezeichnet hat.

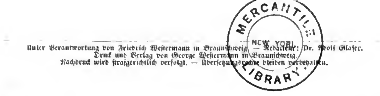
Das Vermächtnis. Roman aus der Gegenwart von Ernst Eckstein. Drei Bände. (Leipzig, Karl Reißner.) — Mit ungemein lebhaften Farben giebt uns der rastlose und routinierte Dichter hier ein Bild aus der Gegenwart, welches vom Anfang bis zum Schlusse fesselt und unterhält, wenn auch einzelne Züge etwas verbraucht und der Begriff, den er von der Socialdemokratie hat, nicht mehr ganz zeitgemäß erscheint. Zu den verbrauchten Zügen zählen wir das Opfer des Schweigens, welches sich der Held auferlegt, um den Ruf einer verehrten Frau zu retten. Die Socialdemokraten, welche Eckstein schildert, sind sämtlich Anarchisten der schlimmsten Sorte. Überhaupt ist der Arbeit eine gewisse Flüchtigkeit eigen. Als Vorzug tritt ein gewandter sicherer Ton hervor, mit welchem eine heitere und genußfrohe Lebensauffassung Hand in Hand geht.

Im Lande der Phäaken. Novellen von Hans Hoffmann. (Berlin, Gebrüder Paetel.) — Von den jüngeren poetischen Talenten hat sich Hans Hoffmann durch die Originalität seiner Arbeiten rasch einen geachteten Namen erworben. Den Lesern der Monatshefte ist er durch mehrere seiner belletristischen Schöpfungen bekannt und beliebt geworden; zwei von diesen: „Photinissa“ und „Perikles“, befinden sich in der vorliegenden Sammlung; die beiden anderen: „Die Nereide“ und „Der Erzengel Michael“, sind denselben ganz ebenbürtig. — Von demselben Dichter erschien im Verlage von Bernhard Schlicke eine Erzählung **Brigitta von Wisby**, welche durch ungemein kraftvolle Charakterzeichnung und ein sehr lebhaftes Lokalkolorit ausgezeichnet ist. — Gleichfalls bei Bernhard Schlicke erschien auch die Erzählung **Lülin und Lütine** von Claire v. Glümer, welche zuerst in den Monatsheften veröffentlicht wurde und deren sich unsere Leser gewiß mit Vergnügen erinnern werden. — Dasselbe ist mit dem Roman **Die Pfeifer vom Dusenbach** von Wilh. Jensen der Fall, dessen farbenreiche und historisch getreue Darstellungen allgemeinen Beifall fanden und finden werden.

* * *

Als willkommener Beitrag zur Goethe-Litteratur darf die kleine Schrift **Über allen Wipfeln ist Ruh**, ein Gedenkblatt an Goethes Aufenthalt in Ilmenau, herausgegeben von Gustav Liebau (Ilmenau, Aug. Schröters Verlag) bezeichnet werden. Abgesehen von der Erinnerung an die Entstehung des schönen Gedichtes „Wanderers Nachtlied“, enthält das kleine Buch eine Tabelle über die Besuche Goethes in Ilmenau zu verschiedenen Zeiten und ist überhaupt mit gewissenhafter Sorgfalt und warmer Empfindung ausgearbeitet.





Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck wird strafgerichtlich verfolgt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

